H. Künzel's
Geschichte von Hessen.

Motto.

Die Hessen sind außer den Friesen der einzige deutsche Volksschlag, der mit behauptetem alten Namen bis auf heute unverrückt an derselben Stelle haftet, wo seiner in der Geschichte zuerst erwähnt wird. Dies in seinem Beginne unvordenkliche, mit dem Volksgefühl verwachsene Einhaben angestammter Stätte ist ein Vortheil, aus welchem mehr als eine Tugend fließt.

Jakob Grimm.

Geschichte von Hessen

insbesondere

Geschichte des Großherzogthums Hessen und bei Rhein

in

Chronik- und Geschichtsbildern, in einer Liederchronik aus dem Munde der Dichter, in Mundarten, Sagen, Volksliedern, in geographischen Bildern und geschichtlichen Uebersichten.

Ein historisches Lesebuch für Stadt und Land, Schule und Haus in Hessen,

gesammelt und dargestellt

von

Heinrich Künzel.

Mit den Statuen Philipps des Großmüthigen von Hessen und Georgs I. von Hessen-Darmstadt, nach Scholl in Holzschnitt.

Friedberg.
C. Scriba's Buchhandlung.
1856.

Druck von H. Scriba's Buch- und Steindruckerei in Friedberg.

Seiner Großherzoglichen Hoheit

dem

Prinzen Karl von Hessen,

dem Kenner und Freunde

der vaterländischen Geschichte

in ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit zugeeignet

vom

Verfasser.

Vorwort zur Geschichte von Hessen.

„Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe" hat vor nicht gar langer Zeit bei einer Festfeier ein ächtdeutscher König gesagt. Sein Ausspruch enthält eine tiefe Wahrheit, zu deren Lebendigmachung und Lebendigerhaltung im Herzen des Volkes ich durch das vorliegende hessische Geschichtsbuch nach Kräften das Meinige beizutragen versuche. Zwar weiß ich recht gut, daß an ein ächtes Volksbuch dieser Art Anforderungen gestellt werden, die schwer zu erfüllen sind. Vor allem habe ich, wie ich hoffe, den Kreis des Stoffes, der zur Erkenntniß der allseitigen historischen Lebensentwickelung eines Volkes dient, namentlich seiner Gesinnung und Gesittung, durch eine sorgfältige Berücksichtigung seiner Mundarten, Sagen und Volkslieder, durch die erste Sammlung einer hessischen Liederchronik, ohne einen früheren Vorgang dieser Art, reichlich erweitert.

Während die vielen edlen und hochherzigen Fürsten des Hessenlandes mit ihren Charactereigenthümlichkeiten, mit dem Segen, den sie im Verlaufe vieler Jahrhunderte auf Land und Leute gebracht, als die Träger ihrer Zeit, die Mittelpunkte des staatlichen Zusammenhangs, als die Erhalter und Mehrer des Volks- und Landeskörpers, überall ehrfurchtgebietend in den Vordergrund treten; sind die Eigenthümlichkeiten, die selbstständigen Regungen des Volkes nach ihren verschiedenen inneren Strömungen, vor allem aber die culturhistorischen Bezüge überall mit gleicher Liebe und Gebühr berücksichtigt worden, und auch aus den Sagen, Liedern und Mundarten tönen uns die

reinen und ungetrübten, wenn auch manchmal etwas derben Stimmen aus dem Volksgemüthe unmittelbar entgegen. Auch war es namentlich darauf abgesehen, überall die ehrenvolle Antheilnahme Hessens an Kunst und Wissenschaft, an Bildung und Gesittung, an den großen Ereignissen des deutschen Gesammtvaterlandes, an den Weltgeschicken hervortreten zu lassen; wie sich Fürsten und Volk in segensreicher Wechselwirkung immer bestrebt haben, mit treuem Anschluß an das Bestehende und Positive nicht die Letzten unter den deutschen Fürsten und Volksstämmen zu sein; wie Hessen, das Herz Deutschlands, die Scheide zwischen Nord und Süd, stets ein lebendiges Glied des großen Ganzen geblieben; wie viel geistige Anregung es im Verlaufe der Jahrhunderte von Außen empfangen, aber auch dafür dem Gesammtvaterlande und der Welt aus seinem Inneren wieder zurückgegeben hat; wie überall Fürsten und Volk Treue gehalten gegen sich selbst, gegen Kaiser und Reich, gegen einmal eingegangene Verpflichtungen und selbst gegen solche, die auferlegt wurden.

Das Buch gehört darum recht eigentlich dem Volke. Es bietet keine Geschichte in kritischer und zusammenhängender Darstellung; aber die „Uebersichten" bieten den rothen Faden, an den sich alle einzelnen Bruchstücke als ausgeführte historische Gemälde mit genauer Angabe ihrer Zugehörigkeit anreihen und so die verbindenden Zwischenglieder der nach dem Plane nothwendig entstandenen Lücken bilden. Das Buch bietet eine auserlesene Sammlung historischer Bilder im größeren Styl, die den Vorzug haben, daß sie die bedeutungsvollsten Ereignisse mit Lebensfrische vorführen, und dadurch eine größere und nachhaltigere Wirkung im Gemüthe hervorrufen. Es fehlte uns bis jetzt ein ächtes hessisches Historienbuch, aus welchem Jung und Alt die Geschichte des Stammes gerne lies't, Nachrichten über Land und Leute, von vordem schöpft, und sich an deren Tucht und Frömmigkeit, an deren Sitten und Gewohnheiten spiegeln, erbauen und aufrichten kann. Für den Einzelnen ist es schwer ein solches Buch abzufassen; trifft er auch den rechten Ton, so wird ihm die Bewältigung des Stoffes große Mühe verursachen. Die große

Zahl der Gebildeten, und sie machen das Volk im edlen Sinne des Wortes aus, will keine Schattenrisse, keine bloß farblosen Uebersichten und Abrisse, keine statistischen Skelete, keine trockenen kritischen Zusammenstellungen und Erörterungen; es will markige, farbenreiche, lebenswahre, frische, ausgeführte Gemälde haben. In einer solchen Geschichte braucht nicht jede Thatsache verzeichnet, nicht jedes Jahr vertreten zu sein; ein einzelnes Bild genügt, um eine ganze Zeit zu characterisiren. Der historische Sinn des Volkes haftet am Einzelnen, an Orten, Personen, Begebenheiten; dieser Sinn will Fleisch und Blut, Mark und Bein in der Geschichte haben. Diesem in der Gegenwart lebhaft gefühlten Bedürfnisse der Jugend und des Volkes in den verschiedensten Lebenskreisen entgegen zu kommen und es zu befriedigen, war die Hauptaufgabe, die das Werk zu lösen suchte.

Den vielen verehrten Männern, die mich mit Rath und Beiträgen so nachhaltig und uneigennützig unterstützten, meinen Dank, der eben so warm, aufrichtig und anerkennend ist, wenn auch ihre Namen nicht einzeln genannt werden, die sich dafür unter ihren Beiträgen eingetragen finden. Die Vollendung des Druckes nahm mehr Zeit in Anspruch, als von Anfang an vorgesehen war; die Verzögerung that indessen der gewissenhaften Durchführung des Ganzen keinen Abbruch. Die Druckfehler, die sich durch die Entfernung vom Druckort eingestellt, sind, so weit es noch möglich war, verbessert worden. Mit aufrichtigem Dank müssen wir bekennen, daß das Buch eine freundliche Theilnahme überall gefunden; wir geben dagegen die Versicherung, daß wir uns bei der zweiten Auflage bemühen werden, ihm eine immer würdigere innere Ausstattung zu geben, zu verkürzen oder zu entfernen, wo es bereits jetzt schon nöthig erscheint, und dafür Wichtigeres an die Stelle zu setzen. Namentlich gilt dies in Bezug auf Rheinhessen.

Und so sei die hessische Geschichte in der vorliegenden Gestalt den Stammgenossen in Liebe übergeben, die auch ihren Werth ersehen und das noch in dieser Ausgabe Mangelhafte entschuldigen möge. Das Buch möge dazu beitragen, das Verständniß der Vergangenheit zum frischen lebendigen Bewußt-

sein der Gegenwart zu bringen; die geschichtliche Erkenntniß und die Entwickelung des historischen Sinnes in der Jugend und dem Volke zu einem immer entschiedneren Vorzug unserer Zeit zu machen, der darin besteht, die Eigenthümlichkeit vergangener Zeiten in ihrem scharfen Unterschied von der Gegenwart anzuschauen; es möge vor Allem dazu beitragen, daß sich alle Landesangehörige in dem Besitze dessen, was ihnen im Laufe der Zeiten durch die Gnade des lebendigen Gottes zu Theil geworden und in den Zuständen, in welche sie durch geschichtliche Entwicklung versetzt worden sind, glücklich, zufrieden und stark fühlen.

Darmstadt am Vorabende vor Ostern des Jahres 1856.

Heinrich Künzel.

Ueberſicht des Inhalts.

Erſtes Buch: Geſchichts- und Chronikbilder.

Zweites Buch: Hessische Liederchronik.

Drittes Buch: Mundarten.

I. Oberhessen.

II. Starkenburg.

III. Rheinhessen.

Viertes Buch: Hessische Sagen und Volksschwänke.

I. Sagen aus Oberhessen.

II. Sagen aus Starkenburg.

III. Sagen aus Rheinhessen.

Fünftes Buch: Hessische Volkslieder.

I. Oberhessen.

II. Odenwald.

III. Rheinhessen.

IV. Starkenburg.

Sechstes Buch: Geographische Bilder.

Siebentes Buch: Geschichte Hessens in Uebersichten.

Von H. Künzel.

Erstes Buch.

Geschichts- und Chronikbilder.

Die Chatten.

Aus der Germania des Tacitus.

(Capitel 30 und 31.)

(30) Weiterhin beginnt vom Hercynischen Walde der Chatten Gebiet, nicht so flach und sumpfig wie die meisten andern im weiten Germanien umher; denn es ziehen sich Hügel hindurch, die sich allmählig verflachen, und der Hercynische Wald begleitet zugleich und verläßt seine Katten. Das Volk hat ausdauernde Leiber, nervigten Gliederbau, trotzige Gesichter und größere Lebhaftigkeit des Geistes; für Germanen viel Verstand und Gewandtheit. Davon zeugt die Erwählung von Befehlshabern, der Gehorsam gegen Obere, die Kenntniß der Schlachtordnung, die Wahrnehmung der Gelegenheiten, der Aufschub des Angriffs, die Anordnung der Tagsgeschäfte, die Verschanzung zur Nachtzeit und der Grundsatz, nicht auf's ungewisse Glück, sondern auf Tapferkeit zu bauen; endlich, was das Seltenste und nur der römischen Kriegszucht eigen ist, das Höherachten des Feldherrn als des Kriegsheeres. Ihre Hauptmacht besteht im Fußvolke, welches sich nebst der Rüstung noch mit Eisengeräth und Mundvorrath belastet. Die übrigen Germanen möchte man sagen, ziehen zum Schlagen, die Chatten zum Kriegführen aus. Selten Streifzüge und zufällige Scharmützel. Wirklich schickt es sich mehr für die Reiterei, schnell den Sieg zu erkämpfen, schnell zu weichen. Hastigkeit nähert sich mehr der Furcht, Bedachtsamkeit dem Muthe.

(31) Eine Sitte, die auch bei andern Völkerschaften Germaniens, doch nur selten, und nur bei einigen Kühnherzigen angetroffen wird, ist bei den Chatten allgemein geworden, daß sie von erster Mannbarkeit an, Bart und Haupthaar wachsen lassen, und erst wenn sie einen Feind erlegt haben, die gelobte, der Tapferkeit geweihte Bekleidung des Antlitzes ablegen. Ueber Feindesblut und Kriegsbeute enthüllen sie das Angesicht, und dann erst glauben sie die Schuld des Daseins abgetragen zu haben, dann erst des Vaterlandes und der Aeltern würdig zu sein. Feigen und Unkriegerischen bleibt die Entstellung. Die Tapfersten tragen überdies einen eisernen Armring, (eine Schmach bei diesem Volke) gleichsam als Fessel, bis sie sich durch Erlegung eines Feindes lösen. Den meisten Chatten behagt diese Tracht: sie ergrauen in diesem Schmucke, der sie von Freund und Feind kenntlich macht. Bei ihnen steht in jeder

---

Cajus Cornelius Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, hat uns in seiner Germania oder in der Schrift „de situ et moribus Germaniae“ den ältesten geschichtlichen Bericht über das deutsche Volk hinterlassen. Er lebte bis in das Jahr 117 nach Christi Geburt, bis zu Ende der Trajanischen Regierung. Die deutsche Nation darf sich vor andern glücklich schätzen, eine so getreue, anziehende und geistreiche Schilderung ihrer ursprünglichen Sitten und Lebensweise als Ehrendenkmal ihrer Altvordern von einem großen Meister aufgestellt, zu besitzen. Was den größten Geschichtschreiber der Römer bewog, dieses herrliche Werk zu schreiben, war nicht nur die Achtung für ein noch unverdorbenes Volk, in welchem er die erstorbenen Tugenden der Vorfahren seiner eigenen Nation erkannte, sondern er leistete damit auch seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst. Seit mehr als zweihundert Jahren war das römische Volk mit den Germanen in Berührung gekommen, theils in feindselige durch schwere Kriege, theils in friedliche durch Handelschaft, und dieses Land war bereits in politischer Rücksicht für die Römer höchst wichtig geworden. Germaniens Lage, Sitten und Völkerschaften zu mißkennen, ihre Tapferkeit gering zu schätzen, und sie als Feinde zu verachten, war staatsgefährlich, und da unter Trajans Regierung Manche einen Krieg gegen die Germanen wünschten und anriethen, so war es Zeit, daß Einer auftrat, der ihnen die Augen öffnete.

Schlacht der Angriff; sie bilden immer des Vordertreffens gräßlichen Anblick. Denn nicht einmal im Frieden mildert sich ihr Aussehen. Keiner hat heut noch Aecker, noch einige Beschäftigung: wo sie hinkommen, leben sie von Andern, Verschwender fremden Guts, Verächter des Eigenthums, bis endlich kraftloses Alter sie der so rauhen Tapferkeit unfähig macht.

Die Hessen.

Nach Jakob Grimm *).

Die Hessen sind, außer den Friesen, der einzige deutsche Volksschlag, der mit behauptetem altem Namen bis auf heute unverrückt an derselben Stelle haftet, wo seiner in der Geschichte zuerst erwähnt wird. Denn wenn schon der Sueven Name aus frühster Zeit fortbesteht, sind doch ihre Sitze weiter gesteckt und veränderlicher gewesen. Dies in seinem Beginne unvordenkliche, mit dem Volksgefühl verwachsene Einhalten angestammter Stätte ist ein Vortheil, aus welchem mehr als eine Tugend fließt. Auch die Hessen, gleich den übrigen Deutschen, müssen einmal in ihre Landstriche eingewandert sein; aber wann, und unter welchen Umständen es geschah, weiß die Geschichte nicht, nur reicht ihre Ankunft lange hinaus über Cäsars Zeit, der die ersten, von den Chatten ausgewanderten Bataven bereits auf der Insel des Niederrheins kennt.

Die Chatten sind ein hochdeutscher, zu den Sueven noch gehöriger Volksstamm. Ich will dafür einen Beweis aus unscheinbarer Volkssage führen, den ich nicht gering schätze. Noch heute nennt man in ganz Deutschland, ohne zu wissen warum, beide, die Hessen und Schwaben „blinde," und wer etwas nicht gesehen hat, das Andern in die Augen fiel, wird auf der Stelle „ein blinder Hesse" gescholten. Besonders ist diese Schelte den sächsischen oder westphälischen Nachbarn der Hessen zur Hand; ich finde aber auch, daß die Niedersachsen im 16. Jahrhundert den Hessen den Beinamen „Hundhessen" ertheilten, was man auf den hundähnlichen Löwen der hessischen Fahnen bezog. Ein Müller zu Affoltern nannte die hessischen Soldaten im Jahr 1622 „blinde Hundehessen, Schelme, Diebe und Räuber." Süddeutschen und Schweizern müssen die Schwaben herhalten: „blinder Schwab" ist schweizerisches Sprichwort. „Ei ist es wahr," heißt es in Nefflen's Vetter aus Schwaben (S. 166), „daß die Bauern in Schwaben zehn Tage blind bleiben nach der Geburt? Mein Großvater sagte mir's, er war in Schwaben einmal gar lange in Quartier." Leonhard Thurneiser, der bekannte Baseler Arzt, schreibt im Jahr 1584: „Schwäbische Art; welches Geschlecht der Menschen nach der Geburt, wie man vermeint, neun Tage als die Hunde blind liegen sollen." Was so tief in Scherz und Ernst des Volks wurzelt, kann nicht anders sein als uralt, und ich zweifle nicht, daß im dreizehnten und neunten Jahrhundert dieselben Redensarten, vielleicht nur verschieden gewendet und ausführlicher entwickelt aus dem Munde der Leute gingen.

Wie sie nun deuten? Schon Möser läßt die Frage aufwerfen und nicht uneben beantworten **). Es konnte selbst Römern, die den Namen Chatti oder Catti hörten, einfallen ihn mit catus, catulus, catellus und catta zu vergleichen. Ich weiß nicht, wenn zuerst in unserm Mittelalter aus Melibocus, bei Ptolemäus *τό μηλίβοκον ὄρος*

---

*) „Geschichte der deutschen Sprache von Jakob Grimm. Leipzig 1848. Zweiter Band 565."

**) Mösers Werke 5, 26: Ich weiß nicht, wie die Rede eben auf die blinden Hessen fiel, als Jemand fragte, woher es doch in aller Welt kommen möchte, daß man die Hessen blind nennt, da doch diese Nation gewiß eine der scharfsichtigsten in Deutschland sei? „O, rief der alte Präsident von Z... aus, das will ich Ihnen wohl sagen: die Hessen hießen ehemals Katten oder Chazzen, woraus zuletzt Hessen geworden; und es ist sicher eine Anspielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß man die Hessen mit jenem Sobriket beehrt hat, welches jetzt, da die Hessen nicht mehr Chazzen heißen, ganz wegfallen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Katten in beständigem Kriege lebten, jenes Sobriket zuerst aufgebracht."

die Vorstellung Cattimelibocus und der deutsche Name der Grafen von Katzenellenbogen sich erzeugte, in deren Gebiet ein Malchenberg (mallobergus) diese Anwendung erleichterte, in deren Fahnen, wie in alten hessischen, der Löwenhund war *). Dieser Einklang erklärt aber bloß den hessischen Namen, nicht den schwäbischen. Es ist an sich völlig unwahrscheinlich, daß aus dem lateinischen Witz die deutsche Sage und Schelte, die Schwaben und Hessen in Gemeinschaft schon auf sich nehmen dürfen, entsprungen sei.

Sichersten Aufschluß gewährt uns also der Mythus von den Welfen, der sich unter Baiern, Schwaben und Hessen, wie wir sehen, wahrscheinlich auch bei Skiren und Rugiern, in wechselnder Ueberlieferung seit uralter Zeit entfaltet hat. Er scheint mir hochdeutscher Abkunft volles Zeichen. Die an manchen Orten vortauchende Sage meldet von drei, sieben, zwölf auf einmal gebornen Knäblein, die, weil sich ihre Mutter fürchtete, oder eine böse Schwieger es gern tödtete, ausgetragen oder ersäuft werden sollten, durch Dazwischenkunft des Vaters aber, dem man sie für blinde Welfer angab, zur rechten Stunde gerettet wurden. Hiernach empfangen sie den Namen Welfe, Hunde oder Eitelwelfe, Eitelhunde und werden Stammherrn berühmter Geschlechter. Auch die Abweichung kommt vor, daß man die neugebornen Drillinge dem Priester spöttisch als Hunde oder Welfer zur Taufe dargetragen habe. Mir scheint nun, daß ein solcher Mythus schon in ältester Zeit von einem Urahnen der Sueven, Hessen und Baiern umging, und der ihm angewiesene Name sich nicht nur in seinen Söhnen und Nachkommen, mit sagenhafter Verschiedenheit wiederholte, sondern auch in natürlicher Anwendung auf das gesammte Volk fortübertragen wurde, und bei dem Volke blieb zuletzt der Vorwurf welfischer Blindheit hängen. Es mag sein, daß das Alterthum zugleich von einem wirklich blind gebornen Helden, wie sonst von Stummen oder Tauben zu erzählen wußte, dem nachher Augen und Zunge gelöst wurden, und der dann um so gewaltiger erschien **); ein solcher kann davon den Namen Wolf, Welfo, wie der longobardische Lamissio von der „lama" (piscinia), in welche er ausgesetzt war, erhalten haben. Huelf bezeichnet eigentlich catulus, wird aber gleich diesem auf die blindgebornen Jungen der Löwen, Wölfe und Katzen erstreckt, und weil durch Abstumpfung der Form Huelf in Wolf scheinbare Aehnlichkeit mit Witz hinzutrat, so begreift es sich, daß in hochdeutschen Heldensagen auch der Wolf eine große Rolle spielt. In solchem Sinne werden also die Wolfungen den Welfen identisch, und Wolfdietrichs Name findet die Nebendeutung, daß er als neugebornes Kind von einem Wolf in den Wald getragen wird. Im Wappen schwäbischer und hessischer Geschlechter konnten sich die Welfer von selbst zu Löwen umgestalten, wo nicht Hunde und Wölfe schon im Namen blieben, wie bei den hessischen Hunden von Holzhausen und Wölfen von Gudenberg. Mit dieser Uebereinkunft hessischer und schwäbischer Sagen und Namen ist, wie mich dünkt, jene uralte Gemeinschaft der Chatten und Sueven nicht wenig bestärkt worden. Sie rechtfertigt sich durch die bald freundliche, bald feindliche Berührung, in welche schon zu Cäsars Zeit und nachher solche suevische Chatten ihre östliche Lage mit den niederrheinischen Sigambern und den Cheruskern zwischen der Weser und der Elbe brachte. Was den älteren Schriftstellern hier noch Sueven heißt, geht allmählig in den genaueren Namen der Chatten über. Sueven und Sigambern waren es, die römisch gesinnten Ubiern feindlich entgegen traten. Als 12 Jahre vor Christi Geburt Drusus durch das Land der Sigamber, die damals mit den Chatten überworfen waren (Dio Cass. 54, 23), bis zur Weser gedrungen war, scheint diese Gefahr die Deutschen schnell wieder geeint zu haben und bei Arbola setzten sie dem weichenden Feinde sich zur Wehr. Doch der Sieg blieb den Römern,

---

*) Oder auch Katze. Heinrich I. erscheint in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts als ältester Graf von Katzenellenbogen; eines seiner Nachfolger gedenkt Walther von der Vogelweide 81, 6. Uebergang aus dem M in N war natürlich und Gebirggestalten nach Thieren zu benennen üblich.

**) In der Edda ist Helblindi eines Wolfs und zugleich Odins Name.

deren Feldherr Festen anzulegen bedacht war, im Sigambrischen Lande Aliso, im Chattischen, dicht am Rhein. Einige Jahre später fiel er nochmals über verbündete Chatten und Sigambern. (Dio Cass. 54, 36.) Ein dritter Feldzug, der im Jahre 9 vor Christo mit des Drusus Tod endigte, war noch tiefer in das chattische, cheruskische und markomannische Gebiet vorgerückt.

Im ganzen ersten Jahrhundert fließt die Kunde von den Chatten reicher als in den folgenden, und den Cheruskern zur Seite, treten sie als eins der bedeutendsten und tapfersten deutschen Völker auf. Zwar dem Strabo, der uns den chattischen Namen neben Civius zuerst ausspricht, erscheinen die Sueven als das größte unter allen vom Rhein bis zur Elbe; ihnen nachstehend sind ihm Cherusker, Chatten, Sigambern und Chattuarier. Plinius (4, 28) ordnet dem hermionischen Hauptstamm unter: Sueven, Hermunduren, Chatten und Cherusker, Tacitus aber, nachdem er von den Bataven und Mattiakern, die beide chattischer Abkunft sind, und den undeutschen Bewohnern des Zehntlandes geredet hat, ergießt sich (Germania 30 und 31) in das Lob der Chatten *). „Ueber Feindesblut und Kriegsbeute enthüllen sie das Angesicht und dann erst glauben sie die Schuld des Daseins abgetragen zu haben, dann erst des Vaterlandes und der Aeltern würdig zu sein. Feigen und Unkriegerischen bleibt die Entstellung (nämlich Bart- und Haupthaar wachsen zu lassen)." Es ist, als höre man im Epos erzählen, wie der Held auf dem erlegten Feind stehend, seines Gelübdes endlich ledig, sich die langen Haare aus der siegesfrohen Stirne streicht; der Zug begegnet öfter in Lied und Sage, daß Einer durch Gelübde verbunden ist, Haar und Bart wachsen zu lassen, bis ein Kampf gefochten oder Rache genommen sei; gleich Feiglingen zeigen sich die Unerledigten mit zottigen, ungepflegtem Haarwuchs. Erst der Sieger darf seine Stirne aufräumen, und die Locken nach suevischer Weise, oben zusammenschürzen. Aber noch ein anderes Zeichen wird namhaft gemacht. „Die Tapfersten tragen überdies einen eisernen Armring (eine Schmach bei diesem Volke) gleichsam als Fessel, bis sie sich durch Erlegung eines Feindes lösen. Den meisten Chatten behagt diese Tracht; sie ergrauen in diesem Schmucke, der sie vor Freund und Feind kenntlich macht. Bei ihnen steht in jeder Schlacht der Angriff; sie bilden immer des Vordertreffens gräßlichen Anblick. Denn nicht einmal im Frieden mildert sich ihr Aussehen. Keiner hat Haus noch Aecker, noch einige Beschäftigung; wo sie hin kommen, leben sie von Anderen, Verschwender fremden Guts, Verächter des Eigenthums, bis endlich kraftloses Alter sie der so rauhen Tapferkeit unfähig macht." Diese in der Schlacht vorkämpfenden, ohne Haus und Hof lebenden, aber wo sie hin kommen vom Volk unterhaltenen tapfersten Krieger haben einige Aehnlichkeit mit den nordischen Berserkern, wie mit einzelnen Zügen des Ritterlebens im Mittelalter und der noch späteren Landsknechte. Der schimpfliche eiserne Ring gemahnt merkwürdig an die Pferdehalter, die nach einem alten Gesetz in Macedonien Armgürtel tragen mußten, wer noch keine Feinde erlegt hatte (Aristoteles Polit. VII. 2, 6), vielleicht auch an das Satteltragen im Mittelalter und die eisernen Ringe (circuli ferrei), nur daß dies alles zur Strafe auferlegt, die Fessel des Eisenrings freiwillig von den Muthigsten erwählt wurde, um sich durch den Schein der Schmach zu größeren Thaten anzutreiben. Diese Schilderung der Chatten konnte Tacitus, dem ihre Geschichte fast bis zum Ausgang des ersten Jahrhunderts vorlag, im Allgemeinen aufstellen. Seine übrigen Schriften berühren aber hin und wieder im Einzelnen, was bei ihnen vorging.

Des Varus Niederlage im 9. Jahre nach Christo trachtete Germanicus sieben Jahre später zu rächen; er überfiel mit ansehnlicher Macht unversehens die Chatten an der Adrana und verbrannte Mattium, ihren Hauptort. Die Cherusker wurden von Caecina abgehalten den Chatten beizuspringen, (1, 56). Gleich im folgenden 16. Jahre mußte Silius diesen Einbruch in's chattische Gebiet wiederholen, (ann. 2, 7, 25). Das erstemal trug er nur geringe Beute davon, nahm aber des

*) Vergleiche die vollständige Schilderung des Tacitus.

chattischen Fürsten Arpus Gemahlin und Tochter gefangen. Die beim zweitenmal entfaltete römische Streitkraft von 30,000 Fußgängern und 3000 Reitern gestattet einen Schluß auf die chattische Bevölkerung, gegen welche ein so bedeutendes Heer auszusenden nöthig schien. Im Jahr 17 sah Rom den großen Triumph, durch welchen des Germanicus unvollendete Siege über die Deutschen gefeiert wurden. Er siegte, heißt es bei Tacitus (ann. 2, 43) über die Cherusker, die Chatten und die Angrivarier; die gewonnene Beute, die Gefangenen, die Bilder der Berge, der Flüsse, der Schlachten; der Krieg wurde, obgleich noch unbeendigt, als abgeschlossen angesehen. In diesem Schaugepränge, das uns Strabo (pag. 291) unmittelbar aus seiner Zeit näher schildert, mußten auch die gefangenen deutschen Fürsten mit ihren Frauen und Kindern einhergehen, darunter Rhamis, die Tochter des chattischen Fürsten Ucromiros, dem cheruskischen Sohn Segimers Sesithak vermählt, welchen Ucromiros aber Tacitus (ann. 11, 16) Actumerus nennt; wahrscheinlich auch jene Frau und Tochter des Arpus, endlich Libes, der Priester der Chatten, vielleicht der alte hochdeutsche Name Liupo. Dieser Priester mußte unter dem Volk im Ansehen gestanden haben, weil ihn der römische Pomp gleich den fürstlichen Geschlechtern hervorhob. Daß die Chatten außer den Priestern auch weissagende Frauen (alahtrudi) hatten, wie die Bructerer Velleda, lehrt eine „chatta mulier,“ die Vitellius, als er von Galba nach Deutschland gesandt worden war (im Jahre 68) sein Schicksal verkündete (Sueton im Leben Galba's Cap. 7, 14). In's Jahr 58 fällt ein für die Chatten übel ausgeschlagener Krieg zwischen ihnen und den Hermunduren über die Salzquellen (wahrscheinlich der Werra, wo noch heute Salzungen liegt), wovon Tacitus (13, 57) merkwürdige Nachricht gibt. Bei dem batavischen Aufruhr unter Civilis in den Jahren 69 und 70 kann kein germanischer Volksstamm heftiger angeregt worden sein, als die Chatten, und die Belagerung von Mainz durch Chatten, Usiper und Mattiaker (hist. 4, 37) hing ohne Zweifel eng damit zusammen. Im Jahr 88 unter Domitian, der selbst einen Heerzug gegen die Chatten unternommen hatte, brach ein Krieg zwischen Chatten und Cheruskern aus, in welchem Letztere völlig unterlagen, so daß Chariomer, ihr Fürst, bei den Römern, aber umsonst, Hülfe suchte.

Nach den bisher gedachten Meldungen erstreckten sich die Chatten im Westen gegen den Rhein und an die Usipeten, im Norden an Tencterer, Sigambern, es scheint auch an eine Ecke der Chauchen, im Osten an die Weser und Cherusker, im Süden an Hermunduren, vielleicht noch an andere Sueven und das decumatische Land. Des Volkes Kern und Mittelpunkt lag an der Adrana (Eder, Edder), wo sie sich in die bei Römern nie genannte Fulda ergießt. Dieselbe Gegend ist auch später und bis auf heute unverändert als eigentlicher Sitz der Hessen angesehen worden, welche die Werra von den Thüringern, ein Dorf Wolfsanger an der Fulda unweit Cassel von den Sachsen schied. Ptolemäus aber in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts rückt die Chatten ostwärts vor. Erst in das heutige Thüringen, zwischen Chamaven und Tubanten, welche ganze Stellung, wie die der longobardischen Sueven, bei ihm verfehlt oder ganz dunkel scheint. Es gebricht uns an genauen Meldungen über die Lage und Geschichte der Chatten im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts, als daß eine Berichtigung thunlich wäre. Wenig aber hat es für sich, daß über die Weser hinaus im Lande der Cherusker und über die Werra hinaus in dem der Hermunduren die Chatten Fuß gefaßt haben sollten.

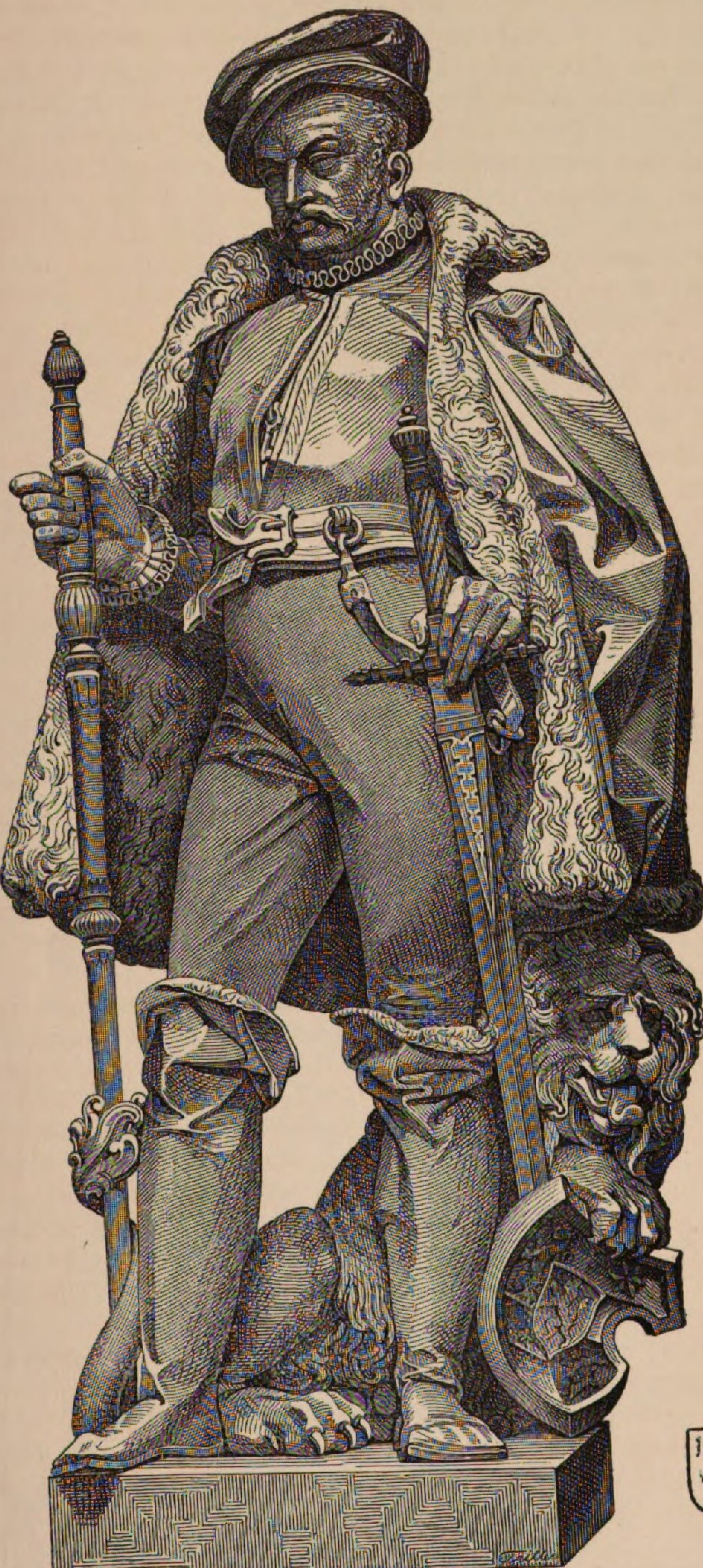
Wie seit Cäsars Tagen und vorher schon deutsche Heere den Rhein überschritten und sich auf der linken Seite des Stromes in Gallien ansiedelten, wie einzelne Haufen von den Römern selbst gewaltsam übergeführt, ihnen befreundet und sogar im römischen Heer verwandt wurden, allmählig dichtere germanische Bevölkerung dort erwuchs, unter der im dritten Jahrhundert der fränkische Name verlautete, ist schon früher gezeigt worden. Wenn Sigambern und Salier den wesentlichen Bestand dieser Franken bildeten, so könnte man im Voraus erwarten, daß dem alten Zug nach Westen folgend, auch Chatten in die fränkische Masse getreten wären; den Sigambern standen sie längst

befreundet und verbündet, und daß die mit den Saliern örtlich sich berührenden Bataven aus der Chatten Schooße hervorgegangen waren, mußte im Andenken des Volks unvergessen sein. Auch wohnen gerade in batavischer Gegend, wie nachher anzugeben ist, die noch ganz chattisch benannten Chattuarii, und Sulp. Alexander bei Gregor von Tours (2, 9) läßt zu Valentinians Zeit den in fränkischer Geschichte neben Sunno auftretenden Marcomir ausdrücklich als gallischen Führer erscheinen. Selbst die bei Ptolemäus neben Danduten und Turonen aufgeführten Marouigoi bieten Vergleich mit den fränkischen Merowingern und bezeugen uralten Zusammenhang zwischen Franken, Chatten und Thüringern, dessen die Geschichte dieser Stämme vielfach eingedenk bleibt. Dennoch scheint das innere chattische Volk aus seinem Stammsitz an der Eder gewichen und weder früher jemals in die Legionen der Römer eingeworben, noch später ein eigentlicher Bestandtheil des fränkischen Siegesheeres. Um so weniger wird sich behaupten lassen, daß der Name der Chatten, wie er zuerst in dem der Sueven begriffen war, zuletzt in dem der Franken aufgehe; zwischen dem mächtig aufblühenden Reich im Westen und dem Thüringischen im Südosten erblich der Chatten Ruhm, nicht ihr Name.

Hier liegt es mir ob, früher angeregten grammatischen Zweifel gegen die Gleichheit des chattischen und hessischen Namens wieder zu tilgen. Die Römer schreiben Chatti (Strabo und Dio Chattoi, Ptolemäus Chattai) ganz nach fränkischer Weise, und wie Chamavi in Hamaland überging, mußte das Ch in Chatti allmählig sich in H. wandeln. Auch erscheint in dem Namen eines von den Chatten entsprossenen Nebenstammes die Form Chattuarii gemildert in Hattuarii und sogar Attuarii, wie wir es in Charibertus Haribertus Aribertus, Chilpericus Hilpericus Ilpericus fanden. Der Anlaut macht also keine Schwierigkeit, und für Chatti würde althochdeutsch Hazzi Hazi ganz in Ordnung sein, denn auch für Hattuarii begegnet althochdeutsch Hazzoarii in den Annalen bei Pertz (1, 7, 343). Warum aber erscheint das seit jener letzten Anführung des Sulpitius Alexander verschollene chattische Volk zuerst wieder bei den fränkischen Annalisten des achten Jahrhunderts durchgängig unter der Benennung Hassii oder Hessii und nicht Hazzi Hezzii? Die Briefe des Bonifacius schreiben „in confinio paganorum Haessonum et Saxonum,“ die vita Bonifacii Hessi Hessorum, die annales Einhardi (Pertz 1, 153) Hassi, und so finde ich überall auch in dem häufigen aus dem Volksnamen geleitetete Mannsnamen Hassi, Hassio, Hesso nur S S, nicht Z Z geschrieben: „Hessi unus e primoribus Saxonum **)“ (Pertz 1, 155 anno 775), „cum Hassione“ (Pertz 1, 154). Die heutige Schreibung Hessen ist also schon durch die mittelhochdeutschen (M. [illegible] 75, 1) und althochdeutschen rechtfertig, und es wäre überflüssig, noch mehr Belege zu häufen. Ein Schwab oder Baier des siebenten Jahrhunderts würde in diesem Volksnamen Z Z, ein Sachse T T ausgesprochen haben. Das im achten Jahrhundert entfalte S S erklärt sich aus beiden und hat andere Analogien. — Kann hiernach die Verschiedenheit der Namen Chattus Chatta (und Chattio, wie Francus Francio) Hazzo Hassio Hesse keinen Anstoß geben, so wird auch über den ursprünglichen Sinn dieses Wortes wenig Zweifel bleiben. Es ist zurückführbar auf eine Eigenthümlichkeit der Tracht, die den ganzen Volksstamm, oder vielleicht den an seine Spitze tretenden Heros und Gott auszeichnete. Tacitus hebt zwar kein solches Kennzeichen der Chatten hervor, es könnte etwas gewesen sein, was allen Deutschen bemerkbar, dem Auge der Römer nicht auffiel. Angelsächsisch heißt hät, englisch hat, altnordisch hattr pileus, pileolus, galerus, etwan eine Hauptbinde und Haube, die sich dem angelsächsischen heafela vergleicht. Das angelsächsische häter, mittelhochdeutsch haz, haeze scheint Binde und Gewand in allgemeinem Sinne. Merkwürdig aber führt Odin selbst, dem wir oben als Helblindi begegneten, den Namen Höttr pileatus, wie der Geten und Gothen Priester pileati hießen. Warum sollte nicht den chattischen Libes

*) An der Gaugrenze der Hessen und Sachsen.

**) Ein Hesse aus den Vornehmsten der Sachsen.



solche mitra geschmückt haben? Höttr wäre gothisch Hattus (genit. Hattaus) und hetja heros könnte ihm verwandt, ja unmittelbar ein gothisches hattja = althochdeutsch Hassio Hessio sein, so daß es unnöthig wird für die Helden und Krieger, die im Hintergrund liegende Vorstellung des Hauptschmuckes festzuhalten.

Ich weiß kein anderes deutsches Volk, bei dem sich so viele Erinnerungen an das Heidenthum eng nebeneinander bewahrt hätten wie bei den Hessen, und zwar gerade in dem Landstrich, der auch als Hauptsitz der Chatten angesehen werden muß. Unfern von jener Donnerseiche bei Geismar lag zugleich ein Wuotansberg im Edergrund wie im Fuldathal bei Rotenburg ein anderer Wuotansberg und Großvatersberg (Ellerbeitenberg), dem als Großvater gedachten Donnergott geweiht. Es scheint, daß man die heiligen Oerter der beiden höchsten Götter gern neben einander hegte, wie auch im Norden ihre Bildseulen oft zusammenstanden. Fridеslar, zwischen Geismar und Gudensberg, muß, wie der Name anzeigt, eine gefeierte, heilige Stätte gewesen sein. Was Geismar bedeutete entgeht uns; weil aber mehrere Oerter dieses Namens auf hessischem, engrischem und thüringischem Boden vorkommen, (die hessischen in Urkunden des eilften, zwölften Jahrhunderts chesmari, gesmere, geismere, bei Perz 2, 825 steht gaesmere), darf man einen mythischen und chattischen Bezug kaum bezweifeln: die Wurzel gîsan, geis spirare, bullire, wovon Geist, spiritus, halitus und gothisch gaisjan metu percellere, usgeisnan stupere leitet auf heidnischen Brauch an heiliger Quelle. Bei Geismar liegt ein Sauerbrunnen, bei Hofgeismar ein Gesundbrunnen. Dicht vor Gudensberg liegt ein Dorf Maden (urkundlich Mathana, Madana) und nordwärts am Flüßchen Rhein, das auch den Namen Matzo, Matzof, d. i. Mazzaha empfängt, ein anderes Metze genanntes Dorf. Man hat die Wahl, in welchen von beiden man das alte, von Germanicus verheerte Mattium (nach Tac. ann. 1, 56 ausdrücklich „id genti caput") annehmen will. In die Lautverschiebung, wenn T T lateinisch sein soll, fügt sich Mattium, fränkisch mathana, althochdeutsch Madana. War aber das T T, wie in Chatti fränkisch, so ergäbe sich althochdeutsch Mazzaha. Das alte Volksgericht soll eben zu Maden gesessen haben, nach welchem ganz Niederhessen die Grafschaft Maden hieß. In dieser Gegend, zwischen Eder und Fulda behaupteten sich im eilften und zwölften Jahrhundert hessische Grafengeschlechter von Maden, Gudensberg, und Felsberg, auf welche sich der geschwächte chattische Glanz gleichsam zurückgezogen hatte, um neue Kraft zu sammeln. Noch lange Zeit ging der Spruch:

Dissen Deute Haldorf Ritte Bune Besse,
Das sind der Hessen Dörfer alle sesse,

wie sie bis heute links der Eder zwischen Gudensberg und Cassel fortbestehen. Es wird damit der enge Umfang des zuletzt aufrecht gebliebenen, aber ächten Hessens angezeigt. Dissen und Deute, Bune und Besse alliteriren. Ritte ist Altenritte, Bune Altenbaune; Besse heißt in Urkunden Passaha*). Man könnte wähnen, auch im Namen Cassel liege noch der des Volkes, die älteste Form in einer Urkunde Conrad des Ersten von 913 lautet Chasella; Dietmar schreibt im Jahr 1015 Cassalun (Pertz 5, 840). Doch wüßte ich weder das zutretende L zu verstehen, noch zu erklären, warum sich niemals die Gestalt Hassala Hessala zeige. Anderes Bedenken hat die Ableitung vom lateinischen castellum, dessen T sonst nicht schwindet, und keine Spur ist hier von römischen Bauten, wie etwa bei dem Cassel gegenüber Mainz. Bekanntlich gibt es sonst Oerter dieses Namens, außer dem flandrischen auch ein Cassella am Niederrhein.

*) „In Passahe et Fanahe" (trad. Fuld. edit. Dronke 6, 112); „in villis duabus Ritehessis et Fanahessis" (Ebendaselbst 6, 61) mit merkwürdiger Anfügung des Volksnamens an den Ortsnamen, wie insgemein aus dem dat. pl. der Volksname die örtlichen hervorgegangen sind, und wie „Hessen" eigentlich bedeutet „in Hessis," auch „in Rittehessis, Fanahessis" nichts sagt, als „in dem von Hessen bewohnten Ritte und Fenne." Fenne (auch Amts Gudenberg) ist ausgegangen.

So sehen wir, wie die Chatten von der Werra und Weser, im Gebiet der Fulda, Schwalm, Eder und Lahn bis zum Main und Rhein sich erstreckten, ein ansehnlicher Ableger von ihnen aber auch am Niederrhein, zwischen Friesen und fränkischen Völkern, frühe festen Sitz gewannen.

Die Thüringer und die Hessen.

Von E. M. Arndt *).

Die Menschen um den Thüringer Wald, oder der Thüringer und Ostfranke oder Kleinfranke. Der fröhlichste, lebenslustigste, beweglichste, umsichtigste Deutsche. Dem Böhmerwalde, dem Fichtelgebirge und der Elbe näher mehr mit Slaven vermischt. Es muß in der Grundanlage der Hermunduren so gesteckt haben. Das Land im Ganzen lustiges Hügelland mit einzelnen reichen Flußthälern. Der schöne noch herrlich bewaldete und darum auch ein schönes kräftiges Menschengeschlecht zeugende und nähernde Bergkamm nicht zu hoch; höchste Höhe etwa 3500 Schuh. Von diesem herab viele ablaufende Hügel, Flüsse, Bäche gegen Süden und Norden, von welchen die nördlich auslaufenden Höhen sich mit den Bergen des Eichsfeldes und Harzes und ihren Ausläufen begegnen.

Bei diesem Thüringer bedarf es nicht vieler Worte. Seine geistige Lebendigkeit Liebenswürdigkeit und Anstelligkeit, sein reiches mannigfaltiges Talent für alles und der musikalische Resonanzboden seiner Brust sind ja weltbekannt. Wie gesagt hier hat der Wende auf beiden Seiten des Thüringer Waldes auf die Blachfelder Thüringens und Meißens und in die Ostgränzen Frankens sich hineingedrängt. Der Thüringer hat sich später wieder gegen Osten ausgebreitet und ist mit den Sächsischen und Salischen Kaisern vorgegangen. Lebendigkeit, Beweglichkeit, Art und Sprache sind im Lande Meißen, in den Lausitzen und dem größten Theil Schlesiens die sichern Zeichen, daß die Leute aus Thüringen und Franken dort das Deutsche wieder emporgebracht haben. Es sind dort die wunderbarsten Verschiedenheiten den nördlichen Kolonielanden der Sachsen gegenüber, die kaum irgendwo schneidender und karakteristischer gefunden werden. Der Schlesier mochte nun zu der thüringischen Lebendigkeit und Beweglichkeit noch ein gutes Stück slavischer Leichtigkeit bekommen haben. Er sowohl als der sogenannte Kursachse — denn so muß man seinen zufällig entstandenen Namen im Gegensatz gegen den rechten Sachsen nennen — haben aber eine größere Weichheit und Geschmeidigkeit, die zuweilen fast eine flüssige und schlüpfrige Glätte wird, als der Stammbewohner der Thüringer Berge, welcher bei aller Munterkeit und Freiherzigkeit doch ein Dauerndes Festes hat, welches ihn als einen deutschen Urstamm zeichnet. Man muß zuweilen flaches und albernes Gered hören von Weinländern und Bierländern, von Wässerigkeit und Weinigkeit der Herzen, von der Trägheit und Schläfrigkeit, welche das Bier, von der Feurigkeit und Muthigkeit der Völker, welche der Wein hervorbringen soll. Ich aber sage, Wasser, Bier und Wein thut es nicht, es ist ein tieferes Naß, wohinein man hinabsteigen muß, wenn man über Art und Gemüth der Völker aburtheilen will. Der Thüringer und Nordfranke ist ein Biertrinker, und welches mächtige prächtige Feuer in dem Menschen, vielmehr als in einem der weintrinkenden deutschen Stämme! Der Engländer isset Weizenbrod trinkt vortreffliches Naß aus aller Welt, verzehrt täglich seinen Rostbeef; der arme Irländer bei seinen Kartoffeln und seinem Wasserglase ein wie viel lebendigerer, lustigerer, leichterer Mensch als der Engländer! wie wenig von dem Froschblut der Wasseramphibien in ihm! Uebrigens ist der Thüringer und Franke ein schöner Mensch; besonders schöne Gestalten, man möchte sagen reif und fertig gewordene Gestalten trifft

*) Versuch in vergleichender Völkergeschichte von E. M. Arndt. Leipzig. 1844.

man in dem Gebiet der weiland Grafschaft Henneberg und so weiter an der fränkischen Saale und rechts am Obermain bis Schweinfurt, Würzburg und zum Spessart hinunter; was sieht man da für prächtige Bauerngesichter! Der Bauer muß uns aber immer vor allen andern als Grundbild des Stammes gelten.

Einer könnte sagen, diese Schilderung des alten Hermunduren stellte das Bild seines Landes dar, eines anmuthigen hügelichten Landes, wo alle Natur lacht, wo die Ströme, Bäche und Quellen auch im dürrsten Sommer nicht vertrocknen und die Vögelstimmen selbst im Herbst und Winter noch klingen. Da haben Lust, Scherz, und Saitenspiel ihre natürliche Heimath. Etwas ist in diesem Ausspruch, aber es steht neben der äußeren Natur und ihren Bildern immer eine verborgene innere, die wir nicht kennen, jenes verborgene Geheimniß des ursprünglichen der Völker, vor welchem wir so oft als vor einem unauflöslichen Räthsel stehen bleiben müssen.

Der Gegensatz des Thüringers ist sein Nachbar, der Hesse, der Enkel des alten Chatten, welchem das jetzige Niederhessen zwischen dem Taunus und Rhön südlich und östlich und dem Weserbogen, wo die Fulda in jenen Strom fließt, zum Wohnsitz angewiesen ist, indem das Gebiet des Fuldaischen und der größte Theil des Nassauischen, des Waldeckischen und selbst ein Stück des Paderbornischen dazu gerechnet werden muß. Dieses Land des Hessen ist gebirgigt und rauh und nicht so anmuthig und fruchtbar als die Gefilde und Berge des Thüringers; und er selbst macht einen ähnlichen Gegensatz. Es laufen hier dem Menschen nach dem Frühling die Wasser weg, es fliegen dann auch die Vögel weg, wann die Flüsse und Bäche nicht mehr mitklingen und mitsingen, es herrscht eine gewisse Stummheit und Starrheit der Natur, die in Vielem auch wohl auf den Menschen eingewirkt hat. Es soll aber nicht vergessen werden, ich spreche bei meiner Auffassung und Darstellung des Karakteristischen immer von der lieben großen Menge, meine nicht die großen Städte, wo mehr eine allgemeine Bildung, gleichsam eine allgemeine Deutschheit, zusammenfließt. Der jetzige Hesse und der Nassauer und Fuldaer in seiner Sylva Buchonia darf sich wohl mit Recht rühmen, daß er und der Friese der Nordseeküsten und der Sachse Westphalen und der Weser und Leine bis an den westlichen Harz nachweisen kann, daß seit den ersten Zeiten der Römer auf deutschem Boden kein fremdes Blut in seine germanische Reinheit gemischt worden. Auch trägt er das Gepräge seiner ersten Deutschheit in starken kräftigen Zügen und eigenthümlicher Art, die noch an Tacitus Schilderung erinnert. Er heißt der blinde Hesse. Dies Wort blind soll gewiß kein Gebrechen bezeichnen, sondern eine feste derbe unerschütterliche Art, die keinen Wechseln und Veränderungen unterworfen ist; es soll gewiß den stillen festen Muth bezeichnen, mit welchem der Hesse mit offnem Aug wie ein anderer mit geschlossenem der Gefahr und dem Tode entgegen geht. Tacitus weiß schon hohe Dinge von der Tapferkeit und Kriegszucht der Chatten zu rühmen, wodurch sie sich vor allen ihren Landsleuten und Nachbaren auszeichneten; Festigkeit, Tapferkeit, Redlichkeit und Treue das heißt noch jetzt hessisch. Eine ganze eigenthümliche Ernsthaftigkeit und Ruhigkeit der stattlichen Männer. Nirgends in Deutschland sind die Menschen so wenig den Fremden neugierig und gesprächig oder überhaupt nur zugänglich. Darin übertreffen sie, glaub' ich, noch die Friesen.

Die Kurhessen.

Von G. Landau *).

In Kuhrhessen sehen wir den fränkischen Volksstamm über Oberhessen, den größten Theil von Niederhessen, über Fulda und Hanau verbreitet, den niedersächsischen in den Kreisen Hofgeismar und Schaumburg und im größeren Theil des Kreises

*) „Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen. Von G. Landau.“ Kassel 1842.

Wolfshagen, Thüringen im Werrathal und im Schmalkaldischen. Im Allgemeinen treu und bieder, rührig und fleißig, neigt sich der Niederhesse, gehoben und gefördert durch zahlreichere Städte, sowie durch Wasser und Landstraßen, einem regen, gewerbthätigen Leben zu. Dagegen ist der Oberhesse vorzüglich in den Thälern der Schwalm, der Ohm und der Lahn nur Landwirth. An Biederkeit und Fleiß dem Niederhessen nicht nachstehend, an Ausdauer denselben noch übertreffend, ist derselbe noch gerader und derber, zugleich aber auch wohlhabender als dieser. Ausgezeichnet durch seinen kräftigen Körperbau und seine einfache Lebensweise, hängt er mit Liebe am Hergebrachten und bewahrt darum auch noch eine Volksthümlichkeit, wie sie nicht häufig sich wieder findet. Insbesondere verdient der Schwälmer Erwähnung. Er zeigt uns eine hohe kräftige Gestalt, ein offenes schönes Gesicht und ein meist bläuliches Auge. Sein Haar ist in der Regel blond und fällt in langen Ringeln über den Nacken herab, erst in neuerer Zeit hat man hin und wieder begonnen, dieselben zu kürzen. Er ist grad bis zur Grobheit, aber bieder und brav. Treu und Glauben ist bei den Schwälmern noch heimisch; machen sie sich ein Dahrlehn, so geschieht dies in der Regel auf das Wort oder einen einfachen Handschein, und es ist schon ein Zeichen von Kreditlosigkeit, wenn der Schuldner die Verbriefung gerichtlich machen muß. Der Schwälmer ist ferner unendlich fleißig und sparsam; fest hängt er am Alten. Noch ist der Kaffee bei ihm nicht heimisch geworden, und wie der Vater und der Großvater es that, so genießt auch der Sohn und der Enkel noch seine aus Hafer bereitete Morgensuppe; noch feiert der Schwälmer seine Hochzeit mit allen Förmlichkeiten, und ein solches Fest, an dem oft die ganze Umgegend Theil nimmt, dauert mehrere Tage hindurch; seine Kirchweihen sind noch wahre Volksfeste und eine Menge von Gebräuchen findet noch statt, die alle den Stempel eines hohen Alterthums tragen. So findet man an der Schwalm den in der Schweiz üblichen Chilgang, hier das „Fenstern" genannt (wie im östreichischen Alpenland), die Verlobung geschieht nicht durch einen Wechsel von Ringen, sondern der Bräutigam gibt der Braut eine Summe Geldes, mehr oder weniger, je nachdem seine Vermögensverhältnisse sind, die Braut dem Bräutigam dagegen ein feines Hemd. Noch findet man das „Lebenausrufen." In der Waldpurgisnacht nämlich gehen die Bursche, alle mit Peitschen versehen, vor das Dorf und einer trennt sich vom Haufen und stellt sich wo möglich etwas erhöht, entweder auf eine Anhöhe oder einen Baum, und ruft:

„Hier steh' ich auf der Höh'n,
Und rufe aus das Leh'n, das Leh'n, das erste (zweite) Leh'n,
Daß es die Herren recht wohl versteh'n,
Wem soll das sein?"

Die übrige Versammlung antwortet dann mit dem Namen eines Burschen und eines Mädchens, und zwar mit dem Zusatze: „In diesem Jahr noch zur Ehe." Bei jedem einzelnen Paare wird mit den Peitschen geschnappt und so fortgefahren, bis die ganze Reihe der Heirathsfähigen vertheilt worden ist. So ernst die Bedeutung dieses Spieles auch früher gewesen sein mag, so beschränkt sich dieselbe doch nur noch darauf, daß die solchergestalt Zusammengegebenen für das ganze nächste Jahr als Tanzpaar verbunden sind. Die Schwälmer haben einen eigenen Nationaltanz, der deshalb auch der „Schwälmer" genannt wird, aber jetzt mehr und mehr in Abgang kommt. Die Bauerngüter an der Schwalm sind alle geschlossen, nicht etwa durch Meierschaft, denn sie sind meist Allodien, sondern durch Herkommen. Der älteste Sohn folgt dem Vater und die nachgeborenen Kinder werden mit einem Geringen abgefunden. Auf diesem Verhältnisse beruht dann zum Theil auch der Wohlstand der Schwälmer. Ein anderes Bild gibt jedoch der Bewohner des nördlichen Oberhessens (des Kreises Frankenberg). Ohne eigenes Volksthum, welches mancherlei Einflüsse schon früh verwischten, lebt er auf einem rauhen, undankbaren Boden, zu arm, zugleich aber auch zu wenig thätig, um durch Industrie neue Erwerbsquellen begründen zu können. Der

fleißige, aber meist arme hersfeldische Weber bildet das Mittelglied zwischen dem Niederhessen und Fuldaer, den Uebergang von dem einen zum andern. Schon die harte Sprache und die kraftvolle Gestalt des Buchenländers deuten auf seine Sitten hin, die mit der Rauhheit des winterlichen Klimas seiner Berge im Einklang stehen. Voll deutscher Redlichkeit und katholisch, zeichnet er sich vor dem Althessen durch seine größere Streitlust aus. Uebrigens unendlich fleißig, wandert er bis zum Rhein, um als Tagelöhner einige Gulden zu verdienen. Viel Aehnlichkeit mit dem Fuldaer hat auch der Schwarzenfelser, der zum Hanauer führt. Zwar ist Anfangs im Kinzigthal und rechts und links im Gebirge buntes Gemisch, die Folge ehemaliger Vielherrschaft; aber von den Rebengeländern Gelnhausens an wird es leichter und in der Mainebene wird es hell und sonnig. Ist da auch eigenthümliche Kleidung und Lebensweise verschwunden, so ist doch, dem nördlicheren Hessen gegenüber, der Karakter der Bewohner um so schärfer gezeichnet. Was der Süddeutsche gegen den Norddeutschen, das ist der Hanauer gewissermaßen gegen den Althessen. Leicht empfänglich für neue Ideen und aufgeklärt; thätig und gewandt, lebendig und fröhlich; so zeigt sich der Hanauer, in dessen Adern unverkennbar noch das französische und wallonische Blut fortwirkt; er nennt sich auch lieber einen Hanauer, denn einen Hessen. Völlig verschieden von allen diesen Bildern sind die, welche der Schaumburger und der Schmalkalder geben. Der Schaumburger, reich an ächter Volksthümlichkeit, trägt noch den reinen Stempel seiner altsächsischen Abkunft, sowohl in Sprache als in Gestalt und Lebensweise. Er ist schlicht und bieder, aber auch kräftig und roh. Der Schmalkalder dagegen ist ganz Thüringer. Zwischen hohen, kalten Bergen wohnend, ist er beinahe ohne Landwirthschaft und alle seine Kräfte gehören dem Bergbau, der Feuerarbeit und dem Handel, der ihn weithin über die Grenzen des Vaterlandes führt. Das Sprüchwort: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben", deutet auf den Fleiß und die Ausdauer des hessischen Volkes, und wahrlich: im Schweiß seines Angesichtes muß es dem meist dürftigen Boden sein Brod abringen, obgleich schon Tilly den alten Vers: „Im Lande zu Hessen hats große Berge und nichts zu essen, große Krüge und sauren Wein, wer wollte gern im Land zu Hessen sein", nicht bestätigen wollte. Im Allgemeinen hat der Hesse den Ruhm kriegerischer Tapferkeit.

Trachten, Sitten und Glauben in Kurhessen.

Nach Landau und Lengerke von Eduard Duller *).

Es giebt wenige Deutsche, welche in allen ihren Gewohnheiten, namentlich auch in der verständigen Sitte der eigen gemachten Landestracht von Linnen und Beiderwand, so beim Alten geblieben sind, wie die Nachkommen der einfachen Chatten, die Kurhessen. Ueberall haben wir in ihrem Lande die frugalste Lebensweise, und nirgend bei dem Bauersmanne städtischen Kleiderstaat, freilich aber auch sehr wenig von dem, was den Gaumen kitzelt und Aug und Herz erfreut, angetroffen. Eine Nationaltracht haben nur die Oberhessen, die Schwälmer, Fuldaer und die Bauern in einigen Aemtern Niederhessens. Der Oberhesse behielt meistens noch die weißen Kittel, den niedergekrempten Hut, die kurzen Beinkleider bei. Die Kleidung der Frauen ist entweder ganz schwarz aus selbstgefertigtem Beidergewand mit eigenthümlich geformtem, gleichsam zweifachem Häubchen, zwei langen auf den Rücken herabfallenden Zöpfen, einem enganschließenden, in kleinen Falten gelegten Mieder mit kurzen engen Aermeln, über die häufig noch weite Aermel herabfallen, dem aus diesen Aermeln hervortretenden

*) „Deutschland und das deutsche Volk. In Schilderungen von Ed. Duller." Leipz. 1845. 2 Thle.

schneeweißen Hemd, dem reich mit Gold und Silber gestickten Bruststücke, dem hundertfach gefalteten, nur bis über die Kniee herabreichenden Rocke, den mit hohen Absätzen versehenen Schuhen, wozu bei feierlichen Gelegenheiten noch ein kleines Mäntelchen kommt, welches über den Kopf gehängt wird und nur bis an die Schultern reicht, — oder bunt. Beim Schwälmer bildet die Kopfbedeckung eine halbkugelförmige roth-, zuweilen auch grünsammetne Mütze, verbrämt mit Pelz und besetzt mit Goldschnüren, an deren Stelle im Winter eine cylinderförmige tritt; der verheirathete Mann trägt auch, wenn er über Feld geht, einen dreieckigen Hut. Die Weste besteht aus hochrothem Tuch und ist mit vielen kleinen Metallknöpfen besetzt, der Rock und die Beinkleider aber aus feinem weißen Linnen. Prächtiger ist die weibliche Kleidung, ein zierlich und verschiedenfarbig gesticktes Häubchen mit rother Einfassung bedeckt den Kopf, eine Korallenschnur schmückt den Hals. Den Oberleib bekleidet ein Mieder von blauem Battist mit kurzen reich mit Spitzen besetzten Aermeln, welche um den Ellenbogen umgeschlagen werden. Ueber dieses wird dann noch eine schwarze sogenannte Schnürbrust (ohne Aermel) gezogen, auf der Brust liegt ein schwarzes, mit Gold und Silber, Perlen und Seide gesticktes Bruststück. Von den Hüften fallen 8—10 kurze nur zum Knie reichende Röcke herab, der oberste Rock besteht aus schwarzem Beidergewand, die andern aber sind sämmtlich mit buntem Bande und zwar die einzelnen Röcke verschiedenartig besetzt, und so eingerichtet, daß sie von dem äußersten an immer etwas länger werden. Unter den Röcken blickt auch noch das feine mit einem handbreiten Saum besetzte Hemd hervor. Endlich folgen leinene mit baumwollenen Zwickeln verzierte Strümpfe und Schuhe mit hohen Absätzen („Klötzschuhe)." Um den Hals schlagen sie gewöhnlich auch noch ein kleines Tuch, dessen Enden zurückgeschlagen werden, so daß die Bänder, welche an den Zipfeln derselben befestigt sind, mit denen, welche sich an der Korallenschnur befinden, zierlich gelegt über den Rücken fallen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten tritt an die Stelle des Häubchens ein anderer Kopfputz, welchen sie „Schappel" nennen, der aus Blumen, Goldflittern u. s. w. verfertigt ist, und diademähnlich auf den Kopf gesetzt wird. Doch hat nur die Jungfrau das Recht, sich mit bunten Farben zu schmücken. Der Fuldaer Bauer trägt grüne oder blaue Röcke von Leinwand und eine Pudelmütze oder einen breitgeränderten Hut; das Malerische der weiblichen Tracht wird noch mehr durch die eigne Weise des Kopfputzes gehoben, indem das lange Haar um die Scheitel gewunden und mittelst einer zierlichen hölzernen Nadel befestigt wird. Die Bewohner des Landgerichts Cassel erkennt man an hellblauer Jacke und langer schmaler Schürze, die der Aemter Welsungen, Spangenberg, Rotenburg an kurzer Schürze, welche den Körper ringsum von der Mitte bis zu den Knieen umgibt. Was den Aberglauben in Kurhessen betrifft, so besitzt derselbe, nach der Versicherung unsres Gewährsmannes Landau, noch immer, ungeachtet der großen Fortschritte der Aufklärung beim Landvolk, seit einem halben Jahrhundert, (und obwol mit dem alten Volksglauben auch alter Volksbrauch, Volkssage und Volksmährchen immermehr erlöschen), ein weites Feld. „Noch ist dem Teufel, dem Repräsentanten des bösen Prinzips, sein Reich kaum bis zur Hälfte zerstört; werden auch schon lange keine Hexen mehr verbrannt, so wird doch noch immer an Hexen und Hexereien geglaubt und alle Uebel, welche Menschen oder Vieh zustoßen, und deren Ursache das blöde Auge nicht sofort zu erblicken vermag, sind von „bösen Menschen angethan" worden. Noch gibt es unheimliche Orte, wo Gespenster ihr Wesen treiben. Noch liegen viele Schätze verborgen, aber die bösen Geister, welche sie bewachen, müssen erst gebannt werden, was nur zu bestimmten Zeiten und mittelst bestimmter Cermonien geschehen kann. Noch gibt es gute und böse Tage, und unter allen ist der erste Mai der bedeutendste. Da ruhen an vielen Orten die ländlichen Geschäfte, es wird nichts verborgt, es wird das Vieh nicht angespannt und auch nicht zur Weide getrieben, und wer an diesem Tage von seinem Nachbar Feuer holt, der macht sich der Hexerei verdächtig. Am Himmelfahrtstage werden Kräuter gesammelt, weil die an diesem Tage gepflückten große Heil-

kräfte besitzen sollen. Hin und wieder werden noch in der Johannisnacht Nothfeuer auf den Kreuzwegen angezündet und das Vieh durch das Feuer getrieben, um es für ein ganzes Jahr gegen Krankheiten zu sichern. In der Sylvesternacht gießt das Mädchen Blei, streut Asche und Salz, um seine Zukunft und den dereinstigen Bräutigam zu erblicken. Noch ist der Wehrwolf nicht verschwunden. Erst durch die Taufe wird das Kind vor dem Verwechseln durch die Wichtelmännchen geschützt und um diese bis dahin zu verscheuchen, wird ein brennendes Licht unterhalten. Vielfach sind auch noch die Gebräuche bei Kindtaufen, Hochzeiten, Todesfällen, Begräbnissen, Bezug einer neuen Wohnung und noch kaum erschüttert ist der Glaube an Sympathie und Ahnungen, und an Vorbedeutungen." Durch ganz Hessen verbreitet finden sich, wie Landau an einem andern Orte*) erwähnt, Sagen von den Wichtelmännchen, Spuren von ihren Wohnungen (die Wichtelkammer bei Riechelsdorf, das Wichtelhaus unweit Frankenberg bei Ernsthausen, das Wichtelloch am Dosenberg bei Attershausen an der Schwalm, ein anderes in der Nähe von Ziegenhain zwischen Obergrenzenbach und Schönborn oberhalb den Ruchmühlen). Um die Geister zu vertreiben, ziehen die jungen Bursche im Ziegenhainischen in der Nacht vor Walpurgistag vor die Dörfer und knallen mit den Peitschen die halbe Nacht hindurch. Sehr charakteristisch, an das von Kaulbach bei seiner Hunnenschlacht benutzte Motiv erinnernd, ist die Sage von der „Todtenhöhe" (einer Hochebene) bei Frankenberg, wo einst in unvordenklichen Zeiten eine Schlacht soll geschlagen worden sein, und wenn sichs jährt, stehn jedesmal in der Nacht die Erschlagenen wieder auf und beginnen den Kampf; neuerdings wollen Holzknechte, die einst in einer Winternacht über die Höhe gehn wollten, die Geisterschlacht gesehen haben, warfen, vor Graus übermannt, die Aexte weg, flogen heim, fanden aber am andern Morgen, da sie ihre Aexte zu suchen wiederkamen, nichts als ihre eignen Fußtritte im Schnee. Eigenthümlich ist die Art, wie die Bewohner des Schwalmgrundes den Alp erklären. Er ist ihnen entweder ein böser Geist oder das Liebchen des Geplagten. Um ihn zu fangen, soll man sich nur mit dem Betttuch zudecken, und wenn er kommt, dies über ihn zusammenschlagen, festhalten und in einem Kasten verschließen; öffnet man denselben früher, ehe ein Mensch ersticken kann, so fliegt eine weiße Taube davon, wo nicht, so setzt man sich der Gefahr aus, wenn es das Liebchen gewesen, dieses erstickt zu finden. — Am Meißner in Niederhessen ist der uralte Holle-Mythus noch nicht ganz erloschen; ein kleiner See an der Ostseite des Meißners heißt der Frauhollenteich, in der Nähe quillt der Gottesborn; wenn es am Meißner nebelt, hat Frau Holle ihr Feuer im Berge, wenn es am Meißner schneit, macht Frau Holle ihr Bett; aus dem Frauhollenteiche, in welchem das Baden Fruchtbarkeit verleiht, werden die kleinen Kinder geholt; Frau Holle bestraft die unordentlichen und trägen Spinnerinnen und verwirrt ihnen Flachs und Garn; die alten Spinnenlieder, worin der Frau Holle gedacht wird, sind zwar verklungen, aber noch immer bleiben am Sonnabend die Spinnräder unberührt und von Weihnachten bis Neujahr wird die Spindel nicht gedreht und es darf kein Flachs am Rocken bleiben. Ueberhaupt aber erinnern noch genug Ortsnamen in Kurhessen an die altdeutsche Götter-, Helden-, Kobold- und Riesensage; so Gudensberg (früher „wusdenesberc"), Donnerskaute, Donnersgraben, Donnershauch (hauk), Ermenswert, Hermensassen (jetzt mißbräuchlich Hartmuthsachsen), Ermetheis, schöne Herme, Hermannshain, die Virbitten, (Wiese bei Betziesdorf), der Olbenberg (an der Weser oberhalb Veckeshagen) das Mänkenloch im Schaumburgischen. In Schmalkalden sind noch folgende Gebräuche landesüblich. (Aus „Schilderung einiger Gebräuche und Sagen in Schmalkalden" von Pf. Hoffmeister Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde IV. 1 und 2.) Am Neujahrstage nach Beendigung der Morgenkirche versammelt sich der

*) In der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde I. Bd. 3—4. Heft. (Kassel 1837.)

Singchor im Schulhause, zieht hierauf zuerst vor die Wohnung des Predigers und trägt hier einige passende mehrstimmige Lieder mit Begleitung von Blasinstrumenten vor, dann aber geht er von Haus zu Haus, um bei jedem soviel Stücke vorzutragen, als Familien in demselben wohnen, und dafür eine Belohnung je nach dem Willen oder Vermögen derselben zu empfangen; dies Neujahrsingen dauert an größeren Orten oft acht Tage. Der zweite Januar heißt das „Laufneujahr", weil dann die Kinder in großen Haufen vor die Wohnungen der Wohlhabenden ziehen und sich kleine Gaben holen, eine Gewohnheit, welche auch an einigen Orten Niederhessens, in Niederalsungen, nur an andern Tagen stattfindet, wo die Kinder auf Fastnacht umherziehn, jedes mit einem langen spitzen Holz versehen, um daran die empfangenen Geschenke von Backwerk aufzuspießen. Nach dem Neujahrsingen" beginnt in Kleinschmalkalden die „Heiligenrechnung, d. h. die Zählung der im letzten Quartal des verflossenen Jahrs gesammelten Opfer und Berathung über deren Verwendung durch die Kirchenältesten, die Heiligenmeister, den Schullehrer und Kastenmeister in der Wohnung des Pfarrers, der dafür 2 Tage die Stube heitzen muß und das Präsidium bei der Versammlung führt; die beiden „Heiligenmeister" (Klingelmänner, Opfermänner) wählen mit Zuziehung der Kirchenältesten einen neuen Opfermann, welcher dann Kuchen und Braten zum Besten geben muß. Bei Hochzeiten sind so viel Rahmkuchen nöthig, daß es einem Haushalt schwer fallen mußte, den Rahm dazu zu liefern; daher senden alle Verwandte und Bekannte an dem bestimmten Tage Töpfe voll Rahm und alle Freundinnen der Braut nehmen Theil am Backen der Kuchen; die jungen Bursche und Freunde des Bräutigams finden sich zwar auch ein, jedoch mehr, um einen Polterabend zu halten, als um zu helfen; haben die Hochzeitsgäste zu Mittag gegessen, so sucht man einem derselben unvermerkt eine Schüssel mit Knochen vorzusetzen und dieser muß dafür dem Hausgesinde ein Geschenk machen. Wer bei lustigen Gelagen oder auf der Kirmeß zu lange ausbleibt, der wird auf einer Leiter geholt, d. h. einige handfeste Bursche bringen eine Leiter vor das Haus des Saumseligen, nöthigen ihn, sich darauf zu setzen, und tragen ihn so zur Gesellschaft; auch bei diesem Scherz ist es auf ein kleines Geschenk abgesehen. Von altem Volksglauben hat sich noch unter anderm der erhalten, daß man an vielen Orten das Essen einer Hagebutte (oder Hahnäufe, wie sie sagen) in der Neujahrsnacht für ein unfehlbares Mittel gegen Krankheit oder sonstige Anfälle hält, zu welchem Ende Viele diese Frucht in der Nacht pflücken und sie Freunden und Bekannten, oder, wem sie sonst wohlwollen, Aeltern, ihren Kindern, ohne ein Wort zu reden, durchs Fenster reichen, damit solche sie ebenfalls stillschweigend genießen und auf diese Art vor jedem Unfall das ganze Jahr hindurch gesichert sind. Wer das ganze Jahr hindurch Geld haben will, der muß (so sagt man in Schmalkalden) am Neujahrstag Unterkohlrabi zu Mittag essen, doch darf von dem Gericht nichts übrig bleiben. So lange ein Kind nicht getauft ist, darf nicht verliehen werden; die Wöchnerin selbst darf nicht eher unter einer Dachtraufe durchgehn, als bis sie sich mit der Hebamme in die Kirche begibt, um durch ein Opfer Gott zu danken; kommt sie von da wieder zurück, so muß sie dem Kinde dreimal stillschweigend in den Mund hauchen, damit es auch ferner vor Zauberei bewahrt bleibe. Karakteristisch ist das Volksmärchen vom dummen Teufel, das in Schmalkalden erzählt wird, wie nämlich ein rechtschaffener armer Mann, der fünf Kinder hatte, einstmals in der bittersten Noth zu einem reichen gegangen, der kein gut Gewissen hatte und sich gewaltig vor dem Tod fürchtete, und ihn gebeten ihm 4 Metzen Korn zu leihen, worauf dann der Reiche dem Armen acht Metzen Korn geschenkt, wofern er drei Nächte an seinem Grabe Wache halten würde, was dann der Arme auch gelobet; als nun der Reiche bald darauf gestorben und begraben worden, hat der Arme die erste und die zweite Nacht richtig auf dem Grabe gewacht, ohne daß ihm was widerfahren, aber in der dritten Nacht hat ihn auf einmal ein gar gewaltig Bangen überkommen, als er zum Glück an der Kirchhofsmauer einen alten Soldaten gewahr ward, der sein Abendpfeifchen rauchte und einen

Mantel und weite große Stiefel trug; dem vertraute er an, weßhalb er hier sei, und der Soldat erwiederte ihm, wo es Wacht zu halten gebe, sei er dabei, und wenn etwas zu verdienen oder zu leiden sei, wollten sie Halbpart machen; um Mitternacht aber ist der Teufel mit vielem Getöse gekommen und hat den beiden Wächtern geboten, das Grab zu verlassen weil der, welcher drinnen liege, ihm gehöre. Als nun der arme Mann gerufen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, hebe dich weg von mir, Satanas!“ merkt der Teufel, daß er mit Gewalt die Beiden vom Grabe nicht wegbringen kann, nimmt also zur List seine Zuflucht und verspricht ihnen den großen Stulpstiefel des alten Soldaten voll Gold zu füllen, wenn sie ihm die Seele des Reichen überlassen; während er nun weggeht, um das Geld zu holen, schneidet der Soldat geschwind den Schuh vom ausgezogenen Stiefel rund herum ab, so daß er nur den Stulpen in der Hand hält, und wie nun der Teufel zurückkommt und den Sack voll Geld in den Stiefel schüttet, fallen die Goldstücke unten durch in's hohe Gras; da sagt der Soldat: der Stiefel ist noch nicht voll; muß also der Teufel wieder fort und noch mehr Gold holen, und so auch zum drittenmal. Auch das schickt noch nicht, sagt der Soldat; nun wird aber der Teufel zornig und will ihm den Stiefel aus der Hand reißen, da kräht der Hahn und der Teufel muß auf und davon gehn und hat sich nicht mehr sehen lassen; der Soldat aber hat den armen Mann, mit dem er Halbpart gemacht, seine Halbschied geschenkt und ist zu ihm gezogen, und sie haben alle froh und fröhlich bis an ihren Tod miteinander gelebt. — Bekannt sind auch die Legenden von Winfried-Bonifacius (dessen Standbild jetzt in Fulda ragt) und von der heiligen Elisabeth, (die ihr geweihte Kirche in Marburg ist ein Meisterstück deutscher Baukunst; Landgraf Philipp der Großmüthige machte am Sonntag Exaudi 1539 dem Unfug abergläubiger Wallfahrten zu den Gebeinen seiner „Aeltermutter,“ der Muhme „Els“ ein Ende). Eine liebliche Barbarossasage knüpft sich an die Reste des Hohenstaufenpalastes zu Gelnhausen.

Oberhessische Trachten im Großherzogthum.

Von Eduard Duller*).

Die Provinz Oberhessen umfaßt die freundliche und fruchtbare Wetterau, den Vogelsberg, dessen Höhen ein um so rauheres Klima haben, und das unwirthbare Hinterland. Wie nun in solcher Weise klimatischer Unterschied, so zeigen sich auch volksthümliche in den einzelnen Landschaften Oberhessens, was Mundart, Sitte und Tracht betrifft. Das sogenannte „Hinterland“ ist insbesondere die Heimath jener fleißigen Männer und Frauen, der „Hessenländer“, welche zumal zur Sommerzeit nach der Wetterau, der Gegend von Frankfurt a. M. und Darmstadt und noch südlicher wandern, um bei den Aerntearbeiten sich im Taglohn etwas zu verdienen, und an denen die weibliche Nationaltracht durch das Spottliedchen bezeichnet wird: „Hessenländer Weibercher, mit den schwarzen Häubercher, mit den kurzen Röckelcher, tanzen wie die Böckelcher.“ Eine lebendige Ausstellung sämmtlicher Nationaltrachten des Großherzogthums Hessen**), war im Jahre 1844 in den Festtagen des Augusts in Darmstadt zu schauen, als alle Landschaften ihre stattlichsten Vertreter beiderlei Geschlechts zur Enthüllung des Ludwigsmonumentes gesandt hatten, des Denkmals, welches „Ludewig dem Ersten sein dankbares Volk“ errichtete. So lautet die Inschrift auf der Vorderseite des Würfels, über welchem die hohe Säule emporsteigt, die das kolossale Erzbild des verewigten Landesvaters trägt, dessen unsterbliche Verdienste um Hebung des Bauernstandes die Worte auf den aufgepflanzten

*) Vergl. „Deutschland und das deutsche Volk.“
**) Vergl. Nebel's Bild. (Darmstadt bei Kern.)

Festfahnen deutlich genug bezeichneten: „Vergütung des Wildschadens 1810", „Frohndfreiheit 1811, 1819," „Aufhebung der Leibeigenschaft 1811, 1827", „Gemeinheitstheilungen 1814—1827", „Verwandlung des Zehnten 1816, 1824," „Aufhebung des Novalzehnten 1816, 1820, 1821", „Aufhebung des Mühlbannes 1818", „Ablösung der Grundrenten 1831", „freier Absatz der Produkte — Zollverein, 1828", „Beförderung der Wiesencultur 1829." Bei dieser lebendigen Ausstellung der sämmtlichen Nationaltrachten des Großherzogthums Hessen hatte nun gerade die Provinz Oberhessen die reichste Mannigfaltigkeit aufzuweisen; da sah man den Burschen aus Gambach (Kreis Hungen) mit der runden Pelzmütze auf dem Kopf, der hellblauen Weste und dunkelblauen Jacke, beide mit silbernen Knöpfen besetzt, den kurzen gelbledernen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, und das Mädchen mit der blauen über dem Scheitel kammshoch steigenden, hinten im Nacken mit wallenden weißen und blauen Bändern geschmückten, unterm Kinn gebundenen Haube, deren Rand etwas über dem zurückgestrichenen Stirnhaar aufsaß, das Band unter dem Kinn bildete die in ganz Oberhessen übliche schwarze Schleife, hier etwas länger, bis zum Busen herabwallend, ein buntes Tuch um den Hals unter der den Oberleib knappp umschließenden, vorn mit einer Reihe Silberknöpfen geschmückten Mütze, die an der Taille vorn mit einer Schleife geschmückt war, den Rock in zahlreichen Falten bis etwas übers Knie herabreichend, in dunkelblauen Strümpfen und Schuhen. Gar stattlich stand der Bursche aus Rabenau (Kreis Grünberg) da, in kurzkappigem breitränderigem Hut, schwarzem Halstuch, blauer Weste mit doppelter Reihe von weißen Metallknöpfen, blaßgelbem Kittel, blauen Pantalons und Stiefel, und neben ihm die frische Dirne, das kurze, enge, hellfarbig-umgesäumte Häubchen auf dem Scheitel, das unterm Kinn zusammengebunden war, um den Hals eine Perlenschnur, dann ein buntes Tuch drum geschlagen oder gelegt, im buntberänderten Mieder, welches vorn ein zu beiden Seiten mit weißen Metallknöpfen besetztes breites Bruststück hatte, während die hellweißen Hemdärmel bis an den Ellenbogen hervorblickten, der hellgrüne, roth oder blau geränderte Rock bis an die Kniee reichend, um die Taille ein buntes Band, eine blendend weiße Schürze und desgleichen Strümpfe. Dagegen sah man nun wieder das Mädchen aus Heuchelheim (Kreis Gießen), das eben geschilderte Häubchen weiß mit dunklem Besatz auf dem Kopf, Halstuch, violette Jacke vorn geschlossen und auf der Brust mit grüner Schleife, den grünen Faltenrock etwas länger, und die violette Schürze davor, blaue Strümpfe; und ein anderes Mädchen aus Niederweisel (Kreis Friedberg) das zierliche rothe Hessenhäubchen mit schwarzem Vorband über dem sorgfältig zurückgestrichenen Stirnhaar, die schwarze Kinnschleife länger und das Vorband rundumlaufend, im Nacken lang herabwallend, das Halstuch roth, die enganliegende blaue Aermeljacke mit langer Taille, vorn zierlich mit zwei Reihen weißer Metallknöpfe, der bis über's Knie hinabreichende Rock gleichfarbig und eine vielgefältete violette Schürze darüber, die Strümpfe gleichfarbig mit Jacke und Rock; der Bursch daneben im gewaltigen Dreimaster, den Hemdkragen ein wenig überm schwarzen Halstuch umgeschlagen, eine hellblaue Unterweste, eine dunkle offene Jacke drüber, und über der letztern wieder den ehrenvesten dunkelblauen, kragenlosen, bis zum Knie reichenden Oberrock mit Seitentaschen vorn und einer bis über die Taille herabgehenden Knopfreihe, gelblederne Hose, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Minder vortheilhaft sah das Mädchen aus Angersbach (L.-Bez. Lauterbach) aus, mit dem weiß und rothgewürfelten auf ziemlicher Kammhöhe über dem Kopf gebundenen Tuch, dessen breite Zipfel sich am Halse bauschten, im violetten Leibchen, über welches ein buntgewirktes Tuch vorn kreuzweis bis zur Taille geschlungen war, die weißen Hemdärmel etwas bis über den Ellenbogen hervorblickend, der bis über's Knie hinabreichende hellbraune Rock mit der rothgebundenen weißen Schürze geschmückt, die Strümpfe blau; das Mädchen aus Pfordt (L.-Bez. Schlitz) trug eine hohe kegelförmige, zu beiden Seiten mit Wulsten ausgeschmückte schwarze Haube mit der obligaten schwarzen Bandschleife unterm Kinn, eine schwarze, weitärmelige Mütze (Jacke),

d'rüber einen umgeschlagenen gestickten Kragen, ein über's Kreuz auf der Brust geschlungenes rothes Tuch und eine silberne Kette d'rüber, einen für Oberhessen verhältnißmäßig sehr langen, fast bis an die Knöchel reichenden schwarzen Faltenrock mit blauer Schürze und weiße Strümpfe; der Schlitzer Bursche eine hohe rauhe Mütze mit zur Seite lang herabwallenden grünen Bändern, schwarzes Halstuch, grüne Weste mit weißmetallenen Knöpfen, langen dunkelblauen Oberrock mit kurzem Stehkragen, einer Knopfreihe und zwei Seitentaschen vorne, weiße Kniehosen und weite Querfaltenstiefel bis dicht an's Knie. Aus dem Bezirk Büdingen kamen die hübschen Landmädchen mit ihren eigenthümlich geformten weißen gestreiften Häubchen, die sich am Hinterhaupt senkrecht, vorn etwas nach innen gewölbt über dem plattgescheitelten Blondhaar aufthürmen, und mit schmalen weißen Bändchen gar nett und reinlich und anspruchslos unterm Kinn gebunden sind, in ihren dunklern, (meist braunen) weitärmeligen Mützen und langen Röcken, die blaue Schürze vorgebunden, das blaue, rothgeränderte Tuch kreuzweise über den Busen gebunden, die Schuhe hoch. Viel origineller sahen die aus dem Breidenbacher Grund aus, mit dem mehr im Nacken sitzenden kurzen, knappen und hinten bandlosen rothen Hessenhäubchen, das unterm Kinn durchs schwarze Band gehalten war, um den Hals ein schwarzes Seidentuch geschlungen, dessen breite Schleife im Nacken lag, in einer vorn offenen, nur an der Taille tief zusammengehaltenen weitärmeligen Jacke, ein langes sehr buntes Bruststück mit Schleifen vorn über dem Hemd, den dunklen Rock in vielen Falten und sehr kurz, eine vielgefältelte, nur wenig hellere Schürze drüber, gelbe Strümpfe und Strumpfbänder mit grellfarbigen Quasten und hohe Stöckelschuhe mit Schnallen. Die Krone von allen aber behielten die hübschen Dirnen aus dem Kreise Biedenkopf (ehemaligen Amt Gladenbach); die stachen Allen durch die natürliche, ungesuchte Eleganz der kleidsamsten Tracht am meisten in's Auge; da sah man das Hessenhäubchen so zu sagen in seiner ästhetischen Ausbildung, die Farbe schwarz, die Form den ganzen Kopf umfassend, so daß sie sich zierlich an die Bildung des Hinterkopfs schloß, mit einem verjüngten Vorsprung über die Stirn herabtrat und über dem Scheitel eine artige natürliche Krone bildete, statt der langen Bandschleifen quollen unter diesem Häubchen hinten die schönen dichten Zöpfe hervor den Nacken hinab, und die langen Bänder vorn wurden nicht knapp unter dem Kinn geknüpft, sondern entweder freigelassen, oder über der Brust lose in einander geschlungen; ein hellfarbiges Tuch legte sich in weiten Falten um den von einer Kette umschlossenen Hals, ein schöngeschwungenes ärmelloses, vorne offenes Leibchen um den Vorderleib, da quoll nun zu beiden Seiten der blendend weiße von bunter Saumspange gefaßte Hemdärmel bis nahe an den halben Unterarm vor, ein buntes, reichgeschmücktes Bruststück bedeckte den von jenem Leibchen offengelassenen Raum, und kreuzweise Schnüre umspannen unter dem Busen das bezeichnete Bruststück; ein bunter, in schöner Wellenlinie um die Hüften gelegter Gürtel schlang sich über den in zahlreiche Falten gelegten wenig bis über die Kniee reichenden und vorn mit einer etwas helleren Schürze verzierten Rock, blendendweiße Strümpfe und zierliche schwarze Schuhe mit hohen Absätzen vollendeten den reizenden Anzug, welcher ebensosehr der vollkommensten Naivetät entsprach, als er in Beziehung auf Anstand für ein Auge, welches in der Schönheit den Anstand und im Anstand die Schönheit nicht vermissen will, nichts zu wünschen übrig ließ. Doch genug dieses Bildes, das sich in vielfacher Hinsicht interessant, bei dem Volksfeste im August des Jahres 1844 in Darmstadt zeigte, einem Volksfeste, das in jeder Hinsicht diesen Namen verdiente, weil es den sprechendsten Beweis lieferte, erstens, wie das **Volk**, treuen Herzens und in seiner Treue unverwüstlichen Gedächtnisses, die **Volksliebe** eines edlen Fürsten noch nach vielen Jahren zu schätzen weiß und dessen **Andenken** zu ehren sucht, und zweitens, weil das Volk dabei bewiesen hat, daß es, wenn man seinen gesunden Ordnungssinn zu ehren weiß, keiner Polizei bedarf, um bei aller freudigsten Lust nicht über die Schranken zu schlagen, daß sein eigener richtiger **Takt** die allerbeste Polizei ist.

Die Odenwälder.

Nach Jäger*), August Nodnagel**), F. K. H. Beck***) und Ch. Lautern von Eduard Duller.

Die Odenwälder sind ein kräftiger Menschenschlag mit hohem geradem Gliederbau, doch findet man in armen Orten, wo die Mehrzahl der Bewohner nur sparsam nährende Kost bei schwerer Arbeit erhält, kleinere Menschen mit gebeugtem Nacken, eingedrückter Brust und ungelenken Gliedermaßen, als Folge der frühen Anstrengungen. Die frühere Nationaltracht des Odenwälders bestand bei den Männern in einem großen, um den ganzen Hinterkopf gehenden Kamm, einem aufgeschlagenen dreieckigen Filzhut, grüner Kutte von Beiderwolle („Bederwull"), hellblauer Tuchweste, wollenen Strümpfen mit Kniegurten, Schuhen mit großen Schnallen. Die Frauen, welche ihre frühere Tracht so ziemlich beibehalten haben, sind mit dunkelblau-tuchenen Mützen, dergleichen langen Röcken mit vielen Falten und mit Hauben von schwarzem Kattun, welche an beiden Seiten und oben mit Perlen gestickt sind, bekleidet; die Strümpfe sind ebenfalls von weißer oder blauer Wolle, die Schuhe haben Bändel. Zu diesem Anzug gehört ein großer, über zwei Fuß im Durchmesser haltender Strohhut mit einer großen schwarz- und rothen Kokarde, dieser schwere Hut wird am Arme hängend getragen und mehr gegen den Regen als gegen die Sonne gebraucht. Jetzt sieht man die grüne Kutte nur noch selten und es werden statt derselben lange Röcke von dunkelblauem Tuch mit einer Reihe Knöpfe ganz ähnlich den alten Hofröcken getragen, überhaupt sind Männer und Weiber ziemlich modernisirt. Die gewöhnliche Lebensweise des Odenwälders und seine Nahrungsmittel sind nach den verschiedenen Ständen, — Bauern und Taglöhner, sehr verschieden. Die Bauern leben gut und genießen nahrhafte Kost, namentlich viele Mehlspeisen, viel gesalzenes und gedörrtes Fleisch, gutes Brot, die Taglöhner dagegen müssen sich meistens von Kartoffeln ernähren und vermischen diese wenigstens zur Hälfte mit Getreidemehl zu Brot. Frisches Fleisch kauft der Odenwälder nur bei ganz besonderen Veranlassungen, nämlich bei Hochzeiten, Kindtaufen und Kirchweihen. Bei solchen Festlichkeiten ist er ausgelassen und sieht gerne, wenn auch Andere, namentlich die höheren Stände an seiner Freude und seinen Gelagen Theil nehmen. Er wartet auf mit Reis- oder Gerstensuppe, Ochsenfleisch mit Meerrettig, welcher in großen Schüsseln aufgetragen wird, Sauerkraut mit Erbsenbrei und Speck, Braten und Salat, sodann Kuchen in Menge und Kaffee in großen Häfen, welchen besonders die Weiber lieben und gerne sehr süß trinken. Auch vom süßen Wein, sogenannten Zuckerwein, sind die Frauen große Liebhaberinnen und trinken sich nicht selten einen Rausch, in welchem Zustande sie durch ihr fortwährendes gellendes Jauchzen recht unleidlich sind. Die verheiratheten Männer erfreuen sich mehr im traulichen Gespräch mit Essen und Trinken, die ledigen Bursche mit Tanz und der Weinflasche. Eigen ist es, daß in Gesellschaften von 5 — 6 und mehr Personen nur ein Glas aufgestellt wird, welches die Runde macht und von jedem, welcher getrunken hat, wieder voll gegossen wird, ehe es der Nachbar mit den Worten „wohl bekomms" erhält. Dieser trinkt die Gesundheit seines folgenden Nachbars, füllt das Glas und gibt es weiter. Wer neu in die Gesellschaft kommt, gleichviel, ob dieses im Wirths- oder Privathause ist, erhält es zugetrunken, und es wird als eine Geringschätzung angesehen, wenn man nicht „Bescheid thut," d. h. trinkt. Bei Tanzgelegenheiten gibt es unter den Burschen öfters Streit und dann herrscht leider noch an vielen Orten die sehr üble Gewohnheit, daß

*) „Die Land- und Forstwirthschaft des Odenwaldes. Eine gekrönte Preisschrift. Von Jäger. Darmstadt 1843."

**) Nodnagel gab schriftliche Mittheilungen.

***) „Das Landrecht der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg im Odenwalde, von F. K. H. Beck und Ch. Lautern. Darmstadt 1824."

die Messer gezogen und gestochen wird, wobei es oft tödtliche Wunden setzt; durch scharfe Untersuchungen und angemessene Bestrafungen ist es indessen schon dahin gekommen, daß die Schlägereien seltener, und wenn sie vorkommen, doch weniger gefährlich werden. Die Kirchspielsverhältnisse üben einen eigenen und nicht günstigen Einfluß auf die Odenwälder aus. Der von der Mutterkirche entfernt wohnende Theil der Bevölkerung findet seine oft einzige Unterhaltung in dem sogenannten Kirchgange; neben der Kirche befindet sich aber meist das Wirthshaus und oft wird in demselben verdorben, was in jener Gutes bewirkt werden sollte. Die Wohnungen des Odenwälders sind niedrig und nicht sehr hell, die Stuben in der Regel schwarz, weil statt Lichtern noch Fackeln, Leuchtspähne von Buchen-, Birken- oder Kiefernholz gebrannt werden; die Viehställe sind oft in besserem Zustande als die Wohnungen der Menschen; Reinlichkeit ist nicht immer im Hause zu finden, die Fenster werden selten geöffnet und im Winter wird so stark eingeheizt, daß Eintretende vor Hitze umfallen möchten; der nächste Stuhl am Ofen gehört dem Großvater, der zweite Platz auf der Ofenbank dem Vater.

Der Rheinhesse.

Nach W. Hesse*) und Karl Andree**).

Der rheinhessische Landmann ist von starkem Körperbau, geschickt und gewandt zu allen Feldarbeiten, welche er mit Fleiß und Lust betreibt. Von Natur aus mit glücklichen Anlagen und heiterem Sinne begabt, haben die äußeren Verhältnisse, in welchen der Rheinhesse sich bewegt, seine Gewandtheit im Leben erhöht. Leider wurde die gründliche Bildung und Entwickelung des Gemüthes und Geistes nicht in gleichem Schritt mit jenen äußeren Einwirkungen gefördert. Die Prozeßsucht, oft Unversöhnlichkeit in den vielfachen Beziehungen des geselligen Verkehrs, trüben nicht selten das ruhige Leben der Familien und ganzer Gemeinden. Die beständigen Wechselungen der politischen Verhältnisse, der Staatseinrichtungen gaben seit vierzig und mehr Jahren manchen Anlaß dazu; außerdem thut es die ansehnliche Bevölkerung der Provinz und das nahe Beieinanlerleben. Doch findet man viele Familien in Rheinhessen, in welchen das Band der Einigkeit und des gegenseitigen Wohlwollens in ihrer Reinheit ungeschwächt vorhanden sind. Die Religiösität ist in den meisten Gemeinden Rheinhessens ein erfreulicher Grundzug im Volkscharakter; doch ohne Kopfhängerei und mit breiter Toleranz.

Im Allgemeinen ist die Lebensart der Rheinhessen einfach. Selten finden Tänze in den Dörfern Statt. Das Kirchweihfest ist das Hauptfest des Ortes. Es dauert gewöhnlich drei Tage und verursacht einen viel zu bedeutenden Kostenaufwand. Die Freunde und Verwandten aus der Nähe und Ferne sind dann eingeladen und werden mit Freude festlich bewirthet. Oft veranlaßt ein solches Fest Streitigkeiten unter den jüngeren Männern, welche in blutiger Weise ausgekämpt werden, und in welcher eine Rohheit zum Ausbruche kommt, die einen starken Zug in der Schattenseite des rheinhessischen Charakters liefert. Die Erholungen des Rheinhessen sind außerdem seine Fahrten auf die Märkte, um seine Erzeugnisse zu verkaufen. Der Hauptgenuß gewährt dem Rheinhessen der Wein. In guten Weinjahren versagt er sich auch zuweilen das Uebermaß desselben nicht. Doch kann man den Hang zur Trunkenheit nicht als einen allgemeinen Fehler im Leben des Rheinhessen bezeichnen. Die Kleidung des rheinhessischen Landmanns ist wenig von der der Städter unterschieden. Im Allgemeinen hat die Reinlichkeit und Mäßigkeit seit zwanzig Jahren sehr zugenommen. Der Gesundheitszustand ist erfreulich.

---

*) „Rheinhessen in seiner Entwickelung von 1798 bis Ende 1834 von W. Hesse. Mainz 1835."
**) Karl Andree bis 1841 Redakteur der Mainzer Zeitung.

Mainz hat für jeden Fremden, gleichviel ob derselbe kürzere Zeit in der Stadt verweilt oder sich länger dort aufhält, so viel Anziehendes und Fesselndes, wie wenig andere Städte. Vieles trägt dazu bei, daß Jeder sich hier bald heimisch fühlt, die herrliche Lage der Stadt, das rege und bewegte Leben am Rheinhafen, der ununterbrochene Zuzug von Fremden, hauptsächlich aber das heitere, ungezwungene, freie Wesen der Bewohner und das ächt rheinländische Verhalten, welches Derjenige am besten zu begreifen und zu würdigen lernt, der als Fremder dasselbe längere Zeit unbefangen beobachtet. Die Bevölkerung von Mainz besteht aus mannichfachen Elementen; im Laufe der Jahrhunderte hat sich ein Flötz über den andern gelagert, aber die einzelnen Schichten haben sich immer sehr bald zu einem gediegenen Ganzen vereint und wie zu einem Gusse durchdrungen und verbunden. Im Charakter des Mainzers schlägt Offenheit und Lebhaftigkeit vor; es fehlt ihm nicht an Liebe zur Thätigkeit; seine Freimüthigkeit verleugnet sich unter keinen Umständen. Mit dem Worte ist er schnell fertig, und auf Rede weiß er vortrefflich Gegenrede zu geben. Er hat im Allgemeinen einen scharfen Blick und eben so scharfen Witz, der neben seinem zwanglosen Wesen und dem löblichen Sinn für Anstand und Ordnung alle Stände durchdringt. Die ärmeren Klassen, so gründlich derb sie sich auch zu äußern pflegen, sind doch im Grunde harmlos und gutherzig, und ihre handfeste Derbheit ist jedenfalls der Verdumpfung oder abgeriebenen Pfiffigkeit, die man wohl in einzelnen andern Städten findet, bei weitem vorzuziehen. Bei dem Guttenbergfeste haben alle diese vortheilhaften Seiten der gastfreien Mainzer sich im hellsten Glanze gezeigt und ihnen die wohlverdiente Achtung und Sympathie des gesammten deutschen Vaterlandes erworben.

Der Mainzer hält viel auf den Ruhm und die Ehre seiner Vaterstadt, welche Niemand antasten darf, ohne sich empfindlicher Rüge auszusetzen. Wo es sein Mainz gilt, da scheut er nicht leicht ein Opfer, und Alle vertreten mit Nachdruck die Stadt und machen gegen außen Front. Es liegt in ihnen ein städtischer Patriotismus im besten Sinne des Wortes, der weit entfernt ist von der Beschränkheit einer verknöcherten Pfahl- und Spießbürgerlichkeit anderer Ortschaften oder dem leeren Dünkel mancher öden Residenzstädte.

In Bezug auf Volksmenge nimmt Mainz unter den Rheinstädten die vierte Stelle ein; es folgt auf Rotterdam, Köln und Straßburg. Seine bürgerliche Einwohnerschaft beläuft sich auf 33,000 Seelen, wovon etwa 1900 sich zum mosaischen Glauben, 6000 zur evangelischen und die übrigen zur katholischen Kirche bekennen. Der Mainzer hält, wie billig und recht, auf seinen Glauben, und es darf ihn darin Keiner kränken. Eingriffe der Polizei und Staatsgewalt in die Kirche würden ihn mit Entrüstung erfüllen, aber gegen Andersdenkende ist er, als verständig, gebildet und aufgeklärt, entschieden duldsam. Er faßt im Leben nur den Menschen in's Auge, über den Glauben läßt er Gott richten. Daher ist ihm konfessionelle Zwietracht zuwider, und wenn sie sich irgendwo zeigen sollte, so würde sie stets auf sehr kleine Kreise beschränkt bleiben, und die gesellschaftliche Eintracht nie zu trüben vermögen.

Auf's Tiefste ist in Mainz der Sinn für Oeffentlichkeit eingewurzelt, der ganz dem Naturell des Rheinländers entspricht. Dieser erträgt keine Geheimnißkrämerei, und lästige Beamtenbevormundung ist ihm von Grund der Seele verhaßt. Darum hat auch in Mainz ein widerwärtiges Polizeiregiment nie aufzukommen vermocht, und man bewegt sich in dieser Stadt, ungeachtet der Festung, so zwanglos und ungehindert, wie in irgend einer andern Stadt der Welt. Diesem Sinne für Oeffentlichkeit entsprechen manche von den Institutionen, welche die französische Revolution den Rheinlanden brachte, und darum eben fanden sie so willige Aufnahme und gingen so wunderbar schnell in Saft und Blut des Volkes über, daß dasselbe bis auf den heutigen Tag mit Leib und Leben an seinen „rheinischen Einrichtungen" hängt. — —

Die Gewerbsamkeit von Mainz hat besonders in der letzten Zeit einen mächtigen Aufschwung genommen. Der Fleiß und die Intelligenz der Bewohner, die Leich-

tigkeit, alle Arbeitsstoffe zu beziehen, und die günstige Lage für den Absatz haben zusammengewirkt, um die Industrie zu beleben. In mehr als einer wichtigen Angelegenheit ist von den Mainzern die erste Anregung ausgegangen; Mainz war die erste Stadt in Deutschland, welche eine Industriehalle gründete, in welcher jeder Gewerbsmann seine geprüften und für tadellos befundenen Arbeiten zu öffentlichem Verkaufe ausstellt. Dieser Gewerbsverein war auch der erste, welcher den ihn ehrenden, wahrhaft volksthümlichen Vorsatz faßte, für den September 1842 die erste allgemeine deutsche Gewerbsausstellung zu veranstalten, und er hat alle Hindernisse, welche der Verwirklichung des Planes im Wege standen, durch Beharrlichkeit glücklich aus dem Wege geräumt und sich allgemeine Anerkennung erworben.

Was den Handel betrifft, so verlor zwar im Jahre 1831 die Stadt ihr Stapelrecht, und die Rheinsperre durch die Holländer hat ihr vielen Schaden verursacht, ungeachtet des Freihafens, aber die Dampfschifffahrt seit 1827 hat Vieles ausgeglichen, und wenn der Kaufmannsstand dieselbe Rührigkeit zeigt und sich zu demselben Gemeinsinne erhebt, welche der Gewerbstand bethätigt, so ist kein Zweifel, daß der von der vortrefflichsten Lage begünstigte Handelsverkehr zu immer höherem Gedeihen gelangt. Auch die Dampfschifffahrt auf dem Main, und die Ludwigsbahn, die Mainz in directe Verbindung mit Paris gebracht hat, sind neue Quellen des Reichthums für das alte „goldene Mainz" geworden.

Von der Mäßigkeit der Hessen, und zuvörderst von ihres Lebens uffenthalt im essen vnd trincken.

Aus Dielich's Hessischer Chronik 1608.

Gleich wie nuhn die Hessen ein sehr arbeitsamb vnd hart volck, also achten sie sich sehr wenig besonderer leckerbißlein vnd niedlichkeit der Speisen, sondern nuhr allein, welche genugsamb ist zur erhaltung ihrer arbeitsamen Leiber, als frisch vnd geräuchert fleisch, speck, bratwürste, milch, käse, gesaltzene butter, erbsen, rüben, auch eingesaltzt sauwer kraut, haffernbrei, bonen vnd andere harte speisen, wie auch vorweilen die alten Catten gebrauchet haben. Ihr getranck ist ein gemein dün bier, wiewol nicht ohne, daß sie auch an etlichen orten, besonders in Vnterhessen vnd der Graveschafft Waldeck auch gute bier brauwen, sich je bißweilen darin, wie auch in wein, so sie auß Francken, vnd insonders denen landen am Rhein gelegen, abholen, weitlich, in massen es dann leider in Teutschland ein gemeiner brauch ist, mit sauffen begehen. Darumb verwarten sie mit besonderm verlangen die Kirchmessen vnd jahrmärckte, vnd lassen es jhnen alsdann an fressen und sauffen nicht mangeln. Kompt als dann etwa einer, sey frembt oder nicht, seiner gescheffts halber in das hauß, oder losament, oder gehet ein bekanter vor demselbigen ort, in welchem man die zeche helt, vor vber, ruffen sie jhn an, reichen jm einen trunck, vnd halten denjenigen, so jhnen solchen abschlegt, entweder vor einen feind oder aber zum wenigsten vor einen groben ungezogenen gesellen. Vnder dem zechen geben sie einander die hände, so oft einer dem andern zutrincket. Wann sie anfenglich zusammen kommen, vnderreden sie sich zwar freundlich vnter einander, weret aber nur allein so lang, bis jhn das getränck in kopf steiget: Als dann singen vnd ruffen sie also größlich, daß auch einer den andern nicht recht vernehmen kann. Wann sie nuhn erregter massen toben, kommt es leichtlich zum gezenck, vom gezenck zu schlägen, ja auch bißweilen gar zum ermorden. Sihe das ist als dann der Lohn vnd nutzen, wenn man also auff den künftigen durst trincket, vnd sich darmit in eine selbst schuldige vnd erkauffte vnsinnigkeit stürzet.

Doch will ich alhier außgedinget haben, daß ich dieses nicht zur verachtung meines Vatterlandes, sondern viel mehr denen jenigen, welche an solchem wesen noch

ein gefallen tragen, zur abmahnung geschrieben, auch ihnen hierin gezeiget habe, wie artig sie, wann also der Circebecher vbermässig herumb gehe, gleich als Vlyssis gesellen, in grobe, wil fast sagen, natürliche vnwissende sew vnd grimmig wilde Thier verkehret werden.

Die ganze Woche ist diß volck in fleißiger und embsiger arbeit: Den Sonntag aber braucht es zur erquickung. Dann nach angehörtem wort Gottes und predigt haben die jungen leut ihre Belustigung etwa in spatzirengehen, in armbrust- oder büchsenschiessen, und sonst anderen kriegsübungen: die alten aber verfügen sich etwa in gesellschaft zum zechen, die jungen bawren aber halten vnderdessen ihre wunderlichen täntze, in denen sie aus allen ihren krefften zu springen pflegen; besonders aber treibet man dieses orts in der Fastnacht, wann ohne das auch gantz Teutschland närrisch ist, viel wunderspiel in rennen und stechen, in Schwert- und Bügeltäntzen, welchen brauch des tantzens der alten Catten und anderer Teutschen auch Tacitus in seinem büchlein von der Teutschen sitten nicht vbergangen.

Charakter, Sitten und Gebräuche, wie Sprache der Hessen *).

Von Ph. A. F. Walther.

Die Grundzüge in dem Charakter der Bewohner des Großherzogthums Hessen sind diejenigen, welche dem germanischen Volksstamme überhaupt eigen sind. An der Spitze der guten stehen Fleiß, Ausdauer und Tapferkeit. Hessischen Fleiß und Hessische Ausdauer verherrlicht schon das alte Sprüchwort: „Wo Hessen und Holländer verderben, kann Niemand Nahrung erwerben."

Von ihnen zeugen die wohlbebauten Fluren in allen Theilen des Landes, die gewerbliche Thätigkeit und die Erzeugnisse der Literatur und Kunst, die Hessen ihre Entstehung verdanken. Von Hessischer Tapferkeit aber reden alle die Schlachtfelder der älteren und neueren Zeit, welche Hessisches Blut getränkt hat.

Besondere Charaktereigenthümlichkeiten, besondere Sitten und Gebräuche gestalten sich nach besonderen Verhältnissen, welche auf die Bewohner eines Landstrichs ihre Wirkung geäußert haben und äußern. Clima, Beschäftigungsweisen, politische Schicksale und noch andere Ursachen haben ihren Antheil daran und so ähnlich sich der Bewohner der Rheinebene, der Odenwälder, der Rheinhesse, der Wetterauer, der Vogelsberger und der Hinterländer in den allgemein deutschen Charaktereigenthümlichkeiten sind, so verschieden sind sie in den besonderen, die eben besonderen Verhältnissen ihren Ursprung verdanken. Wir müssen darum die Bewohner unseres Landes in seinen verschiedenen Haupttheilen einzeln betrachten. Die immer mehr steigende Civilisation hat freilich gar manches Eigenthümliche in Charakter und Sitte bald zum Glücke, bald zum Unglücke des Volks weggenommen und wird in ihrem begonnenen Werke fortfahren. Sie hat dieß nicht allein in den Städten gethan, in denen naturgemäß ihr Einfluß aus den verschiedensten Ursachen sich stärker äußern mußte, sondern auch auf dem Lande, wohin sie durch Handel und Verkehr mit den Städten, durch Schule und Unterricht mit ihrem guten und bösen Gefolge den Weg gefunden hat. Immerhin aber hat sie zur Zeit manches noch nicht zu verwischen vermocht, theils weil ihr die Anhänglichkeit an das Altherkömmliche Widerstand leistete, theils weil sie die Ursachen, aus welchen es hervorgeht, nicht wegzuschaffen vermochte. Und wie es mit Charakter, mit Sitten und Gebräuchen ist, so ist es auch mit der Sprache. Im Ganzen ist die Volkssprache der Bewohner des Großherzogthums die mitteldeutsche, welche ihrer Natur nach sich mehr der oberdeutschen anschließt, aber auf niederdeutsche Einflüsse zeigt.

---

*) „Das Großherzogthum Hessen nach Geschichte, Land, Volk, Staat und Oertlichkeit beschrieben von Ph. A. F. Walther. Darmstadt 1854."

Fast jeder Ort hat übrigens seine Dialecteigenthümlichkeiten, und Flüsse, Berge, Hügel und Waldungen scheiden ab, sowie frühere Einwanderungen. Die Dialectverschiedenheiten liegen zu einem großen Theile in der härteren oder weicheren Aussprache, in dem Dehnen oder Schärfen der Sylben, in dem bald singenden bald stoßenden Ton. —

Die Bewohner der Rhein- und Mainebene haben nur noch weniges von Eigenthümlichkeiten behalten. Es erklärt sich dies theils aus der mitunter starken Einwandrung von Fremden unter den eigentlichen Eingeborenen, theils aus dem lebendigen Verkehr mit den ihnen benachbarten größeren Städten: Mainz, Frankfurt und Darmstadt. Auffallend ist es, wie sich namentlich in diesem Landestheile auch jetzt noch in manchen Oertern der Einfluß ihrer früher verschiedenen Herrschaft geltend macht. Die ehemaligen Pfälzischen Oerter z. B. haben einen ganz anderen Menschenschlag, andere Sitten und Ansichten, andere Dialektverschiedenheiten als die ehemaligen Mainzischen 2c. Den Bewohnern einzelner Oerter wird schon seit Menschengedenken immer derselbe gute oder böse Charakter zugeschrieben, so daß selbst der Volkswitz ihn in Worten bezeichnet, die er in dem Tonfall der Kirchenglocken erkennen will.

Bei den Bauern des Rieds, die meist wohlhabend sind, ist das Pferd hoch angesehen, so daß der Bauer, der mit Pferden fährt, auf den Kühbauer vornehm herabsieht.

Der Mittelpunkt aller Volksbelustigungen auf dem Lande ist in der Provinz Starkenburg, wie auch anderwärts die Kirchweihe. Mancher spart die Lustigkeit eines ganzen Jahres auf diese Tage auf; ja die Zeitrechnung dreht sich mehr oder weniger um die Kirchweihe. Am Sonntag vor Kirchweihe versammeln sich die jungen Burschen des Orts im Wirthshause und Wer Kirmesbursche sein will, unterzeichnet dann seinen Namen. Nachdem gehörig getrunken ist, ziehen die Bursche unter Singen im Orte herum. Am Freitag vor Kirchweihe werden die Kränze an den Kirchweihbaum geflochten, der am andern Tag gesteckt werden soll. Die Bursche nehmen dazu ihre Kirmesmädchen, d. h. diejenigen, mit welchen sie vorzugsweise tanzen wollen, mit in den Tanzsaal des Wirths, wo die Kränze geflochten werden. Am Sonntag holen die Bursche im Walde den Kirchweihbaum und stellen ihn unter Musik und Jubelgeschrei auf. Der Wirth, dessen Haus die Ehre des Kirchweihbaums zu Theil geworden ist, traktirt dann die ganze Gesellschaft und Jubel und Tanz, in Ermangelung von Mädchen, von Mann und Mann ausgeführt, beschließt den Vorabend des Festes. Am Sonntag der Kirchweihe wallt erst die Gemeinde zur Kirche. Kaum ist aber der Gottesdienst vorüber, so versammeln sich die Kirmesbursche im Wirthshause. Einer von ihnen wird nun verkleidet, das Kirchweihtuch wird an eine bunte Stange geheftet und der ganze Zug setzt sich in Bewegung, um im Orte herumzuziehen und die Kirmesmädchen abzuholen. Damit sich jedoch die erste, welche sich dem Zuge anschließen soll, nicht genire, muß die Wirthstochter oder in Ermangelung einer solchen die Wirthsmagd, mag sie so alt sein wie sie will, den Zug mitmachen. Das Tuch wird vorangeschwenkt, die Musik spielt und so gehts von dem Hause eines Mädchens zum andern, bis ein jeder Kirmesbursch sein Theil an der Seite hat. Vor dem Haus des Pfarrers, Schullehrers und Bürgermeisters wird Halt gemacht und ein lustiges Stück gespielt. Dann geht der Zug ins Wirthshaus und der Tanz beginnt. Beim Tanz stehen die Bursche hinter den etwa gekommenen Gästen zurück; sie haben dann eine andere Funktion. Sie tragen das Tuch vor jeden hin, trinken ihm zu und lassen sich dafür eine Silbermünze in die dargehaltene Büchse werfen; das heißt dann: auf das Tuch einsetzen. Am Kirchweihmontag halten die Bursche schon früh einen Morgenumzug, bei dem sie wieder vor den Häusern der Kirmesmädchen halten. Haben am Sonntag die Gäste getanzt, so tanzen am Montag die Ortseinwohner um so mehr. Da geht es dann mitunter toll her; die Kirchweihe darf nicht ohne Schläge vorübergehen. Am Kirmesdienstag wird das Halstuch herausgespielt und der Glückliche muß für seinen Gewinnst traktiren. Dann wird die Kirmes begraben. Ein alter Kochtopf wird vorausgetragen, die Musik spielt einen Trauermarsch, ein Loch wird gegraben,

und der Topf hineingesenkt. In einzelnen Orten ist einer oder der andere dieser Kirmesbräuche mehr oder weniger modificirt. So wird das Begräbniß der Kirmes an manchen Orten mit einer Strohpuppe vollzogen u. a. m. Eigenthümliche Gebräuche haben sich auch noch bei besonderen Ereignissen im Leben in einzelnen oder mehreren Orten der Heff. Rheinebene erhalten. Wohl möglich, daß sie auch in anderen Orten außerhalb dieses Landstrichs mit Modificationen sich finden. So namentlich bei Hochzeiten. Mit mehr oder weniger Modificationen sind die Gebräuche meist sich gleich. Es möge das Beispiels eines Orts für andere dienen. Wir wählen Götzenhain im Kreise Offenbach, in dem nach „Kaut's Heff. Sagen und Gebräuchen" das Hochzeitsfest etwa also begangen wird. Nachdem der Bursche eine Zeitlang der Auserwählten auf seine Art den Hof gemacht, besonders durch Aufmerksamkeiten während Kirchweihen, so macht er in Gegenwart der Eltern und nächsten Verwandten, welche sehr oft bei dem Heirathsproject ihre Hände im Spiele haben, dem Mädchen den Heirathsantrag. „Hat sie dann das Jawort von sich gegeben" so händigt er der Braut einen Kronthaler ein und damit ist der Verspruch besiegelt. Wenn dann die Zeit der Hochzeit näher rückt und die üblichen Proklamationen in der Kirche erfolgt sind, bei deren ersteren es aber für die zwei Liebesleute nicht schicklich ist in der Kirche zu sein, so wird in die Stadt gefahren, um die Einkäufe zu machen. Am Hochzeitstage selbst gebts dann sehr feierlich und lustig her. Frühe schon sieht man Mädchen, Verwandtinnen und Freundinnen der Braut mit bekränzten Haaren vorübereilen. Um 10 Uhr ertönt das Brautläuten; man geht zum Hochzeitshause, die Brautsuppe, bestehend in warmem Bier, wird verzehrt. Die Braut selbst nimmt eine Weinsuppe zu sich, damit sie rothe Backen bekommt. Braut und Bräutigam erscheinen in vollem Staate. Die Braut trägt ein Kleid von schwarzem Tuch, die Haare sind geflochten und oben mit einem Kränzchen geschmückt; des Bräutigams Kleider sind gewöhnlich aus blauem Tuch, der Oberrock lang, der Hut ist mit Bändern und Sträußen geschmückt. Nach einiger Zeit holt der Bräutigam den Geistlichen ab, der, nachdem er auch einiges genossen hat, ein Sacktuch, eine Citrone und einen Rosmarinzweig erhält; auch die übrigen Anwesenden erhalten einen Rosmarinzweig. Sobald nun die Glocken ertönen, setzt sich die ganze Gesellschaft in Bewegung und zieht in folgender Ordnung zur Kirche: Zuerst kommt der Bräutigam, zwischen dem Pathen und dem Geistlichen gehend, dann folgt die Braut begleitet von jungen Burschen, die Zuchtknechte heißen und die auf ähnliche Art wie der Bräutigam geputzt sind. Diesen reihen sich die Mädchen an und den Schluß bilden die übrigen Hochzeitsgäste. Vor dem Altar verbeugen sich erst die Brautleute vor einander, dann vor dem Geistlichen. Nach Beendigung der Trauungsförmlichkeiten wird der Zug am Ausgange der Kirche von Musikanten, die spielend vorangehen, empfangen. Am Hochzeitshause angekommen, gehen sämmtliche Gäste wieder auseinander, um nach etwa einer halben Stunde umgekleidet wieder zu erscheinen, worauf dann das Hochzeitsmahl beginnt, das je nach den Verhältnissen zugerichtet ist. Während desselben spielt die Musik. Nach Tisch bricht die ganze Gesellschaft auf und zieht jauchzend und lärmend durch das Dorf. Hat man hier seinen Spaß gehabt, so zieht man zum Tanz, bald in's Wirthshaus, bald ins Hochzeitshaus, wo Wohnstube oder Scheuertenne den Tanzsaal bilden. Der Bräutigam eröffnet den Tanz mit der Braut und dann dauert das Tanzvergnügen bis Mitternacht, bis der Hunger und Durst ihr Recht haben wollen. Man trägt bei dem Abendessen Reißbrei, gekochte Zwetschen, Braten und Salat u. a. m. auf. An vielen Orten bleiben nach dem Essen die Ueberreste auf dem Tisch stehen, so lange das junge Volk sich mit Trinken, Spaßmachen und Singen unterhalten will. Soll des Morgens Kaffee getrunken werden, so wird ein Umzug im Orte gehalten, voran die Musik und der Spaßmacher (Schampotasch — Jean Potage). Vor jedem Hause, in dem ein Hochzeitsgast wohnt, wird Halt gemacht. Liegt er noch im Bette, so muß er schleunigst heraus; er wird mit Strohseilen gebunden und auf das Pferd gesetzt. An manchen Orten dauert die Hochzeit 2 Tage. Gegen 5 Uhr

des 2. Tages wird von der Gesellschaft das Gothenkissen geholt. Der Zug erscheint, voran ein Mädchen, das in einem großen Korbe ein mit Bändern bestecktes Kissen trägt. Nun ist die Zeit gekommen, da die Gäste für die genossene Ehre etwas schenken müssen. Es wird ein zinnener Teller auf den Tisch gestellt, einer der Pathen tritt auf und ladet zum Schenken ein. Das geschieht denn auch, während die junge Frau dasteht und bittere Thränen weint; das muß sie thun, sonst würden die Leute darüber schwätzen. Zuletzt wird ihr das Brautkränzchen entrissen und an vielen Orten gesungen:

Braut, zieh die Brauthaub' aus!
Sei die Frau in Deinem Haus,
Feigenblatt und grüner Klee,
Heut 'ne Jungfer und nimmer meh'.

In Habitzheim im Kreise Dieburg (so wie auch in manchen Orten Oberhessens, wie z. B. in Großenlinden) besteht der Gebrauch, daß junge Eheleute nach der Hochzeit noch 5—6 Jahre als förmliche Dienstboten gegen gewöhnlichen Knechte- oder Mägdelohn bei den Eltern des einen oder andern Theils verbleiben. Der jährliche Lohn, welchen die jungen Dienstleute erhalten, wird zurückgelegt, ein Stück Landes dafür angekauft und der Ertrag von demselben auf gleiche Weise verwendet.

In Dietzenbach im Kreis Offenbach fanden sich vor noch nicht langer Zeit mancherlei eigenthümliche Gebräuche, von denen Ph. Dieffenbach* erzählt: Wer am 1. Pfingsttag mit seinem Weidvieh zuletzt ankam, erhielt den Namen „Pfingstlümmel". — Wenn ein Bursche aus einem andern Dorfe um ein Mädchen in Dietzenbach freite, so wurde ihm von den einheimischen Burschen so lange aufgelauert, bis man ihn an einer schicklichen Stelle erwischte und er „sein Recht" bekam. Dieses Recht bestand darin, daß man ihm ein Seil um den Leib band und ihn dann ins nächste Wasser warf „damit ihm die Hitze verging," nachher aber mit dem Seil wieder herauszog. Reichere Bursche hatten wohl versucht, sich mit einem Fäßchen Wein davon loszukaufen; es wurde ihnen aber nicht gestattet und ihnen bestimmt erklärt, sie müßten erst ihr „Recht thun."

Von besonderen Trachten hat sich in diesem Landstrich nicht viel erhalten. Es beschränkt sich fast auf die kleinen groben Strohhütte, mit welchen die Griesheimer Bäuerinnen auf den Markt kommen, und die sie über einem weißen Kopftuch tragen. Dasselbe weiße Kopftuch ohne Strohhut ist auch bei den Eberstädtern, Seeheimern rc. noch gebräuchlich. Die Bauern des Rieds tragen häufig uniform Beinkleider von einem hellblauen Leinenstoff, sowie auch ihre Pferde solche blaue mit andersfarbigen Streifen eingefaßte Decken tragen.

Der Dialect, welcher hier gesprochen wird, ist der Untermaindialect, der sich jedoch wieder nach einzelnen Gegenden abgrenzt. Eigenthümlicher seinem Wesen nach erscheint er in dem ehemaligen Rodgau, in der Dreieich wird er härter und örtlich in Manchem abweichender bis zum Ausfluß des Mains, weichlicher in Darmstadt und der Umgegend und in der Bergstraße. Zu Offenbach rc. findet sich der Sachsenhäuser Dialect. Die Main- und Rheindialecte scheiden sich nach den Dörfern in verschiedene Nüancen, so daß unter andern am Main in 3 naheliegenden Dörfern die Worte: „Gemeinde, Fleisch, Bein" im ersten „Gemaan, Flaasch, Baan," im zweiten „Gemoin, Floisch, Boin", im dritten „Gemeen, Fleesch, Been" ausgesprochen werden.

Der Odenwälder hat noch vieles von seiner ihm eigenthümlichen Natur und seinem Thun und Treiben erhalten. Im Odenwald lebt ein kräftiger Menschenschlag mit hohem gradem Gliederbau, wenn man auch in armen Orten, wo die Mehrzahl der Bewohner nur sparsam ernährende Kost bei schwerer Arbeit sich verschaffen kann, kleinere Menschen mit gebeugten Nacken, eingedrückter Brust und ungelenken Gliedern, als Folgen früherer Anstrengungen findet. Der Charakter des Odenwälders ist ein seltsames Gemisch aus Treuherzigkeit und Pfiffigkeit, gesunder Natur und Grobheit, ehrlicher Einfalt und zurückhaltendem Wesen; fast in jedem Dorfe herrscht eins oder

das andere dieser Elemente vor. Der Odenwälder ist mißtrauisch gegen einen jeden der ihn aus seinem gewohnten Geleise bringen will. Dieses Mißtrauen erstreckt sich auch auf die gewöhnlichen Lebensbeziehungen zu fremden Personen oder zu Personen andern Standes, so lange sich diesen nicht Gelegenheit geboten hat, Vertrauen zu erwecken. Hat aber der ächte Odenwälder einmal Vertrauen gefaßt, so sind ihm alsdann Offenheit und das Gesuch um Rathsertheilung Bedürfniß geworden. Gastfreundschaft ist dem Odenwälder ebensowenig als Gefälligkeit abzusprechen, und Höflichkeit ist ihm zwar nicht in hohem Grad eigen, doch kann man ihn auch nicht der Grobheit beschuldigen. Der Mann arbeitet stark und trinkt gern, doch nimmt neuerdings die Lust zum Branntwein ab und das Bier wird beliebter, wo es zu haben ist. Der Verkehr zwischen den Ledigen beiderlei Geschlechts ist frei, Züchtigkeit der Dirnen nicht sehr häufig und es gibt Dörfer, in denen die meisten Mädchen schon in der Stadt als Amme sich etwas erspart haben, womit sie ihren Hausstand gründen können. Die Achtung vor fremdem Eigenthum nach gewissen Richtungen hin könnte manchmal größer sein. Holz- Gras- Laub- Obst-Entwendungen sind nach den Begriffen des Odenwälders nur einfacher Frevel, welchen zu begehen kein Unrecht ist. Diese verkehrte Ansicht ist indessen ebenso dem Landmann in andern Gegenden auch eigenthümlich. Die **Nationaltracht** des Odenwälders bestand früher bei den Männern in einem großen, um den ganzen Hinterkopf gehenden Kamm, einem aufgeschlagenen dreieckigen Filzhut, grüner Kutte von Beiderwolle, hellblauer Tuchweste, wollenen Strümpfen mit Kniegurten, Schuhen mit großen Schnallen. Jetzt sieht man die grüne Kutte nur noch selten und es werden statt derselben lange Röcke von dunkelblauem Tuch mit einer Reihe von Knöpfen getragen, aber auch diese Röcke sind nicht mehr so ganz allgemein, namentlich nicht bei den Burschen. Die Frauen und Mädchen haben so ziemlich ihre ältere Tracht beibehalten, namentlich in dem tieferen Odenwald. Sie tragen dunkelblaue tuchene Mutzen, dergleichen lange Röcke mit vielen Falten, und Hauben von schwarzem Kattun, welche an beiden Seiten und oben mit Perlen gestickt sind. Die Strümpfe sind ebenfalls von weißer oder blauer Wolle, die Schuhe haben Bändel. Zu diesem Anzug, wenn er vollständig sein soll, gehört ein großer, über zwei Fuß im Durchmesser haltender Strohhut mit einer großen schwarz und rothen Kokarde. Dieser Hut wird am Arm hängend getragen und mehr gegen den Regen als gegen die Sonne gebraucht. — Die **Lebensart** des Odenwälders und seine Nahrungsmittel sind nach den verschiedenen Ständen — Bauern und Taglöhnern — und nach den Mitteln verschieden. Während der wohlhabende Bauer gut lebt und nahrhafte Kost genießt, namentlich viele Mehlspeisen, viel gesalzenes und gedörrtes Fleisch ꝛc., müssen sich die Taglöhner mit Kartoffeln ernähren und Brod, halb von Kartoffeln halb von Getreidemehl essen. Nur bei besonderen Gelegenheiten, bei Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchweihen wird Fleisch, Wurst, Braten, Schinken, Kuchen gern und viel gegessen. Bei Tanzgelegenheiten gibt es unter den Burschen oft Streit in dem häufig die Messer gezogen werden und tödtliche Verwundungen vorkommen. Die **Wohnungen** des Odenwälders sind niedrig und nicht sehr hell, die Stuben in der Regel geschwärzt, obgleich jetzt wohl nur noch selten, auf einsamen Weilern statt der Lichter Fackeln, Leuchtspäne von Buchen-, Birken-, und Kiefern-Holz, gebrannt werden, die Viehställe sind oft in einem besseren Zustand als die Wohnungen der Menschen; Reinlichkeit ist nicht immer im Hause zu finden, die Fenster werden selten geöffnet und im Winter wird so stark eingeheizt, daß Eintretende vor Hitze umfallen möchten. Der nächste Stuhl am Ofen gehört dem Großvater, (dem Herchen) der zweite Platz am Ofen dem Vater. — Die **Mundart** des Hessischen Odenwälders hat viel Treuherziges, Derbes und klingt mitunter an altdeutschen Formen noch stark an. So heißt der Großvater: Hehrche, d. i. Herrchen; die Großmutter: Frache, d. i. alte Frau; die Schwägerschaft: Geschwaih. Seine Ehefrau nennt der Odenwälder: Mei', höchstens im Scherz: mei Olde; die Frau dagegen braucht bei ihren Bekannten und Verwandten den Vornamen ihres Mannes, bei Fremden sagt sie: Er, — wenn sie von ihm als Abwesenden spricht. Das Für-

wort man hört man fast nie, dafür Aaner statt unser einer. Eigene Vokallaute sind au statt o, doch nicht ganz das schriftdeutsche au. — Von Sitten und Gebräuchen ist noch folgendes charakteristisch. Wenn Aeltern das Gut an ein Kind abgeben, so behalten sie sich entweder noch die Mitbenutzung auf eine Reihe von Jahren aus, oder sie setzen sich „in den Auszug“ und lassen sich ein jährliches Leibgedinge geben, welches bei wohlhabenderen Bauern etwa in 25—50 fl. an Geld, 10—15 Malter Frucht verschiedener Gattung, Futter für 2 Kühe &c., bei ärmeren aus Butter, Käse und Milch besteht. — Es ist dieß eine Einrichtung, die oft zu Zwistigkeiten zwischen Aeltern und Kindern Veranlassung gibt, wenn entweder die Aeltern den Kindern mehr zumuthen als Recht ist, oder wenn die Kinder das Ausbedungene nicht einhalten. — In der Regel wohnt jeder Bauer auf seinem Gute und daher kommt die zerstreute Lage der Wohnungen, die man unter dem Namen der „Vereinödungen“ kennt und die oft sehr bedeutende Länge der Dörfer. In den Städtchen und Flecken sind die Hubengüter oder geschlossenen Güter, wenn nicht ganz verschwunden, doch auf wenige herabgesunken und durch Tausch und Verkauf einzelner Stücke unkenntlich geworden. Diese Hubengüter bestanden oder bestehen meist aus Haus, Hof, Scheuer, Stall, Garten, Aecker, Wiesen, die aneinander liegend, untheilbar waren und für den Hubner (Besitzer derselben) gleichsam ein kleines, selbstständiges Gebiet ausmachten. Sie zogen gewöhnlich parallel von einer Grenze zur andern. Der älteste Sohn erbte des Vaters Hube, die jüngeren Brüder wurden von demselben abgefunden.

Der Rheinhesse ist von ganz anderer Natur. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Herrschaft der Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz sowie einer Menge von Grafen, geistlichen und weltlichen Herren unterworfen, später der französischen Republik und dem Kaiserreiche, dann wieder dem Großherzogthum Hessen angehörend, haben die Bewohner Rheinhessens zwar ihren deutschen Charakter beibehalten, es ist aber im Laufe der Zeit mancherlei Fremdartiges hineingekommen, und sie haben namentlich auch vieles von französischer Sitte und Gewohnheit angenommen. Der Landmann ist fleißig, von Morgen bis zum Abend bei der Arbeit und selbst im Winter, wenn es nicht zu kalt ist oder gar gefroren hat, rottet er in den Weinbergen oder sucht sich sonst zu beschäftigen. Er geht seinen Arbeiten mit Lust und Liebe nach, tauscht gerne seine Ideen über den Feldbau aus und liebt es hierbei, die Art, wie es seine Eltern gemacht, beizubehalten, ohne jedoch Verbesserungen von der Hand zu weisen und für dieselben unzugänglich zu sein. Er weiß vielmehr bald in neue Ideen einzugehen und ihren Werth zu beurtheilen, besitzt überhaupt vielen gesunden Menschenverstand, Einsicht und Anstelligkeit zur Arbeit. Wein, der im ganzen Lande wächst, wird jedem andern Getränke vorgezogen, doch sind in neuerer Zeit nicht allein in den Städten, sondern sogar auf dem Lande Bierbrauereien entstanden. Branntwein wird nur wenig genossen und der Gewohnheitstrinker ist verachtet. Bei einem Glase Wein werden die Ansichten über dieses und jenes ausgetauscht und es ist nur zu bedauern, daß bei manchen solcher Gelegenheiten nicht bloß Zank und Zwist, sondern auch Händel entstehen, die mit blutigen Köpfen endigen. Zu Processen, die das Glück gar mancher Familie trüben, scheint ein besonderer Hang dem Landmanne inne zu wohnen. Sonst aber ist dieser heiteren, mitunter nur zu leichten Sinnes und gern vergnügt. Doch ist meist nur die Kirchweihe die Zeit, zu welcher in den Ortschaften Tanzmusik gehalten wird und hierbei pflegt selbst der Aermere seine, wenn auch noch so kleine Wohnung herauszuputzen und Freunde und Bekannte mit angeborener Gastfreundschaft aufzunehmen. Frömmigkeit macht einen Grundzug im Charakter des Rheinhessen, artet aber nie zur Unduldsamkeit gegen Andersgläubige aus. — Die Lebensweise des Landmanns ist einfach und der Art seiner Beschäftigung angemessen. Während der Erndte, beim Rotten und überhaupt bei anstrengender Arbeit bekommen die Taglöhner wohl auch Wein zu trinken. Die Kost des Taglöhners besteht meist in Kartoffeln und Milch; auf den Tisch des Bauern kommt mehrmals in der Woche Schweinefleisch, Sonntags Rindfleisch, Kornbrod ist das gewöhnlichste. — Die Kleidung des rheinhessischen

Landmanns ist wenig von der des Städters unterschieden. Die blaue, grüne oder graue Farbe ist die gewöhnlichste. Der Ueberrock ist das Sonntagskleid, die kurze Jacke das Werktagskleid des Landmanns, die Kopfbedeckung am Sonntag ein runder Hut, am Werktag eine Tuchmütze. Im Winter trägt derselbe gewöhnlich bei Reisen einen grauen Mantel, im Sommer Jacke und weite Beinkleider von Linnen oder baumwollenem Zeuge. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts, namentlich in den von den Städten entfernten Orten hat manches aus früherer Zeit beibehalten, von etwas Nationellem ist darin aber keine Spur zu finden. Die Kleidung besteht im Sommer aus einfachem Baumwollenzeug, im Winter aus wärmerem Stoffe, Bieber u. s. w. Sonntags unterlassen weder Frauen noch Mädchen, sich so schön wie möglich herauszuputzen, auch wohl eine elegante Haube aus der Stadt aufzusetzen, während sie in der Woche ihren Kopf mit einem weißen oder farbigen leinenen oder baumwollenen Tuche bedecken. — Die Sprache der Rheinhessen hat in den einzelnen Dörfern sehr mannichfache Nüancen. In ehemaligen Pfälzischen Oertern klingt noch der Pfälzer Dialekt, im Mainzischen der Mainzische vor.

Der Wetterauer hat zwar in Kleidung und Mundart Manches von den Nachbarstädten angenommen, doch unterscheidet er sich noch wesentlich von seinen Nachbarn, namentlich den nördlich wohnenden Hessenländern und den nordöstlichen eigentlichen Vogelsbergern. Die Wetterauer zeigen sich im Ganzen als ein kräftiger, aber auch derber Menschenschlag. Sie sind zwar nicht so heiter, lebens- und erwerblustig wie die Rheinbewohner, und nicht so thätig wie die Starkenburger und Vogelsberger, vielleicht darum nicht, weil sie die Natur in ihrem Boden gar reich bedacht hat. Sie könnten im Ganzen viel reinlicher und fleißiger sein. Sie bleiben auch gerne beim liebgewordenen Alten und darum haben die Bemühungen, sie in manchen Dingen vom guten Alten zum besseren Neuen zu bringen, noch nicht die Erfolge gehabt, die sie hätten haben können. Der Wetterauer ist im Umgange weder so gewandt wie der Rheinhesse, noch so gefällig wie der Odenwälder, aber er meint's in der Regel doch gut und ehrlich, und weiß er es auch nicht so recht von sich zu geben, so steht er doch keinem anderen an Biederkeit nach. — Von Trachten findet sich in der Wetterau noch manches Eigenthümliche. Bei dem Festzuge bei Gelegenheit der Monumentsenthüllung in Darmstadt sah man unter anderen einen Burschen und ein Mädchen aus Niederweisel; der Bursche im gewaltigen Dreimaster, den Hemdkragen ein wenig über dem schwarzen Halstuch umgeschlagen, eine hellblaue Unterweste, eine dunkle offene Jacke darüber, und über der letzteren den dunkelblauen, kragenlosen, bis zum Knie reichenden Oberrock, mit Seitentaschen vorn und einer bis über die Taille reichenden Knopfreihe, gelblederne Hose, weiße Strümpfe und Schnallenschuhe; das Mädchen, das zierliche rothe Hessenhäubchen mit schwarzem Vorband über dem sorgfältig zurückgestrichenen Stirnhaare, die schwarze Kinnschleife länger und das Vorband rundumlaufend, im Nacken lang herabwallend, das Halstuch roth, die enganliegende blaue Aermeljacke mit langer Taille, vorn zierlich mit 2 Reihen weißer Metallknöpfe, der bis übers Knie reichende Rock gleichfarbig und eine vielgefältete violette Schürze darüber, die Strümpfe gleichfarbig mit Jacke und Rock. — Man sah ferner einen Burschen aus Gambach mit der runden Pelzmütze auf dem Kopf, der hellblauen Weste und dunkelblauen Jacke, beide mit silbernen Knöpfen besetzt, den kurzen gelbledernen Hosen, weißen Strümpfen und Schuhen, und ein Mädchen mit der blauen über dem Scheitel kammshoch steigenden, hinten im Nacken mit wallenden weißen und blauen Bändern geschmückten, unterm Kinne gebundenen Haube, deren Rand etwas über dem zurückgestrichenen Stirnhaar aufsaß, das Band unter dem Kinn bildete die, in ganz Oberhessen übliche Schleife, hier etwas länger bis zum Busen herabwallend, ein buntes Tuch um den Hals unter dem, den Oberleib knapp umschließenden, vorn mit einer Reihe Silberknöpfen geschmückten Mutzen, der an der Taille vorn mit einer Schleife geziert war, den Rock in zahlreichen Falten bis etwas übers Knie hinabreichend, in dunkelblauen Strümpfen und Schuhen. — Die Wetterauische Mundart ist breit,

aber kräftig tönend. Sie zeichnet sich vor der Hochdeutschen u. A. durch ihren Reichthum an Doppellauten aus, deren sie etwa 10 mehr hat als das Hochdeutsche. Auffallend dehnt die Vilbeler, am Rande der Wetterau gegen Frankfurt hin, den Ton am Ende der Säße. Oestlich von Friedberg und rechts der Nidda wird sie noch breiter und eigenthümlicher mit einzelnen niederdeutschen Wörtern und Formen. Von Butzbach an, sowie auch an und in Gießen spielt sie in die ihr ähnliche westerwäldische über.

Einige besondere Gebräuche finden in der Wetterau an Pfingsten statt. In der Nähe von einigen Höfen versammeln sich junge Bursche mit ihren Pferden auf der Weide und jagen dann nach dem Hofe. Wer zuerst ankommt, ruft aus vollem Halse: „Pfingstrecht heraus!" Und dann erhält er sein Trinkgeld, das auch schwerlich zu etwas anderem als zum Vertrinken benutzt wird. — An andern Orten müssen sich die Bursche und Mädchen des Morgens wohl eilen und ja nicht verschlafen. Wer am ersten Pfingsttag zuletzt an den Brunnen kommt, der ist der Pfingstlümmel, wer zuletzt sein Vieh zur Heerde treibt, ist auch der Pfingstlümmel und wer mit den Pferden zuletzt auf der Weide erscheint, ist ebenfalls der Pfingstlümmel rc. — In alten Zeiten fanden sich manche sonderbare Hochzeitsgebräuche, die durch mehrere Verordnungen abgeschafft werden mußten, sich aber zum Theil noch, wiewohl unter anderen Formen, erhalten haben. An manchen Orten wird das zu Stande gebrachte Verlöbniß von den Kameraden des Bräutigams durch Rasseln mit Gießkannen, Knallen mit Peitschen, Werfen mit Töpfen rc. angekündigt. Auch gibt der Bräutigam seiner Braut ein Stück Geld auf die Treue. An manchen Orten wird die Braut sogar zuweilen noch verkauft, wie z. B. in Rodheim v. d. H., wo sich die alten Gebräuche wie die alten Mauern am längsten erhalten haben. Dort wird nämlich die Braut auf eine Bank oder einen Tisch gesetzt und nun von mehreren verheiratheten Personen laut gerufen: „es sei ein gutes Kalb oder eine gute Kuh (je nachdem die Braut ledig oder Wittwe war) zu verkaufen." Hierauf findet sich der Bräutigam, als Metzger gekleidet, ein; es wird lange Zeit gehandelt und die Braut als Kalb oder Kuh dem Bräutigam für einen bestimmten Preis überlassen. Auch werden häufig noch die Brautleute unter Musik in die Kirche geleitet. Nach dem Verkaufe wird, namentlich in Rodheim, die Braut gerupft, d. h. es wird ihr der s. g. chapeau (ein Diadem von Flitter) vom Haupte gerissen und ihr die Haube gewaltsam aufgesetzt. — In Oberrosbach wird der Braut bei dem Gange in die Kirche von jeder ihrer Freundinnen ein Band an den Arm geheftet. Ebendaselbst bringen, wenn unverheirathete Personen, namentlich Kinder beerdigt werden, Bekannte und Verwandte Blumensträuße von gemachten Blumen und erhalten dagegen einen dreieckigen kleinen Kuchen. —

Der Vogelsberger ist ein starker Schlag Leute; er besitzt einen muthigen Sinn, eine große Biederkeit, Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit und weiß noch nicht so viel von verdorbenen Sitten und Gewohnheiten; dagegen ist auch die Geisteskultur noch nicht so groß, wie bei den Bewohnern der niederen Gegenden, der Bergstraße, der Gegenden der Rheinebene und namentlich in Rheinhessen. Im Einzelnen zeigen sich bei den Bewohnern des Vogelsberges in Sitten und Gebräuchen große Verschiedenheiten. Der Vogelsberg in seiner Gesammtheit hat keine allgemeine Nationaltracht, keine allgemeinen Nationalsitten und Gebräuche. Jedes Gebirgsthal, oft wieder nur ein Cyklus näher zusammenliegender Orte in demselben, oft selbst einzelne Oerter haben ihre besonderen Eigenthümlichkeiten. Das Ohmthal, das Schwalmthal, das Niddathal, das Riedesel'sche Gebiet, das Thal der Schlitz rc., alle liefern ihre besonderen Bilder in Bezug auf Sitten und Gebräuche. Für die südwestliche Abdachung des Vogelsberges zunächst gilt, aber auch hier nur mit localen Abänderungen und Verschiedenheiten, das Folgende, wenn sich auch wohl eins und das andere in anderen Theilen finden mag. Der dortige Vogelsberger ist durch die Natur seiner Gegend auf Wiesencultur und Viehzucht hingewiesen. Er ist von Jugend auf Hirte; die Hut ist Einzelhut. Im Sommer erblickt man darum auf den Triften und grünen Matten an den Waldrändern das Vieh truppweise

in einzelnen Gruppen, jede einzelne Gruppe von ihren eigenen Hirten gehütet, meist Knaben und Mädchen. Die Einförmigkeit jenes Lebens wird nur durch die Vieh- und Krämermärkte unterbrochen, die dort mit dem großen Markte zu Gedern im Februar beginnen und mit dem s. g. kalten Markte in Ortenberg schließen. Der Hauptmarkt eines Orts gilt zugleich als Kirchweihe, die als besonderes Fest dieser Theil des Vogelsbergs nicht kennt. Auf diesem Markte erfreut sich die Jugend des Tanzvergnügens, das sie sonst nie zu genießen bekommt. Von Schotten abwärts beginnen wieder die Kirchweihen. — Während der Sommer des Vogelsbergers Feld- und Weidleben ist, ist der Winter Stuben- und Hausleben. Im Winter beschäftigt sich der Vogelsberger, alt und jung, Mann und Frau, Burschen und Mädchen mit dem Spinnen der s. g. Urschwingen oder Ahnenschwingen, von denen das Packtuch gemacht wird, oder auch besonders in der neueren Zeit mit Holzarbeiten der verschiedensten Art. Das gesellige Zusammensein findet Abends in den Spinnstuben statt; da wird gesungen, gescherzt, geplaudert und Mährchen aufgebunden, und der Schalk, dem das letztere recht gelingt, bildet sich viel auf sein Talent ein. Das Zusammengehen in den Häusern, das Besuchen wird als „Spielengehen" bezeichnet. Derjenige, welcher Hausbesuche macht, heißt „Spielengänger", im Volksmund „Spillegänger." — Eine eigenthümliche Beleuchtung in den höheren Orten des Vogelsbergs ist die Beleuchtung durch den Span. In Herchenhain, Hartmannshain, Volkartshain u. a. a. Orten brennt kein Licht in der Stube, sondern ein Buchenspan. Man benutzt dazu glatte astfreie Stücke von 6 und 8 spaltigen Buchen, welche in Bretter zersägt, zugehauen und mit dem Spanhobel zu Spänen fertig gemacht werden. In der Stube befindet sich ein hoher, hölzerner Leuchter mit einer zweiarmigen Gabel. In jedem Arme steckt ein Span. Solche Späne brennen sehr hell und ersetzen für größere Gesellschaften insbesondere den Gebrauch mehrerer düsterer Oellampen. Einer aus der Gesellschaft nimmt am Leuchter Platz und besorgt das Geschäft des Spanwartens, d. h. das Geschäft, die abgebrannten Stücke, welche etwa nicht von selbst abfallen, abzuschlagen, den Span, wenn er ungleich brennt, auf die andere Seite zu wenden und wenn er völlig abgebrannt ist, durch einen neuen zu ersetzen. — Die Lebensweise ist sehr einfach. Selbst der Wohlhabende genießt in den höheren Orten in der Regel kein Rindfleisch. Milch und Eier müssen die Fleischnahrung ersetzen. Der wohlhabende Bauer ist sehr zufrieden, wenn er am Sonntage zu Sauerkraut und Kartoffelbrei, etwa auch zu Sauerkraut allein, ein Stück Speck oder Dörrfleisch genießen kann. Geräucherte Wurst, Dörrfleisch und der Speck des Schlachtschweins bilden vorzugsweise die Fleischnahrung der Wohlhabenden. Butter als Nahrung zu Brod kommt nur in besonderen Zeiten vor, etwa bei Arbeiten im Walde, in den Holzmachereien, bei anstrengender Arbeit, wie zur Zeit des Mähens in der Heu- und Grummeterndte. Denn der Ertrag der Butter bildet den Haupterlös, um die kleineren Ausgaben für die Wochenhaushaltungen zu bestreiten, sowie die sogenannten Monatgelder dazu dienen, die Steuern zu entrichten. Die Butterausfuhr ist sehr bedeutend. — Bei besonderen Veranlassungen im Leben, namentlich bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, hat sich noch manches Eigenthümliche erhalten, aber es ist keineswegs in allen Oertern dieses Theils des Vogelsbergs und noch viel weniger im ganzen Vogelsberg zu Hause. Bei der Taufe geht in einzelnen Orten der Zug zur Kirche. Sind Gevatter und Gevatterinnen noch ledig, so schmücken sie sich mit Blumen und Bändern. Der Kopfputz der Gevatterinnen, das grüne Kränzchen mit Blumen und Perlen, die in dasselbe eingewunden sind, wird mit dem Namen „Schnalz" bezeichnet. Im s. g. Hintergerichte (Grebenhain, Crainfeld und Bermuthshain), vielleicht auch sonst noch hier und da nehmen sich die ledigen Gevatterleute noch einen Begleiter oder eine Begleiterin nach eigener Wahl, die sich ebenfalls aufputzen. Ein solcher Bursche heißt „Zümper," das Mädchen „Zumpe." Sie werden zu dieser Ehre eingeladen mit den Worten: „Du sollst mir zumpen!" Die Wöchnerin erhält von den Gevattern und Gevatterinnen eine Wochengabe, oder „sie kriegt etwas mit in's Bett," bestehend in

Geld, Zucker, Kaffee, Butter, Käse, Branntwein rc., — Beiträge zum Kindtaufschmaus. Es besteht der Kindtaufschmaus in den höheren Orten des Vogelsbergs in Brod, Butter, Käse, Wurst und Branntwein, selten nebenbei noch Bier, dann in einem guten starken Kaffee mit Wecken. Kuchen kennt der Bewohner des höheren Vogelsbergs nicht. Was für den Bewohner des niederen Theiles und der Ebene in der Wetterau der Kuchen ist, das ist ihm „die Butterschnitte," ein Stück Butterbrod. Die Kuchengegend beginnt erst von Schotten an abwärts und von hier an wird auch der ganze Schmaus bei der Mittelklasse und den Wohlhabenden in Stadt und Land reicher. Der Branntwein nimmt ab und neben ihn tritt hier Wein und Aepfelwein nebst Braten, in dem Backofen in einer Bratpfanne zubereitet in einer Zwiebelbrühe, namentlich in Orten, die an die Wetterau anzustoßen beginnen. In den höheren Orten des Vogelsbergs herrscht die Sitte bei Taufen, wie bei Hochzeiten, den Branntwein mit Zucker zu versüßen und mit Wermuth zu verbittern. Die Gläser werden des Scherzes halber öfters hin und her gewechselt und namentlich das weibliche Geschlecht damit geneckt, daß man ihnen statt des Zuckerbranntweins Wermuthsbranntwein in die Hände spielt. — Der Bauer von Michelbach hält altherkömmlicherweise seinen Taufschmaus in Schotten, wohin das Ort eingepfarrt ist. Er hält daran so zäh und eigensinnig fest, daß er die Kinder eine halbe Stunde Weges, selbst im strengsten Winter trotz aller Verbote tragen läßt, um in dem Bäckerhaus, in dem er einzukehren pflegt, mit den Gevattersleuten und der Amme sein Glas Wein oder Branntwein zu trinken und die Kindtaufsbretzel zu genießen. — Bei den Hochzeiten geht es, was Essen und Trinken betrifft, her wie bei den Taufen. Auch hierbei geht ferner der Zug in die Kirche, der Bräutigam mit dem Strauße am Hute und am Rocke, die Braut mit Kopfputz, voraus, wenn sie sich nicht vorher vergangen haben. Noch gilt es für hohe Ehre, wenn das Brautpaar auf diese Weise geschmückt erscheinen darf. Eine des Brautkranzes beraubte Braut gilt für beschimpft. Hinter dem Brautpaar folgen die Zeugen, dann die übrigen Gäste, zuerst männliche, dann weibliche, geordnet nach dem Grade der Verwandtschaft, zuletzt, wenn Kinder mitgehen, die Kinder, Knaben hinter den Männern und Burschen, Mädchen hinter Frauen und Jungfrauen. Nach der Trauung bewegt sich der Zug in derselben Ordnung in's Haus zurück, nachdem er vorher einen Umzug um den Altar gehalten. Von Schotten an gibt es dann, während anderswo das einfache Mahl ohne Unterbrechung nun stattfindet, erst Kaffee und Kuchen, dann bricht der ganze Zug aus dem Hause wieder auf, damit die Tische für das eigentliche Mahl zugerichtet werden können. Paarweise hält derselbe seinen Umzug durch die Stadt. Jeder männliche Hochzeitsgast, selbst der Schulknabe, der zur Gesellschaft gehört, ist mit einer langen thönernen Pfeife versehen, welche mit einem blauen oder rothen Bändchen verziert wird. Tabak überhaupt wird allgemein, in Stadt und Land, auf Tellern aufgeschichtet und den Gästen hingestellt. Obgleich die thönernen Pfeifen sonst ganz abgekommen sind, so sind die Krämer in Schotten stets genöthigt, dieselben zu führen, da sie bei der Hochzeit nicht fehlen dürfen. Ueber die Straße hin wird übrigens nicht geraucht, sie ist nur ein Abzeichen für den männlichen Hochzeitsgast, mit welchem selbst der Knabe im Zuge gravitätisch einherschreitet. Von Schotten abwärts geht die Braut in einfacherem mehr städtischen Kopfputz zur Kirche, die Hochzeitsgäste mit Rosmarinzweigen, woran rothe Bändchen befestigt sind. — Die gottesdienstlichen Handlungen bei Beerdigungen basiren auf den Bestimmungen der alten Hessischen Agenda, — Gesang vor dem Sterbhause, Zug über die Straße unter Geläute der Glocken, am Grabe eine Rede oder Rückzug nach der Kirche und Gottesdienst nach der Beerdigung. Bei Beerdigungen sind die übrigen Gebräuche gleichmäßiger als dies bei Taufen und Hochzeiten der Fall ist. Der Trauerzug ordnet sich auf folgende Weise: Die Verwandten bis zu ziemlich entfernten Graden, sowie auch die Taufpathen des Verstorbenen werden eingeladen; die Nachbarn tragen den Sarg. Die nächsten Verwandten, nächst den Pathen folgen zunächst dem Sarge und zwar einzeln, hierauf die entfernten Verwandten, und zwar die männlichen voran,

dann die weiblichen. Nach der Beerdigung findet im Leichenhause das Trauermahl statt, „Tröstermahl,“ „Trösterbier“ genannt, auch schlechtweg nur „Mahlzeit.“ An diesem Trauermahle hängt der ganze Bauernstand mit zäher Festigkeit; weder Ermahnungen noch Vorstellungen, und alte und neue und ganz neue Polizeiverbote helfen etwas dagegen. Den Bürgermeistern ist strenge Anzeige zur Pflicht gemacht; allein keiner dürfte es wagen, wenn er als Anverwandter eingeladen wird, die Einladung nur auszuschlagen, noch viel weniger eine Anzeige zu machen. Die ganze Gemeinde würde sich im Sturme gegen ihn erheben. Der Bauer sieht das Todesmahl als eine dem Verstorbenen erwiesene letzte Ehre an, die er ihm nicht schuldig bleiben darf. Je würdiger ein Verstorbener im Leben war, desto mehr hält man ihn des Trauermahls werth. — In der Gegend von Alsfeld herrscht der Gebrauch, daß der Pathe bei der Confirmation dem Pathen über der Unterthür seines Hauses einen Apfel reicht. Der Confirmand nimmt ihn an, beißt hinein und wirft nun das übrige weg. Dadurch wird er künftig vor Zahnschmerzen bewahrt, wie man annimmt.

Einen und denselben eigenthümlichen Dialekt hat der ganze Vogelsberg nicht; der südliche Theil nähert sich dem Wetterauer, der nördliche und nordöstliche dem Buchonischen, der z. B. das e wie ein breites ä mit weit geöffnetem Munde, das au wie ou ꝛc. ausspricht. Eigentlich oberhessischer Dialect ist der der Gegend über die Ohm hin nach und bei Alsfeld. Jenseits des Vogelsbergs treten die Mundarten in und um Schlitz, in und um Lauterbach eigenthümlich auf, zeigen sich den thüringischen verwandt und sind in den Vokalen mitunter alterthümlich mit altoberdeutschem Gepräge. Aber auch diese unterscheiden sich wieder wesentlich; denn der lauterbachische Dialekt hat überaus gedehnten Ton, der schlitzische ist kürzer und rauher.

An eigenthümlichen Trachten ist der Vogelsberg ebenfalls ziemlich reich. Reicher freilich noch als der eigentliche Vogelsberg sind die an denselben nördlich angrenzenden Gegenden, die nicht mehr eigentlich zum Vogelsberg gerechnet werden können. Bei Gelegenheit der Enthüllung des Ludwigsmonuments in Darmstadt konnte man verschiedene Proben von solchen Trachten sehen. Da sah man z. B. ein Mädchen aus Angersbach bei Lauterbach mit weiß und roth gewürfelten auf ziemlicher Kammhöhe über dem Kopf gebundenen Tuch, dessen breite Zipfel sich am Halse bauschten, in violettem Leibchen, über welches ein buntgewirktes Tuch vorn kreuzweise bis zur Taille geschlungen war, der weiße Hemdärmel etwas bis über den Ellenbogen hervorblickend, der bis übers Knie hinabreichende hellbraune Rock mit der rothgebundenen Schürze geschmückt, die Strümpfe blau. Man sah ferner da ein Mädchen aus Pfordt im Schlitzer Land; es trug eine hohe kegelförmige zu beiden Seiten mit Wulsten ausgeschmückte schwarze Haube mit der oberhessischen schwarzen Bandschleife unterm Kinn, eine schwarze weitärmelige Mutze (Jacke), darüber einen umgeschlagenen gestickten Kragen, ein übers Kreuz auf der Brust geschlungenes rothes Tuch und eine silberne Kette drüber, einen für Oberhessen sehr langen, fast bis an die Knöchel reichenden schwarzen Faltenrock mit blauer Schürze und weißen Strümpfen. Der Bursche aus Schlitz hatte eine hohe rauhe Mütze mit zur Seite lang herabhängenden grünen Bändern, schwarzes Halstuch, grüne Weste mit weiß metallenen Knöpfen, langen dunkelblauen Oberrock mit kurzem Stehkragen, einer Knopfreihe und zwei Seitentaschen vorn, weiße Kniehosen und weite Querfaltenstiefel bis dicht an's Knie.

Auch in den Gegenden südlich vom eigentlichen Vogelsberg, in dem Büdinger Land finden sich noch nationale Trachten. Es kamen daher in genanntem Festzug die Mädchen mit eigenthümlich geformten weißen gesteiften Häubchen, die sich am Hinterkopf senkrecht, vorn etwas nach innen gewölbt über dem plattgescheitelten Haare aufthürmten und mit schmalen weißen Bändchen nett und reinlich unterm Kinn gebunden waren, in dunkleren, (meist braunen) weitärmeligen Mutzen und langen Röcken, die blaue Schürze vorgebunden, das blaue rothgeränderte Tuch kreuzweise über dem Busen gebunden, die Schuhe hoch. —

Aus dem Londorfer Grund waren bei dem Festzug erschienen ein Bursche mit kurzkappigem, breiträndigen Hut, schwarzem Halstuch, hellblauer Weste mit doppelter Reihe von weißen Metallknöpfen, blaßgelbem langem Rocke, blauen Hosen und in Stiefeln, — neben ihm ein Mädchen, das kurze, enge, hellfarbige umsäumte Häubchen auf dem Scheitel, unter dem Kinn zusammengebunden, um den Hals eine Perlenschnur, dann ein buntes Tuch darum geschlagen, im buntgeränderten Mieder, welches vorn ein zu beiden Seiten mit weißen Metallknöpfen besetztes breites Bruststück hatte, während die weißen Hemdärmel bis an den Ellenbogen hervorblickten, der hellgrüne, roth oder blau geränderte Rock bis an die Knie reichend, um die Taille ein buntes Band, eine blendend weiße Schürze und eben solche Strümpfe.

Ebenso war auch die Gegend von Gießen durch die nationale Tracht eines Mädchens von Heuchelheim vertreten. Es trug ein weißes Häubchen mit dunklem Besatz, eine violette Jacke vorn geschlossen, auf der Brust eine grüne Schleife, einen grünen Faltenrock, eine violette Schürze und blaue Strümpfe. —

Noch gar manches Eigenthümliche in Brauch und Sitte findet sich aber auch im Hinterlande.

Die Hinterländer bilden einen sehr kräftigen Schlag Menschen, wenn nicht Armuth ihre nachtheiligen Wirkungen auf das Gedeihen ausübt. Charakteristisch sind bei ihnen die vorherrschend helle Hautfarbe und blonde Haare. Das Vaterland der Hinterländer erfreut sich bei den übrigen Bewohnern des Großherzogthums keiner besonders günstigen Meinung, namentlich die Rheinhessen und Starkenburger denken sich das „Buchfinkenland," wie sie es nennen, als eine Art Sibirien. Die nicht zahlreichen Dörfer und Flecken des Hinterlands bieten allerdings keinen sonderlich freundlichen Anblick dar. Der Boden ist im Ganzen steril und eigentlicher Wohlstand findet sich nirgends allgemein. Die Dörfer liegen zerstreut, ohnehin durch zahlreiche Gebirgskegel sehr isolirt. Doch finden sich auch hier und da ganz reinliche, nette Bauernhäuser und die sonst verwahrloste Haltung der Wohnhäuser ist eher ein Zeichen von Armuth, als Geschmacklosigkeit; die an die Wände der Bauernhäuser gemalten Tulpen, Gänse und Gockel zeugen von einigem, wenn auch noch sehr unentwickeltem Kunstsinn. In dem Estricht sind die Häuser in mosaikähnlicher Manier mit steileingefügten Schieferstücken ausgepflastert. Die Möbel und Getäfel der Bauern und Bürger sind größtentheils massiv aus Eichenholz, da die Tanne unter allen Forstbäumen am wenigsten vorkommt. Das Temperament des Hinterländers ist im Ganzen mehr gutmüthig und heiter als lärmend und roh. Gröbere Verbrechen gehören bei ihnen zu den Seltenheiten. Achtung vor dem Gesetz und Sinn für Religion sind bei dem Landvolk herrschend und an Sonntagen sieht man die Bewohner von Filialorten, welche $1/2$ ja eine Stunde von dem Pfarrorte entfernt liegen, zur Kirche in größerer Anzahl ziehen. Unter seinen guten Eigenschaften ragen besonders hervor: 1) sein Fleiß. Er erstreckt sich nicht blos auf sein Feld. Wegen des unfruchtbaren Bodens müssen die Hinterländer auf andere Erwerbsquellen denken. Viele arbeiten in den Bergwerken und in den Eisenhütten bei Biedenkopf, andere und zwar wohl die meisten beschäftigen sich mit Verarbeitung der Wolle. Man sieht sehr häufig Weiber und Mädchen, welche immer ihres Weges gehend emsig stricken. Um Licht zu ersparen legen sie sich des Abends früh zu Bette, und stricken so lange bis sie einschlafen. Namentlich zeichnen sich die Bewohner des Dorfes Holzhausen durch rastlose Thätigkeit aus. Sobald sich das Laub der Bäume zu färben beginnt, werden große Quantitäten Strümpfe und sonstige wollene Strickwaaren verpackt und in die Städte der Rhein- und Maingegend versendet und hausirend abgesetzt. Wer kennt nicht die Strumpfleute mit ihren kräftigen Gestalten, blauen Kitteln und gewaltigen Stöcken? Ebenso reisen in jedem Jahre, namentlich aus dem Breidenbacher Grunde, viele Weibspersonen zum Schneiden und Einscheuern der Erndte in die Wetterau und Mannspersonen zum Dreschen der Früchte bis zum Rhein. 2) seine Genügsamkeit. Kartoffeln, Speck, Brod und Branntwein sind die Hauptnahrungsmittel der Hinterländer. Bei Belustigungen

dient als Getränk Schnaps und Bier oder auch ein Gemisch desselben „Schnapsbier" genannt. 3) seine Friedfertigkeit. Auf Kirchweihen, Jahrmärkten und in Wirthshäusern hört man nur selten von Streitigkeiten und sehr selten arten sie zu körperlichen Mißhandlungen aus. Auch die Prozeßsucht des Hinterländers soll nicht derjenigen anderer Landestheile gleichen. — Die Bewohner des Lahnthales oder s. g. alten Amts Biedenkopfs sind weniger aufgeweckt und intelligent, wie die des Grundes Breidenbach. Sie hängen sehr am Alten; Verbesserungen in ökonomischen und sonstigen Einrichtungen finden deshalb bei ihnen wenig Anklang, während die intelligenteren Bewohner des Grundes Breidenbach für die angeführten Verbesserungen viel empfänglicher sind. Dem Wanderer zeigt dies schon der Anblick der Wiesenthäler. Während im Grunde Breidenbach gar manche Wiesengründe schön angelegt und bebaut sind, liegen im alten Amt Biedenkopf ganze Strecken an den Ufern der Lahn noch unbebaut.

Von eigenthümlichen Gebräuchen und Sitten finden sich besonders in einzelnen Oertern und Districten noch mancherlei vor. In dem Centralpunkte des Hinterlandes, in Biedenkopf selbst, hat sich noch einiges erhalten. Im Sommer unternehmen da, meist straßenweise, zahlreiche Gesellschaften oft unter festlichen Aufzügen Ausflüge auf die nahen Waldblößen, von denen jede ihren besonderen zum Theil schön klingenden Namen hat, z. B. Schönscheit, Kuhleich, Knochendrisch ꝛc. und kehren mit der Nacht unter Clarinetten- und Paukenschall in die Stadt zurück, wo die freudetrunkene Jugend vor dem Auseinandergehen auf dem Marktplatz erst noch einen lustigen Reigen aufführt. Selbst noch in der neuesten Zeit wurde auch ein s. g. Grenzgang festlich gefeiert. Dabei bringt die gesammte Bürgerschaft nebst den Beamten mehrere Tage damit zu, die Grenzlinie des Weichbilds der Stadt durch Dick und Dünn zu verfolgen und unterwegs an bestimmten Punkten Halt zu machen und neue Grenzsteine einzusetzen oder die alten aufzugraben, dabei aber natürlich den ermüdeten Gliedern ihre entsprechende Genugthuung zu verschaffen. — In manchen Jahren fällt im Hinterland die Bucheneckerernndte sehr ergiebig aus. Ganze Karawanen sieht man dann aus den Gemeinden in den Wald ziehen, mit großen Leintüchern und Hämmern versehen, mittelst deren die Bäume geklopft und ihrer Bürde entladen werden. In solchen Tagen haben dann auch die Aermeren gute Tage; mit dem Oel der Bucheln werden dann die verschiedensten Speisen zubereitet. In allen Küchen duften Kröpfeln, Eisenkuchen oder Waffeln und Kropfenkuchen, außer Pfannkuchen die drei vorzugsweise vorkommenden Formen von Backwerk, dessen Hauptbestandtheile Kartoffeln und Hafermehl sind. Unter die Hauptbelustigungen des Hinterländers gehört die Kirchweihe, die im Grunde jährlich einen Tag, im alten Amt alle drei Jahre drei Tage lang gefeiert wird. Da wird viel Schnaps getrunken und viel getanzt. Beim Walzen schleifen die Tänzer nicht, sondern treten mit dem platten Fuße auf, so daß dem, der einem solchen Tanze von fern zusieht, immer von der Taktbewegung der Tanzenden ta, ta, ta entgegenschallt. Der ganze Tanz ist ein heftiges Stampfen. Die Tänze werden oft im Freien gehalten; des Abends erleuchtet eine an einem Baum hängende Laterne den Tanzplatz. — Bemerkenswerth ist wie in manchen Orten des Amtes Biedenkopf Ehen geschlossen werden! Wenn ein Bursche ein Mädchen aus einem anderen Orte zu heirathen beasichtigt und nicht bestimmt weiß, ob er Hoffnung hat erhört zu werden, dann geht er spät Abends, nachdem sich schon die meisten Bewohner zur Ruhe begeben haben mit einigen ganz vertrauten Personen in den Ort seiner Auserwählten, klopft an dem Haus der Aeltern an und bittet um Einlaß. Ist dieser gewährt, dann antworten die Eingetretenen auf die Frage, was sie in so später Zeit noch wünschten: sie beabsichtigten eine Magd zu dingen. Die Aeltern verstehen natürlich den Sinn dieser Frage. Sind sie nun dem Antrag nicht geneigt, so erklären sie: „Wenn ihr eine Magd wollt, so müßt ihr wo anders suchen, wir können unser Mädchen nicht entbehren!" Sind sie aber dem Antrag geneigt, dann werden alle Frauenspersonen im Haus, jeden Alters, vor allen diejenigen, denen die Nachfrage nicht gilt, mit der Frage vorgeführt: ob die vorgeführte passend sei. Da ist denn bei der einen dieser,

bei der andern jener Makel vorhanden, der sie nicht passend erscheinen läßt. Wenn dann endlich die rechte an die Reihe gekommen und sonder Tadel und Fehl befunden worden ist, dann beginnt die Unterhandlung mit ihr. Sie wird gefragt, ob sie geneigt sei, sich dem N. N. zu verdingen, und ist es ihr recht, dann wird der künftige Bräutigam herbei gerufen, daß er die Einwilligung selbst vernehme. Sind dann die weiteren Verhandlungen wegen der Mitgift von den Brautwerbern beendigt, dann werden die Ehepacten aufgenommen und die jungen Leute zu Brautleuten erklärt. Ein Handschlag besiegelt das neue Verhältniß. Bei der Copulation setzt die Braut einen Brautkranz, bestehend aus s. g. gebackenen Rosen rc. auf den sonst nicht bedeckten Kopf. Das Haar wird am Hinterkopf zusammengebunden, hängt aber ohne geflochten zu sein über den Rücken herunter. Der Bräutigam erhält von der Braut zur Copulation einen Strauß, welcher der „Luststiel" heißt. Eine Braut, die schon einmal Mutter war, („eine gepäuschelte") darf den Brautkranz nicht tragen, sondern erscheint in der sonst üblichen Kopfbedeckung. Ein Bräutigam, der schon Vater gewesen ist, darf den „Luststiel" nicht aufrecht auf den Hut stecken, sondern muß ihn mehr legen. Nach der Copulation geht die Braut vor dem Bräutigam ganz langsam erwartungsvoll her bis an das Haus, welches ihre künftige Wohnung werden soll. An der Hausthüre angelangt, tritt sie einen Schritt seitwärts und der Bräutigam tritt vor, geht zuerst in das Haus und zieht seine nunmehrige Frau scheinbar mit Gewalt in das Haus. Zuweilen wird auch an die innere Seite der Hausschwelle eine Axt oder ein Besen gelegt, als Schutzmittel gegen Hexereien. — Zuweilen, wenn auch nur noch sehr selten, werden die Hochzeiten mit noch viel mehr Ceremonien vollzogen. Klipstein erzählt von einer solchen, welche er in Hartenrod mitgemacht hat. Wir lassen diesen Gewährsmann selbst erzählen:

„Als wir in das Dorf kamen, hörten wir eine Musik in der Ferne. Die Braut wurde von ihrem Dorfe ganz langsam herbeigefahren. Pferde und Fuhrmann waren mit Bändern geziert. In der Mitte des Wagens stand ein riesenmäßiger Rocken, an welchen 30 — 40 Pfund gehächelten Flachses gebunden waren; kaum etliche Mann konnten ihn umfassen. Außen war er mit Goldpapier umwunden, woran vielfarbige Bänder herabflatterten. Ungefähr 20 hölzerne Spindeln stacken in dem Flachs. Unter diesem Gebäude saß die Braut und mußte weinen. Man sah sie kaum. Vor dem Aufsteigen werden ihr, wie man erzählte, die Augen durch die Verfertigerin des Brauthemdes zugebunden; dies Band aber wird sogleich wieder aufgelöst, sobald sie diesen Platz eingenommen hat. Alle ihre Gespielinnen standen aufrecht um sie. Hoboes und Clarinetten begleiteten den Gesang eines wohlgewählten geistlichen Liedes. Hinter diesem Ceremonienwagen folgt der Packwagen mit Hausrath nebst 80 — 100 Pfd. gebrechten und geschwungenen aber ungehächelten Flachses. Um diese Wägen sprengten gegen 10 junge Burschen zu Pferd: die Brautrenner. Sie waren voraus gejagt, und wurden auf der Grenze, wo wir mit unserer Chaise hielten, von ebensoviel Rennern des Bräutigams empfangen; es hatte jeder einen Krug mit Branntwein und zwar ohne Stöpsel bei sich. Diese Flaschen reichten sie einstweilen in Erwartung des Brautwagens einander über die Grenze. Auf einem schwarzen Roß ritt bald darauf der Bräutigam langsam herzu, wie die alten Deutschen ohne Sattel, den Hut hatte er heruntergeschlagen und einen schwarzen Mantel um, begleitet von jungen Burschen zu Pferd auch in Mänteln. Noch vor seiner Ankunft warf die Braut, während ihr Wagen auf der Grenze still hielt, alle Spindeln, eine nach der andern, hinter sich zur Erde. Der Bräutigam hatte einen Hahn in der Hand; denselben übergab er dem Fuhrmann, welcher ihm dagegen ein Stäbchen mit Bändern überreichte; dann umritt er mit all seinen Rennern den Brautwagen. Das drittemal mußte das Pferd der Braut gegenüber Männchen machen. Weil dies Manöver gut von statten ging, so durfte dieselbe freudig unter dem Rocken hervorsehen, im Gegentheil würde sie eine vermeintliche üble Vorbedeutung beweint haben. Nun ging der Zug gemeinschaftlich fort. Noch am Dorf rannten alle Begleiter, der Bräutigam in der Mitte, voraus.

Im Hochzeitshof sprangen sie ab, und als der Brautwagen ankam, hob der Bräutigam und jeder Bursch sein Mädchen herab. An der Hausthür wurde dem Bräutigam ein Krug Bier gereicht. Nachdem er, die Braut, der Brautvater und die nächsten Verwandten getrunken hatten, so trank der Bräutigam noch einmal zuletzt und warf den Krug mit dem Bier hinter sich. Alsdann ging das Paar in das Haus. Thränen marterten die Braut jetzt nicht mehr; statt dessen klagte sie über den Druck der engen Schuhe, welche sie dem Herkommen nach bei dieser Gelegenheit tragen mußte. Ihr wurde nun die Brautkrone aufgesetzt und das schöne kastanienbraune Haar, sonst in zwei Zöpfen geflochten, flatterte um ihre Schultern. So begleiteten wir sie zur Kirche, voraus die Musik und zum Beschluß die alten Weiber, welche bitterlich weinten. In der Kirche hörten wir eine merkwürdige Hochzeitspredigt über den Grundsatz „Zwei ist besser als Eins" u. s. w. Mit natürlich mannichfachen Modificationen im Einzelnen sollen auch noch in unserer Zeit, wenn auch nur selten, Hochzeiten in jener Gegend also gefeiert werden.

Die Sprache des Hinterländers ist bemerklich wegen Eigenthümlichkeiten des Dialects, aber auch wegen auffallender grammatikalischer Unrichtigkeiten, wovon hier nur der statt des Accusatives gebrauchte Nominativ und der sächliche Artikel vor jedem weiblichen Eigennamen erwähnt sei.

Die Hinterländer zeichnen sich durch sehr nationale Trachten aus. Vorzugsweise findet sich diese Originalität der Tracht beim weiblichen Geschlecht. Im Schnitt der Mieder, im Bau der Mützen (Mutschen) besonders aber in der Zusammenstellung der Farben herrscht große Verschiedenheit; jeder Bezirk, oft jedes Dorf hat seine eigene Kleidung und Farben. Ein sehr anmuthiges Gemisch dieser mannichfaltigen Erscheinungen bieten besonders Jahrmärkte dar, in deren Gewühl jeder Fremde sogleich die Landsmannschaften herauszufinden vermag. Eine ziemlich schauerliche Sitte ist, daß sich die Bauernweiber bei Regenwetter mit großen weißen Tüchern umhängen, die einem Leichengewande sehr gleichen. Besonders beim Kirchengang tragen die Weiber blendend weiße, die wohlhabenderen zudem mit Franzen und Garnituren besetzte Umwürfe über dem Kopf. Das männliche Geschlecht trägt einen einfachen blauen Kittel und runden breitkrämpigen Hut. Dreimaster sieht man seltener.

Bei dem mehrerwähnten Festzug waren aus dem Breidenbacher Grunde Mädchen erschienen. Sie trugen nahe im Nacken sitzende kurze, knappe und hinten bandlose rothe Hessenhäubchen, unterm Kinn durch das schwarze Bindband gehalten, um den Hals ein schwarzes seidenes Tuch geschlungen, dessen breite Schleife im Nacken lag, eine vorn offene nur an der Taille tief zusammengehaltene weitärmelige Jacke, ein langes sehr buntes Bruststück mit Schleifen vorn über dem Hemd, einen dunklen Rock in vielen Falten und sehr kurz, eine vielgefältete nur wenig hellere Schürze darüber, gelbe Strümpfe und Strumpfbänder mit grellfarbigen Quasten und hohe Absatzschuhe mit Schnallen. Die Mädchen aus dem alten Amte Battenberg trugen das Hessenhäubchen von schwarzer Farbe, die Form den ganzen Kopf umfassend, so daß sie sich zierlich an die Bildung des Hinterkopfes schloß, mit einem verjüngten Vorsprung, über die Stirne herabtretend und über den Scheitel eine natürliche Krone bildend; statt der langen Bandschleifen quollen unter diesen Häubchen hinten die schönen dichten Zöpfe hervor den Nacken hinab, und die langen Bänder vorn wurden nicht knapp unter dem Kinn geknüpft, sondern entweder freigelassen oder über der Brust lose in einander geschlungen; ein hellfarbiges Tuch legte sich in weiten Falten um den von einer Kette umschlossenen Hals, ein schöngeschwungenes ärmelloses, vorn offenes Leibchen um den Oberleib; die beiden blendend weißen bis nahe an den Unterarm reichenden Hemdärmel waren von bunten Armbändern gefaßt, ein buntes reichgeschmücktes Bruststück bedeckte den von dem Leibchen offengelassenen Raum und kreuzweise Schnüre umspannten das Bruststück; ein bunter um die Hüften gelegter Gürtel schlang sich über den in zahlreiche Falten gelegten wenig bis über die Kniee reichenden und vorn mit einer

etwas helleren Schürze bedeckten Rock; dazu kamen blendendweiße Strümpfe und schwarze Schuhe mit hohen Absätzen.

Die nordöstliche Abdachung des Vogelsbergs ist in ihrem oberen Theile rauher, unwirthbarer, nicht so üppig wie die südwestliche und noch mehr Weideland als die letztere. Darum ist auch hier die Viehzucht maßgebend für die Beschäftigungen der Menschen, und es findet sich so ziemlich dasselbe Sommerleben und Winterleben wie dort. Auch hier finden sich die Spinnstuben, auch hier jenes Spanbrennen und zwar in noch größerem Maaße.

Von einzelnen Sitten und Gebräuchen in diesem Theile des Vogelsbergs möge folgendes Erwähnung finden. In dem ganzen ehem. Riedesel'schen Gebiete werden meist die Güter nicht getheilt, sondern der älteste Sohn ist geborner alleiniger Gutsherr und Erbe. Die übrigen Kinder werden mit Geld abgefunden. Für die Mädchen wird von der Geburt an eine der Größe des Gutes entsprechende Fläche mit Flachs bebaut. Der Flachs wird in jedem Jahre bis zum Verspinnen bearbeitet und aufbewahrt bis zur Verheirathung. Man schätzt daher, in Bezug auf den Reichthum, ein Mädchen oft nach der Quantität des für dasselbe von seiner Wiege an angesammelten Flachses. Wenn das Mädchen heirathet, setzt es seinen Stolz in den Brautwagen, der seinen Flachs fährt. Hoch oben auf diesem Flachswagen ragt das ihm zur Brautgabe mitgegebene neue Spinnrad hervor, an dessen Spitze der Rockenstock mit einem großen, mit neuem bunten Bande umwundenen Rocken hervorsticht. — In der Pfarrei Niedermoos kommt folgender Gebrauch vor: Bei Taufen erhält die Hebamme wie auch anderwärts von den Pathen ein Geschenk. Dieses in einem Geldstück bestehende Geschenk wird hier in den der Amme dargereichten Branntwein geworfen und sie muß das Glas austrinken, in dem das Geldstück liegt. — Die Sprache der Bewohner Riedesel'scher Dörfer ist breiter, die Vocale werden dunkler gesprochen, auch begegnet man eigenthümlichen Wendungen und Ausdrücken und insofern bildet der Bergrücken zwischen Südwest und Nordost eine scharf trennende Scheidewand. — Ganz eigenthümlich isolirt erscheint das katholische, ehedem Fuldische, Herbstein. Auf dem Markte in Lauterbach erscheinen die Frauen und Mädchen von Herbstein mit ihren Spitzhauben, welche ein breites schwarzes Band verdeckt, so daß von der Cattunhaube auf beiden Seiten vom Kopf nur eine schmale Fläche, auf der ein buntes Blümchen auf weißem Grunde bemerkt wird, sichtbar bleibt. Das schwarze Band läuft breit über die Wangen und geht vom hinteren Theile der Haube in einen großen Schlupf aus, aus dem viertheilig die Bandenden über den Rücken herabhängen. Das Mieder ist von dunkler Farbe, ebenso der Rock, um den an seinem Ende eine dunkelblaue breite Schnur läuft. —

Im Schlitzischen finden sich ebenfalls die Majorate noch und an diese Einrichtung knüpft sich noch manches Eigenthümliche in Sitten und Brauch. — Auch hier bildet der Flachs, welcher dem Mädchen aufgesammelt ist, seinen Hauptstolz. Auch hier muß derselbe am Hochzeitstage paradiren auf dem 4spännigen Wagen, auf den das ganze Geräthe für die neue Haushaltung geladen wird. Wenn ein Bursche ein Mädchen zur Frau begehrt, dann wird erst auf seinem Gute eine Schau gehalten von den s. g. Schauleuten. Stall und Fruchtboden, Aecker und Wiesen werden einer Prüfung unterworfen. Hat die Schau ein günstiges Resultat gehabt, so sagen die Schauleute beim Weggehen: er solle sich in den ersten Tagen das „Ja" bei der Braut holen. Im andern Falle gehen sie schweigend von dannen, lassen ihm aber bald durch einen Fremden sagen, die Heirath könne noch nicht vor sich gehen. Bei dem der Hochzeit vorhergehenden Weinkauf wird gut gespeist und getrunken und tapfer getanzt. Die Brautleute haben 3 Reigen allein zu tanzen, oft auch von einem Teller zu essen. — Ein Kind erhält bald nach der Taufe von dem Pathen ein Mützchen, das sogenannte Neunnachtskäppchen; später bis zur Confirmation zu Weihnachten Aepfel, Nüsse und Gebackenes, und zu Neujahr einen großen, oval geformten Weck, auf dessen einer Seite allerhand Verzierungen angebracht sind. Wohlhabende Pathen

geben dem Kinde um das 10. Lebensjahr ein Schaaf, ein Halstuch, eine rothe Schnur und ein Taschenmesser. Letzteres soll das nunmehrige „Abgeschnittensein" der Pathengeschenke bedeuten. Das Schaaf wird von Reicheren einige Jahre gefüttert, dann gegen ein jüngeres vertauscht und dieses dann dem Kinde bei seiner Verheirathung als das s. g. Petter-Brautschaaf gegeben. — Die Beerdigungen sind in den meisten Orten öffentlich. Im Zuge gehen vor dem Sarge die Schüler und Ortsbürger, hinter dem Sarge einzeln die nächsten Verwandten, die Mannspersonen in langen schwarzen Mänteln, den dreieckigen Hut herabgekrempt mit langem Flor, die Frauenspersonen in schwarzer Tracht mit langen weißer um den Kopf zusammengesteckter, über den Rücken herabhängender Schleppe nach Art der Nonnentracht.

Sitten und Gebräuche in der Provinz Starkenburg *).

Von Georg Kaut.

1.

Hochzeitsgebräuche.

Kaum sind Knabe und Mädchen der Schule entwachsen, so entwerfen die Eltern schon Pläne zu einer vortheilhaften Verheirathung ihrer Kinder. Steht der Bursche in einem Alter von etwa 17—18 Jahren, so wird demselben von seiner Mutter oder einer deren Stelle vertretenden Base ein passendes Mädchen für den Tanz vorgeschlagen. Der Bursche macht dann in der Regel allerlei Einwendungen und will durchaus nichts von Mädchen hören; allein hieran kehrt sich die Mutter oder Base durchaus nicht, sondern sagt: „Das will ich Dir sagen, daß Du mir ja nicht etwa einmal kommst mit Einer, die nichts hat." Der Bursche muß sich indessen doch die Ermahnungen gemerkt haben; denn wir sehen ihn bei allen Bohnenschnitten erscheinen, welche die von seinen Eltern Auserwählte besucht. Beim Nachhausegehen drängt er sich ihr zum Begleiter auf, spricht von allerlei interessanten Dingen, wie z. B.: „Hat Eure rothe Kuh noch kein Kalb?" oder: „Habt Ihr Eure fette Schweine verkauft?"

Der Winter ist die Zeit, wo sich Diejenigen, welche künftig die Reise durch's Leben gemeinschaftlich machen sollen, fester aneinander ketten. Fast jeden Abend erscheint der Bursche in der Behausung seines Mädchens, setzt sich ohne Umstände hinter den Tisch, oder legt sich auf die Ofenbank, das Sopha der Landleute, und schläft wohl gar ein.

Acht Tage vor der Kirchweihe erscheint der Bursche gegen Abend in dem Hause seiner Geliebten, bewaffnet mit einer Flasche Wein oder Aepfelwein, stellt diese auf den Tisch und sagt, daß er sich die Liese oder das Gretchen zum Kirchweihmädchen erkoren habe. Wird die Flasche Wein oder Aepfelwein nicht zurück gewiesen, so ist die Bitte gewährt, im Gegenfalle nicht, was indessen sehr selten geschieht, es müßte denn sein, daß der Bittsteller einige Morgen Landes weniger hätte, als das Mädchen. Wehe ihm dann! Die Heirath wird nie zu Stande kommen. —

So zieht sich die Sache ein bis zwei Jahre, auch wohl länger hin, nun aber wird die Heirath ernstlich beschlossen. Die Eltern oder nächsten Anverwandten kommen zusammen und der förmliche „Verspruch" findet statt. Das Mädchen wird vom Liebhaber gefragt, ob sie ihn heirathen wolle, und wenn sie „das Jawort von sich gibt", so händigt der Bursche seiner nunmehrigen Braut einen Kronenthaler ein. Das Verhältniß ist nun bindend.

Der Bräutigam läßt die Heirathspapiere fertigen, und, nachdem dieß geschehen ist, geht er, sein neues Wams anziehend, zum Herrn Pfarrer, um diesen zu bitten,

*) Hessische Sagen, Sitten und Gebräuche. Herausgegeben von G. Kaut, Lehrer zu Götzenhain. Offenbach a. Main 1846.

die übliche Proclamation zu vollziehen. Beim Erstenmale des öffentlichen Aufbietens erscheint weder Braut noch Bräutigam in der Kirche. Das ist nicht Sitte. Schön herausgeputzt nehmen jedoch Beide den folgenden Sonntag Antheil an dem Gottesdienste. Alle Blicke sind nach der Braut gewendet, und in der Regel finden die weiblichen Lästerzungen, namentlich Diejenigen, an deren Thüre noch kein Freier klopfte, viel zu tadeln.

Um diese Zeit machen die beiden Brautleute die enorme Reise nach der nahen Stadt, um das Gesangbuch und den Muff oder Stauchen einzukaufen. Schon frühe des Morgens fährt man auf einem mit zwei Pferden bespannten, großen Leiterwagen ab. Die Braut, vielleicht noch nie nach dieser Himmelsgegend gekommen, auch die weite Entfernung fürchtend, sagt: „Ach Gott, wenn uns nur nichts passirt!" Nach beendigten Geschäften wird an diesem Tage gut gegessen und getrunken. Man nimmt an der Wirthstafel Antheil und trinkt vielen und guten Wein; denn der Bräutigam will es, daß seine Braut dieses Tages lange gedenken soll. Acht Tage vor der Kopulation laden die beiderseitigen Pathen zur Hochzeit, indem sie sagen: „Einen schönen Gruß von ... und seiner Braut ...! Bis Sonntag oder Dienstag wollen sie ihren Ehrentag halten. Da sollt Ihr ihnen die Ehr' und Lieb' anthun dabei mit Groß und Klein zu erscheinen und verzehren helfen, was Küch' und Keller vermag." Ist dieß geschehen, so wird in jedem Hause Wurst, Butter und Käse aufgetragen, wobei es an Aepfelwein nicht fehlen darf. Man hat hier Gelegenheit, die deutsche Eß- und Trinklust zu bewundern. Ohne einen tüchtigen Rausch kommt keiner der Eingeladenen nach Hause. Einige Tage vor der Kopulation werden ernstliche Vorbereitungen zum Hochzeitsschmause getroffen.

Der Hochzeitsmorgen erscheint. Mädchen, Verwandtinnen und Freundinnen der Braut, sieht man hier und da mit bekränzten Haaren vorübereilen. Auf einmal läutet es zehn. Das ist das Brautläuten. Bald hierauf gehen alle Geladenen zum Hochzeitshause; die Brautsuppe wird verzehrt, bestehend in warmem Bier. Die Braut selbst nimmt eine Weinsuppe zu sich, damit sie rothe Backen bekommt. Braut und Bräutigam präsentiren sich in vollem Staate. Die Erstere trägt ein Kleid von schwarzem Tuche, die Haare sind geflochten und oben mit einem Kränzchen verziert; des Letzteren Kleider sind gewöhnlich aus blauem Tuche gefertigt, der Oberrock schleift fast auf der Erde, der Hut ist mit Bändern und Sträußen geschmückt. Der Bräutigam holt nach 10 Uhr Vormittags den Geistlichen ab, und, nachdem dieser ebenfalls etwas genossen hat, erhält derselbe ein Sacktuch, eine Citrone und einen Rosmarinzweig; einen solchen erhalten auch alle übrigen Anwesenden. Plötzlich ertönen die Glocken, Alles setzt sich in Bewegung und zieht in folgender Ordnung zur Kirche: Zuerst kommt der Bräutigam, zwischen dem Pathen und dem Geistlichen gehend, dann folgt die Braut, begleitet von jungen Burschen, die man Zuchtknechte nennt und welche auf ähnliche Weise wie der Bräutigam herausgeputzt sind; diesen reihen sich die Mädchen an und den Schluß des Zuges formiren die übrigen Hochzeitsgäste. Vor dem Altare verbeugen sich erst die Brautleute vor einander, dann geschieht dieß auch vor dem Geistlichen. Nach Beendigung der Trauungsformalitäten wird der Hochzeitszug am Ausgange der Kirche von Musikanten, die spielend voranziehen, empfangen. Am Hochzeitshause angekommen, gehen sämmtliche Gäste wieder auseinander, nach etwa einer halben Stunde umgekleidet wieder erscheinend, worauf das Hochzeitsmahl beginnt, das erst in Suppe, Gemüße und Fleisch mit Meerrettig besteht; hierauf wird Kaffee mit Kuchen umgereicht, und zuletzt kommen Butter und Käse. Daß Aepfelwein, Branntwein und Bier nicht fehlen, versteht sich von selbst. Branntwein genießen nur alte Leute.

Während der ganzen Mahlzeit spielt die Musik muntere Walzer und Gallopaden. Hat der Magen seine Rechte erhalten, so bricht die ganze Gesellschaft auf und zieht jauchzend und lärmend durch's Dorf. Sind die Brautleute vermögend und sind sie nicht von der Wurzel alles Uebels, dem Geize, besessen, so lenkt der Zug nach dem Wirthshause, im andern Falle kehrt man in's Hochzeithaus zurück und hält die Tanz

belustigung entweder in der Wohnstube, oder in der Scheuertenne. Der Bräutigam eröffnet mit der Braut den Ball. Das Tanzen währet etwa bis nach Mitternacht, alsdann wird zu Nacht gegessen. Man trägt Reißbrei, gekochte Zwetschen, Braten mit Salat ꝛc. ꝛc. auf. In einigen Orten wird nach beendigter Mahlzeit keine Speise weggetragen. Da prangen sämmtliche Rudera der Mahlzeit auf dem Tische. Neben Brühe mit einem Stücke frischen Schweinefleisches steht eine Schüssel mit Reisbrei, neben dem Ueberbleibsel gedörrter Zwetschen ruht friedlich eine stark beeinträchtigte Schüssel mit Salat und dazwischen verbreitet Limburger Käse seinen aromatischen Duft. Das junge Volk, seine Zeit mit Trinken, Spaßmachen, Singen, und derben Witzen ausfüllend, bleibt bis zum Tagesanbruch; die Eltern begeben sich in der Regel nach Hause, um noch ein wenig zu schlafen. Soll des Morgens Kaffee getrunken werden, so wird zuerst ein Umzug im Orte gehalten, versteht sich mit Musik; voran geht oder reitet der Spaßmacher (Schampotasch — Jean Potage). Vor jedem Hause, in welchem sich ein Hochzeitsgast befindet, wird eingehalten. Liegt er noch im Bette, so holt man ihn ohne Barmherzigkeit heraus; kaum hat er Zeit sich anzukleiden. Er wird mit Strohseilen gebunden, oder auf ein Pferd gesetzt, „statt des Zaumes den Schwanz in die Hand."

In früherer Zeit, etwa noch vor 30 Jahren, dauerte ein solches Hochzeitsgastmahl bis zum Abende des dritten Tages, jetzt begnügt man sich, was unstreitig noch zu viel ist, mit zwei Tagen. Gegen 5 Uhr des zweiten Tages rückt der ganze Hochzeitsschwarm aus, die Musikanten an der Spitze, um das Gothenkissen zu holen. Nach einiger Zeit kommt der Zug wieder zum Vorschein, voran ein Mädchen, das in einem großen Korbe ein mit Bändern bis zum Ueberflusse bestecktes Kissen trägt. Nun ist die Zeit zum Schenken gekommen. Alle Gäste sind versammelt. Nachdem zuvor ein zinnener Teller auf den Tisch gestellt worden ist, tritt einer der Pathen auf, die Gesellschaft etwa mit folgenden Worten anredend: „Die jungen Leute wollen nun ihren eigenen Haushalt anfangen; dazu brauchen sie Allerlei, Schiff und Geschirr, Hausrath und vieles Andere. Die nun geladen worden sind, und dem Brautpaar die Ehre erwiesen haben zu kommen, mögen eine Beisteuer geben." Viele Gäste schenken einen Kronenthaler, andere Hausrath; während dieß vorgeht, steht die junge Frau da und weint bittere Thränen; das muß sie thun, sonst würden die Leute darüber schwätzen. Ehe sie sich indessen versieht fallen die Verheiratheten über sie her, ihr das Brautkränzchen vom Kopf zu reißen. Da wird das Bräutchen übel hin und her gezerrt, bis es endlich einer schlauen Person durch List gelingt, dasselbe an sich zu bringen. In mehreren Orten wird dann gesungen:

Braut, zieh die Brauthaub' aus!
Und sei die Frau in Deinem Haus,
Feigeblatt und grüner Klee,
Heut' eine Jungfer und nimmermeh'.

Die Gäste verlieren sich nach und nach.

2.

Spinnstube und Fastnacht.

Auf dem Lande ist es gebräuchlich, daß den Winter über die jungen Leute sich in den sogenannten Spinnstuben versammeln. Während nun die Mädchen in geschäftiger Emsigkeit die schnurrenden Spinteln drehen, unterhalten sich Männer und Bursche, ihre Pfeifen rauchend, mit Erzählung erlebter Abenteuer, beigewohnter Balgereien und ähnlichen Dingen. Zuweilen lenkt sich auch das Gespräch auf Gespenster- und Geister-Erscheinungen, brennendes Geld, und gerade diese Punkte sind es, die nicht selten einen heftigen Wortstreit zwischen Alt und Jung herbeiführen; indem die Jungen, welche einen besseren Unterricht genossen haben, die Existenz von dergleichen Dingen in

Abrede stellen. Am Ende müssen doch die Bursche das Feld räumen. Der Großvater (das Herrchen) oder ein anderer alter Mann gibt den Letzteren, den Pfeifenstümmel aus dem Munde nehmend, etwa folgende Zurechtweisung: „Ihr jungen Lappmäuler! Ihr wollt Alles besser wissen; die Alten sind auch keine Narren! Ich selbst habe, als ich vor ungefähr 50 Jahren zur Mühle fuhr, einen feurigen Mann gesehen; ich war damals noch ein junger Bursche wie Ihr, aber nicht so naseweiß; was das Aug' sieht, glaubt das Herz." —

Hierauf folgt gewöhnlich eine gewisse Stille, die jedoch bald wieder durch die Mädchen unterbrochen wird, indem eine derselben plötzlich ein Lied anstimmt, meistens das sehr beliebte Lied der deutschen Auswanderer:

Nun ist die Zeit und Stunde da,
Jetzt zieh'n wir nach Amerika.
Die Wagen steh'n schon vor der Thür',
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Und Alle, die mit uns verwandt,
Die reichen uns die Freundeshand,
Ihr Lieben weinet nicht so sehr,
Wir seh'n uns jetzt und nimmermehr.

Und als ein Schiff am Ufer schwimmt,
Da waren wir hinein bestimmt;
Wir fürchten keinen Wasserfall,
Und denken: Gott ist überall!

Jetzt sind wir bald in Baltimor',
Da strecken wir die Händ' empor;
Wir rufen aus: Victoria!
Jetzt sind wir in Amerika!

Vor uns liegt die große Stadt,
Nach der das Schiff Bestimmung hat
Wir springen frohen Muths an's Land —
An unser neues Vaterland.

Nach Absingung eines solchen Liedes gewinnt die Unterhaltung wieder neuen Zug, und die Rädchen schnurren mit frischer Kraft. Man redet von fremden Ländern, von Krieg und Frieden. Peter erzählt, wie sein sel'ger Vater einen Franzosen, der die Milchsuppe hinter die Thüre geworfen, mit der Axt Respekt beigebracht habe, dabei macht der Erzählende alle Gestikulationen eines Mannes, der einem Andern einen Schlag versetzen will, und seine kräftige Gestalt läßt vermuthen, daß er zur Noth auch mit einem Franzosen fertig werden könnte, wenn's auf den Faustkampf ankäme. — Oefters werden auch Spiele vorgenommen; das angenehmste ist, um des Scherzes willen, das Ringelstechen. Man zeichnet mit Kreide mehrere concentrische Kreise an die Stubenthüre und deutet den Mittelpunkt an. Einer der Bursche erhält einen Stock, mit welchem er, nachdem er sich mehrmals im Kreise herumgedreht hat, den Mittelpunkt stoßend treffen soll. Was ist aber die Folge hiervon? Der Mittelpunkt wird nicht allein nicht getroffen, sondern der Stoßende fällt auch noch unter großem Gepolter hinter die Stubenthüre. Alles lacht und jauchzt, und dem Herrchen fällt vor Lachen der Pfeifenstümmel aus dem Munde. — Derartige Unterhaltungen werden oft durch Schäkereien mit den Mädchen unterbrochen. Geht nämlich einer der Faden entzwei, so kann sie sich nicht genug eilen, denselben wieder anzudrehen, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, daß ihr der Spinnrocken von einem Burschen genommen wird, der alsdann von Rechtswegen durch einen Kuß eingelöst werden muß. —

Hat eine solche Spinnstube einige Zeit gedauert, so wird Einstand getrunken. Nachdem Abends zuvor dieß bestimmt worden ist, entsteht plötzlich gegen 8 Uhr am folgenden Abend eine außerordentliche Geschäftigkeit unter den Mädchen. In der Küche wird's lebhaft, Töpfe und Tassen fangen an zu klirren, und bald erscheint ein

dampfender Kaffee auf dem Tische, über welchen sich die ganze Gesellschaft mit großem Eifer hermacht. —

Der Tag der Fastnacht erscheint. Schon mehrere Tage zuvor wird der Küchenzettel gemacht; denn da soll's hoch hergehen. Bei Tage sind die Mädchen in dem Spinnhause versammelt; Kuchen werden gebacken und Kaffee wird geröstet; auch geht man zum Krämer, um thönerne Pfeifen, Bänder und Tabak zu holen; man jubelt und freut sich, aber gesponnen wird natürlich nicht viel. — Endlich ist der ersehnte Abend gekommen. Kaum ist die Versammlung vollständig, so fängt der weibliche Theil an, Zubereitungen zu dem Fastnachtsschmause zu treffen, während die jungen Bursche sich ein wenig auf die Straße begeben, um Kräpel zu werfen. Die Ruhe manches Hauses wird dann durch das Geräusch der gegen die Hausthüre schmetternden alten Töpfe gestört. Nachzusehen, wer es war, ist vergeblich; denn werfen und Laufen geschieht in einem Moment. Zurückgekehrt, erzählen die schadenfrohen Gesellen mit Frohlocken ihre Heldenthaten. Zu Scherz und Lust gestimmt, setzt man sich nun zu Tische, mit bestem Appetite den Salat mit Wurst und die gedörrten Zwetschen verzehrend. Den Beschluß macht Kaffee mit Kuchen. Nun holen die Mädchen Tabak herbei, und eine jede gibt dem Burschen, der so glücklich war, ihre Gunst erlangt zu haben, eine irdene Pfeife, verziert mit grünem oder rothem Bande. Mag nun Einer rauchen können oder nicht, ganz einerlei, er muß sich dazu verstehen, wenn er nicht bei seiner Schönen in Ungnade fallen will. In dieser fröhlichen Stimmung beginnt auf einmal ein Bursche das Volkslied:

Lustig, ihr Brüder!
Lustig, was Darmstädter*) sein;
Setzet Euch nieder,
Trinkt ein Glas Wein.

Trinkt zum Gefallen,
Bis daß die Thaler all' sind;
Wer soll denn zahlen,
Recht wohl geschwind?

Weg, weg mit Sorgen!
Weg, weg mit Widerwärtigkeit!
Spart sie auf morgen;
Heut' Lust und Freud'!

Wenn wir marschiren,
Geht es zum Galgenthor hinaus.
Du schwarzbraun Mädel,
Du bleibst zu Haus'!**)

und so weiter.

In großen Spinnstuben wird drei Tage lang Fastnacht gehalten. Auch Verkleidungen finden Statt, die nicht selten auf's Lächerlichste ausfallen. Da ist es denn etwas gar nicht Seltenes, daß eine Art Ziegenbock erscheint, im Zimmer herumstöbert, Alles über den Haufen wirft, und dann, nachdem er vergebens seine Hörner, wie zum Herausfordern, drohend gezeigt, wieder den Rückzug antritt, was er jedoch nicht ungeneckt zu vollbringen vermag.

3.

Die Kirchweihe.

Die Kirchweihe ist der Mittelpunkt aller Volksbelustigungen auf dem Lande. Mancher spart die Lustigkeit eines ganzen Jahres auf diese Tage und läßt ihr alsdann

*) Soll heißen Hessen-Darmstädter.

**) Der Verfasser dieses Liedes war wahrscheinlich ein Soldat, der dasselbe in dem letzten Kriege dichtete; denn seitdem ist es schon bekannt.

um so mehr freien Lauf. Und wer will es den Landleuten verdenken? Gewiß kein Menschenfreund! Sie nähren sich im Schweiße ihres Angesichtes, tragen des Tages Last und Hitze, — dafür wollen sie auch einmal froh sein, und daß dieß in derber Weise geschieht, das ist ganz natürlich; denn wer selbst derb ist, fördert Derbes zu Tage.

Die Zeitrechnung eines ganzen Dorfes dreht sich mehr oder weniger um die Kirchweihe. „So und so viel Wochen vor oder nach der Kirchweihe will ich Dieß oder Jenes thun, — ist Dieß oder Jenes geschehen", heißt es. Jeder Hausvater sorgt dafür, daß um diese Zeit Geld in der Kasse ist. Die Bursche arbeiten fleißiger, um das Kirmesgeld höher zu bringen; wer faul ist, wird bedroht, daß man ihm bei der Kirchweihe seinen Beutel leer lassen werde. Im Orte wird stark davon gesprochen, wer dieses oder jenes Mädchen zum letzten Tanze führte und nach Hause geleitete, und es werden hieraus Schlüsse für die Kirchweihe gezogen. Ueberhaupt wird mit einer Wichtigkeit von diesen Dingen geredet, als hinge das Gleichgewicht Europa's davon ab.

Beim Anspielen der Kirchweihe ist es Zeit, daß sich jeder Bursche sein Kirmes-Mädchen sichert. Mit der Auserkornen wird sehr viel getanzt und vor dem Nachhausegehen der Kaffee getrunken, auch etwaige Differenzen in Ordnung gebracht.

Den jungen Leuten scheinen die paar Wochen bis zur Kirchweihe eine Ewigkeit zu sein. Am Sonntag vor Kirchweihe versammeln sich die jungen Bursche im Wirthshause. Wer Kirmesbursche werden will, unterzeichnet seinen Namen; bald ist die hinreichend Zahl vorhanden. Nun geht's an's Trinken, das bis an den Abend dauert. Hierauf ziehen die Bursche Volkslieder singend im Orte herum, damit Jedermann erfahre, welche Wichtigkeit heute abgethan worden ist.

Es ist Freitag vor Kirchweihe. Im Verlaufe des Tages sieht man hier und da Kinder, welche Blumen tragen, es sind die Blumen zum Kranze an den Kirchweihbaum, der den andern Tag gesteckt werden soll. Bevor jedoch das Flechten des Kranzes beginnt, begeben sich die Bursche in die Häuser derjenigen Mädchen, die sie sich ausersehen haben, die Eltern um Erlaubniß bittend, das Gretchen oder Lieschen zum Kirchweihreigen mitnehmen zu dürfen. Ist der Bittsteller vermögend, so hat es keine Noth; ist er indessen arm, so kann er sich darauf gefaßt machen, einen Korb zu erhalten. Doch verfehlt selten ein Bursche die rechte Wahl.

Kaum ist am Freitage das Abendessen vorüber, so erscheinen im Wirthshause rothwangige Mädchen und kräftige Bursche, welche sich scherzend und neckend in des Wirhes Tanzsaal begeben, um ungestört Kränze flechten zu können, die zur Verschönerung des Kirchweihfestes nicht wenig beitragen sollen.

Am Samstagmorgen herrscht reges Leben. Gegen Mittag sieht man sämmtliche Bursche, mit Aexten versehen, zum Walde ziehen, um eine geeignete Tanne oder Fichte zu fällen. Viele haben Krüge mit Getränken umgehängt. Gegen drei Uhr des Nachmittags fahren Wagen ohne Leitern hastig aus dem Orte. Fragt man: „Wohin?" so lautet die Antwort: „In den Wald, um die Kirchweihbäume zu holen!"

Welche Thätigkeit herrscht im Dorfe! Alt und Jung regt sich. Männer sieht man eilen, Mädchen und Weiber laufen auf und ab und rufen: „Eben wird der Kirchweihbaum gesteckt!" Schon von Ferne hört man Musik; muntere Walzer und Gallopaden ertönen und dazwischen ruft es: „Auf! auf!" Das Geschrei verstummt. „Vivat! die Kirchweihe!" schallt es aus vielen Kehlen. Die Krone des Baumes schwankt in den Lüften; die Musik spielt frisch auf, und Jubelgeschrei, vermischt mit den gewaltigen Schlägen der Aexte und Schlägel, Keile einrammend, schallt weithin.

Auf der Gasse wird Alles ruhig. Die ganze Gesellschaft, welche den Baum steckte, wird nun von dem Wirthe, welchem diese Ehre widerfahren ist, mit Wurst, Salat und Aepfelwein traktirt. Nach vollendeter Mahlzeit gibt es ein munteres Leben. Die Bursche fangen an zu tanzen, weil sie die ganze Kirchweihe hindurch dieses Vergnügens wenig theilhaftig werden können. In Ermanglung von Mädchen nimmt der Peter den Hannes und der Philipp den Kaspar und walzt tüchtig d'rauf los. Hannes

oder Kaspar ist aber nicht geschickt dazu, ein Mädchen zu agiren; er stolpert über ein Stuhlbein und die ganze Tanzgesellschaft fällt auf einen Haufen. Hohngelächter und Jubelgeschrei! Der heißersehnte Tag ist da. Die Christengemeinde wallt zur Kirche. Kaum ist aber der Gottesdienst vorüber, so versammeln sich die Kirchweihbbursche im Wirthshause. Einer von ihnen läßt sich verkleiden; ein alter Hut mit schlaff herabhängender Krämpe deckt sein Haupt, oder eine Maske sein Gesicht, und die übrigen Kleider entsprechen der Kopfbedeckung, kurz der ganze Kerl wird äußerst entstellt. Das Kirchweihtuch wird nun an eine buntangestrichene Stange geheftet, und der ganze Zug setzt sich in Bewegung, um im Orte herumzuziehen und die Kirchweihmädchen abzuholen. Damit sich jedoch die Erste, welche sich dem Zuge anschließen soll, nicht genire, muß des Wirthes Tochter, oder wenn derselbe keine hat, dessen Magd — sollte sie auch ein halbes Jahrhundert durchlebt haben — den Zug mitmachen. Das Tuch wird vorangeschwenkt, die Musik spielt, und so gehts von dem Hause eines Mädchen zum andern, bis ein jeder Kirchweihbursche sein Theil an der Seite hat. Vor der Wohnung des Pfarrers, Schullehrers und Bürgermeisters wird Halt gemacht und ein lustiges Stück gespielt; denn diese Drei spielen die Hauptrolle im Orte.

Von der löblichen Schuljugend geleitet, langt der Zug wieder im Wirthshause an. Die Musik spielt, und der Kirchweihreigen beginnt. Nach und nach kommen die eigentlichen Gäste, die Bursche treten zurück und überlassen Diesen das Feld; — eine alte, gute Sitte will es so, und es ist lobenswerth. Aber eine andere Thätigkeit fängt für sie an: sie tragen das Kirchweihtuch vor Jeden, der Bajazzo darf dabei nicht fehlen, Wein wird präsentirt, und der also Belästigte ist genöthigt, Bescheid zu thun und eine Silbermünze in die dargehaltene Büchse zu werfen. Das heißt: man setzt auf das Tuch ein.

Die erste Nacht der Kirchweihe ist vorüber. Bleierner Schlaf hält alle Diejenigen befangen, welche während der Nacht das Kirmesvergnügen ausgestanden haben; plötzlich ertönt die Musik, einen sogenannten Morgensegen spielend: rauhe Kehlen jubeln dazwischen. „Was soll diese Störung in so früher Stunde bedeuten?" „Die Bursche halten ihren Morgenumzug." Vor dem Hause eines jeden Kirchweihmädchens wird eingehalten; auch der Herr Pfarrer, der Herr Schullehrer und Herr Bürgermeister wird nicht vergessen.

Der zweite Tag der Kirchweihe ist fast lediglich für die Ortseinwohner bestimmt. Fremde kommen da weniger; aber desto mehr Pelzkappen und lange Wämser schweben im Saale umher, und derbe Scherze und Worte hört man allenthalben.

„Heute sind die Bauern lustig,
Heute sind sie toll und voll!"

rufen stämmige Gesellen, die geleerten Flaschen aufstoßend, daß der Tisch kracht, und beim Tanzen die Mädchen mit kräftigem Arm schwingend, daß diese kaum den Boden berühren; hier und da nehmen sich Handfeste beim Kragen und wollen sich prügeln, die Musikanten hören auf zu spielen, und ein dichter Knäul Kämpfender entwickelt sich im Wirthssaale. Doch nicht lange dauert dieß. Friedfertige springen hinzu, mit gewaltiger Kraft die Streitenden auseinander werfend. Alles wird wieder ruhig.

Endlich heißt es: „Die Männer wollen tanzen!" Ehrerbietig treten die Bursche zurück, und wehe dem, der es nicht thut! Er wird von Männern und Burschen jedenfalls übel traktirt; sein gebläuter Buckel kann den folgenden Tag von manchem Schlage Rechenschaft geben. Das hat indessen nichts zu sagen, eine Kirchweihe ohne Schläge ist ein Ochs ohne Hörner, oder ein Löffel ohne Stiel.

In früherer Zeit wurde drei Tage Musik gehalten, jetzt ist's nicht mehr so, und das ist gut.

Den dritten Tag wird das Halstuch herausgespielt. Ehe dieß geschieht, wissen jedoch die Kirchweihbursche schon, wer es gewinnt. Sie lesen in einer Liste, auf welcher kein Name steht, und nachdem dieß einige Zeit des Scheins wegen geschehen ist, heißt

es: „Gewonnen!“ Und nun geht der Zug nach dem Hause des Glücklichen, der jedoch beiläufig gesagt, die ganze Geschichte auf den Blocksberg wünscht, weil er genöthigt ist, nüchternen Sinnes einen tiefen Griff in seine Kasse zu thun, und dabei noch die ganze, von zweitägigem Trinken sehr durstige Gesellschaft zu erquicken. Es läßt sich jedoch nicht ändern, er muß zum bösen Spiele gute Miene machen.

Nachdem dieß geschehen ist, wird die Kirchweihe begraben; das ist ein sehr trauriger Act. Ein alter Kochtopf wird vorangetragen, die Musik spielt einen Trauermarsch, ein Loch wird gegraben und der Topf hineingesenkt. Die Bursche weinen bittere Thränen, und kehren betrübten Herzens zum Wirthshause zurück, in welchem sie sich folgenden Sonntag wieder versammeln, um ihre Zeche zu zahlen. Der Wirth macht ihnen jedoch über Alles, was sie an diesem Tage trinken, keine Rechnung. —

4.

Die Kindtaufe.

Ist ein Kindlein zur Welt geboren, so darf vor allen Dingen nichts aus dem Hause verliehen werden, wenn nicht eine fremde Person Macht über das Kleine bekommen soll. Auch der hundertjährige Kalender wird zu Rathe gezogen, um zu erfahren, ob das Kind an einem glücklichen oder unglücklichen Tage auf unserem Planeten ankam. Einige Tage vor der Taufe wird von Mann und Weib Berathung über den zu wählenden Pathen, oder über die zu wählende Gothe gepflogen. Ist man über diesen Punkt im Reinen, so begibt sich der Vater des Kindes gegen Abend in das betreffende Haus. Das ist für ihn ein schwerer Gang; denn er ist genöthigt, die Formel, welche bei einer solchen Angelegenheit üblich ist, auswendig zu lernen.

„Was mein Begehr ist, will ich euch gleich sagen,“ beginnt er, nachdem er sich einige Mal verlegen geräuspert hat:

„Unser Herrgott hat die Welt vermehrt
Und hat mir einen Sohn bescheert,
Den sollt Ihr aus der Taufe heben
Und ihm Euren Namen geben.“

Hierauf wird in der Regel nichts erwidert. In einigen Minuten aber hört man schon die Kaffeemühle knarren, und nicht lange dauert es, so steht ein dampfender Kaffee auf dem Tische. Während des Trinkens wird der Tag der Kindtaufe verabredet, der gewöhnlich auf den Sonntag oder Dienstag fällt.

Den Tag vor der Taufhandlung ladet die Hebamme befreundete Weiber zum Kindtaufschmause ein. In einem mit Bändern reich besteckten Kissen wird das Kind, im Falle es die Witterung erlaubt, in die Kirche getragen; die eingeladenen Frauen gehen mit. Nach vollzogener Taufhandlung begibt sich die ganze Gesellschaft wieder in das Kindtaufhaus zurück. Hier trifft man die Wöchnerin im Bette an, und jede Frau reicht ihr einen Dreibätzner. Nun wird Kaffee und Kuchen servirt. Die Weiber fangen an munter zu werden, machen Späße und necken gegenseitig einander. Bald hierauf erscheint die Hebamme mit einem Strauß künstlicher Blumen und steckt diesen dem Pathen oder der Gothe an. Zuvor aber wird solcher der Gesellschaft herumgereicht und gefragt, wornach er rieche? Da heißt's denn: „Nach einem guten Trinkgeld und nach süßem Weine.“

Letzterer wird aus Aepfelwein und Kochzucker bereitet und aus Tassen getrunken; er hat nicht selten einen sehr widerlichen Geschmack, weil es mit dem Aepfelwein nicht so genau genommen wird, der daher vor seiner Vermischung mit Zucker mehr Essigsäure hat, als wünschenswerth ist. Das hat jedoch nichts zu sagen; der unverwöhnte Gaumen der Gäste findet ihn vortrefflich. Sind Weiber unter ihnen, die noch nie

einem Kindtaufschmause beigewohnt haben, so bekommen auch diese Sträuße angesteckt und müssen ihren sogenannten „Einstand" in süßem Weine geben.

Gegen Abend verlieren sich die Frauen nach und nach, und der Vater des getauften Kindes zieht sein neues Wams an und bestellt sich für den Abend die Ehemänner der eingeladenen Weiber, welche dann bei Aepfelwein, Butter und Käse oft bis Mitternacht plaudernd und rauchend zusammensitzen.

Alte Sprüchwörter der Hessen.

Geschichtlich erläutert von **Ernst Ludwig Wilhelm Nebel.**

Die alten Teutschen hatten den Gebrauch, Begebenheiten der Vorzeit und Heldenthaten in Volksliedern für die Nachwelt aufzubewahren. Auch noch in dem mittleren Zeitalter herrschte diese Sitte, von welcher die Limburger Chronik Beispiele anführt. Spottlieder gehören in eben diese Klasse, von welchen wir noch den Reinecke Voß, von Herzog Reinhard oder Reginarius von Lothringen benannt, aus dem Karolingischen Zeitalter in veränderter Form übrig haben. Hierher sind auch sprüchwörtliche Redensarten oder Idiotismen zu rechnen. Oft liegt denselben eine geschichtliche Thatsache von allgemeinem Interesse zum Grunde. Leider aber haben solche Sprüchwörter eben das Schicksal, welches die Volksgesänge haben, nämlich bei den nachfolgenden Geschlechtern und in wenigen Jahrhunderten aus dem Gedächtniß der Menschen zu verschwinden, oder andern Platz zu machen. Manche Idiotismen des Alterthums, falls sie vorkommen, sind daher unverständlich und können nicht mehr geschichtlich nachgewiesen werden, und wegen ihrer Unverständlichkeit verliert sich ihr Interesse und ihr Gebrauch.

Von vorzüglichem Interesse sind die Idiotismen einzelner Länder und Städte. Sie stellen uns oft auf eine ansprechende überraschende Weise das Bild früherer Ereignisse dar. Als Beispiel mag die nachfolgende kleine Sammlung hessischer Sprüchwörter dienen.

1.

Hüte dich vor dem Landgrafen zu Hessen,
Willst du nicht werden gefressen.

Landgraf Heinrich II., der Enkel Heinrichs des Kindes, welcher von 1328—1376 regierte, führte den Beinamen des Eisernen. Man leitet diese Benennung von der eisernen Rüstung oder dem Panzerhemd her, in welchem er stets erschien; andere wollen, daß sie von seiner herkulischen Leibesstärke und davon, daß er seine Feinde mit Muth und Kraft niederschulg, herrühre. Seine Leibesstärke wird so groß geschildert, daß er mit freier Hand ein Hufeisen zu zerbrechen vermocht habe, auch eiserne Wehr und Waffen durchzuhauen im Stande gewesen sei. Man erzählt auch, daß er einst am Hofe Eduards III. von England, einen Löwen, welcher aus seinem Gewahrsam losgekommen sei, ergriffen und festgehalten habe. In jenen unruhigen fehdereichen Zeiten war häufig der Nachbar gegen den Nachbar, Feinde standen auf und vertrugen sich, Bündnisse wurden geschlossen und gebrochen um sich neuen anzuschließen. Die kleinen Dynasten schlossen sich den größeren an, in der Hoffnung, die Beute des Sieges zu theilen. Der furchtbarste Feind von Hessen war Mainz, welches den Grundsatz festhielt, sich im Herzen von Hessen eine bleibende Provinz zu gründen; die Grafen von Nassau-Dillenburg, Ziegenhain, Wittgenstein und Solms standen auf seiner Seite. Außerdem hatte Heinrich während seiner Regierung mit Braunschweig, Paderborn und Münster Kämpfe zu bestehen. Er blieb stets unbesiegt, die Mainzer mit ihren Verbündeten wurden in 2 Treffen geschlagen: seine Gegner mußten Länderstriche und Gerechtsame

aufopfern. Auch als Politiker verdient Heinrich eine ehrenvolle Erwähnung; er verstand die Kunst, wohl zu wirthschaften, den rechten Zeitpunkt zu benutzen und seine Sachen durch Verhandlungen durchzusetzen. Er erwarb Itter, Königsberg, Schmalkalden, Spangenberg, Beilstein; und er würde vielleicht noch Größeres ausgeführt haben, wenn nicht der Zwist mit seinen Brüdern, welchen die zugesagten Jahrgelder nicht ausbezahlt wurden, seine Kräfte gelähmt hätte, oder wenn sein Zeitalter weniger verhängnißvoll gewesen wäre. Hierher ist vorzüglich die furchtbarste allgemeine Pest des Abendlandes, der sogenannte schwarze Tod, welcher 1350—52 den dritten Theil aller lebenden Menschen wegraffte, zu rechnen. Heinrich wurde in seinem Alter gefürchtet, niemand wagte es, sich gegen ihn zu verbünden, und die Chroniken der Vorzeit führen bei seinem Stamm das obige Sprüchlein an.

2.

Den Bakkalaureus reisig machen.

Die Zügel der Regierung, welche Heinrich der Eiserne so kräftig geführt hatte, kamen in eine schwächere Hand. Herrmann der Gelehrte, der Neffe und Nachfolger Heinrichs, war als nachgeborner Prinz zum geistlichen Stande bestimmt. Er hatte zu Paris und Prag studiert; dort war er Bakkalaureus der Theologie geworden, und hier hatte ihn Kaiser Karl IV. selbst, nach vierstündigem ruhmvollen Disputiren aus der Aristotelischen Philosophie, 1366 zum Magister der freien Künste ernannt. Er hatte auch bereits Präbenden auf die Erzstifter Trier und Magdeburg erlangt.

Die Chronik sagt von ihm, „er war tugendsam und fromm, durch seine Einfalt verachtet.“ Die adeligen Amtleute hatten in den letzten Zeiten seines alternden, durch Familienunglück niedergebeugten Oheims das Volk bedrängt und beraubt, sie selbst waren von Lasten und Schatzungen jeder Art frei. Herrmann hatte beim Antritte seiner Regierung mehrerer dieser untreuen Diener abgesetzt und seine Hofhaltung eingeschränkt. Dieses erregte große Unzufriedenheit; der Adel betrachtete diese Schritte als eine Unterdrückung seiner Vorzüge und Freiheiten. Die Unzufriedenheit wurde genährt durch Herzog Otto von Braunschweig, welcher sich selbst zum Erben von Hessen aufwarf, und Graf Gottfried von Ziegenhain, Mainz und Köln fielen in Hessen ein. Es bildete sich der furchtbare Sternerbund, welchem später ähnliche Verbrüderungen folgten. Der Adel, nur wenige ausgenommen, welche der Strom nicht fortriß, bekannte sich sämmtlich zu diesem Bunde, selbst mehrere unter dem Hofgesinde des Landgrafen gehörten ihm an. Der Adel suchte Unabhängigkeit, Raub und Güter, und wenn die Räuber gleichsam zum Kampfe auffordernd umherzogen, so war ihre Losung:

> Auf den blöden Hessen!
> Wir wollen den Bakkalaureus reisig machen!

Der Kampf währte viele Jahre, zum Verderben des Landmanns und des Bürgers. Herrmanns Thron stand unerschüttert, und der Fürst, welcher zuvor mild und gütig war, wurde ernst und scharf. Die Erbitterung der Städte, die durch Handel und Gewerbe Reichthümer erworben hatten, gegen den raubsüchtigen Adel wußte er klüglich zu nützen, und hielt am Marktbrunnen zu Marburg, zu Kassel und Frankenberg bewegliche Reden an das Volk. Seinen getreuen Bürgen, sowie den wenigen Treuen unter dem Adel, die er zum Theil durch Lehen und andere Gnadenbezeigungen gewonnen hatte, oder die der Unruhen und Verwüstungen müde waren, verdankte er die Erhaltung des Erbtheils seiner Väter.

3.

Falsch wie Galgenholz.

Landgraf Ludwig I. oder der Friedfertige hatte bei dem Antritt seiner Regierung 1413 mit mehreren auswärtigen Feinden zu kämpfen, unter welche Mainz und der

Graf Johann von Nassau-Dillenburg gehörten. Dieser bediente sich eines gebornen Hessen, Namens Fritz Galgenholz, als Kundschafters. Nachdem dieser die Maske eines treuen Dieners seines Fürsten getragen und dadurch manche Anschläge der Feinde seines Vaterlandes befördert hatte, ging er endlich öffentlich zu denselben über. Er wurde in einem Treffen in der Stippach bei Sinn, unweit Herborn, 1414 gefangen, und starb, begleitet von den allgemeinen Verwünschungen, den Tod des Verräthers. Die hessische Reimchronik, welche diesen Vorfall unter dem Jahr 1427 anführt, erzählt sie mit folgenden Worten:

Den Hessen auch das bracht ein' Freud,
Daß sie fingen in selbem Streit
Fritz Galgenholz, ein reißig Knecht,
Der ein geborner Hesse recht
Und des Grafen Kundschafter war,
Von dem das Land leidt groß Gefahr,
Weil er verschmitzt und kundig fast
Und dem Land thät groß Ueberlast.

4.

Hundhessen.

Mit diesem Schimpfworte pflegte vormals bei nachbarlichen Streitigkeiten an der Gränze zwischen dem Braunschweigischen und Hessischen Gebiet der gemeine Mann seinen Nachbar zu belegen, und es ist möglich, daß diese Benennung bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vergessen ist. Die Entstehung erzählt Letzner in der Dasselischen Chronik. Im Jahr 1518, bei einer Fehde zwischen Bischof Johann von Hildesheim und Herzog Erich von Braunschweig, befanden sich 1800 Mann hessischer Hülfsvölker, unter dem Hauptmann Hermann von der Malsburg, auf Braunschweigischer Seite. Die Stadt Dassel wurde erobert, und bei der Einnahme machten die Hessen viele Beute, und kamen im Plündern den Braunschweigern zuvor. Dieses erregte Neid, welcher in öffentlichen Zwiespalt überging. Die Veranlassung dazu gab das hessische Panier, auf welchem der Löwe von einem ungeschickten Maler verfertigt sein mochte. Die Braunschweiger erklärten denselben für einen Hund, und es entstand darüber großer Auflauf und Streit, so daß es die Anführer für das räthlichste hielten, die Hessen nach Hause ziehen zu lassen. Diese Verspottung ihrer Bundesgenossen mußten die Braunschweiger schmerzlich empfinden. Denn bald darauf gewann der kriegerische Bischof von Hildesheim ein Treffen auf der Lüneburger Haide, und nahm zwei Braunschweigische Prinzen gefangen.

5.

Moguntia ab antiquo nequam.
Mainz ist ein Schalk voll alter List.

Im Lateinischen hat dieses Sprüchwort einen Doppelsinn. Es kann nämlich heißen: Mainz von dem alten Nequam gegründet. Unter den Herleitungen von der Entstehung und der Benennung von Mainz wird auch das Mährchen angeführt, es sei vor Christi Geburt ein Zauberer, Namens Nequam, mit seinen Gesellen aus Trier verwiesen worden, welcher sich hier angebaut habe. In neueren Zeiten sei ein großer Stein aufgefunden worden, welcher oben die Inschrift gehabt habe. Verte et invenies. Und als man den Stein vollends ausgegraben habe, habe man unten die Worte gefunden: Moguntia ab antiquo Nequam. Allein Niemand weiß Zeit und Ort dieser Auffindung anzugeben.

Dieses Sprüchlein kommt von einem alten Spottliede, welches auf die Ermordung Herzogs Friedrichs von Braunschweig, die zu Klein-Englis in Niederhessen geschah, verfertigt wurde. Man hatte den Kurfürsten Johann von Mainz als Anstifter dieser That allgemein in Verdacht, und ob er sich gleich eidlich reinigte, so sprach ihn doch die Stimme des Volks nicht davon los. Das Spottlied führt Dietrich Engelhausen in seiner Chronik, die 1426 geschrieben wurde, zuerst an.

Regula non ficta, nequam Moguntia dicta,
Germine Pilati, nunc denuo vivificati,
Sicut, dum vixit, iterum Christum crucifixit.
Namque ducem stravit Fridericum, qui quasi David,
Brunswick protexit gentemque suam bene rexit etc.

Im Deutschen sind diese Verse folgende:

Eine gewisse Regul dieses ist,
Mainz ist ein Schalk voll böser List;
Pilatus Art, die hängt ihr an,
So nichts, denn Christum kreuzigen kann,
Den frommen Herzog Frieberich,
Hat Mainz erwürgt unredelich.
Der doch, wie David seine Stadt,
Braunschweig so wohl besitzet hat u. s. w.

Der berühmte Rechtslehrer Emanuel Weber zu Gießen führte dieses Sprüchlein in einer Disputation: Specimen II. paroemiarum historicarum, 1716 an, und erläuterte es durch verschiedene Ränke der Mainzischen Erzbischöfe der Vorzeit und die Unbilden, welche die hessischen Fürsten und das Volk von ihnen zu erdulden hatten, wobei auch die Fabel von Erzbischof Hatto und den Mäusen nicht vergessen wurde. Zum Beschluß gab er eine Untersuchung der Legende von der Päpstin Johanna, unter der Aufschrift: Hans ohne Bart. Diese Schrift erregte das Mißfallen des Mainzischen Hofes in so hohem Grade, daß der Reichsfiscal aufstand, und es fehlte wenig, daß sie nicht wäre konfiscirt und öffentlich verbrannt worden. Weber konnte einem Gericht dieser Art nur durch eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung entgehen.

Gudemus führt das obige Sprüchwort ebenfalls an, und behauptet, daß es sich auf die unruhigen meuterischen Mainzer Bürger beziehe.

6.

Ein Sprüchwort ward: Bischof Adolph, der beißet um sich, wie ein Wolf.

In der Reihe der kriegerischen Bischöfe, welche lieber das Schwert, als Hirtenstab führten, nimmt Erzbischof Adolph eine vorzügliche Stelle ein. Er war ein geborner Graf zu Nassau-Wiesbaden, Urenkel des römischen Königs Adolph, wurde Bischof zu Speyer, und 1473 von dem Domcapitel zu Mainz als Erzbischof postulirt. Ein Theil der Domherrn wählte, durch Vorschub Kaiser Karls IV., Ludwig einen gebornen Markgrafen zu Meißen, zum Erzbischof, welchen auch Papst Gregor XI. bestätigte. Adolph wagte es, sich seinem Gegner mit gewaffneter Hand zu widersetzen, schlug ihn in einem Treffen bei Erfurt, und trotzte, in Erfurt eingeschlossen, selbst dem Heere des Kaisers.

Landgraf Herrmann zu Hessen hatte Ludwigs Partie ergriffen. Dieses war ein hinreichender Beweggrund für Adolph, ihn mit Krieg zu überziehen. Er belegte Hessen mit Bann und Interdikt, gewann den Landgrafen Balthasar von Thüringen, den Herzog Otto von Braunschweig, den Kurfürsten von Köln und den Grafen von

der Mark, zu helfen, und wußte auch mehrere von dem hessischen Adel an sich zu ziehen. Die Verbündeten nahmen verschiedene hessische Städte weg, und vereinigten sich 1385 vor Kassel. Sie mußten aber unverrichteter Sache die Belagerung aufgeben, ungeachtet das Heer der Verbündeten allein 2000 Reiter zählte. Es kam eine Sühne zu Stande, in welcher der Landgraf Raub, Brand und Uebelthat verzieh, die Senden und die Rechte der Geistlichkeit ungekränkt zu lassen versprach, und an Mainz 20,000 Gulden zu zahlen sich anheischig machte, und dafür drei Städte zum Unterpfand gab.

In diesem Vertrage lag der Grund zu neuem Zwist. Die Heere der verbündeten Fürsten von Mainz, Thüringen und Braunschweig drangen 1387 abermals in Hessen ein und belagerten Kassel. Schon war von Zerstückelung Hessens die Rede, als die heldenmüthige Landgräfin Margarethe im feindlichen Lager erschien und durch ihre flehentliche Bitte den Markgrafen Balthasar zum Abzug bewog. Die beiden andern sahen sich nun genöthigt, die Belagerung aufzuheben, wütheten aber noch einige Zeit feindlich im Lande, bis zur Schließung eines Waffenstillstandes.

Die Schließung des Friedens fand bei den erhitzten Gemüthern viele Schwierigkeiten. Mainz und Braunschweig brachen 1388 zum drittenmal in Hessen ein, und lagerten sich vor Kassel. Wüthende Ausfälle der Besatzung und der Bürger trieben sie zurück. Der Tod befreite Hessen noch in eben diesem Jahre von seinem unversöhnlichen Feinde.

7.

Die Pfalz vergiften.

Eine der furchtbarsten und weit aussehendsten Fehden in Deutschland war die Bayerisch-Pfälzische 1504, welche nach dem Tode Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut ausbrach. Die Stammeserben desselben waren die Bayerischen Herzoge in München. Kurfürst Philipp von der Pfalz, damals der mächtigste Fürst in Deutschland, machte für seinen Pfalzgrafen Ruprecht, als Schwiegersohn des Erblassers, ebenfalls auf die Lande Anspruch, und suchte sie mit Gewalt der Waffen zu behaupten. Ruprecht fiel darüber in die Reichsacht. Außer den Herzogen von München ergriffen Kaiser Maximilian selbst, Herzog Ulrich von Würtemberg, die Reichsstadt Nürnberg, und Landgraf Wilhelm der Mittlere von Hessen, gegen ihn die Waffen. Selbst Pfalzgraf Alexander von Zweibrücken sandte wegen der genauen Freundschaft, womit er Landgraf Wilhelm zugethan sei, und wegen vieler Unbilden, die er von Pfälzischen Beamten hätte erdulden müssen, seinem Vetter einen Fehde- und Absagebrief.

Landgraf Wilhelm war persönlich von dem Kurfürsten beleidigt worden. Denn da ihm derselbe anmuthete, daß er wegen der Grafschaft Katzenellenbogen die Lehen von ihm nehmen sollte, schlug der Landgraf eine Tagfahrt oder Vergleich zu Würzburg vor. Worauf der Kurfürst antwortete: ob sich ein Landgraf zu Hessen dünken lasse, daß ein Pfalzgraf mit ihm rechten wollte? Wilhelm sammelte ein großes Heer und musterte bei Gießen 2000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolks. Es fanden sich zwei Herzöge von Mecklenburg, die Grafen von Waldeck, Leiningen und Königstein, nebst Braunschweigischen Hülfsvölkern, dabei ein. Das Heer wuchs in der Folge noch mehr an: die hessischen Städte mußten, jede 50 auch 100 Mann stellen, und manche vom Landvolk fanden sich, wegen der Aussicht auf Beute dabei ein. Die meisten derselben trugen Kittel, daher nannte man in der Pfalz diesen Krieg den Kittelhessenkrieg.

Landgraf Wilhelm gewann Umstadt, Otzberg, Bickebach, Reinheim und Homburg vor der Höhe, letzteres den Grafen von Hanau als Pfälzisches Lehn gehörig, und er behielt sie, zufolge der Entscheidung des Kaisers. Bensheim, Alzey und Kaup

wurden vergeblich belagert. Die Hessen wütheten, der Sitte jenes Zeitalters gemäß, mit Mord und Brand. Daher entstand damals das Sprüchwort:

Der Hessen Brandstich,
Klaget das Rheinland billig.

Sie behaupteten, daß sie alles, was sie erobert hätten, behalten würden, und zwangen die Landleute durch Schläge, sich für landgräflich zu bekennen. Sie sprachen laut von der Vertheilung oder Vergebung der Pfalz und machten dabei eine finstere drohende Miene. Daher entstand zu dieser Zeit in der Bergstraße und der Pfalz das Sprüchwort, wenn Jemand ein finsteres und nachdenkliches Gesicht machte, er mache ein Gesicht, als ob er die Pfalz vergiften wollte. Es lag darin zugleich auch ein geheimer Vorwurf, daß man zur feindlichen Partei gehören möge.

Daß vergiften und vergeben in der älteren Sprache gleichbedeutend ist, beweisen die Ausdrücke: „Mitgift" (Mitgabe), nach Gift (Gebung, Ausstattung) dieses Briefes."

8.

Rädelsführer.

In dem Bauernkriege 1525 war Landgraf Philipp der Großmüthige derjenige deutsche Fürst, welcher zur Dämpfung der furchtbaren Flamme des Aufruhrs am entschlossensten und kräftigsten wirkte. Er schickte nicht nur dem Kurfürsten von der Pfalz Hülfsvölker zu, sondern sammelte auch selbst ein Heer, womit er sich die Stadt Hersfeld versicherte, und Fulda, welches 6000 Bauern besetzt hatten, einnahm. Den Aufrührern ließ er die Köpfe abschlagen. Die aus den Gegenden von Fulda und Hersfeld vertriebenen Bauern flüchteten nach Thüringen, wo der Hauptanführer Thomas Münzer mit einem Heere stand. Landgraf Philipp zog ebenfalls in jene Gegenden und vereinigte sich bei Frankenhausen mit dem sächsischen Heere, bei welchem sich sein Schwiegervater, Herzog Georg der Reiche und Kurfürst Johann der Standhafte befanden. Die Bauern litten hier eine gänzliche Niederlage, der Ueberrest derselben verschwand, und sie wagten keinen ähnlichen Versuch wieder. Selbst Pabst Clemens VIII. wünschte unterm 23. August 1525 dem Landgrafen Glück, daß er die gottlosen garstigen Lutheraner durch das Schwert überwunden habe, und nannte ihn einen wahrhaft christlichen Fürsten.

Die Anführer der Bauernhaufen führten damals kleine Fahnen, an welchen ein Rad, das Zeichen des Pflugs, herabhing, und von dieser Zeit an wurde der Anführer irgend einer Rotte ein Rädleinsführer oder Rädelsführer genannt.

9.

Dem Knaben gibt man einen Apfel.

Nicht leicht hatte Hessen einen Zeitpunkt so voller Unruhe und Zwiespalt, als während der Minderjährigkeit Landgraf Philipp's des Großmüthigen. So gute Anordnungen auch Landgraf Wilhelm in seinem Testament 1509 gemacht hatte, so wenig wurden sie befolgt. Der Adel sträubte sich gegen die Landsässigkeit, jeder wollte in seinem Bezirke unumschränkter Herr sein, ja sogar an der vormundschaftlichen Regierung Antheil haben. Täglich hörte man von Gewaltthätigkeiten und Räubereien. Die Ritter Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, die Häupter des unruhigen Adels in den Rheingegenden, wagten es, selbst Fürsten und Städte zu bekriegen. Franz von Sickingen schickte 1516 dem Landgrafen einen Absagebrief, worin er die Konrad von Hattstein widerfahrnen Unbilden zum Vorwand gebrauchte, und erklärte sich für einen abgesagten Feind des Landes, den Adel, unter welchem er viele seiner Anhänger wußte, aus-

genommen. Er eroberte hierauf die meisten Oerter der oberen und niederen Grafschaft Katzenellenbogen, und belagerte Darmstadt. Hier wurde der Friede vermittelt, dessen Bedingungen waren, daß Sickingen 35,000 Gulden erhalten sollte, und daß mehreren adeligen Bundesverwandten Vortheile zugesichert wurden. Kaiser Maximilian hob zwar diesen Vertrag auf, allein der erste Punkt wurde erfüllt, indem die Geldsumme in der bedungenen Frist von 3 Wochen zu Mainz, und zwar in lauter Hellern, 240 für einen Gulden gerechnet, ausbezahlt wurde.

Landgraf Philipp war 1518, in seinem vierzehnten Jahre, von dem Kaiser für volljährig erklärt worden, weil man dadurch allein Hessen Ruhe verschaffen zu können glaubte. Sickingen erklärte nach dem Tode des Kaisers, daß er den Vertrag in allen einzelnen Puncten erfüllt zu sehen verlange, und ging deßhalb diejenigen, welche sich in dem Instrumente verbürgt hatten, an. Diese an ihrem Theile, meist Adelige, welche treu auf Seiten ihres Fürsten standen, ließen einige Worte der Warnung fallen, daß der junge Landgraf feurig und unternehmend sei. Worauf Sickingen in die Worte ausbrach: „dem Knaben gibt man einen Apfel!"

Die Zeit der Wiedervergeltung erschien bald. Sickingen, welcher unter seinem Heer 600 Reiter von Adel zählte, belagerte verschiedene Trierische Städte, und zuletzt Trier selbst 1522. Landgraf Philipp und Kurfürst Ludwig von der Pfalz verbanden sich mit dem Kurfürsten von Trier, der Landgraf rüstete ein Heer von 1000 Reitern und 8000 Fußgängern aus. Daß er damals auf einem Apfelschimmel ritt, daß derselbe eine Verzierung, einem goldenen Apfel ähnlich, über dem Schweife trug, nahm der gemeine Mann als eine Anspielung an, welches aber unerwiesen ist. Wenigstens war der Landgraf edelmüthig genug, Sickingen, welcher bald darauf vom Schicksal hart niedergeschlagen wurde, seine Aeußerung nicht entgelten zu lassen. Bei der Beschießung seiner Festung Landstuhl im Zweibrückischen wurde er tödtlich verwundet, nach der Einnahme besuchten ihn die verbündeten Fürsten, und Landgraf Philipp bezeigte sich theilnehmend und freundlich gegen ihn.

Die Beute, welche Sickingen vormals aus Hessen getragen hatte, erlangte man bei Eroberung der Feste Ebernburg, welche Sickingen bei seinem Leben für unüberwindlich erklärt hatte, dreifach wieder.

10.

Der tolle Fritz.

Landgraf Friedrich, der Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel zweiter Ehe, geboren 1617, erhielt Eschwege als Apanage, und wohnte daselbst. Er trat im dreißigjährigen Krieg in schwedische Dienste, erlangte die Stelle eines Generalmajors, und fand in dem polnischen Kriege 1655 seinen Tod. In Eschwege erhielt er wegen seiner jugendlichen tollen Streiche den oben angeführten Beinamen. Einst fand er an der Thüre seines Zimmers das alte Sprüchlein angeschrieben:

Im Land zu Hessen
Gibts große Schüsseln und nichts zu fressen.

Er schrieb mit eigner Hand darunter:

Schelm, nenn' dich!

Vielleicht rührte die Schrift von einem seiner Diener selbst her. Ungeachtet der größten Aufmerksamkeit, welche er einigen Vertrauten eingeschärft hatte, fand man bald darauf von der unbekannten Hand beigefügt:

Ein Narr wär' ich
Fritz ich kenn' dich.

11.

Türingeln.

Dieser Ausdruck, welcher bedeutet, Jemanden quälen und mißhandeln, rührt aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges her, da die französische Armee, unter dem Feldherrn Türenne, welcher sich in späteren Jahren den Ruhm eines edelmüthigen Kriegers erwarb, die Einwohner im Hessendarmstädtischen, der Wetterau und den Maingegenden auf das ärgste mißhandelte. Die Vereinigung der französischen Armee unter Türenne, welcher am Main gestanden hatte, mit dem schwedischen Hauptheer unter Wrangel erfolgte den 10. August 1646, zwischen Wetzlar und Gießen, und nun wetteiferten Franzosen und Schweden miteinander, wer die Einwohner am besten quälen könne. Es wurden alle Arten von Pein ersonnen, um die Leute zum Geständniß zu bringen, wo Geld verborgen liege.

12.

Revange von Speyerbach.

Die Reichsarmee, bestehend aus hessenkasselischen, hessendarmstädtischen, pfälzischen und mainzischen Truppen, und von dem Erbprinzen Friedrich von Hessenkassel (welcher später den schwedischen Thron bestieg) und dem Grafen von Nassau Weilburg angeführt, wollte Landau, welches der französische Marschall Tallard belagerte, entsetzen. Tallard rückte ihnen entgegen, und es kam den 15. November 1703 am Speyerbach zu einer Schlacht, in welcher die Deutschen eine blutige Niederlage erlitten. Im folgenden Jahre erfochten Eugen und Marlborough den großen Sieg bei Hochstädt über die vereinigten Franzosen und Bayern. Tallard selbst wurde in seinem Wagen von dem hessenkasselischen Obristlieutenant und Generaladjutanten Karl von Boyneburg gefangen genommen und vor den Erbprinzen geführt. Dieser empfing den Marschall mit den Worten: ah, Monsieur le Maréchal, vous étes très bien venu! et voilà revange pour Speyerbach!

Hünenringe und Freisteine in Hessen.

Nach der Allg. Ztg. v. 30. April, 1. und 2. Mai 1853, bearbeitet von **G. v. Meyer.**

Es kommen in Deutschland, und besonders in Hessen, verschiedentlich Berge vor, auf deren mehr oder minder geebneten Gipfeln sich kreisförmige, auch längliche Umwallungen hin ziehen, welche augenscheinlich nicht das Ergebniß von Naturprozessen, sondern colossale Riesenwerke von Menschenhand und aus ältester Zeit vorhanden sind, nur durch außerordentlichen Aufwand von Zeit und Kräften zu Stande gebracht und vielleicht in ihren Anfängen von noch roheren Völkern gethürmt oder schnell aufgeworfen. Sie haben stets eine bedeutende Basis und Höhe, sowie einen Umfang von 150 bis 2000 Schritten, auch wohl noch größere Umfassung. Sie bestehen, dem Terrain zu folge, selten aus Erde, meist aber aus unbehauenen Steinen und Felssplittern, die ohne sichtbare Schichtung oder gar Bindung, in ziemlich regellosen Massen gethürmt und gezogen, eine Art rundlicher Mauer oder einen Damm von Steinen mit Erde verbunden bilden, an denen meist die innere Wand oder Böschung steiler als die äußere, jedoch keine Art Graben innen sichtbar ist. Felsen oder Steinmassen der Gipfel oder Umgebung sind zur Bildung des Walls benutzt, wie dies namentlich das Höhegebirg (Taunus) und das Rheingau (Ringawe) zeigt; anderwärts erscheint fremdartiges Gestein, nicht ohne große Anstrengung hinauf gewälzt und verwandt. Eine, zwei oder mehrere Unterbrechungen der Umwallungen gipfelwärts und meist

seitwärts wie bei neuern Festungen, bei inneren Ringen eben so, d. h. daß die Oeffnungen nicht parallel auf einander stoßen, bezeichnen in Form und Wendung des Walls die alten Eingänge; andre sind deutlich neuer eingerissene, nämliche Holzwege und Waldpfade. Keiner der Gipfel aber trägt Spuren von Eingängen nach den vier Weltgegenden, wie der Radlstein in Böhmen (Leutmeritzer Kreis, Fürstl. Lobkowitzische Herrschaft Bilin), das wohl eine besondere Bedeutung hatte. Eine Mannichfaltigkeit von Ringwällen zeigen östliche slavische Gegenden. Diese Berge überragen stets in einem gewissen Umkreis die Höhen umher und sind also auch weithin sichtbar; kleinere erscheinen oft wie Vorwerke, oder isolirte Kegel wie vereinzelte Warten und Wachtstellen. In Ebenen kommen sie bei uns, heute sichtbar wenigstens, nicht vor (anders in Böhmen, im Merseburg'schen ꝛc. ꝛc.). Nachgrabungen längs oder innerhalb dieser Wälle gaben meist ein negatives Resultat (anders in jenen nördlichen und östlichen Gegenden). Das Auffinden von Asche und Kohlen, Knochen und Urnenscherben, Getreide und Handmühlen, Steinwaffen, Lanzen- und Pfeilspitzen, Hausgeräth, Schmuck roher Art ist, vielleicht weil die Plätze bei uns der Cultur schon länger unterworfen sind, viel seltner. Alte Cisternen oder Brunnen, meist zerstört oder verfallen, sind vorhanden auf dem Altkönig und dem Hünenkopf, Hausberg (bei Butzbach), auf der Heidenmauer bei Dürkheim; der Dünsberg bei Gießen, der noch einen kleineren Gipfelwall hat (kl. D.-B.) zeigt einen Laufgraben an der südlichen Seite, zu Quellen hin (Gräber daselbst) einen doppelten Steinwall aber wohl zu demselben Zweck des Altkönigs westliche zugleich flachere Seite. Andre Spuren von römischer Zeit sind noch seltner.

Die meisten westdeutschen Ringwall-Höhen oder Wall-Rücken fanden sich im Nassauischen, am ganzen Rhein hin, in Oberhessen, in Westphalen und Engern, im Lippischen, flacher liegende Ringe und Schanzen im Braunschweigischen, Mecklenburgischen. Höhere größere Gipfel zeigen zwei concentrische Ringe noch heute, wie der Altkönig des Taunus aus Felsgestein gehäuft, der Dünsberg bei Gießen aus Erde ziemlich regelmäßig geformt. Unter beiden sind: ein kahler Kopf oder Kegel, dort „Dingsberg" hier „Weddeberg" genannt, welche ihre Bestimmung als Gerichtssitze noch im Namen tragen.

Von den mit nur einem Wall versehenen Bergen ist obenan der Donnersberg der überrheinischen Pfalz zu nennen, dann die Heidenmauer bei Dürkheim; ein noch größerer Ringwall als letzterer liegt auf einer Höhe bei Oberstein im Birkenfeldischen. Die Heidenmauer des Odilienbergs im Elsaß gehört einem andern System an (den gallischen Befestigungen; oppida?). Der Odenwald und Spessart haben heute nur wenig dergleichen aufzuweisen; der Vogelsberg, die merkwürdige Glauburg, einen isolirten länglichen Berg. Südwestlich von Gießen im Dorlaer Wald bei Kinzenbach (Kunings- oder Königsbach) heißt eine Ringsel „der Königsstuhl." Im Fürstenthum Lippe ist der Irminsberg, im Osning bei Pyrmont die s. g. Segestsburg, die Burg im Hünenholz; die bei Detmold sich erhebende Grotenburg, jetzt Teutoburg genannt, ist durch Hermanns Standbild bekannt, das seit 1838 vergebens der Vollendung harrt (in Kupfer getrieben zu Lemgo; der Zeichner und Werkmeister v. Bandel).

Während ältere Quellen der Römer und Deutschen von diesen Ringwällen schweigen, kennt sie das Volk als „Hünenringe," „Alte Höfe," „Alte Burgen" und knüpft wunderbare, geisterhafte und gespenstische Sagen daran, von Kämpfen und Wetten, von versunkenen Schätzen, von Bluthaten. Das Wort „Hüne" oder „Heune" (Hiune, Hune) ist nach J. Grimm (Mythol. 489 ff.) gleichbedeutend mit Riese; doch bezeichnet es bereits in den Nibelungen einen Unterthan Etzels (Attila's) und wird dann auf Panonier, Avaren, Slaven, Ungarn bezogen. Das Volk aber denkt, wie Ph. Dieffenbach richtig andeutet, bei seinen Hünen („Hoinjer", mit unterdrücktere) an ein unendlich fern liegendes und darum seiner Ehrfurcht auch riesig vorkommendes Geschlecht, worin allerdings auch Riesengestalten, wie die Alemannenkönige bei Ammian hervortreten können. In Ortsnamen, wie Hünfeld, Hunsrück, in

Eigennamen wie Humbold, Hunfried, Hunolt, Hunrat, Humbert, Hyneck scheint dasselbe Wort verborgen.

Ueber die Bestimmung dieser geschirmten oder gekrönten Höhen sind die Meinungen verschieden; in dem zweiten Aufsatz wird die Ansicht von wirklichen Höhenbefestigungen vertreten, in Verbindung mit Landes-, Bundes- und Gränz-Heiligthümern. Die heiligen Haine in Verbindung mit Rechtsstätten vertritt der gegenwärtige Aufsatz, und zwar den Erörterungen von Knapp und Wippermann folgend. Beide glaubten keine in irgend einem sichtlichen Zusammenhang stehende Kette von Befestigungen, keine Deckung von Schluchten und Thälern, keine hinlängliche Größe zur Aufnahme von Kriegsvolk und doch so viel Umfang für Burgwälle in ihnen zu finden. Auch die Art der Umwallung sprach ihnen dagegen, indem sie allenfalls noch Gräben innen annahmen. Doch mußte zugegeben werden, daß die Römer gelegentlich solche Höhen in ihre Gränze als wichtig mit einschlossen, und daß die Deutschen, namentlich die Hessen, als gute Schanzarbeiter im Krieg bekannt waren. (Tacitus Germania c. 30.)

Knapp hat (Archiv für Hess. Gesch. und Alterthums 6., Bd. II. S. 288 ff.) die Meinung aufgestellt und Ed. Wippermann (Gesch. der wetterauischen Centen und herrschaftl. Gebiete in und um den Büdinger Wald, S. 8 ff.) näher erörtert, wie innerhalb der fraglichen Ringwälle „jene heiligen Haine zu suchen sind, in denen von den Germanen die Götter verehrt, die Opfer gebracht, die Heereszeichen und Trophäen bewahrt, vor allem aber die Volksversammlungen, insonderheit die Gerichtsversammlungen gehalten wurden."

Daraus erklären sich zunächst Namen der Berge. Der Donnersberg war dem erdbefruchtenden Donnergott (nord. Thor) geheiligt. Eben so der Königstuhl im Dorlar, d. i. „Donarwalde." (?) Desgleichen der Altkönig, denn „Donar" oder „Thunar" wurde als „Altvater" oder „Großvater" (Atli) aufgefaßt; daher mehrere Berge von ihm als Altvater, Großvater, Etzel (d. i. Väterchen) bezeichnet werden (s. Grimm's Mythol.). Es kommen Donnersberge vor, wo urkundlich sicher Gericht gehalten wurde, auf ihnen aber keine Ringwälle — mehr: so an der Diemel unweit Warburg die nach dem Gericht genannte Grafschaft zum Donnersberg (comicia ad Thuneresberch), wo noch heute die Bewohner der umliegenden Dörfer alljährlich sich in feierlichen Zügen zur „heil. Eiche am Donnersberg" begeben.

Ist der Dinsberg bei Ortenberg in der Wetterau wie der Dingsberg unterm Altkönig als Gerichtsplatz anzusehen, so ist dies noch deutlicher beim „Weddeberg" (unweit Gleiberg) bei Gießen, unterm hohen Dünsberg ein kahler Kegel, um dessen höchste Spitze ein 300 Schritt großer Ringwall läuft, innerhalb dessen von altem Gemäuer Spuren sind. Der Name deutet auf den Berg, wo „dem Richter gewettet" wurde. Wette oder Gewedde war nämlich die Strafe, die wegen des öffentlichen Interesses verwirkt war, im Gegensatz der dem verletzten Kläger zu entrichtenden Buße. Noch heute werden in mehreren Städten die Gerichtszimmer „Wettestuben" die Richter „Wetteherren" genannt. Aehnlich hieß der Gießen ebenfalls benachbarte Schiffenberg alt „Schöffenberg" (Urk. d. 12. Jahrhdts.); Schöffen aber waren die das Urtheil weisenden Geschwornen des Gerichts. Man will Spuren eines geschleiften Hünenrings dort bemerkt haben; auch ward an dieser heil. Stätte von den Grafen von Gleiberg im 12. Jahrhundert ein bedeutendes Kloster gestiftet.

Auch dem Gottesdienst des Allvaters „Wuotan" (Odhin), waren Berge geheiligt, wie namentlich der Godesberg bei Bonn als „Wodenesberg" oder „Gudenesberg" urkundlich vorkommend. Unweit der von Bonifacius gefällten heil. Eiche im Hessenlande liegt, beim Dorfe Maden (Mattium, bei den Römern der Chatten Hauptort), der Gudensberg, in Urkunden „Wuodenesberg" oder „Udenesberg" geschrieben.

Auf dem oben berührten Irminsberg, den die Bauern „Harmesburg" nennen, saß nicht, wie man den Namen deutete, Armin oder Hermann, Deutschlands Befreier; sondern ein dem göttlichen Helden Irmin (Herkules ähnlich) geweihtes Heiligthum

stand dort — vielleicht war es die „das All tragende" Irmensäule, die Karl der Große nach Einnahme der Eresburg zerstören ließ. — Letztgenannte Burg bezeichnete den Kriegsgott Er (Ares, Mars), der auch Zis und Ziu genannt war, und dem Zisdig, angels. Tuesday, dem Dinstag den Namen gab.

Auch die Ostara, Göttin des Frühlings oder nach Grimm des strahlenden Morgens, (Jutribog bei den Slaven) wurde auf Höhen, namentlich in den noch üblichen Osterfeuern verehrt; diese Höhen werden nach dem jüdisch-christlichen Pascha von den Franken her mitunter jetzt noch Paschenburg genannt. So die der kurhessischen Grafschaft Schauenburg im alten Gau „Ostaraburg" an der Weser (bei Itzehoe liegt auch eine Paschenburg). Die geographischen Namen Ostern, Osterholz 2c. 2c. deuten hinlänglich auch im südlicheren Hessen (Odenwald) auf diesen Ursprung. Ein „Ostarastein" in der Wetterau, zwischen Gambach, Griedel und Rockenberg, liegt unmittelbar neben einem alten Gerichtsberg. Ob die eigentlichen Frühlingsfeiern in so umhegten Räumen gehalten wurden, ist schwer auszumitteln (Brocken, Feldberg, mit verwandten Namen und Sagen; der alemannische mit einem Denglegeist, Saturn?)

Den Römern entgingen diese heiligen Berge nicht, obwohl die Deutschen Sorge getragen haben werden, den Feinden die Kenntniß derselben möglichst vorzuenthalten. „Uebrigens," sagt Tacitus (Germania c. 9) „die Götter in Tempelwände einzuschließen oder menschenähnlich zu bilden, das halten die Germanen für unverträglich mit der Erhabenheit der Himmlischen; Wälder und Haine weihten sie ihnen, und mit den Namen der Götter bezeichnen sie jenes verborgne Heiligthum, das sie nur mit Ehrfurcht schauen." — Die suevischen Volksstämme sandten, nach demselben Historiker (Germania c. 39) zu feststehender (ungebotener) Zeit in einen Wald — geheiligt durch der Väter Augurien und altherkömmliche Scheu — Abgeordnete zu gemeinsamer Berathung und begingen dort die grauenhaften Anfänge einer barbarischen Feier, wo sie den Ursprung des Volks und den allwaltenden Gott (Wuotan) annahmen." So erklären sich gefundne Opferreste: Getreide und Knochen, denn selbst Menschen wurden geopfert.

Daß die Hünenringe so verschieden an Umfang sind, soll nach Knapp und Wippermann auf der Bedeutung als politische und gerichtliche Oerter, als s. g. „Malstätten" beruhen. Zur Begründung dieser Ansicht wird ausgeführt:

Nach der ältesten Verfassung war das Gebiet jedes deutschen Stammes bei der Besitznahme planmäßig in Bezirke (Provinzen) eingetheilt, in deren jedem ursprünglich sich hundert, oder genauer hundert und zwanzig, vollfreie, unter einander verwandte Familien ansiedelten. Daher eine solche politische Gemeinde in territorialer wie in persönlicher Hinsicht den Namen Hundertschaft (huntari oder huntra, angel-sächsisch hundrede, lat. centa oder centena) führte. Die Ackervertheilung fand ungleich, nach dem Ansehen und Rang (secundum dignationem), den Thaten und der öffentlichen Stellung der Einwandernden 2c. 2c. statt; auch gab es vollfreie Landesgenossen ohne allen Grundbesitz. Dagegen pflegte in jeder Hundertschaft ein markirter District zu sein, welcher unvertheilt blieb und den einzelnen Centgenossen als Gesammt-Eigenthum, sowie zur Benutzung für den eignen Bedarf zustand: „Land, wohin nicht Pflug, noch Sense geht," also „Wald, Wasser, Weide und Haide," insonderheit bildeten den Kern Waldungen mit ihren Triften (sylva communis). Dieser gemeinsame Grund und Boden heißt bis heute (seit d. 12. Jahrhdt.) noch bezeichnend Allmende (Allengemein, communis — itas) auch Waldemene, Meenmark, Holzmark, Mark (eingegränztes Gebiet); Märker (commarchani) nannte man die Centgenossen, Ausmärker, Fremde.

Bei den einzelnen deutschen Volksstämmen war an der Spitze des öffentlichen Wesens, ohne Mittelglied über den Hundertschaften, eine Versammlung, wo jeder Mündige Vollfreie des Landes zur Berathung und Abstimmung erschien. Nur in einigen Stämmen wurde ein Häuptling (König) als höchster Vollziehungs-Beamter aus dem hervorragendsten Geschlecht gewählt. Als die Franken in Deutschland herrschend wurden, setzte ihr König Beamte, Grafen, in den Provinzen des Reichs und Hundert-

schaften wurden zu königlichen Grafschaften vereinigt. So bildete das Chattenland die Grafschaft zu Hessen (comitatus Hassiae), das Land der Wetterauer (Widrevi) die Grafschaft zu Wetterau. Bei größeren Stämmen und Völkerschaften wurde willkürlich eine bestimmte Anzahl von Hundertschaften, in Nieder-Sachsen beiläufig je fünf, zu Grafschaften zusammen gelegt. Doch zerfielen auch wohl kleinere Lande in mehrere Comitate, so z. B. das Land der Lognaer (Lahnumwohner) in zwei Grafschaften. Das Gebiet der Grafschaft hieß meist Gau, latein. pagus (franz. pays). Allein in Sachsen und Schwaben pflegte pagus, Gau (Gow), nicht mit Land, sondern mit Cent gleichbedeutend zu sein.

Von den ursprünglichen Sonder- und Sammt-Besitzungen abgesehen wurde aller Grund und Boden mit Zubehörungen des Königs Domanium in der Weise, daß Jeder (omnis civis) noch Nutznieß davon hatte, bis Stücke veräußert oder in Benutzung des Königs genommen wurden. So wurden denn Reviere abgeschlossen (inforestirt), die mit allen oder mehreren Eigenthumsrechten schenk-, kauf- oder pfandweise an Magnaten oder Stifter übergingen. Frevel dagegen wurden in härtere Strafen genommen, als gegen das Privateigenthum. Der König pflegte seinen Bann (Ge- und Verbot) auf solchen Erwerb, sogar auf nie königlich gewesene Besitzungen auszudehnen.

Der alten Provinzialeintheilung schloß sich die der Fürstenthümer (Herzogthümer) an; der früher nur für den Krieg erwählte Herzog wurde ständiges Mitglied zwischen den nun von ihm beliehenen Grafen der Provinz und dem Könige. Dadurch verloren die alten Landesversammlungen ihre Bedeutung, indem jetzt die Herzoge und Grafen die tastbar hervortretenden Hoheitsrechte ausübten, und insonderheit den äußeren Schutz wie den inneren Frieden handhabten. Allein die Centen oder Hundertschaften blieben im Ganzen unangetastet. Zwar waren ihre Vorsteher für Krieg und Frieden, Heer und Rechtspflege früher von der allgemeinen Landesversammlung gewählt, allein sie blieben auch jetzt wählbar, sie wurden von den Centgenossen (Märkern) erkiest, die in allen Rechtssachen eine den Centenar (Centgraf, Hunne, Dinggraf) umgebende Jury bildeten (den s. g. Umstand). Doch hatte der Richter aus ihrer Mitte und mit ihrem Rath 12 (später 7) weise (rechtsverständige) Männer (Schöffen) zu wählen, von denen zunächst das Urtheil gefunden und dem Umstand zur Genehmigung vorgelegt (gewiesen) werden mußte. Der Regel nach gelangten alle Rechtsstreitigkeiten an das Centgericht. Allein gewisse bedeutendere Sachen, und einzelne Personen hinsichtlich ihrer an Leib und Ehre gehenden Verbrechen, waren ausgenommen und gehörten vor das Gericht des Grafen, welcher in gleicher Weise die alte Landesversammlung der vollfreien Männer und ihre Jury umgab. Die Grafen selbst und die durch königliche Gnade ihrem Bann Entzogenen konnten nur von ebenbürtigen Genossen im Hofe des Fürsten (Herzogs) gerichtet werden, gleichwie die Fürsten des Reichs nur vom Könige.

Auf seinen Gütern übte der freie Grundbesitzer innerhalb gewisser Schranken eine herrschaftliche Privat-Gerichtsbarkeit über seine leibeignen Leute und hörigen Freien, kraft der ihm zustehenden Vogtei, also kraft eines Rechtes. Ueberdieß erlangte eine Mehrzahl der geistlichen und weltlichen Dynasten durch königliche Schenkung, Kauf oder Pfand grafschaftliche oder centgrafschaftliche Rechte zu Eigen oder Lehn, so daß, namentlich im Fall des Erwerbs einer Centgrafschaft, nunmehr der erwerbende Herr den Centgrafen setzte, und so die alte Selbstregierung aufhörte. —

Jede Volks- und Gerichts-Versammlung des Staats hieß „Ding" oder "Mal" (lat. mallum, oder mallus), was, aus dem altdeutschen „Mahal" zusammengezogen, wörtlich „Sprache" bedeutet und wie das Wort „Parlament" von öffentlichen Versammlungen, aber auch für Klage und Vorladung, für Zeichen (Muttermal z. B.) 2c. gebraucht wurde. Die Ladung (Eschung, Heischung) mußte zu dreien Malen geschehen: einmal, andermal, zum drittenmal („eyne Werf oder Warff, ander W., derde oder

drydde W.;" — wir haben das noch bei Auctionen, auch mit dem Hammer). Diese Male, insbesondere die königlichen Provinzial- od. Landgerichte wurden, wenn irgend möglich, auf Bergen gehalten, die davon den Namen Malberge führten. Es sind unsre Ringwall-Berge (?). Daraus erklärt sich, daß die Versammlung selbst (das mallum): „Ring" oder auch der „Kreis" (circulus) hieß, und man „zu Ring und Ding" ging. In zwiefachem Sinn waren diese Dingstühle befriedete Orte, nicht bloß insofern sie umwallt (?) waren, sondern auch weil in und über ihnen der h. Gottes- und Dingfriede waltete, daher sie gewissermaßen auch Freistätten waren, wo selbst die gerechteste Verfolgung ruhte und keine Vollstreckung vorgenommen wurde.

Da in einigen Hünenringen Gegenstände gefunden wurden, die auf Wohnungen oder Zelte deuten, und da die geheiligte Stätte stets unter Aufsicht sein mußte, so darf vielleicht vermuthet werden, daß ein Theil der jeweiligen Schöffen hier residirte. Dafür spricht vielleicht, daß Schöffen unter dem Namen „Bergschöffen", rachinburgii in mallobergo residentes, (als besondere der Zahl?), sowie „drei Sagibarone in einzelnen Malbergen" (tres sagebarones in singulis mallobergis) in Urkunden ausgezeichnet werden. Doch bestimmten auch schon im Jahre 809 dergl. Verordnungen, daß die Malstätten eine Bedachung haben sollten, damit sie Winters wie Sommers zu gebrauchen seien.

Die größeren Hünenringe, besonders mit gedoppeltem Wall, umschlossen wahrscheinlich die Malstätten der grafschaftlichen Amtssprengel oder an Dynasten gegebener Bruchstücke derselben; die kleineren aber die Dingplätze der Centgrafschaften. Das Landding der alten Grafschaft zu Hessen blieb fortdauernd bei dem jetzigen Dorfe Maden (Mattium — caput Chattorum bei Tacitus), daher der Name der Grafschaft „das Landgericht zu Maden;" sie wurde 1122 von der hessischen Dynastenfamilie v. Gudensberg (dort eine Burg bauend) als Allod erworben, doch durch eine Erbtochter alsbald an's thüringisch-hessische Haus veräußert und später dem Erzstift Mainz zu Lehn aufgetragen. Noch 1654 hielt Landgraf Wilhelm zu Hessen ein Landding auf der Höhe vor dem „Mader Holz" — wo der „Mader Stein" inmitten der dicht unterm Gudensberg liegenden „Mader Haide" sich erhebt. Allein daß ursprünglich die heilige Ding- und Opferstätte der Hessen auf diesem Gudensberg und nach Erbauung von Burg und Thal daselbst auf dem nördlich benachbarten Odenberg (Odinsberg, gegen Grimm Myth. S. 890) gewesen, darauf deutet gar manche Volkssage, von denen ein Theil mythisch, ein andrer historisch ist.

Wenn im Odenberg Karl der Große spukt, will man ihn auf schneeweißem Schimmel vor seinem Heer reiten sehen. Die Krieger schmachten vor Durst; der König läßt sein Roß mit dem Huf den Boden und einen Stein vom Felsen schlagen, und ein Quell entspringt, so mächtig, daß sein ganzes Heer trinken kann. Glisborn heißt der Quell von der blinkenden Welle und das Landvolk will Wundergaben noch heute an ihm wahrnehmen; der Stein mit des Hufes Eindruck sitzt in der Gudensberger Kirchhofmauer festgekittet.

Kaiser Karl schlug auch eine große Schlacht am Fuß des Berges. Das strömende Blut riß Furchen, die, wie oft auch zugedämmt, vom Regen wieder aufgespült werden. Karl siegte und ging mit seinem Kriegsvolk in den Berg ein, der seine Wände hinter ihnen schloß. Alle sieben Jahre, oder alle hundert nach Andern, verhieß er aus seinem Schlummer an's Tageslicht zu gehen. Man hört zu Zeiten Waffen rasseln, Hufschlag dröhnen und Pferde wiehern; der Zug geht zum Glisborn, der die Tränke ist und verfolgt dann seinen Rundlauf. — Einmal hörte man Trommelschlag am Odenberg, ohne Truppen zu sehen. Ein weiser Mann ließ die Leute „durch den Ring" (des Arms? so in nordischen Sagen) schauen; und alsbald wurden sie viel Kriegsvolk in Waffen gewahr. Es ist nicht schwer diese Sagen auf Wodan zu deuten, der dann dem christlichen Helden der Hessen- und Sachsenlande weichen mußte.

Eine andre Sage, die man von „Karln Quinte" weiß, mit dem man als Schreckbild sogar die Kinder zur Ruhe bringt, scheint auf Karl V. als Gegner des geliebten

Landgrafen Philipp des Großmüthigen zu gehen, der aber zugleich die peinliche Halsgerichtsordnung gründete, dessen Blutgericht auf dem Odenberg gehegt ward. An bestimmten Tagen umreitet ein rother Reiter mit rothem wallenden Federbusch auf rothem Roß den Waldsaum; das ist sein Geist. Karls Recht ist in vielen Gegenden gleichbedeutend mit peinlichem Recht; „Karln Quinte's Fahne" ist dem Volk die rothe Blutbanns-Fahne, womit die Grafschaft geliehen wurde; Kaiser Karls Schwert ist das mit einem rothseidenen Tuch bewundene, auf das dem Grafen befohlen ward, „damit zu beschirmen Wittwen und Waisen, und mit zu richten über alle Missethäter." Nur laufen im Munde des hessischen Volks Karl V. und Karl der Große durcheinander, während die Engern und Westphalen den Ursprung ihrer Strafgesetze sehr gut auf Karl den Großen und sein Schwert zurückzuführen wissen (Herkommen der Fehmgerichte).

Auch an andern berühmten Stätten, namentlich im Odenwald, lassen sich Spuren des Gottes Wodan, bei dem die höchsten und festesten Eide geschworen wurden, und uralter Gerichtsstätten mit Rächung der Unthat, in Spukgeschichten ähnlich diesen, nachweisen. Die von dem Ritter Rodenstein gehenden Sagen sind zum Theil ähnlich, aber verworren; auch die Saat, die wellenförmig sich bewegend „wolfstriemig" genannt wird, heißt anderwärts „der Eber, der durchs Korn geht." Der hörnerne Sigfrid, zu dem diese Bilder neigen, ist bekanntlich in seiner Urbedeutung Bild der Sonne, gleich Herkules. J. Grimm ist auch hierin durch Wolfs Beiträge zur deutschen Mythologie schätzbar ergänzt worden.

Die kleineren Hünenringe könnten Centgerichtsstätten sein, wenn nicht Unterscheidung dabei nöthig wäre (2ter Aufsatz). Die herrschaftlichen Privatgerichte pflegten im Hofe des Herrn (Fronhof, curia, curtis) gehegt zu werden. So war als Centstätte der Schiffenberg, der Wiesecker Malberg, der Weddeberg, der Crofdorfer, der Malberg beim wetterauischen Ostarastein wahrscheinlich von der Rockenberger Mark die Gerichtsstätte. Da die herrschaftlichen Gerichte nie den Blutbann hatten, so sind für höhere Gerichtssitze die Galgenberge entscheidend; später bekamen auch die Centgerichte meist den Blutbann und hießen dann wohl oberste oder Hoch-Gerichte, die sonst auf die sogenannten „Oberhöfe" gehen, in denen man Ersatz und Schutz suchte, wenn eine Grafschaft gesprengt worden oder erledigt blieb.

Ob der Graf zu Wetterau nicht auf vornehmerem Sitz noch als auf jener Höhe in der Cent zu Assenheim, östlich von Friedberg, die bis heute die Malstatt heißt und zu welcher durch die Wetterau die Malstätter Straße läuft, zu Recht gesessen, wie der Verfasser will — ob auf dem Malchen oder Malschenberg der Bergstraße der sonst auch Stickelberg (steiler Berg) hieß und lateinisch mons malscus, (wobei man an Malsch oder die Malser Haide in Tyrol erinnert werden könnte), der Rheingraf sein Landding hielt — und wie in dieser Art noch auf andre Berge hingewiesen wird (Altkönig z. B., vergl. 2. Aufsatz): diese Annahmen bedürfen wohl noch geographischer wie urkundlicher Sichtung und Bestätigung.

Vornehmlich aber kommen für die Centgerichte, die hier den Schluß machen sollen, die alten Freisteine in Betracht. Die Centgrafschaften, weil sie nicht einen gesetzten oder gebornen, sondern einen gekorenen Richter hatten, somit eine gewisse Selbstregierung genossen, wurden auch freie Landgerichte, Freigrafschaften oder kurzweg „Freigericht" genannt, und die Gerichtsbarkeit hieß „Freistuhl" oder „Freistein". Die Orte, wo solche steinere Stühle standen, kennt in vielen Gegenden das Volk noch sehr wohl, obgleich die Bedeutung verwischt ist und oft nur gespenstisch nachzuckt in Sagen des Grauens vor solchen Blutorten. Indessen entdeckt man dadurch wohl auch ohne Spuren eines riesigen Rings die Malberge der Centen.

Regelmäßig spukt, nach Wippermanns Entdeckung, um die Freisteine herum „die wilde Frau" oder „das Holzwiebel". Am ausgeprägtesten kommt diese Sage bei dem in der wetterauischen Cent zu Bingenheim liegenden „hohen Berg im Königswalde" vor. Es befindet sich hier eine jetzt zwei Fuß aus dem Boden ragende Bank von Basalt, in welcher drei zum Sitzen eingerichtete Vertiefungen angebracht sind, wie man

sie auf unzweifelhaften Gerichtsstühlen findet. In früherer Zeit war dort auch die Gerichtstafel, ein steinerner Tisch von demselben Basalt, zu sehen, wurde aber, bei Verlegung der Markgerichtsstätte vor das Bingenheimer Rathhaus, vom hohen Berg dorthin unter drei sich mächtig ausbreitende Linden versetzt, die jetzt nicht mehr stehen. — Die Gerichtsbank ist im Munde des Volks „der wilden Frau Gestühl", die hier mit Mann und Kind gehaust bis diese wilden Leute endlich verfolgt und verscheucht wurden. Der Chronist Winkelmann (Beschr. der Fr. Hessen und Hersfeld; 1711) versichert, im Jahre 1653 hätte ihm der Dauernheimer Pastor angegeben, wie anno 1604 sich verschiedne Male am hellen Tage drei Leute in weißer Gestalt am wilden Gestühl hätten sehen lassen (J. Grimm, Mythol. S. 103).

Die übrigen bemerkenswerthen Puncte im dortigen und nördlichen Hessen gibt Wippermann in seiner Gesch. der Centen an; wir nennen daraus: Südlich von Schotten in der Wetterau in der Nähe von einem „Mal- und Galgenberg" und einer „alten Burg" am „Malbach" eine Kuppe: „der wilden Frau Haus", sowie „der wilden Frau Born"; nordöstlich davon im Vogelsgebirg „der wilde Berg". Zwischen Büdingen und Gelnhaar liegen im Walde bedeutende Felsen, die unterhalb eine Art Höle bilden: das sind „der wilden Frau Häuser." Eine Stelle unmittelbar von Büdingen südlich heißt: „der wilde Stein"; eine Höhe nordöstlich von Gedern „der wilden Frau Haus"; ein steiler Berg mit einer Tafel und Bank zwischen Lisberg und Eckhardsborn heißt „Wildfrauenhaus"; eine Höhe nordwestlich von Freiensee, sowie eine andere zwischen Bobenhausen und Wohnfeld „im alten Hain" nennt man „der wilden Frau Berg." Im Landgericht Reichenbach endlich ist bei Birstein, nach Satzbach zu, eine Waldecke mit mächtigen Basaltklippen, „der alte Freistein" genannt, ebenfalls Wohnung der wilden Frau, die hier dermalen für eine Zauberin gilt, welcher ehedem, so weit sie ging, alles zehntbar (? centbar) war. Es liegen diese Punkte sämmtlich in der Wetterau.

Allein auch außerhalb derselben kommt Aehnliches vor. Der Scharfenstein neben dem hess. Odenberg birgt eine Höhle, die man für die Wohnung „der weißen Frau mit langem güldnen Haar" hält. Bei Grünberg (Lahngau) ist in der Nähe von einem „Höllersborn" ein „Wildfrauenberg" und „die wilde Grube." — Der Königsstuhl im Dorlar zeigt bis heute die alte „Gerichtsbank". Noch 1783 sah man auf dem „heil. Landberg" der Cent zu Jugenheim in der Rheingrafschaft Spuren eines gemauerten Gerichtsstuhls. — Zu diesen Angaben des Verfassers wären noch einige aus dem Odenwald, besonders über „Wildweib-Stein", „Wildfrauen-Haus", ebenfalls in der Nähe alter Cent- oder Märker-Gerichte (Rodenstein) beizufügen. — Er bemerkte noch als Freisteine im Riesengebirg einen „Großvaterstuhl" von verwittertem Granit, durch zwei eingehauene sitzähnliche Kesselchen und zwei menschenlange sich nach der Mitte hin vertiefende Eingrabungen merkwürdig; den „Predigerstein" mit drei Vertiefungen wie Näpfe; davor eine Steintafel mit größerer Vertiefung; ferner „Holzweibelsteine", Sitze mit kurzen Lehnen, wo Stellen für Kopf, Rücken und Beine zu sehen (angeblich der Holzweibel Eindrücke in dem nachher verhärteten Gestein); bei zwei Vertiefungen heißt es: „Das Weiberl saß da mit dem Männerl." Ein „Mannstein", ein „Mädelstein", eine „Teufels- und Rübzahlkanzel", ein „Hardberg" (? Herthaberg) hinterm Künast und der „Hölle" ꝛc. werden dann noch mit Anderm wegen zu vermuthender Aehnlichkeit angeführt.

Nach diesen Anführungen schließt der Verfasser auf der güldnen Waldfrauen oder Holzweibchen muthmaßlichen Zusammenhang mit den Freisteinen. Sie sind ihm eine Art Leichenvögel, den Tod in Folge Gerichtsurtheils ansagende Klagefrauen. Daraus erklärt sich ihm ihr weißes Gewand; es war das Leichenkleid. Daher spinnt man der Waldfrau ein Stück Har (Flachs) am Rocken und wirft es zum Opfer in's Feuer. Daher ist ihr Erscheinen nicht besser als das Schreien des Käuzchens, und um die Zeit, wenn echt Ding gehalten wird, wagt sich selbst der bravste und kühnste Jäger nicht in die Nähe der Wohnung der wilden Frau. Interessant ist dem Verfasser

dabei noch, daß die wilde Frau von dem wüthenden Heer, von Wuotans nächtlicher Jagd verfolgt wird. Der Wuotan ist da als ernster Schützer des Reichs und Rächer des Unrechts zu fassen. Die wilden Frauen sind schwach und zart; nur Zwerge ohne Mark werden von ihnen geboren. Daher ihre Empfindsamkeit und Unzufriedenheit mit der Welt Lauf; daher ihre Widerstandslosigkeit Wuotan gegenüber. Sie sind grau und ältlich, ihr Haar pflegt öfters von Moos zu sein, daher sie auch wohl Moosweibchen heißen.

Eine andre Deutung gibt von ihnen Professor Müller in Göttingen; die kleinen Holzweiblein, die Wodan jagt, sind des Herbstes gelbes wirbelndes Laub; von dem fallenden Blatte wird auch Sigfrid als Jahresgott von Hagen dem Neidhard tödtlich getroffen rc. — Wir möchten auch den Hörselberg mit Frau Venus-Freya nahe halten; auch die Feen, (deae Mairae oder matres) die auf Felsen als Dreie öfters bezeichnet sind und von deren gallisch-römischem Cult auch das heutige südliche Hessen Andeutung gibt.

Von den regelmäßig vorkommenden drei Sitzen der Freisteine gebührte der erste dem Richter, der andre dem Fronboten (Büttel, bodel, pedellus), eine wichtige Person damals. Der dritte Platz wird dem Schreiber gehört haben, oder dem Stellvertreter des Richters, oder er blieb für den höheren Richter oder für den Herrn frei. Sitzend aber wurde das Urtheil gefragt und gefunden; des Richters Aufstehen hinderte den Fortgang der Verhandlung. — Die Hegung der Gerichtsbarkeit auf den Malbergen blieb bis zu den Zeiten König Heinrichs I. Dieser wünschte, daß die Volksversammlungen in die unter seinem Betrieb befestigten Orte verlegt würden. Seitdem wählte man des Gottesfriedens wegen die Nähe des geweihten Kirchhofs. Doch blieb man im Freien. Die vorkommenden „Spielhäuser" waren Schaubuden „Kaufhäuser" (für Fleisch und Brod); vor ihnen hielt man Gericht; dann kamen die Rathhäuser auf, an und unter welchen jene Hallen angebracht wurden. Der rothen Erde entsprach des Gerichtes „rothes Thor" (z. B. alter Markt, am Dom, zu Frankfurt a. M.).

Die Befestigungen der Deutschen und der Römer am Rhein und in Hessen.

Von G. v. Meyer.

Ueberm Rheingau zieht sich, auf den näheren Bergen, eine Kette von uralten Ringwällen hin, die dem Historiker Bodmann die Vermuthung gab, das Land möchte ursprünglich von diesen Ringen den Namen, nämlich „Ring-gau," erhalten haben. Dahinter zog sich das Rheingau-Gebück, eine lebendige Landwehr von eingebogenem Strauchwerk mit Gräben und Pforten, erweislich mittelalterlichen aber vielleicht schon älteren Ursprungs, denn auch die Alten kannten dieses feste lebendige Abzäunen; und Schleswig-Holstein zeigte es im letzten Krieg noch in seinem fast unneinnehmbaren Terrain der Knick. Jene Ringwälle scheinen östlich mit dem Köhlerkopf bei Naurod (auf dem Wege nach Eppstein) zu enden, aber hinter vermuthlich einst undurchdringlichen Wälderstrecken, dort erheben sich die Vormauern des Taunus mit Ein- und Durchlässen zu anderen noch überraschenderen Befestigungen der Urzeiten, die mit dem Gebirg in der Wetterau enden, wo der mächtige Hausberg den letzten Hünenkopf emporstreckt. Er correspondirt mit dem Glauberg, einem länglichen Gipfel des vorderen Vogelsbergs mit der ganzen Wetterau (durch Ph. Dieffenbach untersucht) und weithin über die Lahn mit dem kühnen Kegel des Dünsbergs bei Gießen. Diese letzteren schönen Gipfelpunkte tragen zum Theil noch unberührte, noch heute uneinnehmbare Kronen von einfachen oder doppelten Ringwällen; die Rheingauer Reste sind meist

zerrissen, abgetragen, fast unkenntlich, so besonders der Trompeter, auch die große und kleine Rentmauer, der Schäferskopf, Rabenköpfe 2c. 2c.

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts machte ein classisch gebildeter nassauischer Beamter, der ältere Habel zu Schierstein, auf die germanische Natur dieser zusammenhängenden Befestigungen aufmerksam, (Gerning ist nur sein Abschreiber oder Folger) nachdem Reg.-Rath Neuhof zu Homburg sie mit den dortigen Römerwerken verwechselt und, als die einzige Quelle darüber, die alte sorglose Verwirrung neu beglaubigt hatte. Zu Idstein und am Niederrhein sonderten wackre Schulmänner auf Habel's richtige Andeutungen (Allg. Anz. d. Deutschen) das Römische mit gleichem Scharfsinn; aber an Beharrlichkeit übertraf ihn Keiner, denn er bereiste nun auch die Römer-Niederlassungen und die von Ems durch die Ueberhöhe und Wetterau sich in's Hanauische verlierende, im Odenwald bei Miltenberg wieder beginnende, zum Neckar laufende römische Reichsgränze (limes transrhenanus). Frühe weihte er seinen Sohn in diese Entdeckungen ein und stiftete, durch viele Gegenstände es als der erste vielseitig ausstattend, das berühmte Museum zu Wiesbaden, das auch der jüngere Habel mit bedeutenden Entdeckungs-Gegenständen vermehrte, worunter die Mithras-Reste an der unteren Nied (Vicus novus oder civitas Taunensis, zwischen Praunheim und Heddernheim) bereits einen europäischen Ruf gewonnen haben. Im Odenwald untersuchte, mit bekanntem Scharfsinn, doch mit noch zu wenig Hülfen, der Erbach'sche Reg.-Rath Knapp die Römerlinie („Römische Denkmale des Odenwaldes," jetzt in 2ter Aufl. durch Scriba) und endigte als Präsident des Geschichts- und Alterthums-Vereins für das Großherzogthum Hessen würdig das länger mit Erfolg gekrönte Streben.

Der Verfasser dieser Skizze erhielt auf einen Vortrag zu Wiesbaden über die taunensischen Ringwälle von diesem älteren Forscher Anfrage und bald auch Einladung zur Mitwirkung in Hessen. Knapp hatte eben seinen interessanten Aufsatz in den Hess. Annalen über die Ringwälle veröffentlicht, worin die im vorhergehenden Aufsatz festgehaltne Ansicht von Heiligthümern mit Volks- und Rechtssitzen aufgestellt ist. Leider konnte es dem Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes nicht mehr gelingen, Knapp von der einseitigen Richtung, die er verfolgt hatte, durch eigne Anschauung zu belehren; doch ging der Greis vorläufig willig auf die Darstellungen, mit Karten und Aufnahmen belegt, ein, und ermunterte freundlichst zu noch gründlicherer Ausarbeitung des reichen Stoffes. Hierin hat denn der Verfasser an seinem Freunde v. Zuccalmaglio aus Cöln, unter dem Namen Wilhelm v. Waldbrühl als Poet und Autor bekannt, einen wackern Mitforscher gewonnen, der zuerst die Ringwälle im Cölnischen, welche ebenso den römischen Rhein-Vesten gegenüber liegen wie die des Taunus den Main und Nied-Castellen; dann von Genf bis zum Niederrhein, in Verfolg von des Verfassers Entdeckungen auf den Gebirgen besonders längs des Rheins, noch bedeutende Berg-Einfassungen untersuchte, namentlich die Dürkheimer Heidenmauer und den Berg im Birkenfeld'schen, zwei der colossalsten Rand- und Ringmauern, wohin bei feindlichen Einfällen geflüchtet und Halt gefunden werden konnte.

Die schon in größeren Kreisen bekannt gewordene Karte des Verfassers von den Hauptgipfeln des Taunus und ihren Umgebungen, wo die merkwürdigsten uralten und späteren Befestigungen in engem Umkreis beisammen liegen, ja wo ein System der Befestigungskunst der Naturvölker überrascht, möge als höchst belehrend zum Ausgangspunct dienen; zugleich sind hier der Römer Werke vereint, in schon jetzt überraschender Deutlichkeit des Vorrückens und endlichen Bezwingung, ihres fast 400jährigen wechselnden und stets gefährdeten Besitzes, bis Julian der Abtrünnige die letzte Razzia gegen die Allemanen dort unternahm. Dieses letztere Feld hat Habel d. J. mit solchem Erfolg angebaut, daß er der Römer Straßennetze zieht mit sichern Andeutungen, wo gefunden werden muß, weil bei ihnen Alles geregeltes, auf Zahlen und Zahlverhältnisse gesetztes System, während dort geniale Regellosigkeit herrscht.

Bevor wir diese interessanten Deckungen der Ueberhöhe als das Wichtigste für Hessen näher in's Auge fassen, betreten wir den alle diese Häupter und Linien beherr-

scheinenden Altvater **Feldberg**, der selbst seine Deckung von diesen starken Werken empfing, doch nur eine ganz friedliche Gestalt zeigt. Sein weitgestreckter Gipfel, der ihm den Namen gab, trägt auf der Ostseite, wo er sich schon gegen Homburg hin abdacht, auf hessischem Grunde (die Westseite ist nassauisch) einen Fels, ein kleines Felsenlager, das einen sehr merkwürdigen, allerlei Deutung unterworfenen Namen bekam und ihn durch alle Strömungen der Zeiten bewahrte: **Brunhildis-Bett** (lectulus Brunehildae). Man dachte zuerst an jene austrasische Königin und auch der Verfasser hat sich eine Ballade über ein letztes verhängnißvolles Rasten dort erlaubt (Lyrische Versuche, Frankfurt a. M. 1835. 8). Aber schwerlich hat sie ihren Namen dem Berg gegeben, vielmehr er seine mythische Bedeutung ihr im Namen gegeben. Unter den Burgundionen war dieser Name ein durch die Sage geweihter; auch das Nibelungen-Lied bewahrt ihn. Seine Entstehung ist, wie des Wortes „Brunst" von brennen, und man will die schlafende Naturgöttin in der Waber- oder Webberlohe des winterlichen Nordlichts um die Gipfel der Höhen, auch zwischen unterweltlichen Feuern eine nordische Proserpina in der Börnhilda erkennen; die nordische Brunhilde verbrannte sich nach Ermordung ihres Gemahls auf festlichem Scheiterhaufen. Unsre Kindermährchen haben diesen Naturgang vom Sprießen und Vergehen noch im Dornröschen (la belle au bois dormant), im Sneewitchen und andern religiösen Naturbildern unsrer Ahnen bewahrt, und so ist es wohl ganz natürlich, da oben das jährliche Fest der erwachenden Natur bei ihnen sein zu lassen; Opfergänge mit Kerzen und Blumen, Wachs und Honig zur „Brunhildis-Quelle", die etwas tiefer, mehr nach Norden, gelegen ist, dann Spiel und Kampf und Tanz, vom ernsten Reigen ab, den die Frauen um den heute noch halb, d. h. zur Hälfte abgeschlagenen, vorhandnen Felsnapf von zirkelrundester Abglättung begingen. Ob da der Thau des Himmels oder das reine Naß der Quelle, mit Milch oder Honig, mit Mehl und Kuchen, zur Darbringung kam, oder bei noch wilderen Stämmen grausamere Opfer gebracht wurden; immer ist es merkwürdig, daß der christliche Eifer der Franken nicht jede Spur dieses Naturdienstes verwischen konnte und daß dieser große Rundnapf von Stein heute noch Thau und Regen hält, die der Durstige schlürfen kann. Man hat es versucht, in diesen Felsschiefer von derbem Quarz oder Grauwacken-Stein auf der Seite der Ueberhöhe Schillers unsterbliche Verse einzugraben: „An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an." Aber die Meißel brachen, ehe noch ein Buchstabe vollendet werden konnte, und diese große Felsschale (sie ist so weit, daß ein Mann den Unterarm in sie legen kann) war so glatt ausgemeißelt schon in jenen Tagen.

Gegenüber südlich ganz nahe erhebt sich, doch immer ein Weg von zwei Stunden, der von Felsgurten künstlich umpanzerte **Altkönig** *); er strahlt wie ein alter Kriegs-

---

*) So sagenreich manche andre Gebirge des Vaterlandes sind, so wenig hat die Cultur und der wechselnde Besitz davon in den Taunusgegenden gelassen. Die Namen „Venusstein," „Teufelsaltar" oder dem Aehnliches beim **Gipfel des Feldbergs** scheinen fast so unbeglaubigt, wie „Velleda-Berg" oder gar „Valentinian-Berg." Der „Ribhain" nördlich unterm kleinen Feldberg zeigt einen mächtigen Fels, aber keine Sage heftet sich, etwa für einen Rübezahl, vielmehr Ribzahl (Riff-zagel, Berg-Dämon), daran.

Dem **Kyffhäuser** scheint der **Altkönig** in den Ueberlieferungen von versunknen Schätzen verwandt. „Vergiß das Beste nicht," rief der Führer da innen einer armen Frau zu, die ihr kleines Kind oben zurückgelassen hatte. Ein Schäfer wurde bei Falkenstein wieder in's Freie gesetzt, wo er, glücklicher als Jene, seine Heerde wieder fand.

Was **Aloys Schreiber** von der Gnomen Hülfe bei einem Burgweg zu **Falkenstein** erzählte — eine vielfältig, auch bildlich, seitdem behandelte Wundersage — beruht nur auf einer Benennung **Döbels**-(Graben-)Weg im benachbarten Schärdtwald. Seine poetische Einbildung verband damit das Folgende:

Es geht die Sage, daß zwei Könige, Vater und Sohn (oder Schwiegersohn) um eine schnelle Fahrt gewettet und der Letztere den Teufel zu Hülfe gerufen, der ihm in einer Nacht die **Hochstraße vom Altkönig** (nach Heddernheim) gebaut, die aber hinter ihm wieder in Stücke zerfahren und in Staub aufgewirbelt sei." Aloys Henninger hat in seiner Erzählung den Gegenstand mehr local gelassen, aus der fränkischen Zeit, mit Philippseck als Burg.

Dieser poetische Gewährsmann erzählt von dem benachbarten **Köhlerkopf**, daß die

gott herüber zu Freya's oder Brunhildens Altar; er scheint dem Sahsenote (Hercules saxanus, der Steinbrüche Beschützer bei den Römern), dem dritten auch in der fränkischen Heidentrias mit Odin und Donar (die vielleicht auf dem odenwäldischen Stickel- und dem rheinischen Donners-Berg thronen mochten) geweiht gewesen zu sein, dem kriegerischen Ziu, Dis, von dem der Zistig des Rests der Allemannen in Teutschland, unser Dienstag, noch zeugt.

Ein steiler Kegel, erhebt sich dieser Berg in großartigen doch stumpfen Umrissen unmittelbar überm Mainthal — eine reizende Fernsicht, begränzt vom Odenwald und seinen höchsten Puncten, der Neunkircher Höhe, dem Felsberg und dem Vorgebirg Malchen, das malerisch hingestreckt die Bergstraße hinter sich im Duft zeigt, bis zum ähnlich gestalteten Oelberg Schrießheims. Jenseits des in Silberflächen sich verrathenden Rheins im Hintergrunde der lange Donnersberg wie ein Schemel Gottes. Die Rückseite, wo auf dem Feldberg die Gebirge des unteren Rheins und hinten das Siebengebirg in reizender Verkleinerung, gegen Osten aber der hessische Meißner und der thüringische Inselsberg am Horizont sich zeigen — ist durch beide Feldberge verdeckt, der kleinere (alt Lidge-Feldberg und noch Litzel-Feldberg genannt) ist ebenfalls ohne Umwallung und trägt nur im Verfall eines Jagdhäuschens trocken gelegtes Mauerwerk. —

Der Verfasser des ersten Aufsatzes sagt richtig, und zwar nach Ph. Dieffenbach (den der Verfasser dieses zum Gipfel führte): „Dieser majestätische Berg hat das besondere, daß ihn zwei concentrische Ringwälle umgürten, welche übrigens nicht ganz" (eigentlich sehr wenig) „parallel laufen, vielmehr zwischen 60 und 150 Schritt von einander entfernt sind. Während der äußere Ring etwa 2000 Schritt mißt, zählt der innere 1400, und es sind von da bis zum höchsten Gipfelpuncte beiläufig 150 bis 200 Schritt." Die Schrittmessung auf dem Felswall war eine nicht ungefährliche, die der Verfasser in dicken Jagdstiefeln vornahm, weil hier überall auf von Lichenen und Moos glatten Steinen Beinbruch zu befürchten ist. Man irrt auch sehr, wenn man die längere und flachere Böschung der Außenseite dieser Wälle für leicht zu ersteigen hält. Der Vertheidiger sprang beim Nahen des Feindes aus einer Art Brustwehr der inneren steileren Böschung hinauf und mit dem daliegenden Geschütz des Felsgesteins begrüßte er den Stürmenden, wenn dieser nicht unter einer Schildkröte (testudo) versteckt arbeiten, d. h. zerreißen konnte. Wenn auch nicht aus den deutschen Kriegen (deren Bücher, von Plinius d. i. geschrieben, leider verloren gingen), haben wir doch auch bei dem Historiker der Deutschen, Tacitus, aus Britannien Schilderungen von Sturm auf so befestigte Höhen.

Es könnte gegen die Vertheidigungsklugheit sprechen, daß dem jedesmaligen Eindränger zugekehrt, nämlich auf der Main- und Niedseite, die beiden Eingänge sind, der äußere südlich oder südöstlich, der innere mehr östlich. Hier aber ist der Berg am steilsten, wie die Contour des Bergs von der Homburger Seite zeigt. Dem Triumphator oder in sonstigem Festzug den Gipfel, zu Pferde oder in Wagen mit stolzen

---

Kinder beim Heidelbeeren-Suchen einen Stein nach einem Felsen hätten werfen müssen, damit ihnen keine feindliche Macht schade.

Unter Kronberg das Dorf Schönberg soll, auf der vor ihm liegenden Anhöhe, die Veste eines Raubritters zum Ursprung haben. Der wahrscheinlich auch verschönerte Name wird in dieser Ueberlieferung Schimp-Burg, zum Schimpf gegen Kronberg, genannt. — Auf derselben Anhöhe stand dann ein Frauenkloster und ein armer Bursche begegnete in den Ruinen einer Schlange, die sich empor richtete mit einer Schlüsselblume im Munde. Als er vor Schreck floh, rief's ihm nach: „Morgen um diese Zeit." Er überwand die Furcht und stellte sich ein. An derselben Stelle erschien eine Nonne, die mit einem Schlüssel ihm zu verborgnen Schätzen winkte; allein seine Angst, sein lautes Rufen nach unten stehenden Gefährten, machte daß sie verschwand.

Auch in der Gegend umher (z. B. Klein-Schwalbach) ist von verborgnen Kesseln mit Schätzen die Rede; ein schwarzer Hund bewacht sie. Auch von geheimen Gängen in die Berge ist noch manche Ueberlieferung; Spuren von z. B. noch römischen Bergwerken mögen sie und vielleicht auch Einiges der oben bemerkten Wundersagen veranlaßt haben. — Den Eingang finden, auf dem Gipfel, könnte auch Ringwälle bedeuten, wo wilde Horden ihren kostbaren Raub etwa geborgen, wie von den Hunnen bekannt ist.

Zeltern oder trotzigen Stieren erreichenden König oder Herzog, zu Roß gefolgt von den Edlen, zu Fuß vom Volke, muß dieß bei aufgehender Sonne ein erhebendes Schauspiel gewesen sein, und wahrscheinlich vertheilte sich in den zwei Ringen der Umstand ebenso zu Roß und Wagen und der Feldherr oder Richter, oder der Bundes-Hauptmann grüßte mit Schwert, Lanze oder dem Streithammer nach der Sitte das aufgehende Licht, in oder über diesen Eingängen zu den Thälern gewendet. Die Verehrung der Gottheit auf solchen Höhen war den nordischen Völkern wie den verwandten Persern und vielen andern orientalischen Nationen gemeinsam; auch die Feriae latinae und ihre Spiele wurden auf dem Albaner Berg, jetzt Monte cavo, mit gottesdienstlichen Feierlichkeiten gehalten. Solche Eidgenossen-Feste, solche Bundesvereinigungen verwandter oder einander fremderer Stämme dürfen hier oben angenommen werden, wenn auch die Felsenbänke und Moosstühle, die alten Sitze und Altäre, längst zerschlagen und verwühlt sind durch die alten Eiferer und neuen Werkleute, und nur die Cisterne noch und kesselförmige trockne Vertiefungen (dry pits im Englischen, mardelles im Französischen genannt) von Opferungen und vielleicht noch von vorgermanischen Sitten und Uebungen die Spuren geben.

Der noch heute s. g. Pflasterweg oder das „Pflaster" windet sich von Westen gegen Osten empor zuerst südlich in den ersten „Hof", dann südöstlich in den inneren. Es ist kein wirkliches Pflaster, sondern eher chaussirt zu nennen. Der Aufgang von der Westseite, auf welcher auch jene zwei, wie eine Zange unten geschlossene Steinwälle hinablaufen (zu Quell und Bach wahrscheinlich), dieser ebenfalls gewundne doch nicht sehr steile Aufgang hat den Namen „die Aarms-Bahn". Ein Frevler an der Gottheit will hier in einem „Adam" (contrahirt „Aarm") aus dem Kronbergischen bezeichnet werden. Gegen die Zeit der Winter-Sonnenwende (vor Weihnachten), wo der Wald im längsten und tiefsten Schlaf liegt, hatte er Lust, dieß geheimnißvolle Schweigen zu brechen. Seine Axt sollte da oben den Wald lichten, wo er am dichtesten war. Man warnte ihn : „Der Wald schläft!" — Ich will ihn schon wecken! spottete der Verwegene und zog mit seinem Holzschlitten hinan. Er kam nicht wieder. Als man seine Spur erreichte, fand man ihn, gräßlich verstrickt in den Bäumen, in einem Umsturz über der glatten Winterbahn hängen. Er hatte zur Warnung aller solcher Frevler geendet, und der Weg hieß auf immer die „Aarms-" oder „Adams-Bahn". Auch der Name scheint bezeichnend zu sein.

Ein ähnliches „Pflaster", schmal und kunstlos, führten die Römer, wie noch heute zu sehen, nach ihren Castellen, welche den Einschluß dieser alten religiösen Besten hüteten, durch Wald und Haide. Es ist anzunehmen, daß Drusus, dessen Name auf der Homburger Seite noch in dem oberen Erlenbach-Thale wiederklingt (Druse-Köppel, Drusemarsch, Drususstraße), durch das sich bis über den Feldberg aufwindende Thal kommend, diese Heiligthümer umgangen, und so von der minder bewachten oder doch befestigten Seite eingenommen habe. Sein Hauptfort und Schlüssel des Gebirgs wurde dann die heutige „Saalburg", wo jetzt Habel seine Entdeckungen macht, indem er das ganze stattliche Castel bloßlegt und zu Papier bringt. Zwei Stunden östlich von der Saalburg, gegen Wehrheim, zeigt der Faden des Limes oder der Pfahlgraben, der zuweilen noch 30 Fuß Böschung hat, „die Capersburg" als Flankendeckung, und zwei Stunden westlich, wo er auf den Bergen hinläuft, das Thal der Weil beherrschend, das Castell die „Heidenkirch" unterm Fuß des kleinen Feldbergs, wo die eine Quelle der Weil entspringt. Auch dieses letztere ist längst Gegenstand der Nachforschung Habels und von ihm gezeichnet, ehe die Verwüstung vollständig wurde.

Viele gräberähnliche Erhöhungen, mit glatten Steinen belegt, sind besonders östlich und nördlich am Berg und innern Thal des Altkönigs zu bemerken. Kein einziger Durchstich und keine Aufdeckung lieferte noch ein Resultat, und es ist möglich, daß diese Aufwürfe andern Zwecken dienten. Uebrigens ist auch keine Spur von Mahlzeiten, Opfern 2c., keine Scherben, keine Gräberreste sind zu finden.

Merkwürdiger ist, wenn des Berges östlicher Abhang, der in einen steilen Vorsprung endet, bis zur Mitte erreicht wird, eine Art Arsenal oder Vorrathsstrecke, die

große und die kleine „weiße Mauer" genannt. Hier liegen ziemlich in gleicher Größe zerklüftet, wie auf colossalstem Steinwall dahingestreckt, die Felsbrocken des röthlichen oder gelben Grauwackensteins, oder derben Quarzes, aus dem das Gebirg besteht und das hie und da noch in schrägen Felskämmen emporragt (Westseite des Feldberggipfels; Spitze des Fuchssteins über Königstein; ꝛc.). Der Berg wendet sich unter beiden Mauern in einen Elnbogen, dessen äußere (hintere) Seite die kleine, dessen innere Seite die große weiße Mauer bildet, weithin sichtbar, besonders wenn im Winter und noch im Frübling Schnee die rauhe Fläche deckt.

Das Merkwürdigste aber erscheint dem nicht ohne Beschwerden zum Vorsprung gelangten Wanderer das Labyrinth „die alten Höfe". Aus noch colossaleren Felstrümmern, noch höher und steiler als der Altkönig selbst, von oben her aufgethürmt, dann hingestreckt in Windungen bis zum Absturz, der von Felsen starrt, beschreiben sie, meist in Niederwaldung versteckt, die Figur eines länglichen b von oben nach unten und der breitere Theil des geschlossenen Buchstabens hat einen inneren Hof, den nur ein Stück Wall, wie ein Zwickel, mit dem äußeren in Verbindung zeigt. Unregelmäßig wie das ganze gewundene Werk ist der innere Ring im äußeren gelegt. Kein Eingang läßt sich, oder nur schwach, eine Einfahrt aber nirgends erkennen; keine kesselförmige Vertiefung, etwa von Holzthürmen, wie auf dem Altköniggipfel die flachere Seite auf dem inneren Wall drei große Vertiefungen hat. Es war ein starkes Vorwerk, augenscheinlich zur fortificatorischen Deckung, auch eines Bachthals in Verbindung mit einem gegenüberliegenden Berg (Goldgrube), eine reizende Schlucht bildend. Von Beider Werken (denn der Goldgrubenberg hat eine weitläuftige Befestigung, wo die Deutschen von den Römern gelernt zu haben scheinen) liefen viele Mauern zu Thal und sperrten den aus 7—8 Quellen zusammen rinnenden Urseler Bach dreimal. Die Tyroler haben noch in den letzten Kriegen ähnliche Thalsperrungen (den Fluß wohl mit einer Art von spanischen Reitern zugesetzt) vorgenommen. Hier aber sind solche Alemannen-Werke und der mit Ueberschwemmungs- und Gräben-Systemen gleich vertrauten Chatten treffliche Fortificationsweisen ziemlich deutlich zu erkennen (Verbindungsgräben unbekannten Ursprungs der Stumpf'schen Karte des Amtes Homburg).

Wir haben eine anziehende Beschreibung bei den Römern, noch bei Ammian Marcellin, einem erfahrnen Kriegsmann der späteren Kaiserzeit von jener oben angedeuteten Razzia des, noch als Cäsar fungirenden, der christlichen Religion wieder abholden nachherigen Imperators Julian (Julianus apostata). Als er, von seinem kaiserlichen Schwager aus Neid chikanirt und mit Truppen nur nothdürftig versehen, dennoch den Deutschen bei Straßburg eine große blutige Schlacht geliefert, ersah er sich die Alemanen des unteren Main, die von da kräftigen Zuzug geleistet und sich in ihrer Stärke wieder zurückgezogen, zu einer signalen Züchtigung. Bei schon weit vorgerückter Jahreszeit, wo Regen und Schnee hinderlich wurden, trat er, den Fluß zum Theil in Schiffen hinaufziehend, in ihre Berge und Waldungen, nachdem er die Ansiedelungen unten (more romano, in römischer Weise gebaut, zu der Römer Ueberraschung) mit Feuer und Schwert verwüstet, kam aber, durch düstre Wälder mühsam vordringend, „in einem Netzwerk von Gräben und Gruben" so in's Gedränge, daß er sich glücklich schätzen mußte, auf ein zerstörtes römisches Fort, noch als Munimentum Trajani bekannt, sich zurückzuziehen. Die Localität scheint die Nied- und Mainspitze und jene wilden wirren Strecken die Urseler Haide, vom Fuß des Altkönigs gegen Homburg, wo noch heute viele Gräben und Hohlwege zu sehen sind, womit das Land durchschnitten ist und die, ohne Zweifel breit und tief zu jener Zeit, sogleich durch der Bäche Leitung gefüllt und das Terrain auch sonst wiesenartig überschwemmt wurde. Der verdiente hessische Forscher Pf. Scriba sucht diesen Kampfplatz, dem wir mit vielen Gräbern dort auch die Namen „Haidtränks-Bach" (Heiden-Köpf sind Römermünzen) und „blutige Haid" zugeben, auf der Seite gegen Darmstadt hin, in dem späteren Reichswald Forehahe. Aber abgesehen von der Ferne des eigentlichen Gebirgs, möchte auch der Main eher als der Rhein, der Taunus eher als die Bergstraße, bezeichnet sein in

jenes Ammian freilich nicht ganz klarem Berichte, und der Verfasser, der von selbst auf diese Gegend geführt wurde, die sich so merkwürdig signalisirt, fand seine Meinung durch die Mainzer Forscher und Habel d. J. bestätigt.

Wir haben es nun mit einer Sonderung von Rechts- und Kriegsstätten zu thun, die im Auszug des ersten Aufsatzes nur berichtigend angedeutet werden konnten; wo beide sich so deutlich zu erkennen geben, darf man an einer Scheidung oder nur gelegentlichen Verbindung nicht mehr zweifeln. Wir erwähnten eines fälschlich für die Benennung des Gipfels gehaltnen Dingsberg als Vorsprung des Altkönigs; er liegt grade über der Vorfels-Gruppe und Ruine des Falkenstein, bekanntlich ein von Bolanden jenseits des Rheins übertragner Name (Neu-Falkenstein). Die urkundliche Benennung „Nurings" (new-ring) zeigt in diesem bekannten Sitz der Grafen des unteren Niedgaues, daß es für den alten Ring, wo unter freiem Himmel zu Ding gegangen wurde, als neuer Ring, der Macht und des Gerichtes Sitz, anzusehen ist, wo dann im gedeckten Hof oder in der Halle getagt ward, und ganz oben wäre eine Art Bundesheiligthum, vielleicht von noch ältern Völkern her, anzunehmen.

Doch war dieser abgerissene Vorsprung „Nurings" genannt, sicher auch fort détaché in der Kette mehrerer, die, von der Natur dargeboten, sich in kleinen Bergrücken oder Köpfen fast halbmondförmig gegen Süden (also auch gegen den Feind, der in der Regel durch's Mainthal machte) um den Coloß des Altkönigs legen. Sie sind: der Kyneckenstein (so hieß Königsteins Veste), der Nurings, der Kocherfels, Bürgel (Eichkopf fälschlich genannt), Hünenkopf (Hoinjerköppel — mit Ringwall von Erde und Steinen, unter dem Berg noch ein Graben), daneben östlich ein aufrechter Fels, der Hünburgstein; endlich die Anhöhe der Cüstenesschanzen und noch eine kleinere mehr gegen den Urselbach. Ueber ihm dann die merkwürdige Schluchtdeckung, mit den Althöfer-Mauern, und die Goldgrubenberg-Gräben, die sich nordöstlich fortsetzen. Hier reihen sich mehr als Vorwerke der befestigten Bergrücken vom Feldberg abwärts zum Artaunon (Saalburg), wo auch eine Stelle noch „das Gebück" heißt, die Gipfel Lindenberg, Bleiweiskopf, Herzberg, mehr nach innen der Kellerberg, mit Mauern, die über den Langenberg zum stark befestigten Roßkopf und seinen germanischen Zwerchmauern ziehen. Hier ging der Pfahlgraben der Römer in eine trockne Mauer über, wobei die alten Werke benutzt wurden. Landgraf Ferdinand von Hessen-Homburg, der letzte Erbe des Landgrafthums, hat diese letztgenannten germanischen Befestigungen von Jugend auf als Waidmann begangen und den Verfasser, mit Aufklärungen darüber erfreut, nachdem schon viele Spuren verwischt waren.

Schon aus dieser einen Ausführung mag es deutlich werden, daß von wirklichen Vertheidigungspunkten und Linien in solchen Reihen umgürteter Bergspitzen die Rede war; zwei Höhen dort mit dem Namen Gickelsburg („Guckisberg" der Schweiz, „Lugenbühl", Hutma „Lug in's Land" rc.), die eine östlich von der römischen Saalburg, mit anderthalb Wallwerk, wie auf sie hinab drohend, die andre im Ausgang des Thals der Use, welche von Usingen zur Wetterau geht, aber ebenfalls wichtig zur Beobachtung und gleichfalls in der Nähe eines Römerforts, können im weiteren Fortgang der Höhenbefestigungen mit diesen ihren Namen sogar ihre Natur als Wachthöhen belegen. — Die Wihrsburg oder Wehrsburg unter der großen Rentmauer aufwärts zur Platte bei Wiesbaden, scheint ebenfalls im Namen schon die Natur der größeren Randbefestigungen des Gebirgs zu tragen; denn sie heißt nur verdreht Wirzburg, es ist von keinem Würzgarten oder einer Herbi-polis die Sprache. Aus solchen kleineren schirmenden Ringen entstanden die engen, doch schirmenden Burgen.

Der Otzberg (ursprünglich Ottersberg, ein nordischer Eigennamen) am Rande des nördlichen Odenwaldes belegt das in merkwürdiger Weise durch den Namen des unter ihm rings gelagerten Städtchens; es heißt „der Hering" (d. i. Höh-Ring, hier der Höhe des Gipfels, unterer Schutzwall). So verschwanden in so manche Burgen und Schlösser die alten heiligen Bergringe, und allemal wird auch eine Kapelle mit im Spiel sein, auf ihm oder in der Nähe (die Heidenmauer Dürkheims

zeigt sogar noch einen Heidenaltar neben an, den bekannten Teufelsstein mit Blutrinnen); oft ist sie von irgend einem Mirakel begleitet. Die Michaelskapellen deuten auf Lichtdienst; Peterskirchen auf Donnar, wie Wolf nachweist. St. Georg hat oft des Sigfrid Stelle eingenommen. Ueber diese uralten Heiligthümer ist noch Viel zu entwirren.

Die unumgänglich nöthige eigne Anschauung dieser Reste und Spuren von einander folgenden oder den Boden streitig machenden Völkern führt zugleich zu interessanten Anschauungen und gründlichen Belehrungen über die verschiedne Art oder Uebereinstimmung ihrer Kriegführung. Naturvölker, wie die albanischen, celtiberischen, deutschen und slavischen Stämme haben, indem sie die Höhen gleich den Raubvögeln suchen, zugleich etwas Heimliches, sie lieben im Kampf Ueberraschung, schnellen Ueberfall, heranstürmende Vernichtung. Unglaublich rasch wissen sie, wie noch jüngst „die Söhne Rebecca's" in Wales, auf sogenannten Rennpfaden (Rentwegen, Hünenstraßen) die Nachricht von dem vordringenden Feind bis in die fernsten Thäler zu verbreiten und auf solchen Höhenwegen (ridge-ways im Englischen genannt) Hülfe herbeizuziehen. Dabei verrammeln sie die unteren Fahrwege und Pfade, und setzen die Gegend unter Wasser, wo dem kriegsgeübten Gegner öde Flächen geboten sind, legen sich auch in verdeckten Schluchten, in unterirdischen Wohnungen des Winters, und in Gruben, die sie mit Gesträuch und Erde bedecken, um das größere Wild zu fangen, in den Hinterhalt. Ihre Straßen laufen meist so verdeckt, daß sie zu Pferde und zu Wagen selbst, von weitem in der Fläche unbeobachtet bleiben, wenn sie von einer Veste zur andern ziehen, von den Vorwerken zum Haupt-Festungswerk oder umgekehrt gelangen; und allmählich enger belagert, ziehen sie sich von den äußeren Forts in die inneren Vorwerke und in den Ringen selbst, zuletzt in die Hauptburg, mit Thürmen und Schirmen aller Art bewehrt zurück. Es muß hier zu denkbaren Ergänzungen der Fortificationen um so mehr Spielraum bleiben, weil Vieles bei ihnen von Holzwerk und geflochtnen Hürden war, wovon die Zeit längst alle Spuren verwischte. Nur das längere Gebück, die Einfassungen der Knicke und was dem ähnlich ist (Bückeburgen, Gebücke in Art des rheingauischen, und Gränzhecken mit heute noch omineusen Benennungen, wie Streit- oder Gerheck, Düwelsheck oder Wewwerheck) sind zum Theil noch in Spuren, mindestens im Namen vorhanden, gleichwie der Pfahlgraben der Römer als Wall mit Graben.

Die Römer liebten dagegen offne Strecken und glatte Flächen zur Entwicklung ihrer geordneten Streitkräfte, rückten auch hier vorsichtig und in der Regel langsam vor und wählten, nachdem sie oft auf weniger günstigem Terrain sich in die Runde verschanzten, in den Bergen zu ihren großen und kleinen Lagern (castra, catella) außer breiten Sätteln des Gebirgs, deren Mitte sie hielten, stets geneigte Flächen, an eine quellreiche Anhöhe gelehnt, und ihren Gränzwall mit dem Feind unter ihrer Veste, die entweder quadratisch oder als Oblong gestaltet war, die kürzere Seite dann gegen den Feind gerichtet. Ihre Straßen gehen meist im Thal, in der Fläche, frei und offen, erhöht, (daher als „Hochstraße" „Hochgesträß" noch heute bezeichnet), laufen auch über die Berge möglichst in geraden Linien, und in bestimmten Entfernungen sind Wachtposten, Stationen, Standquartiere zu finden. Das Netzwerk, das sie auf solche Weise mit weiten Längen- und Quer-Visiren ziehen, geht, dem Gewebe der Spinne vergleichbar, von Mittelpuncten, größeren Standlagern und Magazinplätzen, in die Radien aus. Ein solcher Punct ist z. B. civitas Taunensis zwischen Heddernheim und Praunheim. Die größeren Municipalstädte in den größeren Entfernungen stehen unter sich und mit den Nachbar-Provinzen in dem unmittelbarsten raschesten Verkehr, durch die in Linien gegebenen Signale, Tags mit geflaggten Stangen oder weißen Balken, Nachts durch Feuer gleich den verstreuten Bergvesten ihrer Gegner.

Noch im Mittelalter sind zwei verschiedne Arten der Wegführung von Burg zu Burg zu erkennen, die eine durch Hohlwege und in Wald verborgen auf Schlangen- und Schneckenlinien, die andre, um von weitem schon die Kommenden signalisiren zu können, so gezogen, daß die Burg möglichst im Gesicht bleibt, wenn auch die Straße gelegentlich hinter Vorsprüngen oder durch Hohlwege und Wald zieht. Die geradesten

Linien aber nahm die heutige Cultur, an den Niederlassungen zum Theil vorüber, und dieß jetzt sogar in den alten Feldwegen, den neuen Vicinalstraßen, welche leider auch viele Ringwälle und Schanzen von Stein so geplündert haben, daß deren ursprüngliche Gestalt, welche die Forstkultur und das Wild noch geschont hatten, verwischt und allmählich spurlos zerschlagen wurde. Nur die steilsten Höhen und Gipfel wie der Dünsberg und Altkönig, die Heidenmauer und ähnliche hohe Umfassungen, blieben bis heute noch ziemlich erhalten.

Wenden wir uns nun zu dem höchst merkwürdigen großen Limes oder der Reichsgränze, welche die Römer vom unteren Rhein in gewundenen Linien bis zur unteren Donau über ganz Mittel- und Süddeutschland hin zogen, wo dann die beiden Ströme selbst fast bis zum Meere, mit Festungen und Thürmen am Rande hin, die Gränze wurden. Die Versuche, sie immer nördlicher auszudehnen, reichen nur bis zur Lahn. Schon der hessische Historiker Wenk gibt von ihr einen ziemlich richtigen Ueberblick, und gegenwärtig ist eine Commission, aus der Gesammt-Vereinigung deutscher Landes- und Städtevereine für Geschichte und Alterthum, die schon dreimal tagte (Dresden, Mainz, Nürnberg; — dieses Jahr Münster) zu Mainz constituirt worden, um, mit genauer Erforschung des Römischen und des Fremdartigen, die Linie dieser Reichsgränze zu ziehen und auch noch über Deutschland hinaus zu verfolgen: — eine Riesenarbeit, die aber der vereinten patriotischen Thätigkeit noch gelingen muß. Das Präsidium dieser Commission hat der ausgezeichnete und vielseitig gebildete Kenner, der ehemalig nassauische Archivar Habel d. J. zu Schierstein, der sich schon als Erhalter und Besitzer großartiger Burgen des Mittelalters (Eppstein, Gudenfels, Reichenberg, Deuernburg) einen Namen gemacht, angenommen, und seinem Eifer ist neben seiner thätigen Leitung des zu gleicher Zeit gestifteten Alterthums-Museums zu Mainz, welches die römisch-germanische Vorzeit umfaßt, der beste Erfolg zu trauen. Dieses Museum wird dann hoffentlich auch bald Abformungen von Bergen mit Ringwällen, zunächst den über Alles wichtigen Taunus, zur Belehrung der Alterthumsfreunde liefern, um Jedermann im Modell möglichsten Aufschluß über jede Einzelheit zu geben.

Wir schauen also auf diese Burgen, Volks- und Königsitze der grauesten Vorzeit, wo Gott und Welt noch ungetrennt waren, und jede edle auch nach geistiger Entwicklung ringende Nation noch in ihrer Unbändigkeit ein Volk in Gottes Hand war, auf diese hochgethürmten stark bewehrten Dome, diese hohen National- und Gerichtsstätten, Eidgenossen und Bundesheiligthümer, wie auch Gränzörter zu Vergleich- und Friedensstiftung, als auf mehr und mehr durch gründlichen deutschen Forschergeist gelichtete Denkmäler mit Befriedigung hin. Möchten diese Hochwarten der Geschichte den Deutschen auch Brüderlichkeit und Einheit lehren, die in Ariovists und Armins Tagen fester gehalten wurden von umherschweifenden Stämmen, als sie den heutigen festgegründeten Staaten einzuprägen sind.

Das römische Mainz.

Von E. Dilthey.

Römer und Franzosen stehen in Deutschlands politischer Geschichte nicht zum besten angeschrieben. Unterdrückung und Verknechtung einer großen und edlen Nation, welche die unsere ist, verknüpfen sich mit ihrem Andenken und machen es dem patriotischen Gefühl nur dadurch erträglich, daß dieses durch den Hinblick auf den Teutoburger Wald und die Gefilde von Leipzig stolze Genugthuung erhält. Fern sei es von uns, an dem Edelsinn dieses nationalen Bewußtseins zu mäkeln, dessen Kräftigung dem Deutschen so dringend noth thut, und von dem sich noch Niemand losgesagt hat, ohne von Untreue und Verrath umstrickt zu werden. Aber wir brauchen um deswillen nicht jenem einseitigen Patriotismus zu huldigen, der bald als furor teutonicus aufbraust,

bald die eigne Schlafmütze für die schönste haltend, in gutmüthiger Beschränktheit des Verstandes vegetirt. Darum darf über der patriotischen Apotheose des schwertschwingenden Arminiusbildes auch die Kehrseite der Münze nicht übersehen werden, welche das germanische Barbarenthum der römischen Cultur gegenüber in derselben Unbehülflichkeit zeigt, in welcher noch jetzt zuweilen der deutsche Bauer und Handarbeiter neben dem gewandten Amerikaner oder dem industriellen Engländer erscheint.

Was römische Cultur überhaupt zu leisten vermochte, das macht uns das Beispiel des benachbarten Galliens anschaulich. Gallien, als es von Cäsar erobert wurde, befand sich im Zustande der Barbarei; 500 Jahre später, als die Germanen es unterjochten, bot es den völlig verschiedenen Anblick, welchen eine reiche und vielseitige Cultur gewährt. Zahlreiche Städte prangten mit Palästen, Tempeln, Amphitheatern und Basiliken, die mit Italiens Prachtbauten wetteifern konnten. Römische Sprache und Sitte, bis auf Nahrung und Kleidung herab, römische Wissenschaften und Schulen waren dermaßen eingebürgert, daß die alten Gallier von den eindringenden Franken gradezu Römer genannt wurden, und dieser nationalen Umgestaltung entsprach die Metamorphose des Grund und Bodens durch den sorgfältigsten Anbau selbst der Kirschen und des Weines, den die Rheinländer dem Kaiser Probus verdanken, und durch großartige, das Land in allen Richtungen durchziehende Heerstraßen. Eine solche Wandlung der Dinge hatte patriotische Martern und Thränen gekostet. Aber es ist auch Gallien dadurch aus schwächlicher Zerrissenheit und dumpfer Lethargie gezogen worden, ähnlich der, aus welcher Napoleon Deutschland aufgerüttelt hat; es sind auch viele rein menschliche Interessen dadurch gefördert, manche Mittel und Wege zu socialer Entwickelung beschafft worden, in der Frankreich seitdem fast immer Deutschland vorangeeilt ist; so mächtig hat der von den Römern gegebene Impuls durch Jahrhunderte fortgewirkt. Die Gallier sind nicht Gallier geblieben, aber indem sie ein Hauptstück ihres Volksthums einbüßten, fügten sie sich zu einer politischen Eintracht und Einheit, ohne die eine großartige Nationalentwickelung unmöglich ist, die aber gleichwohl Deutschland selten erreicht hat, und wenn die Gallier das Joch von Gesetzen auf sich nahmen, die sie nicht selbst gemacht hatten, so sind sie doch auch dadurch eingeführt worden in ein System civilisirter Völker, in dem sie als Franzosen durch ihr Genie eine glänzende Stelle erlangt haben. Selbst ihre Sprache bildet als lateinische Tochtersprache mit latinisirten Elementen des alten Celtenthums eine compacte und geschlossene Einheit, während die deutsche Sprache in eine Menge disparater Bestandtheile zerfällt, deren angestrebte Läuterung und Sichtung den modernen Purismus eben so verdienstlich als lächerlich gemacht hat, wenn er aus lauter Verdeutschungen eine Sprache zu bilden sich bemühte, in der man sich nicht morgenländern, oder, wie man in reinem Deutsch sagt, sich nicht orientiren konnte.

Alle diese Vorzüge, die Gallien den Römern verdankt, sind den Deutschen theils gar nicht, theils nur in geringem Maße zu Theil geworden; das deutsche Volk, mit den herrlichsten Talenten ausgestattet, ist in der Erziehung verwahrlos't und verspätet worden, und wie dieser Contrast weltgeschichtlich durch anderthalb Jahrtausende fortgewirkt hat, das kann uns ein Blick auf das linke und rechte Rheinufer lehren. Wem anders, als den Römern, verdankt das linke Rheinufer den wesentlichen Vorzug, daß alle alte, große und feste Rheinstädte dort gelegen sind, wogegen das rechte Rheinufer fast verödet erscheint, wenigstens sind hier meist erst in neueren Zeiten und in größerer Entfernung vom Ufer einige Städte als Residenzen emporgekommen, wie Karlsruhe, Bruchsal, Heidelberg, Mannheim, Darmstadt, Wiesbaden, Neuwied und Düsseldorf. Alle den Fluß begleitende Land- und Heerstraßen zogen bis vor wenigen Decennien auf dem linken Rheinufer, und wenn neuerdings das rechte Ufer durch unsere Eisenbahn einen Vorsprung erlangt hat, so ist doch der für dieselbe mögliche Gewinn zum Theil dadurch gefährdet worden, daß das linke Ufer des Oberrheins eine solche Anlage zuerst vollendete, während man auf dem rechten noch die Hand an den Puls der Zeiten zu legen sich begnügte. So ist es denn in der That nichts anders, als die Nachwirkung

römischer Verdienste und Wohlthaten, was einstmals den Vorschlag hervorgerufen hat, daß, wenn den Franzosen das Rheinufer durchaus nicht vorenthalten werden könne, man doch lieber das rechte ihnen abtreten und das linke behalten möchte.

Leider ist es überall eine die Kräfte des schwachen Menschenverstandes übersteigende Aufgabe, zu bestimmen, was da geworden sein würde, wenn dies oder jenes anders geschehen wäre. Dennoch lassen sich wenigstens allgemeine Gegensätze aufstellen. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn Cäsar seinen Riesenplan ausgeführt hätte, die Parther zu bekriegen und nach deren Bewältigung als ein zweiter Alexander seinen Siegeszug von Osten nach Westen zu richten, den Kaukasus zu übersteigen, Scythien im Norden des schwarzen Meeres zu gewinnen und die Reihe seiner Eroberungen mit Germanien zu beschließen? Anfangs vielleicht unter dem Drucke von Blutsaugern wie Verres und Varus seufzend, aber allmählich in bürgerlicher Ordnung auf dem Boden des Rechts sich entfaltend, wäre Deutschland gleich Gallien eine blühende und reiche römische Provinz geworden, während es nun 800 Jahre später ein heiliges römisches Reich deutscher Nation geworden ist, das, wie Herder sagt, schon in seinem Titel so viel Lügen als Worte enthielt. Deutschland ist römisch geworden, aber um 1000 Jahre zu spät, es hat von Rom Wissenschaft und Kunst, Recht und Glauben, bürgerliche und kirchliche Satzung, aber von dem alten Rom doch nur den letzten Abfall und Ausschuß erhalten. Welche Gestaltung der Weltverhältnisse, wenn die von Tacitus so hoch gerühmte Sittlichkeit des germanischen Lebens im Bunde mit römischer Cultur und Kunst den Verkündern des Christenthums ein Asyl gewährt hätte?

Das römische Reich, auf den schöneren Höhepunkten des Kaiserthums, war eine auf Humanität abzielende Verbrüderung der Nationen, die unter Roms Namen von der Themse und dem Rhein bis zum Jordan und Euphrat in politischer Sympathie und socialer Verbindung standen, während in der modernen Welt weder die Idee der europäisch-christlichen Civilisation im Stande gewesen ist, die Antipathien des Religions- und Sectenhasses und die Schwierigkeiten der sprachlichen Verständigung zu beseitigen, noch die neuen Communicationsmittel eines erleichterten Weltverkehrs vermocht haben, die zahlreichen Schlagbäume von Gränzsperren, Mauthlinien und paßpolizeilichen Hemmnissen hinwegzuschaffen, welche, soweit man nach menschlicher Ansicht darüber urtheilen kann, selbst dem biblischen Worte: „gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker," unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt haben würden. Mit Unrecht verkennen wir oft diese schöne Bestimmung des römischen Reiches, einen Weltverkehr der Nationen, Individuen und Ideen zu begründen, dessen unbeschränkte und unbesteuerte Freiheit auf den schönsten Heerstraßen Gleichmäßigkeit der socialen Ideen und Fortschritte hervorrief, ohne den anmuthigen Wechsel der nationellen und localen Verschiedenheiten zu vertilgen, oder die Mannichfaltigkeit der Localbedürfnisse zu beeinträchtigen, welche die Erinnerungen der Vergangenheit sowohl, wie Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, industrielle Kunst und Handelsverkehr erzeugten. Wer sollte nicht überzeugt sein, sagt Plinius der Aeltere, daß die durch die Majestät des römischen Reiches vermittelte Gemeinschaft des Erdkreises das Leben gefördert hat durch realen Verkehr und geselligen Genuß eines festlichen Friedens, und daß dadurch Alles, auch was zuvor verborgen lag für Jedermann brauchlich und nutzbar geworden ist? Regel und Richtschnur dafür aber gewährte das römische Recht, das mit seltenem Scharfsinn theoretisch und praktisch ausgebildet, die Engherzigkeit eines privilegirten Quiritenrechtes und den Druck des aristokratischen Uebermuths abgelegt und sich zu einem für alle Provinzen gültigen allgemeinen Natur-, Völker- und Gemeinderechte umgestaltet hatte. Freiheit und Heilsamkeit der provinziellen Entwickelung, durch kein Centralisationssystem der Verwaltung behindert, beruhte also nicht auf zufälliger Sitte und Gewohnheit, sondern auf dem Bewußtsein eines Rechtes, das alle provinzielle Gewohnheiten in höherer Einheit auszugleichen vermochte. Man hat in neueren Zeiten oft als ein Nationalunglück beklagt, daß die Entwickelung des deutschen Rechtes durch das römische verhindert und verdrängt worden sei. Wer jedoch die salischen Gesetze kennt und ihre Nachbildungen, die Geesetz

der Ripuarier, Alemannen und anderer deutschen Nationen, die noch dazu nur in dem Gewande eines barbarischen Lateins hervorzutreten vermochten, wer da weiß, daß ihre höchste Weisheit darin besteht, für alle Vergehen, selbst Mord und Todtschlag, eine Taxe festzusetzen, nach der sie mit Geld abgekauft werden, daß z. B. ein getödteter Leibeigner 35, aber ein aus dem Verschluß gestohlener Habicht 45 Schillinge kostet, eine abgehauene Hand 100, wenn sie hängen bleibt 62, ein Daumen 45, ein Zeigefinger 35, ein Mittelfinger 16, eine Nase 45, ein geschimpfter Betrüger 15, ein Hundsfott 15, ein Hase 6, ein Fuchs 3 Schillinge, der wird bei unparteiischer und von mittelalterlicher Romantik nicht geblendeter Würdigung an den ehrwürdigen Manen von Bodogast, Salogast und Windogast sich nicht zu versündigen wähnen, wenn er in Wissenschaft, Vernunft und Gerechtigkeit sie um einige Stufen tiefer setzt, als Papinianus, Ulpianus, Paulus und Modestinus. Wenn die Majestät der römischen Gesetze als eine hochheilige erschien, wenn sie lange nach dem Untergang des römischen Reiches einigermaßen noch jetzt besteht, so liegt der Grund darin, daß tiefe Einsicht in alle Beziehungen des menschlichen Lebens darin vorherrscht, und nirgends sonst eine gleich gelungene Anwendung der Grundsätze natürlicher Billigkeit wahrgenommen wird, so daß auch die deutschen Local- und Provinzialrechte nur dadurch zu allgemeinerer Geltung sich fortbilden können, daß sie in ihrer Entwickelung und Ausgleichung dem römischen immer wieder näher treten.

Der Vorwurf, daß man das römische Recht in seiner dem Volke fremdartigen Form und unverständlichen Sprache fortbestehen ließ, ist gerecht, aber er trifft nicht das Alterthum, das noch keine zu wissenschaftlicher Darstellung fähige deutsche Sprache hatte, sondern die Neuzeit, die das Bedürfniß einer nationalen und für ganz Deutschland gültigen Umarbeitung des römischen Rechts unbefriedigt gelassen hat, und nur insofern kann man dem König Friedrich Wilhelm I. beistimmen, der es in seinem Tabakscollegium für eine Absurdität erklärte, wenn ein Bauer in Pommern einen Streit über einen Kartoffelacker habe, erst nachzuforschen, was Papinian und Ulpian über diesen Fall verordnet hätten. Aber die Anklage, daß das römische Recht die altgermanische Freiheit vernichtet, den dritten Stand in Sclaverei versetzt, die Justiz zur Dienerin des Despotismus durch den Inquisitionsprozeß entwürdigt habe, wird schon durch den Umstand widerlegt, daß dasselbe erst gegen Ende des Mittelalters in Deutschland vorherrschend geworden ist. Vielmehr haben nur langsam und kümmerlich im Mittelalter die Städte des inneren Deutschlands zum Theil wieder erlangt, was die alten Römerstädte am Rhein längst gehabt hatten, Gemeindeordnung und bürgerliche Freiheit, wie sie in den civitates Moguntiacensium, Vangionum, Mattiacorum, Taunensium einst gehandhabt wurde von den Decurionen, Duumvirn, Curatoren und andern Beamten, und wie in Mainz bis auf die mit dem officiellen Stempel des Stadtpräfecten beprägten Marmorgewichte herab Ordnung und Recht sich erstreckten nach römischem Municipalmaß. Wollen wir ohne nationale Engherzigkeit urtheilen, so werden wir wenig gegen die Behauptung einzuwenden haben, daß eine bessere Gemeindeordnung, als die römische, anderthalb Jahrtausende hindurch hier zu Lande nicht bestanden habe.

Hand in Hand mit der bürgerlichen Freiheit geht die religiöse Duldung des alten Roms, welche tausend Religionsformen friedlich neben einander bestehen läßt und so eine religiöse Eintracht begründet, in welcher die Völker mit Ehrerbietung für ihre gegenseitigen Traditionen und heiligen Gebräuche erfüllt sind. Nie hat das alte Rom den Versuch gemacht, seinen von den Vätern ererbten und treu bewahrten Glauben zur Weltreligion zu erheben, nie hat ein Priester des Capitolinischen Jupiter einen Apollopriester wegen seines abweichenden Cultus verdammt, nie haben die Römer sich zum Geschäft gemacht, bezwungene Völker durch Dragonaden zu bekehren. Daher die seltsame Erscheinung, daß auf unserm Gebiete orientalische, griechische, römische, celtische und germanische Götterverehrungen nicht nur neben einander stehen, sondern selbst zur Bildung neuer Combinationen sich wechselseitig durchdringen. So wird Jupiter ein Dolichenus oder syrischer Baal zu Heidelberg und Aschaffenburg, ein syrischer Casius

zu Nidda und Heddernheim mit den von Knapp aufgefundenen Dii Casses zu Nieder-klingen, ein punischer Saranicus zu Mombach und Bingen, ein ägyptischer Serapis zu Aschaffenburg. Apollo wird ein Toutiorix in Wiesbaden, ein Grannus Mogounus in Beziehung auf den Main; Mercurius nicht bloß ein Domesticus zu Cassel und Nundinator zu Handschuchsheim, sondern auch ein Cambus, ein antiker Rothschild unter den Olympiern, zu Hechtsheim. Fast das ganze Göttersystem der Römer ist in das neue Besitzthum mit übergegangen, jeder Ort, jede Straße, selbst ein abgelegener Winkel auf dem Kästrich zu Mainz erhält seinen Genius loci, plateae, devii, und die häufigen Altäre der Fortuna Redux, von welcher Rückkehr aus Feindes Land ersehnt wird, machen den rheinischen Wohnsitz bereits zum Gegenstand jenes antiken Heimwehs, in dessen Gefühl Odysseus nichts sehnlicher wünscht, als den Rauch aus seinem heimischen Felsenneste aufsteigen zu sehen. Bellona in Cassel, Diana in Wimpfen, Aschaffenburg, Seligenstadt, Bonus Eventus in Mainz, Minerva in Mainz und Alzey, die Nymphen in Alzey, Mombach, Cassel, Amorbach, Victoria in Bingen, Waldüren und Straßheim verrathen mehr oder weniger bedeutsame Localbeziehungen. Neben ihnen thront zu Neuenheim, Ladenburg, Lengfeld und Heddernheim der persische M i t h r a s, in Friedberg Cautopates genannt, als Sonnengott der erste Vezier des Ormuzd mit 1000 Ohren und 10,000 Augen, der blendende und mächtig laufende Held, der Befruchter der Wüsten, der Schlaflose, der Beschützer des Landes, dessen Fest als Sol invictus mundi am 25. December gefeiert wurde, wo die Sonne aus dem niedrigsten Standpunkt wie neugeboren zuerst wieder sich erhebt, welchen Tag man im 4ten Jahrhundert zum Geburtstage Christi als der geistigen Sonne der Welt gemacht und als Christfest mit den Weihen der Mithrasmysterien und den Freuden und Geschenken der römischen Saturnalien ausgestattet hat. Auch Aegypten hat Isis und Serapis gesendet. Daneben stehen celtische Göttergestalten, die Deae Mairae in Mimling-Crumbach von Knapp gefunden, Sirona die Nymphe des Bades zu Nierstein, Taranucnus der Donnergott in Heilbronn, Visucius an der Weschnitz. Und um das Pantheon zu vollenden, kommen auch noch die germanisch-scandinavischen Götter hinzu, wenn auch als Ossianische Nebelgestalten verschwimmend, O d i n im Odenwald und Otzberg, der das All durchdringende Weltgeist, T h o r im Donnersberge und der Donnereiche, dessen Wetter in dem Fluche unserer Vorfahren den christlichen Priestern so gräßlich lautete, daß sie durch ein vorgesetztes heilig oder Kreuz das Donnerwetter zu mildern strebten, O s t r a in Ober- und Nieder-Ostern, die Frühlingsgöttin, die als ein Stück Heidenthum selbst in dem Namen der christlichen Ostern sitzen geblieben ist u. s. w.

Bis auf wenige Trümmer zerfallen sind die Bauwerke, welche die Römer einst in den Rheinlanden aufgeführt haben, aber tief und unauslöschlich sind die Spuren geblieben, welche ihre Anwesenheit in unserer Sprache zurückgelassen hat, der ältesten aller unsrer nationalgeschichtlichen Urkunden, deren Ausbeutung für geschichtliche Zwecke neuerdings nach Gebühr gewürdigt, oft planmäßig und mit glücklichem Erfolge durchgeführt wird. Es gibt nur wenige Wörter der deutschen Sprache, von denen sich nicht eine Verwandtschaft mit lateinischen nachweisen ließe. Scheiden wir davon Alles aus, was auf indogermanischer Urverwandtschaft, auf späterer Entlehnung aus dem Italienischen und Französischen und auf dem modernen Gebrauch einer latinisirenden Kunstsprache beruht, so behalten wir denjenigen Sprachstoff übrig, den die Römer für uns in Deutschland zurückgelassen haben, und dessen wir uns noch jetzt als unseres rechtmäßigen Eigenthums bedienen, ohne viel des fremden Ursprungs zu gedenken, meist selbst ohne einen solchen zu ahnen. Aber so groß ist die Masse desselben, daß in ihr das gesammte Verhältniß der römischen und der deutschen Bildung sich ausprägt, und aus ihr eine Menge geschichtlicher Thatsachen sich entwickeln läßt, wenn wir sie zu diesem Endzweck unter dem sprach- und geschichtsforschenden Mikroskope betrachten. Den Beweis dafür muß ich hier freilich schuldig bleiben. Vielleicht aber wird man die Versicherung hinnehmen, daß nicht bloß hohe und erhabene Dinge, wie Religion und Christenthum, Bischof und Papst, Staat und Kirche, Dom und Palast, Thron

und Altar, Krone und Scepter, Ideen und Begriffe sind, die wir den Römern verdanken, nicht blos Gegenstände des Luxus und der Eleganz, wie der Putz (von putus) der Damen (von domina) nach der Mode (modus), Marmor und Alabaster, Spiegel und Canapee, Feigen und Mandeln, Hyacinthen und Narcissen, Balsam und Kapern, sondern selbst unzählige der alltäglichsten Erscheinungen des Lebens und der gewöhnlichsten Gegenstände des häuslichen Bedarfs, wie Maurer und Schreiner, Kamin und Fenster, Kisten und Kassen, Tisch und Tafel, Papier und Tinte, Küche, Keller und Speicher mit einem großen Theil ihrer Vorräthe, Kohl und Rüben, Kirschen, Kastanien, Mandeln, Reis, Zucker, Zimmt, Pfeffer, Senf, Zwiebeln, Kerbel, Lattich, Petersilie, Bretzeln, Semmeln u. s. w. Und wie sollte nicht insbesondere Darmstadt sich zu dankender Anerkennung verpflichtet achten, wenn es erwägt, daß es zwei seiner eigenthümlichsten, durch den Kunstfleiß zarter Hände so sehr veredelten Producte, wie Anis und Spargel, den Römern verdankt? Fast könnte patriotische Wehmuth uns ergreifen, wenn alle diese Dinge nicht mehr deutsch sein, wenn der Stolz auf eine ureigne, nur sich selbst gleiche und gehörige Sprache wie ein Nebel zerrinnen soll, dennoch müssen wir es eingestehen, selbst Hans und Töffel, die in Auerbach's Dorfgeschichten so gemüthliche Rollen spielen, sind römisch, die Grete, die der Hans bekommt, ist die lateinische Perle seines Herzensschreines und ihre Launen sind die wechselnden Phasen der Luna.

Auch das Gebiet des Großherzogthums Hessen war zum größten Theile einst ein Bestandtheil des römischen Reiches, und wir haben alle Ursache, hierin ein wichtiges Moment früherer Bildung und geschichtlicher Entwickelung zu erkennen. Treffliche Forscher sind den Fußstapfen der Römer gefolgt und haben nachgewiesen, wie rings um sie her Cultur und Gesittung sprossen, Lehne in Rheinhessen, Knapp im Odenwalde, Scriba hat die Römer bis nach Roßdorf, Jugenheim und Pfungstadt geführt, und nur in dem Sandfelde von Darmstadt scheinen ihre Spuren vom Winde der Zeiten ganz verweht zu sein, Steiner begleitet die Römer den Main hinauf bis in die Schluchten des Spessart, Dieffenbach huldigt ihnen als Herren von Friedberg und der Wetterau, hilft ihnen, ihre befestigte Nordgrenze von Homburg über Kapersburg, Ziegenberg, Fauerbach, Hochweisel, Pohlgöns, Kirchgöns, Langgöns, Grüningen und Arnsburg ziehen, und räumt ihnen alles Gebiet ein, so weit die Cultur der Weinrebe gedeiht. Bacchus hat also die germanische Nordmark begränzt, wie der indische Dionysos den Zug des Alexander am Hyphasis, ihm zu Ehren haben die Römer ihre äußersten Grenzposten in Lich, Hungen, Utphe, Nidda, Ortenberg, Büdingen, Gelnhausen und Wächtersbach errichtet. Ich selbst glaube aus den literärischen Entdeckungen, die Angelo Majo in Rom in alten vergilbten und verkratzten Pergamentschriften gemacht hat, in Verbindung mit den noch vorhandenen Spuren des alten Neckarbettes, beweisen zu können, daß die Volkssage von Tribur's alter Größe und Herrlichkeit geschichtlichen Grund hat, daß Tribur, vielleicht als Colonie von Trier, eine befestigte Burg des Kaisers Valentinian mit vergoldeter Kuppel und trophäengeschmücktem Dache besaß, daß vielleicht die Riesensäule dazu bestimmt war, hier als Denkmal der römischen Macht errichtet zu werden und die Dreieinigkeit der Flußgötter von Rhein, Neckar und Main an ihrer Basis dem römischen Adler zu Füßen zu legen. Doch beschränken wir uns für jetzt, nur einen Blick auf die Metropolis von Obergermanien, auf das römische Mainz zu werfen.

Wie der einzelne Mensch es liebt, sich in die Träume seiner Kindheit zu versenken, so sind auch die Völker von stiller Sehnsucht erfüllt, das Leben und Treiben ihrer ersten Jugend zu erspähen, sich durch die Erinnerung dessen zu erfrischen, was die ersten Regungen des Bewußtseins und der Thatkraft in ihnen erweckte. Die Orte, welche die Geschichte gezeichnet hat, sind beliebte Wallfahrtsziele bald der liebenden Empfindung bald der strengen Forschung; beide fühlen sich heimisch, wo ein großer Name anzieht, oder wo das Wort des Dichters gilt: Nullum sine nomine saxum! Möge darum der geneigte Leser einen geschichtlichen Spaziergang sich gefallen lassen, welcher an dem vaterländischen Rhein aus dem hessischen Mainz durch alle Phasen seiner Entwickelung

zurückschreiten soll weit über Kaiser und Kurfürst, über Gutenberg und Bonifacius hinaus bis zur Wiege des römischen, des celtischen Mainz.

Freilich erregt es unser Lächeln, wenn die alte vergoldete Inschrift in dem Rathhause zu Trier: Ante Romam Treveris stetit annis mille trecentis, beweisen soll, daß Trebeta, ein Sohn der Semiramis, direct von Babylon gekommen sei, um 1300 Jahre vor der Gründung Rom's Trier zu erbauen, wenn dann hinzugefügt wird, daß Andernach die andere Stadt danach in den Rheinlanden geworden sei, oder wenn die fränkische Volkssage einen Enkel des Priamus, König Frank von dem trojanischen Xanthos kommen läßt, um Xanten zu erbauen. Dennoch aber sind wir alles Ernstes entschlossen und achten uns berechtigt, einem einheimischen Mogus Sitz und Stimme in dem uralten celtischen Götterrathe zu ertheilen und den Namen seiner Stiftung Moguntia *) schon aus den Zeiten des Nebukadnezar und der sieben Weisen Griechenlandes zu uns herübertönen zu lassen. Wir wagen es, eben diesen Mogus, der wie die Namen der größeren Flüsse und Berge überhaupt zu den ältesten Denkmälern der Geschichte gehört, zu einer Urkunde der geschichtlichen Forschung zu machen, denn hier muß zur Wahrheit werden, was Jakob Grimm in der Vorrede zu seinem deutschen Wörterbuche sagt: „das sprachliche Studium wird solche Stärke erlangen, daß es oft

---

*) Moguntia, Mogontia, Magontia, Maguntia, Moguntiacum und ähnliche Formen, ital. Magonza, franz. Mayence, engl. Mentz, im Munde des Volks Mänz, in der ersten Sylbe am richtigsten mit o, wie alle Steinschriften haben sollen, und die meisten und besten Handschriften haben, wodurch sogleich die Ableitung von celt. magus und die Erklärung durch mag an Ti als Feld am Zey beseitigt wird, einem Bächlein, an das man neben Rhein und Main niemals hätte denken sollen, zumal der Name alsdann umgekehrt Tiomagus lauten müßte. Auch Magog, die Magier und Hercules Magusanus, welche Serarius und Müller heraufbeschwören, sind damit abgefahren. In der zweiten Sylbe sind zwar o und u wechselnd, aber als bloße orthographische Varietäten ohne Einfluß auf das Wesen des Wortes, welches eben so wenig durch die später üblich gewordene abgekürzte Form Moguntia für Moguntiacum alterirt wird. Daß der Name von dem hier mündenden Flusse Main entlehnt sei, ist schon in alten Zeiten anerkannt worden, wie die mittelalterlichen Verse besagen: Mogin, ex quo, ut fama sonat, Mogoncia dicta est, und Nomen ab infuso recipit Moguntia Mogo. Auch läßt sich dies nur verkennen, wenn man darauf ausgeht, Curiositäten an die Stelle der handgreiflichen Wahrheit zu setzen. Wir müssen also weiter fragen, woher der Main seinen Namen führe, welcher, von Pomponius Mela zuerst genannt, bei den Alten Moenus, Maenus, Moenis, Mogunus, im Mittelalter auch Mogus, althochdeutsch mogin und moin lautet? Darauf läßt sich nur so viel antworten, daß das Wort nicht deutsch ist und eben deshalb nicht aus althochdeutsch maginaha magnus fluvius erklärt werden kann, sondern daß von dem Wortkern mog (ob zu mögen, also der Mächtige?) mittelst der Formen Mogons (Dativ Mogonti kommt vor) Mogounus (gallische Schreibart für Mogunus), Mogonnus, Mogonus, Mogus, Mounus ein celtischer Gott benannt wird, der inschriftlich auch in Britannien vorkömmt (Deo Mogonti Cad. et numini Domini nostri Augusti zu Risingham in England, Deo Mouno ebendaselbst), gewöhnlich aber dem Apollo Grannus als Beiname dient und in diesem Falle in Beziehung auf benachbarte Heilquellen zu stehen scheint (Apollini Granno Mogouno aram Q. Licinius Trio zu Horburg im Elsaß). Mone sagt: „den Deus Mogons Cad. oder Mounus Cad. übersetzt Dawies wohl am richtigsten mit dem wälschen Moyn Cad., was so viel als tarw cad Stier der Schlacht bedeutet, indem in den Bardenliedern statt tarw manchmal mohyn oder moyn vorkommt," wonach er diesen Stier der Schlacht für ein Attribut des mächtigen Kriegsgottes Hu und für das Bild dieses Gottes selbst erklärt, wodurch der Main gleich dem Acheloos zum Stierfluß werden würde. Nach andern Spuren soll moiv altnorddeutsch Schlange bezeichnen, was die Mäandrischen Krümmungen des Main gut versinnlichen würde. Indem wir dies auf sich beruhen lassen und nur den Grundbegriff des mächtigen Gottes festhalten, könnten wir noch vergleichen den bei Livius vorkommenden gallischen Königsnamen Moenicaptus, den an die mittelalterliche Alcmona sich anschließenden Städtenamen Alcimoënnis und den campus Mogotensis, Feld von Meugon zwischen Poitiers und Vivonne. Ein noch nicht genügend erklärtes Räthsel bietet die Inschrift Cajus Sertorius, Lucii filius, Oufentina, Tertullianus, veteranus legionis XVI, curator civium Romanorum Moguntiaci, welche von einem städtischen Verwalter in Mainz redet, aber zu Monza gefunden worden ist. Der Ort Mainzlar dagegen, wenn die Form mancillêre gesichert ist, wird mit Mainz nichts gemein haben, sondern Manzo's Wohnung sein, der mit dem Deminutiv Menzel eine Abkürzung von Manfred ist. Ein Dorf Mainzhausen soll in alten Zeiten bei Gladenbach gestanden haben. Sollten vielleicht die Namen der beiden Flüsse Mogounus und Logana, althochdeutsch Moyn und Loyn, wie die von Herodot erwähnten ägyptischen Berge Krophi und Mophi, in einem durch den Gleichklang der Endung angedeuteten mythischen Wechselverhältniß zu einander stehen?

den Abgang und Verlust geschichtlicher Denkmale mit dem Reichthum und der Schärfe seiner Combination zu ersetzen vermag." Zunächst nämlich zeigt sich als eine auffallende Erscheinung, daß die Namen Rhein und Main, Mainz und Worms in Oberitalien wiederkehren, und zwar in dem Flüßchen Reno bei Bologna, in dem Tessiner Main, ital. Maggio, der sich in den lago Maggiore ergießt, in Monza, welches in dem Mittelalter Modicia und Moguntia genannt wird, und in Bormio am Wormser Joch im Veltlin. Einen zufälligen Gleichklang wird hierin Niemand finden wollen, der das Verhältniß erwägt von Arar zu Aar, von Cambray zu Chambery, von Genabum und Genf zu Genua, von Cleve zu Chiavenna, von Bergen zu Bergamo, von Milans zu Mailand, von Boulogne zu Bologna, von Sens zu Siena und Sinigaglia, von Brixen zu Brescia, von den Bojern zu Baiern und Böhmen, von der Isère zur Isar, von Lyon und Leyden zu Liegnitz, von Massilia zu Massel, von Chartres zu Kärnthen und Krain, von Vienne zu Wien, von den Galliern zu Konstantinopels Vorstadt Galata, vielleicht selbst von den Nemeten und Dreieichenhain zu Drynemetum in Galatien, wo noch der heilige Hieronymus die Volkssprache wieder fand, die er früher in der Gegend von Trier vernommen hatte. Man wird, möglichen Irrthum im Einzelnen zugegeben, im Ganzen doch die vollbeglaubigte Wahrheit erblicken, daß in solcher Uebereinstimmung der Namen die Spuren jener großen celtischen Völkerwanderung zu Tage liegen, welche schon um das Jahr 590 vor Christo unter Bellovès und Sigovès beginnend, alsbald die Alpen überschreitend und Oberitalien in ein cisalpinisches Gallien umwandelnd im Laufe der Jahrhunderte (um 250) bis nach Phrygien sich erstreckt hat. Namen, die also schon vor jener Wanderung vorhanden sein mußten, sind dadurch verpflanzt worden, wie heut zu Tage die Namen der alten Welt nach Nordamerika. Was sollte uns demnach hindern, das Dasein von Mainz um ein halbes Jahrtausend früher anzunehmen, als seine erste in die Geschichten des Jahres 69 nach Christus fallende ausdrückliche Erwähnung? Sind doch meist unsere Ortschaften viel älter, als man weiß und glaubt; wie sollte es nicht der Ort sein, den die Natur selbst durch seine Lage in der Mitte zwischen Süden und Norden des Rheines an der Mündung seines größten Zuflusses von Osten ausgezeichnet hat? Er kann darauf Anspruch machen, unter allen seines gleichen *) vom ältesten Adel zu sein.

Freilich der Adelsbrief fehlt. Wer nur Schwarz auf Weiß in archivalischer Beglaubigung gelten läßt, für den existirt Mainz erst, seitdem es von Tacitus (Hist. 4, 18 und dann öfter) mit Namen genannt wird. Uns soll dies nicht hindern, die Geschichte der nicht genannten Stadt zu schreiben, und zwar auf den Grund beglaubigter Nachrichten über mancherlei besonders die römischen Legionen betreffende Thatsachen, auf den Grund der in Stein gefügten und noch vor Augen stehenden Denkmäler mit ihren Bildern und Inschriften. Doch wird es der Zweck dieser Zeilen rechtfertigen, wenn wir den gelehrten Apparat unserer Forschungen hier möglichst zur Seite lassen und auf die wichtigsten Resultate uns beschränken.

Nichts mag den europäischen Norden stärker erschüttert haben, als jenes finstere Unwetter, welches, von den Cimbern und Teutonen erregt, Rom selbst zu vernichten drohte. Daß auch die Gegend von Mainz davon betroffen wurde, wird durch manche Indicien bezeugt. Die celtischen Helvetier, welche ursprünglich das Land zwischen Rhein, Donau und Main bewohnten, haben dasselbe, von der Völkerfluth mit fortgerissen, geräumt und sich auf das linke Rheinufer in ihr nachmaliges Vaterland zurückgezogen. Ihnen nach dringen germanische Völker. Die Bataver, ein Zweig der Chatten aus der Gegend von Battenberg (mons priscus Batavorum wenigstens im Mittelalter genannt und insofern gewissermaßen die Mutterstadt von Batavia), besetzten die große Rheininsel. Eine Anzahl kleiner germanischer Völker-

*) Celtische Namen der Umgegend sind z. B. Alteja, Belgae, Bingium, Bonconica, Borbetomagus, Cambus, Gaviodurum, Helvetii, Lupodunum, Mairae, Melonii, Moenus oder Mogus, Nava, Nicer, Nida, Rhenus, Sirona, Taranucnus, Taunus, Toutiorix, Treveri, Turones, Visucius ꝛc.

schaften, Caeresi, Condrusi, Paemani, Segni, später unter dem gemeinschaftlichen Namen Tungri begriffen, dringt in das Gebiet der Trevirer und wird hier zuerst mit dem Namen Germani bezeichnet, deren Nationalität nun selbst die Römer von der der Galli unterscheiden lernen. Aber am mächtigsten wirkt die Völkerwanderung unter Ariovist, die wahrscheinlich im Jahre 72 den Oberrhein überschreitet und den suevischen Tribokken, Nemeten und Vangionen den dauernden Besitz des linken Ufers daselbst verschafft. Jetzt erheben sich auch die Sueven am Niederrhein (Chatten), vertreiben die Usipeter und Tencterer aus ihren Wohnsitzen im Rheingau und lagern im Jahre 58 aus hundert Gauen am Rhein, mit Uebergang drohend, unter Anführung von Nasua (ob darin Nassau?) und Cimberius, ziehen sich aber nach Ariovist's Niederlage zurück und werden auf dem Rückzuge von den Ubiern verfolgt. Daß sie Mainz gegenüber standen, ist nicht zu verkennen. Cäsar selbst hat zwar Mainz nicht betreten, da der Kampf gegen Belgier und Gallier ihn in andere Gegenden abrief; doch leidet es keinen Zweifel, daß mit dem Jahre 57 die römische Herrschaft in Mainz beginnt. Auch begleiteten Cäsar nach seinem Abzuge in den Bürgerkrieg im Jahre 49 eine Heerschaar benachbarter Vangionen, die, wie der Dichter Lucanus sagt, „in pumphosiger Tracht sarmatischer Brächsen einherziehn."

Daß nach Cäsar die Kämpfe am Mittelrhein fortdauerten, wissen wir aus bestimmten Thatsachen, namentlich dem Uebergang des Agrippa über den Rhein im Jahre 38, womit die Uebersiedelung der Ubier und wahrscheinlich auch die Gründung von Cöln verbunden war. Dies mochte dem Augustus Veranlassung geben, im Jahre 27 selbst nach Gallien zu gehen, um die Provinzialverwaltung neu zu ordnen. Man darf annehmen, wenn es sich auch nicht streng erweisen läßt, daß damals in der neuen Provinzialeintheilung auch die officielle Benennung des linken Rheinufers mit dem Namen Germania eingeführt, und diese in zwei Provinzen Germania prima oder superior und Germania secunda oder inferior getheilt wurde, deren Gränzscheide wahrscheinlich die Nahe bei Bingen gewesen ist. Aber zur Hauptstadt von Obergermanien scheint Anfangs Worms bestimmt gewesen zu sein, wenigstens berechtigt der Name Augusta Vangionum, unter dem sie nachmals erscheint, zu der Annahme, daß sie eben so wie Saragossa (Caesaraugusta), Autun (Augustodunum), Augst (Augusta Rauracorum), Speyer (Augusta Nemetum), Trier (Augusta Treverorum), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Turin (Augusta Taurinorum), Aosta (Augusta Praetoria) u. s. w. dem August ihre Erhebung verdanke. Auch Tiberius, der von Augustus neunmal nach Germanien entsendet wurde, mag öfter in Mainz verweilt haben, wo neuerdings das so berühmt gewordene Prachtschwert des Tiberius gefunden wurde, nach der Annahme von Becker und Klein in ihren gründlichen Erläuterungsschriften wahrscheinlich im Jahre 15 nach Besiegung der Rhätier und Vindelicier gefertigt und nunmehr in dem Museum zu Wiesbaden befindlich. Aber erst Drusus hat die Wichtigkeit des Ortes erkannt, wo in der Mitte der Rheinlande das linke Ufer von Berghöhen sich herabsenkend vom Rhein in seiner bogenförmigen Umwendung nach Westen umschlossen wird, in der Nähe des von der andern Seite einmündenden Mainstroms, der das nördliche und südliche Deutschland scheidet, und hier war es, wo sein Scharfsinn die Stelle erkannte, welche von der Natur selbst bestimmt zu sein schien, das wichtigste Bollwerk der römischen Weltherrschaft in dem europäischen Norden zu tragen. Unter den 50 Castellen, die Drusus am linken Rheinufer in den Jahren 12 bis 9 gründete, befand sich auf der Höhe des Berges, wo der Name des Kästrich noch jetzt das Andenken daran bewahrt, das römische Castrum oder das stehende Feldlager und die Militärstadt von Mainz in der bei den Römern üblichen viereckigen Form mit parallel neben einander laufenden Doppelmauern, deren Zwischenraum 5′ breit mit Erde ausgefüllt war, so daß die innere Mauer fest stand, wenn etwa die äußere von einem feindlichen Mauerbrecher durchbohrt wurde, das Ganze in einem Umfange von 16,470′. Wie es die römische Bauart erforderte, waren die vier Seiten des Castrums in der Mitte von eben so vielen sich gegenüber stehenden Thoren durch-

brochen, das Hauptthor, die porta praetoria gegen Nordosten dem Rhein zugekehrt, führte in die altceltische bürgerliche Stadt hinab und zwar zunächst auf deren Marktplatz, forum gentile noch im Mittelalter genannt, weil die Bewohner der Umgegend hierher ihre Producte zum Verkauf brachten, so daß er einen großen Versammlungs- und Verkehrsort für Römer und Deutsche bildete, unmittelbar unter den Mauern des Castrum gelegen. Der Name ist wohl durch Dietmarkt (auch Markt ist das von den Römern entlehnte Wort mercatus) übersetzt und dann zu dem jetzigen Thiermarkt verderbt worden. Hier mochte der Centralpunkt sein, von welchem die Straßen nach dem Rhein hinabliefen, wie dies noch jetzt der Fall ist, nur mit dem Unterschiede, daß die große mit dem Rhein parallel laufende Straße (Schustergasse) erst seit dem 6ten Jahrhundert hinzugefügt worden ist, folglich die alte Stadt in größerer Entfernung von dem Rheine gelegen war. Dem prätorischen Thore gegenüber auf der Südwestseite lag die porta decumana, welche vor dem heutigen Gauthore in das sogenannte Gau von Rheinhessen nach Alzei hinausführte. Südöstlich war die porta principalis dextra an der heutigen Albansschanze, durch welche die römische Landstraße nach Laubenheim, Nackenheim und Oppenheim hinauszog; ihr gegenüber nordwestlich war die porta principalis sinistra an der Alexanderschanze, durch welche die Landstraße nach Gonsenheim, Heidenheim und Bingen hinausführte. Die sonst noch erwähnten oder vermutheten Localitäten, welche auf Drusus Beziehung haben, lassen sich nicht sicher bestimmen.

Nun aber galt es, frisches Wasser herbeizuschaffen, und die dazu geeigneten Quellen fanden sich in der Nähe an dem Berge zwischen Heidenheim und Finthen, welcher letztere Ort, sonst Fontheim genannt, ohne Zweifel seinen Namen von fons trägt. Bekanntlich haben die Römer, um frisches und klares Quellwasser in gemauerten Canälen, wie in bleiernen oder thönernen Röhren nach der Stadt zu leiten, bald Berge durchbrochen, bald Thäler überbaut. Das letztere geschah, indem auf einen massiven Unterbau Pfeiler mit Bogen gesetzt wurden, auf deren Platte oben der Wassercanal in horizontaler Richtung lag. Diese Bogen haben nicht selten mit den Pfeilern eine Höhe von 70′ bis 80′, ja zuweilen ragen mehrere Reihen von Bogenpfeilern über einander empor, so daß immer zwischen zweien der unteren Reihe einer der oberen in der Mitte steht. Die Welt hat nie wieder ähnliche Bauwerke gesehen, nur in der Gegenwart lassen sich einzelne Eisenbahnviaducte damit vergleichen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie der von Pfeilern und Bogen umschlossenen Durchbrechungen entbehren, durch welche die römischen Werke ein so kühnes, freies und leichtes Ansehen erhielten. Mit Verwunderung hat man öfters die Frage aufgeworfen, ob den Römern das Gesetz des hydrostatischen Druckes nicht bekannt gewesen sei, der das Wasser in communicirenden Röhren eben so hoch steigen macht, als es an der Quelle gestanden hat, und der uns gestattet, mit weit geringeren Kosten unsere Wasserleitungen unter der Erde zu führen? Längst hatte Archimedes die Gesetze des Wasserdruckes wissenschaftlich festgestellt, deren Kenntniß übrigens selbst minder cultivirte Völker nicht bedurft haben, um unterirdische Wasserleitungen und Springbrunnen anzulegen. Offenbar hat der architektonische Sinn der Römer absichtlich eine solche Reihe mächtiger Arcaden gewählt, nm in imposanter Weise die Nähe einer großen Stadt anzukündigen, nach der sie in schnurgrader Richtung hinlaufen. Aber auch eine Huldigung des Elementes liegt darin ausgesprochen, daß Homer im Oceanus zum Urquell aller Erzeugung (ὠκεανὸς παντῶν γένεσις), Thales zum Urwesen aller Dinge gemacht, das Pindar im Anfang seiner Siegeshymnen als das Fürnehmste gepriesen (ἄριστον μὲν ὕδωρ), das endlich gerade damals Antonius Musa, der Prießnitz seiner Zeit, als das allkräftigste Heilmittel bezeichnet und durch die Cur einer lebensgefährlichen Krankheit an der Person des Augustus glänzend bewährt hatte (im Jahre 23). Auch das ist bedeutsam, daß unmittelbar, nachdem Rom durch Agrippa († 12) seine herrliche Wasserleitungen erhalten hatte, Mainz eine der ersten Provinzialstädte des römischen Reiches war, die diesem Beispiel folgte und dadurch einen Vorzug gewann, dessen selbst das in allen

Künsten der Ueppigkeit schwelgende Paris noch bis auf den heutigen Tag entbehrt, wo das mit Kohlenpulver gereinigte Wasser der Seine denen, die es bezahlen können, zum Verkauf geboten und obendrein von den Genießenden für eine absonderliche Delicatesse gehalten wird. Und welche Befriedigung würden damals die Apostel unserer Mäßigkeitsvereine gefunden haben, wo die römischen Legionen solche Riesenwerke bauten, ohne Schnaps dabei zu trinken!

Die Mainzer Wasserleitung, von der legio XIV. gemina Martia erbaut, leitete das Wasser von der Quelle, die noch jetzt ihr Wasser an Gonsenheim vorbei am Ende der Allee dem Rhein zusendet, an dem nachmaligen Kloster Dalheim bei Zahlbach vorbei auf die Höhe des Berges an der porta decumana in einer Länge von 28,655′ auf Pfeilern, von denen die höchsten eine Höhe von 128′ hatten. Noch sind 56 dieser Pfeiler in Trümmern vorhanden, höchstens noch 30′ hoch, 12½ bis 24′ dick, die Zwischenräume meist 15′. Zwischen dem 53 und 54sten Pfeiler zog eine Landstraße hindurch, die seitwärts von einer andern durchkreuzt ein lararium der Lares compitales schmückte. An der porta decumana war das castellum aquarum, das Hauptreservoir der Wasserleitung, früher Drusenloch (Drusi lacus), jetzt Entenpfuhl genannt. In der Nähe befindet sich das Attacher Feld, dessen Name, im Mittelalter Ageduch lautend, von aquaeductus kommt.

Ob Drusus auch eine Rheinbrücke gebaut habe? Die Antwort bildet ein bis auf Karl den Großen herab schwebendes Mysterium. Die Worte des Gschichtschreiber Florus, welcher (4, 12) von Drusus sagt: Bonnam et Gesoniam cum pontibus junxit classibusque firmavit, müssen erst corrigirt werden in Bonnam et Moguntiacum pontibus junxit, um für Mainz eine Rheinbrücke zu gewinnen. Wie willkürlich aber dieses Verfahren sei, darauf deutet schon der ganz entgegengesetzte Versuch des Herrn Professors Osann zu Gießen, durch die Correctur Bonnam et Gesoriacum den ganzen Brückenbau nach Boulogne zu verlegen. Andere Beweise der Autoren sind nicht vorhanden; im Gegentheil, so oft auch die Römer bei Mainz über den Rhein gehen, niemals wird einer stehenden Brücke gedacht, vielmehr bei Maximin, Julian und Valentinian ausdrücklich die Schlagung einer Schiffbrücke erwähnt. Dagegen aber sind wirklich noch auf dem Boden des Rheinbettes 18 Brückenpfeiler vorhanden, im Munde des Volkes Arken genannt (ob von arcus?), und zwar von so hochragender Mächtigkeit, daß das Wasser, zwischen ihnen hindurchgepreßt, eine schnellere Strömung erhält, weshalb gerade hier die Rheinmühlen in einer Reihe quer über den Fluß etwas unterhalb der jetzigen Schiffbrücke ihre Stellung erhalten haben. Ja es ist selbst von einem dieser Brückenpfeiler an der Casseler Seite ein Legionsstein der 22sten Legion im Jahr 1819 abgewälzt worden, deren Anwesenheit am Rhein jedoch vor Hadrian nicht erwiesen ist. Wie sind diese Widersprüche zu lösen? Das Wahrscheinlichste bleibt immer, daß diese Brücke wirklich von Drusus angefangen, vielleicht von Trajan fortgebaut, aber von den Römern eben so wenig, wie Constantin's Rheinbrücke bei Köln vollendet worden sei, und daß dann erst Karl der Große auf steinerner Grundlage eine hölzerne Ueberbrückung zu Stande gebracht habe*). Jedenfalls würden die

*) Einhand freilich c. 17 und c. 32 spricht bloß von einer Holzbrücke: „Zu den vorzüglichsten Werken Karls gehört die 500 Schritt lange Rheinbrücke zu Mainz, denn das ist dort die Breite des Flusses. Ein Jahr jedoch vor Karls Ableben brannte die Brücke ab und konnte wegen dieses schnellen Todesfalles nicht wieder hergestellt werden, wiewohl es in seinem Plane lag, statt einer hölzernen eine steinerne aufzuführen. — Die Rheinbrücke bei Mainz, ein herrliches Werk, das er in einem Zeitraume von zehn Jahren mit unendlicher Mühe so fest aus Holz gebaut hatte, daß man glaubte, sie müßte für die Ewigkeit stehen, wurde durch eine zufällig entstandene Feuersbrunst in drei Stunden so vollständig verzehrt, daß außer dem, was vom Wasser bedeckt war, kein Splitter übrig blieb. — Der Mönch von St. Gallen cap. 30 sagt: Den wichtigeren Arbeiten, besonders wo etwas neu zu bauen war, durfte sich kein Herzog oder Graf, kein Bischof noch Abt auf irgend eine Weise entziehen. Davon geben noch die Ruinen der Mainzer Brücke Zeugniß, welche ganz Europa in gemeinsamer, aber wohlvertheilter Arbeit vollendet hat, die aber die Hinterlist einiger Böswilligen, welche von dem Fährgeld sich unbilligen Sold erwerben wollten, vernichtet hat."

vorhandenen Pfeiler sich noch benutzen lassen, wenn der von Napoleon entworfene und neuerdings wieder angeregte Plan eines neuen Brückenbau's zur Ausführung kommen sollte, wozu vor der Hand nur die Summe von fünf Millionen Gulden fehlt.

Daß Drusus wirklich den Mainzer Brückenbau begonnen habe, gewinnt eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, wenn wir damit in Verbindung setzen, was Dio Cassius (54, 33) sagt, daß er im Jahr 11 ein Castell dicht am Rhein erbaut und einem Theil der Chatten (hier zuerst mit Namen genannt) Wohnsitze daselbst angewiesen habe. Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Theil der Chatten die Mattiaker sind, welche von Mattium (Maden an der Eder bei Gudensberg) hierher verpflanzt wurden, und daß das in ihrem hiesigen Gebiete erbaute Castell, zum Brückenkopfe bestimmt, seitdem unter dem Namen Castellum Mattiacorum bekannt, die Grundlage des heutigen Cassel gebildet hat. Vielleicht war auch das Neroschloß auf dem Neroberge bei Wiesbaden ein Werk des Drusus. In weiterer Entfernung hat er dann das Vorwerk (praesidium Tac. Ann. 1, 56) auf dem Taunus angelegt, welches wir in dem Artaunum (Arx Tauni) des Ptolemäus und der heutigen Saalburg (an der Stelle, wo die Landstraße von Homburg nach Usingen den Pfahlgraben durchschneidet) wiederfinden. Hiermit waren bereits von Drusus die Anfänge jener großen Festungslinie gegründet, die später zu dem Riesenwerk des limes transrhenanus erwachsen das decumatische Gebiet des südwestlichen Germaniens als einen sinus imperii schützend umgränzen sollte.

So war Alles zu einem Hauptschlage vorbereitet, der in dem vierten Feldzuge des Drusus im Jahre 9 geführt werden sollte. Wirklich drang er von Mainz aus vor bis an die Elbe. Dort aber trat ihm ein Weib entgegen von riesenhafter Größe und rief ihm in lateinischer Sprache zu: „Wohin rennst du, unersättlicher Drusus? es ist dir nicht bestimmt, dies Alles zu schauen; hinweg also, schon bist du am Ziele deiner Thaten und Tage." Diese Götterstimme war wohl nur die Stimme der eignen Erwägung, welcher die Mißlichkeit der Stellung inmitten eines unwirthbaren Landes ohne Städte und Heerstraßen in später Herbstzeit nicht entgehen konnte. Die furchtbewegte Einbildungskraft ließ die Rückkehrenden manche Schauerzeichen erblicken, und die Sterne am Himmel schienen ihnen durcheinander zu laufen. Und wirklich hat Drusus den Rhein nicht wieder gesehen. Zwischen der Saale und dem Rhein stürzte er mit dem Pferde, brach ein Bein und starb 30 Tage nachher, erst 30 Jahre alt, in dem Sommerlager, welches davon das Schelmenlager (castra scelerata) genannt wurde. Auf die Nachricht von seiner Krankheit war sein Bruder Tiberius herbeigeeilt und hatte den Bruder dem Tode nahe, aber das Heer in Sicherheit gefunden. Er geleitete die Leiche in feierlichem Zuge nach Italien, wo Augustus in Ticinum ihrer harrte und in Rom die Leichenrede hielt. Außer dem vom Senat ertheilten Ehrentitel Germanicus und einem an der Appischen Landstraße errichteten Triumphbogen wurde eine noch vorhandene Trauerelegie gedichtet, die oft irrthümlich dem Pedo Albinovanus zugeschrieben worden ist. Da sie gleichsam das Echo dessen enthält, was von Mainz nach Rom hinübertönte, in deutscher Sprache aber meines Wissens noch niemals bearbeitet worden ist, so möge es vergönnt sein, hier folgende Stellen aus derselben einzuschalten:

Du (Tiberius) hast doch in dem letzten Moment noch den sterbenden Bruder
  Angeschauet, und er schaute dein thränendes Aug',
Fühlte im Tode die Brust noch gedrückt von des liebenden Bruders
  Brust, und der brechende Blick ruhte auf deinem Gesicht;
Und als umnachtendes Graun ihm die Augenlieder umfangen,
  War es des Bruders Hand, die sie für immer ihm schloß.
Aber die jammernde Mutter, sie konnt' ihn nicht küssen zum Abschied,
  Nicht um das kalte Gebein schlingen den wärmenden Arm,
Nicht den entfliehenden Hauch in geöffnetem Munde empfangen,
  Nicht das zerraufete Haar schleifen am starrenden Leib.
Fern in der Fremde entrafft, wo in Kriegesgetümmel er weilte,
  Sank als Opfer er hin, Heil zu erschaffen für uns. —

Rings von dem feurigen Glanz der siegenden Wappen umstrahlet,
  Wollt' ihn bestatten das Heer, wo er dem Tode erlag.
Doch von den Traurenden nahm die entseelete Hülle der Bruder,
  Daß sie im heimischen Grab fände die ewige Ruh'.
Leichengefolge durchschritt nun mit Drusus die römischen Gauen,
  Die er als siegender Held schon zu durchziehen gehofft,
Von wo früher er kam im Triumph nach Vertilgung der Rhäter.
  Wehe, des grausen Contrast's gegen den früheren Zug! —
Ach, ein Muster der Sittlichkeit schwand in dem herrlichen Jüngling,
  Groß in den Waffen war er, groß in der Toga war er.
Kaum erst hatt' er entrissen die schluchtigen Alpen den Feinden,
  Kaum erst gewonnen des Kriegs Ruhm mit dem Bruder zugleich,
Er hat den suevischen Grimm und die nimmer bezähmten Sigambern
  Niedergedämpft und zur Flucht Barbarenrücken gewandt,
Hat unbekannten Triumph für dich, o Römer, verdienet,
  Für Rom's herrschende Macht neue Gebiete erlangt. —
Ewig bleibt, was er that, in der rühmlichen Werke Vollendung,
  Ewig bleibt's und besteht sicher vor flammender Gluth,
Weltgeschichtlicher Stoff für ewige Zeiten zu lesen,
  Stoff für das Werk des Genie's, wie für des Lied's Melodie.
Stehen wird Drusus Bild in titelbereicherter Schönheit,
  Und uns nennt man die Urheber des Todesgeschicks.
Aber dir, Germania, wird nun nimmer Verzeihung,
  Unsere Losung ist: „Tod den Barbaren dafür!"
Schon erblick' ich der Könige Hals blutrünstig von Ketten,
  Und an der knuffigen Hand eiserner Fesseln Geschling,
Endlich die Miene der Furcht, und wie auf die Wange der Wilden
  Unwillkürlich herab muckisch die Thräne sich schleicht.
Jener gebietrische Trotz, der ob Drusus-Tod sich gespreizet,
  Unter dem Henkerbeil sink' er im Kerker dahin!
Ja dort steh' ich und schau' mit Behaglichkeit hin auf die Straßen
  Nackende Leiber gestreckt, Greuel dem Auge zur Lust.
Bring, Aurora, den Tag, der solche Spektakel uns zeiget,
  Bald mit dem Safrangespann morgenbethauet herbei!

Suetonius (Claud. 1) berichtet, das Heer habe dem Drusus einen Ehrenhügel (honorarium tumulum) errichtet, um den regelmäßig an einem bestimmten Tage alljährlich militärische Umzüge gehalten, und von Galliens Städten öffentliche Supplicationen gehalten wurden. Nach Dio Cassius (55, 2) erhielt er ein Kenotaphion am Rhein, nach Eutrop (7, 8) ein Monument bei Mainz, welches nach Nennius (der um 858 aus älteren Berichten geschöpft hat) hier im Lande der Longobarden zu sehen war, und dessen auch Otto von Freisingen gedenkt mit der Bemerkung, daß es in Form eines Scheiterhaufens (per modum pyrae) errichtet sei. Die Zusammenstellung dieser Zeugnisse, verbunden mit dem Anblick des sogenannten Eichelsteins, der sich sogleich als römisches Werk kund gibt und bei genauerer Erforschung gleiche Stein- und Bauart mit den Mauern des Castrum und der Wasserleitung zeigt, läßt kaum einen Zweifel daran aufkommen, daß jenes von den Alten erwähnte Drususmonument als Ruine noch in diesem Eichelsteine vorhanden sei, wiewohl es nicht an jenem Scharfsinn der Kritik gefehlt hat, welcher wie die ägyptischen Pyramiden für Krystallisationen der afrikanischen Sonnenhitze, so den Eichelstein für eine viva rupes, a natura e duri semine lapidis in eam, qua visitur, altitudinem excreta erklärt hat. Sofern aus der vorhandenen Ruine mit einiger Wahrscheinlichkeit erschlossen werden kann, hat auf einer viereckigen Basis von 132′ Länge und Breite das eigentliche Monument in der Form eines säulenartigen Thurmes, mit dem unteren Durchmesser von 38′, gestanden; das Ganze ohne Zweifel mit angemessenem Kunstschmuck äußerlich verziert. Viele Jahrhunderte hindurch ist dasselbe absichtlicher Zerstörung ausgesetzt gewesen, indem die Steine abgebrochen und zum Häuserbau benutzt wurden. Bei der Belagerung von 1528 hatte es unzählige Bomben- und Kanonenkugeln auszuhalten, 1698 wurde es im Innern durchbrochen, und eine Wendeltreppe hinaufgeführt. Längst der äußeren Form und Umkleidung beraubt imponirt es noch immer als ein kolossales Trümmerstück eines altrömischen, in eine felsenharte

Masse verkitteten, aller Zerstörung Trotz bietenden Mauerwerkes, welches jetzt von den Festungswerken mit umschlossen wird und darum nur nach erlangter Erlaubniß besucht werden kann. Woher aber die sonderbare Benennung Eichelstein? Man hat nur Vermuthungen darüber, deren Zahl wir hier durch eine neue vermehren, indem wir annehmen, daß man im Mittelalter, wo das Andenken an das römische Alterthum völlig verdunkelt war, und wo dergleichen alte Römerwerke sonst den Heiden, Hunnen, oder dem Teufel zugeschrieben wurden, den in der Dichtersage des 12. Jahrhunderts vorkommenden mythischen König Eigil (Agilo) von Trier für den Erbauer gehalten habe, wie sich einigermaßen daraus schließen läßt, daß ein Hof zum Eigeln in Mainz 1332 (nach Scriba's Regesten) vorkommt, daß auch in Köln ein römischer Eichelstein vorhanden ist, und das Dorf bei Trier, welches noch einen 70' hohen römischen Obelisken aufzuweisen hat, Igel (Egelia) genannt wird *). Es ist jener Eigil der Vater des Trierischen Helden Orendel, der von Trier nach Jerusalem wallfahrend in dem Bauche eines Wallfisches den heiligen Rock findet, mit welchem er umkleidet dann Wunder der Tapferkeit gegen die Heiden verrichtet:

Der graue Rock, der Weigand,
Der Heiden Haupt herunter schwang,
Mit seinem Schwert, das wacker schnitt,
Der graue Rock dann fürder stritt. —
Da mußten all die Heiden
Fürwahr die Taufe leiden,
War es Zwang, war es freie Wahl,
Sie wurden Christen allzumal.

und wie das Weitere in Simrocks Bearbeitung dieses Gedichts zu lesen ist. So mögen schon die noch vorhandenen Ueberreste dreier großen Bauwerke, der Wasserleitung von Zahlbach, des Eichelsteins und des durch eine angefangene Brücke mit Mainz verbundenen Castells der Mattiaker beweisen, in welchem Maße Mainz durch Drusus eine großstädtische Gestaltung erhalten habe, in welchem Grade es der Haupthaltpunkt der rheinischen Herrschaft geworden sei.

Daß seit den Zeiten des Drusus Mainz unter den Römerstädten am Rhein lange Zeit hindurch die erste Rolle gespielt hat, dies läßt sich aus der Geschichte der folgenden Jahrhunderte leicht nachweisen; allein die Erzählung der betreffenden Ereignisse würde nicht bloß einen Umfang der Darstellung erfordern, der ihr hier nicht eingeräumt werden kann, sondern auch in eine Sammlung bloßer Notizen ausarten, denen die organische Einheit eines Gemäldes um so mehr fehlt, da bei den oft dürftigen Nachrichten der folgenden Geschichte die Betheiligung von Mainz zumeist nur aus Combinationen äußerer Umstände erschlossen werden kann. Selbst bei dem großen Heereszuge, den Germanicus im Jahr 15 von hier aus über den Taunus gegen die Chatten bis über die Eder und wahrscheinlich bis zur Eresburg unternahm, wird Mainz von Tacitus noch nicht ausdrücklich genannt. Als Hauptstadt von Obergermanien war es der Sitz eines römischen Statthalters, der meistens die Titel Praeses und Legatus führend die Leitung der Civil- und Militärangelegenheiten mit dem Commando über vier Legionen hatte. Biographische Darstellungen sämmtlicher römischen Legaten von Mainz würden nicht bloß für die locale, sondern auch für die allgemeine Geschichte von Wichtigkeit sein, zumal sich unter ihnen bedeutende Persönlichkeiten finden, manche von Mainz aus selbst den römischen Kaiserthron bestiegen haben. Doch läßt sich ihre vollständige Reihenfolge nicht mehr ermitteln; nur folgende vermochte der Verfasser dieser Zeilen ausfindig zu machen: C. Silius, Präses 17—24. — Cn. Cornelius Lentulus Gaetulicus, Consul 26, Präses 29—39, auch als lateinischer und griechischer Dichter bekannt und wegen seiner Popularität auf Befehl des Caligula 39 getödtet.

*) Auch die Dörfer Egelsbach, Eichelsdorf, Eichelsachsen und Igelhausen sind von Eigil benannt.

Unter ihm war Abudius Ruso Führer einer Legion, welcher der in Mainz begrabene Adbogius, Coinagi filius, natione Petrocorius, eques ala eRusonis angehört. — Serv. Sulpicius Galba, Präses seit 39, nachmals Kaiser 68, † 69. — Curtius Rufus, der 47 ein Silberbergwerk im Lande der Mattiaken eröffnet. — C. Pomponius, der im Jahre 50 die von einem Streifzuge heimkehrenden Chatten am Taunus schlägt und einige Gefangene der Varianischen Niederlage in Oberhessen befreit. — C. Antistius Vetus, der um 55 den großartigen Plan entwirft, Saone und Mosel und somit auch Rhone und Rhein, das mittelländische Meer mit der Nordsee durch einen Canal zu verbinden, an dessen Ausführung er jedoch durch die Rivalität seines Collegen, des Legaten von Belgien, verhindert wird. — Curtilius Mancia, der 58 mit seinen Truppen am rechten Rheinufer die unter Bojocal kämpfenden Ansibarier schreckt. — Scribonius Proculus und Rufus, als Präsides beider Germanien 67 von Nero abgerufen. — Virginius Rufus, Präses 67 und 68, † 97, von Tacitus und Plinius gerühmt, hat sich selbst die Grabschrift gesetzt:

Hier liegt Rufus im Grab, der einst nach Bezwingung des Vinder
Selber die Herrschaft verschmäht, die er dem Vaterland gab.

Hordeonius Flaccus, Präses 68, aber schon 69 in meuterischer Empörung der Legionen zu Neuß ermordet, während Mainz, durch eine ala Picentina behauptet, der einzige Haltpunkt der Römer am Mittelrhein während des Kampfes gegen die Bataver bleibt und, von Chatten, Usipiern und Mattiaken umlagert, durch Dillius Vocula entsetzt wird. — Antonius Saturninus, dessen Empörung 88 durch den Eisgang des Rhein's mißlingt. — Trajanus, Gründer des monumentum Trajani in hiesiger Gegend während der Jahre 93—99, und am Rhein durch Nerva's Tod 98 zum Kaiser erhoben, † 117. — Aufidius Victorinus, 162, † 186. — Claudius Albinus 183, nachmals Kaiser. — Aelius Claudius Pollio um 220. — Aurelianus vor 256, Kaiser 270, † 275.

Wie unter der Verwaltung dieser Männer Mainz mehr und mehr an Umfang gewonnen und in Ausbildung des städtischen Wesens fortgeschritten ist, darüber finden wir manche Andeutung in seinen Inschriften und Denkmälern. So wurden wahrscheinlich unter Hadrian, der im Jahr 120 auf seiner Weltmusterung an die Rheinufer gelangte, zu weiterer Ausdehnung der Festung ein oberes und unteres Castell gegründet, von denen jenes dem Orte Weißenau seine Entstehung gegeben hat, dieses noch Spuren auf dem sogenannten Hauptstein zeigt. Daß von Mainz aus hauptsächlich die römischen Anlagen auf dem Decumatischen Gebiete des rechten Rheinufers geleitet wurden, dies beweist unter Anderm auch das noch jetzt Hadrians Namen (wie Hadrianopel im Munde des Volkes noch Edrene) tragende H e d d e r n heim bei Frankfurt, einst der Hauptsitz des Mithrascultus, jetzt das Pompeji des römischen Nordens, das beweisen nicht minder die unter Hadrian von der 22sten Legion im Odenwalde vollendeten Arbeiten des vallum Romanum. Aber auch nach der andern Seite entfaltet sich ein lebhafter Verkehr auf den trefflichen Heerstraßen Galliens, und daß namentlich die von Mainz nach Trier führende Kunststraße schon damals vollendet war, läßt sich aus dem im Jahre 139 errichteten Meilensteine schließen, der die Entfernung beider Orte ganz richtig zu 88 römischen Meilen angibt. Auch die Rheinschifffahrt, durch römische Flotten schon unter Drusus belebt, bleibt nicht hinter dem Landverkehr zurück, Mainz hat bereits einen Hafen mit Schiffswerften, und zweimal im Jahr 185 und 198 finden wir den Adlerträger der 22sten Legion zugleich als Hafeninspector (optio navaliorum) angestellt. Im Innern aber erhebt sich ein römisches Regierungsgebäude (basilica), was wohl auch die Stelle der Börse vertrat, und als dessen Aufseher (custos) zufällig ein Soldat derselben Legion 196 sich verewigt hat. Allmählich wird auch eine deutsche Bevölkerung bemerkbar, wie die Namen Deckmann (vielleicht jedoch ein Name Decimanus) zu Finthen und Voberg zu Mainz beweisen. Aber je verwickelter die Lebensverhältnisse sich gestalten unter einer durch Nationalität, Religion, Berufsthätigkeit so mannichfaltigen Bevölkerung, um so dringender wird auch das Bedürfniß

einer städtischen Ordnung und Satzung empfunden, welche das gebührende Maß der Rechte und Pflichten für jeden festsetzt. In dieser Hinsicht konnte nichts durchgreifender wirken, als die unter dem Einflusse der classischen Juristen Papinian, Ulpian u. s. w. im Jahre 212 erschienene constitutio Antoniniana, welche alle bisher stattgefundenen nach Land und Volk, nach Rang und Stand bemessenen Unterschiede des Rechtes aufhebt und allen freigebornen Unterthanen des römischen Reiches den unschätzbaren Vorzug absoluter Gleichheit vor dem Gesetz gewährt. Erst jetzt sind die Mainzer römische Vollbürger, und als ihre rechtsbefugte Gesammtheit sehen wir eine eigentliche civitas Moguntiacensium zum Vorschein kommen, von einer civitas Vangionum, Mattiacorum, Taunensium umgeben. Nun entsteht im Jahr 217 ein neues auf Säulen ruhendes Archiv- und Registraturgebäude (tabularia pensilis), nun ist die Stadt in Quartiere getheilt, und das freie Associationsrecht ruft einen Verein der jüngeren Bürger in dem Apollinensischen Quartier (Collegium juventutis vici Apollinensis) im Jahre 220 ins Leben, der seinen eignen Schutzgeist verehrt.

Aber dem ferneren Fortschritt treten die schweren Geschicke entgegen, welche von jetzt an mit zunehmender Gewalt über den Gränzmarken des römischen Reiches sich entladen. Der treffliche Alexander Severus, unter dem auf der einen Seite zuerst die Stadt Alzei (Divis Nymphis vicani Altiajenses aram posuerunt im Jahre 223), auf der andern das römische Castell auf dem Breuberg hervortritt, und welchem wahrscheinlich die unter dem Namen der Peutingerschen Tafel in Wien vorhandene große Post- und Reisekarte des römischen Reiches ihren Ursprung verdankt, wird 235 zu Sicila (wahrscheinlich Bretzenheim) bei Mainz, das Opfer eines meuterischen Ueberfalles. Sein Nachfolger Maximins zieht bei Mainz über eine Schiffbrücke, und noch bezeugt der bei Kleestadt im Jahr 235 errichtete Meilenzeiger den Weg, den er von Mainz über Dieburg nach Obernburg zurücklegte, ein thracischer Viehhirt von unermeßlicher Brutalität, der von der Welt durch die Titel Cyklops, Busiris, Phalaris ausgezeichnet, ihr beweisen sollte, wohin es führt, wenn ohne sichere Successionsordnung jeder Bauer und Barbar zum Besitz des Thrones gelangen kann. Ein tüchtiger Kriegsmann, der nachmalige Kaiser Aurelian, schützte sofort die Ufer des Rheins und schlug die in Gallien plündernden Horden der Germanen, die hier zum erstenmal mit dem Namen Franken bezeichnet werden, in einer Schlacht bei Mainz, also daß der Soldatenwitz ihm den Beinamen gab Handamschwert (manu ad ferrum) und ihm zu Ehren den Singsang ertönen ließ:

Mille Francos, mille Sarmatas semel et semel occidimus,
Mille, mille, mille, mille, mille Persas quaerimus.

Abgerufen vom Rhein im Jahr 256 erhielt er den Postumus zum Nachfolger mit dem Titel eines Galliae Praeses et Dux transrhenani limitis, aber dieser Postumus nahm 258 selbst den Kaisertitel an und wurde nach Ueberwältigung eines in Mainz erhobenen Gegenkaisers Aelianus 267 von seinen eignen Truppen erschlagen, weil er Mainz nicht ihrer Plünderung überlassen wollte. Nachdem noch zwei andere Usurpatoren des Kaisertitels Victorius und der Schwertfeger Marius schnell hinter einander 267 gestürzt waren, blieb eine Frau übrig auf dem galloromanischen Kaiserthron, deren Bild wir noch auf ihren in Trier und Mainz geschlagenen Münzen bewundern, eine prachtvoll stattliche Figur mit der Umschrift Victorina Augusta, Imperator (nicht Imperatrix), mater castrorum, die Zenobia des Occidents. Aber seitdem mehr und mehr die Umwallung des decumatischen Gebietes auf dem rechten Rheinufer von den siegenden Alemannen durchbrochen wurde, welche wahrscheinlich damals auch das bei den Römern lange beliebt gewesene Sinonabad zu Nierstein vernichteten, ist Mainz im Sinken begriffen und findet keinen Ersatz darin, daß Probus 281 die ersten Reben am Rhein pflanzt. Vergebens bittet die civitas Moguntiacensium auf einem 292 errichteten Votivaltar Jupiter und Juno, Minerva und alle Gottheiten des Reiches um Segen für Diocletianus und seine Mitregenten; gerade das seitdem befolgte

System der Theilung der obersten Gewalt gibt Veranlassung dazu, daß Trier nunmehr zur Hauptstadt des römischen Occidents sich erhebt. Nur beiläufig wird seitdem Mainz noch als der Punkt erwähnt, wo Julian 357 auf einer Schiffbrücke über den Rhein geht, um die Alemannen zu bekämpfen. Dasselbe kann man auch annehmen bei dem ersten Feldzuge des Valentinian im Jahre 368, obwohl der Uebergangspunkt hier nicht genau bezeichnet ist. Der Alemannenherzog Rando (der Name noch in dem Dorfe Rendel vorhanden, welches vormals Rantvilre, Rando's Weiler hieß) hatte Mainz überfallen und geplündert. Um diese That zu rächen, eilt der Kaiser von Trier herbei, erläßt am 31. Julius d. J. noch ein Rescript aus Worms an den Vicar Marzuphilus von Afrika, überschreitet den Rhein, schlägt die Alemannen bei Solicinium und wirft sie über Lupodunum und die Donauquellen zurück. Er scheint den Rhein bei Mainz überschritten zu haben, wie denn auch der ihn begleitende Dichter Ausonius mit der schönen Schwäbin Bissula als Siegesbeute aus diesem Feldzuge wieder über Bingen nach Trier zurückkehrte. Jedenfalls müssen wir auf diesen Uebergang die Schilderung beziehen, welche Symmachus in seiner zweiten, in dem folgenden Jahre 369 an Valentinian gehaltenen Rede entwirft: „Eins von Vielen will ich mit schlichten Worten berühren, daß der Rhein, der nie zuvor mit Leichtigkeit beschifft wurde, auf schäumenden Wogen sichere Pfade getragen hat. So kunstmäßig gefügte Schiffe mit aufgelegtem Breterdeck waren in die Ränder der Ufer eingehakt. Eines einzigen Tages Arbeit war hinreichend, um des schwebenden Kunstwerks lange Reihe zu befestigen. Unter Spiel und Scherz ward gewetteifert, von welcher Seite am schnellsten in die Mitte des Flusses die Construction der Brücke gelangen möchte." *) Aehnliche Uebergänge bei Mainz mögen damals öfter stattgefunden haben, namentlich im Jahr 371 **), wo es durch einen plötzlichen Ueberfall dem Valentinian beinahe gelungen wäre, den in Wiesbaden verweilenden Alemannenkönig Macrian gefangen zu nehmen, mit dem jedoch später 374 in persönlicher Zusammenkunft der beiden Fürsten auf dem rechten Rheinufer ein Friedensvertrag abgeschlossen wurde.

Daß auch die Umgegend von Mainz schon damals trefflich angebaut war, dies beweist Ammianus Marcellinus, welcher in der Geschichte von dem erwähnten Feldzuge des Julianus im Jahr 357 bemerkt, daß bis auf 10 römische Meilen (4 Stunden) aufwärts am Main vieh- und fruchtreiche Dörfer vorgefunden wurden und Wohnungen insgesammt mit Sorgfalt nach römischer Art gebaut. Selbst angenehme Landsitze für römische Große waren vorhanden, wie wir aus dem Berichte desselben Autors über Remigius ersehen, der aus den höchsten Hof- und Staatsämtern in die Ruhe des Privatlebens zurücktretend sich den Geschäften der Landwirthschaft widmete in seinem Geburtsorte in der Nähe von Mainz. Aber gerade diese wehrlose Ruhe erweckte ihm einen mächtigen Feind, der ihn zu verderben strebte. Remigius, als er in seiner Abgeschiedenheit dies erfuhr, entweder von bösem Gewissen bedrängt, oder weil Furcht vor Cabalen ihm die Besinnung raubte, fand den Tod in den Schlingen eines die Kehle umschnürenden Strickes († 373).

*) Eine stehende Schiffbrücke hat Mainz erst 1659 erhalten. Niemand sollte nach der Kurfürstlichen Verordnung von Erlegung des Brückengeldes befreit sein, „Wir selbsten und unsere successores, Räthe, Kammer- und Hofbedienten so wenig als unser clerus primarius und secundarius, außer was Bettelordens, so kein Geld bei sich tragen." Der Urheber dieses Werkes, Kurfürst Johann von Schönborn, der Gönner von Leibnitz, war der erste, der in feierlichem Aufzuge seinen Kreuzer Brückengeld erlegte.

**) Die kaiserlichen Rescripte und Verordnungen des Jahres 371 sind sämmtlich aus Trier und dem benachbarten Conz (Contionatum) erlassen, nur eins aus Mainz, die Anfrage betreffend, filiae scenicorum quaenam ad scenam revocari possint, vel non. An Proconsul Julianus in Afrika gerichtet lautet es charakteristisch für die römische Würdigung des Theaters also: „die Töchter der Schauspieler, wenn sie sich so aufführen, daß sie für unbescholten gehalten werden, wird Ew. Sincerität gegen Beeinträchtigung durch Betrug und Beraubung in Sicherheit stellen, und nur diejenigen Schauspielertöchter dürfen der Bühne gewidmet werden, die notorisch einen schlechten Lebenswandel in socialer und sittlicher Beziehung führen und geführt haben. Gegeben zu Mainz am 6. September (371).

Nachdem früher so viele römische Denkmäler nach Mannheim und in andere Museen entführt worden sind, besitzt Mainz noch immer, hauptsächlich durch Lehne's Bemühungen, die zahlreichste Sammlung römischer Denkmäler diesseit der Alpen, dermalen der Sache würdig in dem restaurirten kurfürstlichen Schlosse aufgestellt. Durchwandern wir diesen römischen Kirchhof mit prüfenden Blicken, so dämmert uns eine Ahnung des Lebens und Treibens, das einst sich hier regte. Wie großartig auch der heutige durch den Dampf bewegte Fremdenverkehr sein möge, wie umfassend die Mischung der Bevölkerung, die durch Oesterreicher und Preußen bewirkt wird, dennoch überwiegt die Mannichfaltigkeit des im Alterthum hier sich durchkreuzenden Völkerlebens. Wir reden nicht von Mediomatrikern, Vangionen, Mattiaken, Chatten, Alemannen, Burgundern, Alanen, Vandalen, Sueven, Hunnen und Franken, die hier gehaust haben. Wie nach der Darstellung des Herrn Hauptmanns Becker das Großherzogthum Hessen eine wahre Musterkarte von allen geognostischen Formationen darbietet, so auch von geschichtlichem Völkerdrang, wie wir selbst Longobarden in Lampertheim, Sachsen in Sachsenhausen, Bataver in Battenberg, Britten in Bretzenheim, Schottländer in Schotten aufzuweisen haben, der Juden nicht zu gedenken, die ihrer Sage zufolge vor dem Wüthrich Nebukadnezar sich nach Worms geflüchtet haben und im Mittelalter ihre dortigen Privilegien durch die Angabe zu schützen suchten, daß sie unter dem Kaiser Tiberius ein abmahnendes Schreiben an ihre Glaubensgenossen in Palästina wegen der Gefangennehmung Christi erlassen hätten. Wir reden hier nur von den Römern in Mainz, deren Krieger, Beamten und Colonisten aus allen Theilen der Welt von Lusitanien bis an den Tigris hier wohnend im Leben mit einander verkehrten und im Tode neben einander ruhen. Nicht weniger als 16 römische Legionen haben in Mainz Spuren ihres Daseins hinterlassen, darunter besonders die 22ste, deren Tribunus militum, curator armorum und signiferi ausdrücklich genannt werden, deren Vorposten über den ganzen Odenwald und bis zur Kapersburg bei Friedberg sich verbreiten, daneben eine Menge gesonderter Corps zu Pferde und zu Fuß, die alae Hispanorum, ala Indiana, ala Picentina, ala Rusonis, die Cohorten der Rhätier und Vindelicier, der Dalmatier, der Thracier, der Ituräer vom Libanon, der Catharenser vom Tigris, prätorische Cohorten u. s. w. Mit Erstaunen lesen wir in Mainzer Inschriften altbiblische Namen, wie Jerubbaal (aus dem Griechischen latinisirt Hierombalus), Ehrentitel, den einst Gideon, der Richter in Israel, führte, als ihm der Ruf ertönte: hie Gideon und Schwert des Herrn! Also von Gideon's Zeiten her hat sich anderthalbtausend Jahre hindurch derselbe Namen erhalten, den hier der Vater eines römischen Soldaten führt, welcher in der aus judaisirten Arabern bestehenden Cohorte der Ituräer dienend in Mainz gestorben und begraben ist. Rührend spricht noch nach anderthalbtausend Jahren zu uns der Schmerz der Ueberlebenden von dem Tode ihrer Lieben, die dahin geschieden sind, und von denen auffallender Weise nur wenige ein höheres Lebensalter erreicht haben. Hier ruht der Adlerträger der 14. Legion, erst 32 Jahre alt, und sein Bild in vollem militärischen Ornate prangt auf dem von dem Bruder gesetzten Grabstein, dort ein Eisenhändler aus Bithynien, dort Speratus Desideratus, ein junger hoffnungsvoller Arzt, consummatae peritiae medicus et mirae pietatis juvenis, dort ein adolescens spei et pietatis incomparabilis, betrauert von den gegen die Ordnung der Natur überlebenden Eltern (patres male judicantibus fatis superstites), dort die dulcissima Sentilla Neja, eine infans innocentissima von 12 Jahren u. s. w. Römer und Deutsche erscheinen vom Kranze der Freundschaft umschlungen, wie Attilius und Volkmar, und die Kunstgeschichte wird selbst durch eine Anzahl römisch-deutscher Töpferwaaren, oft mit den Namen ihrer Urheber bezeichnet, vertreten. Sogar Humor und Ironie haben sich in diesen Grabkammern angesiedelt, wie in den christlichen Domkirchen die arbeitenden Steinmetzen und Glasmaler oft spottende Carricaturen unter den Ornamenten angebracht haben. So lies't man auf der Außenseite eines Steinsargs die nach einer bekannten Erzählung des Herodot gefertigte Inschrift:

Allhier ruh' ich im Tode, Semiramis; Köcher und Pfeile
Und unermeßliches Gold sind mir zur Seite gelegt.
Wer von den Königen einst das Gold braucht, öffne das Grabmal,
Doch nicht mehr, als er braucht, nehm' er vom Schatze hinweg.

An der inneren Seite aber steht:

Wenn du ein Schurke nicht wärst und von unersättlichem Golddurst,
Hätt'st du die Ruhe des Grabs nimmer zu stören gewagt.

Wäre uns Zeit vergönnt, wir würden auch die Umgegend von Mainz durchwandelnd vieles Denkwürdige aus der Römerzeit betrachten können. In Weißenau ruht neben der Nervierin Julia Cirata der erst kürzlich durch Herrn Klein literarisch auferweckte 75 Jahre alte Schiffer Blussus, Atasiri filius; in Laubenheim ruht neben einem Silberschmied aus Pannonien Lychnis, die treue Magd des Quintus Epidius, die das seltne Alter von 150 Jahren und 4 Monaten erreicht hat; in Hechtsheim sehen wir einen Tempel des Mercurius Cambus, von Titus Induttus errichtet; in Niederolm liegt der Rechnungsführer des Arsenals der 14. Legion begraben; in Marienborn hat Curtelia Prepusa dem Mars Leucetius eine Votivtafel errichtet. Zahlbach bildet nebst dem ehemaligen Kloster Dalheim einen Theil des römischen Mainz und hat überaus zahlreiche Denkmäler aufzuweisen, von der legio IV. Macedonica allein 22 Grabsteine gemeiner Soldaten aus den Jahren 43—70, mit dem Grab eines dieser Legion angehörigen Weinhändlers aus Cordova, andere von der ala Hispanorum, cohors Asturum et Gallaecorum, cohors Lucensium, cohors Raetorum et Vindelicorum, ala Norica u. s. w. In Zahlbach liegt auch begraben C. Gavius Celer, Caji libertus, mit der Inschrift:

Treu, mein Gavius, hast du gelebt, unbescholtenen Wandels,
Drum dem Verdienste zum Lohn sei nun die Erde dir leicht!

Ferner der Freigelassene C. Seccius Lesbius mit dem poetischen Nachruf:

Zwar hat des Schicksals Hand mir Blüthen der Jugend bescheeret,
Aber dem Armen doch nicht Jugendgenüsse gewährt.
Zwanzig Jahr' erst hatt' ich gelebt, als der Tod mich entraffte,
Und mein Seccius*) seufzt über den herben Verlust.
Mög' er besserer Güter sich freu'n für unseren Hintritt,
Wenn er der Seinen noch viel glücklich am Leben behält.
Er hat Grab und Inschrift mir zu Ehren gesetzet,
Sein ist der Name, der hier Thränen gewidmet erscheint.

Bretzenheim, von den hier stationirten Britannen benannt, hat zwar kein Denkmal des wahrscheinlich hier ermordeten Alexander Severus aufzuweisen, wohl aber viele andere, so das des C. Julius Nigor aus Carcassonne, Soldaten der zweiten Legion, mit einer poetischen Grabschrift, welche nach den von Lersch verbesserten Lesarten etwa so lautet:

Freund, komm her und lies, was die wenigen Zeilen besagen:
Für die ewige Zeit ist hier mein heimisches Haus.
Julius ruht allhier, von des Grabmals Hügel umschlossen,
Asche und Moder ist sein lebenbeseeleter Leib.
Wohl durchlebte ich einst glückselige Zeiten der Jugend,
Doch bald setzte der Tod flüchtigen Tagen ihr Ziel.
Fünf und vierzig der Jahre genau vollbracht ich hinieden,
Und der Tag der Geburt brachte mir Armen den Tod.
Jenseits der stygischen Fluth durchwandl' ich nun ferne Gefilde,
Wo in dem ewigen Wohnsitz mich die Parze bewahrt.

---

*) Seccius, der freilassende Herr, dessen Namen der freigelassene Diener trägt. Aus Secciani murus ist Seckmauern im Odenwalde geworden.

Finthen liefert die Quellen zu der römischen Wasserleitung in der Nähe eines Mercurtempels; Gonsenheim zeigt die Ueberreste einer römischen Villa; in Mombach thront Jupiter Saranicus Conservator; in Heidesheim auf einem gemeinsamen Altare Juno, Minerva, Mercur und Hercules. Ingelheim's römische Alterthümer lassen vermuthen, daß dieser Ort schon in den Zeiten der Römer als städtische Anlage und Station zwischen Mainz und Bingen vorhanden war, und daß er gerade als ein alter Römerplatz von Karl dem Großen zur Gründung seines prachtvollen Palatiums gewählt worden ist.

Sollte uns bei dieser Umschau die Lust anwandeln, eine Weltreise durch das römische Reich zu unternehmen, so bietet auch dazu Mainz einen passenden Ausgangspunkt, und wir haben uns nur zu versehen mit den neuesten Ausgaben der besten römischen Post- und Reisekarten, die auf Agrippa's Vermessung des römischen Reiches begründet sind, namentlich dem Itinerarium Antonini, der Peutinger'schen Tafel und ähnlichen Werken, die als getreue Wegweiser alle Poststationen auf den großen Heerstraßen mit Angabe der Entfernungen uns vorzeichnen. Zieht es uns nach Süden, so geht der Weg von Mainz über Oppenheim, Worms, Speyer, Zabern, Selz, Brumat, Straßburg, Breisach, Augst. Entschließen wir uns in dieser Kaiserstadt (Augusta Rauracorum), die Reise nach Italien fortzusetzen, so führt uns die Heerstraße über Solothurn, Avenches, Moudon, Vevay, St. Moriz, Martinach, über den großen Bernhard, durch Aosta, Ivrea, Vercelli, Novara nach Mailand. Entscheiden wir uns dagegen in Augst für eine Tour in östlicher Richtung, so geht es über Windisch, Winterthur, Arbon, Bregenz, Kempten, Augsburg, Innspruck, Salzburg, Lorch, Wien und weiter nach Semlin, Konstantinopel, Jerusalem u. s. w. Wollen wir dagegen von Mainz eine nordische Rheinreise unternehmen, so ist jedenfalls unsere nächste Station Bingen, wo wir die Wahl haben, entweder am Rhein über Oberwesel und Boppard die Reise nach Coblenz fortzusetzen, oder den beliebten Abstecher über Dumnissus, Belginum, Noviomagus nach Trier zu machen und von hier der Mosel entlang nach Coblenz zu gehen, von wo aus die Heerstraße weiter nördlich über Andernach, Remagen, Bonn, Cöln, Neuß, Xanten, Kellen, Utrecht nach Leyden führen wird.

Keine dieser Straßen führt uns hinüber auf das rechte Rheinufer, nicht als ob es hier auf römischem Gebiete an guten Landstraßen fehlte, aber sie sind noch im Werden begriffen, können unter dem gefahrvollen Andringen muthiger Feinde nicht vollendet werden und stehen darum in diesem abgelegenen sinus imperii so sehr außerhalb des großen Weltverkehrs, daß die Landkartenzeichner und Reisebeschreiber noch gar keine Notiz von ihnen genommen haben. Wir begnügen uns, die schon erwähnte Gründung des Drusus, das Castellum Mattiacorum zu besuchen, was zwar von keinem der alten Autoren genannt wird, aber durch viele Alterthümer mit einigen und dreißig Inschriften beweist, daß es als Mittelpunkt der civitas Mattiacorum schon ein bedeutender Ort geworden ist, dessen hastiferi im Jahr 236 einen vor Alter verfallenen Vaticanischen Berg mit einem Tempel der Bellona wieder hergestellt haben. An das römische Castell ist schon im Jahr 170 ein vicus novus Meloniorum angebaut. Eine doppelte Landstraße führt von hier aus links nach den schon von den Römern hochgeschätzten Aquis oder Fontibus Mattiacis, rechts an einer langen Reihe von Gräbern nach Hochheim, wo sie sich abermals theilt und links über Heddernheim, Bonames (bona mansio), Saalburg nach Friedberg *), rechts nach Höchst an der Mündung der Nidda (das hier liegende Dorf Nidda als Nida schon inschriftlich genannt) und Frankfurt führt, dessen römischer Ursprung keinem Zweifel unterliegt, wenn auch der jetzige Name erst nach Chlodwigs Zeit aufgekommen ist und erst unter Karl dem Großen ausdrücklich genannt wird. Von dem bei Castel belegenen Kostheim (Kuffinstein 795 genannt wie das

---

*) Friedberg enthält noch in seinem Namen die Erinnerung daran, daß es in römischer Zeit ein umfriedeter, d. h. mit Festungswerken geschützter und Schutz gewährender Berg, der äußerste Vorposten des römischen Reiches war. Dasselbe Wort umgekehrt, Bergfriede, franz. beffroi, ist die bekannte Benennung eines auf der Höhe gelegenen Festungsthurmes.

tyrolische Kuffstein, nur daß Kopf hier die Landspitze bezeichnet) zeigt sich zwar noch keine Spur, aber selbst auf der gegenüber liegenden Mainspitze, wo der Schwedenkönig die nunmehr wieder verschwundene Gustavsburg erbaute, finden wir eine römische Ansiedelung, welche nicht blos einen dem Jupiter und der Juno i. J. 217 errichteten Altar, sondern auch zwei Gräber aufzuweisen hat; in dem einen ruht T. Javennius Proculus aus Faenza, Centurio der 22sten Legion, in dem andern der Reitersmann Togitius, Solimari filius, in welchem letzteren man den zu Julians Zeit hier herrschenden Alemannen-König Suomar zu erkennen glaubt. Wäre die von Prof. Klein in Mainz längst vorbereitete Sammlung und Erklärung sämmtlicher Mainzer Inschriften schon erschienen, so würden wir im Stande gewesen sein, noch manches Denkwürdige aus der Geschichte von Mainz und seinen Umgebungen in neuem Lichte hervortreten zu lassen.

Während aber die Herrlichkeit des römischen Mainz unter dem Annahen der Völkerwanderung mehr und mehr ihrem Verfall entgegengeht, und hundert Jahre hindurch selbst der Name Mainz nur noch selten genannt wird, ist in der Stille eine große Umwandlung eingetreten, aus dem heidnischen ist ein christliches Mainz geworden. Auch hier sucht das christliche Gemüth mit sehnsuchtsvollem Eifer zu ergründen, wer die Lehre des Heils gebracht habe, und in den unscheinbarsten Spuren möchte es noch die Fußtapfen seiner Schritte gewahren. Aber die Frage nach Urheber und Zeit der Stiftung kann, wie meistens, nur aus der Legende beantwortet werden, die zuweilen mit poetischem Sinne durchgeführt, doch nur selten ein Körnchen historischer Wahrheit enthält. So hat sie denn auch schon unter der Regierung des menschenfreundlichen Titus den heiligen Crescens aus Rom beschieden, um ihn im Jahr 80 als ersten Bischof von Mainz zu inthronisiren. Aber Alles, was von seiner Ankunft mit der 22sten Legion aus Jerusalem, von seinen Wundern und seinem Märtyrertode unter Verweisung auf Dalheim als primi episcopii locus mit einer tumba Crescentii erzählt wird, hat weiter keine Beglaubigung, außer daß der Apostel Paulus im Jahr 61 von Rom aus schreibt (2. Timoth. 4, 10), Crescens sei nach Galatien gegangen. Auch bedarf es heut zu Tag nicht mehr des Beweises, daß das von Meginfried in Fulda aufgenommene Verzeichniß der Mainzer Bischöfe bis auf Bonifacius herab nur wenige geschichtlich beglaubigte Namen enthält.

Die eigentliche Quelle des rheinischen Christenthums scheint Lyon gewesen zu sein. Schon seit der Gründung von Marseille im Jahr 600 hatte ein uralte Verbindung zwischen Kleinasien und Gallien bestanden, die durch die Wanderungen der Gallier gefördert auch in christlicher Zeit fortdauerte. Von Marseille aus war ein großer Theil des südlichen Galliens halb und halb ein hellenisches Land geworden, überall griechische Niederlassungen, die Druiden schrieben mit griechischer Schrift, und der griechische Delphin, der musikliebende, den Menschen befreundete Liebling des delphischen Gottes war das Stadtwappen von Vienne geworden (daher Dauphin und Dauphinée), welche Stadt selbst einen griechischen Namen trägt (nach Βιεννα auf Kreta). In Lyon, was, bevor Paris durch Julian und die fränkischen Könige emporkam, den Rang einer Hauptstadt Galliens einzunehmen schien, hatte die erste christliche Gemeine aus Griechen sich gebildet, die, um einen Bischof zu erhalten, sich in ihrem Vaterlande an den Bischof Polykarpos von Smyrna wandten, einen ehrwürdigen Greis, der in früher Jugend die Lehre des Heils noch aus dem Munde des milden und poetisch feurigen Evangelisten Johannes empfangen hatte. Er sandte einen würdigen Mann von höherem Alter, Namens Pothinos, welcher 160 der erste Bischof von Lyon wurde, und einen jüngeren Begleiter in der Person des Irenäos, welcher dessen Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Lyon 170—202 geworden ist. Den Bemühungen dieser Männer verdankt man zumeist die erste Ausbreitung des Christenthums in Gallien, und in den Schriften des Irenäos werden bereits ausdrücklich christliche Kirchen in Germaniis, das heißt in den beiden cisrhenanischen Provinzen erwähnt.

Für die Verbreitung des Christenthums war es ein besonders günstiger Umstand, daß die gebildeten Völker der Erde nicht neben einander in eine Menge von Staaten mit verschiedenen Sprachen und Gesetzen zerstückelt bestanden, sondern im römischen Reiche zu einer großen Einheit von Staat und Gesetz vereinigt waren. Die Muttersprache des Christenthums, die griechische, war die Sprache der ganzen cultivirten Welt, und die mit ihr eng verbundene lateinische die Regierungs- und Geschäftssprache des römischen Reiches. Im Besitz dieser beiden Sprachen war den christlichen Missionspredigern der Weg gebahnt von Damaskos bis nach Spanien und Britannien, und in der Regel hat ihnen die heidnische Staatsgewalt kein Hinderniß in den Weg gelegt. Im Allgemeinen ist die religiöse Duldung der Römer auch dem Christenthum nicht versagt worden, und wenn gleichwohl auch harte Verfolgungen stattgefunden haben, welche die christliche Kirchengeschichte nach Ausdeutung einer apokalyptischen Vision unter jene zehn römische Kaiser vertheilt hat, die für die größten Feinde der neuen Lehre gehalten wurden, so waren dies doch nur vorübergehende Ausnahmszustände, nicht sowohl durch den Haß gegen das Christenthum an sich, als vielmehr durch die mit dem neuen Glaubenskampfe verbundenen politischen und socialen Zerrüttungen erregt, und durch die mannichfaltigsten weltlichen Einwirkungen gesteigert, ganz abgesehen davon, daß authentische Berichte darüber nur in den seltensten Fällen vorhanden sind, während umgekehrt die Hinneigung mancher Kaiser zum Christenthum, wie bei Alexander Severus 222—35 und Philippus 244—49 ausdrücklich hervorgehoben wird. Nichts aber beweist die dem Christenthum zugewendete Gunst der Verhältnisse in höherem Grade, als der Umstand, daß es zwar schnell bis an die äußersten Gränzen des römischen Reiches sich verbreitet, aber, wenn man etwa Mesopotamien ausnimmt, wo der König Abgar von Osroene in Edessa mit Christus selbst in brieflichem Verkehr gestanden haben soll, bis auf die Zeiten Constantins herab, nirgends jene Gränzen überschritten hat.

Das damalige Christenthum war dem Kriegsdienst unter heidnischen Fürsten nicht günstig, und schon im Jahr 235 war bei Mainz im Heere des Maximinus der Fall vorgekommen, daß ein christlicher Soldat, der den Lorbeerschmuck als heidnisch ablehnte und, darüber zur Rede gesetzt, auch Kriegsrock, Feldstiefeln und Schwert von sich that, der Todesstrafe verfiel. Die Kirche hat sein Schicksal nicht weiter beachtet, weil er ein Montanistischer Ketzer war. Aber ein ähnlicher Vorfall wiederholte sich noch unter Julian in der Nähe von Worms. Es trat ein Soldat aus den Reihen des Heeres hervor, erklärte, daß er ein Soldat Christi sei und als solcher nicht an weltlichem Kriegsdienst ferner Theil nehmen, nicht zweien Herren dienen könne, und verlangte seinen Abschied. Er wurde sogleich in Gewahrsam gebracht, doch besann sich Julian anders und ließ ihn ziehen. Dieser Mann war der heilige Martinus aus Pannonien, nachmals als Bischof von Tours 371—97 hoch berühmt geworden, der Begründer des Mönchthums in Gallien und deshalb auch zum Schutzpatron von Mainz erhoben, wo die Martinskirche und die Martinsburg seinen Namen verewigt haben, der noch jetzt in den zahlreichen Martinspfründen wiederkehrt, und dem selbst Luther, am Tage dieses Heiligen, am 10. November geboren, seinen Vornamen verdankt.

Gerade zur Zeit dieses Heiligen erscheint Mainz zum erstenmal als christliche Stadt, und der unzweifelhafte Beweis dafür liegt in folgendem Berichte des Ammianus Marcellinus über den schon erwähnten Feldzug von 368. „Ein alemannischer Häuptling Rando brachte einen längst gehegten Plan zur Ausführung, in Mainz, das keine Besatzung hatte (!), mit einer plündernden Rotte sich einzuschleichen. Und weil zufällig eben ein christliches Fest (wahrscheinlich das Osterfest) gefeiert wurde, so gelang es ihm, unbehindert ganze Schaaren von Männern und Weibern jedes Standes mit nicht geringem Hausrath ohne Widerstand zu entführen." Die Erzählung ist von der Art, daß das Christenthum in Mainz nicht als neu begründet, sondern nur als längst bestehend und durch den Cultus die gesammte Einwohnerschaft in Anspruch nehmend gedacht werden kann. Dies wird nun aber um so merkwürdiger erscheinen, wenn

wir erwägen, daß selbst Rom damals noch nach seinem vorherrschenden Charakter für heidnisch galt und von christlichen Fanatikern als ein heidnisches Babel verflucht und dem bevorstehenden Untergang geweiht wurde, wie denn nur zu dieser Zeit die christliche Sibylle das prophetische Wort sprechen konnte:

Rom ist nicht mehr auf Erden zu sehn, ist nicht mehr zu hören.

Erst im Jahr 382 erfolgte jene berühmte Senatssitzung, in welcher über die von dem Kaiser Gratian vorgelegte Frage, ob in Zukunft hier Jupiter oder Christus verehrt werden sollte, förmlich discutirt, und nach Mehrheit der Stimmen Jupiter abgesetzt, und aller Bemühung des Symmachus unerachtet das Bild der Victoria aus dem Sitzungssaale entfernt wurde. Erst mit diesem Momente ist Rom's Heidenthum vernichtet, und beginnt die Herrlichkeit des christlichen Rom.

Was wir von dem christlichen Mainz weiter erfahren, besteht in dürftigen und abgerissenen Notizen. Zu einer Zwischenstation zwischen Mailand und Trier herabgesunken wurde es auf dieser Reise 383 auch von dem heiligen Ambrosius berührt, der eben die Verhandlungen zwischen Theodosius und Maximus führte und bei Mainz von dem ihm entgegengesendeten Grafen Victor in Empfang genommen wurde.

Nach der Notitia dignitatum war Mainz zu Anfang des fünften Jahrhunderts noch der Sitz eines Dux Moguntiacensis, unter dem die römischen Militärpräfecten von Selz, Zabern, Germersheim, Speier, Altrip, Worms, Mainz, Bingen, Boppard, Coblenz und Andernach standen. Aber die wiederholte Entblößung des Rheins von Truppen, die Stilicho zur Vertheidigung Italiens verwenden mußte, stürzten Mainz mit ganz Gallien ins Verderben. Im Jahre 406 oder 407 wurde es von den einbrechenden Alanen, Vandalen und Sueven erobert und zerstört, und in der Kirche viele tausend Menschen erschlagen, wie der heilige Hieronymus berichtet. Doch ist nicht an völlige Zerstörung zu denken, da schon 412 in Mainz *) Jovinus mit Hülfe der Alanen und Burgunder zum römischen Kaiser sich aufwirft. Aber nach Attila's Zuge, bei welchem Mainz nicht zur Erwähnung kommt, wird das obere Germanien von den Franken unter dem König Meroveus 454 völlig überwältigt. Dies ist das Ende des römischen Mainz, das nunmehr zur fränkischen Stadt geworden ist, während Worms den Alemannen verblieb. Die Gränze zwischen Franken und Alemannen wurde durch große Steine bezeichnet, die von Nierstein aus quer durch das heutige Rheinhessen hindurch bis in die Gegend von Saarbrück zogen, und von denen einige, unter den Namen von Spindel- oder Teufelsteinen bekannt, noch jetzt vorhanden sind. Die römische Herrschaft in Mainz hatte 510 Jahre gedauert, ist jedoch nochmals von Aegidius auf 7 Jahre erneuert worden, während welcher Zeit, 457 bis 464, der von den Franken vertriebene König Childerich in Thüringen verweilte.

Es läßt sich vermuthen, daß auch das Christenthum in Mainz während der Unruhen des fünften Jahrhunderts fast vernichtet und erst nach Chlodwigs Bekehrung 486 wieder erneuert worden ist. Zwei von Mainz gefeierte Namen treten in der christlichen Geschichte dieses Jahrhunderts als Märtyrer hervor, der heilige Albanus und der Bischof Aureus; doch möchte es unmöglich sein, aus dem Chaos von Widersprüchen, in welche ihre Legenden verfallen, irgend ein positives Resultat für die Geschichte zu erzielen. Als weltgeschichtlich bedeutsam aber müssen wir hervorheben, daß das Christenthum am Rhein, wohin es so schnell sich verbreitet hatte, am längsten Halt gemacht hat. Fast ein halbes Jahrtausend hindurch wagte es nicht, diesen Gränzfluß des römischen Reiches zu überschreiten und ein Barbarenland zu betreten, das der römischen Herrschaft und der lateinischen Sprache fremd geblieben war. So ist denn allerdings noch eine späte Folge der Teutoburger Schlacht, daß Germanien im Christenthum so lange hinter Gallien zurückgeblieben ist, daß es die Predigt desselben

*) Unser Gewährsmann Olympiodoros nennt freilich Mundiacum, kann aber nur Moguntiacum damit gemeint haben. Der Mann war ein Aegypter und mit der rheinischen Geographie wohl nicht sehr vertraut.

erst aus dem fernen Britannien und Irland erhalten konnte, und daß es auch dann noch einen Jahrhunderte fortdauernden Kampf auf Leben und Tod gekostet hat, um ihm die Alleinherrschaft des Glaubens zu erringen.

Man hat die Vermuthung geäußert, daß das Rad des Mainzer Wappens nicht von dem Wagnerssohn Erzbischof Willegis, sondern von einem öfter vorkommenden römischen Symbol des Sternes mit 6 Strahlen herrühren, und daß der Anblick der zahllosen römischen Stempel und Siglen in Mainz Gutenberg zur Erfindung der Buchdruckerkunst hingeleitet habe. Wie dem auch sei, immer kann man mit Wahrheit behaupten, daß das römische Mainz den Grund gelegt habe zu allem Schönen und Herrlichen, was das goldne Mainz des Mittelalters, das deutsche Mainz der Gegenwart auszeichnet, und somit wird auch das römische Mainz, das heidnische sowohl wie das christliche, ein denkwürdiges Moment des weltgeschichtlichen Fortschrittes bleiben, den eine höhere Hand einem uns unbekannten Ziele entgegenführt.

Die Römer im Odenwalde.

Von Friedrich Knapp *).

Die römischen Alterthümer in der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg sind keine Produkte der Kunst; wer hier eine Beschreibung von marmornen Statuen und Büsten, von Prachtgebäuden, Gemmen, künstlich gearbeiteten Geräthschaften, kostbaren Gefäßen erwartet, wird sich getäuscht finden. Auf den rauhen Gebirgen des Odenwaldes mochte kein römischer Wollüstling in üppigen Pallästen schwelgen. Hier ist kein Herculanum, kein Pompeji mit seinen Reichthümern verschüttet worden. Alles, was diese Gegenden dem Alterthumsforscher darbieten, trägt, im Vergleiche mit dem, was Italien und andere, lange mit dem römischen Staate vereinigten, Provinzen liefern, den Stempel der Rohheit. Lediglich zu militärischen Zwecken, nicht von Künstlern, sondern von Soldaten erbaut und verfertiget, fehlt diesen Gegenständen überall der Character der Kunst, der jenen Zeiten eigen war, in welchen sie ihr Dasein erhielten. Wollte man sie als Kunstproducte betrachten, so würde man sie weit früheren Jahrhunderten zuschreiben müssen. Allein weit entfernt von Rom, kämpfend mit den Beschwerlichkeiten, welche eine gebirgigte, damals wahrscheinlich gar nicht cultivirte Waldgegend in Menge darbot; stets den Anfällen eines kriegerischen, unermüdeten Volkes ausgesetzt, mußte der römische Soldat sein ganzes Bestreben nur darauf richten, sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Sicherheit vor dem Feinde, und Schutz gegen die widrige Einwirkung eines rauhen, ungewohnten Klima's zu verschaffen. Fast alles, was er haben wollte, mußte er sich selbst bereiten; aus den Materialien, wie sie die Gegend lieferte, mußte er die Gebäude aufführen, die Bildnisse seiner Götter verfertigen. Arbeiten, welche er nie erlernt hatte, lehrte ihn die Noth verrichten, und diese Lehrmeisterin hat zu keiner Zeit an Schönheit und Pracht gedacht.

1.

Römische Kastelle im Odenwald. Das Kastell bei Eulbach, Vielbrunn und Ohrenbach.

Das Kastell von Eulbach liegt dicht an dem dortigen Jagdhause, war ganz mit Dammerde bedeckt, und wurde eben deshalb später als die übrigen aufgefunden. Nur eine kleine Erhöhung, welche der Wall noch bildet, und die Schicklichkeit des Platzes,

*) „Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg u. s. w. von Dr. juris J. F. Knapp, mit einer Karte und 59 Abbildungen. Zweite Auflage von Dr. H. E. Scriba. Darmstadt 1854."

verbunden mit der Nothwendigkeit der Existenz eines befestigten Postens in dieser Gegend, wenn nicht die ganze Linie eine Lücke haben sollte, verriethen es. Es beobachtet, wie jenes bei Würzberg, einen zweiten Ausgang des Watterbacher Thales, und hat eine ziemlich breite Fläche vor sich.

Als die Dammerde abgeräumt war, fand man von den Fundamentsteinen der Wallmauer, an der dem Feinde entgegenstehenden Ostseite, noch zwei Reihen, an den übrigen aber nur eine Lage unverrückt. Die Ecken waren abgerundet; die Länge des ganzen Kastells betrug 156 und die Breite 140 Fuß.

In der Hauptsache war es gerade wie die schon beschriebenen gebaut, jedoch fanden sich einige Abweichungen.

Es hatte nur ein Hauptthor, und zwar mitten in der dem Feinde zugekehrten Seite; einige Unterbrechungen der Fundamentsteine an der südlichen Seite machen es möglich, daß auch hier ein Ausgang war, aber mit Gewißheit ließe sich dieses nicht mehr entscheiden; an den übrigen Seiten dagegen war zuverlässig kein Thor angebracht.

An dem 9 Schuh weiten Hauptthore fand man die beiden untersten Reihen der Steine, welche die rechte Thorwand bildeten, beinahe noch alle ganz unverrückt und von jenen der linken Thorwand zwar wenigere, aber doch einige. Es wurde sogleich ein genauer Grundriß aufgenommen; das Thor alsdann in dem Eulbacher Garten mit größter Sorgfalt aufgestellt, die rechte Thorwand und der daran stoßende Theil der Wallmauer, so wie sie wahrscheinlich im unverletzten Zustande beschaffen waren, aufgebaut, und dadurch diese Entdeckung dem gänzlichen Untergang entrissen.

Es ist merklich von jenen an dem Würzberger Kastelle gefundenen Thoren verschieden, welche eigentlich nur Einschnitte des Walles sind; dieses aber ist, wie die Zeichnungen ausweisen, weit sorgfältiger bearbeitet. Nur Einiges blieb hinsichtlich der Structur desselben ungewiß. Die Angelsteine waren nämlich zerbrochen, und lagen mitten im Thor, auch konnte man nicht genau sehen, wie weit die Anlaufsteine sich in das Innere des Thores zogen, weil gerade da einige Steine fehlten. Es ist daher möglich, daß die Angelsteine um 2 Schuh weiter nach Innen angebracht waren, als man sie nun gelegt hat, und daß auch ein Anlaufstein mehr sich an die anderen anschloß.

Uebrigens war an diesem Kastelle die östliche, dem Feinde zugekehrte Seite, ebenfalls mit mehr Sorgfalt gebaut, als die andern. Zu beiden Seiten des Hauptthors waren 15 Schuh lange Anlaufsteine angebracht, welche da, wo sie sich endigten, mit den anstoßenden, senkrecht stehenden, Steinen eine kleine Verkröpfung bildeten. So weit diese Anlaufsteine reichten, war das Kastell mit dreigliedrigen, übrigens aber nur mit zweigliedrigen Gesimssteinen an der Ostseite geziert; ob die anderen Seiten ebenfalls Gesimse hatten, ist noch unentschieden, weil der ganz eingeebnete Graben vor der Wallmauer nicht überall untersucht werden konnte. Deckelsteine von Zinnen, eine Lanze und eine wohl erhaltene Silber-Münze von Domitian, nebst vielen Stücken großer und kleiner irdener Gefäße, worunter mehrere schön gearbeitete von feiner terra sigillata sind, fanden sich in dem Graben an der Ostseite.

Zwischen dem Kastell bei Eulbach und dem zunächst folgenden, dem sogenannten Hainhaus bei Vielbrunn, trifft man, östlich von der dahin führenden Straße, abermals drei kleine Vertheidigungswerke an, deren Ursprung und Zweck nicht leicht auszumitteln ist. Sie erhalten hier nur der Vollständigkeit wegen, und um nähere Untersuchungen derselben zu veranlassen, eine Stelle. Es sind folgende:

Auf dem Wege von Eulbach nach dem Sansenhofe findet man, sobald man von dem Feld in den Wald tritt, etwas rechts von dem jetzigen Wege ab, einen 100 Schritte langen, vor dem Ende einer Thalbucht liegenden Wall. Er ist noch 3—5 Schuh hoch, und seine Grundfläche hat 6—7 Schuh Breite. An verschiedenen Stellen desselben sind Gräben, welche aber erst in neuerer Zeit durch das Wasser gerissen worden zu sein scheinen; für das hohe Alter des Walles selbst bürgen übrigens die darauf stehenden alten Bäume. Ob er indessen von den Römern aufgeworfen war, um dem Andringen der Deutschen aus dem Thale herauf ein Hinderniß in den Weg zu legen,

oder ob er aus den Zeiten des 30jährigen Krieges, oder von andern Ereignissen herrühre, ist bei dem Abgange bestimmter Merkmale schwer zu entscheiden, jedoch scheint mir die zuerst angegebene Bestimmung, die meiste Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.

Die beiden andern eben berührten Vertheidigungs-Werke, liegen an der Straße, welche von Eulbach nach Amorbach führt.

Das erste besteht aus einer von großen, rauh bearbeiteten Steinen, 4 bis $4^1/_2$ Schuh hoch aufgeführten, einen Halbzirkel (dessen Mittelpunkt gegen Amorbach hin fällt) bildenden Mauer, durch deren Mitte die Straße geht.

An dem Durchgange selbst liegt noch ein Thor-Angelstein, welcher auf die Existenz eines Thores deutet, und an der inneren Seite der Mauer ein Aufwurf von Erde. An den beiden Enden dieser 25 Schritte langen Mauer fangen Gräben an, welche auf der Seite gegen Amorbach zu ausgemauert sind. Der nördliche Graben ist 47, der südliche 136 Schritte lang.

Der Zweck dieser Verschanzung konnte nur der sein, den von Eulbach kommenden Truppen den Weg nach Amorbach zu versperren; wie läßt sich aber dieses mit der Hauptposition der Römer vereinigen? Ich vermag hierüber, außer Vermuthungen über allenfallsige momentane Stellungen, nichts anzugeben, und zweifle daher sehr an dem römischen Ursprunge dieser Verschanzung. Eben so wenig Aufklärung gibt die zweite an diesem Wege, kaum 500 Schritte von der ersten, liegende Verschanzung. Sie besteht aus kleinen, zu beiden Seiten der Straße angebrachten Mauern, in deren Nähe man abermals sehr alte verkrüppelte Bäume bemerkt. Man kann aus ihrem Baue nicht einmal mit Sicherheit schließen, von welcher Seite der Feind erwartet wurde, den sie abhalten sollten.

Irgend ein Vorfall im 30jährigen Krieg mag die Entstehung dieser beiden Vertheidigungswerke veranlaßt haben.

Wir kommen nun im Verfolge der römischen Hauptlinie zu dem, eine kleine Stunde Wegs von Eulbach entfernten römischen Kastelle, das unter dem Namen des Hainhauses bei Vielbrunn schon lange bekannt ist*). Es ist das erste in der Herrschaft Breuberg, welche die römische Linie nun betritt. In seinem Umfange steht ein Jagdhaus des Fürsten von Löwenstein, nebst mehreren Oekonomie-Gebäuden, durch deren Errichtung die Ueberreste des römischen Festungswerkes ausnehmend gelitten haben.

Die gepflasterte Heerstraße, welche wahrscheinlich alle Kastelle verband, ist zwischen hier und Eulbach an mehreren Orten, namentlich aber an dem Eingange zu dem Hainhaus sehr sichtbar, und es stehen dort uralte Eichen darauf.

Wall und Graben des Kastells sind zwar an vielen Stellen noch bemerkbar, jedoch so verbaut und mit neuem Schutt überfüllt, daß eine Untersuchung daselbst eben so zwecklos als unmöglich sein würde.

Es war ungefähr 258 Schuh lang und breit, und im Ganzen nicht abweichend von den übrigen Kastellen gebauet. Vor einiger Zeit wurde der Deckelstein einer Zinne daselbst gefunden, welcher, wie jene an der Zwing, ein der Länge nach gespaltener Cylinder war.

Zufällig entdeckte man an der östlichen Seite desselben, in einer mäßigen Entfernung von dem Walle, eine außerordentliche Menge größerer und kleinerer, zum Theil ganz, zum Theil halb abgerundeter Steine, so daß man mehrere Wagen davon wegführte.

Es sind einige gezeichnet; ich halte sie für Schleudersteine**), und diese Entdeckung ist für die Erklärung der in dem Bade bei diesem Kastelle gefundenen Inschrift nicht ohne Wichtigkeit.

---

*) Schneider l. c. pag. 259.

**) Daß die Schleudersteine rund waren, erhellt aus folgender Stelle:

Saepe enim adversum bellatores cassididibus catafractis, loricisque munitos, teretes lapides de funda vel fustibalo destinati, sagittis sunt omnibus graviores, cum membris integris letale tamen vulnus importent, et sine invidia sanguinis hostis lapidis ictu intereat. Vegetius de re milit. L. 1. c. 16. Vergleiche Livius L. 38. c. 21.

Auch eine ziemlich gut erhaltene Silbermünze von Septimius Severus, auf der Kehrseite mit der Umschrift: Pontifex Maximus, Tribunitia Potestate XVII. Cons. III. Pater Patriae wurde hier gefunden.

Das Kastell bei Vielbrunn liegt eine bedeutende Strecke von dem Abhange des Bergrückens gegen den Main hin entfernt, und dieser Umstand veranlaßte wahrscheinlich die Römer, dem Hainhaus gegenüber, mithin vor der Fronte der Hauptlinie, noch ein Kastell anzulegen, das zum Aufenthalte der Vorposten dienen, und einen unvermutheten Ueberfall der Hauptlinie verhüten konnte. Es liegt *) gerade oberhalb Ohrenbach, wo sich der vom Bastelshofe herlaufende Bergrücken sehr jäh in das Ohrenbacher Thal senkt. Man nennt die Gegend an der alten Schanze, und nicht weit davon ist der sogenannte lange Stein, welcher die Herrschaft Breuberg und das Fürstenthum Leiningen scheidet. Die äußere Figur dieses Kastelles ist die der übrigen, nämlich ein Oblongum mit abgerundeten Ecken; der Durchmesser von Osten nach Westen beträgt 90, und der von Süden nach Norden 80 Schritte. In der Mitte befindet sich ein verschütteter Ziehbrunnen. Der äußere Graben ist jetzt noch 6 bis 8 Fuß tief, oben gegen 20 Schuh weit und hatte, wie man an einzelnen Stellen deutlich sieht, nach außen hin einen starken Aufwurf. Der eigentliche Wall trägt keine Spur von Mauer an sich, er besteht lediglich aus Erde, ist oben 5 bis 6, und auf der Grundfläche 10 bis 20 Schuh breit. Von innen beträgt seine Höhe zwischen 10 bis 14, und von außen 10 bis 20 Fuß. Nur an einer Seite ist ein 12 Schuh breites Thor. Der äußere Graben ist hier unterbrochen, um eine Brücke zu ersparen, und der Wall zieht sich zu beiden Seiten in das Kastell herein, damit der Eingang besser vertheidiget werden konnte. Besonders auffallend ist ein Graben im Innern der Befestigung, welcher 29 Schritte von dem Eingang entfernt, in einer parallelen Richtung mit dem Walle, den inneren Raum von Süden nach Norden durchschneidet, sich an der südlichen und nördlichen Seite ganz an den Wall anschließt, und dann auf beiden Seiten endiget, sobald er die dem Thore gegenüberstehende Flanke berührt. Seine Tiefe beträgt 5 bis 6, und die Breite 13 Fuß. Die Brücke, welche über ihn führte, war vermuthlich von Holz, weil man keine Spur mehr von ihr findet. Erstürmte also der Feind die dem Eingange gegenüber liegende Flanke des Walles, so konnte sich die Besatzung hinter diesem Graben noch einmal zur Wehre setzen, ehe sie das Kastell verließ. Zur leichteren Uebersicht dieser Beschreibung wird der Grundriß des Kastells dienen, und ich kann mich, so oft ich es betrachte, nie des Gedankens an ein Kastellum tumultuarium enthalten.

2.

Grundsätze der Römer bei Anlegung der Lager und Kastelle.

Der 22ten Legion war die Besatzung des Odenwaldes und seiner nächsten Angrenzungen vorzüglich zu Theil geworden. Von ihr rühren die Vertheidigungswerke in der Hauptlinie her, und dieser Umstand giebt über die Gleichförmigkeit in der Bauart, die sich bis auf die keilförmige Abrichtung der Mauersteine erstreckt, Aufschluß. Wäre Bullau auch von dieser, und nicht von der 8ten Legion besetzt gewesen, die bei Anlegung ihrer Verschanzungen weniger auf sorgfältige Zurichtung der Steine, Dauer und Zierlichkeit gesehen zu haben scheint; so würden wir gewiß auch da Ueberreste eines Kastelles gefunden haben.

Die hier beschriebenen Kastelle kommen in der Hauptsache mit anderen in der Nachbarschaft, nämlich im Hohenlohischen gefundenen überein **); sie waren auch überhaupt bei den Römern sehr üblich. Schon im punischen Kriege wurden Kastelle bei Capua

---

*) Dieses Kastell ist wohl die alte Schanze bei Ohrenbach, wovon Hanselmann in dem Beweis, wie weit der Römer Macht ꝛc. S. 220 eine unrichtige Nachricht gibt; es schließt sich kein fortlaufendes Vallum an diese Verschanzung an, wie dort gesagt wird.

**) Hanselmann, Beweis wie weit der Römer Macht ꝛc. pag. 46.

erbaut. Bei der Belagerung von Alesia legte Cäsar 23, und Drusus deren mehr als 50 am Rhein an. Sie waren im Grunde nichts anderes, als kleine Lager*), bei deren Anlage man dieselben Grundsätze beobachtete, welche bei großen Lagern einmal angenommen waren, und immer beibehalten wurden. Es wird daher nicht uninteressant sein, wenn ich die vorzüglichsten Grundsätze, die man bei Absteckung und Befestigung großer Lager befolgte, so wie sie uns Polybius, Hygynus und Vegetius aufbehalten haben, hier kürzlich berühre, und zugleich den Leser bitte, damit hauptsächlich die obige Beschreibung des Kastells bei Würzberg zu vergleichen.

Vor allen Dingen sahen nämlich die römischen Heerführer bei Auswahl der Lagerplätze darauf, daß solche von keiner nahegelegenen Höhe beherrscht wurden **), und diesen Grundsatz befolgten sie bei der Anlage ihrer Castelle im Odenwalde genau, da sie sich hierzu einer der höchsten Höhen aussuchten. Dem Lager gab man allezeit die Gestalt eines Viereckes ***), die Winkel desselben aber wurden abgerundet †). Die Sommer- und Winterlager, worin man eine Zeitlang bleiben wollte (castra stativa, mansiones), wurden mit besonderem Fleiße befestiget. Die Soldaten zogen einen Graben, der 9, 11, 13 oder auch 17 Schuh breit wurde, je nachdem der Feind mehr oder weniger stark war; sodann umgaben sie den Graben mit einem Flechtwerk, oder mit abgehauenen Bäumen, denen man die Aeste ließ, damit die Erde nicht weichen konnte, und warfen so einen Wall auf, der alsdann, gleich einer Mauer, mit Brustwehren und Zinnen versehen wurde ††). Das Lager hatte vier Thore, sie hießen: porta praetoria, decumana, principalis, dextra und sinistra †††). Das prätorische Thor war jederzeit gegen Osten, oder dem Feinde zugerichtet [1]; das decumanische Thor lag dem erstern gegenüber, und wurde gewöhnlich an dem höchsten Orte angebracht, um dadurch eine freie Aussicht vom Lager in die umliegende Gegend zu gewinnen [2]). Alle diese Erfordernisse treffen bei dem Würzberger Kastelle auf das Genaueste ein, und wenn einige andere oben beschriebene hiervon abweichend gebaut gewesen zu sein scheinen, so darf man nie vergessen, daß sie ausnehmend destruirt sind, und nicht vollständig untersucht werden konnten.

Ueber die Zahl der Soldaten, welche in einem solchen Kastelle gestanden haben mögen, hat Nast I c. pag. 295 eine Berechnung versucht. Er nimmt die Fronte einer Kohorte auf 47 Mann oder 272 Schuh, und die Tiefe zweier auf den Flanken stehenden Kohorten zu 120 Schuh an, jede Seite eines Kastells, welches vier Kohorten enthalten soll, bestimmt er daher auf 402 Schuh. Ist diese Berechnung richtig, so hätten zu Humetrodt vier, und in jedem der anderen Kastelle zwei Kohorten gestanden, woran ich aber sehr zweifle. Die Nastische Berechnung scheint nur auf die Schlachtordnung, und nicht auf den Lagerplatz zu zielen. Vielleicht lag in einem solchen Kastelle, wie wir sie im Odenwalde finden, nur eine Kohorte, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß man noch nie in einem Kastelle Inschriften von zwei verschiedenen Kohorten, aber auch noch nie in zwei Kastellen Inschriften von einer und derselben Kohorte fand. Da die Römer überdieß nicht eine kurze Zeit in diesen Kastellen standen, sondern sie durch einen Zeitraum von dritthalb hundert Jahren meistens besetzt hielten, so ist es leicht einzusehen, daß sie sich auf der unwirthbaren Höhe weder unter freiem Himmel, noch unter Zelten aufhalten konnten. Sie mußten vielmehr Gebäude zu ihren Wohnungen haben. Sobald aber dieses richtig ist, so ergibt sich

---

*) Vegetius de re militari Lib. III. cap. 8. Quodsi non reperitur antiqua munitio, opportunis locis circumdata majoribus fossis tumultuaria castella firmantur. Nam a castris diminuto vocabulo sunt nuncupata castella.

**) Nast röm. Kriegsalterthümer. S. 294.

***) Nast l. c. pag. 180.

†) Nast I. c. pag. 288.

††) Nast I. c. pag. 337.

†††) Nast I. c. pag. 187.

[1]) Vegetius I. c. Lib. I. c. 23.

[2]) Nast I. c. pag. 293.

auch ferner, daß in dem Umfange eines solchen Kastells kaum für Wohnungen einer Kohorte Raum gewesen sein konnte.

Daß alle Kastelle, welche hier nach einander beschrieben wurden, nach einem Plane, zu einem Zwecke und gleichzeitig angelegt worden sind, wird wohl niemand bezweifeln, der sie einmal selbst gesehen hat, oder die Gegend kennt. Von Schlossau bis Obernburg ziehen sie eine fast gerade Linie, sind durch eine hier und da noch deutlich bemerkbare Heerstraße unter sich verbunden gewesen, und liegen in so gleichen Zwischenräumen, daß man nicht glauben kann, sie seien nur bei momentanen Positionen der Armee entstanden. Sie sind vielmehr integrirende Theile des großen limes transdanubianus, der von Pförring an der Donau, durch das Eichstädtische, den Nordgau und das Hohenlohische läuft, und sich über Hausen und Mudau oder Oberscheidenthal in den Odenwald erstreckt, wo er die hier beschriebene Linie unmittelbar berührt, welche alsdann die Verbindung zwischen ihm und dem vom Rhein her, über Wiesbaden und Aschaffenburg, nach Obernburg ziehenden Vallum herstellt.

Döderlein und Hanselmann haben dieses ungeheure Werk, das unter dem Namen der Teufelsmauer und der Pfahlhecke bekannt ist, im Nordgau und Hohenlohischen genau untersucht. Im Nordgau verbindet die große fortlaufende Mauer die die Kastelle, und bildet auf diese Art eine befestigte Linie, im Odenwalde aber findet man hiervon keine Spur. Der Limes scheint hier vielmehr gerade so beschaffen gewesen zu sein, wie ihn Aelius Spartianus *) beschreibt. Da nämlich, wo kein Fluß die römische Grenze deckte, suchte man sie durch große, tief in den Boden geschlagene und unter sich verbundene Pfähle, wie durch eine Mauer, zu sichern. Ich war lange der Meinung, daß die fortlaufenden, bald einfachen bald doppelten Gräben mit Aufwürfen, welche man hier und da noch bemerkt, ehedem ganz zusammenhängend, und der eigentliche Pfahlrain gewesen, aber durch den Ackerbau und andere Umstände so unterbrochen worden seien, wie man sie jetzo findet. Als ich hingegen bei genauer Untersuchung bemerkte, daß alle diese Gräben am Ende immer einen Winkel bilden, und sich nicht allmälig verlieren, sondern schnell aufhören; so habe ich diese Muthmaßung als irrig aufgegeben.

Bei dem großen Vortheil, welchen den Römern das Terrain gewährte, hatten sie auch in der That keine solche Mauer, wie im Nordgau, oder einen ununterbrochenen Graben mit einem förmlichen Vallum nöthig. Die eigentliche Pfahlhecke, die sich in den zusammenhängenden, damals gewiß furchtbaren und zum Theil an sich schon undurchdringlichen Wäldern unserer Gegend so leicht und fest anlegen ließ, gewährte Sicherheit genug. War dennoch hier und da eine schwache Stelle, so wurden Verhaue, oder die eben erwähnten Gräben mit Aufwürfen angebracht, welche alsdann die Linie, so viel es nöthig war, verstärkten, auch an einigen Stellen, z. B. bei Eulbach, vielleicht eine zweite bildeten **). Mit der Zeit verfaulte das Holz an der Pfahlhecke, und für uns konnte nichts von der eigentlichen Linie übrig bleiben, als die an verschiedenen Orten angebrachten und in Gräben bestehenden Verstärkungen derselben ***) Man erstaunt, wenn man diese befestigte Linie vom Rhein bis zur fernen Donau verfolgt, über den beharrlichen Fleiß der Römer, welcher im Angesichte eines stets unruhigen Feindes, und ohngeachtet der vielen Hindernisse, durch Klima und Beschaffenheit des Bodens verursacht, ein solches Werk auszuführen im Stande war; allein wahre Bewunderung zollt man dem Volke, das Muth und Freiheitsliebe genug besaß, der geübtesten, hinter diesem colossalen Vertheidigungswerke postirten Armee nur seine tapfere

*) Per ea tempora et alias frequenter in plurimis locis, in quibus Barbari non fluminibus sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis in modum muralis saepis funditus jactis atque connexis, Barbaros separavit. Hadrian c. 12.

**) Wenn man allenfalls glaubt, eine solche, blos aus eingeschlagenen Pfählen bestehende Linie wäre schwach gewesen, so lese man bei Rast l. c. S. 203 und in desselben griechischen Alterthümern S. 212 die Beschreibung davon nach, und man wird sich eines andern überzeugen.

***) Schöpflin Alsatia illust. pag. 242. §. 212 et seq.

Brust entgegen zu setzen, und das aus einem Kampfe von dritthalbhundert Jahren, worin es nie der gänzlich überwundene Theil war, endlich als Sieger hervorging.

3.

Riesensäule, Riesenaltar und Hainsäulen bei Main-Bullau.

Wir haben noch von dem schönsten und merkwürdigsten Denkmale des Alterthums zu reden, in dessen Besitz sich die Grafschaft Erbach befindet. Es ist die sogenannte Riesensäule; lange schon ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und gelehrter Untersuchungen *). Sie liegt auf dem Felsberge, ohnweit Reichenbach, in einer Vertiefung des Berges. Sie ist von schönem grauen, mit weißen und grünen Körnern vermischten Granit, hat nach genauer Messung 31 Schuh 8 Zoll Länge, unten 4 Schuh 6 Zoll, und oben 3 Schuh 10 Zoll im Durchmesser **). An dem oberen Ende ist, in Gestalt eines Halbzirkels, dessen Radius 1 Schuh 8 Zoll mißt, eine $5\frac{1}{2}$ Zoll betragende Vertiefung eingehauen; vielleicht in der Absicht, bei dem Wenden und Transport der Säule, Maschinen daran befestigen zu können. Zwei Sägenschnitte von weniger Bedeutung an dem unteren Theile der Säule rühren wohl nicht von den Verfertigern derselben her; sondern sehen späteren mißlungenen Versuchen, diesen schönen Stein zu zerstücken, ähnlich ***).

Der Ort, wo sie sich dermalen befindet, ist unstreitig derselbe, wo sie behauen wurde; alle Felsen um sie her sind von derselben Steinart. Ein nahe dabei liegendes, 40 und etliche Fuß langes, bereits losgesprengtes, aber noch nicht weiter bearbeitetes Felsstück, und der sogenannte Riesenaltar, ein Granitblock von 40 Fuß im Umfange, welcher, wie man vermuthet, das Fußgestell werden sollte; beweisen, daß die Säule selbst hier gebrochen worden ist †).

In Deutschland findet man wohl keine höhere Granit-Säule, als diese, und schon darum gehört sie zu den größten Seltenheiten in ihrer Art. Was sie aber noch merkwürdiger macht, ist die Steinart, aus der sie besteht. Es ist derselbe Granit, aus welchem die ungeheueren Obelisken in Egypten und in Rom gehauen sind, und den man sonst nicht in Deutschland, sondern nur in Afrika und Asien einheimisch glaubte. Er nimmt die schönste Politur an (eine kleine Stelle an dem Riesenaltar ist wirklich polirt) und ist von fast unzerstörbarer Härte. Wie würde man diese Säule anstaunen, wäre sie, völlig bearbeitet, an einem schicklicheren Orte aufgerichtet! Welche Zierde wäre sie für eine Stadt! — Allein die Scheue vor den ungeheueren Ausgaben, welche mit ihrem Transport und ihrer Aufrichtung verbunden sind ††), werden sie noch lange auf dem Felsberge festhalten, wo sie seit so vielen Jahrhunderten ihrer Erlösung entgegen sieht.

Wer hat aber diese merkwürdige Säule verfertigt? und wozu war sie bestimmt? Diese Fragen drängen sich jedem von selbst auf, allein ihre Beantwortung ist schwer. Der Volksglaube schreibt sie, wie alles Große, den Riesen zu, daher ihr Name. Wenk hält sie für ein deutsches Werk des Mittelalters †††), Abbé Häfelin aber, schreibt sie den Römern zu [1]). Der Grund, der ihn dazu bestimmt, ist ein zu Mainz gefundenes Fußgestell mit einer römischen Inschrift, von demselben Granit, wie man ihn auf dem

*) Abbé Häfelin hat eine eigene Abhandlung über diese Säule geschrieben, (Act. Acad. Theod. Palat. T. IV. pag. 87 seq.) Auch verdient nachgelesen zu werden: Wenk, Hessische Landesgeschichte Thl. 1. S. 8 und 9.

**) Der Volkssage nach war sie noch um 11 Schuh länger, und das abgesprengte Stück soll dasselbe sein, welches sich noch in dem Dorfe Bedenkirchen, am Fuße des Felsberges, befindet.

***) Der Sage nach wollte sie ein Pfalzgraf erst ganz, und dann in Stücken transportiren lassen, allein beide Versuche mißlangen.

†) Winkelmann, in der Beschreibung von Hessen, S. 32 hält dafür, diese Säule möchte gegossen sein; ein sonderbarer Gedanke!

††) Herr Baudirector Wahl zu Michelstadt berechnet ihr Gewicht auf 61,410 Pf.

†††) Hessische Landesgeschichte, Theil 1. S. 9.

[1]) Acta Acad. Theod. Palat. T. IV. p. 81. seq.

Felsberg findet*). Er schließt daraus, daß die Römer unter Commodus Regierung, weil sein Name auf jener Inschrift steht, mit den Granitbrüchen des Felsberges bekannt gewesen sein müßten; indem man doch nicht annehmen könne, daß sie jenes Fußgestell von Granit aus Egypten oder Italien beigeführt hätten, und sonst wäre diese Steinart nirgends als im Odenwalde zu finden. Er hält es daher für wahrscheinlich, daß auch die Riesensäule von ihnen unter Commodus Regierung gemacht worden sei. Ich trete dieser Meinung bei, und glaube selbst, noch einige Gründe hinzufügen zu können.

Die Römer kannten nämlich den Granit schon, als sie in den Odenwald einrückten, und wußten seine Seltenheit zu schätzen. Als sie die befestigte Linie in dieser Gegend errichtet hatten, und während ihres langen Aufenthaltes daselbst, untersuchten sie gewiß das Odenwäldische Gebirge, so weit es ihnen im Rücken lag, genau und vorzüglich die Päſſe, welche aus demselben an die Bergstraße führen, worunter das Thal bei Reichenbach gehört. In dem gar nicht weit vom Felsberge entlegenen Schönberg waren sie unstreitig, wie die dort gefundenen Urnen beweisen. Warum sollten sie nun nicht auch den, durch seine Felsenmassen so ausgezeichneten und imponirenden Felsberg erstiegen, die dortige Steinart erkannt, und Gebrauch davon gemacht haben? Sie thaten es gewiß; und vielleicht gerade wegen des fürchterlichen Hasses, welchen die römische Nation nach Commodus Tode gegen diesen Tyrannen überall blicken ließ, indem sein Name auf allen öffentlichen Denkmalen ausgelöscht wurde, blieb die auf seinen Befehl so weit bearbeitete Riesensäule unvollendet liegen. Zudem würde Karl der Große gewiß keine Granitsäulen von Ravenna haben kommen lassen, um seinen Pallast zu Nieder-Ingelheim damit zu schmücken, wären ihm die Granitbrüche des so nahe dabei gelegenen Felsberges bekannt gewesen. Und rührte unsere Säule aus späteren Zeiten her, so hätte sich über ihre Entstehung, wenigstens in der Volkssage, einige Nachricht erhalten.

Schließlich muß ich noch ähnlicher, in dem Odenwalde, nicht weit von dem Dorfe Mainbullau, am Abhange des Gebirges in das Mainthal liegender Säulen gedenken, die unter dem Namen Hainsäulen bekannt sind. Sie sind von Sandsteinen des Berges, wo sie liegen, ausgehauen. Man zählt ihrer vierzehen; sie haben gleiche Durchmesser von 4 Schuh, ihre Länge aber ist verschieden; sie steigt von 13 bis $27^1/_2$ Fuß. An einigen bemerkt man viereckige, nicht ganz einen Schuh lange, aus der Rundung hervorstehende Zapfen, woran man vermuthlich Maschinen zum Wenden der Säulen befestigen wollte. Einige halten sie für römischen Ursprungs. Schneider**) meint, Karl der Große habe vielleicht damit eine Brücke über den Main bauen wollen; ein Architect aber wird diese Bestimmung wohl nicht glaublich finden. Eine Brücke auf Säulen ruhend, möchte der Gewalt des Stroms bei Eisgängen nicht lange Widerstand leisten. Sie können ebensowohl ein Werk der Deutschen, als der Römer sein; jedoch deutet der Name Hainsäulen, welcher wohl von Heidensäulen herkömmt, wie bei den Kastellen auf römischen Ursprung.

Der große Pfahlgraben, eine römische Gränzbefestigung in der Wetterau.

Von Philipp Dieffenbach***).

Der große Pfahlgraben, welcher das Herzogthum Nassau fast quer durchschneidet, berührt den nördlichen Abhang des großen Feldbergs und bildet von da an, fast immer eine nordöstliche Richtung nehmend, eine geraume Strecke hindurch die Gränze

---

*) Eine besondere Abhandlung über diesen merkwürdigen Stein siehe in Act. Acad. Theod. Palat. T. II. pag. 115. seq.

**) Erbachische Geschichte. Urk. Nr. 36 zum 3ten Satz.

***) „Zur Urgeschichte der Wetterau, zugleich als Beitrag zur Alterthumskunde. Von Dr. Philipp Dieffenbach, Professor in Friedberg. Aus dem Archiv für Hessische Geschichte besonders abgedruckt. Mit 6 Tafel-Abbildungen. Darmstadt 1843." S. 137 ff.

zwischen Nassau und den beiden Hessen. Da, wo die neue Straße von Homburg über Usingen nach Weilburg denselben durchschneidet, liegt, ihr auf 50 Schritte westlich und etwa 250 Schritte vom Pfahlgraben entfernt, die s. g. Saalburg im Gebiete der Landgrafschaft Hessen. Von hier zieht der Pfahlgraben über den nördlichen Abhang des Lindenkopfs nach dem Thale, in welchem, unweit dem ehemaligen Kloster Thron, die Lochmühle liegt. Das Thal zieht östlich nach Köppern, durchschneidet, wie früher erwähnt, das Gebirge und wird von dem Erlenbache durchschlängelt. An der Lochmühle wird es von einem starken Damme quer getheilt. Wir wollen nicht entscheiden, ob derselbe der Rest einer alten Befestigung ist, oder ob er die Bestimmung hatte, das Wasser zu einem Teiche zu sammeln.

Von der Lochmühle zieht der Pfahlgraben wieder bergan und bildet noch etwa 400 hess. Klafter lang die Gränze zwischen Hessen-Homburg und Nassau. Sobald er aber die Gränze zwischen letzterem und dem Großherzogthum Hessen zu machen beginnt, zeigen sich, etwa 200 Schritte von dem Dreiherrenstein (Dreimärker) und wenige Schritte östlich von dem Pfahlgraben, die Spuren eines alten Gebäudes in einem Haufen von Steinen. Da die Römer bei dergleichen Gränzbefestigungen alle 500 bis 1000 Schritte, je nachdem es Lage und Bedürfniß erforderte, Wacht- oder Wartthürme anzulegen pflegten, so ist wohl anzunehmen, daß ein solcher hier stand, und daß die Steintrümmer von ihm herrühren. — Von dieser Stelle bis zur Capersburg mögen es etwa 1700 hess. Klafter sein. Auf dieser Strecke, wobei der Pfahlgraben einigemal bergauf und bergab geht und seine Richtung zwar etwas ändert, im Ganzen aber doch eine nordöstliche beibehält, kommen noch an 5 verschiedenen Orten dergleichen Reste von Wachtthürmen vor. Alle zeigen sich als Steinhügel; alle liegen höchstens 40 Schritte vom Graben entfernt und zwar an der Seite, wo sich der Wall befindet, also auf Römergebiete. Unter sich selbst sind sie aber nicht in gleicher Entfernung; der erste dieser 5 befindet sich von dem früher genannten nur etwa 500 Schritte. Der letzte, welcher der Capersburg am nächsten ist, führt, wenn wir nicht irren, den Namen Rittergrab, und hat in seiner Nähe nach dem östlichen Hochwalde zu noch eine andere Erhöhung. Dem Forscher wird nicht leicht Einer entgehen; er darf sich bei seinen Wanderungen nur immer auf der Seite, wo der Wall ist, und da besonders nach einem Steinhügel umsehen, wo der Pfahlgraben entweder seine Richtung ändert, oder wo die Gegend eine weitere Aussicht gewährt. Hier und da befinden sich auch Stellen, wo andere alte Graben den Pfahlgraben durchschneiden.

In der Nähe der Capersburg ist der Pfahlgraben sehr verflacht und einigemal nur in der Richtung, die ein niedriger Erdaufwurf nimmt, zu erkennen. Er tritt sofort wieder, jedoch nur auf kurze Strecke in das herzogl. nassauische Gebiet des Ortes Pfaffen-Wiesbach. Auffallend ist es, daß auf demselben, und zwar kaum 100 Schritte nördlich von der Capersburg und einige Schritte mehr von dem Pfahlgraben sich abermals die Spuren eines Thurmes oder sonst eines alten Gebäudes in einem Steinhügel zeigen.

Von der Capersburg bis zur Straße, welche von Friedberg, an dem Wintersteiner Forsthause vorbei, über Pfaffen-Wiesbach nach Usingen führt, mögen es etwa 1200 hess. Klafter sein. Der Pfahlgraben nimmt auf dieser Strecke, wie auch bis zur Gegend von Langenhain hin, eine mehr nördliche Richtung. Wegen der Schwierigkeit, welche das Terrain darbietet (es ist oft kaum möglich, sich durch das Waldgesträuch durchzudrängen), habe ich hier nur an 2 Orten die Spuren eines Wachtthurmes auffinden können. Auf einem dieser Hügel fand ich im Jahre 1829 den Rest eines römischen Gefäßes von lemnischer Erde (terra sigillata); eine andere, etwas weiter nördlich liegende Erhöhung war sichtbar ehemals mit einem Graben umgeben gewesen. Außerdem wird der Pfahlgraben auch hier wieder von andern starken Graben durchkreuzt, welche, wenn man nicht sehr aufmerksam ist, beim Untersuchen leicht auf eine fremde Richtung führen.

Sobald der Pfahlgraben die oben erwähnte Straße durchschneidet, zeigt sich in seiner Nähe, unweit der Straße, eine Erhöhung, welche, wenn wir nicht irren, Gaulskopf genannt wird. Sie bildet einen trigonometrischen Punkt bei der Landesvermessung; zugleich befinden sich hier wieder starke Spuren eines ehemaligen Thurmes in Steintrümmern. Man erwartet aber auch um so eher hier einen solchen, als die Stelle eine weite Aussicht nach Nord-Osten, Norden und Westen gewährt.

Von hier ist der Pfahlgraben zwar sehr deutlich zu erkennen; er zieht sich aber so steil abwärts nach dem nördlichen Thale, welches in das Usathal einmündet, und ist dabei an verschiedenen Stellen mit so dichtem Gesträuche bewachsen, daß es mir bei meinen zweimaligen Wanderungen (1829 und 1841) unmöglich wurde, mich so durchzuwinden, um ihn bis in's Thal herab zu verfolgen. Erst weiter unten fand ich ihn wieder, und zwar da, wo er über das Thal nach dem s. g. Eichkopfe, einem südlich von Langenhain liegenden Berge, sich wendet. Da dieser Berg die Gegend beherrscht, so läßt sich's wohl voraussetzen, daß er benutzt worden sein müsse. Ich fand auch wirklich an einer Stelle auf seinem Gipfel, welche man die Schanze nennt, die Spuren eines bedeutenden Grabens mit einem Auswurfe. Sie zeigten sich etwa 100 Schritte lang, bildeten aber einen Halbkreis.

Zum erstenmale verläßt der Pfahlgraben, seit wir ihn bisher verfolgten, in dem Usathale bei Langenhain die Waldgegenden. Diesem Umstande mag er wohl seine bisherige Dauer verdanken. Denn, sobald er den Wald verläßt, verschwinden auch seine Spuren. Indessen wird es nicht schwer fallen, seinen ungefähren Lauf wenigstens anfänglich noch zu bestimmen; denn es zeigen sich nicht nur gerade gegenüber auf der nächsten nördlichen Anhöhe zwei Stellen nebeneinander, die, wie wir später darthun werden, ohne Zweifel ihren Namen von 2 mit dem Pfahlgraben in Verbindung stehenden Befestigungswerken ableiten (die westliche heißt Gickelsburg und die östliche „Burg"), sondern man findet auch unmittelbar an der östlichen Seite des Dorfes Langenhain in den Hausgärten die Spuren des Pfahlgrabens wieder deutlich. Der Ort selbst leitet ohne Zweifel seinen Namen von demselben her. Außerdem möchten die in den Flurbüchern vorkommenden Namen, wie Oberhain, Unterhain, Pfahlwiese, Heidenbrunnen rc. sowohl das frühere Dasein des Pfahlgrabens, als auch seine Richtung genugsam darthun. Ich selbst konnte mir bis jetzt keine Einsicht in die Flurbücher verschaffen, und darum ward ich genöthigt, die Spuren des alten Laufes wo möglich an Ort und Stelle aufzusuchen. Allein es ist Dies bis zu dem nördlich von Hochweisel liegenden Walde, in einer Länge von nahe an 2000 Klaftern äußerst schwierig. Eine nordöstlich von Langenhain liegende Anhöhe führt den bedeutsamen Namen Wart-Weingärten. Allerdings beherrscht diese Stelle ziemlich weit die Gegend; es finden sich aber, wie man wohl erwarten möchte, dort keineswegs Spuren eines alten Wartthurmes. Eben so wenig scheinen mir die etwas weiter nördlich liegenden Steinlachs-Graben Reste des Pfahlgrabens zu sein. Dagegen führt ein fast gerader Weg von Langenhain nach Fauerbach I., vertieft sich gegen die Nähe des letzteren Ortes und trägt dort den Namen Wulsgraben. Sollte dieser vielleicht der Rest des Pfahlgrabens sein?

Das ist Alles, was ich hierüber bis jetzt habe auffinden können. Sowie man dagegen jenseits Hochweisel auf der nach Hausen führenden Straße, an dem östlichen Fuße des kleinen Hausberges, den Wald betritt, erscheint auch sogleich der Pfahlgraben wieder unversehrt. Nach 300 Schritten findet man neben demselben, und zwar auf seiner östlichen Seite, eine kleine viereckige Stelle von etwa 20 Schritten im Durchmesser, welche die Spuren einer Umwallung trägt. Sie führt den bedeutsamen Namen Hunenkirchhof und war wohl einst ein römischer Wachtposten. Besonders auffallend ist, daß, wenn man von dieser Stelle nach der oben erwähnten visirt, welche wir mit „Wart-Weingärten" bezeichneten, die gerade Linie durch den Thurm von Hochweisel geht. Nun ist dieser Kirchthurm seltsamer Weise rund und nur nach der Seite offen, welche an die Kirche stößt, und zwar zur Benutzung als

Chor. Dadurch erhielt der Chor zwar eine runde Form; allein dies ist nicht dieselbe wie bei andern alten Kirchen, deren Chor einen Halbkreis bildet, sondern der ehemalige Chor der Kirche zu Hochweisel bildet beinahe 2 Drittheile eines Kreises. Durch dies Alles wird man versucht, anzunehmen, der Thurm habe entweder früher eine ganz andere Bestimmung gehabt, sei vielleicht ein römischer Wachtthurm gewesen und später zum Kirchthurme benutzt, oder auf den Substructionen eines solchen Wachtthurmes sei später der Kirchthurm errichtet worden.

Der Lauf des Pfahlgrabens nimmt nach dem Dörfchen Hausen zu auf kurze Zeit eine mehr nordwestliche Richtung, und wird dann nur etliche hundert Schritt durch das schmale Feld von Hausen unterbrochen, so jedoch, daß man theilweise seinen ehemaligen Lauf noch an der Gewann erkennt. Eine schmale Wiese trennt hierauf Feld und Wald, und nun erscheint mit dem Anfange des Waldes der Pfahlgraben wieder und zieht in nordöstlicher Richtung anfangs einer ziemlich steilen Höhe aufwärts. Auf dieser Höhe, welche die Gegend beherrscht, scheint wieder ein Wachthurm gestanden zu haben. Wenigstens zeigte sich in dichtem Gebüsche ein freilich unbedeutender Steinhaufen.

In gerader Linie zieht hierauf der Pfahlgraben bis an den von Butzbach und Niederweisel nach dem s. g. alten Exercierplatze führenden Weg, und dann nimmt er seine Richtung nach dem s. g. Schränzer, eine Richtung, welche mit der nachherigen mehrstündigen nach Grüningen hin eine gerade Linie bildet. Gleich an dem Belustigungsplatze der Butzbacher bei dem Schränzer, wo der Pfahlgraben etwas nordwestlich außerhalb des Waldes fortzieht, nimmt er einen andern Graben in sich auf, welcher vom Heidelbeerberg kommt, eine Strecke lang doppelt ist und wieder andere Graben in sich aufnimmt. (Man muß sich hüten, ihn mit solchen zu verwechseln, welche in dortiger Gegend vom Wasser gerissen sind.) Einige tausend Schritte weiter stößt der Pfahlgraben, in der Ecke des Feldes, fast im rechten Winkel abermals auf einen andern Graben, der von Südwesten und zwar wieder von dem Heidelbeerberg kommt, eine Strecke lang doppelt ist und nach Nordosten zieht. Dadurch erhält jener plötzlich eine andere Richtung, oder vielmehr: jener hört auf und dieser zieht als Gränze zwischen Butzbacher und Pohlgönser Gebiet weiter, verläßt den Saum des Waldes, tritt dann in das Feld, wo er ziemlich sich verflacht, einige Winkel bildet, etliche hundert Gänge südlich von dem „Windhofe" auf dem Schilberg die nach Pohlgöns führende Chaussee durchschneidet und nun am „stumpfen Thurme" wieder den Saum eines Waldes erreicht.

Bevor wir ihn von hier aus weiter begleiten, müssen wir bemerken, daß die Gegend, welche wir so eben von Hochweisel aus angedeutet haben, sehr reich an solchen Graben ist. Der beiden vom Heidelbeerberge kommenden haben wir bereits erwähnt. Außer ihnen zeigen sich aber noch andere. So sieht man in der Nähe des alten Exerzierplatzes an der Straße, welche von Butzbach nach Espa führt, einen starken Graben, der Margrethches-Graben im Munde des Volkes genannt. Er zieht nach Hausen zu. Später soll ein anderer von ihm bergauf nach Westen abgehen. Auch im Distrikt Jungwald, am Ende des Butzbacher Waldes, rechts der von Butzbach nach Espa führenden Straße, soll ein sehr tiefer Graben sein. Besonders finden sich aber solche auf dem Hausberge. Etwa 200 Schritte abwärts von dem Ringwalle, dessen wir oben gedachten, zeigt sich nach der Nordseite, wo der Berggipfel am Zugänglichsten ist, ein Wall mit Graben, und wieder etliche hundert Schritte weiter unten zieht eine zweite ähnliche Befestigung. Wir erklären uns diese verschiedenen Werke auf folgende Weise.

Die auf dem Hausberge befindlichen sind wohl vor dem großen Pfahlgraben zum Schutze eines Wachtposten errichtet worden, welcher diesen bedeutenden Punkt, der die nordwestliche Ecke des eroberten Landes schirmt, zu bewachen hatte. Die andern Graben dagegen, welche vom Heidelbeerberge kommen, und in fast rechtem Winkel auf den Pfahlgraben stoßen, mögen neuer als letzterer und zur Verbesserung

einer ersten etwas verfehlten Anlage sein. In der That ist der Pfahlgraben von Hochweisel an bis nach dem Schränzer eine auch für den Laien bemerkbare verfehlte Anlage, die auf unbegreifliche Weise alle Höhen, besonders den Hausberg auf feindlicher oder der Außenseite läßt. Das mag man später wohl gemerkt und Anstalten getroffen haben, die bedeutendsten in das Befestigungssystem hineinzuziehen. Daß man aber wirklich an den ersten Anlagen später Verbesserungen vornahm, sieht man in eben dieser Gegend sehr deutlich. Nicht nur läuft über den Schränzer, wohl 100 Schritte vor dem Butzbacher Walde zwischen dem Rinderstall-Acker und dem Tannenwäldchen ein Stück bemerkbaren Grabens, sondern man sieht auch etwas weiter bei den „zwei Linden" und über das Degerfeld hin an der Scheidung der Gewanne deutlich die Spuren einer ursprünglich geraden (nordöstlichen) Richtung des Pfahlgrabens nach dem „stumpfen Thurme" hin, die aber später wohl schon darum verlassen werden mußte, weil auf dem Degerfelde selbst Anlagen gemacht wurden. Dort wurden nämlich im Jahr 1840 eine Menge Steine ausgebrochen, die offenbar da nicht brechen, sondern zu Mauersteinen gedient hatten; denn es waren behauene Tauchsteine (poröser Basalt) aus der Nähe der Stadt Butzbach. Ich selbst fand dort sogar Scherben von Gefäßen aus lemnischem Thone; Beweises genug, daß daselbst römische Wohnungen sich befanden, um derentwillen die Befestigungen weiter verlegt wurden. Die Sache verdient auf jeden Fall einer Beachtung und noch gründlicheren Untersuchung, als mir bis jetzt vorzunehmen möglich war.

Der s. g. „stumpfe Thurm", dessen schon Winkelmann als eines Wartthurmes gedenkt, der aber von Wenck als einer demolirten Warte erwähnt, auch in der Karte angegeben ist, welche sich bei Koch befindet, wurde im Jahr 1834 mit dem Fundamente so vertilgt, daß man gegenwärtig auch keine Spur mehr von ihm findet. Da ich ihn aber in seinen Trümmern noch öfter gesehen, auch zu der Zeit, da die Fundamente ausgebrochen wurden, die Stelle wieder besucht habe, so ist mir seine Lage, unmittelbar am Pfahlgraben und an der Ecke des Waldes sehr wohl bekannt, und ich bin überzeugt, daß er entweder der Rest eines römischen Wachtthurmes war, oder daß im Mittelalter auf seinen Substructionen ein Wartthurm errichtet wurde.

Von ihm an bildet der Pfahlgraben über 4000 Klafter weit bis jenseits des Wartberges bei Grüningen Eine gerade Linie, welche sich auf der Höhe bald etwas sich senkend, bald steigend am Saume des Waldes hält, und führt beim Volke den Namen Heeggraben. Das Gebiet, welches er hier einnimmt, bildet auch eine Heeg, d. i. ein von dem übrigen Wald und Felde durch Marksteine abgesondertes, mit Hecken oder Schlagwald bewachsenes Gebiet, und ist, so viel mir bekannt, Eigenthum Sr. D. des Fürsten von Solms-Braunfels. Eben darum mag auch, obgleich an einigen Stellen die Landleute ihn auf Einer Seite nach und nach etwas flachten, seine Existenz im Ganzen noch auf Jahrhunderte gesichert, wenigstens seine Richtung bemerkbar bleiben. Links demselben ist anfänglich Pohlgönser, später Kirchgönser und nachher Langgönser Gebiet, rechts (südlich) zuerst Griedeler und dann Gambacher Wald. Während hier und da nur noch Wall übrig ist, erscheint er an andern Stellen, wie z. B. gleich anfangs am stumpfen Thurme, noch sehr wohl erhalten. Zuweilen, wie an dem von Gambach nach Kirchgöns führenden Wege, ist er doppelt. Ja auf der zweiten Höhe, an den „Langgönser Tannen" ist er gar dreifach. Bis zum Fußpfade von Gambach nach Langgöns habe ich noch an 2 Orten Spuren alter Wachtthürme gefunden, welche etwa 700 Schritt von einander entfernt sind. Ungefähr 100 Schritt von dem westlichen sieht man in dem Gambacher Walde einen Hügel, welcher ein altes Hünengrab zu sein scheint. Noch weiter nordöstlich erscheinen die Reste eines dritten Wachtthurmes, und ungefähr 200 Schritt von der Straße, welche von Holzheim nach Langgöns und Leihgestern führt und den Pfahlgraben durchschneidet, fand ich im Hochwalde die Spuren eines ähnlichen Postens, wie der Hunenkirchhof bei Hochweisel ist, auch ungefähr von derselben Größe. Es ist wohl auch der Rest eines mit einem Graben umgeben

gewesenen Gebäudes. Das Ganze bildet ein Quadrat von ungefähr 20 Schritt im Durchmesser.

Weiter nordöstlich durchschneidet am Saume des Waldes der Weg von Grüningen nach Langgöns den Pfahlgraben, und nun zieht letzterer in das Feld nach der Anhöhe, welche rechts der Wartberg, links aber der Obersteinberg (Obersteinmerk) heißt. Hier wird der Pfahlgraben abermals eine Strecke lang dreifach. Die erstgenannte Höhe trug gewiß ehemals einen Wartthurm, wie schon ihr Name andeutet. Ich habe indessen nirgends die Spuren eines solchen gefunden und muß vermuthen, daß man wohl die Steine desselben zum Baue einer Windmühle benutzte, welche (wie die Aufschrift über der Thüre lautet) im Jahr 1713 Graf Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels einige 100 Schritte südlich vom Pfahlgraben an einer Stelle errichten ließ, wo man einer weiten Aussicht nach allen Seiten hin genießt. Von dieser Windmühle stehen noch die Mauern.

Etwas weiter zieht sich der Pfahlgraben wieder über eine Höhe, auf welcher man abermals ganz in der Nähe in einem Haufen Steine den Rest eines alten Wachtthurmes erkennt. Hierauf zieht er ziemlich steil abwärts und bildet zum erstenmal wieder nach langer Strecke einen stumpfen Winkel. Bald nachdem er von der Straße, welche von Grüningen nach Watzenborn und Gießen führt, durchschnitten wurde, macht er einen zweiten Winkel, und nun wird seine Richtung zuerst Süd-Südost nach der Gegend des Colhäuser Hofes. An diesem zweiten Winkel hatte er seinen nördlichsten Punkt erreicht. Von jetzt an geht er wieder eine gute Strecke schnurgerade. Am s. g. Ziegenberg tritt er abermals in einen Wald. An den Garbenteicher Wiesen, da, wo die Straße nach Hofgill ihn durchschneidet, hört er endlich auf, eine Heeg zu sein, indem sich diese von ihm trennt. Er aber nimmt eine südöstliche Richtung durch den Solms-Braunfelser Klosterwald, geht von diesem in den Solms-Lichischen, unweit der Peter-Seewiese, einem ehemaligen Teiche, vorbei, wird dann von der neuen, nach Lich führenden Chaussee durchschnitten und zieht sich nun nach dem engen romantischen Thale, in welchem er zwischen Arnsburg und dem Colhäuser Hofe, oberhalb der Wehr, über die Wetter geht. Hierauf streicht er wieder aufwärts über den Hardberg durch den Arnsburger Wald und endigt mit demselben an dem Hardfelde, nach Birklar zu, etwa 100 Schritte von der Mauer, welche das Arnsburger Kloster einschließt.

Die Umgebungen dieses Klosters sind für den Freund der Geschichte und Alterthumskunde von hoher Bedeutung. Auffallend ist auch hier wieder, wie in der Gegend von Butzbach, die Menge alter Befestigungen außer dem Pfahlgraben. Freilich werden sie sich dem Auge des Lesers ohne eine Spezialkarte nicht so klar darstellen, wie dem Beschauer an Ort und Stelle; indessen glaubt' ich doch die wichtigsten hier angeben zu müssen, um einem späteren Forscher wenigstens in Etwas den Weg zu bahnen.

Da, wo an den Garbenteicher Wiesen, wie vorhin gesagt, die Heeg sich von dem Pfahlgraben trennt, zieht erstere südlich in der Richtung von Münzenberg weiter, und zwar eine Zeit lang neben der oben erwähnten Straße am Saume des Waldes hin, und dort ist es, wo wieder 2 starke Graben in derselben erscheinen, die sich an der Südseite der erwähnten Peter-Seewiese hinziehen und an der neuen Chaussee endigen. Die Heeg dagegen, dort Landwehr genannt, soll nach der Versicherung des Herrn Rentamtmann Fabricius um die Gemarkung von Dorfgill ziehen und gegen die Eberstädter Gränze hin endigen.

Auf der linken Seite der Wetter zieht, gerade dem Colhäuser Hofe gegenüber in der Licher Hard durch den Wald nach Lich zu, also von Südwest nach Nordost, etwa 400 Schritte lang ein Wall mit Graben, und eben so ziehen auf derselben linken Wetterseite zwischen Colhausen und Arnsburg drei zum Theil parallele Graben um den Hardberg. — Daß man aber weiter südwestlich, in der Arnsburger Hard auf halber Höhe, fast parallel mit dem Thale am steilen Abhange einen Wall bemerkt, ist schon früher erwähnt. Da, wo der Berg weniger

steil ist, erscheint neben dem Walle ein Graben. Auf dem Plateau des Berges, ungefähr 400 Schritte von dem Pfahlgraben, ist eine steinige Erhöhung. Hier ließ Herr Fabricius im Jahr 1839 beim Aufgraben eines Dachsbaues weitere Untersuchungen anstellen und fand nicht nur die Fundamente von alten Mauern, sondern auch Scherben von alten Gefäßen, Thierknochen und eine römische Münze. Es ist daraus wohl mit Sicherheit zu schließen, daß hier einst ein römisches Wachthaus gestanden haben müsse. Auch dem Kloster Arnsburg gegenüber, am s. g. Affenstein stand ehemals ein alter Thurm, der Affenthurm genannt, von welchem sich die Trümmer noch vorfinden. Nicht minder ist weiter nach Birklar und Muschenheim zu, etwa 300 Schritte vom Ende des Pfahlgrabens, auf einer Anhöhe ein Steinhaufen, welcher, wie jener, der Rest eines Wachtthurmes zu sein scheint. Diesem füge ich hier noch bei, daß zufolge der Mittheilung eines glaubhaften Mannes und guten Beobachters sich auch in der Gegend von Birklar nach Muschenheim eine Zunge mit einem Aufwurfe und dem Reste einer alten Mauer vorfindet.

Alle diese Befestigungen und Wachtthürme, verbunden mit dem früher Erwähnten, setzen einen langen Aufenthalt der Römer in hiesiger Gegend voraus, und daß, wie sie nordwestlich von Butzbach die Eine Ecke ihrer Besitzungen in der Wetterau, so auch hier die andere nordöstliche gegen die Angriffe allenfallsiger Feinde wohl zu wahren verstanden.

Ueberschauen wir nun die ganze Strecke des Pfahlgrabens, welche wir hier beschrieben, so finden wir, daß derselbe eine Art Busen (sinus) bildet und den fruchtbarsten und angebautesten Theil gegen einen nach Westen, Norden und Nordosten wohnenden Feind zu decken bestimmt war.

Von Straßen, welche sich anderwärts in der Nähe solcher Gränzwehren ihnen entlang vorfinden, habe ich (außer dem s. g. Hühnerpfade, der eine bedeutende Strecke den Pfahlgraben begleitet und im Langenhainer Gemeindswalde sogar einem Distrikt den Namen gibt) bis jetzt nichts wahrgenommen; doch läßt sich annehmen, daß die einzelnen Stationen durch Wege wohl verbunden gewesen sein mögen.

Der Beobachter wird auch bald zur Ueberzeugung gelangen, daß den Pfahlgraben gewöhnlich eine gerade Richtung nimmt und sich nur beugt, wenn das Terrain es erfordert. Vom Schränzer oder vielmehr von der Ecke des Feldes, wo er in einen andern Graben sich einmündet, bis zum stumpfen Thurme, besonders in der Nähe der Chaussee, bildet er ausnahmsweise mehrere Zickzack, deren Ursache ich aus Mangel an hinlänglicher taktischer Kenntniß nicht anzugeben vermag. — Ferner ist derselbe fast überall so angelegt, daß er die außerhalb liegende Gegend beherrscht. Doch finden sich auch hiervon hier und da Ausnahmen, z. B. wie schon früher bemerkt, zwischen Hochweisel und Hausen, wo er gerade vor sich die ihn beherrschende Höhe des kleinen Hausberges hat. Derselbe Fall findet am Schränzer bei Butzbach und am Obersteinberg statt.

Nach diesen Vorbemerkungen sei es mir erlaubt, meine Ansichten über die Befestigungsweise der nordöstlichen Wetterau von Seiten der Römer den Lesern mitzutheilen.

Als die äußersten zuverlässigen Punkte römischer Ansiedelung konnten und können in dieser Gegend die Altenburg bei Arnsburg und die bei Rückingen angenommen werden. Es ist wohl auch keinem Zweifel unterworfen, daß die ganze dazwischenliegende Gegend durch die Römer, und zwar von Mainz aus, wo möglich den Flüssen aufwärts erobert wurde, ferner daß sie nach der Eroberung derselben die nöthigen Maßregeln zu ihrem Schutze nicht versäumten. Nun aber bietet hier die Lokalität besondere Schwierigkeiten zu einer Befestigungslinie, wie auf der andern Seite, dar. Es erscheint nämlich von der nordöstlichen Seite her eine ganze Anzahl kleiner Flüsse, die Wetter, Horloff, Nidda, Nidder, Seemen und wenn wir Rückingen hier mit in den Rayon ziehen wollen, die Kinzig. Alle kommen von den Gebirgen, welche, die kurzen Feldzüge des Drusus und Germanicus nach dem inneren Deutschland etwa ausgenommen, in der Gewalt der den Römern feindlichen germa-

nischen Stämme blieben. Von dem Hauptgebirge herab streichen mehr oder minder bedeutende Aeste bis nach der Wetterau hin, also bis in die von den Römern besetzte Gegend. Zwischen diesen Gebirgsästen ziehen sich mit dem Laufe der Flüsse auch die Thäler in die Wetterau, welche bald enger, bald weiter sind, bald mehr, bald minder schroffe Seitenwände darbieten. — Hätte man hier eine befestigte Reichsgrenze (limes) mit Wall, Graben und Pfahlwerk anlegen wollen, so würde dieselbe beständig bergauf und bergab gezogen sein, und man würde nicht nur unendliche Schwierigkeiten dabei zu überwinden gehabt, sondern auch an manchen Stellen ganz vergebliche Arbeit unternommen und doch bei allem Diesen, den Feinden, welche Herren des Hauptgebirges waren, nicht ganz die Wege haben versperren können, den Gebirgsästen entlang oder durch Eins der Thäler nach der von den Römern besetzten Wetterau vorzudringen. Man mußte sich also von Seiten der Römer vor der Hand mit den gewöhnlichsten Mitteln, den Feinden zu imponiren und dieselben im Schach zu halten, behelfen. Waren aber die erobernden Römer in das Land hauptsächlich den Flüssen aufwärts eingedrungen, so mußten, wie sie sich an den schicklichsten Plätzen Schutzwehren gebildet, sie sich nun auch dergleichen bleibende anlegen. Nun finden wir außerhalb der vorhin angegebenen Linie von Arnsburg bis Rückingen fast in gerader Linie und zwar in jedem der genannten Flußthäler und an den allergeeignetsten Stellen kleine Städte, welche ihrer Anlage und Befestigungsweise nach die Spuren eines sehr hohen Alters an sich tragen, nämlich jenseits Arnsburg an der Wetter zuerst Lich mit starken Wällen und zur Hälfte vom Flusse geschützt, 2) in dem Horloffthale Hungen mit Wällen, auf welchen man vielhundertjährige Eichen erblickt, sowie auf der Seite mit jener großen Befestigung, deren wir oben gedachten und die wir später noch näher beschreiben werden, 3) an der Nidda und von dieser zugleich gedeckt das alte Städtchen Nidda, 4) in dem Nidderthale, und zwar auf einer Anhöhe, welche das ganze Thal beherrscht, das uralte Ortenberg, 5) am Seemenbache, und auch hier wieder vom Flusse theilweis geschützt, das Städtchen Büdingen, dessen Schloß auf uralten Substruktionen steht, und 6) wenn wir wiederum das Kinzigthal mitberücksichtigen, mitten auf einer von der Kinzig geschützten Insel die Trümmer des ehrwürdigen Palastes Friedrichs Barbarossa bei Gelnhausen. Auffallend ist außerdem der Umstand, daß, während anderwärts die Stammburgen und Stammhäuser der bedeutendsten Familien meist auf Höhen zu suchen sind, wie sie der ritterliche Geist des Mittelalters liebte, gerade diese Orte, fast sämmtlich die Stammhäuser edler Geschlechter, in Niederungen liegen. Sollen wir aus Diesem nicht anzunehmen berechtigt sein, daß die Gründer dieser Burgen und Städte die alten Anlagen römischer Castelle wählten und für ihren Zweck benutzten, nachdem sie vielleicht ursprünglich zum Theil vom Kaiser als Ministerialen zum Schutze dahin gesetzt worden waren?

Wenn das bisher Gesagte es wenigstens wahrscheinlich macht, daß die jetzigen Städte Lich, Hungen, Nidda, Ortenberg, Büdingen und die Burg von Gelnhausen auf römischen Ursprung Anspruch machen, daß da, wo sie jetzt stehen, einst römische Castelle sich befanden, daß diese Castelle als die nördliche und östliche Befestigungslinie zur Vertheidigung des von den Römern eroberten, von ihnen cultivirten Landes wenigstens einstweilen und so lange dienten, bis entweder eine eigentliche Grenzbefestigung später errichtet, oder, da die Oertlichkeit dafür zu viele Schwierigkeiten in den Weg legte, das jenseitige Gebiet so weit erobert war, bis allenfalls auf der Gebirgsscheide eine für eine Reichsbefestigung geeignete Linie sich darbot, so lassen sich auch Belege dafür liefern, daß die Spuren eines längeren Aufenthalts der Römer fast jedesmal nur bis in die Gegend reichen, wo Eins dieser Städtchen steht, jenseits derselben sich nicht leicht etwas vorfindet, was an die Römer erinnern könnte. Dazu kommen noch einige andere höchst auffallende Erscheinungen: Wenn, was den Ackerbau betrifft, den Römern bedeutender Einfluß auf denselben wohl mit Recht zugeschrieben werden darf, so zeigt sich — etwas weiter gegriffen — zwischen

den diesseits und jenseits dieser Städtchen liegenden Gegenden ein großer Unterschied, der nicht blos in der größeren oder geringeren Güte des Bodens zu suchen ist. Daß namentlich fast nur bis zu ihnen sich die Spuren eines früheren allgemeinen Weinbaues erstreckten, ist gewiß nicht allein dem Umstande zuzuschreiben, daß jene Gegenden kälter und rauher sind, sondern besonders auch, daß hier lange Zeit hindurch Römer sich aufhielten, von welchen wir wissen, daß sie den ersten Anbau der Reben an die Ufer des Rheins brachten. — Ferner beginnt bald jenseits dieser Orte eine von der in der Wetterau weit verschiedene Mundart, die wir ebenfalls theilweise dem Umstand zuzuschreiben geneigt sind, daß hier lange Zeit ein fremdes Volk das herrschende war. Und wenn endlich bei den Grenzbefestigungen der Römer die gewöhnliche Entfernung eines Castells von dem andern etwa 2 bis 3 Stunden beträgt, so trifft auch dieses mit der Entfernung der erwähnten Städte, soweit es die Oertlichkeit zuläßt, ziemlich genau zusammen.

Aus Allem geht hervor, daß auf dieser ganzen Richtung nicht nur nirgends sich die Spuren eines dem westlichen und nördlichen Pfahlgraben ähnlichen Werkes finden, sondern sich auch nicht wohl finden können, daß dagegen die Römer höchst wahrscheinlich auf eine Weise sich diesen Theil der Reichsgrenze einstweilen sicherten, wie sie der früheren Zeit, der Lokalität und den Umständen am Angemessensten war, nämlich durch bloße Castelle. — Wohl mögen sie das Unbequeme und Ungenügende derselben erkannt und eine Erweiterung der Grenzen, sowie eine Sicherung derselben durch ein zusammenhängendes Bollwerk im Auge gehabt haben; die Zeiten zur Errichtung neuer Bollwerke zum Schutze der Grenzen, sowie zur Erweiterung derselben waren indeß vorüber. Denn bald nachher schlug die Stunde, wo die Welteroberer dem Weltgerichte anheim fielen, und unsere Gegenden wurden wohl am Ersten von ihnen befreit.

Der uralte heidnische Glaube im Hessenland.

Von Christoph v. Rommel *).

Chlodwig und seine ersten kräftigen Nachfolger führten an der Spitze der Franken alle benachbarten deutsche Völkerstämme in den Kreis der Entwickelung, der mit den Wanderungen und Eroberungen begonnen hatte; sie vereinten sie zu größerer politischer Einheit; sie verbanden die alte germanische Welt mit der Grundlage eines neuen Lebens, dem Christenthum; die hocherhobene Geistlichkeit **) schloß sich ihnen an und befestigte ihre Herrschaft, welche nach dem Tode des großen Ostgothenkönigs und der Vernichtung des thüringischen Reiches schon so stark war, daß Theodobert I. dem oströmischen Kaiser drohen konnte. Der Charakter des Christenthums wurde allen staatlichen Verhältnissen des Merowingischen Reiches aufgedrückt. Aber während in Westfrankreich die faulgewordene römische Welt den eingezogenen Germanen ihre verweichlichten Sitten mittheilte, und die gallisch-fränkischen Bischöfe mit der Bekämpfung der Arianer und den weltlichen Interessen ihrer orthodoxen Kirche beschäftigt waren, verblieb die ganze östliche Hälfte des Reichs, die deutsche Bevölkerung diesseits des Rheins, in dem noch ungeschwächten Glauben an ihre heimische Götterwelt. Vergebens befahlen die austrasischen Könige Zerstörung der Götzenbilder und Einführung der christlichen Taufe; die rheinischen Bischofssitze, welche schon unter den römischen Kaisern bestanden, Worms, Speier und Mainz wurden wiederhergestellt, neue Kirchen zu Köln, Trier und Metz erbaut; Dagobert I. schenkte im Jahre 628 dem Bisthum Worms die Stadt Laden-

---

*) Geschichte von Hessen seit dem Westphälischen Frieden bis jetzt. Durch Christoph v. Rommel. Cassel, 1853.

**) In ihrem Kirchsprengel schlichteten die Bischöfe schon bürgerliche Händel, und ihr Wehrgeld wurde dem eines Herzogs gleichgeschätzt.

burg und den zum Lobdengau gehörigen Theil des Odenwalds, des großen ehemals unter dem hercynischen Wald begriffenen Reichsforstes*). Es ist derselbe Merowinger, welcher erzogen von Arnulph von Metz und Pipin von Landen, den weisesten Männern jener Zeit, auch dem Hessenlande seine Aufmerksamkeit widmete, und hier alten einheimischen Sagen zufolge eine Kirche und eine Kapelle stiftete**). Auch Arnulph versuchte in Thüringen den Glauben an Christum durch wundervolle Heilungen zu erwecken. Als aber 50 Jahre nachher St. Kilian (Kyllene) der Nachfolger der im alemannischen Helvetien predigenden irischen Mönche St. Kolumban und St. Gall, zum Herzog Gotzbert von Thüringen und Frankonien kam, und ihn zur Trennung von der Ehe mit seines Bruders Wittwe Gailana ermahnte, ließ ihn diese ermorden.

Bis auf die Zeiten des heiligen Winfried und Pipins erscheint in dem unterjochten Lande zwischen Rhein, Main und Neckar kein namhaftes Kloster. Das ganze Volk der Dorf- und Hüttenbewohner und der Hofstätten***) lebte hier noch, wie unter der Herrschaft der Alemannen, in dem alten Cultus der Wälder, Haine, Flüsse und jener verborgenen vom Tag noch nicht beschienenen Höhlenquellen, aus welchen schon die Kelten unter dem Einfluß ihrer Feen (Faien), Mairen und Schicksalsgöttinnen, Heilung, Weisheit und die Gabe der Weissagung schöpften.

Aus dieser Zeit muß man die ehemals so wunderthätigen, jetzt längst verschollenen Quellen im Odenwald, bei Beerfelden an der St. Leonhardskapelle, in und vor den Kirchen zu Schöllenbach und Hesselbach, zu Neunkirchen in der St. Ottilienskapelle und in der dem St. Amor gewidmeten Kapelle bei Amorbach ableiten†). Denn wie schon der Papst Gregor der Große seinen nach England gesendeten Heidenbekehrern empfahl, dem Volke die alten von ihm verehrten Orte und Tempel nicht zu zerstören, sondern sie nur mit Weihwasser zu besprengen, Altäre daselbst zu errichten und mit den Reliquien christlicher Heiligen zu versehen, so trugen auch die andern Missionäre des römischen Stuhls und der rheinischen Bischöfe alles Wunderbare, was das Heidenthum seinen Göttern, Halbgöttern und Helden zuschrieb, auf Gott und seine Engel, Heilige und Märtyrer über. Daher findet man besonders in Hessen, wo der Quellen- und Brunnenkultus am weitesten verbreitet war und am längsten haftete, so viele in den Dörfernamen erhaltene gute, Gottes-, Heiligen-, Engel-, Christ-, St. Marien-, St. Ottilien- und Bonifacius-Brunnen††), man besuchte sie an den alten heidnischen in christliche Feste umgewandelten Feiertagen, zu Ostern, bei der Erscheinung der Frühlings-Göttin, zu Pfingsten, und am Tage Johannes des Täufers. Noch in unsrer Zeit war eine tiefverborgene Felsenquelle des Hohlsteins am Fuße des Weißners unweit Hilgershausen berühmt. Hier erschienen allmählich am zweiten Ostertag die

---

*) Wenn gleich die Schenkungsurkunde, die älteste des jetzigen Großherzogthums Hessen (s. Scriba's Regesten) der Form und Zeit nach für unächt gehalten wird, so zeigen doch die nachfolgenden Bestätigungen einer solchen alten Schenkung von Seiten Pipins und Karls des Gr., daß die Merowinger bereits versucht hatten, ihre kirchlichen Einrichtungen nach dem Rhein, Main und Neckar hin zu erstrecken.

**) Vergl. m. hessisch. Gesch. I., 52 über die beiden Dörfer Dagobertshausen — in der Volkssprache Dabbelshausen — in Hessen. Wie sehr übrigens der treffliche Dagobert, seit er seine Residenz von Metz nach Paris verlegte, durch Schmeichler verdorben wurde, erzählen die alten Biographen desselben, sowie die Siegberts nnd Pipins selbst.

***) Pagani, Landbewohner wurden die Heiden genannt, weil das Christenthum zumeist nur in den königlichen und bischöflichen Hauptstädten gelehrt wurde.

†) Vergl. Hess. Darmst. Archiv VII. 1, 183, wo auch bemerkt wird, daß das kleine Dorf Etzean bei Beerfelden früher urkundlich Etzelshain hieß, welches nach dem Beinamen des nordischen Thors, oder altdeutschen Donars Etzel (Grimm Mythologie S. 153) auf einen dem Donnergott geweihten Hain hinweiset.

††) Vergl. unsre Dörfernamen mit der Endsilbe Born. Besonders scheint die St. Ottilia Tochter des Alemannen-Herzogs Ethico, zur Schutzgöttin der alten heidnischen Brunnen erlesen zu sein; denn, außer dem St. Ottiliendorf im Kaufunger Wald, findet sich noch bei Döllbach im Fuldischen neben der ihr gewidmeten Kapelle eine solche für Augenkranke heilsame Quelle. An der Milseburg dagegen ist eine den Frauen Fruchtbarkeit bringende Quelle dem St. Gangolph gewidmet. Bei dem Kloster Schlüchtern war ein St. Mathias (Matzes-) Brunnen. —

Bursche und Mädchen des Dorfes mit Blumen, um von dem klaren, heilbringenden Wasser zu trinken, ihre Krüge zu füllen und das mitgebrachte Frühlingsopfer zurückzulassen*). Auf dem Meißner selbst, dem Vater der niederhessischen Berge, dem Sitz der alten Mythe von der Frau Holle, der Hertha und Freya der Kelten und Germanen, wohnt die freundliche, Früchte, Blumen, Kuchen und schöne Kinder spendende, fleißigen Spinnerinen gnädige Göttin in der Nähe einer Runenwiese und eines Gottesborns. Der unergründliche Frau-Hollenteich, der noch immer nach dem Aberglauben des Volks, gleich dem von den spinnenden Schicksals-Göttinen von Schwänen und Störchen bewohnten Urda's-Brunnen, den Segen der Ehe bringend**) erinnert an das nirgends so stark als in Hessen eingewurzelte Ammenmährchen von dem Kinderbrunnen, welches im innigen Zusammenhang mit dem alten nordischen Mythus von der Entstehung des Menschengeschlechts stand. Die Verwandlung der milden Göttin aber in ein böses, tückisches Gespenst und in des Teufels Großmutter ist den ersten christlichen Priestern zuzuschreiben, welche Teufel, Hexen und Teufelsbrunnen (Diebelsbrunnen) an die Stelle der heidnischen Götter ihres Gefolges, und der alten heiligen Brunnen setzten***).

Auch die den Kelten und unsern nordischen Vorfahren heilige Dreizahl der Mairen (Merihha) und Nornen, welche den Schicksalsgöttinnen der alten Pelasger (Klotho, Lachesis und Atropos) entsprachen, scheint sich selbst über die Zeit hinaus, wo der heil. Winfried die Donnereiche unweit Wuodenesberg (Gudensberg) fällte, im nördlichen Hessen erhalten zu haben. Die hessische Volkssage bezeichnet drei schwesterliche Riesenjungfrauen, Saba, Trenta und Thesa als Begründerinnen der Sababurg, Trendelburg und des Desenbergs; noch jetzt zeigt man auf dem Jagdschloß der Sababurg (deren urkundlicher Name Zapfenburg nichts mit der Mythe gemein hat) eine große, wohl ehedem für Jagdgesellen bestimmte Bettstelle als Maas ihrer Riesenlänge; und wie die Nornen der nordischen Götterlehre die gewaltigen in das Schicksal der Erdenbewohner eingreifenden Naturkräfte darstellen, so sind hier wohl nach dem Untergang der germanischen Urbewohner die Hünenjungfrauen als Nachkommen derselben von der umbildenden Sage aufgefaßt worden †).

In undurchdringliches Dunkel ist die Heidenbekehrung derjenigen Gegenden gehüllt, bei denen kein christlicher Apostel, wie Bonifacius, erschien, und deren alter Cultus durch mannigfache Vermischung mit andern Völkern sein ursprüngliches Gepräge verloren hatte. So in dem Lande zwischen Rhein, Main und Neckar, wo die Trias der Kelten, Teutates, Taran und Hesus, längst in Wuotan, Thunar oder Thor und Tiu, und bei den römischen Kolonisten in Merkur, Herkules und Mars übergegangen war ††), denen noch am Taunus der persische Mithrasdienst beigefügt wurde. Von untergeordneten mütterlichen Gottheiten, der Jahreszeiten, der Erdbefruchtung und des Feldbaus haben sich Spuren in benachbarten römischen Denkmälern gefunden †††); bei

*) Hessen-Cassel'sche Vereins-Zeitschrift I., 355.

**) Vgl. das. IV. 103. In neuester Zeit sind hier 2 römische Goldmünzen des Kaisers Domitian aufgefunden worden, ein in diesem Lande so seltener Fund, daß man versucht wird, an eine römische Oblation aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. Geb. zu denken. Denn die Frau Holle ist auch der Venus, der Diana Lucina und der Artemis mit der goldenen Spindel zu vergleichen.

***) Auch in der Nähe des Frau-Hollenteiches und des Gottesborns bezeichnet man noch jetzt die Wüste von zertrümmerten Basalten, wo das Quellenwasser wieder hervorbricht, mit dem Namen Teufelslöcher.

†) Hess. Cassel'sche Vereins-Zeitschrift V., 4, pag. 369. Mit Recht wird hier auch als ein Zeugniß des hohen, vorchristlichen Alterthums dieser Sage bemerkt, daß der sonstigen Gewohnheit der Heidenbekehrer zuwider diese drei Berghöhen ohne kirchliche Weihung oder Umwandlung geblieben sind. Wenn aber die Behauptung Winkelmanns, daß Trendelburg vor Zeiten Dreyderberg oder Dreydenberg hieß, sich bestätigt, so scheint dieser Name wie der von Tribur, Trebur (von drui, Eichbaum, griech. δρῦσ) auf ein keltisches Alterthum hinzuweisen.

††) Wuotan oder Odin hat sich im dies Mercurii, im Mittwoch (Wednesday und Odentag), Thunar im dies Jovis Donnerstag, Tiu im dies Martis, Dinstag (Dinstag), wie Freia im Freitag (dies Veneris) erhalten.

†††) Bergl. Schmidt I., 396.

der Einführung des Christenthums wurde ihre wohlthätige Zaubermacht der Maria und andern weiblichen Heiligen zugeschrieben. Mannichfach ist die Umwandlung des Wuotan oder Odin, der nicht nur von den Chatten auf dem Wuodenesberg (Gudensberg), sondern auch bei andern Germanen am Rhein und im Odenwalde verehrt wurde. Als germanischer Merkur, der die Seelen der Helden in den Himmel führte und beschützte, wurde er von den christlichen Priestern durch den Erzengel Michael, den Schirmer des Paradieses, den Bekämpfer des Teufels ersetzt*); so auf dem Godesberg bei Bonn und auf dem Heiligenberg zu Jugenheim, am Fuße des Odenwaldes, wo der heil. Michael in alten kirchlichen Bildwerken mit dem Schwert, einem Drachen und der sinnvollen die Sünden der Abgestorbenen wägenden Wage dargestellt wird**). Als Kriegsgott, mit welchem das wüthende Heer aus dem ihm geweihten Berge zieht, scheint er sich in dem Burggeist des finstern Odenwaldes erhalten zu haben, wo der schuldbelastete Ritter von Rodenstein bei dem Anbeginn eines jeden Krieges mit einem gespensterhaften wilden Heer aus dem hohen verödeten Schnellert (Schnellhart) hervorbricht, um auf seinem benachbarten Burgsitz seine Schätze zu bergen und des Friedens zu harren. Und wie Wuotans Heldensohn Balder nach der nordischen Sage den durstenden Kriegern eine Heilquelle durch den Hufschlag seines Pferdes eröffnet, so auch der mythische Karl der Große an dem Fuße desselben Odenbergs, wo noch jetzt sein Frankenheer eingebannt ist.

Schon lange vor der christlichen Abschwörungsformel der Heiden, welche allen euflischen Werken und Worten, dem Thunar, dem Wuotan, und dem Tiu (Sarnot) und allen ihren unholden Genossen entsagen mußten, hatten die christlichen Priester den verzweifelten Kampf mit dem Fürsten der Finsterniß, dem Satan der Juden begonnen, und ihm und seinen Geistern die ganze Schaar der christlichen Schutzengel und Heiligen entgegengesetzt; eine eigene Klasse von Geistlichen, die Exorcisten, waren damit beschäftigt, den Teufel und seine Dämonen durch Gebet, durch das Zeichen des Kreuzes und und andere Beschwörungsformel auszutreiben. Aber die Lehre der Manichäer von zweien verschiedenen Schöpfern des Lichts und der Finsterniß. der sichtbaren und unsichtbaren Welt, befestigte die Macht des Teufels (des Arihman der Perser). Mit der überschwenglichen Ausbildung der Heiligen- und Reliquienverehrung, mit den unsinnigen Hirngespinsten phantastischer Mönche und den einfältigen Legenden wunderthätiger Märtyrer und Heidenbekehrer steigerte sich der Wahnglaube an magische Künste; selbst die frommsten Einsiedler des sechsten und siebenten Jahrhunderts, wie St. Goar mußten ihre Mission durch augenfällige Zaubereien beweisen. Als St. Goar in seinem rheinischen Felsenthal von dem Trierschen Bischof Rusticus aufgefordert wurde, seine Wunderkraft in öffentlicher Versammlung zu bethätigen, beschwichtigte er zuerst dessen Abgesandte durch ein Abbild der Dreieinigkeit, die Erscheinung dreier säugenden Hirschkühe, die sich seinen durstenden Begleitern zum Melken darstellten; bei dem Eintritt in die Versammlung hing er seine Kappe an einem Sonnenstrahl auf, der aus der Ecke des Zimmers durch das Fenster brach (wie auch späterhin St. Elisabeth ihre Wäsche auf den Sonnenstrahlen trocknete); noch zauderte der Bischof, bis endlich auf Verlangen desselben St. Goar einem dreitägigen Findlinge den Mund öffnete, und der Säugling mit vernehmlicher Stimme den Bischof selbst als seinen Vater begrüßte. (Vergl. d. v. Wenk I. 104 u. 105 angeführten Legenden des St. Goar.)

Allmählich erzeugte sich auch der Wahnglaube, daß der Teufel seine Anhänger mit der Gabe der Zauberei und allen Schätzen der Welt belohne; statt der weisen Frauen des germanischen Alterthums und dem ganzen Gefolge der heidnischen Göttinnen durchflogen zauberische, Thiere und Früchte behexende Weiber die Welt, und feier-

---

*) Grimms Mythologie 796, 819, 830.

**) Hess. Darmst. Archiv VI., 1., 136. Das zu Jugenheim vor Zeiten bestandene der heil Felicitas gewidmete Kloster erscheint erst in einer Urkunde vom Jahr 1264, worin ein Herr von Bickenbach und seine Gattin Guda diesem Kloster die Hälfte ihres Hofes zu Hartenau schenken.

ten auf den alten heidnischen Opfer- und Wallfahrtsstätten mit dem Teufel buhlend einen mystischen Gottesdienst: bis endlich, bei der fanatischen Reaction gegen die Verkünder einer reineren Gotteslehre, das Dasein eines Bundes mit dem Erzfeind des Christenthums förmlich anerkannt, Zauberei und Ketzerei als gleich todeswürdige Verbrechen vermischt, und jene grauenhaften Inquisitionen und Hexenprocesse eröffnet wurden, aus deren Verhandlungen man noch jetzt die ganze Stufenleiter des Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum, die Verblendung der geistlichen Richter und die Unausrottbarkeit des Volksaberglaubens erkennt.

Noch im Jahre 1627 wurde zu Dieburg, 3 Stunden von Darmstadt auf Verlangen der Centmannschaft und des fanatischen Pöbels das Trauerspiel eines Hexenprocesses aufgeführt, in welchem die vermeintlichen Zauberinnen unter Bezeichnung eines nahe gelegenen uralten Eichwasens, wo in der Walpurgisnacht mehr als tausend verlarvte prächtig gekleidete Personen aus der Umgegend von Darmstadt, Umstadt und Aschaffenburg erschienen seien, noch in dem ganzen Wahnglauben eines magischen Teufelsdienstes erscheinen *).

Die alten Gauen in Hessen.

Von Friedrich Rehm **)

Die nachherigen Hessischen Lande bildeten theils eigene Gaue und Centen, theils gehörten sie benachbarten Fränkischen, Thüringischen und Sächsischen an. In der Regel stimmte die kirchliche Eintheilung in Archidiakonate und Archipresbyteriate (Decanate, Landcapitel, sedes) mit der bürgerlichen überein, und daraus, so wie aus den in Urkunden, namentlich den Fuldaischen, Corveyischen und Mainzischen, (die Hersfeldischen betreffen meist Thüringische Schenkungen) lassen sich die oberen und unteren Gerichtssprengel mit befriedigender Bestimmtheit ermitteln. Die Altgermanische Sitte der Einzeln-Ansiedelung hatte die Entstehung einer Menge Ortschaften veranlaßt, welche bei eintretendem größerem Zusammenleben, sich in Dörfer vereinigten und deren Benennungen sich theilweise in denen von Flurmarken und Holzschlägen, oder sogenannten Wüstungen, erhalten haben, während viele andere ganz untergegangen sind.

Den größeren Theil des nachherigen Niederhessens umfaßte der Hessen-Frankengau (Francorum pagus Hessi, Hassorum pagus etc.), einem Archidiakonatsregister aus dem sechszehnten Jahrhundert (1504) zufolge, getheilt in neun unter dem Mainzischen Archidiakonate zu Fritzlar stehende und wahrscheinlich eben so viele Centen bildende Decanate: Fritzlar, Bergheim, Dittmol, Schutzberg, (von welchem Orte jetzt nur noch die zu Wolfhagen gehörende Schützeberger Mahl- und Papiermühle vorhanden ist, und von welchem Decanate die meisten Kirchdörfer in den heutigen Aemtern Zierenberg und Wolfhagen, wenigstens bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts, nicht zu dem Hessisch-Fränkischen, sondern zum Sächsischen Gaue gehörten), Gensungen, Mardorf (im Amte Homberg), Braach, Urff und Ottrau. Der Gau berührte in der Gegend von Cassel an der Ahne den Sächsischen und an der Werra den Leingau, gränzte gegen Südwesten an den Oberlahngau, von welchem ihn die Waldeckischen und Hainaischen Berge, der Kellerwald, die Wasserscheide zwischen Lahn und Schwalm nnd die Bäche Berff und Jossa schieden, und reichte auf dem rechten Ufer der ihn von dem Einfluß der Jossa an bis

*) S. Steiners Gesch. der Stadt Dieburg. 68. 100. Der späterhin ausgerodete Eichwasen bei Dieburg wird die alte heidnische Gerichts- oder Opferstätte gewesen sein; auch die letzte Verbrennung zweier Hexen in Hessen-Kassel, gleich nach dem dreißigjährigen Krieg, geschah auf dem Odenberg, an dessen Fuße (wo der mythische Karl den Glisborn aufschlug) Besse, der Geburtsort jener Hexen lag.

**) Handbuch der Geschichte beider Hessen. Von Dr. Friedrich Rehm. Marburg. 1842.

unter Hersfeld von dem westlichen Grabfeld trennenden Fulda bis zum Meißner und dessen Nebenbergen in den Aemtern Spangenberg, Lichtenau und Großalmerode. Wurde auch späterhin Gudensberg Hauptort, so blieb doch das Gaugericht zu Maden. — Der Hessen-Sachsengau (P. Hessi-Saxonicus) erstreckte sich von der Ahne, dem linken Ufer der untern Fulda und oberen Weser bis zur Wasserscheide der Diemel und Eder und in das nachherige Waldeckische und Paderbornische hinein, bis in die Gegend von Wormeln, Warburg und Stadtberg, und gehörte theils zu der Diöces von Paderborn, theils zu der Mainzischen Propstei Hofgeismar. — Der südwestlich an ihn grenzende Ittergau (Itterga, Nitherga) berührte an der Orke den Oberlahngau und gehörte zu dem Paderbornischen Archidiakonat Horhusen (bei Stadtberg). — Der Leingau (Logne, Logi, Lochni, Loinge, Lainegeha) umfaßte das heutige Göttingische, oder das Land zwischen der Werra, Weser, Leine und Ruhme. Das Gaugericht war am Leinberge bei Göttingen. — Die zu Thüringen gerechnete, sich nach dem Obereichsfelde hin erstreckende Germaramark begriff den zwischen der Werra und dem Meißner gelegenen Theil Hessens, namentlich die Hunethermark (so genannt nach den Dörfern Ober- und Niederhohne Hunede), umfassend die Aemter Sontra und Bischhausen und das ehemalige Gericht Bilstein mit dem Klostergericht Germerode, oder das heutige Amt Abterode), den Netergau (das Amt Netra) und die sogenannte Grafschaft an der Werra, mit der Stadt Eschwege und dem Reichsschloß Bomeneburg (Boyneburg) in sich, und stand wahrscheinlich unter dem Eichsfeldischen Archidiakonat von Heiligenstadt. — Die Gegenden höher an der Werra hinauf bildeten den unter dem Würzburgischen Decanat Geissa stehenden Untergau Tullifeld, welcher, so wie das dem Decanat zu Mellrichstadt untergeordnete Schmalkalden mit der ganzen Grafschaft Henneberg, zu dem östlichen oder Frankonischen Grabfelde gehörte. — Das Land zwischen dem Vogelsberge und den Rhönbergen, d. i. das Fuldaische, bildete das westliche Grabfeld oder Buchonien im engeren Sinne. — Die obere Grafschaft Hanau war ein Theil des Sinngau, und alles Land von diesem und dem Frankonischen Saalgau bis zum Nidgau (mit Frankfurt und dem Taunus) und von Buchonien und den beiden Lahngauen bis zum Maingau, dessen Nordgränze das Kinzigthal bildete, gehörte zu der Wetterau (Wetaraiba, Wedrevi etc.), welche unter dem Archidiakonat unserer lieben Frauen zu Greden in Mainz stand. — Vom Einfluß der Kinzig an folgte auf dem linken Mainufer der sich bis in die Neckargegenden erstreckende und mithin das ganze Fürstenthum Starkenburg umfassende obere Rheingau (Renicgowe, Rhingow etc.). — Die Lahn gab zweien Gauen den Namen. Der Oberlahngau (Loganacgowe, Logenahe etc. superior) wurde durch den Vogelsberg von dem Grabfeld und der Wetterau durch die Gebirge an den Quellen der Eder und Lahn von Westphalen und dem den nordöstlichen Theil des heutigen Nassau umfassenden Heigerahe geschieden, und stieß im Südwesten in derselben Gegend, wo jetzt die beiden Hessen und der Kreis Wetzlar einander berühren, an den Unterlahngau, welcher sich an der Lahn hinab erstreckte, bis zu den an deren Einfluß in den Rhein liegenden Gauen Prengersgau (am rechten Ufer) und Einrich (am linken Ufer, die untere Grafschaft Katzenellenbogen), und im Süden bis an den Unterrheingau, den Gau Kunigesundra (worin Wiesbaden lag) den Nidgau und die Wetterau reichte. Die Gränzen gegen den Hessen-Frankengau und den Ittergau sind bereits oben angegeben worden. Als Untergauen werden erwähnt, im oberen Theile: Lare (von dem Dorfe Lohra, im Amte Fronhausen), Pernaffe (von dem Bache Perf, im Grunde Breidenbach) und Arahafeld (das heutige Wittgensteinische, wovon noch ein Theil das Arfelder Viertel heißt); im unteren: Erdehe (wahrscheinlich von dem Solmsischen Dorfe Erda). In kirchlicher Hinsicht gehörte der untere Gau zu dem Erzstift zu Trier, der obere zu den beiden mit den Propsteien zu St. Stephan und St. Johann in Mainz vereinigten Archidiakonaten. Als zu St. Stephan gehörende Decanate gibt ein Synodalregister aus dem

fünfzehnten Jahrhundert *) an: Amöneburg, Neustadt, Treysa bei Ziegenhain, (welcher Decanat jedoch früher zu dem Hessen-Frankengau gehört zu haben scheint), Heidelbach, Alsfeld, Kirdorf, Ufleiden, Amena (Ober- und Nieder-Ohm?), Londorf, Windenrade (bei Grünberg), Busecken, Treis (an der Lumbde), Kirchberg und Wessemar, Ebsdorf, Gladenbach, Lohra, Weimar (wozu bis 16. April 1227 die St. Kilianscapelle zu Marburg gehörte), Michelbach, Dautphe, Breidenbach, Lasphe, Arfelden, Schönstadt, Wetter, Bentreff (eine Wüstung bei Rosenthal), Kesterburg (Christenberg), Battenfeld, Röddenau, Geismar, Frankenau, Böhl, Frommelskirchen (Bromskirchen), Gemünden, Grüsen, Rumlangen (das Wittgensteinsche Dorf Rumland), Fodungen, Siegen und Netphe. Ueber das Archidiakonat von St. Johann besitzen wir kein Register. Es umfaßte dasselbe den nach der Wetterau hin liegenden Theil des Gaues. Der Oberlahngau hatte zwei Hauptgerichtsorte, den einen zu Wetter, auch Stift genannt, den andern zu Ruchesl o (Reuschel? zwischen Marburg und Gießen im Largau, oder Rachelshausen im Kirchspiel Gladenbach?). Zu dem ersteren gehörten als (20. Jul. 1238) der Johanniter Werner zu Wiesenfeld, vormals Graf, und der Graf Siegfried von Wittgenstein die Hälfte von Battenberg, Kellerberg und Grafschaft Stift für 600 Mark Silber an Mainz verkauften, zehn Centen: Hartenfeld (Arfelden), Rudena (Röddenau), Lixfeld (im Grunde Breidenbach), Duduspbe (Dautphe), Laasphe, Geismar, Fromskirchen, Bentreff, Wetter und Treysa (bei Ziegenhain?) **). Als die Brüder Konrad und Wittekind von Meerenberg (15. December 1237) an denselben Erzbischof Siegfried III. von Mainz (1225 bis 1249) die ihnen gehörende Grafschaft Ruchesl o für 800 Mark und ein Burglehn zu Amöneburg verkauften, oder vielmehr dieselbe dem Erzstift lehnbar machten, behielten sie sich die Gerichtsbarkeit in Gladenbach, Lohre, Roidesberg, (das ehemalige Gericht Reitzberg bei Marburg), Kirchberg, Treis (an der Lumbde) und Londorf vor ***) woraus hervorgeht, daß diese Grafschaft den südwestlichen Theil des Gaues umfaßte. Centgerichte gab es wahrscheinlich, so wie in den ausdrücklich als solche bezeichneten, in allen anderen Decanats-Sitzen. Die Mainzischen Gerichte zu Bulenstrud bei Rosenthal (13. April 1329 und 18. Mai 1362 urkundlich erwähnt †) und vor dem Bylsteyne under Ameneburg (18. Mai 1365 ††)) waren gleichfalls nur Centgerichte.

Unter den allgemeinen Veränderungen, welche die deutsche Gauverfassung vom 10ten bis zum 12ten Jahrhundert durch die Vereinigung der Grafschaft mit Allodien und allodificirten Lehen, Vererbung auf weibliche Abkömmlinge, Theilungen, Entstehung größerer herzoglicher, markgräflicher und gräflicher Familien und neue Zersplitterung der Besitzthümer derselben, so wie durch Exemtionen der geistlichen Territorien und der mit Weichbildrecht begabten Städte, erlitt, ging auch die hessische Gaueintheilung zu Grunde, um so mehr da das Fränkische Nationalherzogthum am frühesten (seit Konrads des Jüngeren Absetzung 1027 und Tod 30. August 1039) unbesetzt blieb und gerade hier die Kirche so reich begütert war. Durch die Sitte, das Grafenamt den reichsten Gutsbesitzern des Gaus zu übertragen, denen, wofern sie nicht in die Reichsacht fielen, dasselbe zu entziehen den Königen bedenklich scheinen mußte, befestigten sich solche Familien in dem der Sache nach erblichen Besitz der gräflichen Gerichtsbarkeit, deren eigentlicher Amtsbegriff sich immer mehr verlor, betrachteten dieselbe als an dem Gute, oder Schlosse, nach welchem sie sich zu benennen begannen, hängend, vermischten die freien Gaugenossen mit den Dienstleuten und Hintersassen und

*) Würdtwein l. l. T. III. p. 250 sqq.
**) Gudeni codex diplomaticus T. I. p. 547.
***) Ibid. p. 544.
†) Wenck Bd. II. p. 313 u. 412.
††) Wenck Bd. II. p. 422.

hoben fast allen Unterschied von Allods und Reichslehn auf. Die Güter wurden getheilt und durch Erbtöchter an andere Familien gebracht, Nebenzweige, welche, wo nicht den gräflichen Titel, doch die Würde von Dynasten behaupteten und sich gleichfalls nach ihren Burgen benannten, gingen aus den alten Familien hervor, und Geschlechter aus dem niederen Adel stiegen durch Heirath, oder Erwerbung von Klostervogteien zu dem höheren empor. Eine und dieselbe Familie erwarb durch Belehnung, Erbschaft, Heirath, Vermächtniß, Kauf und Tausch Güter in sehr verschiedenen Gegenden, andere Besitzungen blieben gemeinschaftliches Eigenthum (Ganerbschaften), und beträchtliche Stücke vormaliger Grafschaften kamen an die Kirche, welche davon wieder zu Lehn ausgab und die Entstehung neuer Adelsfamilien veranlaßte. Das bunteste Gemisch der Gränzen entstand dadurch. Centgerichte wurden mit Gaugerichten, gräfliche Besitzungen (comitatus) mit Gauen (pagi) verwechselt, neue Gerichtsstätten angelegt und alte in Burgen und Klöster verlegt. In dem Besitz der alten Mallstätte bleibende Grafen nannten sich Landgrafen (comites patriae s. provinciales), ohne darum immer die Gerichtsbarkeit über den ganzen Gau auszuüben, eben so wenig als derjenige, in dessen Grafschaft gewisse Güter gelegen angegeben werden, nothwendig gräfliche Gewalt über deren Umgebungen besaß. Darf man auch im Allgemeinen annehmen, daß häufiger wiederkehrende Personennamen auf Abstammung aus derselben Familie hindeuten, und daß, wo eine andere Familie in dem Allein- oder Mitbesitz desselben Gutes erscheint, eine Verwandtschaft durch Erbtöchter stattfinde; so ist die Genealogie der alten Grafen- und Dynastengeschlechter doch sehr dunkel und durch Hypothesen neuerer Geschichtschreiber oft noch verwickelter geworden.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Einführung des Christenthums in Hessen.

Von August Neander*).

Bonifacius oder Winfried, wie sein angelsächsischer Name lautet, geboren zu Kirton in Devonshire im Jahre 680, verdient als der Vater der deutschen Kirche geehrt zu werden, wenngleich er keineswegs der Erste war, der den Samen des Evangeliums nach Deutschland brachte. Schon Manche hatten ihm vorgearbeitet; aber das Zerstreute und Einzelne, das hin und wieder gewirkt worden, reichte nicht hin, um die Fortpflanzung des Christenthums unter so vielen zerstörenden Umständen zu sichern. Es mußte dieselbe an feste kirchliche Stiftungen geknüpft werden — und dies geschah erst durch den Bonifacius, von dessen Wirksamkeit das Heil so Vieler bis auf diesen Augenblick ausgegangen ist.

Für die erste Bildungsgeschichte des Bonifacius ist zu bemerken, daß frühzeitig der Same der Religion in seinem Gemüthe sich entwickelte. Da es in England gewöhnlich war, daß Geistliche die Häuser der Laien besuchten und vor der Familie Vorträge über religiöse Gegenstände hielten; so hörte ihnen der Knabe in solchen Fällen aufmerksam zu, und sie unterredeten sich gern mit ihm über Gegenstände der Religion. Sein Vater suchte seine Neigung zu einem geistlichen Leben in ihm zu unterdrücken, denn er hatte ihn für einen ansehnlichen Platz in der Welt bestimmt. Aber wie es auch sonst in der Welt zu geschehen pflegt, es erhielt die Gemüthsrichtung, die man zu unterdrücken suchte, nur desto größere Macht, und der Vater wurde endlich durch den Eindruck, den eine schwere Krankheit auf ihn machte, bewogen, jener Gemüthsrichtung nachzugeben. Bonifacius bildete sich in mehreren berühmten englischen Klöstern, wo er besonders mit der heiligen Schrift bekannt wurde, die ihm einst als Leuchte auf

*) „Geschichte der christlichen Kirche."

seinen Wegen unter den wilden Völkern dienen sollte. Freilich wurde hier sein Geist durch manche Vorurtheile beengt, die ihn an der reinen Erkenntniß der Schriftlehre hinderten, und die ihm nachher bei seiner Missionswirksamkeit nothwendig im Wege stehen mußten; denn je reiner und freier, je weniger getrübt durch Menschenwerk das Christenthum erscheint, desto leichter kann es in die Herzen der Menschen eindringen, desto leichter kann seine göttliche Kraft in der menschlichen Natur in allen Lagen derselben sich bewähren.

Als Bonifacius sein fünfunddreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, fühlte er sich durch das Beispiel der früheren Missionäre unter seinen Landsleuten angeregt, die Botschaft des Heils unter die Heiden zu bringen. Was wäre aus unserem Vaterlande geworden, hätte nicht Gott damals jenen Missionseifer durch seinen Geist besonders in England und Irland erweckt! Vielleicht werden einst die aus den Heiden gesammelten Gemeinden in Südindien, Asien und Afrika, wenn sie in einem durch das Christenthum wie unser Vaterland der Barbarei entrissenen Lande himmlische Güter genießen werden, dasselbe von dem beginnenden Missionseifer dieser unserer Tage sagen!

Versuchen wir es nun, uns von der Gesinnung und Stimmung des Bonifacius bei seinem Leben und Wirken unter den wilden Heiden aus seinen eignen Aeußerungen ein Bild zu machen. Was ihm die heilige Schrift war, zeigen diese Worte an einen Jüngling in seinem Vaterlande, den er zum eifrigen Studium der Bibel ermahnte: „Wirf Alles, was dich hindert, fortan hinweg, und richte dein ganzes Studium auf die heilige Schrift, welche unsere Seele ohne die Gefahr des Schiffbruchs im Sturm zu dem Ufer des Paradieses, zu den ewigen himmlischen Freuden der Engel geleitet." Einer Aebtissin, welche ihm Bibeln geschickt, schrieb er zum Dank: „Du hast den nach Deutschland Verbannten mit geistlichem Lichte getröstet; denn wer die finstern Winkel der deutschen Völker besuchen muß, fällt in die Schlinge des Todes, wenn er nicht das Wort des Herrn zur Leuchte für seine Füße und zum Licht auf seinen Wegen hat." Seinen alten Freund, den Bischof Daniel von Winchester, bat er, ihm eine von seinem verstorbenen Abt und Lehrer Wimbert hinterlassene Handschrift der Propheten zu schicken, welche mit deutlichen und gut abgetheilten Buchstaben geschrieben war: „Wenn Gott dies eurem Herzen eingibt," — schrieb er ihm — „so könnt ihr meinem Alter keinen größern Lebenstrost verleihen; denn eine solche Handschrift der Propheten, wie ich sie wünsche, kann ich hier zu Lande nicht bekommen, und mit meinen schon schwach werdenden Augen kann ich die kleinen und zusammenfließenden Buchstaben nicht erkennen."

Was der Grund seines Vertrauens bei seinem Wirken und Kämpfen war, zeigt sich in jenen Worten seines Briefes an eine englische Aebtissin: „Bete für mich, daß der sich so hoch gesetzet hat und auf das Niedrige sieht, mir meine Sünden vergebe, daß mir gegeben werde das Wort mit freudigem Aufthun meines Mundes, daß das Evangelium der Herrlichkeit Christi unter den Heidenvölkern laufe und verherrlicht werde."

Wie Bonifacius durch äußerliche Eindrücke auf die rohen Menschen wirken konnte, zeigt ein besonderer Vorfall. Als er in Hessen das Evangelium verkündigte, stand eine uralte, dem Donnergott (Thor) geweihte Eiche von ungeheuerer Größe, deren Anblick das Volk mit großer Ehrfurcht erfüllte, dem Eindrucke seiner Predigten besonders entgegen. Das Volk konnte sich von dem Glauben an die göttliche Kraft dieser Eiche nicht losmachen, und es konnte daher immer leicht wieder, wenn auch die Predigten des Bonifacius eine augenblickliche Wirkung hervorgebracht hatten, in's Heidenthum zurückfallen. Da ging Bonifacius nach dem Rathe derjenigen hessischen Christen, welche der Ansteckung des Heidenthums widerstanden hatten, mit wenigen Gefährten nach der Eiche hin. Er selbst hieb mit der Axt die Eiche um, während die Schaar der Heiden ihn wüthend umringte. Da sie aber die Eiche in vier Stücke auseinander fallen sahen, ohne daß ihr Gott an dem Bonifacius Rache nehmen konnte, so war mit einem Male ihr Wahn zerstört; und um den Eindruck jener Begebenheit fernerhin fortzupflanzen, ließ Bonifacius aus dem Holze des Baumes sogleich eine Kapelle bauen.

Die Hauptsache war dem Bonifacius immer, von Innen und durch Religionsunterricht und Mittheilung christlicher Bildung auf die Jugend zu wirken. Seine eifrige Sorge für die Bildungsanstalten in den Klöstern widerlegt, wie vieles Andere, den Vorwurf, als ob er durch die weltliche Gewalt, deren Mitwirkung er zu den bemerkten Zwecken gebrauchte, die äußerliche Bekehrung des Volkes erzwungen hätte.

Seine väterliche Fürsorge für den Unterricht und die Bildung der neuen Christen drückt sich sehr schön in jenem Briefe aus, in welchem er's dem fränkischen Hofcapellan Fulrad an's Herz legte, dahin zu wirken, daß nach seinem Tode ein eifriger und kräftiger Mann wieder an die Spitze des ganzen Werkes gestellt werde, da er selbst nach zwanzigjähriger Wirksamkeit diese Welt zu verlassen im Begriff war. „Ich bitte unseres Königs Majestät (Pipin)" — schreibt er — „im Namen Christi, des Sohnes Gottes, daß er jetzt bei meinem Leben mir noch anzeigen möge, welchen Lohn er meinen Schülern nachher ertheilen will. Denn es sind fast lauter Fremde, einige Priester, an vielen Orten zum Dienste der Kirche angestellt; einige Mönche, die in unsern Zellen angestellt worden, um die Kinder lesen zu lehren; einige Greise, welche lange Zeit bei mir lebend gearbeitet und mich unterstützt haben. Wegen aller dieser bin ich bekümmert, daß sie nach meinem Tode nicht zerstreut werden, wie Schafe ohne Hirten, und daß nicht die Völker an der Grenze der Heiden das Christenthum verlieren. Meine Pfarrer an der Grenze der Heiden haben ein armseliges Leben. Brot zu essen, können sie erlangen; aber Kleider können sie dort nicht erhalten, wenn sie nicht anderswo Rath und Hülfe empfangen, wie ich sie unterstützt habe, damit sie an jenen Orten zum Dienste des Volkes aushalten können."

Häufig bat er seine Freunde in England; ihm Erklärungsschriften über verschiedene Theile der Bibel zu senden, die er für seine Predigten gebrauchen wollte. Um den sinnlichen Menschen die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift recht einzuprägen, ließ er sich in England eine Abschrift eines Theiles der heiligen Schrift, die er bei seinen Predigten gebrauchen wollte, mit vergoldeten Buchstaben machen. Seine Fürsorge für die Verbreitung der Religionserkenntniß unter dem Volke geht auch hervor aus den wiederholten Gesetzen darüber, daß jeder Laie das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, und die Entsagungsformel bei der Taufe in deutscher Sprache kennen solle.

So sehr Bonifacius den Päpsten ergeben war, so scheute er sich doch keineswegs, auch dem Papste freimüthig die Wahrheit zu sagen, wo es das Gedeihen der neuen Kirche erforderte. Ueberbleibsel der alten heidnischen abergläubischen Gebräuche und Ausschweifungen am Neujahrstage hatten sich in Rom noch erhalten. Amulette wurden dort von Weibern getragen und feil geboten. Da nun häufig Leute aus den neuen Kirchen nach Rom reiseten, glaubten diese nachher solche Mißbräuche, die unter des Papstes Augen vorfielen, dadurch gutgeheißen und murrten über den Bonifacius, der so eifrig die Unterdrückung alles heidnischen Aberglaubens und aller heidnischen Mißbräuche durchzusetzen suchte. Bonifacius machte dem Papste Zacharias deshalb ernste Vorstellungen. „Die sinnlichen Menschen," — schrieb er ihm — „die unwissenden Deutschen, Baiern, Franken meinen, wenn sie etwas von dem Schlechten, das wir verbieten, in Rom geschehen sehen, daß dies von den Priestern erlaubt sei; sie machen uns dann Vorwürfe und nehmen für sich selbst ein Aergerniß, und unsere Predigt, unser Unterricht wird dadurch gehindert."

Auch die letzten Tage seines hohen siebzigjährigen Alters wollte Bonifacius nicht in gemächlicher Ruhe zubringen. Der Drang der Liebe trieb ihn, da er die Fortführung des Werkes in Deutschland nun seinem Lullus getrost überlassen konnte, dahin zu gehen, wo es an Arbeitern fehlte, wo noch große Kämpfe für das Evangelium zu bestehen waren. Der Gedanke, für die Bekehrung der Friesen zu wirken, für die seit der fünfzigjährigen Wirksamkeit des eifrigen Willibrod nichts geschehen war, und von denen noch ein großer Theil Heiden waren, dieser Gedanke hatte ihn nie verlassen und ergriff jetzt, da in Deutschland für ihn nichts mehr zu thun war, mit neuer Macht seine Seele.

Er nahm Abschied von seinem Nachfolger Lullus, indem er zu ihm sprach: „Ich kann nicht anders, ich muß reisen, wie mich der Drang meines Herzens dazu treibt, denn schon naht die Zeit meiner Auflösung. Bald werde ich, von diesem Leibe befreit, zum Kranze der ewigen Herrlichkeit mich erheben. Aber du, mein theuerster Sohn, führe den von mir angefangenen Bau der Gemeinden in Thüringen zur Vollendung, rufe das Volk von Irrlehren nachdrücklich zurück, vollende den angefangenen Bau der Kirche, und dort sei die Ruhestätte meines von der Last der Jahre gebeugten Leibes." Er trug dem Lullus auf, alles für seine Reise Nothwendige anzuschaffen, insbesondere in seinen Bücherkasten (geistliche Bücher, aus denen es unterwegs immer las oder sang, führte er stets bei sich) ein Tuch zu legen, in welches sein nach Fulda zu bringender Leichnam eingewickelt werden sollte.

Er raffte die letzten Kräfte seines Alters, welche durch die Begeisterung des Glaubens gesteigert wurden, zusammen und durchwanderte Friesland im siebzigjährigen Alter mit jugendlicher Kraft; er predigte, bekehrte und taufte Tausende, zerstörte heidnische Götzentempel und gründete Kirchen. Die Getauften hatten sich zerstreut, und sie sollten an einem bestimmten Tage sich alle wieder bei ihm versammeln, um die Firmelung zu empfangen. Bonifacius und seine Gefährten hatten unterdessen an dem Flusse Burde, unweit der Stadt Dockingen, damals Grenze zwischen Ost- und Westfriesland ihre Zelte aufgeschlagen. Als der Morgen des bestimmten Tages anbrach, sah Bonifacius sehnsuchtsvoll der Ankunft seiner neuen Christen entgegen. Er hörte das Geräusch einer kommenden Menge; aber es war eine große Schaar bewaffneter, wüthender Heiden, welche sich verschworen hatten, an diesem Tage den Feind ihrer Götter zu ermorden. Die christlichen Jünglinge in dem Gefolge des Bonifacius wollten ihn vertheidigen, und es sollte ein Kampf beginnen; aber sobald Bonifacius das Geräusch hörte, trat er, begleitet von seinen Geistlichen mit den Reliquien, die sie bei sich hatten, hervor und sprach zu den Jünglingen: „Hört auf zu kämpfen, denn die heilige Schrift lehrt uns sicher, Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem zu vergelten. Schon lange habe ich mich nach diesem Tage gesehnt, und von selbst steht die Zeit meiner Auflösung bevor. Seid stark im Herrn und tragt mit dankbarer Ergebung, was seine Gnade schickt. Hofft auf ihn und er wird eure Seele retten." Und zu den Geistlichen sprach er: „Meine Brüder, seid starken Muthes, und laßt euch nicht schrecken von denen, welche wohl den Körper, aber nicht die für ein ewiges Leben bestimmte Seele tödten können! Freuet euch im Herrn und werfet den Anker eurer Hoffnung auf ihn, der euch sogleich den Lohn der ewigen Seligkeit verleihen wird. Standhaft ertragt den kurzen Augenblick des Todes, um mit Christus ewig zu regieren!"

So starb er den Märtyrertod am 5. Juni 755.

Das Kloster zu Fulda und der Abt Sturm.

Von August Neander *).

Zu den thätigsten Schülern des Bonifacius gehört neben dem Abt Gregor der aus einer angesehenen baierischen Familie stammende Sturm, der dem Genannten frühzeitig von seinen Eltern zur Erziehung übergeben wurde. Nachdem er den Lehrer drei Jahre im Predigtamte unterstützt hatte, ergriff ihn der Gedanke, in einer der ungeheuern Wildnisse, die damals Deutschland bedeckten, und die erst der bildenden Kraft des Christenthums weichen mußten, ein Kloster zu gründen. Bonifacius, der die Klöster als ein besonderes Bildungsmittel für Volk und Land betrachtete, war daher sehr zufrieden mit diesem Vorhaben. Er gab ihm noch zwei Andere zu Gefährten, und nachdem er für sie gebetet und ihnen seinen Segen ertheilt, sprach er: „Geht in

*) „Geschichte der christlichen Kirche."

jenen Buchenwald (Buchonia, der Wald, der damals Hessen bedeckte)! Gott vermag seinen Dienern eine Stätte in der Wildniß zu bereiten." Zwei Tage wanderten sie durch die Wildniß, und sie sahen nichts als Himmel und Erde und ungeheure Bäume. Am dritten Tage kamen sie endlich nach einem Platze, der ihnen zum Anbau geeignet schien. Nachdem sie Christum angerufen, seinen Segen dazu zu geben, daß ihnen dieser Ort zum Wohnsitz werde, erbaueten sie sich hier kleine mit Baumrinde bedeckte Wohnungen, und blieben hier eine Zeit lang. Sodann begab sich Sturm wieder zu dem geliebten Meister, und er mußte diesem, der Alles vorsichtig überlegte und nicht Alles blos für den Augenblick berechnete, von der Lage des Ortes, der Beschaffenheit des Erdbodens, der Quellen einen genauen Bericht abstatten. Bonifacius sagte ihm nicht gleich seine Meinung, sondern ließ ihn erst in seiner Nähe ausruhen und erquickte ihn durch geistliche Unterredungen. Dann sagte er ihm offen, daß der von ihnen gewählte Platz zu sehr den feindlichen Streifereien der wilden Sachsen ausgesetzt sei; sie müßten einen tiefer im Walde liegenden Platz sich suchen. Lange suchten sie und konnten keinen Platz nach dem Wunsche ihres Bischofs finden. Endlich machte sich Sturm ganz allein auf den Weg. Auf einem Esel ritt er allein durch die wildesten Gegenden, indem er Psalmen sang und, das Herz zum Himmel hebend, mit Seufzer zu Gott betete. Er ruhete nur da aus, wo ihn die Nacht überfiel. Die Erde war sein Nachtlager. Mit einem Schwerte, das er bei sich führte, hieb er viel Holz von den Bäumen ab und verschanzte damit rings herum seinen Esel zum Schutz gegen wilde Thiere, deren eine große Menge in diesem Walde war. Er selbst aber legte sich, nachdem er den Herrn angerufen und — zu bezeugen, daß er sich ganz ihm hingebe — seine Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes geweiht, getrost nieder. Einst begegnete ihm eine Schaar der wilden Slaven, die sich in der Fulda badeten, nackt, wie sie waren, einen schrecklichen Anblick gewährten und mit verhöhnendem Geschrei ihn empfingen. Ihr Dolmetscher fragte ihn, wohin er gehe; er antwortete ruhig: „Tiefer in die Wildniß hinein!" und die Hand Gottes wachte über ihn; die Slaven ließen ihn ruhig ziehen. Er erreichte endlich den Zweck der mühseligen und gefahrvollen Wanderschaft; er fand einen Platz, mit welchem Bonifacius ganz zufrieden war. Hier wurde im Jahre 744 der Grund des Klosters Fulda gelegt, von dem der Anbau dieser Wildniß ausging, und in welchem die ausgezeichnetsten Lehrer der deutschen Kirche in den folgenden Zeiten gebildet wurden.

Karl der Große gebrauchte den frommen Mann besonders zur Verkündigung des Evangeliums unter den wilden Sachsen, die, oft besiegt, immer von Neuem wieder gegen die fränkische Herrschaft und die ihnen aufgedrungene und dadurch verhaßt gewordene christliche Kirche sich auflehnten. Aber Verkünder des Evangeliums im Gefolge von Heereszügen konnten freilich schwer zu den Herzen der Menschen den rechten Zugang finden. Sturm erregte die Wuth der Heiden gegen sich, und das Kloster Fulda war oft das Ziel ihrer verwüstenden Angriffe.

Am Tage vor seinem Tode ließ Sturm alle die Seinigen zusammenkommen, und sprach zu ihnen: „Ihr kennt mein Streben, wie ich für euren Nutzen und Frieden bis heute gearbeitet habe, daß dies Kloster nach meinem Tode dem Willen Christi treu bleiben möge, und daß ihr hier aufrichtig in Liebe dem Herrn dienen könnet. Nun bleibt alle Tage eures Lebens bei dem angefangenen Wandel. Betet für mich zum Höchsten und verzeiht mir, wenn ich etwas Schlechtes bei euch gethan oder Jemand mit Unrecht beleidigt habe. Ich verzeihe Allen von ganzem Herzen alle Schmähungen gegen mich, auch dem Lullus (der Erzbischof von Mainz war und in manche heftige Streitigkeiten mit dem Abt Sturm verwickelt gewesen), der mir immer entgegen war."

Als am andern Tage die Zeichen der Todesnähe sich bei ihm zeigten, baten ihn die Mönche, bei dem Herrn, zu dem er kommen werde, ihr Fürsprecher zu sein. Er antwortete: „Zeigt euch würdig und seid so in euren Sitten, daß ich mit Recht für euch bitten könne; dann werde ich thun, was ihr verlangt."

Das Kloster Lorsch.

Von A. L. Grimm *).

Höchst wahrscheinlich wurde das Kloster Lorsch und die Kirche, wie an vielen andern Orten in den ersten Jahrhunderten Christlicher Zeitrechnung, auf derselben Stelle erbaut, wo einst ein heidnischer, namentlich römischer Tempel stand. Es leitet zwar keine Nachricht darauf, daß hier einst eine römische Niederlassung gewesen, doch läßt sich dies aus den wenigen vorhandenen Resten römischer Alterthümer schließen, die sich in dem ehmaligen Klosterbezirk fanden, und noch da zu sehen sind. So sind die Säulenkapitäle an dem noch von dem Jahre 774 stehenden Klostereingange, wie auch Moller zugibt, sicher römischen Ursprungs. Ein Marmorblock, der deutliche Spuren trägt, daß er als gemeiner Mauerstein benutzt worden, enthält noch das Fragment einer römischen Inschrift, die wir jedoch, da Anfang und Ende fehlt, nicht zu deuten vermochten. Die obere Zeile enthält die Worte : ET. TRIB. QVA. CAS. die untere in zum Theil abgebrochenen Schriftzeichen : PRO. SAL. D. DNN.

Diese und noch mehrere ältere Steine finden sich in einer Ecke des von Dörnbergschen Gartens, der in der Nähe des alten Klosterportals auf einer Anhöhe liegt, und noch mit den alten Klostermauern umfangen ist, soweit sie nicht bei dem neuen Straßenbau an dieser Seite niedergerissen werden mußten.

Der Boden des Gartens besteht aus lauter klein zerbröckeltem Mauerschutte, und bei genauer Untersuchung lassen sich oft noch die Spuren schöner Marmorarten darunter entdecken. Man erkennt daraus, in welcher Ausdehnung und mit welcher Pracht die Kirche erbaut gewesen.

Die Stiftung des Klosters Lorsch fällt in die Regierungszeit Pipins des Kurzen. Cancor, einer der Grafen des Oberrheingaues, und seine Mutter Williswinde stifteten es, und wahrscheinlich schon vor dem Jahre 764, welches gewöhnlich als das Stiftungsjahr genannt wird. Es stand im Anfange nicht an dieser Stelle, sondern auf einer Insel der Weschnitz, und die Kirche wurde später „Aldenmünster, Altenmünster" (monasterium vetus) genannt, wahrscheinlich zum Unterschiede von der später erbauten Kirche. Die Stelle, wo dieses Altenmünster ehedem gestanden, ist mit Gewißheit nicht ausgemittelt, doch schließt man aus dem Umstande, daß im Jahre 1752 ein kleines Löffelchen, wahrscheinlich ein Kelchlöffelchen, etwas dickes Fensterblei, ein Meßkännchen, ein steinerner Sarg mit den zusammengefallenen Gerippen zweier Leichname, und überdieß noch mehrere ausgemauerte Gräber bei dem Pferdehirtenhäuschen gefunden worden, mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf, daß dort das Altenmünster mit seinem Begräbnißplatze gestanden.

Chrodegang oder Rutgang, der Bischof von Metz, war ein Schwestersohn Pipins und zugleich ein Anverwandter des Grafen Cancor. Daher war es natürlich, daß die Stifter ihm die innere Einrichtung des Klosters übertrugen. Dieser berief 16 Mönche aus dem drei Stunden von Metz gelegenen Kloster zu Gorze, und ordnete mit ihnen ein Kloster nach den Regeln des heiligen Benedictus, in dem er selbst anfänglich die Stelle des Abtes begleitete. Die Kirche weihete er dem heiligen Petrus und schenkte ihr zum Schutzheiligen den Leichnam des heiligen Nazarius, der in Mailand den Märtyrertod erlitten, und den er selbst von dem Papste Paulus zum Geschenke erhalten hatte.

Als diese Reliquie gebracht wurde, zog ihr die ganze Einwohnerschaft, Alte und Junge, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen bis an die Vogesen schaarenweise entgegen, und die Grafen Cancor und Warinus nebst andern Vornehmen der Umgegend, trugen sie selbst auf ihren Schultern unter den Hymnen und frommen

---

*) Die malerischen und romantischen Stellen der Bergstraße in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert von A. L. Grimm. Darmstadt.

Gesängen der Menge nach Lorsch, wo sie in der Kirche aufbewahrt wurde. Bald war der Zudrang zu diesem Heiligthume so stark, daß die Insel, worauf das Kloster stand, häufig zu klein war, um die zusammenströmende Volksmenge zu fassen. Deshalb beschloß man schon im Jahre 765, die Gebäude auf eine freiere und höher gelegene Stelle zu versetzen.

Chrodegang war aber durch seinen bischöflichen Beruf genöthigt, bald wieder nach Metz zurück zu kehren, ernannte seinen Bruder Gundeland zum Abte, und hinterließ ihm die Ausführung des neuen Kloster- und Kirchenbaues. Dieser sollte viel großartiger werden, als der erste, darum konnte er auch erst im Jahre 774 vollendet werden. Von ihm ist noch das Hauptportal übrig, das jetzt zuweilen als eine eigene kleine Kapelle zum Gottesdienste der wenigen Protestanten dient.

Der Ruf von den Wundern, die sich an Kranken und Bedrängten aller Art durch Verehrung des Schutzheiligen Nazarius bewiesen, vermehrte von Tag zu Tag seine allgemeine Verehrung und das Zuströmen des Volkes. Wenige kamen auch mit leerer Hand, und so stieg auch immer mehr der Reichthum und das Ansehen des Klosters. Nicht allein Güter und Gefälle wurden ihm geschenkt, auch Gold und Silber und Kleinodien aller Art brachte die reine Frömmigkeit jener Zeit als Opfer der Dankbarkeit, als Sühne für geschehene Fehltritte, oder zum Loskaufe von den künftigen Qualen des Fegfeuers dar.

Inzwischen war Cancor und seine Mutter Williswinda gestorben. Da gelüstete den Grafen Heinrich, Cancors Sohn, sich den Besitz des reich gewordenen Klosters als seines väterlichen Erbes wieder zuzueignen. Der Abt beschwerte sich deshalb bei dem königl. Gerichte, auch der Beklagte wurde gehört, und nun wurde nach den fränkischen Gesetzen entschieden, daß die Schenkung Cancors und seiner Mutter Williswinda ganz in der Ordnung sei, und Graf Heinrich unter keinem Titel zurückfordern könne, was sein Vater und seine Großmutter dem Kloster zum Eigenthum übergeben hätten. Heinrichs Ansprüche waren um so auffallender, da er selbst die älteste Schenkungsurkunde über die „Villa Hagenheim im Wormsgau" mit seinem eigenen Siegel versehen hatte. Er entsagte indessen nach dieser königlichen Entscheidung feierlich seinem Erbrechte auf das Kloster Lorsch, und Karl ließ dem Abte Gundeland eine förmliche Urkunde zur Sicherung seines Besitzes ausfertigen.

Zu größerer Sicherheit übergab Gundeland das Kloster und sein Zugehör in den Schutz und in die Hände des Königs Karl, der ihm dagegen ein Privilegium über das Kloster und seine Besitzungen, die freie Wahl der Aebte, und die Immunität von allem fremdem Gerichtszwange ertheilte.

Als endlich das Kloster und die Kirche fertig war, und die Einweihung vollzogen werden sollte, erfuhr der Abt, daß Karl der Große auf der Rückreise aus Italien in Speyer angekommen sei. Er ging ihm deshalb dorthin entgegen, und lud ihn zu dieser Feierlichkeit auf den 2. September 774 (nach Andern 777) ein. Gern sagte ihm der fromme Held zu, und erschien mit der Königin Hildegard und seinen Söhnen Karl und Pipin und mehreren Reichsfürsten in seinem Gefolge.

Die Einweihung geschah mit angemessener Pracht und nicht geringer Andacht. Der Erzbischof Lullus von Mainz vollzog sie, unterstützt von vier Bischöfen. Der Leichnam des heiligen Martyrs Nazarius ward dabei in feierlicher Prozession und mit großer Verehrung aus der früheren Kirche Altenmünster in die neue versetzt, und natürlich fielen bei dieser Gelegenheit von den Anwesenden reiche Geschenke. Karl der Große ging dabei voraus, indem er dem Abte eine zwei Tage vorher zu Worms ausgefertigte Schenkungsurkunde über die „Villa Obbenheim" einhändigte.

Der auf Gundeland folgende Abt Helmerich that viel zur Verzierung der älteren, wie neuen Kirche. Letztere soll überhaupt wegen des mit Verschwendung allenthalben in ihrem Innern angebrachten Silbers und Goldes und der darin herrschenden Pracht weit und breit berühmt gewesen sein. Selbst den Boden des ganzen Chors deckte ein purpurrother reich mit Gold gestickter Teppich.

Es würde unsere Leser ermüden, wenn wir der Zunahme dieser reichen und fürstlichen Abtei von Stufe zu Stufe folgen wollten. Unter vielen trefflichen und frommen Männern, die ihr als Aebte vorstanden, nahm sie immer mehr an Reichthum und Ansehen zu. Allein es kamen auch Unwürdige, und manche auf unerlaubten Wegen, zu dieser Würde; und solche verschleuderten den Kirchenschatz, verschwendeten ihn zu weltlichem Gebrauche, durch Luxus und Ausschweifung, und erkauften sich mit den Gütern des Klosters die Gunst benachbarter Fürsten und Herren.

Der fromme und kluge Abt Anselm bemühte sich zwar nicht ohne Erfolg, den von seinen Vorfahren verschleuderten Kirchenschatz größtentheils wieder zurück zu bringen, und selbst die zu Lehen abgegebenen Klostergüter wieder zu unmittelbarem Eigenthum zurück zu erhalten. Doch ereignete sich unter seiner Regiernng ein großes Unglück. Am 21. März 1090 wurde die prächtige Klosterkirche mit ihren Kostbarkeiten und der größte Theil des Klosters ein Raub der Flammen. Die Veranlassung dazu war folgende. Der Namenstag des Ordensstifter Benedictus wurde gefeiert, und am Abende wurden die Diener und das Volk im Klosterhofe gespeist und getränkt. Sie fingen hier auch an, allerlei Spiel und Kurzweil zu treiben, und kamen so auch auf das in jener Zeit beliebte Spiel, das hier und da noch im Breisgau unter dem Namen „Scheibenschlagen" üblich ist. Es werden dabei hölzerne Scheiben, die in der Mitte ein Loch haben, am Rande angezündet, bis sie sich verkohlen. Dann steckt man einen etwas schwanken Stock in das Loch der Scheibe und schleudert sie mit aller Kraft in die Höhe. Im Herunterfallen dreht sich dann die Scheibe, und beschreibt dabei durch den glühenden Rand schöne Feuerkreise, die sich besonders im Dunkel der Nacht gut ausnehmen. So wetteiferte dort auch Einer mit dem Andern, seine Scheibe höher hinauf zu schleudern, und Spieler und Zuschauer ergötzten sich an dem Schauspiele, das in jener Zeit vor der Erfindung des Schießpulvers wohl die Stelle eines Feuerwerkes vertreten mochte.

Da flog aber eine der glühenden Scheiben, ohne daß man es bemerkte, auf das Dach der Kirche, und blieb in den vom Morgenwinde getrockneten Schindeln hängen. Der wehende Wind fachte die Gluth zur Flamme, und ehe man sich's versah, griff das Feuer um sich. Gleich anfangs brannten auch die Glockenseile ab, und man konnte nicht einmal Sturm läuten. Auch aus der Kirche wurde nur weniges gerettet, weil das geschmolzene Blei glühend von dem Dache herabträufte, so daß man nicht einmal zu nahen wagen durfte.

Dieser Verlust war unbeschreiblich, gleich groß die Bestürzung des Abtes und der Brüder. Denn noch ein größerer Verlust drohete aus dem ersten. Das Volk fing an zu zweifeln. „Wären des heiligen Nazarius Gebeine wirklich in der Kirche befindlich gewesen, so hätte er sicher solch ein Unglück abgewendet." Diese und ähnliche Reden hörte man hin und wieder. Auch dem frommen Anselm kamen sie bis zu Ohren und drangen ihm schmerzlicher durch die Seele, als ihn das Unglück des Brandes schon niedergebeugt hatte. Andere fürchteten, daß der Leichnam des Heiligen mit verbrannt sein möchte.

Rührend ist in der Chronik die Beschreibung zu lesen, mit welch frommer Sorge die Nachsuchung nach der Reliquie nun betrieben wurde, mit welch großer Freude sich aller Herzen aber erfüllten, als man endlich den Leichnam fand, auf seiner Brust ein Bleitäfelchen mit der Inschrift: „Sanctus Nazarius Mediolani passus (der heilige Nazarius, der zu Mailand den Martyrtod erlitt)."

Kaum erscholl die Freudenpost von diesem Funde, so strömte auch das Volk von allen Orten herbei, um die geheiligte Reliquie zu verehren, und ihr reiche Opfer darzubringen. An einem glühendheißen Sommertage drängte sich das Volk an der Brandstätte zusammen, um das Haupt des Heiligen zu sehen. Es erlag beinahe der drückenden Sonnenhitze. Als aber nun der ehrwürdige Bischof Ebbo von Worms den Schädel des Martyrs erhob, und die Zuschauer zur Verehrung dieses Heiligen ermahnte, da geschah es, daß plötzlich auf die Schwüle ein erquickendes Lüftchen über

die Menge hinsäuselte. „Das verdanken wir der Nähe des heiligen Nazarius!" riefen sie. „Wir sind mit dem wahren Himmelsthau erquickt." Ein Jubel- und Freudengeschrei erfüllte die Luft; bald aber sammelte sich die Freude zu herzlichen lauten Dankgebeten. Und nun wetteiferten alle mit einander, man drängte sich herzu, die reichsten Gaben darzubringen. Frauen warfen selbst ihren Schmuck, Ohrgehänge, Armspangen, Halsketten, Ringe, Edelsteine, was jede zufällig an Kostbarkeiten bei sich hatte, als ein Opfer auf die Reliquie. Nicht allein die Reichen, selbst der Mittelstand brachte dar, was er hatte.

Bald kamen aber auch aus der Ferne von allen Seiten reichliche Spenden, so daß das Kloster und die Kirche in kurzer Zeit wieder aufgebaut werden konnte, obgleich nicht in derselben Pracht, wie die von den Flammen verzehrte.

Unter mehreren der folgenden Aebte kam die Klosterzucht in Verfall. Die Aebte führten eine schlechte Haushaltung und gaben die eigenen Güter des Klosters zu Lehen weg, die Mönche verwilderten und lehnten sich gegen ihre Vorgesetzte auf. Abt Benno, gegen den sich die Mönche verschworen, wurde durch die Hilfe des Vogtes Berthold des jüngern sogar verjagt, und flüchtete zu dem Kaiser Heinrich nach Italien. Durch das Fürwort des Pfalzgrafen Godfried, der bei dem Hofe sehr angesehen war, gelang es ihm zwar, wieder in seine Würde eingesetzt zu werden. Er hatte aber dem Pfalzgrafen in seiner Noth versprochen, ihm alle während seines Lebens heimfallende Lehen zu übertragen, und da bald darauf sieben der bedeutendsten Lehengüter, welche die angesehensten Vasallen Lorschs besassen, durch den Tod derselben erledigt wurden, mußte er sie dem Pfalzgrafen überlassen. Diese Lehen sind in der Geschichte als die Voll- oder Fahnlehn bekannt, und gaben in der Folge häufige Veranlassung zu Zwistigkeiten zwischen Kurpfalz und Kurmainz.

Am schlimmsten stand es mit der Ordnung im Kloster zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Konrad, der wegen seiner edeln Abkunft, seiner Tugenden und seltenen Geistesgaben zum Abte gewählt worden war, ergab sich bald der Wollust, der Verschwendung und dem Uebermuthe, verschleuderte und verkaufte nicht allein die Güter und Gefälle, sondern auch die Kirchenornate und Klostermöbeln; sein Beispiel verleitete auch die Mönche zu manchen Unordnungen, und als diese ihn endlich bei dem Papste verklagten, wurde ein Commissarius geschickt. Da dieser die Klagen gegen den Abt gegründet fand, wurde endlich im Jahre 1232 die fürstliche Abtei Lorsch dem Erzbischofe Siffried III. von Mainz durch eine kaiserliche Schenkung übergeben. Auf sein Ansuchen erlaubte ihm auch der Papst Gregor IX. die Benedictiner aus dem Kloster zu entfernen, und es mit Cisterciensern zu besetzen. In den nächstfolgenden Jahren gab es nun mancherlei Kämpfen dieser beiden Orden um den Besitz des Klosters, und da endlich die Cistercienser sich wegen der Angriffe der Benedictiner nicht mehr zurück zu kehren getrauten, so besetzte es der Erzbischof mit Prämonstratenser Chorherren aus dem Kloster Allerheiligen, von welchen er sich jedoch eine förmliche Verzichtsurkunde auf das Fürstenthum Lorsch, seine Güter, Gefälle, Würden und Rechte ausstellen ließ.

Da Pfalzgraf Otto nun aber unter dem Titel der Erb-, Schutz- und Kastenvogtei über das Kloster eine Theilung seiner Besitzungen von Mainz verlangte, kam es endlich sogar zum Kriege, in welchem Otto die Stadt Mainz belagerte, der jedoch 1239 durch einen Vergleich beigelegt wurde, wodurch der Pfalzgraf die Obervogtei über das Kloster, der Erzbischof von Mainz aber seine Güter erhielt. Allein die Streitigkeiten waren durch denselben nicht beendigt, sondern dauerten vielmehr abwechselnd verborgen und offen fort, und das Kloster erhielt sich nur unter vielerlei Drangsalen. In der baierischen Fehde wurde es von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen im Jahre 1504 geplündert und vielfach beschädigt. Pfalzgraf Friedrich II., der sich zum Protestantismus hinneigte, verjagte im Jahre 1505 die Prämonstratenser aus dem Kloster, und nahm Besitz von Allem, was dazu gehörte. Seitdem stand Kirche und Kloster leer und profanirt. Dieser Fürst hob überhaupt mit Bewilligung des Papstes

zwölf Klöster auf, und verwendete ihre Einkünfte für kirchliche und wissenschaftliche Zwecke. Unter seinem Nachfolger Otto Heinrich stand Carpentarius, wahrscheinlich ein lutherischer Prediger aus Worms, dem Kloster als Probst vor. Friedrich III. führte die reformirte Lehre ein, und im Jahre 1566 war ein reformirter Pfarrer in Lorsch. Der Titel eines Probstes verschwindet von da an, bis 1580 ist zwar noch von einer Probstei, später aber nur von „der Kurpfalz-Verwaltung" oder „der Schaffnerei Lorsch" die Rede.

Bei Don Corduba's Zuge durch die Pfalz wurde das Kloster Lorsch im Jahre 1621 in Brand gesteckt und ging in Flammen auf. Seitdem ist es bis auf das oben erwähnte Portal und eines der drei Kirchenschiffe, das zum Kornspeicher umgewandelt ist, verschwunden. Mainz nahm wieder Besitz davon und nach dem Frieden wurden endlich die Zwistigkeiten zwischen der Pfalz und Mainz durch den bekannten Bergsträßer Vergleich völlig ausgeglichen. Nach dem französischen Revolutionskriege kam es durch den Friedensschluß im Jahre 1803 mit den übrigen kurmainzischen Besitzungen an der Bergstraße an Hessen-Darmstadt.

Karl der Große, der auf dieses Kloster ein besonderes Augenmerk gerichtet zu haben scheint, hatte angeordnet, daß in jedem Kloster eine Bibliothek angelegt werden sollte. Es ist daher wahrscheinlich, daß die hiesige nachher so berühmte große Büchersammluug schon in den ersten Zeiten der Gründung des Klosters ihren Anfang genommen, und mit dem Aufblühen desselben auch verhältnißmäßig angewachsen ist. Quad von Kinkelbach thut derselben mit folgenden Worten Erwähnung: „Dies Kloster hat eine gar alte Liberey gehabt, dergleichen man in ganzem Deutschland nicht gefunden hat; aber die alten Bücher sind meistentheils daraus verzuckt worden, es sind noch inwendig hundert Jahren Bücher darin gewesen, die Virgilius mit eigener Hand geschrieben haben."

Es ist Jammerschade, daß diese Bibliothek nicht ganz beisammen geblieben. Wie manche Aebte mit den Gütern des Klosters hauseten, so thaten sie auch mit den Büchern. So verpfändete der unkluge Abt Diemo, der im Jahre 1139 starb, in den letzten Jahren seines Lebens drei überaus prächtige, mit Gold und Silber beschlagene und mit Edelsteinen verzierte Bücher, die nie wieder eingelöst wurden. Der oben erwähnte eigenhändige Codex des Virgilius soll sich dermalen in der Wiener Bibliothek befinden. Der größte Theil der Lorscher Bibliothek kam indessen durch den pfälzischen Kanzler und Bischof von Worms, Johann von Dalberg, schon im fünfzehnten Jahrhunderte nach Ladenburg, und wurde später der berühmten Heidelberger Bibliothek einverleibt.

Aus den Zeiten des Klosters findet man noch in seinem ehemaligen Bezirke mehrere Reste von steinernen Särgen. Einer derselben ist noch ganz wohl erhalten und dient als Brunnentrog. Der frühere Bewohner und Besitzer dieses Gutes, ein Herr von Hausen, soll ihn bei seinen Nachgrabungen nach den Kirchen- und Klosterschätzen aufgefunden haben. Man erzählt, daß sich in dem Sarge ein Schieferstein mit einer Inschrift in fremder Sprache und unter dem Schädel viele Pergamente befanden, die Arbeiter hätten aber Alles zerstört. Es war ja kein Gold, keine der Silberplatten, womit einst der Altar des heiligen Nazarius umfaßt war.

Im Jahre 1802 drohete auch dem alten Portale der Untergang. Die Gemeinde Kleinhausen beabsichtigte den Bau einer Kirche und hatte von der kurmainzischen Hofkammer dieses „alte unbenutzte Gemäuer" erkauft, um die Steine davon zu benutzen. Der Großherzog von Hessen erfuhr indessen bei der Besitznahme von dieser Gegend nicht sobald, was diesem Denkmal der ehemaligen Herrlichkeit der fürstlichen Abtei drohete, als er auch sogleich nicht nur den Abbruch untersagte, sondern auch für die Unterhaltung desselben sorgen ließ.

Hermann I., Landgraf zu Thüringen und Hessen, Pfalzgraf zu Sachsen 1195—1218.

Von Gustav Simon *).

Das erste Drittheil des 13. Jahrhunderts, in welches das Leben des edeln Fürstenpaars fällt, dessen Darstellung der Gegenstand dieser Blätter ist, war eine große Zeit für unsere Nation. Von manchen unserer Zeitgenossen, sei es aus Unwissenheit oder aus Vorurtheil vorzugsweise als „die finstere Zeit des Mittelalters" bezeichnet, erscheint uns vielmehr das Zeitalter der Hohenstaufen, in welches unsere Geschichte fällt, als eine Zeit der höchsten Kraftentwickelung und Blüthe unsers Volkes.

Nach außen war der Name des heilgen römischen Reiches deutscher Nation noch kein Gegenstand der Schmach und des Spottes, die Kaiserwürde noch kein leerer Schall, die Kaiserkrone noch nicht das Symbol der Ohnmacht und Schwäche. Zwar auch damals gab es Fürsten in Deutschland, die an Macht und Ansehen mit dem Kaiser wetteifern konnten, ja zum Theil seine Hausmacht weit übertrafen; aber sie sahen in ihm damals noch den obersten Repräsentanten ihrer fürstlichen Würde, den Mittelpunkt des Reiches, den Führer der Christenheit, dessen Ehre ihre Ehre war, dessen Macht und Herrlichkeit auch ihrer Würde Glanz und Ansehen verlieh. Wenn der Kaiser rief, so waren noch seine Fürsten da, ihrem Oberlehnsherrn in Krieg und Sieg zu folgen, die Ungehorsamen und Widerspenstigen zu züchtigen und allerwegen die Würde des Reiches zu behaupten.

Bei dem Allem war es ein unruhvolles Zeitalter und es fehlte nicht an den vielfältigsten innern Kämpfen und Fehden. Aber das vorhandene Maß von Kraft war so gewaltig, daß dies Alles eine gedeihliche innere Entwickelung nicht zu stören vermochte.

Unter Kaiser Friedrich II., dessen Regierung den größern Theil der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausfüllt, sehen wir den Grund gelegt zu der nachmaligen großen Blüthe der deutschen Städte. Auch sonst bemerkt man eine Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes.

Als Frucht davon haben wir anzusehen die Entwickelung und Ausbildung der Wissenschaften und Künste, vor Allem der christlich-germanischen Baukunst. Die Dome zu Straßburg, Ulm, Freiburg, Köln, Marburg und an unzähligen andern Orten verdanken jener Zeit ihre Entstehung. — Die altdeutsche Dichtkunst, der deutsche Minnesang feierte damals seine Siege. Man vergleiche nur einmal ein Lied Walthers von der Vogelweide mit den Reimchroniken von dem Leben der heil. Elisabeth und man wird sehr leicht finden, wo Wahrheit der Gedanken, Tiefe der Empfindung und Schönheit der Form, und von dem Allem das Gegentheil : trockene Reimerei und unbeholfene Redeweise, zu finden ist.

Hand in Hand damit ging die Stiftung von christlichen Anstalten. Man sieht allerwärts alle mögliche Anstalten zur Bildung der Jugend und vor Allem zur Linderung der Armuth, zur Pflege der Kranken erstehen, die ihre Segnungen durch die Jahrhunderte hin verbreitet haben und zum Theil noch jetzt im Segen bestehen.

„Zu keiner Zeit," sagt ein genauer Kenner jener Zeit **), „ist die Sorgfalt und Mildthätigkeit für Arme, Kranke, Wittwen, kurz Hülfsbedürftige aller Art wohl so groß gewesen, als in jenen Jahrhunderten. — — — Klöster, Stifter, Prälaten, Päpste, Fürsten, Könige, Städte, Alle wetteiferten und überboten sich in Austheilung

*) Ludwig der Heilige, Landgraf von Thüringen und Hessen und seine Gemahlin die heilige Elisabeth von Ungarn. Ein geschichtliches Lebensbild aus dem Zeitalter Kaiser Friedrichs II. Von G. Simon, evangel.-luth. Oberpfarrer zu Michelstadt. Frankfurt a. M. 1854.

**) Raumer, die Hohenstaufen. VI., 494.

von Speisen und Kleidern, in Anlegung von Armenhäusern, Krankenhäusern und milden Stiftungen aller Art. Die Zahl der letztern wurde mit so großer Freigebigkeit vermehrt und man sorgte so verständig für ihre innere Einrichtung, daß es in der That Erstaunen und Bewunderung erregt."

Könnte man auch Manches gegen diese Anstalten erinnern, etwa daß sie Müßiggang und Arbeitsscheu vermehrt hätten, so hatten alle diese Anstalten doch den gar nicht hoch genug anzuschlagenden Vorzug vor dem, was, der Regel nach, heutzutage geschieht, daß die Kosten dafür nicht von Staats- oder Gemeindewegen und durch erzwungene Umlagen herbeigebracht wurden, sondern daß die christliche Liebe sie freiwillig darreichte; ferner, daß sich selbst Fürsten und Fürstinnen nicht scheuten, ihre Almosen mit eigenen Händen zu reichen und selbst Hand zu legen an die Wartung und Pflege der Kranken und Elenden. Es hatte das den unberechenbaren Vortheil, daß die Armen alle die Gaben und Wohlthaten, die ihnen zu Theil wurden, nicht als ein Recht beanspruchen konnten, was der unvermeidliche Krebsschaden aller Staats- und Gemeindeanstalten ist, die für solche Zwecke wirksam sind. Die Ueberzeugung, daß die freiwillige helfende Liebe es war, die sich ihrer annahm, konnte zwar nicht jeden Mißbrauch verhindern, — und welche Anstalt wäre dies auch im Stande? aber sie mußte das Gefühl der Dankbarkeit erwecken und von selbst auf die moralische Besserung der Unterstützten einwirken. Wir werden uns überdieß auch im Verlaufe unserer Geschichte davon überzeugen, daß es auch damals nicht an Beispielen fehlt, wie die christliche Liebe mit dem Almosengeben zugleich auch recht ernstliche Aufmunterungen zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu verbinden wußte.

Kurz, es war ein Zeitalter großer Thaten nach außen und nach innen. Die altgermanische Kraft, die einst das römische Reich zerbrochen und das Abendland umgestaltet hatte, war noch ungeschwächt vorhanden. Aber sie hatte ein neues Lebenselement in sich aufgenommen, das die deutschen Stämme durchdrang, veredelte und die schönsten Blüthen und Früchte hervorbrachte. Das Evangelium ist noch von keinem Volksstamme mit solcher Innigkeit aufgenommen worden, als von dem germanischen. Der christliche Geist war damals nicht bloß im deutschen Volke vorhanden, er beherrschte und durchdrang es und brachte Thaten und Werke hervor, die seine in jeder Beziehung schwächeren Nachkommen wohl anstaunen und bewundern, aber nicht mehr nachahmen können.

Allerdings finden wir daneben noch gar vielfach die ungebändigste Leidenschaftlichkeit, einen mit unglaublicher Schnelligkeit und Heftigkeit auflodernden Zorn, der sich leicht zu blutigen Thaten hinreißen ließ, — die Ermordung König Philipps und des Erzbischof's Engelbert von Köln sind unter Andern Beispiele dafür, — eine unbegrenzte Unduldsamkeit gegen Andersgläubige, Ketzer und Juden, und Unterdrückung der niedern Klassen, namentlich des Bauernstandes. Indessen haben wir uns doch zu hüten, daß wir die deutschen Zustände in den nächst folgenden Jahrhunderten nicht mit jenen verwechseln, die noch in der Zeit vorhanden waren, von welcher wir reden. Namentlich sehen wir, wie damals sich Deutschland von manchen Gräueln im Ganzen rein erhalten hatte, womit andere Völker ihre Geschichte befleckt haben. Die Kriege und Fehden werden zwar auch hier mit unnöthiger Grausamkeit geführt: selbst fromme Fürsten finden Nichts dabei, wenn ihre Schaaren plündernd und sengend in das Gebiet des Feindes einfallen, Dörfer und Städte niederbrennen, um dem Feinde Schaden zu thun. Allein Nichts erinnert doch an das Gräuel der Kriege zwischen den Ghibellinen und Guelfen in Italien, oder an die Grausamkeit der Vertilgungskriege gegen die Albigenser und Waldenser im südlichen Frankreich. Wir erinnern in ersterer Beziehung an die Thaten eines Ezzelin von Romano und in letzterer an die des Grafen Simon von Monfort. — Auch der Bauernstand lebte damals noch in einem ungleich glücklichern Zustande, als in den folgenden Jahrhunderten. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo, so zu sagen, bei jedem Dorfe ein Raubritter hauste, ein Schrecken für Einheimische wie für Fremde und Reisende. Als Landgraf Ludwig

der Heilige seinen Kreuzzug antrat, nimmt er zu Creutzburg nicht blos von seinen Vasallen Abschied, er redet auch seine getreuen „Bauern“ an und sagt ihnen Lebewohl. Ja dem Bürgerstande in den damals aufblühenden Städten widmeten weise Fürsten eine ganz besondere Sorgfalt. Landgraf Ludwig unternimmt wegen einiger geplünderten Kaufleute aus Thüringen und Meißen einen sehr ernstlichen Feldzug gegen einen Herzog von Polen, fällt wegen eines, einem armen Mann geraubten Esels in das Hochstift Würzburg ein und zeigt sich bei jeder Gelegenheit als einen kräftigen Beschützer auch des Geringsten seiner Unterthanen. Konrad's von Marburg Ketzerverfolgungen, die im Verhältniß zu dem, was anderwärts geschah, unbedeutend sind, reichten hin, die Inquisition von Deutschland fern zu halten.

Trotzdem standen sich die Gegensätze, innerhalb welcher sich dies Leben auf Erden bewegt, hier wie überall in keiner Periode der Weltgeschichte so feindselig und schroff einander gegenüber. Kirche und Welt, Papst und Kaiser, Ritter und Mönch bilden dieselben Gegensätze, wie das Leben an den prächtigen Höfen der Fürsten, wir nennen unter Andern namentlich die Hohenstaufen, und das ärmliche Leben in manchen Mönchsorden mit ihren Selbstpeinigungen; wie die damaligen Kriege und Fehden und die Kreuzpredigten eines Franziscus von Assisi, sie sichtbar und gleichsam handgreiflich darbieten. — So streng und schroff nun diese Gegensätze auch von einander geschieden waren, so fehlte es doch nicht an häufigen Berührungspunkten zwischen beiden und an unglaublich schnellen Uebergängen von dem einen zu dem andern. Der stolze Ritter mit seiner ungebändigten Streit- und Siegeslust wird vielleicht in der kürzesten Zeit zum demüthigen, sich selbst kasteienden, die niedrigsten Dienste verrichtenden Klosterbruder; das üppige Hoffräulein eben so schnell zur demüthigsten Büßerin, die nun ihr früheres Leben beweint. Dies war in Deutschland nicht minder, als in den südlichen Staaten Europa's. Auch unsere Geschichte liefert uns Belege dazu.

Es war eben eine Zeit, worin die Gegensätze dieses Lebens in der allerschroffsten Weise zur Erscheinung kamen. Ueberall aber, im Guten wie im Schlimmen, finden wir entschiedene Charaktere voll Muth und Thatkraft.

Zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts herrschte über Thüringen und Hessen Landgraf Hermann I. als einer der reichsten und mächtigsten Fürsten im Reiche. Er war der Sohn Landgraf Ludwig's II. des Eisernen und seiner Gemahlin Jutha von Schwaben, einer Schwester Kaiser Friedrichs I. Barbarossa. Nachdem sein älterer Bruder Ludwig III., der Milde oder der Fromme auf einem Zuge in's heilige Land 1190 auf der Insel Cypern ohne männliche Erben gestorben war, trat Hermann I. die Regierung seines Landes an.

Auf dem nordwestlichen Gipfel des, an Naturschönheiten so reichen Thüringer Waldes erhebt sich auf steiler, waldiger Anhöhe über dem freundlichen Städtchen Eisenach, die alte Feste Wartburg. Diese Feste hatte der zweite Graf von Thüringen, Ludwig, der Salier, weil er aus Salischem Geschlechte stammt, oder der Springer genannt, angeblich weil er sich einst durch einen mächtigen Sprung aus dem Schlosse Giebichenstein bei Halle in die vorbeifließende Saale, aus der Gefangenschaft befreit haben soll, erbaut. Aus den Fenstern dieses, an großen Erinnerungen aus alter Zeit so reichen Bergschlosses schweift das Auge des Beschauers weit hin gegen Norden und Osten über die gesegneten Gauen von Thüringen; gegen Westen blickt es über eine bewaldete Berglandschaft nach dem Hessenlande und nur gegen Süden und Südosten ist die Aussicht durch noch höhere Berge des Thüringerwaldes und des Rhöngebirges begrenzt.

Hier auf der Wartburg wohnte zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, Landgraf Hermann I. zu Thüringen und Hessen, Pfalzgraf zu Sachsen, ein Urenkel Ludwig des Saliers, des Erbauers der Wartburg, der Neuenburg über Freiburg an der Unstrut und des Klosters Reinhardsbrunn, und wie schon erwähnt, ein Sohn Landgraf Ludwigs (II.) des Eisernen.

Er hatte nebst seinem älteren Bruder, Ludwig, dem 3. Landgrafen von Thüringen, eine für jene Zeiten sorgfältige Erziehung genossen. Sein Vater sandte ihn, ein damals seltener Fall, mit seinem Bruder an jenen „Quell der Erkenntniß und Brunnen der Gottesgelehrtheit," nach der Universität Paris, um dort in den Wissenschaften unterrichtet zu werden. Von seiner Mutter Jutha, welche die schwäbische Dichtkunst nach Thüringen verpflanzte, hatte er die Liebe zur Dichtkunst, zum Minnesang geerbt. Sein Name ist dadurch unsterblich geworden. Außerdem war er ein großer Freund der heiligen Schriften. Niemals pflegte er sich zu Bette zu legen, ohne sich vorher einen biblischen Abschnitt vorlesen zu lassen. Eifrig sammelte er die Thaten der Vorfahren, die er von den Dichtern in Verse bringen ließ. Die sechs berühmten Wartburgsänger, von denen bald weiter die Rede sein wird, nahm er in seinen Dienst. Er war einer der ausgezeichnetesten Fürsten, welche die deutsche Geschichte kennt. Denn neben seiner Liebe zu Künsten und Wissenschaften war er muthig und tapfer wie Wenige. In seiner Stellung zu den beiden, damals sich einander bekämpfenden Parteien der Hohenstaufen und Welfen benahm er sich jedoch mehr staatsklug, als treu. Mehr denn einmal wechselte er seine Farbe und ging von der einen Partei zur andern über. Dafür hatte er aber auch den Haß beider zu erfahren und wurde mehrmals auf's Härteste gezüchtigt.

Landgraf Hermann war zweimal verheirathet. Mit seiner ersten Gemahlin Sophia, einer gebornen Herzogin von Oesterreich und Schwester des Herzogs Leopold VII., des Ruhmwürdigen oder Ehrenreichen von Oesterreich hatte er zwei Töchter, Jutha und Hedwig, von denen uns hier nur die erste interessirt.

Graf Dietrich von Weißenfels, aus dem Hause Wettin, suchte Hülfe bei Landgraf Hermann gegen die Bedrückungen seines Bruders, des Markgrafen Albert von Meißen. Hermann gab ihm zur Antwort, es fehlte ihm an einer Veranlassung zum Kriege, wolle er aber sein Schwiegersohn werden, so werde er ihn auf alle Weise unterstützen. Obgleich Jutha, die indessen damals noch in der Wiege lag, dem Grafen wegen ihrer Häßlichkeit mißfiel, so blieb ihm doch keine andere Wahl. Er entschloß sich zu der vorgeschlagenen Heirath und kam mit der Hülfe des Landgrafen in den Besitz von Meißen. Während nun Dietrich auf dem Kreuzzuge unter Friedrich I. war, starb sein Bruder Albert und Dietrich wurde so rechtmäßiger Besitzer der Markgrafschaft Meißen. Allein der habgierige deutsche König Heinrich VI. nahm das Land für sich in Besitz und Markgraf Dietrich konnte nur mit Mühe seinen Nachstellungen auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande, in Italien entgehen. Nach dem Tode Heinrichs VI. kam er jedoch in sein gebührendes Erbe.

Die zweite Gemalin Landgraf Hermanns hieß ebenfalls Sophie und war eine Tochter des bekannten Herzogs Otto von Baiern. Mit ihr erzeugte er vier Söhne, Ludwig, den nachmaligen Gemal der heiligen Elisabeth, Hermann, Heinrich Raspe und Konrad, und zwei Töchter, Agnes und Irmengard.

Hermann, der zweite Sohn starb frühe, im Jahre 1216, noch vor seines Vaters Tode. Die beiden Brüder Heinrich Raspe und Konrad werden uns noch mehrfach im Verlaufe dieser Geschichte begegnen. Irmengard ward mit einem Grafen von Anhalt vermählt und werden wir hier Nichts mehr von ihr vernehmen. Agnes dagegen, die mit der heiligen Elisabeth auf der Wartburg erzogen wurde, war berühmt wegen ihrer Schönheit, und wurde später, wie wir sehen werden, mit dem Herzoge Heinrich von Oestreich verheirathet.

Landgraf Hermann dachte, nach der Sitte seiner Zeit, frühzeitig an eine vortheilhafte Heirath für seinen ältesten Sohn Ludwig, den Erben seines Landes. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm auf eine eigenthümliche Weise dar.

Wir haben bereits der sechs Minnesänger gedacht, die in seinen Diensten standen und ihn auf der Wartburg, wo er seinen Hof hielt, mit ihren Gesängen erfreuten und sein Lob der Mit- und Nachwelt verkündigten. Ihre Namen sind Heinrich von Veldeck, der Schreiber genannt, weil er zugleich das Amt eines

Kanzlers bei dem Landgrafen verwaltete, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwetzen. Diese vier waren „rittermäßige und gestrenge weppener", Männer von gutem Adel. Ferner Johann Bitterolf und Heinrich von Afterdingen oder Osterdingen, der erste einer von des Landgrafen Hofgesinde, der andere ein Bürger von Eisenach „von einem frommen Geschlechte."

Der anfänglich friedliche Wettstreit dieser Sänger artete bald aus in bittern Haß. Um Heinrich von Osterdingen los zu werden, der sie alle übertraf, machten die andern ein Complott gegen ihn. Sie kamen mit ihm überein, daß dessen Leben verwirkt sein sollte, welcher in dem nochmals anzustellenden Wettgesange überwunden werde. Da nun hier keiner dem andern weichen wollte, so sollte der Streit endlich durch Würfelspiel entschieden werden. Heinrich von Osterdingen verlor, weil seine Gegner sich falscher Würfel bedient hatten. Schon war der Nachrichter da, mit dem Strange, um das Urtheil an ihm zu vollziehen. Da floh der erschrockene Sänger in das Zimmer der Landgräfin und versteckte sich unter ihren Mantel. Da die Sache eine so ernste Wendung genommen hatte, so trat endlich der Landgraf für den geängstigten Dichter in's Mittel und that den Ausspruch, daß ihm ein Jahr Frist gegeben werden sollte, binnen welcher Zeit er den Dichter und Sänger, Meister Klingsor aus dem fernen Siebenbürgen zur Entscheidung des Streites und zur Bestimmung herbeiholen sollte. Meister Nicolaus Klingsor, ein Siebenbürger, hatte zu Krakau, Paris und Rom studirt, nach Arabien und Babylon Reisen gemacht und sich den Ruf eines Astrologen und Schwarzkünstlers erworben. Er stand damals bei König Andreas II. von Ungarn in Diensten, der ihm wegen seiner Kenntnisse im Bergbau einen Jahrgehalt von 3000 Mark Silbers gab, und hielt, wie ein Chronist sich ausdrückt, einen Hof „wie ein großer Bischof." Zu dem kam nun Heinrich von Osterdingen nach Siebenbürgen. Allein unterwegs hatte er sich allzulange bei Herzog Leopold VII. dem Ruhmwürdigen von Oestreich, der eben der Gegenstand seiner Heldengedichte war, aufgehalten. Als er mit Empfehlungsbriefen von diesem versehen, bei Klingsor ankam, war seine Jahresfrist bis auf wenige Tage verlaufen. Dieß setzte indessen den Schwarzkünstler nicht in Verlegenheit. Er ließ sich von dem Dichter den Hergang der Dinge auf's Genaueste erzählen und entschloß sich wirklich, mit ihm auf die Wartburg zu gehen. Ruhig hieß er dann den fremden Sänger mit seinen zwei Knechten sich zum Schlafe niederlegen und siehe da, im Schlafe führte sie Klingsor in einer Nacht mit Hülfe seiner schwarzen Kunst nach Eisenach hin. Als Heinrich von Osterdingen erwachte, hörte er von der Kirche zu St. Georg das Glöcklein zur Frühmeß läuten. Der Klang kam ihm bekannt vor und er sprach zu Meister Klingsor:

„Habe ich ye mee dy glockin gehort
So dünket mich ich sy czu ysenache dort."

Er richtet sich auf und schaut zum Fenster hinaus und als er die bekannten Häuser und Gassen sieht, sagt er verwundert:

„Ich sehe by sende iorgin thor,
vnde das dy lute stehin do vor,
dy obir felt wollin gehin.
Goth sy gelobit das wir hy stehin.
Dyt ist czwar hellegreffin huß,
da wir syn gegangen uß."

Und weiter setzt er hinzu:

„Czu den sobin borgen wir slaffe gingin
Vnde warn zcu mettenzeyt allhy,
Wy das qwam das erfur ich ny."

So erzählt die Gothaer Reimchronik, die das Leben der heiligen Elisabeth zum Gegenstand hat, wahrscheinlich nach Berthold dem Kapellan. Einfacher und weniger wunderbar, aber im Grunde nicht wahrscheinlicher lautet die Begebenheit beim Dietrich von Thüringen, der etwas später, im Jahr 1289, geschrieben hat. Derselbe sagt, Meister Klingsor sei von deutschen Fürsten nach Deutschland entboten worden, um den Streit zwischen den damaligen Gegenkönigen Philpp und Otto schlichten zu helfen. Bei dieser Gelegenheit habe er, bevor er zu Landgraf Hermann gegangen, in der Stadt Eisenach die Herberge genommen und dann die Geburt der heiligen Elisabeth und deren zukünftige Verheirathung mit dem Sohne des Landgrafen in den Sternen gelesen. Dieser Chronikschreiber weiß also Nichts von dem Wartburgsstreite und von der, in einer Nacht vollendeten Reise von Siebenbürgen nach Eisenach.

Dagegen stimmen alle Nachrichten über die bereits erwähnte Weissagung Klingsors überein. Rothe erzählt die Sache, im Ganzen übereinstimmend mit Berthold, aber ausführlicher so: Als Meister Klingsor mit seinen Begleitern in Heinrich Hellgraf's Herberge angekommen, sei ein großer Zusammenlauf des Volkes auf der Straße gewesen, um die fremden Gäste zu besehen. Auch der Landgraf sei mit seinem Gefolge von der Wartburg herabgekommen, um sie zu begrüßen. Eines Abends nun in dem Garten seines Wirths, als viele Leute vom Hofe und ehrbare Bürger der Stadt Eisenach beim Abendtrunke gesessen, hätten diese den Meister Klingsor, der ihnen oft von seinen Schicksalen und von seinen Reisen erzählt habe, gebeten, ihnen wieder etwas Neues zu sagen. Da habe Klingsor lange und mit Aufmerksamkeit die Gestirne am Abendhimmel betrachtet und endlich gesprochen: „Ich will euch eine neue fröhliche Mähre verkünden: heute in dieser Nacht wird meinem Herrn, dem Könige von Ungarn, eine Tochter geboren, die wird heilig sein und soll dem Sohne dieses Fürsten zur Ehe gegeben werden. Von ihrer Heiligkeit wird einst die ganze Christenheit erfreut und getröstet werden.“ Dieselbe Nachricht habe er dann am folgenden Tage dem Landgrafen Hermann und seiner Gemalin verkündigt, die sie mit größter Freude aufgenommen hätten.

Wenn man erwägt, wie der Glaube an die Astrologie nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern selbst bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein ein herrschender war, so darf man sich nicht wundern, wenn alle älteren Nachrichten diese Weissagung als eine durchaus verbürgte Thatsache geben.

Jedenfalls weist die Uebereinstimmung aller Berichte auf einen Zusammenhang zwischen der, nicht in Zweifel zu ziehenden Anwesenheit Meister Klingsor's auf der Wartburg und der nachmaligen Heirath des Sohnes des Landgrafen Hermann und der Tochter des Königs Andreas hin. Auch Ungarische Geschichtschreiber sagen, daß Klingsor aus Veranlassung dieser Heirath nach Deutschland gekommen sei.

Kurz, im Jahre 1211 schickte Landgraf Hermann eine große und glänzende Gesandtschaft nach Preßburg, wo damals König Andreas II. seinen Hof hielt, um die Hand der damals vierjährigen Prinzessin Elisabeth für seinen ältesten, damals elfjährigen Sohn Ludwig zu werben. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Grafen Meinhard oder Reinhard von Mühlberg, dem Herrn Walther von Vargila, einem trefflichen Manne, der das Erbschenkenamt am thüringischen Hofe begleitete und der Frau Bertha, der Wittwe des weiland Ritters Eginbald von Bendeleben. In ihrem Gefolge waren noch zwei alte Ritter und drei Jungfrauen. So zogen sie dahin mit zwei Wagen und dreißig Männern zu Roß, das Geschäft auszurichten, das Meister Klingsor dem Landgrafen gerathen hatte.

Bereits auf der Reise wurden sie allerwegen von Fürsten, Bischöfen und Prälaten, zu denen sie ihr Weg führte, mit den größten Ehren empfangen, wie es den Gesandten des berühmten und mächtigen Landgrafen von Thüringen und Hessen gebührte. In Preßburg selbst aber, dem königlichen festen Schlosse, wurden sie von dem Könige und seinen Großen mit der größten Ehre und Freude aufgenommen.

Sie säumten nicht, den Auftrag ihres Herrn auszurichten und ihre Werbung anzubringen. Der König und seine Gemalin gaben ihre Einwilligung, besonders, wie die Reimchronik sagt, auf Zureden Meister Klingsor's, der sich gleichfalls bei Hofe eingefunden hatte, um seine Weissagung in Erfüllung gehen zu sehen, sowie das Seinige weiter dazu beizutragen, daß sie nicht unerfüllt bleibe. Das gereimte Lob des Thüringer Landes lautet folgendermaßen:

„Vnde auch meister Clingesbor
der sprach : ich habes gesagt vor,
das der landgraffe von dörungin,
wole tuge zcu allin dingin.
Vehil guter manschaft her hat zwar,
aber sin lant ist cleyne vnde fruchtbar,
beide weiße*) vnde win,
des mag gnug darinne syn.
Weyt stal salcz vnde ysin,
dasselbe lait gar sere prißin.
Kuppfer harcz vnde lasur.
Dicke bir drinckin dy gebur.
Fische wilperetes ist es ouch riche.
Es hat großin walt yme sich vnde tiche.
Gute dorff vnde wenick stete,
weißin brot zcu eßin ir sete.
Ezwelf graveschaft sind darinne,
vnde ouch alßo vehil nach myme synne,
Sint do der freyen herrin,
dy sich alle an den lantgraffen kerin.
An andere rittere vnde knechte,
dy haben darinne groß geslechte.
Das lant ist mittene sere ebin,
mit bergin vnde mit weldin vmgebin.
Vehil vester burge vnde wol gebuwet.
Ich rate das yr sy yme vortruwet,
der fürste ist menlich schone vnde wiße,
synen son in allen stucken ich priße."

König Andreas, mag man im Uebrigen über ihn urtheilen, wie man will, war indessen jedenfalls ein Mann, dem die Eigenschaften der Herzensgüte und Freigebigkeit nicht abzusprechen sind. Mit den Schätzen seines Landes pflegte er nicht zu geizen. Als er seinen fremden Gästen, die gekommen waren, um die Hand seiner jungen Tochter zu werben, das Jawort gegeben hatte, veranstaltete er ihnen und seinen Großen, zu Ehren der Verlobung „seiner liebsten Tochter", prächtige Feste. Drei Tage lang wechselten Tänze, Gesänge und Saitenspiel mit einander ab. Dann entließ er seine Gäste. Die Gesandtschaft aus Thüringen aber ward auf's reichste beschenkt mit Gold, Silber und Kleinodien. Der größte Schatz aber, den sie mitnahmen, war die heilige Elisabeth. Das vierjährige Kind, in ein seidnes Gewand gehüllt und in eine silberne Wiege gelegt, ward ihnen übergeben. „Saget", so sprach die Königin Gertrud zu den scheidenden Boten, „sagt eurem Herrn, daß er einstweilen sich mit diesen Gaben begnügen möge. Gönnet uns Gott das Leben, so werden wir sie mit größerer Mitgift dereinst bei ihrer Hochzeit begaben". Und so gab sie ihnen denn einstweilen reiche Geschenke mit an Kleinodien und Gefäßen von edelm Metalle, goldenen Schmuck, mit Edelsteinen besetzte goldne Kronen, Spangen, Ringe, goldne Gürtel, kostbare seidene, mit Gold und Purpur durchwirkte Gewänder und Bettwerk und, außer der silbernen Wiege, eine silberne Badewanne, Kostbarkeiten, wie man sie in Thüringen vorher nie gesehen hatte. Dazu 1000 Mark Silber an baarem Gelde.

*) waizen.

„Mit zewen wagin sy enfuren yn,
mit dren eruß das mußte syn."
„Es stehit nicht allis uß zcu sagin,
was cleinotes truge derselbe wagin,"

sagt die Gothaer Reimchronik.

So brachten sie die Braut ihres künftigen Herrn nebst ihren Ammen und Wärterinnen nach der Wartburg.

Spät des Abends kam der Zug in der Stadt Eisenach an. Ermüdet von der weiten Reise, blieb die Gesandschaft mit ihrem Gefolge in Heinrich Hellgrafs Herberge über Nacht. Das Kindlein gab man seiner Amme.

Landgraf Hermann aber und Frau Sophie kamen noch des Abends von der Wartburg herab und empfingen ihre künftige Schwiegertochter mit großer Freude und mit innigem Danke gegen Gott. Die Landgräfin vermochte sich nicht mehr von dem Kinde zu trennen und blieb gleichfalls in Eisenach über Nacht. Des andern Morgens ging der Zug mit Wagen und Roß fröhlich zur Wartburg hinauf, wohin Landgraf Hermann die angesehensten Einwohner von Eisenach, Männer und Frauen, geladen hatte, ihnen sein neu gewonnenes Töchterlein zu zeigen, und sie mit einem Gastmale, mit Spiel und Tanz zu erfreuen. Das Kind ward dabei ihrem jungen Bräutigam in den Arm gelegt, zum Zeichen ihrer künftigen Vermählung.

Die heilige Elisabeth in Marburg 1229—1231.

Von Gustav Simon.

Nach all den harten Schicksalsschlägen, die sie erlitten, nach all den bittern Erfahrungen die sie während ihres kurzen Lebens zu machen gehabt hatte, mußte eine Seele, wie die ihrige war, nothwendig nach jener Ruhe und Stille die stärkste Sehnsucht empfinden, die unter solchen Umständen, religiösen Gemüthern so wohlthuend ist. Am Thüringischen Hofe hatte man sie ohnedies nie verstanden, ihrer Liebe begegnete, nach dem Tode ihres Gemals, hier überall nur Haß und Verachtung. Darum entschloß sie sich nach ihrem Wittwensitze Marburg überzusiedeln und dort, nach ihren Neigungen, dem Umgange mit Gott und der Barmherzigkeit gegen die Armen und Nothleidenden zu leben.

Dort, wo jetzt die Stadt Marburg von drei Seiten von der Lahn umflossen, sich an einen Hügel anlehnt, der von dem, in spätern Zeiten von den Landgrafen von Hessen an der Stelle der ganz alten Burg, wo einst Ludwig der Heilige oftmals getagt hatte, erbauten gothischen Schlosse gekrönt ist, in einer der reizendsten Gegenden, die es gibt, lag damals noch ein unscheinbares, ärmliches Dorf, das nicht einmal eine eigne Kirche hatte, sondern in das unweit davon gelegene Kirchdorf Oberweimar gepfarrt war.

Hierher zog sich die Landgräfin Elisabeth im Spätsommer oder Herbste des Jahres 1229 zurück. Ihre treuen Freundinnen Jutha und Eisentrud, die später gleich ihrer Herrin, als Schwestern des dritten Grades (Tertianerinnen) in den Orden des heiligen Franziskus traten und das Gewand der grauen Schwestern anlegten, begleiteten sie.

Vorher hatte sie bereits am Charfreitage desselben Jahres in der Minoritenkirche zu Eisenach öffentlich und feierlich vor dem entblößten Altare ihrem eignen Willen, ihren Eltern, ihren Kindern und Freunden, aller Ehre und Pracht dieser Welt entsagt. Ihre Idee war damals gewesen, entweder in ein Kloster zu gehen, oder ihr Leben als Klausnerin mit Almosen zu fristen. Nur die bestimmte Weigerung ihres Beichtvaters konnte sie davon abhalten, der sie mit Strenge darauf hinwies, daß sich ein

solches Leben für ihren Stand und ihr Geschlecht nicht zieme und daß sie ihres Witthums bedürfe, um ihr Leben zu fristen und die Schulden ihres Mannes zu bezahlen.

Nun erst entschloß sie sich, ihren Aufenthalt in Marburg zu nehmen, obgleich Meister Konrad ihr auch dies widerrieth, weil sie dort an den äußersten Grenzen des Landes der Landgrafen von Thüringen des genügenden Schutzes entbehre.

Aber auch bis hierher folgte ihr der Haß ihrer Verfolger. Sie konnte in Marburg keine passende Wohnung für sich und ihre Begleiterinnen finden und ging deshalb in das benachbarte Dorf Wehrda.

Hier bezog sie ein altes zerfallenes Bauernhaus, in welchem sie weder Schutz vor der Sonne, noch vor Regen und Wind fand. In dieser elenden Herberge machte sie sich unter der Treppe eine Art von Dach oder Hütte von belaubten Zweigen, worin sie ihre ärmlichen Speisen für sich und ihre kleine Familie bereitete, also eine Art von Küche, nicht zur Wohnung, wie Andere meinen. In dieser ärmlichen Behausung war sie den Strahlen der Sonne, wie der scharfen Zugluft ausgesetzt. Besonders aber hatten ihre Augen von dem immerwährenden Rauche zu leiden. Deshalb ließ sie sich in Marburg von Holz und Lehm ein Häuschen bauen, in welches sie überzog, sobald man es vollendet hatte.

Hier legte sie denn ihre weltlichen Kleider ab und kleidete sich nebst ihren Freundinnen Jutha und Eisentrud in das graue Gewand der Schwestern des heiligen Franziskus und begann nun ihre Wirksamkeit für die Armen und Unglücklichen. Vor allen Dingen fing sie an, ein Hospital für Arme und Kranke bauen zu lassen aus den Mitteln, die ihr von ihrem Heirathsgute übrig geblieben waren. Alle Kostbarkeiten, die sie noch aus früheren Zeiten besaß, goldnes und silbernes Geschirr, seidne, golddurchwirkte Gewänder, alle Arten von goldnem Schmucke, mit kostbaren Edelsteinen besetzt, kurz Alles, was sie hatte, verwendete sie zu diesem Zwecke. Das Hospital weihte sie ihrem Vorbilde, dem heiligen Franziskus von Assisi, und übergab es später, um seinen Bestand für die Zukunft zu sichern, dem deutschen Orden.

Ihre Zeit brachte sie nun hauptsächlich damit zu, die Kranken im Hospitale zu besuchen, sie mit allem Nöthigen zu versehen, sie zu speisen, ihre Wunden zu verbinden und sie in jeglicher Weise zu verpflegen, was sie Alles mit solchem Geschicke that, daß man sich allgemein darüber verwundern mußte, indem man nicht begreifen konnte, woher sie es gelernt habe. Doch begnügte sie sich nicht damit, Kranke in das Hospital aufzunehmen und dort für sie zu sorgen. Sie nahm auch noch welche in ihre eigne enge Wohnung auf, legte sie häufig in ihr Bette und zwar gerade solche am liebsten, die mit den ekelhaftesten Krankheiten behaftet waren, wie sie denn von jeher gerade diesen ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Sie verrichtete bei denselben die niedrigsten, den Sinnen am meisten widerstehenden Dienste.

So nahm sie einen lahmen, vater- und mutterlosen Knaben, der an einem beständigen Blutflusse litt, in ihr Zimmer auf. Sie legte ihn in ihr eigenes Bett, wachte bei ihm und mußte ihn in mancher Nacht sechs- und mehremale mit eigenen Händen aufheben, um ihn seine natürlichen Bedürfnisse befriedigen zu lassen. Ihre beschmutzten Betttücher wusch sie dann mit ihren eigenen Händen. Nach dem Tode desselben nahm sie ein aussätziges Mädchen, ohne Vorwissen ihres Beichtvaters, zu sich, reichte ihm Speise und Trank, wusch und kleidete es an und aus. Da Meister Konrad diese Unglückliche aus Furcht vor Ansteckung von ihr entfernt hatte, nahm sie einen lahmen Knaben, der so furchtbar mit einer bösortigen Krätze behaftet war, bei sich auf, daß er kaum ein einziges Haar auf seinem Kopfe hatte und leistete nun diesem dieselben Dienste. Dieser Knabe war noch bei ihr, als sie starb.

Die Zeit, die sie von diesen Werken der Liebe erübrigen konnte, brachte sie gewöhnlich mit Spinnen zu, wie sie es einst schon nach ihrer Vertreibung von der Wartburg gethan hatte. Sie spann Wolle für die Nonnen zu Altenberg bei Wetzlar, denn das Spinnen von Hanf und Flachs verstand sie nicht. Dabei war sie so gewissenhaft,

daß sie einst dem Kloster einen Pfennig zurückschickte, weil sie für diesen Betrag ohngefähr weniger gesponnen hatte, indem sie unerwartet mit Meister Konrad nach Eisenach zu reisen, von diesem den Befehl empfangen hatte.

Ihre Nahrung war dabei so ärmlich und einfach, als möglich. Kohl und ganz gewöhnliches Gemüse, in bloßem Wasser abgekocht, ungeschmälzt und ungesalzen. Gewöhnlich bereitete sie diese Mahlzeit selbst, wobei sie meistentheils am schlechtesten ausfiel, theils, weil sie die Kochkunst nicht gelernt hatte, theils, weil sie Nichts hatte, womit sie die Speisen etwas schmackhafter hätte machen können. Wenn es ihr denn öfters geschah, daß sie die Speisen anbrennen ließ, so ließ sie sich von ihrer Dienerschaft ganz ruhig und freundlich auszanken. War ihre ärmliche Mahlzeit vollendet, so pflegte sie auch noch das Geschirr zu waschen, und zwar oft heimlich, damit nur die Dienerinnen es nicht thun durften.

Aehnlich verhielt es sich mit ihrer Kleidung. Ihr graues Gewand war ihr zu kurz, deshalb verlängerte sie dasselbe mit einem Stücke Zeug von anderer Farbe. Mit der Zeit fing es an zu zerreißen, oft brannten auch beim Kochen Löcher hinein, ohne daß sie es bemerkte. Deshalb flickte sie es mit Lappen, gleichfalls von anderer Farbe, und zwar war die Arbeit so schlecht und unscheinbar, als möglich. Elisabeth hatte auch die Kunst, die Nadel zu führen, nicht gelernt. War es im Winter kalt, so deckte sie sich mit zwei Kissen zu, weil ihre Kleider sie nicht genügend schützten.

Man sieht, daß wenn es wahr wäre, wie man behauptet, daß ihr der heilige Franziskus seinen zerlumpten Mantel geschickt, dies nicht nothwendig gewesen wäre: ihr eigenes Kleid war nicht besser.

Auf diese Weise, wo sie für sich selbst und ihre Haushaltung so zu sagen gar Nichts brauchte, ist es denn auch erklärlich, daß sie, die fast ihren ganzen Brautschatz, 2000 Mark Silbers mit nach Marburg brachte und in dem Besitze der Einkünfte dieser Gegend war, in der kurzen Zeit ihres dortigen Aufenthaltes bis zu ihrem Tode, etwa zwei Jahre, so Außerordentliches für milde und christliche Zwecke zu leisten vermochte.

Der Bau ihres Hospitals soll 5000 Mark gekostet haben, und mit ebensoviel stattete sie es aus. Außerdem vergab und verschenkte sie ungemein Viel an die, von weit und breit bei ihr zusammenströmenden Armen. An einem einzigen Tage vertheilte sie die, für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 500 Mark, nachdem sie diese ihre Absicht in der Umgegend hatte bekannt machen lassen.

An 12,000 Menschen waren deshalb zusammen gekommen. Damit nun Alles ordentlich zugehe, so hieß Elisabeth die Volksmenge, wie es einst der Herr in der Wüste gemacht hatte, sich lagern, und gebot strenge, daß Niemand sich von seinem Platze bewegen dürfe, damit nicht Manche zu viel, Andere zu wenig oder Nichts empfingen. Einigen, die gegen ihr Gebot gehandelt hatten, schnitt sie zur Strafe die Haare ab. So vertheilte sie denn, gegürtet und geschürzt, mit eigenen Händen ihre Gaben.

Bei dieser Gelegenheit geschah es denn auch, daß ein junges Mädchen, Namens Hildegundis, mit einem ausgezeichnet schönen Haarwuchse, welches nicht des Almosens wegen, sondern um eine kranke Schwester zu besuchen, gekommen war, durch die Reihen lief, als eine Uebertreterin ihres Gebotes angesehen, ergriffen und auf Befehl der Elisabeth ihrer schönen Haare beraubt wurde, so daß das Mädchen anfing, bitterlich zu weinen.

Als Elisabeth ihren Irrthum gewahr wurde, sagte sie: „Nun wird sie wenigstens mit ihren verschnittenen Haaren die Tanzböden nicht besuchen.“ Sie rief sie zu sich und fragte sie, ob sie denn noch niemals den Vorsatz gehabt habe, ein frömmeres Leben anzufangen? Als sie darauf die Antwort erhielt, ja sie würde sich schon längst des geistlichen Kleides bedient haben, wenn nicht die Schönheit ihrer Haare sie daran verhindert hätte, da sagte Elisabeth: „Es ist mir lieber, daß du deine Haare verloren hast, als wenn mein Sohn Kaiser geworden wäre.“ Das Mädchen wurde von den

Worten und Geberden der heiligen Frau so ergriffen, daß sie alsbald in das Hospital eintrat und als graue Schwester ihre Tage im Dienste Gottes und der leidenden Menschheit beschloß.

An diesem Tage, an welchem Elisabeth diese reichen Almosen spendete, war noch eine Anzahl von Armen, die zu alt oder zu schwach waren um nach Hause zu gehen, in Marburg zurückgeblieben und hatte sich des Abends bei hellem Mondschein im Hofe des Hospitals gelagert. Alsbald ließ Elisabeth jedem derselben, selbst den Kindern noch sechs Kölnische Denare reichen und überdies noch Brod unter sie vertheilen. Um aber die Freude derselben noch vollkommen zu machen, befahl sie noch, in dem Hofe ein großes Feuer anzuzünden und ließ ihnen die Füße waschen und salben. Da wurde es den Armen so wohl und fröhlich um's Herz, daß sie anfingen zu singen. „Seht," sagte Elisabeth voller Freuden zu ihren Freundinnen, „wie wir die Menschen fröhlich machen müssen."

Da Elisabeth auf diese Weise durch ihre große Freigebigkeit sich selbst der nöthigsten Mittel zu ihrer Existenz beraubte, so sah sich ihr Beichtvater am Ende genöthigt, ihr zu verbieten, daß sie dem einzelnen Armen mehr gebe, als einen Denar. Sie befolgte sein Gebot, wußte es aber doch wieder auf diese Weise zu umgehen, daß sie nun ihr Geld in einzelnen Denaren vertheilte, so daß sie doch Nichts übrig behielt. Als Meister Konrad sah, daß sein Verbot auf diese Weise Nichts half, so durfte sie nun gar kein Geld mehr verschenken, sondern nur Brode. Nun aber verschenkte sie so viele Brode, daß auch dies Verbot ein illusorisches wurde und ihr der Beichtvater jetzt nur noch einzelne Stücke Brods zu verschenken erlaubte.

Bei einer solchen Freigebigkeit ist es nicht zu verwundern, wenn Elisabeth öfters auch mißbraucht wurde. Das geschah ihr unter andern einmal, als sie noch im Dorfe Wehrda wohnte. Hier nahm sie eine arme Frau, die ihrer Entbindung nahe war, in die Scheune ihres Wohnhauses auf, ließ ihr dort einen Herd zurichten, ein Feuer anmachen und versah sie mit einem guten Bette und allem Nöthigen. Als die Frau einen Knaben geboren hatte, ließ Elisabeth das Kind taufen, vertrat selbst Pathenstelle bei demselben und sorgte auf's Beste etwa vier Wochen lang für Beide, indem sie sie täglich besuchte. Zuletzt gab ihr Elisabeth noch ihren eigenen Mantel und ihre eigenen Schuhe von ihren Füßen, auch Kleider, um das Kind darein zu hüllen und zuletzt noch zwölf Denare. Das undankbare Geschöpf, das zuletzt mit ihrem Kinde in dem Hospitale wohnte, empfing noch zum Abschiede Lebensmittel, Speck und Mehl; anstatt aber sich mit ihrem Kinde zu entfernen, entwich sie heimlich in der Nacht mit ihrem Manne aus dem Spital und ließ ihr Kind böswillig zurück.

An demselben Morgen früh vor Sonnenaufgang erinnerte sich die gute Elisabeth ihrer Pflegebefohlenen, rief ihrer Dienerin und sagte zu ihr: „Ich habe noch einige Stücklein Geld in meinem Geldsäckchen zu Hause, welche der armen Frau und ihrem Kleinen zu gute kommen sollen. Gehe hin und bringe sie ihr." Die Dienerin gehorchte, fand aber nur noch das Kind im Hospitale, das Weib aber war entflohen. Entrüstet über die Flucht des Weibes erzählte die Dienerin ihrer Herrin, daß sie das Kind allein gefunden habe. „Eile," sagte Elisabeth „und bringe mir das Kleine, damit es nicht vernachlässigt werde." Elisabeth übergab nun das Kind der Frau eines Soldaten im Dorfe in Pflege, ließ aber unverzüglich die Entflohenen durch den Vorstand des Dorfes in der Umgegend suchen. Da alle Nachforschungen Anfangs umsonst waren, so bat die Dienerin die heilige Elisabeth, sie möge Gott bitten, daß er ihr anzeige, wo die Mutter des Kindes sei. Elisabeth aber gab darauf die schöne Antwort: „Ich weiß nichts Anderes von Gott zu erbitten, als daß sein Wille geschehe!" Und siehe da, eine Stunde etwa nachher kam der Mann des entflohenen Weibes, warf sich vor Elisabeth nieder und bekannte, daß er mit seinem Weibe nicht mehr weiter habe gehen können und darum habe umkehren müssen. Durch ihn kam man denn auch auf die Spur der Frau und fand sie bald. Da nun die Anwesenden zu Elisabeth sagten, sie möge der Undankbaren Mantel und Schuhe wieder

abnehmen lassen und sie andern würdigern Armen geben, so antwortete sie: „Thut, was euch recht erscheint!“ Sie schenkte darauf den Mantel einer frommen Jungfrau im Dorfe, welche dadurch so ergriffen ward, daß sie von Stunde an sich Gott weihte und in einen religiösen Orden trat. Die Schuhe gab sie einer armen Wittwe. Darnach aber gewann bei Elisabeth doch wieder das Mitleid die Oberhand, sie schenkte ihr andere Kleider und Schuhe und ließ sie mit ihrem Knaben gehen.

Uebrigens begnügte sich Elisabeth nicht damit, den Armen und Unglücklichen, deren sie sich annahm, äußerliche Wohlthaten zu erweisen, sie sprach ihnen auch allezeit liebreich zu, tröstete sie, und ermahnte sie zur Frömmigkeit und Gottesfurcht, ihre Kinder taufen zu lassen, zur Beichte zu gehen u. s. w. Auch strengere Mittel verschmähte sie zuweilen nicht, wenn ihre Pfleglinge auf sanfte Worte nicht hören wollten. So ermahnte sie einst ein altes Bettelweib, zu beichten, da diese aber schläfrig und faul auf ihre Worte nicht achtete, so gab sie ihr einige so derbe Ruthenstreiche, daß sie sich schleunigst zur Beichte entschloß. Diese Züchtigung war jedenfalls besser an ihrem Orte, als die Streiche, welche die arme Elisabeth selbst so oft von ihrem gestrengen Gewissensrathe empfing und die sie mit einer Geduld und Gelassenheit von ihm hinnahm, als ob sie selbige von Rechtswegen verdient hätte. So gut es Meister Konrad auch mit seinem Beichtkinde meinte, so setzte er in der Ueberzeugung, daß dies zu ihrer immer größeren Vollkommenheit diene, sein System der Mißhandlung der armen Frau, das er bereits auf der Wartburg angefangen hatte, in Marburg mit verstärktem Eifer fort.

Es ist jedenfalls ein Beweis von Wohlwollen von Seiten Magister Konrads gegen die heilige Elisabeth, daß er nicht zugab, daß sie sich, wie sie es ernstlich vorhatte, von all ihrem Besitzthume lossage; daß er ihr verbot, mit allzufreigebiger Hand ihre Almosen zu vertheilen, so daß sie zuletzt selbst im buchstäblichen Sinne darben mußte; daß er es nicht litt, daß sie in allzunahe Berührung mit solchen Kranken komme, bei denen Ansteckung zu befürchten stand. Bereits ihr verstorbener Gemal hatte sie früher darum bitten müssen, daß sie durch die häufigen Unterbrechungen ihres Schlafes, ihre Kasteiungen und Geißelungen sich nicht selbst schade. In Marburg waren solche Abmahnungen um so mehr an ihrem Platze, da aus den Aussagen ihrer Dienerinnen zur Genüge hervorgeht, daß ihre Gesundheit durch ihre ganze Lebensweise erschüttert war. Allein offenbar ging Magister Konrad über das Maß des Wohlwollens weit hinaus, das er dieser treuen Dienerin Gottes zollte, wenn er sie bei jeder Gelegenheit in's Angesicht schlug und mit den derbsten Geißelhieben züchtigte. Es geht dies weit hinaus über das Maß der Gewalt, die selbst die damalige Zeit einem Beichtvater einräumte, sowie über das Maß derjenigen Selbstpeinigungen, welche man sogar damals für löblich und Gott wohlgefällig hielt. Offenbar mischte sich in die geistliche Liebe zur Pflegbefohlenen auch ein ziemlich starkes Maß von geistlichem Hochmuthe und beleidigtem Pfaffenstolze, er alsbald auf die roheste und gewaltthätigste Weise zum Ausbruche kam, wenn derselbe durch wirklichen oder scheinbaren Ungehorsam gereizt wurde.

Statt mehreren nur ein Beispiel: Einst hatte Konrad der Landgräfin und der ihr, in der letzten Zeit von ihm beigegebenen Irmengard, geboten, mit ihm in das mehrfach erwähnte Kloster Altenberg zu gehen. Dort baten die Klosterfrauen den Magister, er möge doch den beiden Damen erlauben, in das Innere des Klosters einzutreten, das sie ihnen zeigen wollten. Es war dies allerdings für Personen beiderlei Geschlechtes bei Strafe des Bannes verboten. Konrad nun, der ihren Gehorsam auf die Probe stellen wollte, sagte in Gegenwart der Elisabeth zu den Frauen: „Sie mag eintreten, wenn Sie will.“ Elisabeth nun, die dies für die gegebene Erlaubniß hielt, trat nun ein, Irmengard aber, die nur die Pforte geöffnet hatte, stand noch draußen. Darüber erboste sich nun der Magister dermaßen, daß er alsbald Beiden befahl, sich auf die Erde zu legen und sie nun durch den Bruder Gerhard mit einem langen Stocke dergestalt schlagen ließ, daß Irmengard, wie sie

selbst versichert, noch drei Wochen lang die Spuren der empfangenen Schläge auf dem Leibe trug, Elisabeth aber sie noch länger an sich getragen haben muß, weil sie härter geschlagen worden war. Während dieser erbaulichen Prügelscene sang Meister Konrad gemüthlich das Miserere!

Elisabeth aber ertrug dies Alles mit einer wahrhaft himmlischen Geduld. „Man muß dies Alles gerne tragen," sagte sie damals zur Irmengard, „denn wir sind wie Schilfrohr, das im Wasser wächst. Wenn das Wasser darüber streicht, so neigt sich das Rohr und wird niedergedrückt, aber nicht verletzt. Ist das Wasser wieder weg, so richtet sich das Schilf wieder auf und wächst nur um so gedeihlicher und fröhlicher. So müssen auch wir uns beugen und demüthigen, um dann fröhlich wieder aufgerichtet zu werden." Ein andermal sagte sie eben in Beziehung auf ihren Beichtvater und seine strenge Zucht: „Wenn ich einen sterblichen Menschen also fürchte, wie viel mehr müssen wir den allmächtigen Gott fürchten, der da ist ein Herr und Richter über Alle!"

Weniger hoch dürfen wir es Meister Konrad anrechnen, wenn er zuletzt auch die treuen Freundinnen Jutha und Eisentrud von der heil. Elisabeth entfernte. Sie selbst wollte eben in jeder Beziehung in der Abtödtung ihres Fleisches zur Vollkommenheit gelangen. Als ein letztes Hinderniß dieses Strebens mußte ihm die Gegenwart derjenigen Personen erscheinen, die sich noch an ihre frühere irdische Herrlichkeit erinnern konnten. Deshalb mußten von ihr scheiden Jutha, die geliebte Gefährtin ihrer kindlichen Freuden auf der Wartburg, und Eisentrud, die Vertraute ihres Herzens, vor der sie niemals einen Gedanken ihrer Seele verborgen gehalten hatte! Beide waren einst Zeugen ihres Glückes gewesen, als Landgraf Ludwig der Heilige noch lebte, sie waren ihr gefolgt nach Eisenach in's Elend, als sie die Wartburg, den Schauplatz ihrer Liebe und ihrer Schmerzen, als Vertriebene und Verbannte hatte verlassen müssen; — sie waren ihr gefolgt nach Bamberg und Botenstein in die Fremde; sie waren ihr zur Seite, als sie die Gebeine ihres Gemals zu Bamberg sah, als man sie in Reinhardsbrunn einsenkte in die stille Gruft. Auch da hatten sie die Gebieterin nicht verlassen, als sie, der Welt abzusterben, nach dem stillen Marburg zog; sie hatten mit ihr das Gelübde der Keuschheit abgelegt und mit ihr das Gewand der grauen Schwestern angelegt. Und nun — mußten sie fort! An ihre Stelle setzte der Gewissensrath als Dienerin eine Religiöse, mit Namen Elisabeth, häßlich, roh und ungebildet, damit die Landgräfin von ihr noch Demuth lerne und als Gesellschafterin diese Irmengard, eine ältliche, taube, und unverträgliche Wittwe, damit sie sich in der Geduld übe! Es war ohnstreitig das Schwerste, was Elisabeth, seitdem sie Wittwe geworden, zu tragen gehabt. Indessen, wie gesagt, wir dürfen dies Meister Konrad nicht anrechnen. Es kommt diese Handlungsweise nicht aus seinem Charakter, es war hier keine persönliche Gereiztheit im Spiele. Er that nur, was sein System verlangte. Er tödtete, nach seiner Ueberzeugung, ihr Fleisch ab, um ihren Geist immer vollkommner zu machen, er demüthigte sie so tief, damit sie um so höher erhoben werde. Es war die schwerste Bußübung, und darum das verdienstlichste Werk, das sie hier im Leben vollbringen konnte. Deshalb durfte er es ihr nicht erlassen.

Und sie vollbrachte es! Mit schwerem Herzen und unter heißen Thränen ließ sie ihre treuen Freundinnen von sich und nahm ihre neuen Hausbewohnerinnen bei sich auf. Die Behandlungsweise, welche Elisabeth von diesen beiden Frauen zu erdulden hatte, war eine durchaus rücksichtslose und rauhe. Nicht allein, daß sie selbst sie roh behandelten, so verriethen sie es immer ihrem strengen Beichtvater, wenn sie einmal gegen seinen Befehl, einem Armen Etwas gegeben, oder eines Kranken sich angenommen hatte, und so hatte sie denn hinwiederum von diesem hierauf die härtesten Mißhandlungen zu erdulden. Sie wurde überhaupt vom Magister von jetzt an immer strenger gehalten. Ohne seine ausdrückliche Erlaubniß durfte sie ihren alten Freundinnen, die

öfter sie zu besuchen kamen, Nichts zu essen vorsetzen, ja nicht einmal mit ihnen reden! Sie aber ertrug dies Alles mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth und Geduld. Auch ihre neuen Gesellschafterinnen behandelte sie mit der größten Freundlichkeit und verlangte selbst von ihnen, daß sie sie mit: Du! anredeten. Ebenso verlangte sie, daß sie mit ihr aus derselben Schüssel essen sollten. Als sich Irmengard dessen weigerte, und sagte, daß es sich für sie nicht zieme, an Elisabethens Seite zu sitzen, so sagte sie ihr, daß sie selbst auf ihrem Schooße sitzen müsse und nahm sie nun auch wirklich auf ihren Schooß.

Während des ersten Jahres ihres Aufenthalts in Marburg kam einst, in Auftrag ihres Vaters, des Königs Andreas, ein ungarischer Graf Panias zu ihr nach Marburg. Ihr Vater hatte in Ungarn davon gehört, daß sie in der größten Armuth und im Elende lebe und sandte deshalb den genannten Grafen zu ihr, um sie einzuladen, an ihres Vaters Hofe zurückzukehren. Der Graf trat mit großem Gefolge bei ihr ein, als sie eben am Rocken saß und Wolle spann. Von Staunen und Bewunderung ergriffen blieb er stehen, bekreuzte sich und sprach: „Nie hat man so jemals eine Königstochter spinnen sehen!" Sie aber ließ sich auf keine Weise überreden, ihre Armuth zu verlassen und nach Ungarn zu gehen. Ihr Elend war ihr lieb geworden, sie konnte sich nicht entschließen, es aufzugeben.

Noch immer war sie indessen der Gegenstand des Hohnes und Spottes für viele Menschen, denen ihre Art der Frömmigkeit widerstand. Es wird sogar erzählt, daß man sich erdreistete, ihr einen sündlichen Umgang mit ihrem Beichtvater Konrad anzudichten. Das Gerede hierüber kam auch dem treuen Schenken Rudolf von Vargila in Thüringen zu Ohren, der sich so darüber grämte, daß er endlich beschloß, sie selbst deshalb aufzusuchen und zu befragen. Sie aber soll diesem bei dieser Gelegenheit ihren von Ruthenstreichen mit blutigen Striemen bedeckten Rücken gezeigt und gesagt haben: „Seht da die Liebe, die der heilige Mann Gottes zu mir trägt, und wie er mich dadurch zu Gott hinziehen will!"

Bei dieser Verachtung und Verläumdung der Welt fehlte es ihr indessen doch auch nicht an äußerem Troste. Gregor IX., der längst auf ihre Frömmigkeit und ihren Gott geweihten Wandel aufmerksam geworden war, sandte ihr oftmals theilnehmende, tröstliche Briefe, worin er sie aufmunterte, auf dem betretenen Wege der Selbstverleugnung fortzufahren, Alles hinzugeben, um Christum zu gewinnen. Auch ward sie zuletzt mehr und mehr der Gegenstand der Bewunderung und Ehrfurcht für alle fromme Seelen. Sie ward nun nicht mehr bloß von solchen aufgesucht, die Almosen haben wollten: auch viele andere Menschen kamen zu ihr, welche frommen Rath, Trost und geistliche Stärkung suchten. Sie aber benutzte alle diese Gelegenheiten, um dem Himmel Seelen zu gewinnen.

So kam einst eine adelige Dame mit Namen Gertrud von Lerabach oder von Leynbach zu ihr, in deren Gefolge sie einen hoffärtigen, eitel aufgeputzten Jüngling bemerkte. Elisabeth rief ihn zu sich und sagte ihm: „Man sieht dir an, daß du dich der Lust dieser Welt ergeben hast, warum dienst du nicht deinem Schöpfer?" „O meine Frau," antwortete der Jüngling, betreten durch die Anrede der heiligen Frau, „bittet Gott für mich, daß er mir seine Gnade gebe, ihm zu dienen." Elisabeth versprach es unter der Bedingung, daß er mit ihr beten wolle. Alsbald fiel sie nieder auf ihre Kniee, der Jüngling neben ihr, und fing an innig und ernstlich für seine Seele zu beten. Er ward aber von ihrem Gebete solchermaßen ergriffen, daß er endlich mit lauter Stimme rief: „O liebe Frau höret auf, mit eurem Gebete, ich werde von einer unaussprechlichen Hitze verzehrt!" Und alsbald rann ihm der Angstschweiß von seinem ganzen Körper, er senkte Haupt und Arme und war einer Ohnmacht nahe. Endlich rief er: „Um Gottes willen, höret auf, ich werde vom innern Feuer verzehrt!" Ihre Begleiterinnen mußten ihn halten und fanden ihn ganz und gar vom Schweiße durchnäßt. Erst als Elisabeth endlich von ihrem Gebete aufstand, da ward es ihm besser. Dieser Auftritt machte aber einen solchen Eindruck

auf seine Seele, daß er in den Franziskanerorden trat. Aehnliches soll, nach der Aussage ihrer Dienerin Elisabeth, sich auch mit Andern wiederholt haben.

Sie selbst fühlte sich in all ihrem freiwilligen Elende glücklich und froh. Alle irdische Liebe war ihr jetzt in die Liebe zum himmlischen Bräutigam aufgegangen. Sie dankte Gott, daß er ihr Gebet erhört und sie nun allen irdischen Besitz, den sie einst geliebt habe, für Nichts achte. Selbst ihre Kinder, an denen sie einst mit so großer Innigkeit gehängt hatte, liebte sie nun nicht mehr, als andere Menschen. Ihr Sohn Hermann, und wahrscheinlich auch ihre ältere Tochter Sophie wurden auf dem Schlosse zu Creuzburg erzogen, und ihr jüngstes Kind, Gertrud, übergab sie von Marburg aus den Nonnen zu Altenberg. „Ich habe sie Gott übergeben," so sagte sie, „er thue mit ihnen, wie es ihm wohlgefällt." Sie fand ihr Glück und ihre Bestimmung in der selbstgewählten Schmach und Verachtung. „Ich liebe Nichts mehr, außer Gott," das war der leitende Gedanke ihres jetzigen Lebens. Sie war in dieser Liebe zum Herrn so stark geworden, daß sie selbst manche Vorurtheile ihrer Kirche nicht theilte. So besuchte sie einst ein von Bettelmönchen bewohntes Kloster und als ihr hier die Mönche, 24 an der Zahl, ihre Kirche zeigten und sie hier auf ihre schönen, mit Gold ausgeschmückten Bilder aufmerksam machten, sagte sie zu ihnen: „Ihr hättet doch eigentlich besser gethan, diese Ausgabe für eure Nahrung und Kleidung, als auf diese Wände zu verwenden; den Gegenstand dieser Bilder müßt ihr im Herzen tragen." Ein andermal erzählte ihr Jemand von einem schönen (natürlich Kirchen-) Gemälde und munterte sie auf, es doch auch zu sehen. Sie aber erwiederte: „Ich bedarf eines solchen Bildes nicht, weil ich es in meinem Herzen trage." Ueberhaupt finden wir sie von Marburg nun öfter auch auf kleinern Reisen, die sie machte, nach Eisenach, nach Altenberg bei Wetzlar, nach Wetter zu der Aebtissin des dortigen Klosters, die ihre besondere Freundin war, und in andere Gotteshäuser in größerer oder weiterer Ferne.

Auch fing jetzt bereits gegen das Ende ihres Lebens, der Haß und die Verachtung der Welt, die sie bisher so oft und so vielfach hatte zu tragen gehabt, immer mehr einer tiefen Bewunderung und Ehrfurcht Platz zu machen an. Wir sehen, wie noch bei ihren Lebzeiten sie nicht bloß von Armen und Kranken besucht ward, die bei ihr Trost und Linderung suchten, sondern wie auch edle und vornehme Frauen und Männer sie in Marburg aufsuchten, um die Frau zu sehen und zu sprechen, die so Vieles, die Alles geopfert hatte und freiwillig die tiefste Schmach und Erniedrigung wählte, um ihrem Herrn und Heilande nachzufolgen, ohne Zweifel auch, um geistlichen Rath und Trost von ihr zu erbitten.

Man sieht eben daraus, wie eine ernste und aufrichtige Frömmigkeit, wenn auch Anfangs verachtet, geschmäht und verfolgt, zuletzt doch immer von der Welt anerkannt und geachtet wird. Sie müßte es in der Abtödtung ihres Fleisches zum Stumpfsinne gebracht haben, wenn solche Zeichen der Theilnahme und Anerkennung ihr keinen Trost gebracht haben sollten.

Daß sie übrigens in ihrem Elende und in ihrem Leben mit und für die Elenden unter den Menschen eine gewisse Selbstbefriedigung, eine Art von Wonne empfand, ist mehrfach aus der Erzählung ihrer letzten Lebensjahre zu erkennen. „Unser Leben," so sagte sie einst, „ist das allerverachtetste, aber wenn ich noch ein verachteteres wüßte, ich würde es wählen." Ein andermal, als sie einige Kranke gebadet und angekleidet hatte, sagte sie zu ihrer Dienerin: „O wie wohl ist uns, wenn wir so den Herrn selbst baden und seine Blöße decken können." Diese aber, die noch nicht so stark war, als ihre Herrin, erwiederte ihr: „Euch ist es wohl dabei, ob aber auch den Andern, das weiß ich nicht." Ja, sie wurde krank, wenn sie durch den Befehl ihres Beichtvaters verhindert wurde, Almosen zu geben oder Kranke zu pflegen. Nahten sich ihr dann ganz besonders Unglückliche, namentlich solche, die von dem Aussatze oder mit andern, Abscheu erregenden Krank-

heiten behaftet waren, so übertrat sie nicht selten das Gebot des strengen Magisters und setzte sich lieber den härtesten Züchtigungen desselben aus, als daß sie das unterlassen hätte, wozu sie ihre einzige Leidenschaft trieb. Das menschliche Elend hatte zuletzt einen so unwiderstehlichen Reiz für sie gewonnen, daß sie in ihrem eigenen Schmerze und in der Linderung fremder Schmerzen, namentlich da, wo dies den Abscheu des natürlichen Menschen erregen mußte, ihre höchste Wonne fand. Könnte man ihr irgend einen gegründeten Vorwurf machen, so wäre es eben diese Lust „an schmerzlicher Wonne und an wonniglichem Schmerze," worin sie eine gewisse Selbstbefriedigung fand, die immerhin eine Art von, wenn auch noch so feiner und verborgener Selbstsucht bleibt.

Die große Bedeutung der heiligen Elisabeth für die Geschichte der Menschheit und des Reiches Gottes besteht nun darin, daß die eine große Idee der Liebe zum Herrn ihr ganzes Leben, von ihrer Kindheit an bis an ihren Tod, ganz vollständig und ohne irgend eine menschliche Rücksicht beherrschte. Sie gab, rückhaltlos und im buchstäblichen Sinne, Alles hin, um Eins, um Christum zu gewinnen. Dies wird sie für alle Zeiten, so lange es einen christlichen Glauben gibt, zu einem Gegenstande der Ehrfurcht und Bewunderung machen.

Wo sie geirrt hat, da gehört der Irrthum nicht ihr, sondern ihrem Zeitalter und ihrer — Kirche an.

Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim, ein Denkmal aus der blühendsten Zeit des deutschen Kirchenbaustyls im Mittelalter.

Von Franz Hubert Müller*).

1.

Ueber den deutschen Kirchenbaustyl im Mittelalter.

Der erhabene, sinnvolle Character des deutschen Baustyles, jener Zeugen einer großen Vergangenheit, worin sich die Kraft und Herrlichkeit unserer würdigen Vorfahren, vereint mit einer zarten Gemüthlichkeit offenbart, fängt allmählig wieder an, auch unsere Zeitgenossen durch den Geist der Wahrheit anzusprechen, welche, durch eine unbegreifliche Verirrung des Geschmacks unter dem Einflusse fremder Nationen, Jahrhunderte lang verkannt, nun wieder aus den sie verhüllenden Wolken hervortritt. Ein hohes, unseren Geist mächtig ergreifendes Gefühl belebt uns bei dem Gedanken, daß wir uns in dieser Hinsicht kühn mit anderen Völkern vergleichen dürfen, denn, wie die Hindus, die Egyptier und die Griechen ihren Göttern Tempel erbauten, so errichteten auch unsere Vorfahren dem Einzigen, Allerhöchsten, Dome, die von einem freien, tiefempfindenden Genius geschaffen, den spätesten Jahrhunderten den Triumph des Christenthumes verkünden werden.

Die christliche Kirche wird in Werken dieser Art gewissermaßen symbolisch dargestellt. Alles ist daran in geistiger Beziehung sinnvoll zu einem einzigen großen Zwecke miteinander verbunden, der Würde des Gegenstandes vollkommen angemessen, das Gemüth zum Himmel erhebend. Alles ist daran mit der strengsten Consequenz auf eine sichere Construction gegründet. Der reichste Schmuck theils aus geometrischen Linien entwickelt, theils aber auch in Laubwerk und Blumen der Natur geschmackvoll nachgebildet, ist immer an der passenden Stelle angebracht und wechselt nach Erforder-

*) Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim. Ein Denkmal deutscher Kirchenbaukunst aus dem 13. Jahrhundert. Geometrisch und perspectivisch dargestellt und mit einem erläuternden Texte versehen von Dr. Franz Hubert Müller. Darmstadt 1836.

nifs leicht ab. Aber auch ohne denselben haben die Massen ein schlankes, nach oben strebendes Ansehen, wobei jedoch Leichtigkeit und Festigkeit zugleich berücksichtigt ist. Ja, wir können die Denkmale dieser Art als das Resultat eines Strebens betrachten, welches von den ersten christlichen Jahrhunderten an, vorzügliche Männer beseelte, denn im deutschen Baustyle erreichte die christliche Kirchenbaukunst den höchsten Punkt ihrer Ausbildung.

In dieser Hinsicht muß es allerdings dem Geschichtsforscher und dem Künstler gleich wichtig sein, eine richtige Anschauung von dem Geiste des deutschen Baustyls zu erlangen. Wenigen ist es indeß, bei so mannichfaltigen Lebensverhältnissen und in zu großer Entfernung von vorzüglichen Bauwerken, möglich, sich davon, durch genaue Nachmessungen und bis in die kleinsten Theile zergliederte Aufnahmen, die gehörige Kenntniß zu verschaffen. Ein Werk deutscher Art und Kunst aber darf, in Erwägung seines ursprünglichen Zweckes und seiner symbolischen Bedeutung, durchaus nicht oberflächlich betrachtet werden; denn nicht ohne vorhergegangenes, aufmerksames Studium ergründet man eine solche Schöpfung. Daher denn auch so manche ungründliche, mißverstandene Urtheile darüber entstanden sind.

Der Bau dieser Kirche wurde im Jahre 1262, in der unruhigen Zeit angefangen, als die geistlichen Churfürsten den englischen Grafen Richard von Cornwallis zum Könige der Deutschen erwählt hatten, der auch, wie ich weiter unten in der Geschichte der auf diese Kirche Bezug habenden Zeitereignisse näher erwähnen werde, vermuthlich thätigen Antheil an der Beförderung dieses einem geheiligten Zwecke geweihten, Baues nahm. Der Kölner Dom-Bau hatte indeß bereits im Jahr 1248, also um 14 Jahre früher begonnen und beide Werke sind in der Grundidee sowohl, als in der Ausführung bis in die kleinsten Theile einander so verwandt, daß nichts der Vermuthung entgegensteht: sie seien, obschon sehr ungleich in ihrer Dimension, dennoch von demselben schöpferischen Geiste entworfen. Eine aufmerksam wiederholte Vergleichung beider Gebäude an Ort und Stelle hat endlich diese Meinung bei mir zur völligen Ueberzeugnng befestigt. Durch die Herausgabe des großen Werkes über den Kölner Dom von Sulpiz Boisserée, wird die Vergleichung beider Denkmale auch den entfernten Künstlern und Kennern der Baukunst möglich werden. Schon hat die Ankündigung dieses Werkes die Verehrer der deutschen Kunst mit der lebhaftesten Freude erfüllt und sie erwarten mit Ungeduld das baldige Erscheinen der Lieferungen, die den Riesenbau in seiner Vollendung darstellen werden. Dieses Unternehmen ist in jedem Betrachte mit solcher Umsicht, Kenntniß und Liebe begonnen, daß es der großen Idee angemessen sein wird, aus welcher die größte und kühnste Schöpfung der deutschen Kirchenbaukunst hervorging. Schon der Name des, mit seinem Bruder um die deutsche Kunst so hochverdienten, Herrn Verfassers bürgt für eine, diesen Gegenstand völlig erschöpfende Darstellung; sowie die Ankündigung dieses Werkes auch in literarischer Hinsicht uns ebenso wichtige als belehrende Aufschlüsse über die alte Kirchenbaukunst erwarten läßt. Wenn ich es demnach wage, gerade zur Zeit der Erscheinung eines so vollkommenen Werkes mit der Darstellung einer Kirche aufzutreten, welche aus denselben Grundsätzen fortgeleitet, nur in einer kleineren Dimension, vereinfachter ausgeführt worden ist, so geschieht dieses allerdings mit bescheidener Anerkennung der Vorzüglichkeit des Boisseréeschen Werkes; jedoch auch mit einer, auf dem Wege des ernsten Studiums erlangten Ueberzeugung: daß zur Seite jenes ungeheueren Domes auch unsere Kirche nicht ohne Interesse für Kunst und Geschichte sei und, in Hinsicht auf Construction nicht minder belehrend, dazu beitragen könne, die hohe Kunst unserer Vorfahren zu einer allgemeinen Anerkennung zu bringen. Auch das getreue Fac simile eines alten Bauriſſes von einem der Thürme des Kölner Domes, wie sie hätten werden sollen, veranstaltet und mit sehr zu berücksichtigenden Bemerkungen begleitet, von dem durch seine deutschen Denkmäler um die Geschichte des Mittelalters hochverdienten Herrn Oberfinanzrath Moller, wird dem Kenner die Richtigkeit meiner Vergleichungen erweisen. Der auf Pergament gezeichnete Originalriß wurde durch einen höchst glück-

lichen Zufall in einem Gasthause zu Darmstadt *) aufgefunden und vom Verderben gerettet, späterhin aber von dem Herrn Oberfinanzrath Moller Sr. Majestät dem Könige von Preußen übersendet, wodurch dann dieses so wichtige Document bis auf die spätesten Zeiten erhalten werden wird. War aber bei dem Dome zu Köln die Idee des Baumeisters auf das Hohe, Erhabene gerichtet, schuf sein kühner Geist ein Werk, zu groß für die Ausführung durch menschliche Kräfte, ein Werk, welches uns jetzt durch seine unvollendeten Zinnen mit einer dunkeln Ahnung der irdischen Vergänglichkeit und eines höheren geistigen Lebens erfüllt, so steht dagegen die St. Katharinenkirche zu Oppenheim in erfreulicher Vollendung da. Jedoch haben verheerende Kriege, wovon ich später genauere Meldung thun werde, der Streit der Meinungen und die alles zerstörende Zeit auch dieses Denkmal nicht verschont. Nach einer sehr sorgfältigen Aufnahme ist es mir indeß gelungen, das Fehlende aus dem noch Vorhandenen wieder glücklich zu ergänzen, so daß meine Darstellung den Genuß gewährt: Das Ganze in ungestörter Uebereinstimmung vor Augen zu haben, sowie es einst in seiner Blüthenzeit den Beschauer entzückte. Mit Liebe scheint der Meister, indem er den Plan dazu entwarf, bei diesem kleineren Werke verweilt zu haben, woran sich seine Phantasie in leichtem Spiele ergötzte, indem er von der größeren Arbeit ausruhte, und wenn die unvollendete Masse jenes Wunderbaues zu Köln Ehrfurcht und Erstaunen erregend, uns zugleich an der Ausführung so kühner Plane verzweifeln läßt, so scheint dagegen der, in den Grenzen möglicher Ausführung entworfene Plan dieser Kirche darauf hinzudeuten, wie unrecht es sei, die durch ein rastloses Streben unserer Vorfahren errungenen Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte nutzlos untergehen zu lassen, und dem eigenthümlichen Geiste, womit sie ihre Schöpfungen auf Klima, Sitten und Gebräuche, Zweck und Bedürfniß weise zu berechnen wußten, den aus ganz anderen Motiven entsprungenen Baustyl fremder Nationen vorzuziehen, welcher eben daher mit allen angeführten Rücksichten im offenbaren Widerspruche steht. Hierbei bin ich weit entfernt, die Kunst der alten Völker, namentlich der Griechen zu verkennen! zu hoch stehen bis auf uns gekommenen Werke der Bildhauerei und der Baukunst, zu groß ist der Einfluß derselben auf die Bildung des Geschmacks im ganzen cultivirten Europa, als daß ich nicht von Achtung und Bewunderung durchdrungen, ihre Verdienste dankbar anerkennen sollte. In dieser gerechten Anerkennung liegt aber keineswegs ein Grund zur Nichtachtung der Verdienste unserer eigenen Vorfahren in diesen Kunstzweigen. Männer von vielseitigen Kenntnissen und gründlicher Einsicht haben auch bereits gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts angefangen, der vaterländischen Kunst des Mittelalters eine allgemeinere Würdigung zu verschaffen. Talentvolle Künstler, deren Verdienste zu bekannt sind, als daß ich sie hier namentlich anzuführen für nöthig hielte, haben sich durch die Aufnahme und Bekanntmachung vorzüglicher deutscher Baudenkmale gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Zeitgenossen und der Nachkommen erworben. Auch die Engländer, der deutschen Nation durch ihren gemeinschaftlichen Ursprung aus einem germanischen Stamme so nahe verwandt, haben nicht allein durch Prachtwerke ihre Baudenkmale im deutschen Style bekannt gemacht, sie haben auch (wenn schon nicht immer mit der gehörigen Wahl und Ausführung, doch gewiß aus reiner Ueberzeugung) diesen Baustyl wieder in's Leben treten zu lassen. Denn so lange der Baukünstler sich zur Erreichung seines Zweckes nicht neu erfundener

---

*) Georg Moller theilt über den glücklichen Fund des Original-Risses des Kölner Domes in seinen „Bemerkungen über die gefundene Original-Zeichnung des Domes zu Köln, Darmstadt 1818" folgendes mit: „Im September des Jahres 1814 brachte mir der Maler Herr Seekatz von hier (Darmstadt), da meine Liebe für alte Baukunst bekannt ist, eine alte Pergamentzeichnung. Er hatte dieselbe bei Gelegenheit eines zu malenden Transparentes auf dem Dachboden des Gasthauses zur Traube dahier zerrissen und beschmutzt unter altem Geräth gefunden, und da der Besitzer des Hauses sie nicht in Anspruch nahm, sich zugeeignet. Vorstehendes ist Thatsache. Erklären läßt sich dieselbe, wenn man weiß, daß die Theilung der Kölnischen Archive nach dem Lüneviller Frieden in dem Gasthofe zur Traube in Darmstadt stattfand, wo dieser Riß von dem französischen Commissär unbeachtet und zurückgelassen worden sein mag."

Formen bedient, sondern mit Modificationen solche anwendet, die bei den alten Völkern durch die Erfahrungen mehrerer Generationen zur Vollkommenheit gebracht, ihren eigenthümlichen Zwecken und Bedürfnissen entsprachen; so kann den deutschen Baukünstler ohnmöglich Tadel treffen, wenn er sich der Formen des deutschen Baustyles auf eben die Weise bedient, wie jener irgend einer andern Nation, sobald er sie seinen Zwecken angemessen findet. Auch wird leicht die Einwendung: daß der deutsche Baustyl durch den zu großen Reichthum seiner Verzierungen in unseren Zeiten nicht ausführbar sei, entkräftet werden, da seine Formen ja auch ganz ohne alle Verzierung mit Geschmack anwendbar sind. Demnach darf auch ich es wohl wagen, meine Ansichten gerade über den Punkt freimüthig auszusprechen: wie die Kunst unserer Vorfahren bei uns angewendet werden könnte, ohne zu einer ängstlichen Nachahmung zu führen, die ein denkender, selbstschaffender Künstler jederzeit verabscheuen wird; sollten auch diese Ansichten nur als Hindeutungen auf die Wahrheit angesehen werden können, woraus ohnfehlbar jedes ächte Kunstwerk entspringen muß. Sicher hat sich indeß dasjenige, was sich mir bei der Bearbeitung des Oppenheimer Werkes als Wahrheit zeigte, schon manchem denkenden Künstler früher offenbart, weswegen ich auch meine Meinung nicht als eine ganz unbekannte, neue aufstellte, sondern vielmehr als eine Veranlassung zu künftigen, mannichfaltigen, scharf durchdachten Urtheilen hingebe, wodurch die Kunst im Allgemeinen nur gewinnen kann.

Außerdem schien mir die Oppenheimer Kirche durch ihre mäßige Größe zu bildlicher Darstellung und Bekanntmachung ganz vorzüglich geeignet, indem dieselbe eine gründliche Bearbeitung der vielen Einzelnheiten in einem hinlänglich großen Maßstabe zuläßt. Dieses und der jetzige, äußerst verwahrloste, traurige Zustand dieses ehrwürdigen Denkmals, dessen gänzliche Zerstörung man mit der Zeit als gewiß befürchten muß, war es vorzüglich, was mich zu einer so großen Arbeit bewog. Das Gemüth wird bei dem Gedanken an den unvermeidlichen Untergang eines so vollendeten Werkes schmerzlich bewegt und mit Trauer erfüllt. Auch ich wurde oft bei der Aufnahme dieser Kirche von solchen Gefühlen ergriffen, und sowie man scheidenden geliebten Personen eine ganz besondere Aufmerksamkeit bezeigt, so wurde ich dabei zu ähnlichem Bestreben beseelt. Möge es mir gelungen sein, gleiche Theilnahme bei den Freunden und Kennern der deutschen Kunst zu erwecken.

2.

Das Fenster: Die Rose.

Das oberste Fenster in der rechten Abseite ist eine sogenannte Rose. Seine Construction geht nämlich aus einem Mittelpunkte aus und wird von einem Kreise eingeschlossen. Durch den auf diesen Kreis gestellten Spitzbogen aber und die unten rechts und links angefügten Ecken wird die äußere Form dieses Fensters mit den übrigen der Abseiten übereinstimmend. Die Construction der Rosen zeigt sich an den Kirchen des deutschen Baustyles zum öfteren und in den mannichfaltigsten Formen; besonders aber sind sie als eine Zierde an den Giebelfeldern angewendet. So sieht man eine der vorzüglichsten am Münster zu Straßburg.

Aber auch die erwähnte Rose an der Kirche zu Oppenheim gehört zu den schönsten in ihrer Art; ihre Construction ist mit den zartesten Gliedern auf eine sehr sinnige Weise durchgeführt und bei dem äußeren Scheine von Leichtigkeit sind dennoch diese Glieder zu starken Massen verbunden und haben sich nun schon über 500 Jahre lang erhalten. Aus einem Zirkelrund von 1′ 9″ im Durchmesser, welche eine aus dem Fünfeck entstehende Bogenverzierung enthält, entspringen 20 Stadien, die sich in Spitzbogen, aus dem Dreieck gezogen und mit kleineren Bogen verziert, vereinigen. Vier dieser Abtheilungen werden ferner wieder von einem Halbzirkel aufgenommen, deren fünf ebenfalls in dem Pentagon ihren Mittelpunkt finden und die Verbindung der

inneren Construction mit dem äußeren Kreise bewerkstelligen. Kleinere Constructionen aus dem Viereck und kleine Zirkel füllen den noch übrigen Raum zwischen den fünf Halbzirkeln aus.

Was die Erfindung dieser Rose betrifft, so glaube ich, daß dabei der Meister vorzüglich die Aufgabe zu lösen hatte, eine Zusammenstellung von Wappen anzubringen, deren Eigenthümer zu einem ausgezeichneten Vereine gehörten und an diesem Orte eine vorzügliche Berücksichtigung in Anspruch zu nehmen hatten. Wir sehen daher als Mittelpunkt das Wappen der freien Reichsstadt Oppenheim, den kaiserlichen Reichsadler im goldenen Felde, umgeben von der Heil verkündenden Construction aus dem Fünfecke. Zwanzig Wappen, jedes in einem weißen Zirkelrund, bilden darum, gegen den Schluß der Radien, einen glänzenden Kreis; und sind wieder von Halbkreisen nach dem erwähnten Pentagon umfaßt. Doppeltes Heil umgibt also durch den Verein dieser Wappen, jenes der Stadt. Eingeschlossen sind darin noch fünf andere Wappen, die durch ihre Construction aus dem Viereck, indem sie jedesmal zu einer Abtheilung von vier der Wappen des Kreises gehören, als die der Vorgesetzten derselben betrachtet werden könnten. Auch die Abtheilungen außer dem Kreise enthalten noch Wappen, deren Inhaber demnach nicht zu dem engeren Vereine gehört zu haben scheinen.

Es würde ohne Zweifel die nähere Bedeutung dieser Wappenvereinigung sehr in's Licht gestellt haben, wenn es möglich gewesen wäre, die Familien ausfindig zu zu machen, denen sie angehörten. Indessen waren meine Bemühungen für diesen Zweck bisher immer noch vergeblich. Eben so wenig Erfolg hatten die freundschaftlichen Bemühungen eines im Fache der Diplomatik bewanderten Mannes. Vermuthlich sind die meisten dieser Familien längst ausgestorben; nur einige wenige, die ich noch zu entdecken so glücklich war, führe ich hier an. Im inneren Kreise ist das Wappen mit einer rothen Streitaxt im goldenen Felde der Familie von Franckenstein angehörig, deren Burg gleiches Namens sich eine Stunde oberhalb Darmstadt an der Bergstraße noch in malerischen Trümmern erhebt. Sodann erkennt man mit Gewißheit noch das Wappen derer von Nackenheim; eine der Länge nach in zwei Theile geschiedenes Feld, links grün und rechts weiß, mit einem gelben Haupte. Ferner scheinen die drei Wappen, bestehend aus einem weißen Felde mit grünem Querbalken der Familie von Rieberg anzugehören; sowie man wohl die Gans im blauen Felde den Gansen von Otzberg zuschreiben kann. Das obere, in der Construction des Vierecks befindliche, Wappen zur Rechten aber, ist das der Herren von Dienheim, welche ihren Sitz, in dem gleichbenannten Dorfe, eine Viertelstunde von Oppenheim, nach Worms zu, hatten. Es ist ein weißer gekrönter Löwe im rothen Felde, worüber ein weißes Haupt befindlich ist. Außer diesen läßt sich noch rechts, in der äußeren Abtheilung des Spitzbogens, das von Wonnebergische Wappen unterscheiden, welches aus einem rothen Felde mit vier weißen Querbalken besteht, in deren Mitte eine goldene Rose befindlich ist.

Bei der Ungewißheit über die Namen der meisten hier dargestellten Wappen war es mir indessen lieb, den Zweck ihrer Vereinigung noch in einem anderen Umstande ahnen zu können, in der größeren Construction nach dem Vierecke nämlich, unmittelbar unter Schlusse des Spitzbogens hat sich die Darstellung von dem Märtyrertode des heiligen Johannes des Täufers noch ganz kenntlich erhalten. Der Heilige kniet mit gefalteten Händen, das Haupt mit einer grünen Glorie umgeben und zum Empfange des tödtlichen Streiches vorwärts gebeugt, den er von dem in der Hand des Scharfrichters gezuckten Schwerte erwartet. Von der Figur des Letzteren fehlen außer der Hand am Schwerte mit einem gelben Aermel und dem rechten Beine alle übrigen Theile. Das blaue Gewand des Heiligen ist mit kleinen geschlängelten Linien schattirt, welche vermuthlich sein kameelhaarenes Gewand bezeichnen sollen. Ein Zettel entfaltet sich am untern Theile der Figur, worauf vielleicht die bekannten Worte: ecce agnus dei, gestanden haben; es ist aber jetzt alle Schrift, bis auf einige unleserlichen Spuren daran verschwunden. Da nun der heilige Johannes der Täufer als der Ver-

kündiger des Erlösers und als Märtyrer seines Glaubens, ja als ein Opfer seiner standhaften Wahrheitsliebe, zum höchsten Vorbilde der Priesterschaft aufgestellt werden kann, so glaube ich, daß die hier unter der Darstellung seines Triumpfes im Glauben vereinigten Wappen den ersten Mitgliedern des Collegiatstiftes der heiligen Katharina angehört haben mögen, welches schon früher fundirt war, jedoch erst im Jahr 1315, durch Ordination des Erzbischoffs von Mainz völlig zu Stande kam; in diesem Falle können die fünf, als die der Vorgesetzten erwähnten Wappen dem Propste, Dechanten, Custos, Scholaster und Cantor angehört haben; um so mehr, da geschichtlich bekannt ist, daß alle diese Würden anfangs besetzt waren.

Schließlich hier noch Einiges über die Glasmalerei dieses Fensters. Die Farben scheinen daran absichtlich sehr dunkel gewählt, um den Kreis der Wappen hervorzuheben, welche deßwegen auch auf einem weißen, in verschiedenartiger Zeichnung damascirten Zirkelrund liegen, wodurch zugleich eine Uebereinstimmung der verschiedenen Farben und Formen derselben bewirkt wird. Auch hatte wohl bei der Wahl dieser dunklen Farben die Berücksichtigung Einfluß, daß dieses Fenster gegen Süden liegt, und den größten Theil des Tages über von der Sonne erhellt wird. Sinnig ist der Raum zwischen den Radien durch eine teppichartige Zusammensetzung von fünfblätterigen blauen Blumen mit gelben Staubfäden verziert, deren Zwischenräumen wieder mit vierblätterigen rothen Blumen ausgefüllt sind. Zwar erkennt man in diesen Blumen gerade nicht die Nachbildung der Natur, denn sie sind ohne alle Umgebung von Blatt und Stengel dicht aneinandergeschoben, aber es spricht sich darin doch immer ein zarter, mit den Grundformen vertrauter Sinn aus. Dies ist auch der Fall bei den gelben Laubwerken auf violettem Grunde, womit die, die Radien vereinigenden Spitzbogen und größeren Zwischenräumen verziert sind und wodurch eine schöne Abwechselung mit teppichartigen Flächen entsteht, wovon noch eine andere Zusammensetzung, von von violetten und grünen Rauten in den äußeren Räumen angebracht ist. In den fünf, Wappen enthaltenden Constructionen aus dem Vierecke aber und als Hintergrund zu der Vorstellung von dem Martyrium des heiligen Johannes, sind die Räume mit ganz einfachem rothem Glase ausgefüllt, welches von einem weißen Streifen eingefaßt wird; vermuthlich um das Auge so eher auf die darin angebrachten Vorstellungen zu leiten.

So ist also auch bei dieser Zusammenstellung das Bedeutsame mit einer schönen Form und einer, das Auge ergötzenden Farbenharmonie verbunden, und man ahnt es noch, welchen Genuß die Anschauung dieses Kunstwerkes ehemals gewährt haben mag, als die Farben des Glases in ihrer ersten Reinheit im Sonnenlichte strahlten.

Heinrich I., das Kind, Enkel der heiligen Elisabeth, Stammvater des hessischen Fürstenhauses und die Trennung Thüringens und Hessens.

Von Christoph von Rommel *).

Das öffentliche Recht der Deutschen, deren Staaten durch Fürsten und ihr Geleite begründet wurden, konnte weder, wie bei den Freistaaten des Alterthums, durch Uebereinkunft gleich bevorrechteter Bürger, noch überhaupt nach allgemeinen Begriffen sich entwickeln. Das Privat-Recht war bei uns allenthalben früher, als das Staats-Recht; die Interessen der Länder wurden nach den Interessen der herrschenden Geschlechter bestimmt; und selbst in dem Lehnswesen, der kriegerischen Urverfassung Deutschlands, hatte sich früh eine der Trägheit des menschlichen Geistes

*) Geschichte von Hessen durch Chr. von Rommel. Kassel 1820. Zweiter Theil. S. 9 ff.

schmeichelnde Erblichkeit eingeschlichen. Nur über die Nachfolge in solchen Reichslehen, deren Handhabung einen männlichen Arm erforderte, gab es ein bestimmtes zum Wohle des Ganzen entscheidendes Herkommen, von dem die Kaiser als Oberlehnsherrn erst dann abgingen, als sie die Gunst mächtiger Geschlechter des Reichs suchen mußten, und als die allmählige Vermischung der Stammgüter mit den Lehngütern und Grundstücken der Reichswürden eine besondere Nachsicht erforderte. Man sah es wenigstens bald als einen Eingriff kaiserlicher Macht an, wenn zu Gunsten des Reiches oder entfernterer Stammes-Verwandten beim Abgange einer Linie solche mit Stammgütern vermischte Reichslehen in Anspruch genommen wurden, und die deutsche Geschichte bietet fast in allen ihren hohen Häusern Beispiele dar, mit welcher Hartnäckigkeit man selbst ein weibliches Erbrecht in verwickelten Erbfolgen, auch gegen den Kaiser, zu behaupten wußte.

Hundert und siebenzehn Jahre waren die schönsten Güter Hessens mit seinem Landgericht bei Maden und der Schirmvoigtei des Stifts Hersfeld ein Erbtheil des thüringischen Hauses gewesen, als der Tod Heinrichs Raspe, des letzten kinderlosen Landgrafen von Thüringen, Pfalzgrafen von Sachsen und Herren von Hessen, eines jüngeren Sohnes weiland Hermanns I., eine große Veränderung ankündigte. Vier Abkömmlinge Hermanns I. schienen besonders geeignet, sich die thüringische Erbschaft streitig zu machen. Sophia, die Gemalin Herzogs Heinrichs des Großmüthigen von Brabant, als Erbin Ludwigs des Heiligen, des älteren Bruders Heinrichs Raspe, auf dessen Linie nach seines Vaters Hermans I. Ableben Thüringen und Hessen rechtmäßig gefallen und nach dessen Tode zuerst sein Sohn Hermann II., hierauf erst sein jüngerer Bruder Heinrich Raspe in der Regierung gefolgt war; Heinrich der Erlauchte, Markraf von Meißen, ein nicht vollbürtiger Schwestersohn Ludwigs des Heiligen und Heinrichs Raspe, dessen Mutter Jutha, eine Tochter Hermanns I. erster Ehe, nach dem Tode ihres ersten Gemals, des Markrafen Dietrich von Meißen, noch einen neuen Stamm mit dem Grafen Poppo von Henneberg gegründet hatte; Hermann Graf von Henneberg, der Sprößling dieser Ehe; und endlich Graf Siegfried von Anhalt, ein vollbürtiger Schwestersohn Ludwigs des Heiligen und Heinrichs Raspe, welcher sich vorzugsweise vor seinem Bruder Heinrich von Anhalt einen Erben von Thüringen nannte. Unter diesen vier Anverwandten hatte, hinsichtlich aller Stammgüter des thüringischen Hauses, Sophia, die Tochter der heiligen Elisabeth und die Mutter Heinrichs, des sogenannten Kindes von Hessen, alle Rechte der geraden Erbfolge, und falls man etwa Heinrich Raspe, letzten Landgrafen von Thüringen, als Erblasser der gesammten thüringischen Stamm- und Lehngüter ansehen wollte, die Regel des Lehnrechts für sich, vermöge der Bruderskinder Schwesterkindern, die vom Hauptstamme sich absonderten, vorgezogen wurden.

Gleich nach dem Tode Heinrichs Raspe, so erzählt Johannes Riedesel, der älteste hessische Chronist, vereinten sich die getreuen Ritter und Städte in Hessen, und erklärten sich für Heinrich, den damals dreijährigen Sohn Herzogs Heinrich des Großmüthigen von Brabant und Sophien's, gebornen Landgräfin von Thüringen, Herrin von Hessen, den Enkel jener heiligen Elisabeth, deren Andenken in Hessen theuer, in der ganzen Christenheit heilig war; sie sandten deshalb eine Botschaft nach Brabant. Damals feierte der älteste Sohn des Herzogs von Brabant, Heinrich der Sanftmüthige, seine Verlobung mit Adelheid von Burgund. Aber der alte Herzog, ein weiser und angesehener Fürst, versäumte keinen Augenblick, um für die Gerechtsame seiner Gemalin und vermuthlich auch seiner Tochter Beatrix, der Wittwe Heinrichs Raspe, aufzutreten. Er ließ sich den Titel eines Landgrafen von Thüringen ertheilen und erschien kaum einen Monat nach dem Tode Heinrichs Raspe zuerst in Hessen. Man weiß nicht, ob er die Absicht hatte, in Thüringen einzufallen. Aber nachdem er Marburg und Frankenberg, die damaligen Hauptstädte Hessens, besucht, und letztere Stadt mit dem Wappen eines gekrönten Löwen beschenkt hatte, begab er sich nach Hersfeld. Von hier aus versprach er den Freiheitsbrief zu halten, welchen wei-

land Landgraf Hermann der Zweite, der Bruder Sophiens, seinen treuen und geliebten Bürgern der Stadt Kassel ertheilt hatte, und gab ihnen die damals gewöhnliche landesväterliche Versicherung. Um dieselbe Zeit mochte den Herzog die Nachricht treffen, daß Papst Innozentius IV., welcher die ganze Christenheit fast unumschränkt regierte, ihn zum römischen Könige ersehen, und deshalb einen Legaten nach Brabant gesandt habe. Denn nachdem er noch von Marburg aus das Patronat der Kirche von Felsberg den deutschen Ordensherren zu Marburg verliehen, reisete er mit solcher Eilfertigkeit aus Hessen, daß zwei von ihm ausgestellte Urkunden (die Stiftung eines Altars der St. Elisabethen-Kirche zu Marburg und die Begründung des von Bozebach an der Edder nach St. Georgenberg bei Frankenberg zu verlegenden Cistertienser-Nonnenklosters betreffend) nicht vollzogen werden konnten. Bald darauf, als dieser großmüthige Fürst, der in seinem letzten Willen zum Besten der Leibeigenen und der Armen ein herrliches Denkmal früher Aufklärung und der reinsten Menschenliebe hinterließ, in dem neun und fünfzigsten Jahre seines ruhmvollen Lebens in seiner Hauptstadt Loewen gestorben und begraben war, folgte ihm sein ältester Sohn erster Ehe, Heinrich der Sanftmüthige, der Gemal der ehrgeizigen Gräfin von Burgund. Des Herzogs Wittwe, Sophia, nachdem sie noch zu Loewen ein Spital für Arme und Gebrechliche gestiftet, bereitete sich mit ihrem vierjährigen Knaben, welcher den Titel eines Infanten oder Kindes von Hessen führte, Brabant zu verlassen.

Sophia hatte mit der Frömmigkeit ihrer Mutter, die sie in ihrem siebenten Lebensjahre verloren, den Heldensinn ihres Vaters geerbt. Abgetrennt von Brabant, wo sie nur noch ihr Witthum und vermuthlich auch ihre einzige Tochter Elisabeth hinterließ, fand sie sich plötzlich in einer Lage, welche bei der größten Umsicht einen selbstständigen entschlossenen Willen erforderte. In Brabant herrschte mehr ihre Stieftochter als deren sanftmüthiger Gemal. Im Reiche hatte der neue König Wilhelm, der Neffe ihres verstorbenen Gemals, noch so wenig Ansehen, daß er sich glücklich hielt, Tochtermann Herzogs Otto, des Kindes von Braunschweig und Lüneburg, eines Enkels Heinrichs des Löwen, zu werden. Hessen und das Stammland in Thüringen war von dreien bei verschiedenen Ansprüchen gleich mächtigen und gleich unternehmenden Fürsten umgeben. Herzog Otto, der die Trümmer welfischer und nordheimischer Erbgüter mit dem neuerrichteten Herzogthum Braunschweig und Lüneburg zu vereinen suchte, hatte sich der allgemeinen Reichs-Verwirrung zu seinem Vortheil bedient, und noch vor dem Tode Heinrichs Raspe in den Besitz von Münden an der Weser, einer Grenzstadt des fränkischen Hessengau's, und eines Stammguts der letzten Landgrafen von Thüringen und Grafen von Niederhessen, man weiß nicht durch welche Uebereinkunft, gesetzt. Nachdem er auch das von den letzten Landgrafen von Thüringen behauptete Landgericht an der Leine ohnweit Göttingen an sich gezogen, und von dem Stift Quedlinburg die durch den Tod Heinrichs Raspe erledigten Lehen der Mark Duderstadt erworben, war er eben im Begriff, die Landschaft an der Werra zu überfallen; Eschwege ward von ihm erstürmt. Gleichgesinnt war Erzbischof Siegfried der Dritte von Mainz. Unter ihm ward die Festung Elnbog (nachher Melnau) erbaut, welche zugleich das Stift Wetter schützen und vereint mit der Besatzung von Amoeneburg die Stadt Marburg befehden konnte. Siegfried, nachdem er die von dem Landgrafen von Thüringen in Thüringen und Hessen besessenen Lehen, als dem Erzstift erledigt, vergebens zurückgefodert, verkündete auch den Kirchenbann gegen Sophia von Brabant, und gegen Heinrich von Meißen. Dieser war der dritte Fürst, welcher Sophien gefährlich werden konnte. Ausgezeichnet durch Reichthümer, welche aus den Erzgebirgen ihm zuströmten, anerkannt von den thüringischen Großen, und Herr der meisten thüringischen Schlösser, konnte er, begünstigt durch die Unsicherheit und Verwirrung sich durchkreuzender Rechte, Sophiens Erbe unvermerkt schmälern, oder in offner Fehde gewinnen.

Unter solchen Umständen erschien Sophia mit ihrem Erben in Hessen, einem Lande, das seit dem Untergange des Herzogthums Franken und der alten Gaue

weder einen Herrn noch eine Verfassung gehabt hatte, und das jetzt allenthalben auf den waldigen Grenzen seiner mannigfachen geistlichen und weltlichen Herrschaften mit neuen Raubschlössern besetzt wurde. Sophia begab sich zuerst nach Marburg; diese Stadt hatte Elisabeth, ihre Mutter, zugleich mit ihren Wohlthaten und mit ihren Wundern erfüllt. Hier zeigte Sophia den versammleten Bürgern ihren hoffnungsvollen Sohn, und empfing die erste Huldigung biederer Hessen. Man erzählt, daß Sophia, auf einem Wagen ihren Erben vor sich haltend, von vielen Gewappneten umgeben, allenthalben die getreuen Städte ihres väterlichen Erbgutes besucht habe, und von den getreuen Bürgern mit Kerzen und Fahnen freudig empfangen worden. Zu ihr begaben sich gleich Anfangs Graf Berthold I. von Ziegenhayn, Schirmvoigt von Fulda, gewonnen durch etliche Lehngüter von Treissa und Wohra, Graf Siegfried II. von Witgenstein, dessen Bruder Wittekind auf Battenberg und Kellerberg abhängig vom Erzstift Mainz war; und unter den Schenken von Schweinsberg und andern vornehmen Rittern die Herren von Rodheim und Rodenstein, welche zuerst das hessische Marschall-Amt erwarben, und denen bald nachher Sophia das ihnen von habsüchtigen Nachbarn oder Stammes-Verwandten entrissene Schloß Blankenstein (ohnweit Gladenbach) wieder eroberte. Sophia zerstörte auch den Weißenstein, eine räuberische Burg dicht über Marburg, mit Hülfe der Bauern eines benachbarten Dorfes, und das alte Gisonische Schloß Hohenlinden (Hollende), dessen Ruinen noch sichtbar sind an einem Waldrücken zwischen Biedenkopf und Wetter. Hierauf mußten sich ihr die unruhigen Ganerben von Hohenfels, ohnweit Buchenau im Amt Biedenkopf, mit ihrem Schlosse unterwerfen, und bei einer Strafe von fünfhundert Mark Silbers Ruhe und Frieden versprechen. Sophia besetzte auch das alte Schloß Reichenbach ohnweit Lichtenau, welches von den Grafen von Ziegenhayn an die Landgrafen von Thüringen und hierauf in unbekannte Hände gerathen war, und errichtete auf einem erhabenen Kegel des Lahnbergs ohnweit Marburg, der mainzischen Stadt Amoeneburg und dem Schloß Stauffenberg den Grafen von Ziegenhayn zum Trotze, ihren oberhessischen Besitzungen zum Schutze, die erhabene nun in Trümmern liegende Frauenburg. Die Herzogin verband sich auch den geistlichen Stand. Die Brüder des Ordens des heiligen Antonius zu Grünberg, das Cistertienser Nonnenkloster Kaldern, ohnweit Marburg, welches damals auf Betrieb der Herzogin vollendet wurde, und die deutschen Ordensritter zu Marburg rühmten sich ihrer besonderen Gunst.

Hierauf zog Sophia nach Thüringen, wo sich ihr die Stadt Eisenach mit der Wartburg öffnete; der Markgraf von Meißen, der damals anerkannt von den thüringischen Standesherren ein Landgericht zu Mittelhausen hielt, begab sich zu ihr nach Eisenach. Hier gewann er ihr Zutrauen. Nachdem beide mehrere Tagessatzungen über ihre strittige Angelegenheiten gehalten, übertrug Sophia dem Markgrafen die Vormundschaft über ihr Land, sie übergab ihm das Schloß Wartburg und ganz Hessen zu getreuer Hand, überzeugt, daß auf diese Art allein die Ruhe bis zu einem Ausspruch des Kaisers und der Fürsten erhalten, und jede verderbliche Einmischung feindseliger Nachbarn verhütet werden könnte. Sophiens Vater, Ludwig der Fromme, hatte weiland mit großmüthiger Uneigennützigkeit eine gleiche Vormundschaft über den jungen Markgrafen geführt. Dies Vorrecht der Agnaten wurde in einem zwar leidenschaftlichen aber an großartiger frommer Redlichkeit nicht armen Zeitalter selten mißbraucht. Markgraf Heinrich der Erlauchte, nachdem er die Vormundschaft über Hessen übernommen, ernannte den Probst von Fritzlar und einige hessische Landrichter zu General-Kommissarien von Hessen; sein enges Bündniß mit Sophia, so lange es nicht durch Einflüsterungen habsüchtiger oder gewissenloser Vasallen getrübt wurde, war auch anfangs so ersprießlich für Thüringen und Hessen, daß weder Kirchenbann noch Interdict des Erzbischofs Gerhards von Mainz irgend einigen Eindruck auf diese Länder und ihre Fürsten machte. Man glaubt, daß Sophia, welche um dieselbe Zeit noch in Eisenach verweilte, sich hierauf nach Brabant begeben; das Unterpfand unseres Vaterlandes, ihr damals achtjähriger Erbe, Heinrich das Kind von Hessen,

welchen Sophia keinesweges dem Markgrafen von Meißen überließ, ward einer alten in der Gegend von Hasungen erhaltenen Sage nach den getreuen Mönchen dieses landgräflichen Klosters anvertraut, welches auch nachher mit der benachbarten Stadt Zierenberg ein Haupt-Gegenstand seiner Sorgfalt blieb.

Gerhard I., Erzbischof von Mainz, ein geborner Wildgraf, hatte unterdessen, um seinem Banne Nachdruck zu geben, gegen den Markgrafen Heinrich und gegen die Herzogin Sophia den zweideutigen Grafen Berthold von Ziegenhayn in Sold genommen. Hierauf, in dem letzten Jahre der päpstlichen Regierung Innozentius IV., fiel der Erzbischof durch denselben Legaten, der seinen Vorgänger Christian abgesetzt und ihn erhoben hatte, wegen Erpressung neuer Zölle in die Acht der allgemeinen Kirche. Markgraf Heinrich benutzte diese Umstände. Entledigt seines Bannes zugleich mit dem Erzbischof, versöhnte er sich auch mit demselben, nahm von demselben alle Lehen der Landgrafschaft Thüringen, und bedung für Hessen nichts als einen Aufschub bis zu der zwei Jahre nachher erfolgenden Vollbürtigkeit Heinrichs des Kindes, und einen Landfrieden, dessen Handhaber Friedrich von Treffurt sein sollte. Jetzt erkannte Sophia die Gefahren ihrer Lage; sie kam zurück aus Brabant und hob die von dem Markgrafen über Hessen angeordnete Statthalterschaft auf. Aber der Markgraf, der entweder die Vormundschaft bis zu dem verabredeten Zeitpunkte mit Gewalt behaupten, oder die thüringischen Stammlande als ein Zubehör der Landgrafschaft einziehen wollte, behielt die Wartburg und in Hessen selbst Gudensberg zurück. Man erzählt, daß Sophia um diese Zeit, als ihr auch die Stadt Eisenach den Einzug verweigern wollte, mit einer Axt in der Hand an das St. Georgen-Thor geschlagen, und die Oeffnung der Stadt mit unwiderstehlichem Muthe erzwungen habe. Noch vor Ausbruch des Krieges versuchte sie auch den Markgrafen durch ein Gottes-Urtheil zu besiegen. Sie begab sich mit ihm in die St. Katharien-Kirche, die Ruhestätte Heinrichs Raspe, in Eisenach. Hier sollte der Markgraf mit zwanzig Rittern als Eideshelfern auf heiligen Reliquien sein Recht beschwören. Die fromme Sophia hatte die Ueberreste ihrer heiligen Mutter auf den Altar gelegt. Aber der Markgraf hierum unbekümmert und laut spottend, schwur mit allen seinen Rittern. Da dies Sophia sah, gerieth sie in einen schwärmerischen Eifer und zerriß ihre Handschuhe.

Damals stand Albrecht, genannt der Große, der Nachfolger Otto's des Kindes von Braunschweig und Lüneburg, in dem Rufe großer Tapferkeit. Sophia, ohne Aussicht einer rechtlichen kaiserlichen Entscheidung, entschlossen die Waffen zu ergreifen, auch wohl geschwächt durch eine Hülfe, die sie dem Könige Wilhelm, ihrem Neffen, gegen Westfrankreich senden mußte, beschloß sich mit Albrecht auf's engste zu verbinden; sie gab ihm ihre einzige Tochter Elisabeth mit viertausend Mark Silbers Aussteuer; Albrecht behielt auch die von seinem Vater schon überzogene Landschaft an der Werra; und um die Bande der Verwandtschaft noch enger zu ziehen, ward Heinrich, der Erbe von Hessen, damals 10 Jahre alt, mit Adelheid, der Schwester Albrechts, verlobt. Noch verflossen zwei Jahre bis zum Ausbruch des Krieges, während welcher Zeit Markgraf Heinrich Gudensberg zurückgab, und sich auf Thüringen beschränkte. Herzog Albrecht war mit einer anderen Fehde beschäftigt. Die Herren von Asseburg, vom Stamme der alten Herren von Wolfenbüttel, mochten nach einer Unabhängigkeit streben, sie führten ein dem Herzoge schimpfliches Wappen. Auf ihrer Seite war Graf Dietrich von Eberstein, und hierauf dessen Verwandter, der Erzbischof Gerhard von Mainz, der ohnehin den Herzog als den Bundesgenossen Sophiens für seinen Feind halten mußte. Nachdem der Erzbischof mit seinen Freunden, unter denen auch ein Graf von Beichlingen war, in das Gebiet von Göttingen eingefallen war und sich sorglos ohnweit Weende zerstreute, ward er plötzlich sammt dem Grafen von Eberstein von dem Amtmanne des Herzogs, Wilcke von Bodenhausen, überfallen und gefangen. Der Graf, den der Herzog für einen Vasallen ausgab, ward vor der Asseburg an den Beinen aufgehangen, der Erzbischof nach Braunschweig geführt, wo

er so lange saß, bis ihn in folgendem Jahre, nach dem Tode Königs Wilhelm, Richard von Kornwallis, der damals die Stimmen der deutschen Kurfürsten erkaufte, mit baarem Gelde erlösete. Der Erzbischof trat auch dem Herzoge von Braunschweig Giselwerder an der Weser ab.

Hierauf zog Albrecht der Große mit hessischen Truppen gegen Albrecht den Entarteten, den Sohn des Markgrafen Heinrich des Erlauchten, welchen dieser neben Hermann, Grafen von Henneberg, zum Statthalter von Thüringen ernannt hatte. Der Mittelpunkt des ersten Kampfes war die Wartburg mit den übrigen festen Punkten des Thüringer Waldes, welche sich die beiden feindlichen Heere mit verschiedenem Glücke streitig machten. Die Wartburg, die alte Residenz der thüringischen Landgrafen, war in meißnischen Händen; so auch der vom Schenken von Vargila ohnweit Eisenach erbaute Rudolphstein, der Kalenberg hinter Fischbach, ein Schloß der Herren von Wangenheim, und Kreutzburg an der Werra. Auf hessische Seite trat Eisenach, der Schauplatz der Tugenden Ludwigs des Frommen und der heiligen Elisabeth, der feste Metelstein bei Eisenach, und die Malittenburg über Fischbach. Sophia besetzte auch auf den beiden der Wartburg südlich gegenüber liegenden Bergen die Isenachs- und die Frauenburg. Herzog Albrecht der Große überfiel zuerst Kreutzburg, nachdem er diese Stadt erobert und verbrannt hatte (die Burg blieb in Feindes Händen), rückte er weiter und besetzte mit hessischen Waffenträgern und Voigten das von ihm eingenommene Land. Hierauf starb Elisabeth, die Gemalin des Herzogs, und der Herzog folgte einem dringenden Rufe der Königin Margaretha von Dänemark und Holstein, welche mit ihrem unmündigen Sohne Erich von widerspenstigen Vasallen bekriegt wurde. Fast zur selbigen Zeit, wo Sophia ihre Tochter verlor, und ihres Tochtermanns als Bundesgenossen entbehrte, traf eine Feuersbrunst die Stadt Marburg, schleuderte der neue Erzbischof Werner, vom Hause Eppenstein, den geistlichen Bannstrahl gegen sie, gegen ihren Erben Heinrich von Hessen, (der sich damals Landgraf von Thüringen nannte) und gegen ihre Helfer, und stellte alle ihre Lande und Gerichte unter das geistliche Interdict. Diesen Augenblick benutzte Markgraf Heinrich, um mit einem neugeworbenen Heere Sophien die errungenen Vortheile zu entreißen. Er zerstörte die Isenachs-, die Frauen- und die Malittenburg. In einer stürmischen Winternacht griff er, einverstanden mit einigen über des Kriegs Ungemach ungeduldigen Bürgern, die Stadt Eisenach bei dem Thurme hinter dem Glockenhause an, und nahm sie unter dem schreckhaften Laut der Sturmglocken und dem Geschrei der Kämpfenden in demselben Augenblick ein, wo seine Burgmannen von der Wartburg den nahen durch zwei hervorragende Felsenstücke gedeckten Metelstein angriffen. Die überraschte und betäubte Besatzung wurde gefangen, die Burg in Brand gesteckt und hierauf zerstört. Der Markgraf schonte die Stadt Eisenach, aber unter den Bürgern derselben erfuhr besonders Heinrich von Velspach, ein unerschrockener Anhänger Sophiens und ihres Sohnes, des Siegers zu eifrige Rache. Zweimal warf ihn eine Blide oder Wurfmaschine von der Wartburg hinab ohne seine Stimme zu ersticken, bis er endlich bei einem dritten Wurfe seinen heldenmüthigen Geist aufgab.

Unterdessen verband sich der damals achtzehnjährige Erbe Sophiens, Landgraf **Heinrich**, mit dem Grafen Gottfried IV. von Ziegenhain, dem Nachfolger Bertholds I., um sich dem Erzbischof Werner von Mainz und seinen Bundesgenossen, den Grafen von Battenberg und Waldeck, mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Graf Gottfried sollte nöthigenfalls die hessischen Truppen in Ziegenhain und Nidda (welche Städte er gemeischaftlich mit seinem Vetter Ludwig, dem Sohne Gottfrieds III., besaß) aufnehmen, und dem Landgrafen, der ihm einen Sold auf Grünberg, Alsfeld und Marburg anwieß, alle seine Schlösser öffnen. Hierauf bezog **Heinrich** mit seiner heldenmüthigen Mutter ein Lager bei Langsdorf (ohnweit Lich), und bewog den Erzbischof Werner zu einem Vergleich, der ihm freie Hand eröffnete, zugleich mit dem aus Dänemark zurückkehrenden Herzoge Albrecht von Braunschweig gegen

seinen Hauptfeind in Meißen zu ziehen. Der Erzbischof ertheilte zuerst Sophien, Tochter der heiligen Elisabeth, weiland Herzogin von Brabant, Landgräfin von Thüringen, Fürstin (domina) von Hessen, und ihrem Sohne Heinrich, Landgrafen von Thüringen und Fürsten (dominus) von Hessen, die bisher verweigerten Mainzischen Lehen, die Grafschaft oder das Landgericht von Hessen, mit allen Zehnden derselben, die Voigteien zu Hasungen und Breitenau, die Patronat-Rechte der Kirchen von Wildungen, von Reichenhagen (bei Wildungen), von Felsberg, Wenigen Zennern (ohnweit Wabern, jetzt eine Wüstung), die Städte und Schlösser von Grünberg und Frankenberg, mit allem Zubehör, Melsungen, wenn es anders kein Stammgut sei, und endlich in Thüringen die Gerichte von Berge, Aspe (Aespenfeld bei Gotha) und vom Schloß und der Stadt Tungesbrücke (Thomasbrück). Die übrigen zweifelhaften Lehen versprachen Sophia und Heinrich mit zwanzig getreuen Rittern binnen Jahresfrist zu erkunden. Hierauf stellten auch Sophia und Heinrich dem Erzbischof, nachdem er versprochen, das Schloß Wildungen ganz oder zertrümmert ihnen wieder zu verschaffen, eine Versicherung über zweitausend Mark Silbers und als Bürgen dreißig vornehme und ehrbare Grafen und Ritter. Endlich übertrugen sie dem Erzbischof die Städte, Schlösser und Gebiete von Grünberg und Frankenberg gänzlich und eigenthümlich, um sie wieder als Lehen zu empfangen, dergestalt, daß wenn Heinrich und seine junge Gemalin Adelheid von Braunschweig ohne Kinder stürben, diese Güter unwiderruflich an das Erzstift Mainz fallen sollten. Von nun an ruhte Erzbischof Werner bis zur Zeit der Erhebung seines Gönners Rudolph von Habsburg.

Während dieser Zeit war der Herzog Albrecht von Braunschweig, verstärkt durch die Grafen von Schwerin, Eberstein und Anhalt, welche er auf einem Turnier zu Lüneburg gewonnen hatte, wieder in Thüringen eingedrungen. Nie schienen Sophia und Heinrich der Erreichung ihrer Wünsche näher zu sein. Albrecht zog siegreich und verheerend bis in die Thäler von Merseburg und Naumburg, während der Markgraf von Meißen neue Hülfstruppen in Böhmen suchte, und seine Söhne Albrecht der Entartete und Dietrich ruhig in Leipzig saßen. Da erhob sich der Schenck Rudolph von Vargila, gereizt durch des Herzogs von Braunschweig sorglosen Uebermuth, sammelte einen Haufen erbitterter Thüringer, und, nachdem er sich zu Leipzig mit den jungen Landgrafen vereinigt, zog er aus, um den Herzog zu überfallen. Er traf ihn am rechten Ufer der Saale ohnweit Wettin. Der Ueberfall geschah vor Anbruch des andern Tages, die Schlacht endete gegen 9 Uhr. Vergebens wehrte sich der überraschte Herzog von Braunschweig mit gewohnter Tapferkeit. Nachdem ihn seine Wunden genöthigt, sich zu ergeben, wurden auch die Grafen Heinrich von Schwerin, Johann von Eberstein und Heinrich von Anhalt gefangen genommen; ihnen folgten neun Burgbesitzer, zwölf andere Freiherren, fünfhundert fünfzig Ritter und Knechte, tausend Pferde; die übrigen fielen durchs Schwerdt oder retteten sich durch die Flucht. Diese Schlacht endigte den thüringischen Krieg, dessen Drangsale nur durch eine außerordentliche Wohlfeilheit der Lebensmittel gemildert wurden.

Nachdem der Herzog von Braunschweig ein Jahr in der Gefangenschaft gesessen, entschloß er sich zu einem Lösegelde, welches zugleich zur Ausgleichung zwischen Hessen und Meißen diente. Er zahlte achttausend Mark Silber für sich und seine Mitgefangenen, und trat die bisher von ihm besetzt gehaltene Landschaft an der Werra ab, nämlich Witzenhausen, Allendorf, Eschwege, Wanfried, Sontra, nebst einigen an der Werra gelegenen Schlössern. Diese Städte und Schlösser wurden Sophien und ihrem Sohne (deren Vorfahren sie schon besessen) gegen die Abtretung ihrer wichtigen Ansprüche auf die Stammgüter und Lehen von Thüringen, eingeräumt; ein Friedensschluß, von welchem keine Urkunde vorhanden ist, und der anfangs noch mit solchem Mißtrauen verknüpft war, daß Albrecht, der Entartete, der sich nun Landgraf von Thüringen und Pfalzgraf von Sachsen nannte, noch immer befürchtete, vom Landgrafen Heinrich von Hessen und von dem Herzog Albrecht von Braun-

schweig angegriffen zu werden, und deßwegen den zweideutigen Grafen Gottfried IV. von Ziegenhayn an sich zog. Hierauf legte Heinrich von Hessen den Titel eines thüringischen Landgrafen ab, und die beiden Fürsten von Thüringen und Braunschweig zogen, ausgesöhnt, und vereint mit Anhalt-Brandenburg, gegen die heidnischen Preußen.

Die Geschichte fast aller Staaten beginnt mit Regenten, deren Charakter sich unter großen Anstrengungen entwickelte, und welche in den ersten Einrichtungen ihres Landes eine unversiegbare Quelle lebensvoller Thätigkeit fanden. Kein Zeitgenosse hat das Leben Heinrichs I. beschrieben, unter welchem das plötzlich sich selbst überlassene Hessen zuerst anfing, seine öffentlichen Urkunden zu sammeln. Aber nach einer fast sechs und vierzigjährigen Regierung hinterließ er eine zahlreiche für uns und für viele benachbarte Häuser folgenreiche Nachkommenschaft, eine neubegründete reichsfürstliche Würde, und ein im Innern vorerst beruhigtes und gegen geistliche Anmaßungen gesichertes, an den Grenzen erweitertes Land. Man weiß nicht, wie vielen Antheil an dieser Regierung man der heldenmüthigen und weisen Sophia zuschreiben soll, welche erst achtzehn unruhvolle Jahre hindurch fast ganz allein das von Brabant und Thüringen geschiedene hessische Erbland verwaltete, und zu allen Zeiten bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens mit ihrem im zwölften Lebensjahre mündigen, im achtzehnten selbstständigen Sohne, in einer seltenen Einigkeit lebte.

Heinrich, das Kind von Hessen, nach Geburtsrecht Herzog von Brabant, nach Erbrecht Landgraf von Thüringen, nannte sich, abgeschieden von Brabant und Thüringen, überhaupt Landgraf, und Fürst von Hessen, zuweilen auch Landgraf von Hessen, einem gemeinen schon zur Zeit der Landgrafen von Thüringen eingeführtem Sprachgebrauch, seinen noch nicht ganz erloschenen erblichen Ansprüchen auf Thüringen, und einer höheren auf Niederhessen haftenden gaugräflichen Würde gemäß. Diesen Titel gaben ihm auch Kaiser und Reichsfürsten, noch ehe er ein Lehnmann des Reiches wurde. Aber die ehrenvolle Bezeichnung einer auf uralten freien Stammgütern sich gründenden Herrschaft von Hessen wurde so lange beibehalten, als bis ganz Hessen unter dem Enkel Heinrichs des Kindes ein großes Reichslehn, und alle seine Einwohner dem mittelbaren Schutze des Reiches unterworfen waren. Hierzu legte Heinrich I. den ersten Grund, als er nach Beendigung heftiger Streitigkeiten mit dem ersten Kurfürsten des Reiches, das bisherige Reichsschloß Boyneburg, ohnweit Eschwege, vom Kaiser Adolf mit Genehmigung der Kurfürsten als Reichslehen erhielt, und zugleich die im thüringischen Frieden erworbene Stadt Eschwege dem Reiche auftrug. Die Landgrafschaft Hessen, nicht entstanden wie die von Thüringen durch förmliche Einsetzung einer vom Reiche abhängigen, mit großen Lehen versehenen, Würde, bildete sich nach und nach, auf der Grundlage alter Vorrechte des Landes zu Hessen und seines Gerichtes, unter dem Schutze eines landgräflichen, von alten fränkischen Herzogen abstammenden Geschlechtes, bis sie endlich bei der Erbverbrüderung oder Wiedervereinigung Hessens mit Thüringen öffentlich anerkannt und als ein Reichslehn ihrer älteren Schwester gleichgesetzt wurde.

In dem Jahre der Ermordung Kaisers Albrecht des Habsburgers, welchem Heinrich von Luxemburg folgte, starb Landgraf Heinrich I., Fürst des Hessenlandes und Enkel der heiligen Elisabeth, nach einer fast vier und vierzigjährigen Regierung.

Das erste hessische Wappen und Siegel unter Heinrich dem Kinde seit 1265.

Von Christoph von Rommel.

Das große Rittersiegel, deutend auf eine freie kriegerische Stammes-Herrschaft, stellte den Markgrafen zu Pferd mit Schild und Helm und mit einem Schwerdt in der Rechten dar. Die Fahnen, die Zeichen der Reichslehen, kamen erst später hinzu.

Auch die ersten Landgräfinnen erschienen reitend auf ihrem Siegel, einen Falken in der Hand.

Auf den kleineren Siegeln stellte sich der hessische Löwe dar, aufrecht stehend, rechts gekehrt, gestreift, und mit einer Krone auf dem Haupte; wodurch Landgraf Heinrich sowohl auf seine brabantische als thüringische Abkunft und auf die Abstammung von einer königlichen Prinzessin deutete. Abkömmlinge der heiligen Elisabeth nannten sich die ersten Landgrafen von Hessen in allen öffentlichen Urkunden; bei ihr pflegten sie ihr fürstliches Wort zu bekräftigen; von ihr leitet man eine in älteren Zeiten erwähnte Landeskrone; und nachdem die Landgrafen und ihre freieren Städte und Stifte lange Zeit geringere Münzen mit dem Zeichen des Löwen oder anderen Symbolen geschlagen hatten, ward die erste hessische Goldmünze mit dem Bilde dieser Heiligen, gleich einer Schutzgöttin des Landes geziert.

Das hessische Wappen vom XIV. bis XVIII. Jahrhundert.

Von Günther *).

Der hessische Löwe ist weiß (silbern) und roth abwechselnd, zuweilen acht, zuweilen zehnfach gestreift. In neuerer Zeit erscheint der Löwe mit fünf weißen und fünf rothen Querstreifen, also zehnfach getheilt. Er ist das eigentliche Wappenzeichen des Fürstenthums Hessen, dessen ganzes Wappen sich gewöhnlich auf folgende Weise im XIV. bis XVIII. Jahrhundert darstellte, in einem deutschen Schilde im blauen Felde ein zum Grimme geschickter **), rechtsgewendeter, goldgekrönter, weiß- und rothgestreifter Löwe mit doppeltknötigem ***) Schwanze, die Endbüschel aufwärts gebogen. Auf dem Schilde befindet sich ein goldner Helm, geschmückt mit zwei silbernen Büffelshörnern, deren jede Seite mit fünf (auch vier, und auch sechs) dreiblätterigen, grünen Stängeln besetzt ist und aus deren jeder Mundesöffnung ein solcher dreiblätteriger grüner Stengel hervorragt, Helm und Schild haben Lazinien (Laubwerk) von der Farbe des Wappens. Diese Büffelshörner sind jetzt nicht mehr gebräuchlich; man hat vielmehr den Schild, welcher den seit 1806 mit einem bloßen Schwerte †) in der rechten Pranke versehenen rothen Löwen enthält, mit einer goldenen Krone geschmückt, der hessische Löwe, das eigentliche Wappen des Fürstenthums Hessen, ist nunmehr das allgemeine Landeswappen des Großherzogthums Hessen.

Der rheinische Städtebund (1254—1257).

Von Wilhelm Arnold ††).

Gerade in dem Augenblicke, in welchem Deutschland völlig herrnlos wurde, in welchem den Fürsten nichts mehr im Wege stand, ihre Rechte maßlos zu erweitern, und die Städte scheinbar am tiefsten darnieder lagen, gerade in diesem Augenblicke

---

*) Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. 3. Band. 2. Heft. 1842.

**) Unter dem Ausdruck „ein zum Grimme geschickter Löwe" versteht man in der Wappenkunde einen aufrecht stehenden Löwen, mit vor sich geworfenen Pranken oder Krallen, aufgesperrtem Rachen, ausgestreckter Zunge und hoch aufgerichtetem Schwanze, weil er so in natürlicher Stellung erscheint, wenn er einen starken Feind angreift. Denn es gilt in der Wappenkunde als Regel, daß alle Thiere in der natürlichsten Stellung abgebildet werden.

***) In der Wappenkunde wird der Schwanz des Löwen doppelknötig genannt, wenn er unten oder in der Mitte mit Büscheln oder Haaren verziert oder besetzt ist. Aus solchen Verzierungen ist endlich die Gestalt eines Doppelschwanzes gemacht worden.

†) Das Schwert bedeutet die Souveränität.

††) Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms von Dr. Wilhelm Arnold, Privatdocenten der Rechtswissenschaft zu Marburg. Gotha 1854. Zweiter Band. S. 66—86.

erwachten die Städte zu neuem Leben, schlossen einen Bund miteinander, schafften Ruhe und Ordnung und nöthigten die Fürsten ihrem Bunde beizutreten. Natürlich: der Kaiser, von dem sie Schutz hätten erwarten sollen, war stets von den Fürsten genöthigt worden, sie zu unterdrücken; im Augenblicke aber fehlte die Reichsgewalt und sie traten selbst auf eine Zeit an deren Stelle. Sie wollten weiter nichts, als die Autorität des Reichs und Rechts aufrecht erhalten, und eine solche legitime Tendenz mußte auch bei ihren Feinden Anklang finden und sie zum Anschluß an den Bund bewegen. Dennoch war das Bewußtsein zu lebendig, daß über den Fürsten, die statt den Kaiser zu unterstützen, seine Hülfsbedürftigkeit zu ihrem Vortheile benutzt hatten, eine gemeinsame Obrigkeit stehen und die Nation zusammen halten müsse. Freilich konnte der Anschluß der Fürsten an die Städte kein aufrichtiger sein, und bald fielen die unversöhnlichen Elemente wieder auseinander. Allein so vorübergehend auch die Wirkung des Städtebundes war, so ist doch zweierlei durch ihn erreicht worden, welches von nachhaltigem Einfluß auf die Gestaltung der Reichsverfassung blieb. Einmal brachte er als Mittel, die Reichseinheit zu erhalten, zuerst die Idee einer Konföderation auf, indem er zeigte, daß durch eine Bundesgenossenschaft Recht und Friede energischer gehandhabt werden könne, als es seither die Kaiser und Könige vermocht hatten. In der That hat das föderative Element, welches durch den rheinischen Städtebund in die Verfassung eingeführt wurde, nach dem Zerfall des Reichs in eine Menge selbstständiger Territorien und Corporationen alle Glieder desselben doch noch drei Jahrhunderte lang zu einem Ganzen verbunden. Aber auch für die Städte selbst brachte der Bund einen dauerhaften Gewinn, indem er ihnen zuerst neben den Fürsten auf dem Reichstag Stimme verlieh und dadurch den Grund zu ihrer nachmaligen Reichsstandschaft legte. Von einem Reichstag kann eigentlich erst nach dem Hinzutritt der Städte gesprochen werden.

Vorher gab es nur Hoftage oder Reichsversammlungen, zu denen nach alter Sitte nur Fürsten und Herrn berufen wurden; diese bildeten mehr einen Rath des Königs, als daß sie ihm gegenüber das Reich vertreten hätten: es hing von den Umständen ab wie viele der König berief, und wie viele wirklich erschienen. Seitdem aber die Städte an den Versammlungen Theil nahmen, gliederte sich der Reichstag nach Ständen und erhielt eine festere Organisation. Er stand als „Reich“ neben dem Kaiser und wurde allmählig je mehr die kaiserliche Gewalt sich verflüchtigte, zum Schwerpunkt der Verfassung. Eidgenossenschaften waren unter den rheinischen Städten seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts mehrfach vorgekommen. Schon aus der Zeit Heinrichs IV. und V. sind uns zwei Fälle derart bekannt: der eine aus dem Jahr 1205, als die Städte zu Gunsten des Kaisers gegen seinen abtrünnigen Sohn sich erhoben; der andere aus dem Jahr 1116, als sie für den abwesenden Heinrich V. gegen Lothar von Sachsen die Waffen ergriffen. In der folgenden Zeit machten die drei ersten thatkräftigen Herrscher aus dem hohenstaufischen Haus ein selbstständiges Handeln der Städte überflüssig. Dann hatte sich der Kampf zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben in zwei feindliche Parteien getheilt: Straßburg und Cöln standen auf Seiten ihrer Bischöfe gegen König Philipp, während die mittelrheinischen gegen König Otto kämpften. Mit diesen müssen sich die wetterauischen Städte enger vereinigt haben, denn als die Stadtfreiheit bald darauf unter Heinrich VII. von den Bischöfen bedroht wurde, schlossen Speier, Worms, Mainz, Bingen, Frankfurt, Gelnhausen und Friedberg einen Bund zu gegenseitiger Hülfeleistung. Wir wissen, daß er im Jahre 1226 durch Heinrich VII. unterdrückt, und zugleich ähnliche Eidgenossenschaften für alle Zukunft verboten wurden. Allein dreißig Jahre später war kein König da, den die Fürsten von Neuem zur Untertrückung eines Bundes benutzen konnten.

Die Städte aber bedurften mehr wie je eines Schutzes, besonders die kleinen, die nicht im Stande waren, sich selber zu helfen, ja ohne fremde Hülfe nirgends Recht fanden. Für sie war es jetzt nicht mehr gefährlich, sich den größeren anzu-

schließen, da der Versuch derselben, ihre Herrschaft über die Ringmauern hinaus zu erstrecken, an der Opposition der Fürsten gescheitert war. Wäre in Deutschland hundert Jahre früher, etwa zu der Zeit, als der große lombardische Städtebund ins Leben trat, eine Konföderation der Städte möglich gewesen, so würden wohl auch bei uns wie in Italien die kleinen unter die Botmäßigkeit der größeren gekommen sein. Im Augenblick waren diese nur auf die eigene Vertheidigung bedacht; sie wollten nicht ihre Macht vergrößern, sondern das Unrecht abwehren, und hatten dazu oft eben so fremde Hülfe nöthig als die kleineren. Wie es in Deutschland aussah, braucht nicht geschildert zu werden; die Worte des Chronisten entwerfen uns in markigen Zügen das beste Bild. „Damals stund's in Deutschland und fürnehmlich am Rhein also, daß wer der Stärkste war, der schob den Andern in den Sack, wie er konnt und möchte: die Reuter und Edelleuten nährten sich aus dem Stegreif, mordeten, wen sie konnten, verlegten und versperrten die Päß und Straßen und stellten denen, so ihres Gewerbes halber über Land ziehn mußten wunderbarlich nach; daneben hatten etliche Herrschaften neue Zöll am Rhein aufgerichtet; auch war das arme Volk mit übermäßigen, unbilligen Schatzungen hoch beladen und beschwert.*)" Eine neue Eidgenossenschaft unter den Städten mußte auf das Freudigste begrüßt werden, und wir können uns daher erklären, wie der Bund in unglaublicher Schnelligkeit in Zeit von zwei Jahren halb Deutschland ergriff.

Er entstand aus kleinen und unscheinbaren Anfängen. Die Städte Worms und Mainz, welche zehn Jahre lang in Fehde und Feindschaft gelebt hatten, weil jene auf Seiten Konrad's, diese auf Seite der Kirche stand, söhnten sich zu Ende des Jahres auf 1253 aus und schlossen im Februar 1254 ein Bündniß miteinander.

Eingedenk ihrer alten wechselseitigen Treue und Liebe schworen sie einander Beistand gegen Jedermann, der sie verletze oder wider Recht beschwere. Auch gelobten sie je den Bürgern der Stadt völlige Rechtsgleichheit mit ihren eigenen, so daß die Bürger der einen zugleich Bürger der andern Stadt sein sollten. Und zur Entscheidung etwaiger Streitigkeiten setzten sie ein Schiedsgericht von vier Wormser und vier Mainzer Bürgern nieder, dessen Mitglieder ihr Amt lebenslänglich verwalten und durch den Rath der betreffenden Stadt ergänzt werden sollten. Im April trat Oppenheim bei, nachdem der Erzbischof Gerhard von Mainz zuvor der Stadt die Divina, deren sie wegen der Partheinahme für König Konrad beraubt worden war, Freitag vor Palmarum (3. April) wieder zugestellt hatte. Es scheint also, daß der Erzbischof schon für den Bund gewonnen war. Der Inhalt des Vertrags stimmt im Wesentlichen mit dem vorigen überein, doch geht er nicht mehr blos auf gegenseitigen Beistand, sondern auch auf möglichste Erhaltung von Recht und Frieden überhaupt. Insbesondere versprachen die Städte, daß der gemeinschaftlichen Schutz den Geringen und Kleinen ebenso wie den Mächtigen und Großen zu Gut kommen sollte, seien es Geistliche oder Weltliche, Christen oder Juden. Zu dem Schiedsgericht wurden vier Oppenheimer Bürger hinzugewählt: aus jeder Stadt hatte man zwei ritterliche und zwei patricische Rathsherrn genommen. Von Seiten der Stadt Mainz waren Arnold von Thurm, Ingebrand, Arnold Walpod und Ulrich von Rosenbaum, von Seiten der Stadt Worms Jakob von Stein, Wolfram von Pfeddersheim, Heinrich Richer und Eberhard in der Wollgasse Mitglieder des Gerichts. Einige Wochen später (29. Mai) wurde Bingen von der Stadt Mainz in den Bund gezogen, noch im Vorsommer traten die meisten rheinischen Städte von Cöln bis Basel demselben bei.

Besonders eifrig für seine Erweiterung wirkte der Mainzer Patricier Arnold Walpod, der aus einem alten und reichen Geschlechte entsprossen das größte Ansehen bei den Städtern hatte.

Von seinem Reichthum zeugt, daß er im Jahre 1251 den Dominikanern zu Mainz auf seine Kosten Kloster und Kirchen hatte erbauen lassen. Er konnte daher für die

*) Horn, Wormser Chronik S. 197.

Zwecke der Städte bedeutende Mittel aufwenden. Allein unrichtig ist es, in ihm geradezu den Stifter des Bundes zu erblicken, da dieser erst in Folge des tief und allgemein empfundenen Bedürfnisses so rasch anwachsen konnte. Als die Städte Worms und Mainz sich gegenseitig Beistand gelobten, wußten sie nicht, ob andere Städte sich an sie anschließen würden: die Stadt Oppenheim wurde erst auf ihr ausdrückliches Begehren in den Vertrag aufgenommen. Vielleicht liegt eine Eitelkeit des Menschen zu Grunde, den Anfang großer Dinge gern mit einer bestimmten Persönlichkeit zu verbinden, damit das Werk als Zeugniß menschlicher Kraft und Stärke gelten kann. Die Geschichte aber hat davon nur seltene Beispiele, daß wichtige Ereignisse die selbstbewußte That Einzelner sind. Als die Schweizer — ohne Tell — ihre Eidgenossenschaft auf dem Rütli stifteten, dachten sie auch nicht daran, einen freien und unabhängigen Bundesstaat zu gründen. In den Urkunden der Städte erscheint Walpod erst im Jahre 1256 als besonders ausgezeichnete Person; sie zeigten allerdings, daß er damals als Haupt des Bundes galt, obgleich er bei demselben kein anderes Amt als das eines Schiedsrichters begleitete. So lautet der Eingang der Aufnahmsurkunde für Regensburg (1. Oktober 1256) ganz ungewöhnlich „Arnoldus camerarius Friedericus, Arnoldus Walpodo, judices, concilium et universi cives Maguntini.“ Und in ähnlicher Weise erklären Würzburg und Nürnberg, daß die Städteboten von Regensburg den Landfrieden von Mainz „coram Walpodo ne et aliis civitatibus,“ „domino Walpodone camerario et consulibus ejusdem loci praesentibus“ beschworen haben. Die Erzählung des Albert von Stade ist daher zu berichtigen. In den ersten Tagen des Juli 1254 fand zu Mainz eine Zusammenkunft von Abgeordneten der dem Bunde bereits beigetretenen Städte, Fürsten und Herrn statt. Es wurde ein allgemeiner Landfrieden (pax generalis) beschlossen, der vom nächsten Margarethentag (13. Juli) an auf zehn Jahre gelten sollte.

Fürsten und Städte versprachen, beiderseits ihre unrechtmäßigen Zölle abzuschaffen und mit vereinten Kräften alle Friedbrecher zur Buße anzuhalten. Jeder Herr und jede Stadt soll vier Abgeordnete in das gemeinschaftliche Schiedsgericht stellen, welches über die Handhabung des Friedes zu wachen und alle Streitigkeiten beizulegen hat. Der Landfrieden wurde von den Mitgliedern des Bundes theils sogleich, zum Theil bald nachher beschworen. Von den Fürsten beschworen ihn namentlich die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier, die Bischöfe von Worms, Straßburg, Metz und Basel, sowie viele Grafen und Herrn.

Noch in demselben Jahre kamen die Städte in die Lage, den Landfrieden auch mit Gewalt vertheidigen zu müssen. Herr Werner von Bolanden hatte den Beitritt verweigert und ließ von seinem Schloß zu Ingelheim die Reisenden nach wie vor berauben und plündern. Darauf zogen die Bürger von Mainz mit den nächsten Bundesgenossen vor das Schloß und rissen es nieder (13. September). Die Freunde Werners, die Raugrafen, die Grafen von Leiningen und Eberstein und viele andere Herrn, kamen nun mit ihrer Mannschaft bei Odernheim zusammen und schickten sich zu einer Fehde gegen die Städte an. Diese rüsteten sogleich um ihnen entgegenzuziehen. Allein der Erzbischof von Mainz und der Wildgraf schlugen sich ins Mittel. Durch ihre Bitten wurden die Städte bewogen, den Feinden bis Michaelis einen Waffenstillstand zu bewilligen; doch mußten die Herrn von Eberstein, Bolanden, Hohenfels, Eppstein, Falkenstein und alle übrigen ihre Zölle und Auflagen zu Wasser und zu Land abstellen. In demselben Monate zogen die Bürger von Worms mit ihren Freunden und Helfern den Bürgern von Mainz und Oppenheim gegen den Herrn von Strahlenberg, der sie aus seiner Burg fortwährend schädigte. Sie verbrannten sein Dorf Schriesheim und zerstörten die Weinberge. In der Folge wurde die Fehde durch Konrad von Erbach, Philipp von Hohenfels, Hermann von Rietberg und Andere vertragen. Natürlich fügten sich die Herrn den Bemühungen der Städte immer nur mit Widerstreben: es war für sie gar zu lockend, sich an den Städten zu erholen und mit ihnen den Handelsgewinn zu theilen. Diese wußten

wohl, was sie von den Herrn zu erwarten hatten, und daß sie nichts ausrichten könnten, wenn sie nicht im Stande wären, ihren Anordnungen sogleich mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben. Darum scheuten sie keine Kosten, um den Bund zu einer schlagfertigen Macht zu organisiren. Die Stadt Worms allein wendete im ersten Jahre über tausend Mark auf Bestellung von Reitern und Söldnern; die Juden steuerten zweihundert Pfund Heller bei.

Ein allgemeiner Städtetag, der im Oktober des Jahres 1254 zu Worms gehalten wurde, setzte eine Reihe von Artikeln zur Ausführung des Landfriedens fest und gab dem Bund eine bestimmtere Verfassung. Die hauptsächlichsten Beschlüsse des Städteabschieds waren folgende:

1) Kriegszüge sollen zuerst immer dahin, wo es nach Rath der verbündeten Städten am nöthigsten scheint, unternommen, und etwaige Verluste hiebei gleichmäßig getragen werden.

2) Keinem, der dem Landfrieden sich widersetzt, wollen die Städte Waffen, Lebensmittel, Darlehen oder irgend eine andere Unterstützung zukommen lassen. Auch soll kein Bürger mit einem solchen irgend eine Gemeinschaft unterhalten.

3) Selbstständige Feindseligkeiten von Burgmannen oder Vasallen eines Herrn, mit welchem die Städte in einer Fehde begriffen sind, sollen nicht geduldet werden.

4) Die Städte wollen der Bauern Vormünder sein und sie schützen und schirmen, wenn sie mit ihnen den Landfrieden halten; wo nicht, so werden sie an ihnen schuldige Rache nehmen und dieselben, wenn sie in den Städten ergriffen werden, wie ihre eigene Missethäter bestrafen.

5) Die Städte sollen an allen Ueberfahrtsstellen des Rheins die Schiffe an sich ziehn und nur in ihrer Nähe eine Ueberfahrt zulassen, damit den Feinden des Friedens kein Uebergang über den Fluß möglich ist.

6) Sie versprechen mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß die benachbarten Landesherrn mit ihnen den Frieden halten, damit Herrn und Städte ungekränkt bei ihrem Recht bleiben.

7) Für den Niederrhein wird Mainz, für den Oberrhein Worms zur ausschreibenden Stadt ernannt: Beide sollen je für ihren Bezirk die Verbindung unter den Städten erhalten, Beschwerden und Klagen in Sachen des Bundes annehmen und die Friedbrecher zunächst zur Genugthuung auffordern.

8) So oft ein Städtetag gehalten wird, sollen Herrn und Städten ihre vier Bevollmächtigten schicken. Diese sowie ihre Gefolge und Alle, welche sich unter ihren Schutz stellen, dürfen während dessen vor kein Gericht geladen werden.

9) Die Städte versprechen keine Pfalbürger zu Bürgern aufzunehmen.

10) Sie versprechen weiter, gegen friedbrüchige Eidgenossen schneller einzuschreiten als gegen Fremde und sie alsbald zu vollständiger Genugthuung zu nöthigen.

11) Von allem was sie über ihre Feinde und Widersacher vornehmen, wollen sie den mitverbündeten Herrn und Städte Anzeige machen, damit sie zeitig dagegen ihre Maßregeln ergreifen können.

12) Niemand soll in die Häuser und Höfe der Welt- und Ordensgeistlichen eindringen, noch daselbst Herberge, Unterhalt, Dienste oder sonst was fordern. Wer sich hiergegen vergeht, soll wie ein Friedbrecher bestraft werden.

13) Jede Stadt soll ihre Nachbarn und Umwohner, welche den Frieden noch nicht beschworen haben, auffordern dies zu thun. Die, welche es verweigern, sollen als friedlos gelten, so daß Niemand, der sich an Leib oder Gut derselben vergreift, darum den Frieden bricht.

14) Alle Eidgenossen, Fürsten wie Städte, sollen jederzeit gerüstet sein, um wenn es Noth thut, augenblicklich ausrücken zu können.

15) Die Städte von der Mosel an rheinaufwärts bis Basel, sollen hundert, die unteren Städte fünfzig mit Schützen bemannte Kriegsschiffe in Bereitschaft haben, auch jede Stadt nach Kräften wohlgerüstete Reiter und Fußtruppen halten.

Die meisten Artikeln beziehn sich, wie wir sehn, auf die Handhabung des Friedens: enges Zusammenhalten der Städte untereinander und eine stehende Kriegsmacht sollen die Ausführung der Bundeszwecke möglich machen. Andere Artikel sind als Concessionen an die mitverbündeten Fürsten anzusehen, wie die von freien Stücken gelobte Abschaffung der Pfalbürger. Der Städteabschied zeigt, daß es den Städten ein heiliger Ernst um das Recht war; die Beschlüsse sind „zu Ehren Gottes, der Kirche und des Reichs und zu allgemeiner Wohlfahrt für die Armen wie für die Reichen" erlassen. Den Welt- und Ordensgeistlichen versprachen die Städte Schutz gegen alle zudringlichen Forderungen; friedbrüchige Städte wollten sie schneller strafen als fremde. Fürsten und Herrn wollten sie ungekränkt bei ihrem Recht lassen; aber auch für das arme Landvolk wollten sie Recht schaffen. Der Bund war nicht mehr ein bloßes Schutz und Trutzbündniß, er war ein Bund geworden zur Gründung und Erhaltung eines vollkommenen Rechtszustandes. Sehr energisch versuchen die Städte, die zerrüttete Ordnung des Reichs wieder herzustellen. Welche Wohlthat wäre es gewesen, wenn der Landfrieden für immer hätte erhalten werden können!

Ein günstiges Ereigniß war es, daß die Städte nach dem Tode König Konrads (20. Mai 1254) sämmtlich Wilhelm von Holland anerkennen und ihn für die Zwecke des Bundes gewinnen konnten. Auf die Nachricht von dem Tode Konrad's hatten zuerst die wetterauischen Städte, Frankfurt an der Spitze, Boten nach Holland abgesandt, ihre Unterwerfung angezeigt und um die Bestätigung ihrer Privilegien bitten lassen: schon am 9. August versprach König Wilhelm den Bürgern von Frankfurt, sie bei allen Freiheiten und Rechten zu erhalten, die ihnen von seinen Vorfahren im Reich verliehen wären. Da beschloß auch Worms ihn anzuerkennen. Sie schickte die beiden Rathsherrn Wolfram von Pfeddersheim und Konrad Dirolf an ihn ab, welche zugleich um die Bestätigung des Landfriedens nachsuchen sollten. Wilhelm bestätigte hierauf am 13. Oktober 1254 der Stadt ihre Privilegien, und zwar wie die Urkunde ergibt, besonders auf Anhalten Bischof Richard's, der dieserhalb ebenfalls an das königliche Hoflager gekommen war. Der Bischof hatte also die Unterwerfung der Stadt vermittelt. Gleichzeitig mit Worms erhielt Oppenheim die Bestätigung der Privilegien, sowie das Versprechen, daß die Stadt nie vom Reich veräußert werden solle. Diese Versprechen wurden damals zuerst üblich, seitdem Kaiser Friedrich II. mit der Verpfändung und Veräußerung königlicher Städte begonnen und Wilhelm von Holland dieselbe im ausgedehnteren Maße fortgesetzt hatte. Später haben sie freilich oft genug den Städten doch nichts geholfen. Die Wormser ließen es bei der einmaligen trockenen Bestätigung ihrer Privilegien, welche noch dazu Bischof Richard ausgewirkt hatte, nicht bewenden, sondern suchten besorgt, daß ihre treue Hingabe für König Konrad ihnen zum Nachtheil gereichen könne eine vollständige Aussöhnung mit Wilhelm zu erlangen. So versicherte denn der König am 10. Januar 1255 die Bürger, daß er alle ihre Freiheiten und Rechte nicht mindern, sondern mehren und ihnen also gnädig sein wolle, „daß sie fühlen würden, wie es nichts Süßeres und Lieblicheres gäbe als seine Herrschaft" und am 31. Januar, als Wilhelm rheinaufwärts ziehend in Mainz vermuthlich von Wormser Rathsherrn begrüßt worden war, versprach er der Stadt bereits „wegen ihrer ergebenen Dienste," alle Feindseligkeiten, welche sie während des Streites zwischen dem päpstlichen Stuhl und dessen Feinde gegen ihn begangen habe, verzeihen und die Bürger sammt und sonders als liebe Getreue in seinen Schutz nehmen zu wollen. Zugleich bestätigte er ihnen noch einmal alle Freiheiten, Privilegien, Rechte und gute Gewohnheiten. Dem Beispiele Worms, waren auch Speier, Hagenau und Kolmar gefolgt, so daß nunmehr alle zum Landfrieden verbündeten Städte den König anerkannt hatten.

In den ersten Tagen des Februars kam er nach Worms und hielt dort eine Reichsversammlung, auf welcher der Landfrieden von vielen Fürsten, Grafen und Herrn und von den Bevollmächtigten aller verbündeten Städte wiederholt beschworen wurde. Vier Wochen später (10. März 1255) folgte die feierliche Bestätigung des

Landfriedens. So schwach und ohnmächtig der König auch sein mochte, so war es doch nicht ohne Bedeutung für die Städte, daß er ihren Bund bestätigte. Denn der Bund erschien seitdem im Gewand königlicher Autorität, und die Städte traten als erklärte Bevollmächtigte des Königs auf. Die Kraft den Landfrieden auszuführen, die ihnen der König nicht geben konnte, hatten die Städte selbst so lange sie einig blieben. Wie König Wilhelm begünstigte in gleicher Weise die Kirche, das Streben der Städte. Der Kardinallegat Peter von St. Georg befreite am 11. März 1255 die Städte Worms und Speier in Anbetracht ihrer Bemühungen um den Landfrieden von auswärtiger geistlicher Gerichtsbarkeit.

Der Bund stand im Jahre 1255 in vollster Blüthe. Außer dem eben erwähnten Reichs- und Städtetag zu Worms fanden im Lauf des Jahres noch vier weitere Städtetage Statt. Der erste ward im Juni in Gegenwart des königlichen Hofrichters Graf Adolph's von Waldeck, zu Mainz gehalten. Hier beschlossen die Städte, daß kein Jude höhere Zinsen nehmen dürfe, als wöchentlich zwei Pfennige, oder jährlich vier Unzen vom Pfund. Das Verbot gegen die Aufnahme von Pfalbürgern wurde erneuert und näher ausgeführt. Alle, welche von den Städten zu Bürgern aufgenommen werden, sollen mit ihren Angehörigen das ganze Jahr ununterbrochen in der Stadt wohnen. Nur zur Zeit der Ernte dürfen sie von Margarethenabend bis auf Laurentiustag (12. Juli bis 10. August), und zur Zeit der Weinlese von Mauritiustag (22. September) drei Wochen lang auf dem Land sich aufhalten; jedoch muß während dessen ein Theil ihrer Angehörigen in der Stadt zurückbleiben, so daß die Häuser nicht ohne Feuer und Rauch sind und in der gewöhnlichen Weise offen stehen.

Sodann wurde ein Schreiben an König Wilhelm erlassen (30. Juli 1255), worin die Städte um Bestätigung ihrer Beschlüsse baten und die gewaltige Sehnsucht aussprachen, mit der sie des Königs heilsame Ankunft bei ihnen erwarteten. (quod vestrae serenitatis adventum proficuum ad partes nostras cum ingenti desiderio praestolamur). Wilhelm war nämlich schon im März nach Holland zurückgekehrt.

Der zweite Städtetag wurde im August zu Worms gehalten. Es wurde die Erhebung einer Bundessteuer beschlossen, um davon ein Landfriedenshaus zu bauen (domus pacis). In allen verbündeten Städten soll Jeder, der fünf Pfund oder darüber im Vermögen hat, jährlich einen Pfennig geben; ein Ausschuß von vier geschwornen Männern soll in jeder Stadt die Beiträge einsammeln.

Ein dritter Städtetag war auf Michaelis nach Straßburg anberaumt. Die Mainzer Städteboten Arnold vom Thurm und Friedrich von Waltersheim hatten gemeinschaftlich mit den Boten von Worms, Wolfram von Pfeddersheim und Heinrich Richer, ihre Reise angetreten. Sie wurden aber sämmtlich zu Haardt vom Grafen Emich von Leiningen überfallen und gefangen auf das Schloß Landeck geführt. Der Städtetag wurde deßhalb nach Worms verlegt und hier vierzehn Tage später gehalten. Noch vor seiner Eröffnung fand es indessen Graf Emich für gerathen, die Städteboten wieder frei zu geben; wegen der Verletzung des Landfriedens mußte er dann weiter sich mit den Städten vertragen. Auf dem Tage zu Worms wurde der Beschluß gefaßt, alle Jahr regelmäßig vier Städtetage (colloquia generalia) zu halten: Den ersten auf Dreikönigstag zu Cöln; den zweiten acht Tage nach Ostern zu Mainz; den dritten auf Peter und Paul zu Worms; und den vierten auf Maria Geburt zu Straßburg. Von diesem Städtetag ist auch ein Verzeichniß der Eidgenossen auf uns gekommen. Die mitverbündeten Fürsten, Grafen und Herrn waren folgende: Erzbischof Gerhard von Mainz, Erzbischof Conrad von Cöln, Erzbischof Arnold von Trier, Bischof Richard von Worms, Bischof Heinrich von Straßburg, Bischof Berthold von Basel, Bischof Jacob von Metz, der Abt von Fulda, Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Wildgraf Konrad, Graf Diether von Katzenelnbogen, Graf Friedrich von Leiningen, Graf Berthold von Ziegenhayn, Wildgraf Emiche, dessen Bruder Gottfried, Graf Poppo von Walldürn, Graf Ullrich von Pfirt, der Graf von Virneburg,

die Landgräfin Sophie von Thüringen, die Gräfin Adelhild von Leiningen; die Herren von Trimberg, von Minzenberg, von Limburg, von Hohenfels, von Falkenstein, von Strahlenberg, Schenk von Erbach, Truchseß von Alzei, von Laubach, von Steinau und von Hornberg.

Die Bundesstädte waren: Mainz, Cöln, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Zürich, Freiburg, Breisach, Kolmar, Schlettstadt, Hagenau, Weißenburg, Neustadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauterburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Alsfeld, Grünberg, Hersfeld, Fulda, Mühlhausen, Aschaffenburg, Seligenstadt, Bingen, Diebach, Bacherach, Wesel, Boppard, Andernach, Bonn, Neuß, Aachen, Münster und Bremen mit sechzig andern Städten.

Der vierte und letzte Städtetag dieses Jahres wurde in Gegenwart König Wilhelms im November zu Oppenheim gehalten. Auf Veranlassung des jüngst erfolgten Angriffs auf die Städteboten wurde beschlossen, daß der, welcher Städteboten gefangen nimmt, beraubt, verwundet oder irgendwie beschädigt und beschwert, sofort mit Bundesrecht überzogen und dermaßen bestraft werden solle, daß Anderen in Zukunft solches vergehe. Die Anordnung der vier Städtetage wurde vom König bestätigt. Er bestätigte ferner von Neuem den beschworenen Landfrieden und suchte eine dauernde Einigung zwischen den Fürsten und Städten zu stiften, indem er die hergebrachten Rechte beider anerkannte und zu deren Erhaltung verschiedene Vorschriften erließ (10. November 1255). Im Eingang der Urkunde dankt er Gott, daß dieser die Klagen der Armen, die in den verflossenen Kriegen und Fehden auf das Schmählichste unterdrückt worden seien, barmherzig und väterlich erhört und durch das Werk der Geringen auf wunderbar kräftige Weise der ganzen Welt Ruhe und Frieden wiedergeschenkt habe. Um nun hinfort allen Streitigkeiten zwischen Herrn und Städten, durch welche das heilige Friedenswerk gestört werden könnte, vorzubeugen, trifft der König mit Einwilligung der Herren und Städte folgende Beschlüsse.

1) Fürsten, Grafen und Herren (nobiles et domini terrae) sollen im Besitz aller Rechte und Gerichte bleiben, die ihnen zukommen, jedoch von ihren Unterthanen nur solche Dienste und Pflichten verlangen, die sie oder ihre Vorfahren seit dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren hergebracht haben.

2) Ebenso sollen die Kirchen, Städte und Märkte alle Freiheiten, Ehren und Rechte, welche sie von Alters hergebracht haben, in Ruhe und Frieden genießen.

3) Die Landesherrn sollen gegen die Städte sich nicht dadurch Recht verschaffen, daß sie die Bürger fangen, auspfänden und auf eigene Hand an ihnen Rache nehmen, sondern vor dem König oder seinem Hofrichter, dem Grafen von Waldeck, oder den Schultheißen der königlichen Städte Boppard, Frankfurt, Oppenheim, Hagenau oder Kolmar Recht suchen.

In gleicher Weise sollen auch die Städte ihre Rechte vor dem König oder den Gerichten suchen. Und zwar sollen Herren und Städte zuerst allemal den nächsten der genannten Richter ansprechen.

5) Wenn sie aber wegen Säumigkeit des Richters kein Recht erlangen können, mögen die Bundesgenossen feindlich gegen die Unruhstifter vorschreiten, ohne daß sie darum den Frieden gebrochen haben sollen.

6) Wer von den Herren oder Städten den Frieden bricht, gegen den sollen alle Bundesgenossen einschreiten, damit der Friede wieder hergestellt und erhalten werde.

Hätte nun König Wilhelm die Macht gehabt, seine schönen Anordnungen durchzuführen und alle Widerspenstigen mit Gewalt unter das Recht zu zwingen! Aber wie tief sein Ansehen stand, und wie schwer die Herren und Ritter trotz der eifrigsten Bemühungen der Städte zur Beobachtung des Friedens gebracht werden konnten, das trat unmittelbar nach Erlaß der Beschlüsse fast wie zum Hohn derselben recht klar zu Tage. Während Wilhelm nach dem Schluß des Städtetages in die Niederlande zurückkehrte, begab sich seine Gemalin (eine Tochter Herzog Otto's von Braunschweig) mit dem Grafen Adolph von Waldeck nach dem Schlosse Trifels. Unterwegs wurde

sie von dem Ritter Hermann von Rietberg bei Edesheim überfallen, ihrer Kostbarkeiten beraubt und mit sammt dem Hofrichter gefangen auf die Burg Rietberg (bei Landau) geführt. Die Stadt Worms rief sogleich die benachbarten Eidgenossen zum Zug gegen Rietberg auf und entsandte selber einen Theil der Bürgerschaft dahin. Bei Mutterstadt stießen die Raugrafen, Pfalzgraf Ludwig, Graf Friedrich von Leiningen, die Herren von Hohenfels, Bolanden und Falkenstein, sowie die Bürger von Mainz, Oppenheim und andern Städten mit den Wormser zusammen. Als Ritter Hermann die Verbündeten kommen sah, gab er seine Burg preis. Sie wurde zerstört und er selbst gefangen nach Worms geführt, wo er bis zum völligen Abtrag seines Frevels festgehalten wurde.

Nach der zu Worms getroffenen Uebereinkunft wurde der erste Städtetag des Jahres 1256 auf Dreikönigstag zu Cöln gehalten. Man beschloß, daß jede Stadt, welche verletzt werde, zunächst selbst versuchen solle, sich Recht zu verschaffen; sei sie dazu nicht stark genug, so solle sie ihre Nachbarstädte zur Hülfe auffordern; wurde auch dann nichts ausgerichtet, so wolle der gesammte Bund einschreiten. Zugleich beschloß man für den 8. Mai einen allgemeinen Zug gegen alle Störer des Landfriedens. Gerade als der Bund im Begriff war, seine vollste Wirksamkeit zu entfalten, wurde König Wilhelm von den Friesen erschlagen, (28. Januar 1256) und das Reich dem ungewissen Schicksal einer neuen Königswahl überlassen. Der Tod Wilhelm's drohte den Städten die größte Gefahr. Denn noch war ihr Bund nicht bis zum Grade erstarkt, um den Stürmen einer zwiespaltigen Königswahl und einem allgemeinen Zerwürfniß des Reichs trotzen zu können. Die Städte, welche die Bedeutung des unglücklichen Ereignisses wohl zu ermessen wußten, beriefen daher auf den 12. März einen außerordentlichen Städtetag nach Mainz, um durch angemessene Maßregeln dem Zerwürfnisse vorzubeugen. „Zum Lob und zum Ruhm Christi, der da ist die Quelle alles Friedens und Menschenheils, zu Ehren der heiligen römischen Kirche, welche Gerechtigkeit und Frieden handhabt, aus Ehrerbietung gegen das Reich, dessen Gericht die Unverbesserlichen auf den Weg des Rechts zurückführt, und zum Wohl der Armen und der ganzen Christenheit, die nach der Ruhe des Friedens dürsten," geloben die Städte den beschworenen Frieden unverbrüchlich zu halten und treffen in herzlicher Uebereinstimmung mit den anwesenden Herren folgende Beschlüsse.

1) Weil das Reich erledigt und herrenlos ist, wollen sie während der Vakanz alle Reichsgüter mit ganzer Kraft wie ihre eigenen schützen und vertheidigen.

2) Damit das Werk des heiligen Friedens nicht durch eine zwiespaltige Königswahl zerstört werde, haben sie ihre Boten zu den Fürsten des Reichs geschickt, denen die Wahl zusteht, dieselben inständig zu bitten, daß sie zum Heil des Vaterlands sich über einen Einzeln vereinbaren (misimus etiam sollemnes nuntios nostros ad principes, ad quos spectat regis electio, rogantes eos sollicite, ut pro salute totius patriae in unam dignentur concordare personam.)

3) Werden dennoch mehrere gewählt, so wollen sie Keinem ihre Thore öffnen, Keinem huldigen und Keinem Lebensmitteln, oder Darlehen oder irgend eine andere Unterstützung zukommen lassen.

4) Welche Stadt hiergegen sich vergeht, die soll als meineidig, ehrlos und friedbrüchig gelten, und gegen sie, gleich als habe sie den Frieden gebrochen, mit allen Kräften eingeschritten werden. Dies Verfahren wollen die Städte so lange fortsetzen, bis ein rechtmäßig gewählter König das Reich in Anspruch nimmt; den wollen sie auf das Freudigste als ihren König und Herrn anerkennen und ihm den Eid der Treue und alle schuldigen Dienste leisten.

Auf einem weiteren Tag zu Mainz (26. Mai) beschlossen sie, wie sie den von den Fürsten auf den 23. Juni nach Frankfurt ausgeschriebenen Wahltag beschicken wollten. Wahrscheinlich erklärten sich die Fürsten auf dem anberaumten Wahltag für König Ottokar von Böhmen; Erzbischof Conrad von Cöln ging darauf selbst nach Prag, um Ottokar die Krone anzubieten. Allein Ottokar schlug dieselbe aus. Es

wurde deßhalb ein neuer Wahltag auf den 8. September ausgeschrieben. Zuvor kamen mehrere weltliche Fürsten, unter ihnen Herzog Albrecht von Sachsen, Herzog Albrecht von Braunschweig und Markgraf Johann von Brandenburg, zu Wolmirstädt bei Magdeburg zusammen und vereinigten ihre Stimmen vorläufig auf den Markgrafen Otto von Brandenburg. Sie setzten die Städte, welche am 15. August zu einem dritten außerordentlichen Tag in Würzburg versammelt waren, hiervon in Kenntniß, dankten ihnen für ihre Bemühungen um eine einhellige Königswahl und luden sie ein, bei der bevorstehenden Wahl in Frankfurt gerüstet zu erscheinen, damit sie, wenn daselbst Uneinigkeit ausbrechen sollte, dem Theil, welchem ein Unrecht geschähe, Hülfe bringen könnten, (ut ad curiam in Frankinfurt in festo beatae Virginis celebrandam ita decenter veniatis ut si inter aliquos ibidem discordia quod absit oriatur, pars cui infertur injuria vestro possit auxilio roborari.)

Die Vorkehrungen der Städte und weltlichen Fürsten gegen eine zwiespaltige Königswahl zeigen, daß man eine solche erwartete, und daß die Erzbischöfe von Cöln und Trier, welche nächst dem Erzbischof von Mainz die ersten Stimmen hatten, uneinig waren. Der Erzbischof von Mainz war seit dem Anfange des Jahres 1256 in Gefangenschaft des Herzogs von Braunschweig und konnte daher an der Wahl keinen Theil nehmen: seine Stelle versah der Erzbischof von Cöln. Dieser richtete seinen Blick auf den Bruder des Königs von England, Richard von Cornwallis, der für den Fall seiner Wahl große Anerbietungen machte und namentlich bedeutende „Handsalben“ versprach. Erzbischof Konrad war im Herbste 1256 selbst in England und brachte den Handel in's Reine, während der auf den 8. September ausgeschriebene Wahltag zu Frankfurt erfolglos blieb. Auf einem dritten Wahltag (13. Januar 1257) wurde nun Richard von dem Erzbischof von Cöln, der zugleich die Stimme des abwesenden Erzbischof von Mainz führte, und von den Pfalzgrafen Ludwig und Heinrich bei Rhein wirklich zum König gewählt. Er zahlte die verabredeten Handsalben, wodurch Gerhard von Mainz sein Lösegeld aufbringen konnte, und schickte sich darauf zum Zuge nach Deutschland an. Dagegen wählten am 1. April der Erzbischof von Trier, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg den König Alfons von Kastilien zum König. Alfons nahm die Wahl ebenfalls an, kam jedoch nie nach Deutschland. So trat denn das, was allgemein gefürchtet wurde, wirklich ein: statt eines Königs, der die gesunkene Macht der Krone hätte heben können, erhielt das Reich zwei, die weiter nichts als Hader und Uneinigkeit stifteten. Auf schmählichere Art war das erste Amt der Christenheit noch nie vergeben worden; beide Könige waren Fremde, denen das Wohl oder Weh Deutschlands wenig am Herzen lag. Die unheilvolle Verwirrung, zu deren Lösung die Städte so glückliche Versuche gemacht hatten, wurde bald ärger als je zuvor.

Die Städte waren nicht im Stande, die Beschlüsse, welche sie im Betreff einer zwiespaltigen Wahl getroffen hatten, den Erzbischöfen gegenüber durchzuführen. Schon ihre ersten Maßregeln erwiesen sich als unzureichend: eine bloße Neutralität gab alle Städte von vornherein preis, die mit überlegener Macht von den Erzbischöfen und Königen angegriffen wurden. Als daher Richard im Mai des Jahres 1257 vor Aachen erschien, wagte die Stadt nicht ihm die Thore zu verschließen, sondern erkannte ihn als König an. Am 17. Mai wurde er von dem Erzbischof von Cöln in Gegenwart des Erzbischofs von Mainz, vieler Bischöfe, Grafen, Herren und Ritter feierlich gekrönt. Wenige Tage später hielt er seinen Einzug in Cöln: am 27. bestätigte er den Bürgern daselbst ihre Privilegien. Wie Aachen vielleicht durch die Erinnerung an die Schrecken der Belagerung von 1248 von einem Widerstande abgehalten wurde, scheint Cöln durch die Streitigkeiten mit dem Erzbischof zur Anerkennung des Königs bestimmt worden zu sein. Im Weigerungsfalle hätte die Stadt den Vortheil einer gleichberechtigten Stellung aus der Hand gegeben und dem Erzbischof eine Menge von Bundesgenossen geworben. Nachdem Cöln und Aachen gehuldigt hatte, war es von keiner Bedeutung mehr, daß einige kleinere Städte wie Boppard sich noch eine Zeit lang sträubten.

Im August war Richard in Mainz. Hier kamen die Boten der wetterauischen Städte zu ihm, um zu kapituliren. Sie salvirten wenigstens ihr Gewissen, indem sie ihn zu dem Versprechen nöthigten, daß er sie von der Huldigung wieder entbinden wolle, wenn er vom Papste verworfen, und ein anderer König aufgestellt werde, der ein näheres Recht auf die Krone habe. Unter denselben Bedingungen erkannte Oppenheim den König an (15. September). Die Städte Worms und Speier aber erklärten sich für Alfons, der von mütterlicher Seite her ein Enkel König Philipp's von Schwaben war. Indeß mochte auch hier die Rücksicht auf die Bischöfe die entscheidende sein, da diese mit dem Erzbischof von Trier an der Wahl des Königs Alfons Theil genommen hatten, und die Städte darum keinen Streit anfangen wollten, der ihrer Verfassung hätte gefährlich werden können. Wir sehen, wie der Einfluß der Bischöfe in allen Städten wirksam ist, daß keine es wagt, einen König zu verwerfen, für welche sich ihr Bischof ausgesprochen hat: Cöln und Mainz huldigten wie ihre Erzbischöfe dem König Richard, Speier und Worms halten wie ihre Bischöfe zu König Alfons.

Damit war der Städtebund zerrissen. Noch also hatte er nicht einmal so viel innere Festigkeit, um einem ernsten heftigen Stoß zu widerstehn. Neben dem mißgünstigen Geschick scheint doch zugleich das Sonderinteresse der einzelnen Städte eine engere Einigkeit verhindert zu haben; es fehlte die Gemeinschaft der Handelsinteressen, die um dieselbe Zeit die Hansestädte zu einem so kraftvollen Bund zu einigen begann. Mit dem Zerfall des rheinischen Bundes sank alsbald auch die Macht und das Ansehen der Städte. Während die niederrheinischen sich durch die Anerkennung Richard's vom Bunde lostrennten, erlitten die mittelrheinischen bei Selz eine Niederlage durch den Markgrafen Rudolph von Baden, gegen den sie ausgezogen waren, weil er den Frieden gebrochen hatte. Fünfundachtzig Ritter und Bürger, darunter achtzehn Wormser, wurden von dem Markgrafen gefangen genommen und nur gegen hohe Lösegelder frei gegeben. Wie ganz anders würde der Ausgang der Fehde gewesen sein, wenn die Städte mit vereinten Kräften gegen den Markgraf hätten zu Felde ziehen können! Die Auflösung des Städtebundes brachte vollends die Entscheidung, daß am Rhein ebenso wie in den übrigen Theilen von Deutschland die dynastischen Elemente über die Kommunion obsiegen würden.

Die Rittergesellschaften in Hessen während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Nach G. Landau *) und Ch. v. Rommel.

Die Entstehung, Entwickelung und der Untergang der Sterner unter Heinrich II. 1371.

Wie alle Zustände des bürgerlichen Lebens in Italien und Frankreich zu einer früheren Entwickelung gelangten, als in Deutschland, und wie namentlich auch die Eidgenossenschaften der italienischen Städte schon zu einer Zeit entstanden, wo der Geist dazu in den deutschen Städten noch schlummerte, so war dieses auch mit den Adelsgesellschaften der Fall, die erst durch die südlichen hervorgerufen wurden und erst von den Verfassungen dieser die Muster zu den ihrigen entlehnten.

Diese Verfassung zeigt sich — und dieses ist eine Bestärkung unserer eben geäußerten Ansicht — sofort mit dem ersten Auftreten unserer Gesellschaften allenthalben

*) Die Rittergesellschaften in Hessen während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts von G. Landau. Mit einem Urkundenbuche. Kassel 1840.

schon unter beinahe gleichen Formen. Alle Stiftungsbriefe nennen als den ersten und obersten Zweck die Aufrechthaltung des Friedens und die Gewinnung eines festeren Rechtszustandes. An der Spitze stehen in der Regel mehrere Obern, bald **Hauptleute**, bald **Könige** genannt, die durch meist jährliche Wahl erneuert werden, und denen alle übrige Mitglieder strengen Gehorsam schuldig sind.

Den Oberen muß jeder Zwist unter den Gliedern zur Entscheidung vorgelegt werden und die Gesellschaft ist verpflichtet, ihren Aussprüchen durch gemeinsames Handeln und Einschreiten Kraft zu geben. Auch Streitigkeiten mit Fremden sollen ihrer Vermittelung anheim gestellt werden, und nur wenn dieses geschehen ist und eine Ausgleichung mißglückt, ist die Gesellschaft verpflichtet ihrem Genossen Hülfe zu leisten. Zur Berathung der allgemeinen gesellschaftlichen Interessen kommen alle Genossen jährlich ein oder mehrere male an einem bestimmten Orte zusammen und jedes Mitglied, welches fehlt, verfällt in Strafe. Diese Zusammenkünfte werden **Kapitel** genannt. In der Regel führte jede Gesellschaft ein bestimmtes Zeichen, welches jedes Glied, der Ritter golden, der Knappe silbern, zu tragen verbunden ist, und wonach die Gesellschaft gewöhnlich genannt wird. Auch wurde häufig den Stiftungsbriefen die Bestimmung einverleibt, daß die Gesellschaft das Gedächtniß ihrer verstorbenen Genossen feierlich begehen solle. Meistens wurde die Dauer des Verbandes nur auf wenige Jahre festgesetzt, nach deren Ablauf sich die Gesellschaft wieder auflösen konnte.

Dieses sind die Hauptzüge der Verfassung beinahe aller Rittergesellschaften. Die Ritterbündnisse hatten demnach mit denen der Städte gleiche Zwecke: Erhaltung des Friedens und des Rechtes, und wichen von jenen insbesondere nur dadurch ab, daß sie, in Folge der natürlichen Verschiedenheit der Genossen beider, mehr den Charakter von Gesellschaften (Korporationen) annahmen. Daß die Rittergesellschaften meist zu speziellen, durchweg feindlichen Zwecken gegründet worden seien, läßt sich nicht sagen. Es lag aber in der Natur der Verhältnisse, daß sie ihren wohlthätigen allgemeinen Zweck häufig aus dem Auge verloren und dem Eigennutze Einzelner dienstbar werdend, von diesen gegen ihre Feinde gemißbraucht wurden, wo dann der Dämon des Faustrechts um so zerstörender wirkte und desto traurigere Folgen hervorrief, je zahlreichere Glieder die Gesellschaft zählte.

In ihrem Ursprunge waren unsere Bündnisse eben so wenig **gradezu** gegen die Gewalt der Fürsten, als gegen die Freiheit der Städte gerichtet. Denn wir sehen Fürsten, Ritter und Städte sich in Einigungen zusammen thun; sehen Fürsten sich an die Spitze der Adelsgesellschaften stellen und diese sich wieder mit den Städten vereinigen. Da aber auch alle diese Einigungen zugleich die Erhaltung der Gerechtsame der einzelnen Glieder bezweckten, so war es bei dem allgemeinen Streben und Drängen jener Zeit und bei der Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Stände, nicht anders möglich, als daß Anstöße und Zerwürfnisse erfolgen mußten, die dann nur zu leicht zur Ergreifung der Waffen und zum Parteikampfe führten, Anstöße, welche sich mit der Zahl der Gesellschaften mehren, und sobald die Stiftung von Gesellschaften gleichsam zu einer Modesache wurde, die unabweisliche Folge haben mußten, daß Fürsten, Städte und Adel, namentlich in Oberdeutschland, schroffer gegen einander in die Schranken traten.

Die Vermehrung der Einigungen führte eben deshalb auch eine Vervielfältigung der Fehden herbei, indem der Streit jedes einzelnen Gliedes die Sache der Gesammtheit wurde, da sie Recht nur sich gaben und nahmen, und kein anderes Gericht anerkannten, auch durch die oft große Zahl ihrer Genossen selbst dem Mächtigen zu trotzen vermochten. Deshalb mußten die Stützen der Verfassung des Reiches, durch eben diese Bündnisse auf das Empfindlichste berührt, ja erschüttert werden.

Dieses erkennend verbot deshalb auch Karl IV. in seiner goldenen Bulle (1356) die Einigungen der Städte. Aber statt sich hierauf zu mindern, vergrößerte sich vielmehr deren Zahl und neben ihnen erhoben sich nun auch noch die Eidgenossenschaften des Adels. Auch Karl's Nachfolger, der schwache Wenzel, suchte dem Un-

wesen zu steuern. Auf dem 1383 zu Nürnberg gehaltenen Reichstage bemühte er sich die oberdeutschen Einigungen zu einem einzigen Bunde zu verschmelzen, der alle anderen Vereinigungen aufheben und für dessen Oberhaupt man den König erkennen sollte. Aber Wenzel's Plan scheiterte an dem Mißtrauen der Städte. Und wenn er auch später sowohl die Eidgenossenschaften der Städte, als die des Adels mehrfach verbot, so half dieses doch nur wenig gegen ein Uebel, das schon zu verbreitet und zu alt war, als daß die schwache Macht der Kaiser im Stande gewesen wäre, dasselbe zu überwinden. Trotz aller Verbote dauerte es fort und erhielt endlich, nachdem freilich seine kräftigste Periode schon vorüber war, sogar noch die kaiserliche Sanktion, indem Kaiser Siegmund dem Drange der Umstände nachgebend, im Jahre 1422 den Edelleuten erlaubte, sowohl untereinander als mit den Städten Einigungen zu errichten.

Die Geschichte der Gesellschaften gewinnt, je nachdem dieselben zu Ober- oder zu Niederdeutschland gehörten, einen andern Charakter. Während dieses schon damals größere und ausgebildetere Territorien, so wie Fürsten, die schon zu einer umfassenderen Herrschaft gelangt waren, hatte, war hingegen jenes, und vorzüglich die Wetterau, Franken, Schwaben und die Rheinlande, in eine unzählbare Menge kleiner, nur dem Kaiser als Reichsoberhaupt unterworfener, Herrschaften und Reichsstädte zerstückelt, und bot deshalb bei dem ohnehin beweglichern Charakter seiner Bewohner weit mehr Stoff und einen weit günstigern Boden zum Aufkommen von Gesellschaften, als Norddeutschland mit seiner fast schon geebneten Gleichförmigkeit eines rechtlichen Zustandes in größeren Staatenvereinen. Daher sehen wir auch dasselbe nicht nur in seinem Norden beinahe gar nicht von den Adelsgesellschaften berührt werden, und diese ihren Tummelplatz eigentlich nur auf Hessen und Westphalen beschränken, sondern sie auch hier schon nach einer Dauer von wenig mehr als einem halben Jahrhundert wieder verschwinden, während sie im Süden sich erst im sechszehnten Jahrhundert verloren. Was in Oberdeutschland beinahe unübersteigliche Hindernisse fand, nämlich die Bewältigung der Gesellschaften, das wurde in Niederdeutschland schon frühe und ohne Schwierigkeiten erreicht. Die Fürsten Niederdeutschlands, wie gesagt, schon weiter auf der Bahn zur Landeshoheit vorgeschritten, ergriffen jenes einfache Mittel, durch welches Herrscher schon oft die Unwetter, welche ihnen drohten, beschworen haben, und durch das sie in der Regel mehr erlangten, als Widerstand ihnen jemals hätte gewähren können. Sie begannen selbst Gesellschaften zu stiften und sich als Hauptleute an deren Spitze zu stellen. Ob ihnen die aus diesem Verfahren nothwendig entspringenden Folgen klar gewesen oder ob sie darin nur dem allgemeinen Zuge ihrer Zeit gefolgt, ist freilich nicht zu entscheiden; es kommt aber hierauf auch um so weniger an, als der Erfolg immer derselbe bleibt. Da der Hauptzweck der Gesellschaften in der Erlangung eines Schutzes gegen Gewalt, also in der Sicherung des Schwächern gegen den Mächtigern bestand, so mußte derselbe alsobald auf das Empfindlichste erschüttert werden, als die Zügel der Gesellschaften in die Hände der Fürsten kamen. Mochten auch immerhin noch die Bundesbriefe eine Rechtsgleichheit unter den Genossen bedingen, so war doch der Einfluß der Macht zu überwiegend, als daß diese Bedingung noch fernerhin überall hätte verwirklicht werden können, ja sie mußte vielmehr in demselben Grade in ihrer Wahrheit verlieren, als die Macht der Häupter die der übrigen Genossen überbot. Und da in Niederdeutschland der größte Theil der Städte und des Adels ihre Selbstständigkeit theils schon in früherer Zeit eingebüßt, theils in dieser Zeit verloren und als Landstädte und Landadel der Herrschaft der Fürsten sich fügen mußten, die Verhältnisse der Macht sich also hier weit schroffer abstuften, als im Süden, so war unter diesen Verhältnissen ein ferneres Bestehen der Gesellschaften eine Unmöglichkeit geworden. Schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts sehen wir ihren Untergang entschieden und endlich in dem zweiten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Reihe sich schließen.

Anders war es dagegen in Oberdeutschland. Auch hier sehen wir zwar Gesellschaften durch Fürsten gegründet und geleitet werden, aber es stand denselben hier

nicht nur eine weit größere Zahl reichsunmittelbarer Städte, sondern auch ein mächtiger unabhängiger Adel gegenüber, welche der Fürsten-Macht die Waage zu halten vermochten. Zwar wird auch in Oberdeutschland seit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts eine Veränderung bemerkbar; aber sie erfolgte weniger durch äußern unmittelbar wirkenden Einfluß, und wurde nur allmählig und langsam und mehr durch die Macht des allgemeinen Naturgesetzes der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit menschlicher Einrichtungen herbeigeführt. Die alten Einigungen für Schutz und Recht begannen, den ursprünglichen ernsten Geist ihrer Stiftung und mit diesem ihren politischen Charakter verlierend, ihre Zwecke mehr und mehr auf gemeinsame Lustbbarkeiten hinzulenken, so daß sie endlich gegen den Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts nichts weiter mehr waren, als bloße Turniergesellschaften, Vereinigungen zum gemeinschaftlichen Besuch der Turniere. Unter dieser Gestalt erhielten sie sich noch bis in das sechszehnte Jahrhundert, wo sie erst mit dem Aufhören der Turniere erloschen.

Ohnedem war das fünfzehnte Jahrhundert die Zeit, in welcher das Faustrecht zu erliegen begann. Sowohl die wachsende Landeshoheit der Fürsten, als die durch die Einführung des Feuergewehrs sich anders gestaltende Kriegsweise mußten die Macht des Adels brechen. Die alte Barbarei zerfiel allmählig in Trümmer, über denen sich mit jugendlicher Kraft die Civilisation erhob. Ein allgemeiner Landfrieden, schon länst vorbereitet und zu einem Bedürfnisse der Zeit geworden, kam endlich 1495 zugleich mit einem Reichsgerichte zu Stand, und wenn auch hierdurch das Faustrecht nicht sofort völlig unterdrückt wurde, und auch das sechzehnte Jahrhundert noch viele Proben von Selbsthülfe aufzuzählen vermag, so war doch nun ein allgemeines Reichsgesetz gewonnen, welches jegliche Selbsthülfe mit der Reichsacht bedrohte, und ein Reichsgericht, bei dem der Verfolgte Schutz finden konnte.

Diesem allgemeinen Ueberblicke der Geschichte der Adelsgesellschaften, möge nun noch eine specielle Aufzählung derselben sich anreihen.

Ob zu den deutschen Adelsgesellschaften schon jene Gesellschaft mit den rothen Aermeln zu zählen sei, welche in einem Sühnevertrag von 1331 aus der Gegend von Koblenz, genannt wird ist um so schwieriger zu sagen, als nichts weiter als nur der Name darauf hinzudeuten scheint. Erst dreißig Jahre später treten uns die Adelsgesellschaften so entgegen, daß wir dieselben mit Sicherheit erkennen können. Die erste ist die, welche 1362 in der Wetterau entstand. Im Jahre 1367 erhob sich in Schwaben die Gesellschaft der Schlägeler (von ihrem Zeichen einem Schlägel oder Morgenstern), oder der Martinsvögel (von dem Stiftungstage). In Oberschwaben entstanden um's Jahr 1370 die Gesellschaft mit dem Schwert und der Krone. Wie die Schlägelgesellschaft insbesondere gegen den Grafen Eberhard von Würtemberg gerichtet war, so trat in Hessen und den umliegenden Landen 1371 gegen den Landgrafen Hermann die Gesellschaft vom Sterne auf, der 1375 zu gleichem Zwecke die Gesellschaft von der alten Minne folgte. Während 1379 in Oberhessen die Gesellschaft vom Horne, nächst den hessischen Grenzen, in Westphalen, die vom Falken sich bemerkbar machen, stifteten die Grafen von Wied, von Katzenellenbogen, von Nassau u. a. zu derselben Zeit (1379) zu Wiesbaden den Löwenbund, der unter allen die größte Ausdehnung gewann, denn die Wohnsitze seiner Genossen erstreckten sich nördlich längs des Rheins bis zu den Niederlanden, südlich durch Baiern bis in die Alpen und östlich bis zu dem thüringer Walde. Gleichzeitig mit dem Löwenbunde waren die Gesellschaften von St. Georg und St. Wilhelm. Diese drei vereinigten sich 1382 mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg, dem Herzoge Leopold von Oesterreich und den schwäbischen Städten auf die Dauer von zwei Jahren. Im Jahr 1381 stiftete Graf Adolph von Kleve die Geckengesellschaft, so wie 1382 die Bischöfe von Straßburg und Metz u. a. zu Zweibrücken den Bund der Westerreicher Herren. Im Jahre 1385 vereinigte sich in Hessen und Westphalen eine neue Gesellschaft, aus welcher 1391 der für Paderborn so verderbliche Benglerbund hervorging. Zu

derselben Zeit (1391) gründeten die Fürsten von Hessen, Braunschweig und Paderborn die Sichelgesellschaft. Im Jahre 1392 entstand in Schwaben die Gesellschaft von St. Georgenschild. Hierauf bildete sich eine neue Schlägelergesellschaft. Vergeblich erließ Kaiser Wenzel 1395 gegen sie ein Verbot. Es half so wenig, daß 1395 und 1396 die mächtigsten Reichsfürsten und Städte sich genöthigt sahen, Verbindungen zu schließen, um dieselbe mit Gewalt unterdrücken zu können. Im Jahre 1398 errichteten die Grafen von der Mark und von Kleve „die Broderschap von den Roßkammen" und „die frondliche frölike Gesellschaft von dem Rosenkranz"; so wie Landgraf Balthasar von Thüringen einige Zeit früher die Gesellschaft vom Einhorn. Im Jahr 1410 treffen wir in Hessen und den mainzischen Landen die Gesellschaft vom Luchse, gleichwie 1412 in Thüringen die vom Flegel, mit denen sich die Reihe der norddeutschen Gesellschaften schließt.

Um so üppiger wucherten dieselben dagegen in Oberdeutschland fort. So erhoben sich hier 1408 in den Donaulanden die Gesellschaften vom Hirsch und vom Rüden, sowie 1409 in Oesterreich, Steiermark und Ungarn die vom Drachen, an deren Spitze Herzog Albrecht von Oesterreich und König Siegmund von Ungarn standen. Derselbe Albrecht stiftete als Kaiser Albrecht 1433 zu Wien die Gesellschaft vom Adler, welche das Motto führte: Thue Recht, scheu Niemand.

Die meisten Gesellschaften zählte die letzte Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts; aber unter allen ist nur eine, welche in ihrem Geiste ganz denen des vierzehnten Jahrhunderts entsprach. Es war dieses die 1489 in Baiern entstandene Gesellschaft vom Löwen, welche insbesondere gegen den Herzog Albrecht von Baiern gerichtet war und sich bald über den größten Theil Oberdeutschlands verbreitete und noch 1491 vorhanden war. Ihr Stiftungsbrief zeigt, daß die alte Verfassung auch ihr als Vorbild gedient hatte. Alle übrigen hatten, wenn auch noch die alten Formen festhaltend, doch schon einen anderen Character angenommen, und waren mehr und minder nur noch bloße Turniergesellschaften.

Die damalige Ritterschaft in Deutschland bildete eine zusammenhängende Kette von Conföderationen, welche von den verschiedensten Lehnhöfen geistlicher und weltlicher Staaten durchkreuzt, an die Stelle der alten Gaue und Cente getreten, fast nur durch Unterjochung der Städte und Gemeinen Wohlstand und Unabhängigkeit behaupten konnte. Langraf Heinrich hatte fast alle Schlösser und Aemter mit Rittern besetzt, deren Beköstigung jetzt ihm, den Städten und Gemeinen zur Last fiel. Als diese mit andern unnützen oder verdächtigen Burgmännern zur Vereinfachung des öffentlichen Haushaltes entlassen wurden, legten diese Reformen den ersten Grund zu einer innern Unzufriedenheit. Landgraf Hermann bedurfte, als Neffe und Nachfolger des Landgrafen, der besonderen Anhänglichkeit und einer neuen Unterwerfung und Huldigung des hessischen bisher fast unabhängigen Land-Adels. Aber als bisheriger Geistlicher, mit Eigenschaften versehen, welche in einem Zeitalter des Faustrechts nur Mißgunst und Verachtung erregten, mit den Uebungen des Geistes vertrauter, als mit denen des Körpers, in Besitz von Kenntnissen, die man eines Fürsten und Ritters noch wenig würdig hielt, mit einem Gemüthe, das ungereizt sich leicht beherrschen ließ, aber unfähig war, den Rücksichten des Herkommens und der Klugheit das anerkannte Recht aufzuopfern, mußte er das Geschick jenes verkannten unchristlichen Kaisers erfahren, welcher einst aus den Hörsälen der griechischen Philosophen auf den Thron des mächtigsten und verdorbensten Reiches gerufen wurde. Man bespöttelte ihn als einen Gelehrten (Baccalaureus), der der Waffen unkundig sei, und reizte ihn zu einem nicht selten mit Grausamkeit verbundenen unerschütterlichen Widerstande.

Zu dem unzufriedenen hessischen Landadel, welcher den jetzigen Augenblick vor der völligen Befestigung des hessischen Fürstenstammes für den schicklichsten halten mochte, alte eroberte oder ererbte Rechte sicher zu stellen, gesellte sich besonders im Süden von Hessen eine Menge jener Grafen und Freiherren, deren Unabhängigkeit mit der steigenden Kraft und Einheit einer Landgrafschaft zu Hessen nicht gut bestehen konnte, welche

entweder alte Unbilden rächen, oder bei der Vertheilung einer großen Güterbeute gewinnen wollten. Man weiß nicht, was die Grafen von der Mark, denen Elisabeth von Cleve, die Wittwe Otto's des Schützen; gerechte Anforderungen wegen des ihr entrissenen Antheils von Cleve entgegen setzen konnte, gegen Hessen entrüstete; vereint mit Köln streiften ihre Truppen in's Gebiet von Frankenberg, während Graf Heinrich der Eiserne von Waldeck, damals mainzischer Statthalter im Eichsfeld gegen dieselbe Stadt die Rolle eines Feindes spielte. Als offne Gegner der Landgrafen traten auf: die Grafen von Isenburg, Herren von Büdingen, deren Raubschloß Vilmar Landgraf Heinrich der Eiserne mit andern Reichsfürsten im Namen des Reiches zerstört hatte: die Herren von Eppenstein und Helfenstein; Friedrich von Lisberg, ein Vasall des Grafen von Ziegenhayn, der das Bergschloß Hirzberg bald zum Versammlungsort der Verbündeten hergab; Graf Ulrich IV. von Hanau, den eine andere Fehde mit einem Herrn von Hutten bald unthätig machte; Philipp von Falkenstein, Herr von Butzbach und Minzenberg, ein naher Verwandter des Erzbischofs von Trier, Kuno von Falkenstein; vor allen Graf Johann von Nassau-Dillenburg. Dieser ein Schwager des Grafen von der Mark, den Landgraf Heinrich früher von Hohensolms bis nach Siegen geschlagen, erhob seine Ansprüche an einige Lehen der Herrschaft Itter, welche vom Landgraf Heinrich waren eingezogen worden; auch konnte er nicht verschmerzen, daß der Landgraf als Lehnsherr der Stadt und des Gebiets von Driedorf am Fuße des Westerwaldes dieses Lehn dem blödsinnigen und kinderlosen Grafen Emich von Hadamar abgenommen und seinem Anhänger, dem Grafen Ruppert dem Streitbaren von Nassau-Weilburg, einem Schwager Emichs, ertheilt hatte, mit welchem Graf Johann wegen der Erbschaft von Hadamar in die bittersten Zwistigkeiten gerathen war. Graf Johann fand Bundesgenossen unter den Herren von Isenburg, Büdingen, Westerburg und Runkel; er zog auch zunächst zur Eroberung des Hadamarschen Landes die reichen Grafen von Katzenellenbogen an sich, Wilhelm II. den Erbauer von Darmstadt, dessen Bruder Eberhard, und ihren Stammesvetter Diether VI. von Neukatzenellenbogen, dessen Sohne Johann es nachher gelang, durch eine glückliche Heirath die beiden Linien dieses Hauses wieder zu vereinen. Zu allen diesen Feinden traten späterhin der Abt von Hersfeld, Berthold von Völkershausen, ein Mann von großen Planen, die sich auf die Wiederherstellung des alten hersfeldischen Kirchenstaates beziehen mochten, unähnlich seinen beiden friedliebenden Vorfahren, Ludwig von Mansbach, und Johann von Elben; und der Abt von Fulda, Konrad, Graf von Hanau, der Nachfolger Heinrichs vom Hause Kraluck, ein Prälat, welcher bald von der Gefährlichkeit eines allgemeinen Ritterbundes überzeugt, ihm entgegentrat, aber dann das Opfer seiner unbeständigen Politik wurde.

Für Hessen waren die Söhne der Gräfin Elisabeth von Henneberg-Schleusingen, Heinrich XI. und Berthold XII., zu Schmalkalden und Scharfenberg in Burg-Gemeinschaft, und Albert II. Herzog von Grubenhagen und Einbeck, Stammesvetter Herzogs Otto, ein Freund des Landgrafen Hermann; gleich jenen ohne thätige Theilnahme. Vor allen und mit der Hülfe von vierzig Glewen und mit einigen Schlössern Graf Rupert der Streitbare von Nassau-Weilburg, ein Oheim der jungen Landgräfin Johanna, die Grafen von Solms, Otto und Johannes, und die von ihnen nicht selten bedrängte Stadt Wetzlar; die Herren von Schonenberg mit funfzig Helmen; alle hessische Städte; die so eben erhobenen Ritter von Eisenbach und von Berlepsch; und von dem übrigen Landadel, so viel man weiß, besonders die Riedesel, Gudenberg und vier Brüder von Reckerode.

Unter solchen Umständen bildete sich, besonders gegen Landgraf Hermann und seine hülfreiche Städte der Sternerbund, für dessen geheimen Anstifter man den Herzog Otto von Braunschweig hielt; eine furchtbare Gesellschaft von mehr als zweitausend Rittern, Freiherren und Grafen, aus Hessen, Westphalen, Buchonien, Franken und der Wetterau, unter denen dreihundert und funfzig Inhaber von Schlössern waren. Graf Gottfried von Ziegenhayn war des Bundes Hauptmann und der aus seinem

Wappen entlehnte Stern, golden für die Ritter, silbern für die Knappen, an Steigbügeln oder Kappen, das Zeichen der Verschwörung. Man erzählt, daß Hans von Heringen (ein Abgesandter des Herzogs) diesen Stern allenthalben umhergetragen, und daß sich selbst die nächsten Hofdiener der Landgrafen aus feiger Furcht mit demselben versehen, um in Zeiten der Noth und der Entscheidung sich Sicherheit oder Ansehen zu verschaffen. So that auch der Abt von Hersfeld. Die Mitglieder des Bundes waren eng verbunden; ohne Genehmigung Aller konnte Keiner ein Bündniß eingehen, und Krieg Aller war die Losung gegen Jeden, der eins ihrer Mitglieder verletzte oder befehdete.

Zuerst zeigten sich einzelne Ritter und Reisige, um die Straßen unsicher zu machen und einzelne Oerter zu überrumpeln. Eberhard von Buchenau, die alte Gans genannt, hatte mit seinem Bruder Gottschalck eine Geldforderung an den Landgrafen, wofür ihm eine Pfandschaft auf Rotenburg gegeben war. Hierauf verlangte er eine Zahlung zu einer Zeit, wo der Landgraf, wie er glaubte, ihn nicht befriedigen konnte. Als dies gegen seine Erwartung geschah, suchte er einen andern Anlaß zum Streit. Er verlangte einen Streithengst, und als ihm dieses Geschenk versagt wurde, suchte er die Stadt Rotenburg, welche er als Amtmann eine Zeitlang verwaltet hatte, zu überrumpeln. Zugleich sandte er listig dem Landgrafen funfzig gesattelte Pferde. Er selbst ritt vor die Stadt, die seines Einzugs gewohnt war, stellte einen Hinterhalt; in dem Augenblicke, wo ihn der Pförtner einlassen wollte, gewahrte man den Verrath. Die Bürger zu den Waffen gerufen, vertrieben den Feind.

Hierauf ward die Gegend von Hersfeld das Theater der ersten Streifereien. Hierhin zogen sich die Herren von Buchenau und ihre Bundesgenossen, so oft sie in Hessen geplündert hatten. Aber die Stadt zeigte bald ihre Anhänglichkeit an den Landgrafen Hermann. Einstens wurden die Feinde am St. Nicolaus Thor erreicht und ihrer Beute beraubt. Die Stadt, anfangs ruhig, öffnete zu einer andern Zeit denn Hessen, als sie zu weit vorgedrungen und in großer Noth waren, ihre Thore. Landgraf Hermann suchte hierauf mit der Stadt Hersfeld ein offenes Bündniß. Anfangs weigerten sich die Bürger um der Gefahr willen, die ihnen von allen Seiten drohte; endlich erklärten sie sich für Bundesgenossen des Landgrafen, unter der Bedingung, daß keinerlei Friede ohne sie geschlossen werden sollte.

Zugleich erließen beide Landgrafen eine schriftliche Abmahnung an ihre Vasallen und Burgmänner in allen hessischen Schlössern und Städten nicht einzutreten in die neue ihnen feindliche Gesellschaft der Sterner, und auszutreten, falls sie Glieder derselben wären, bei den Eiden und Gelübden, womit sie ihnen verbunden wären, und bei Verlust ihrer Lehne. Landgraf Hermann stellte auch dem Landgrafen Balthasar von Thüringen die Gefahr vor, in welcher sein Land bei einer weiteren Ausbreitung dieser Verschwörung stünde, und bewog ihn zu einem Hülfsbündniß. Hierauf, als der Aufruf an die Ritter ohne Erfolg blieb (zumeist weil ihr Eid sie band), hielt er eine außerordentliche Tagessatzung der getreuen Städte in Ober- und Niederhessen. Als er auf dem Markte zu Marburg den Abgeordneten der oberhessischen Städte die Lage des Landes und die Treulosigkeit seiner Vasallen schilderte und unter Vergießung seiner Thränen erklärte, daß er alle ihm treu gebliebenen Ritter mit einem Brode speisen könne, erhoben sich die Abgeordneten der Städte, welche wohl einsahen, daß sie bei dem Umsturz der Landgrafschaft die Beute eines zügellosen Heeres kriegerischer Landeigenthümer werden würden, und verhießen dem Landgrafen Leib und Gut. Landgraf Hermann, hierdurch gestärkt, und entschlossen, auszuharren im Kampfe (weil die, welche sich selbst nicht verlassen, unbesiegbar sind), verwarf nun selbst den Vorschlag seines Oheims, des Landgrafen Heinrich, welcher durch eine Güter-Abtretung an den Herzog von Braunschweig die Ruhe seines Landes zu erkaufen gedachte.

Unterdessen im Osten und Westen, besonders an den Grenzstädten Hessens, häufige Einfälle und Plünderungen geschahen, fiel der erste Haufe der Sterner plötzlich in Spießkappel ohnweit Homberg und beraubte dies Kloster unter Feuer und Schwerdt.

Hierauf zog sich der Feind unter dem Hirzberg, einem festen Bergschlosse, welches an der fuldischen, hersfeldischen und ziegenhaynischen Grenze und in der Nähe der Quellen der Fulda und Schwalm glücklich gelegen zu einer allgemeinen Versammlung der Bündner war. Dieser Versammlung suchten die Landgrafen Hermann und Balthasar, bei denen auch Graf Rupert von Nassau war, mit einem Heere von tausend Rittern und Reisigen zuvor zu kommen. Man weiß nicht, ob die Uebermacht der zum Entsatze herbei eilenden Feinde, deren Anzahl auf funfzehn hundert Pferde anwuchs, oder die Nachricht von den Rüstungen des Herzogs Otto (welche Balthasars Bruder auf einer Reise erkundet hatte) die Landgrafen bewog, die Belagerung aufzuheben und sich schnell zurückzuziehen.

Dieser Rückzug brachte die Landgrafen in Gefahr und zog die Plünderung einer Menge Städte nach sich. Die Sterner verfolgten das hessische Heer so unaufhaltsam und eifrig, daß sie vor den Thoren von Hersfeld auf den Nachtrab stießen. Die Hessen verlangten die Aufnahme in Hersfeld. Die Stadt, noch unbekannt mit den Gesinnungen des Abts, ließ ihn um Rath fragen. Da zeigte der Abt den Abgeordneten den Stern, welchen er unter seinem Scapulier verborgen hatte, und verlangte die Schließung der Thore. Die Stadt, wohl wissend, daß der Abt nur auf eine Gelegenheit sinne, ihre Freiheiten zu unterdrücken, öffnete die Thore; die Verwirrung der Eindringenden war so groß, daß mehrere todtgedrückt, andere ausgeschlossen wurden. Hierauf rächten sich die Sterner an der umliegenden Gegend: Neukirchen, Schwarzenborn, die neue Vorstadt von Homberg und die ganze Gegend bis Fritzlar ward verheert und geplündert. Die Stadt Hersfeld, von nun an von Verräthern und Feinden umgeben, erhielt in der Zollfreiheit ihrer Waaren in Thüringen und Hessen einen geringen Ersatz für die Drangsale eines bürgerlichen Krieges.

Fast zu gleicher Zeit wurden Frankenberg, Hadamar und Wetzlar heimgesucht. Frankenberg war damals die wohlhabendste und volkreichste Stadt in Hessen. Aber umgeben von Vorstädten und jetzt meistens verschwundenen Dörfern, öffnete sich ihre weite Ebene jedem feindlichen Angriffe. Während die mainzischen Truppen aus Rosenthal, aus Melnau und aus Battenberg, die ziegenhaynischen aus Gemünden an der Wohra streiften, bot die benachbarte sächsische Grenze, die Scheidewand zweier verschiedener Stämme und Mundarten, den waldeck'schen, den märkischen, und den kölnischen Söldlingen einen bequemen Uebergang. Die Sterner beschlossen nach damaliger Kriegsart, die Stadt zu überrumpeln. Inzwischen sie die neue Vorstadt einäschern und hierdurch die Bürger der Altstadt locken wollten, sollten die Mauern und Thürme der Altstadt mit Sturmleitern erstiegen werden. Dieser Anschlag wurde durch die Wachsamkeit der Bürger und die Entschlossenheit ihrer Weiber vereitelt. Während diese mit ihren Mägden den Brand der Neustadt löschten, standen die Bürger auf den Mauern der Altstadt, und warfen den andringenden Feind herunter. Die Sterner, in Verbindung mit der Besatzung von Melnau, rächten sich an der nahe gelegenen Stadt Wetter, welche halb landgräflich war (das Stift selbst war mainzisch); selbst die Gebäude des alten Klosters wurden bei der allgemeinen Verheerung beschädigt.

Ein ähnlicher Angriff auf die Stadt Hadamar, welche der Graf von Nassau-Dillenburg mit den Grafen von Katzenellenbogen dem Grafen Rupert dem Streitbaren entreißen wollte, ward abgeschlagen durch denselben Geist, welcher damals alle bewaffnete Städte beseelte. Der Feind, der das Thal von Hadamar unter dem Schutze der Nacht eingenommen hatte, und mit Hülfe der Sturmleitern sich in die Stadt warf, fand einen solchen Widerstand, daß er sich plötzlich herausziehen und den Bauern und Bürgern von Hadamar sein Belagerungszeug zurücklassen mußte.

Bald nachher fochten ohnweit Wetzlar die mit dem Landgrafen verbundenen Grafen von Solms, Otto und Johann II. Nach einem für die Bürger von Wetzlar blutigen aber siegreichen Treffen fielen die Häupter des feindlichen Heerhaufens in die Hände der Grafen von Solms. Es waren die Grafen von Katzenellenbogen, Graf Heinrich von Nassau-Dillenburg (ein Bruder Johanns), Reinhard von Westerburg

und andere Ritter. Graf Otto von der braunfelsischen Linie ließ seine Gefangene, welche vermuthlich als treubrüchige Vasallen des Landgrafen angesehen wurden, vor der Oberpforte von Wetzlar hinrichten. Aber Graf Johann, von Burgsolms, entweder durch ein ihm versprochenes großes Lösegeld gereizt, oder schon entschlossen, von dem Landgrafen abzufallen, entließ heimlich jene Grafen und Herren, welche dem Bunde wieder zutraten. Hierüber entrüstet überfiel ihn Landgraf Hermann, behandelte ihn als offnen Feind, und um die Stadt Wetzlar gegen alle Nachstellungen des Grafen zu schützen, ihn selbst aber zu zwingen, begann er eine halbe Stunde von Wetzlar, auf einer gemeinsamen Anhöhe an der Dille, den Bau einer nach seinem Namen genannten Feste, auf deren Boden die Grafen von Solms ungern und nur nach heftigem Streite Verzicht leisteten.

Auf diese Art ward die Kraft der Sterner, deren Namen bald in Verachtung fiel, zertheilt; und nur die unvorsichtige Entscheidung eines kaiserlichen Hofrichters, Heinrich Herzogs von Liegnitz, welcher wegen einer großen Geldforderung der Grafen von Ochsenstein an den Landgrafen von Heinrich die Execution gegen denselben erkannte und dem Sternerbunde mit andern Reichsständen öffentlich auftrug, gab dieser Gesellschaft, deren Bundes-Eid fortdauerte einen neuen vorübergehenden Glanz.

Das Turnier zu Darmstadt 1403.

Von Sebastian Münster *).

„Wo und wann die Thurnier all gehalten sind.

Der erste Turnier.

Anno Christi 938 ist d'erst Thurnier gehalten worden zu Maydenburg und ward da Keiner gestrafft, sondern alle Straff auff weiter verbrechen oder übertrettung der Artikeln gestellt. Es hatt den Kayser Henrichen nichts anders zu diesem Ritterspiel bewegt, dann daß er dem Adel, sich tugendsamer Werk zu gebrauchen, seines besten vermögens anzuweisen hatt unterstanden, und darumb, damit der Verbrecher gestrafft, und der Gute unterscheidlich erkannt würde, den Thurnier angestellt. Dann die Straff und das Lob behalten den Adel und Wirde lang werende."

Münster zählt 36 Turnier auf, die von der Ritterschaft am Rheinstrom gehalten wurden und deren letztes 1487 zu Worms statt fand. Darunter ist das Turnier zu Darmstadt.

Der 23. Thurnier.

„In diesem 23. Thurnier so gehalten worden von der Ritterschafft des Rheinstroms anno Christi 1403 zu Darmstadt bey Rhein, sind diese vier Ritter zu Blatt getragen worden; Johann von Mörßpurg, Ludwig von Schellenberg, Johann, genannt der Guldin Zänger und Wolff, Schenck von Geyern. Diesen Thurnier haben besucht nachfolgende Fürsten, Graffen, Herren, Ritter und Edel-Knecht, und sind selbs geritten."

Es waren zugegen 20 Grafen, 11 Freiherren, 6 Herren, 52 Ritter, 274 Edle; zusammen 363, die alle namentlich angeführt werden. Darunter

„Grafen: Otto zu Solms, Sigmund zu Zigenhan, Philips zu Waldeck, Johann zu Wittgenstein."

„Herrn: Engelhard zu Schwartzenberg, Friedrich Schenck zu Erbach."

„Ritter: Ortlieb von Franckenstein, Otto von Hirschhorn, Wolff, Kämmerer von Wormbs, Wolff, Schenck zu Schweinsberg, Karl von Guttenberg, Wilhelm Rietesel."

*) Cosmographey von Sebastianus Münster. 1550. S. 1053.

„Edlen: Rosenberg, Sickingen, Wolfskeln, Egloffstein, Lichtenstein, Schaumburg, Vettersheim, Girch, Rietesel, Gemming, Stein, Johann von Guttenberg (wahrscheinlich vom Neckar), Joh. Benr. und Seb. von Luther, Lautern, Bibra, Johann von Hutten, Rechberg, Friedrich Schelm von Bergen."

Johann Gutenberg und Peter Schöffer von Gernsheim *).

Von H. Künzel.

„In manchen Schriften finden wir als Zierde auf dem Tittelblatt einen einfachen Holzschnitt abgedruckt, auf welchem die Bildnisse von Johann Gutenberg, Johann Fust und Peter Schöffer in einem Rahmen vereinigt sind. Die Namen dieser drei Männer werden auch stets in Gemeinschaft genannt, wenn von der Erfindung der Buchdruckerkunst die Rede ist; obgleich nur die Ehre der Erfindung dem edlen, vielfach gekränkten, aber von der Göttlichkeit seiner Kunst durchdrungenen Gutenberg, sowie das Verdienst der Verbesserung und Vervollkommnung dem schöpferischen Geiste unsers Schöffers gebührt. Denn Fust, der Dritte im Bunde, durch dessen Geld- und Habgier das Gedeihen der jungen Kunst so oft gefährdet worden war, kann keinen Theil an dem Ruhme jener beiden Männer ansprechen. Sein Name hätte, anstatt der Unsterblichkeit überantwortet zu werden, eher verdient, schon dem Gedächtnisse seiner Zeitgenossen zu entfallen.

Die Nachwelt ist meistens in der Beurtheilung großer Männer unbefangener, denn die Mitwelt. Die Geschichte setzt sich als Richterin auf die Gräber längst Dahingeschiedener und wägt mit der Wage der Gerechtigkeit ihre Verdienste, die sie sich um die Menschheit erworben haben. Und wer könnte wohl gegründetere Ansprüche auf einen unsterblichen Nachruhm und die Segnungen der Mit- und Nachwelt erheben, denn jene beiden Männer, Gutenberg und Schöffer, welche die Kunst erfanden, durch die die heilige Schrift, das erste Werk derselben, ein Gemeingut der Menschheit wurde? Vier Jahrhunderte sind bereits seit der Erfindung der Buchdruckerkunst verflossen. Erst unsere Zeit hat Muße gewonnen, den Verdiensten jener ausgezeichneten Männer den Zoll der Verehrung darzubringen und durch zwei Denkmale ihr Andenken sichtbar zu erneuern. Aber mehrt sich nicht zugleich unser eigener Ruhm, wenn wir durch eine würdige Feier die Schuld der Jahrhunderte zu tilgen suchen?

Deutschland kann ohne Erröthen das Geschichtsbuch der Erfindungen aufschlagen. Auf jedem Blatte findet sich der Name eines deutschen Mannes, welcher die Welt mit einer neuen Kunst bereicherte, aufgezeichnet. Der deutsche Genius ist scharfsinnig und schöpferisch. Allem spürt er nach; er dringt bis zur Tiefe, selbst wenn Gefahr drohte, auf dem Wege der Untersuchung den Eingang zu verlieren und den Ausgang zu verfehlen. Am vaterländischen Rheine, dem ewig jungen Zeugen aller Großthaten unsers Volkes, ward auch die Kunst, Bücher zu drucken, erfunden und ausgebildet. Von hier wanderte sie in alle Welt, um bis ans Ende der Tage die treuste Dienerin und die rüstigste Beförderin des Lichts und der Wahrheit zu sein.

Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, entsproßte dem alten mittelrheinischen Patriziergeschlechte der Genßfleische — weßhalb er sich auch gewöhnlich selbst Johann Genßfleisch zum Gutenberg nannte — und wurde ungefähr 1397 zu Mainz geboren. Noch sehr jung zwang ihn ein Aufstand der Mainzer Bürger gegen die Vorrechte der Patrizier, in den auch er verwickelt war, im Jahre 1420 mit seinen Eltern auszuwandern. Er wählte zu seinem einstweiligen Aufenthalte

*) Peter Schöffer von Gernsheim, der Miterfinder der Buchdruckerkunst. Zur Erinnerung an seine Verdienste bei der feierlichen Enthüllung seines Standbildes zu Gernsheim. Darmstadt. Leske. 9. Juli 1836.

das gewerbsrührige Straßburg, wo er in bescheidener Zurückgezogenheit sich seiner Liebe zu mechanischen Künsten ungetheilt hingab, bis ihn günstigere Verhältnisse wieder nach Mainz zurückrufen würden. Seine Kunstfertigkeit, edle Steine zu schleifen und Spiegel zu poliren, war auch wohl die erste Quelle seines Lebensunterhaltes. Ob er nun schon zu Mainz oder erst in Straßburg auf den Gedanken kam, ob man vielleicht, statt durch langsame und mühselige Abschriften der Mönche, durch das Einschneiden der Buchstaben in Holztafeln (Xylographie) und den Abdruck derselben die heilige Schrift, die ausgezeichneten Werke der alten Kirchenväter, Kalender und kleine Schulbücher, Donate genannt, schneller und mit geringeren Kosten vermehren könnte, ist nicht zu entscheiden. Wohl konnte aber nur nach vielfachen Versuchen und bei längerer Muße jene unsterbliche Erfindung, deren erster Gedanke vielleicht in einem Augenblicke der Begeisterung in dem erfindungsreichen Geiste Gutenbergs aufblitzte, völlig reifen. Aus den Akten eines Prozesses, der in Straßburg gegen ihn durch die Brüder des verstorbenen Andreas Dritzehn, der mit Guttenberg sich zum Betriebe der neuen Kunst verbunden und die Kosten zur Erbauung der nöthigen Druckwerkzeuge vorgeschossen hatte, anhängig gemacht worden war, geht klar hervor, daß eine Presse und Formen wirklich vorhanden waren. Unter diesen Formen sind ohne Zweifel Holztafeln zu verstehen, die, in einzelne Buchstaben zerschnitten, zusammengesetzt und wieder auseinandergelegt werden konnten; also schon eine vollständige Druckeinrichtung mit beweglichen Lettern. Mißmuthig und in traurigen Verhältnissen kehrte Gutenberg 1445 in seine Vaterstadt Mainz zurück und verband sich nach vielen Versuchen im Kleinen, aus Mangel an eigenen Mitteln, mit Johann Fust, einem der reichsten Bürger, dem Bruder des Goldschmieds und damaligen Bürgermeisters Jacob Fust. Aber nicht Begeisterung und Liebe zur Kunst bewogen jenen, die Verbindung einzugehen, sondern ihn lockte der schnöde Gewinn, welchen die Erfindung abzuwerfen versprach.

Um jene Zeit nun, als Gutenberg mit Fust's Geldvorschuß eine Druckerei eingerichtet hatte, trat auch Peter Schöffer von Gernsheim in das Haus des reichen Fust ein. Er kam gerade von Paris zurück, wohin er schon frühe ausgezogen war. Dort hatte er sich im Schönschreiben und Malen der Buchstaben eine außerordentliche Geschicklichkeit erworben und zugleich seinen angebornen Geschmack vielfach ausgebildet, weßhalb er sich auch ein kleines Vermögen mit Abschreiben daselbst verdient hatte. Wahrscheinlich war seine ausgezeichnet schöne Handschrift die Ursache, daß er im Hause Fust's eine so freundliche Aufnahme fand und bald als Dritter in das Kunstgeheimniß eingeweiht wurde. Peter Schöffer, lateinisch Opilio (Schäfer), zuweilen auch Petrus Gernsheimensis oder Petrus Schoeffer de Gernsheim genannt, war zu Gernsheim, einem vormals kurmainzischen nun großherzoglich hessischen Städtchen auf dem rechten Rheinufer von bürgerlichen Eltern höchst wahrscheinlich zwischen 1420 und 1430 geboren. Ueber den Ursprung seines Geschlechts läßt sich durchaus nichts Bestimmtes mehr ermitteln, weil die alten Kirchenurkunden durch die Franzosen auf Befehl ihres Kriegsministers Louvois sämmtlich verbrannt wurden. Vor dem Eintritt Peter Schöffers in die Gesellschaft druckte Gutenberg und Fust schon kleine Grammatiken, lateinische ABCBücher, Horarien oder kleine Gebetbücher, wobei sie sich beweglicher Buchstaben, die aus Holz geschnitten waren, bedienten. Allein das wichtigste Werk, welches sie wahrscheinlich 1452 begonnen hatten, war der Druck einer Biblia latina vulgata — der sogenannten 42zeiligen Bibel — wobei sie zum erstenmal Metalltypen, die sich schärfer und gleichmäßiger als die hölzernen abprägten, gebrauchten. Schöffer hat schon an diesem Werke, wenigstens vom zwölften Bogen an, Theil genommen. Der wichtigste Fortschritt in der Erfindung war durch die Erfindung der Metalltypen geschehen. Allein die Buchstaben waren noch gracklich, plump, rauh und den Augen mißfällig. Die Anfangsbuchstaben (Initial- oder Kapitalbuchstaben) fehlten noch ganz und wurden nach Beendigung des Druckes mit vieler Sorgfalt und großer Zierlichkeit theilweise gewiß von Schöffer selbst, mit rother und blauer Dinte eingemalt. Der Druckfarbe mangelte Schwärze und Halt-

barkeit. Wahrscheinlich druckte man anfangs auch um deßwillen mit Dinte, um die ersten Druckwerke noch als Handschriften desto theurer verkaufen zu können. Diese große Mängel abzustellen war Schöffer mit seinem erfindungsreichen Geiste, mit seiner herrlichen Handschrift, mit seinem ausgebildeten feinen Geschmacke der rechte Mann, der die Buchdruckerkunst verbessern und vervollkommnen konnte. Sein Scharfblick übersah bald die Vortheile, die sich von Gutenbergs Erfindungen erwarten ließen, aber auch die Mängel seines Verfahrens, die den guten Fortgang des Geschäfts hinderten. Als Schönschreiber gewohnt, nur schöne Buchstaben mit seiner Feder zu bilden, konnten ihm die ungleichen, plumpen und unförmlichen Buchstaben von Gutenbergs Druckschrift, welche dem Auge bei dem ersten Anblick wehe thaten und das Lesen beschwerlich machten, unmöglich gefallen. Es waren dies die damals gothischen und halbgothischen Buchstaben, die nun Schöffer durch nettere und dem Auge gefälligere Formen zu ersetzen suchte. Durch Gutenbergs und Fust's seitheriges Verfahren konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Ihre Behandlung mußte Rauhheiten erzeugen, da ihre Werkzeuge rauh und unvollkommen waren. Auch war ihr Verfahren zu mühsam, erforderte zu viel Zeit und verursachte unnöthige Kosten. Allem dem mußte abgeholfen und ein Verfahren erfunden werden, wo bei größerer Schnelligkeit bessere Erzeugnisse des Gusses erzielt wurden. Bisher wurden die Anfangs- und andere große Buchstaben nicht mit dem Schriftsatze gesetzt oder durch Formen eingedruckt, sondern später durch fremde Hände eingemalt oder eingezeichnet. Die Druckschwärze hatte keine Haltbarkeit, wurde durch jede Feuchtigkeit aufgelöst, durch die Zeit bröckelich und fiel ab, wie man häufig in Guttenbergs ersten Drucken wahrnehmen kann. Schöffers Scharfsinn und erfinderischer Geist wußte überall Rath zu schaffen und allmählich allen diesen Mängeln abzuhelfen. Sein facilior modus fundendi, wie es in einer Urkunde heißt, besteht in einer schöneren und gefälligeren Form der Buchstaben und zweckmäßigerer Mischung der zum Guß derselben zu nehmenden Metalle, in einer härteren Metallcomposition der Matrize, in Verfertigung stählener Stempel, in Zubereitung einer dauerhafteren und schwärzeren Druckfarbe, in Verfertigung geschmackvoller Anfangsbuchstaben und in einer Vervollkommnung der innern Einrichtung der Gußform. Daß alle diese Verbesserungen nicht plötzlich eintraten, ist begreiflich. Es verstrich wohl manches Jahr, bis sie endlich zu Stande gebracht wurden. Mit ihnen schließt sich die Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst für jene Zeit ab, deren Vervollkommnung einzig und allein das Verdienst Peter Schöffers ist.

Zum Lohn seiner vielfachen Bemühungen um das Geschäft gab ihm Fust seine einzige Tochter, Christine, zur Frau, welche ihm in einer langen und glücklichen Ehe zwei Söhne gebar, Johann und Peter. Beide wurden Buchdrucker. Der ältere, Johann, blieb im Besitze des väterlichen Druckhauses und Geschäfts und starb ohne Nachkommen. Peter hatte einen einzigen Sohn Ivo, nach dessen kinderlosem Tode die Familie Peter Schöffers in Mainz erlosch, nicht aber in Gernsheim, wo sich wenigstens noch Lebende von einem Nebenzweig der Familie seiner Verwandtschaft rühmen, auf die sogar die schwedischen Grafen von Schäfer Ansprüche erheben. Auch zeigt man noch zu Gernsheim in der Nähe des sogenannten Mönchhofes ein Haus, in dem Peter Schöffer das Licht der Welt erblickt haben soll.

Schöffer gelangte bald in Mainz zu mannichfaltigen Ehren und Auszeichnungen. Da er wahrscheinlich zu Paris mit dem Rechte sich befreundet hatte, so ernannte ihn der Kurfürst bei dem weltlichen Gerichte zu Mainz zum Richter. Dieses ausgezeichnete Ehrenamt, das sonst nur Adelige oder Doktoren der Rechte ausübten, begleitete er von 1489 bis zu seinem Tode. Durch seine Verheirathung und den Verkauf seiner Druckwerke kam er in so glückliche Verhältnisse, daß er nach und nach drei Häuser, zum Humbrecht, zum Korb und zum Wyden genannt, erwarb und auch später, um Buchhändlergeschäfte zu betreiben, sich noch das Frankfurter

Bürgerrecht erkaufte. Gewiß war es nicht des redlichen rührigen Schöffers Absicht, den edlen Gutenberg um die Früchte seiner Erfindung zu bringen, sondern Fust's Habgier zwang den vielfach getäuschten Erfinder, da er unvermögend war, die Geldvorschüsse an Fust zurückzuzahlen, aus der Gesellschaft zu treten und die Druckerei mit allen Geräthschaften den beiden andern allein zu überlassen. Gutenberg hatte durch den Prozeß wohl sein Vermögen, aber nicht seinen Muth und sein Glück aufgegeben. Durch die großmüthige Unterstützung eines edlen Mannes, des Dr. Konrad Humery, ward es ihm möglich, sich eine neue Offizin im Hofe zum Jungen in Mainz anzulegen. Das erste Werk, welches aus ihr 1460 hervorging, war das *Catholicon*, eine weitläufige lateinische Grammatik und etymologisches Wörterbuch. Späterhin wandte sich Gutenberg mit seiner Druckerei nach Eltville im Rheingau und übergab sie bei zunehmender Altersschwäche seinen Verwandten, den Brüdern Bechtermünz. Er selbst verlebte seine letzten Tage recht behaglich am Hofe Kurfürst Adolphs II., der ihn 1465 zu seinem Hofcavalier ernannt hatte. Wahrscheinlich starb er im Jahr 1468. Die Stätte, wo Gutenbergs irdische Reste ruhen, ist unbekannt. Was fragen wir auch nach seinem Grabe? Bei seinem Namen haben wir an den sterblichen Theil des Menschen nicht zu denken; als wirkender Träger eines Weltalls steht er lebendig vor unsern Augen, vor unserer Seele. Und jetzt prangt sein Standbild von Erz zu Mainz, das seine Wiege war, auf dem Platze, der zum ewigen Gedächtniß seinen Namen führt.

Fust, der sich vorzugsweise mit dem Buchhandel, wofür er als speculativer Kopf vortrefflich getaugt haben mag, beschäftigte, reiste nach Vollendung der 42zeiligen Bibel nach Paris, um sie dort als Handschrift für recht hohe Preiße zu verkaufen. Im Jahr 1466 begab er sich zum zweiten Mal mit neuen Druckwerken dahin. Wahrscheinlich ward er damals das Opfer einer furchtbaren Pest, welche viele Tausende hinwegraffte. —

Durch den Besitz einer vollständig eingerichteten Druckerei hatten Fust und Schöffer auf mehrere Jahre den Vorsprung vor Gutenberg gewonnen und sich der großen Vortheile versichert, die ihnen aus dem Verkaufe ihres ersten Druckwerkes zufließen mußten. Sie hatten Guttenbergs Druckerei aus dem Hofe zum Jungen in Fust's Haus zum Humbrecht verlegt. Im Besitze aller zum Drucke der lateinischen Bibel gebrauchten Lettern und anderer, nach Peter Schöffers verbessertem Verfahren gegossenen Typen, brachten sie schon nach achtzehn Monaten ihrer Trennung von Gutenberg ein Werk zu Stande, das noch jetzt als das größte Meisterstück der Buchdruckerkunst, von keinem andern an Schönheit und Pracht übertroffen, als das herrlichste Denkmal der kaum erfundenen Kunst, die Bewunderung aller Kenner erregt. Es ist dieses Werk das berühmte

Psalterium,

das erste Druckwerk der Welt, welches durch die Benennung des Druckers und des Druckortes, die Bezeichnung des Tages und Jahres seiner Erscheinung eine vollständige Datirung enthält.

Das Psalterium ist eine Sammlung der Psalmen Davids und war für den täglichen Chorgebrauch als Gesangbuch für die Geistlichen bestimmt. Die Schlußschrift dieses höchst merkwürdigen Buches, das vollständig aus 175 Blättern besteht, lautet also:

„Gegenwärtige Sammlung der Psalmen, durch schöne Kapitalbuchstaben geziert, und nach Rubriken hinreichend abgetheilt, ist durch die künstliche Erfindung zu drucken, ohne Hülfe der Feder also gefertigt, und zur Verehrung Gottes nach vieler Mühe und Arbeit zu Stande gebracht worden durch Johann Fust, einen Mainzer Bürger, und Peter Schöffer von Gernsheim, im Jahr unsers Herrn: Tausend vier hundert sieben und fünfzig am Tage vor Maria Himmelfahrt.“ —

Eine Fehde zwischen dem Erzbischof Diether von Isenburg und dem vom Papste Pius II. zu seinem Nachfolger ernannten Kurfürsten Adolph II. von Nassau endigte am 28. October 1462 mit der blutigen Erstürmung von Mainz, wodurch die Blüthe

der reichen Stadt auf lange Zeit völlig vernichtet wurde. Alle Gewerbe geriethen in Stocken, alle Druckereien standen still; die Arbeiter, durch einen Eid zur Bewahrung des Kunstgeheimnisses gebunden, verließen die Stadt, vergaßen ihren Eid und verbreiteten die geheime, wunderbare Kunst in alle Länder. Auch auf das Geschäft Schöffers übte diese furchtbare Katastrophe einen sehr nachtheiligen Einfluß aus. Er selbst reiste bald darauf mit Empfehlungsbriefen nach Paris, um sich als Eigenthümer vieler, von seinem Schwiegervater Fust dorthin gebrachten und von der Regierung nach dessen Tode in Beschlag genommenen Bücher auszuweisen. Seiner Bitte wurde willfahrt. Der König Ludwig XI. von Frankreich befahl, daß vom ersten Oktober 1475 an, jährlich 800 Liv. an Peter Schöffer so lange bezahlt würden, bis seine ganze Forderung von 11000 Liv. abgetragen wäre. Nach seiner Zurückkunft nach Mainz ließ er aus seiner Offizin, von 1476 bis 1502, noch über 27 neue Schriften hervorgehen. Schöffer zählte damals schon beinahe 80 Jahre. Eine vierte Auflage des Psalteriums, seiner geliebtesten Arbeit, war das letzte Druckwerk, bei dem er sich unterzeichnete. Ganz genau läßt sich sein Sterbetag nicht bestimmen; wahrscheinlich aber schloß er die lange, schöne Laufbahn seines Künstlerlebens zwischen dem 21. December 1502 und dem Palmsonntag 1503. Sein Grab bezeichnet uns kein Denkstein. — Hat auch Peter Schöffer keinen Theil an der Ehre der Erfindung der wunderbaren Kunst, so bleibt er doch ihr Verbesserer. Dem Genie Gutenbergs und seinem ausdauernden Fleiße verdanken wir die Erfindung; aber Schöffers schaffendem Geiste die Vollendung. Durchzieht das Leben Gutenbergs, von dessen Auslauf bis zum letzten Athemzuge, ein goldener Faden: die hoffende, unbeugsame, männliche Ausdauer in Noth und Trübsal — sehen wir in ihm den Märtyrer des schöpferischen Gedankens, den Mann, dessen Leben nicht für ihn selbst, sondern für die Menschheit Blüthen trug — so stellt Schöffers Leben den rührigen Fleiß, den rastlosen Vollendungsdrang des deutschen Mannes dar, Gutenberg säte die Kerne, Schöffer veredelte die Frucht und genoß bereits von ihr. —

Die alten Grafen von Katzenellenbogen.

Von Christoph von Rommel.

Wenige Dynasten-Geschlechter sind mit solchem Fleiß und solchem Scharfsinn erforscht worden, als die Grafen von Katzenellenbogen (1102 — 1497); wenn gleich unter der irrigen Voraussetzung, daß sie von den Grafen von Henneberg, Schirmvögten der Abtei Lorsch und nicht aus dem Einrich im Niederlahngau abstammten, wo sie selbst ihren Mannsstamm, ihr Wappen (einen aufgerichteten widersichtigen Löwen) ihre Herrschaft und ihre Mannen von dem Schloß Alt-Katzenellenbogen unweit Diez, einem Lehen des St. Ferrutius-Stifts von Bleidenstadt ableiteten. Mit jenen entfernten Hennebergern hatten sie weder die Henne, noch den dort herkömmlichen Familiennamen Boppo, noch irgend eine Comitia, oder Stammgut gemein, und erst im Jahre 1140 nahm Heinrich II., von Katzenellenbogen, dem man eine Hennebergische Gemalin zuschreibt, den gräflichen Titel an. Während die ersten Katzenelnbogner (mit Ausnahme Heinrichs II., welcher als Zeuge bei der Einweihung der Lorscher Kapelle zu Bickenbach im Jahre 1130 erscheint) im ganzen zwölften Jahrhundert nirgends in einer oberrheingauischen Urkunde vorkommen, hatten sie schon im Jahre 1158 von den Stammgütern der Grafen zu Arnstein, Gau- und Gerichtsherren im Einrich, gemeinschaftlich mit den Herren von Nassau, einen Antheil an dem Vierherren-Distrikt erkauft. Und als hierauf im Jahre 1185 der letzte Graf von Arnstein, der Stifter des gleichnamigen Klosters, mit Tode abging — vier nahe Verwandte

desselben, die Grafen von Nassau, Isenburg, Dietz und Katzenellenbogen trugen seinen Sarg zur Ruhestätte, — erwarben sie noch aus der Arnstein'schen Verlassenschaft die wichtige Schirmvogtei von St. Goar, ein Lehen der Abtei Prum, die Grundlage ihrer ganzen rheinischen Grafschaft. Im Rheingau selbst erwählten sie das von ihnen reich beschenkte und von ihrem Rheinzoll befreite Kloster Eberbach zu ihrem Erbbegräbnisse. Hier schafften sie sich Bürgerrechte und die Burgmannschaft von Mainz, Oberwesel, Coblenz, Oppenheim und Caub; hier erhielten sie, besonders zur Zeit des Interregnums, von denen Kaisern, die ihres Beistandes im Krieg und Frieden bedurften, ansehnliche Privilegien für ihre neu erworbenen Städte und Schlösser, hier schlossen sie sich den rheinischen Erzbischöfen aus den verwandten Häusern, von Eppenstein und Nassau an. Allmählich breiteten sie sich auch in dem längst aufgelösten und von vielen Dynasten bewohnten Oberrhein- und Maingau aus; durch Erbschaft oder Erwerbung gaugräflicher Rechte und Centgerichtsbarkeiten, aus der Verlassenschaft der letzten salischen Conradiner, durch Verwandtschaft mit den Schirmvögten der nunmehr an das Erzstift Mainz übergehenden Abtei Lorsch, mit den am Neckar begüterten Grafen von Lindenfels, von Laufen und Dynasten von Bickenbach; durch Ankauf der Gerechtsame und Besitzungen ausgehender oder sich unterwerfenden Dynasten, unter der in dieser Zeit der Reichsverwirrung allgemein gesuchten geistlichen Sanction, so wohl für Lehngüter, die man schon factisch in Besitz hatte, als für die, welche man gewaltsam in Anspruch nahm. Glückliche Heirathen vollenden ihre Erwerbungen, deren Zersplitterung sie durch Majorate und Familien-Fideicommisse verhinderten. Und die Gunst und Geldarmuth der Kaiser fügte noch Manches hinzu, was diesseits des Rheins von Gerechtsamen oder Gefällen des Reichs noch übrig geblieben war.

Zweihundert und fünfzig Jahre brachten sie mit solcher Vergrößerung ihrer Stammgüter zu, nicht ohne blutige Fehden mit eifersüchtigen oder beleidigten Nachbarn, besonders im Jahr 1255 mit dem mächtigen und patriotischen rheinischen Städtebund, dessen stattliches Heer jedoch die vom Diether III erbaute und mit dem Rheinzoll versehene Rheinfeste nicht zu erobern vermochte. König Wilhelm von Holland sah sich genöthigt diesem Grafen die letzten Reichsdörfer im Oberrheingau (Tribur, Dornheim, Ginsheim, Crumstadt und Wasserlieblos) zu verpfänden. Die Abtei Fulda belehnte ihn mit ihrer Hälfte an der mehrere Centdörfer umfassenden Vogtei von Umstadt. Er hieß seines glänzenden Hofstaats wegen der Reiche; Walther von der Vogelweide, preist ihn unter dem Namen des Bogeners. Unter ihm und seinem Bruder Eberhard I. (1252 — 1311) ward der Besitz fast aller Städte und Centen der oberen Grafschaft befestigt. Eberhard, der als Stifter der Neukatzenellenbogischen Linie mit Diether in gemeinschaftlichem Besitz der mutscharten Lande blieb, der tapfere und weise Freund und Kampfgenosse Rudolphs von Habsburg, der Oheim des mit seiner und Gerhards von Mainz Hülfe zur Königswürde erhobenen Adolphs von Nassau, dem auch sechs Jahre hindurch die Verwaltung der Abtei Fulda anvertraut wurde, war fünfzig Jahre hindurch bis zum Tode Albrechts von Oesterreich ein stets rüstiger Theilnehmer an allen Reichsunternehmungen. Wilhelm I. befestigte Darmstadt 1330. Und nachdem Johann III. (1383 — 1444) der Erwerber von Rüsselsheim, die getrennten Lande wieder durch Heirath vereint, und dessen Nachfolger Philipp der Aeltere, ein kluger, von allen verschuldeten Nachbarn angesprochener Hauswirth, dieselben noch mit Antheilen an der Grafschaft Dietz und an Stadt und Amt Butzbach vermehrt hatte, brachte dessen Tochtermann Heinrich III. von Marburg die ganze am Rhein und Main gelegene obere und niedere Grafschaft an das Haus Hessen.

Die Besitzungen der Grafen von Katzenellenbogen im Oberrheingau, welche sie selbst von Rheinfels aus ihr oberes Land jenseits des Mains nannten, bildeten kein geschlossenes Territorium. Von Kaiser und Reich mit dem ehemals ihnen schon verpfändeten Dorf Crumstadt und dem bürgerlichen Bau- und Stadtrecht zu Rüsselsheim, vom Erzstift Mainz mit den Schlössern Auerberg und Zwingenberg und der Gerechtigkeit zu Alsbach (bei Bickenbach) und dem Dorfe Pfungstadt, von dem Bisthum

Würzburg mit Darmstadt, Bessungen und anderen dazu gehörigen Orten, von dem Pfalzgrafen mit dem Schloß Lichtenberg und dessen Dorfbezirk, von der Abtei Fulda mit Arheiligen und Roßdorf (im Bezirk von Reinheim) beliehen, waren sie noch von zahlreichen größeren und kleineren Dynasten umringt, welche theils ihre Reichsfreiheit behaupteten, sich mächtigen geistlichen Schutzherren anschlossen und ihre nächsten weiblichen Erben begünstigten, theils nur ungern und allmählich den Grafen von Katzenellenbogen sich lehnbar machten und ihnen ihre Gerechtigkeiten und Güter verkauften.

Zu jenen gehörten frühzeitig die alten reichsfreien Herren von Zimmern und Dieburg, die Dynasten von Bickenbach und Tannenberg, die Herren von Dornberg und die mächtigen Grafen von Hagen, Münzenberg und Falckenstein; zu diesen die Herren von Cronenberg, von Heusenstamm, von Frankenstein, von Wolfskehlen, von Rodenstein, von Wallbrunn, Ulner von Dieburg, Groschlag. Dieburg, die königliche Burg an der Gersprenz, frühzeitig im Besitz der Herren von Zimmern und der Herren von Büdingen, wo außer anderen Burgmannen die Ulner von Dieburg und die Herren von Groschlag ihr Erbbegräbniß hatten, kam seit 1310 in den Besitz des Erzstifts Mainz. Die großen Besitzungen der Herren von Bickenbach und ihrer Seitenlinie vom Schloß Tannenberg an der Bergstraße, wozu die Dorfbezirke von Jugenheim und Seeheim gehörten, wurden trotz der alten Centgerechtigkeit der Grafen von Katzenellenbogen zumeist an die Herren von Erbach, Erbschenken der Pfalz vererbt; bis endlich die Pfalzbaierische Fehde dem Landgrafen Wilhelm II. daß Schloß Bickenbach (Alsbacher Schloß) mit seinem Zubehör in die Hände lieferte und Hessen-Darmstadt die Aemter Seeheim und Tannenberg erkaufte (1714). Als die alten Herren von Dornberg, welche auch Groß- und Kleingerau besaßen, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts im Mannsstamm ausstarben, geriethen die Grafen von Katzenellenbogen in Collision mit denen schon vom Bisthum Würzburg damit beliehenen Grafen von Henneberg, Burggrafen zu Würzburg, bis endlich die Landgrafen Wilhelm II. und Philipp, jener durch Eroberung, dieser durch Vertrag (1521), dies Hennebergische Afterlehn von der Grafschaft Katzenellenbogen ablösten. Im Jahre 1255 ging auch der Mannsstamm der Grafen von Hagen-Münzenberg aus, welche als Reichsvögte des Wildbanns im Dreieich und Landgerichtsherren des Maigedings zu Langen die vornehmsten Dynasten, wie in der Wetterau und am Rhein, so im Oberrheingau waren. Als die Grafen von Katzenellenbogen hier gaugräfliche oder Lehnrechte zu ihrem Jagdantheil, wie zu dem Dorfe Arheiligen in Anspruch nahmen (1259) traten ihnen die vom Kaiser belehnten und durch ein Austrägalgericht beschützten Grafen von Falkenstein, die nächsten Münzenbergischen Erben, nebst den Grafen von Hanau entgegen. Die zahlreichen Stamm- und Lehngüter der im Jahr 1419 ausgestorbenen Falkensteiner fielen an ihre Erben, die Herren von Eppenstein, Solms, Sayn, Virneburg und Isenburg. Von den Grafen von Isenburg erwarben jedoch die Grafen von Katzenellenbogen 1422 die Vogtei, das Halsgericht und die Herrlichkeit des Dorfes Tribur; späterhin ihre Nachfolger das ganze, auch Langen begreifende Amt Kelsterbach (die Grundlage der nachfolgenden Erwerbung von ganz Isenburg); von den Grafen von Sayn im Jahre 1437 ihre Gerechtsame an dem Hubengericht, den Gütern und Leibeigenen zu Arheiligen; von den Herren von Heusenstamm, als Münzenbergischen Seitenverwandten, welche ihnen schon im Jahre 1291 das Dorf Sprendlingen zu Lehn aufgetragen hatten, die Lehnsherrlichkeit über Rüsselsheim am Main. Zwar beeilten sich die Herren von Heusenstamm, das Dorf Rüsselsheim an die Dynasten von Cronenberg zu verkaufen; als aber im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sich eine Fehde zwischen den Herrn von Cronenberg und den Grafen von Katzenellenbogen entspann, woran auch die Herren von Erbach und von Dalberg, und selbst vier rheinische Kurfürsten als Vermittler Theil nahmen, endigte dieser Streit mit einem Verzicht der Herren von Cronenberg. Am längsten erhielten sich die nachher in den Grafenstand erhobenen Herren von Heusenstamm in dem Besitz ihrer Rechte

12 *

auf die reichslehnbare Burg und in dem von Würzburg lehnbaren Dorfe Gräfenhausen unweit Darmstadt, bis endlich beide im Jahre 1658 von Landgraf Georg erblich erkauft wurden. Lange Zeit behauptete auch das alte aus den Zeiten der fränkischen Könige abstammende ehemals reichsunmittelbare Geschlecht der Herren von Franckenstein die Unabhängigkeit seiner kleinen, in der schönsten Gegend der Bergstraße unweit Frankenhausen liegenden Herrschaft (mit den Dörfern Niederbeerbach, dem Sitz ihres Vogteigerichts und ihres Erbbegräbnisses, Eberstadt, Allertshofen, Hahn, der Hälfte von Oberbeerbach, der Lehnsherrlichkeit über das von Wallbrunnsche Dorf Hoxhohl und mannichfachen Gütern und Gefällen der Nachbarschaft), berühmt durch die noch in großartigen Trümmern bewundernswerthe Burg Frankenstein auf einem waldigen Bergrücken unweit Eberstadt, durch die Lindwurmssage, welche sich an das Epitaphium Georgs von Franckenstein knüpfte, und durch das ächt fränkische Eselslehen zu Bessungen, gegen feige von ihren Weibern geschlagene Männer der benachbarten Gemeinde zu Darmstadt. Schon im Jahre 1292 öffneten sie zwar den Grafen von Katzenellenbogen, deren alte Centgerichtsbarkeit von Jugenheim und Tannenberg sich über Niederbeerbach erstreckte, ihr Schloß Franckenstein, und verpflichteten sich ihnen im Jahre 1343, dort ihre Feinde nicht zu beherbergen, — nahmen auch Katzenellenbogische Burglehn zu Auerbach, zu Zwingenberg, Dornheim, Rüsselsheim und Darmstadt an; aber noch im sechszehnten Jahrhundert behaupteten sie unter dem geistlichen Schutz St. Viktors zu Mainz ihre katholische Religionsfreiheit, bis sie endlich nach den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges und mannichfachen Processen über Landeshoheit, Judenschutz und kirchliche Visitation den Oberrheingau verließen. Der Veräußerung des Fleckens Eberstadt an L. Georg II. und Ludwig VI. (1661, unter dem Vorgang eines Grafen von Schönburg, ihres Vetters, und 1662) folgte der (späterhin vom Kaiser genehmigte) Verkauf des reichslehnbaren Schlosses und der ganzen Herrschaft Franckenstein.

Die Herren von Wolfskehlen stark begütert im Oberrheingau, Inhaber des reichsfreien Schlosses Wolfskehlen unweit Dornberg, des alten Land- und Centgerichts zum Holen-Galgen in Erfelden und einer Grafschaft (comecia) über dreizehn Dörfer, suchten sich anfangs durch Verkauf an das Erzstift Mainz der von den Grafen zu Katzenellenbogen in Anspruch genommenen Lehn- und Centherrlichkeit zu entziehen (1252), indem sie sich dort drei Burgsitze zu Wolfskehlen vorbehielten, und selbst nach den Jahren 1368 und 1441, wo sie endlich die Lehnherrlichkeit der Grafen anerkannten und zwei Drittheile jenes Centgerichts ihnen übertrugen, die Gerechtigkeit über das unverkaufte Drittheil behaupteten. Aber allmählich erwarben die Grafen von Katzenellenbogen fast alle Güter der Herren von Wolfskehlen, bis endlich diese, als pfälzische Vasallen in die baierische Fehde verwickelt, ihre letzten Gefälle in der oberen Grafschaft verloren und sich nach Franken zurückzogen. Ein ähnliches Schicksal hatten die Herren von Wallbrunn zu Ernsthofen (im Bezirk von Reinheim), dem Sitz ihres alten Schlosses und ihres Erbbegräbnisses, welche sich in früheren Zeiten auch nach dem Dorfe Niederramstadt nannten und im Jahr 1280 von dem Grafen Eberhard von Katzenellenbogen mit einem Forstamt zu Clappach beliehen wurden. Nachdem ihnen in der baierischen Fehde als Vasallen des Pfalzgrafen das Dorf Ernsthofen weggenommen und nur unter hessischer Lehnsherrlichkeit wieder zurückgegeben war, veräußerten sie zuerst mit den Herren von Mosheim die ohnweit Tribur gelegene reichslehnbare Rheinau (1676), hierauf ihren Hof zu Hartenau, ihr Schloß und Dorf Ernsthofen und vier dazu gehörige Dörfer an Hessen-Darmstadt (1722).

Wieder glücklich waren die Nachfolger der Grafen von Katzenellenbogen in der Erwerbung der zwischen Darmstadt und Erbach gelegenen Herrschaft Fränkisch-Crumbach, deren Besitzer die kampflustigen Ritter von Rodenstein waren. Die Grafen behaupteten zwar eine Lehnsherrlichkeit über die ihnen gegen ansehnliche Darlehen verpfändete Burg Rodenstein, und Landgraf Georg II. erkaufte nicht nur im Jahre 1653 von einer Rodenstein'schen Erbtochter (Eva von Seebach) die Hälfte von Fränkisch-Crumbach, sondern zog auch im Jahr 1671 bei dem Ausgang des von Rodensteinischen

Mannstamms die Stammburg als eröffnetes Lehen ein; aber die Verbindung von Fränkisch-Crumbach mit der Reichsritterschaft und mannigfache Territorial-Streitigkeiten mit den weiblichen Stammeserben der Herren von Rodenstein verleideten den Landgrafen diese Erwerbung, bis endlich die Familie von Gemmingen in neuester Zeit die seit 1563 getheilte Herrschaft wieder vereinigte.

Groß war die Anzahl der adeligen Vasallen und Burgmänner, denen die Grafen von Katzenellnbogen ihre Schlösser zu Auerberg, Zwingenberg, Lichtenberg, Reinheim, Dornberg, Darmstadt und Rüsselsheim anvertrauten, die Landgrafen aber noch einige begünstigte Mitglieder der hessischen Ritterschaft von Baumbach, Döringberg, Hertighausen, Meysenburg, Schwalbach, Tann, Wallenstein u. A. zugesellten. Diese Vasallen und Ritter waren die Schutzwehr des Landes, Richter im Frieden, Anführer im Kriege, sie bildeten den geheimen Rath und die oberste Dienerschaft des Landesherrn, von denen die Keller (dapiferi, Amtskeller, Amtmänner) die Verwaltung und den Gerichtsbezirk der Schlösser, die Landschreiber, die Cameral- und Forstsachen der dynastischen Grafen besorgten. Es gab hier noch keine ritterschaftliche oder landständische Corporationen. Mit Ausnahme der festgestellten und gemessenen Frohndienste, der Gülten, Zehnten und Zinsen und des Umgelds waren alle außerordentlichen Schatzungen willkürlich. Als der letzte Graf von Katzenellnbogen noch bei seinem Leben im Jahre 1470 seinem Tochtermann die einzelnen nach den Schlössern bezeichneten Aemter der Obergrafschaft übergab, stellte er ihm nur die Bedingung, die bisherigen Amtmänner, Keller und Landschreiber (die gesammte Dienerschaft seines Territorial-Staates) nicht abzusetzen und den armen Unterthanen keine neue Schatzung oder Bede aufzulegen, sondern sie bei den herkömmlichen Beden und Diensten zu lassen, „nachdem die Jahre wären."

Die Leibeigenschaft, aus den Zeiten der fränkischen Eroberung stammend und besonders in den Stammgütern der kleineren Landherren festgehalten, war fast allgemein. Aber sie wurde gemildert durch die Kriegsdienste, durch den Einfluß der geistlichen Gerichtsbarkeit, durch mannigfache Abstufung der Hörigkeit und durch die in den Weisthümern der Centgerichte nach Herkommen bestimmten Rechte aller Unterthanen.

Polizeiordnung in Hessen, den Luxus betreffend, unter Wilhelm III. im Jahre 1500.

Vergebens wurde auf den Reichstagen gegen die Ueber-Pracht der Kleider und das Verderben der Trinkgelage geeifert. Im Einverständniß der Landstände von der Ritterschaft und im Geiste seines Großvaters Ludwig des Friedsamen, gab Landgraf Wilhelm den Städten und Dörfern folgende Ordnung: Zu Hochzeiten, Christmessen und Einsegnungen sollen in den Städten nicht über achtzig, in den Dörfern nicht über vierzig Gäste, zu Kindbetten allenthalben nur zehn Frauen geladen, an Gevattergeschenken für das Kind nur zehn Weißpfennige, für das Gesinde sechs Heller, für die Bademutter ein Weißpfennig, zum Imbiß nur ein halb Viertel Weines, nirgends bei diesen heiligen Handlungen Schmausereien geduldet werden. Gestickte, besetzte, bunte Kleider sind Bürgern und Bauern gleich verboten. Dem Bürger, wie seiner Frau, soll ein Rock von lundischem Tuch genügen, das Tuch zu den Kleidern der Bauern nicht über 10 Weißpfennige die Elle kosten. Kein Wirth darf für mehr als 10 Weißpfennige Wein oder Bier borgen, noch den Arbeitern auf dem Lande an Werktagen Zeche gestatten, außer bei Bewirthung eines fremden Gastes. Gäste, die zu den Kirchweihen oder Kirchmessen am hohen Feiertage der Messe beiwohnen wollen, werden mit Getränken aus den Schenkhäusern versehen, und sorgen für ihre Bezahlung. Damals kam zuerst der aus den Weinhefen des Rheines gebrannte Wein auf; Niemand sollte ihn in Schenkhäusern oder vor den Kirchen feil haben

(bis endlich späterhin zur Verhütung vieler Sünden und Laster aller Handel mit diesem gefährlichen Trank verboten, und der Verkauf desselben nicht weiter als zum Arzneiverbrauch, zum Trunk nur für einen oder zwei Heller, erlaubt wurde). Fremde Bettler und Zigeuner, auch die Stationirer von den Bettler-Orden, mit Ausnahme derer des heiligen Geistes, der heiligen Jungfrau, St. Johannes, St. Valentius und St. Antonius, Sonnenkrämer und Knappsäcke werden nirgens geduldet. Allen Handwerkern und Taglöhnern wurde der Lohn ihrer Arbeit, den Gasthaltern der Preis ihrer Speisen und Getränke bestimmt, Bäcker und Fleischhauer und andere Zünfte unter strenge Aufsicht der Schultheiße, Bürgermeister und Marktmeister gesetzt.

Der Reichstag zu Worms 1521.

Von Theodor Schacht.

Dr. Martin Luther, Augustinermönch und Professor der Theologie zu Wittenberg, schrieb gegen den Unfug, der mit dem Ablaßverkauf getrieben wurde, und verwickelte sich dadurch in eine lebhafte literarische Fehde. Manche keck hingeworfene Aussprüche, die weiter führten, als die erste Absicht des Streites war, hielt der päpstliche Hof für so wichtig, daß er den Mönch nach Rom citirte. Friedrich der Weise, sein Fürst, wußte dies abzuwenden, und die gefährliche Verantwortung zu Rom verwandelte sich in Gespräche auf deutschem Boden, wo Luther durch Bevollmächtigte vernommen wurde. Sie waren fruchtlos. Der Angeklagte wünschte Nachweis seiner Irrthümer; die Hierarchie hatte nicht Lust sich darauf einzulassen und verlangte Widerruf, mindestens Sillschweigen.

Unterdeß verstärkte sich der Zwist und Luther schritt im Tadel verschiedener hierarchischer Ansprüche und Dogmen immer weiter, namentlich in der Schrift „von der Freiheit des Christen," bis seine Widersacher eine Bannbulle in Rom gegen ihn erwirkten. Es ist bekannt, wie er es wagte, sie öffentlich am 10. December 1520 bei Wittenberg zu verbrennen, ein Akt, wodurch er die Losung gab, der bisherigen Priesterordnung den Gehorsam aufzukünden.

Ueber drei Jahre hatte der Hader bereits gewährt. Eine Menge Schriften waren gewechselt und hatten die lebhafteste Theilnahme in und außer Deutschland erregt. Schon 1518 machte der päpstliche Kämmerer von Miltitz auf seiner Reise durch Deutschland die unangenehme Bemerkung, fast überall drei Freunde der Neuerung gegen einen des Papstes zu finden. Man fragt sich, warum von Seite des römischen Hofs nicht mehr geschah, um die Sache in ihrem Entstehen mit Gewalt nieder zu schlagen? Die politische Lage der Dinge war aber so, daß er nicht mehr thun konnte. Kaiser Max starb. Die Wahl eines neuen Kaisers beschäftigte alle Cabinete. Einer so wichtigen Anglegenheit mußte die Fehde mit einem Mönch nachstehen, zumal auf den weisen Kurfürst Friedrich besonders viel aukam, und das Schwert anderer weltlichen Mächte für jetzt nicht aufzurufen war.

So stand es, als Max's Enkel Karl, der junge Herr der Niederlande und Spaniens, die deutsche Krone empfing. Auf ihn und die ersten Aeußerungen seines Cabinets richtete sich die allgemeine Aufmersamkeit. Ob man ihn für oder gegen die Reform gewinnen werde, war vielen noch zweifelhaft, und deßhalb der erste Reichstag, den der neue Kaiser in Worms zu halten beschloß und auf den 6. Januar 1521 ausschreiben ließ, von hoher Wichtigkeit.

Zahlreich war der Besuch. Es erschienen über 66 fürstliche Herren sowohl geistlichen als weltlichen Standes in Person, nur wenige durch Bevollmächtigte vertreten, und beinah 100 Grafen nebst 60 Deputirten der freien Städte. Domherren, zum Theil aus fürstlichem Geblüt, Prälaten, Barone, Ritter und fremde Botschafter vergrößerten die Versammlung. Auch mehrere und sehr angesehene Doktoren der Theologie

und des kanonischen Rechts fanden sich ein, sowohl im Gefolge der Fürsten als aus eigenem Antrieb, eben in Erwartung, daß man nicht blos weltliche Händel und Belehnungen wie sonst vornehmen werde. Selbst den ersten Amerikaner, fast nach Zigeuner Art verschleiert, erblickte man hier mit Verwunderung. Kortez hatte ihn aus Zempoalla in Mexiko seinem Könige zur Huldigung übersandt.

Sehr lebhaft war es in der Stadt und Umgegend. Kaufleute und Händler aller Art kamen herbei aus deutschen Ländern, aus Italien und Spanien. Jeder Reichstag, und dieser vor allen, glich einer Messe. Die erlauchten Herern und ihre Ritterschaft zeigten sich im glänzendsten Aufzuge wetteifernd in Pracht der Kleider und Schönheit der Pferde. Unter den jüngsten und lebenslustigsten zog der heitere Jüngling, Landgraf Philipp von Hessen, besonders die Blicke auf sich. Das Gefühl schon so früh mündig und Regent zu sein, gab seiner natürlich offenen Art etwas Keckes im Reden und Thun, doch ohne Uebermuth. Auch der Kaiser, wenig älter, doch früh schon ernster als seine Jahre, folgte der Neigung der Jugend und erschien häufig auf der Stechbahn als geübter Reiter, wie er unlängst zuvor in Spanien auf dem Turnier zu Valladolid mit der Devise nondum sich ausgezeichnet hatte.

Ein Fest reihte sich an das andere. Den Belehnungen der Fürsten, die nicht zu Aachen schon gehuldigt hatten, folgte stets öffentliche Lustbarkeit. Der Taumel der Fastnacht steckte ganz Worms an, so daß es rauschend und nach Sitte der Zeit roh und ungezogen genug herging. Sogar der besondere Ablaß, den der päpstliche Legat zu Ehren des kaiserlichen Geburtstages am 24. Februar ertheilte, hatte nicht Kraft genug, einige Andacht im Volke zu erwecken.

Hinter diesem Gepränge und wildlustigen Treiben wurden nun die ernsteren Dinge nicht vergessen, und außer dem Reichsregiment kam, wie man erwartet hatte, auch der Lutherische Zwist zur Sprache.

Was uns von den Vorschlägen des kaiserlichen Beichtvaters Glapion, des Dominikanerpriors Fabri u. a. gemeldet wird, zeigt, daß mehrere Kleriker mildere Mittel suchten, um das Gewitter abzuleiten; denn sie wünschten, daß man gewählten Schiedsrichtern das Urtheil anheim stellen solle. Andere sprachen von der Nothwendigkeit eines Concils wegen des grundverderbten Zustandes der Christenheit.

Dagegen stimmten andere dem Legaten Alexander bei, der am 13. Februar in großer Sitzung der Reichsstände die Bannbulle vorwies und mit einer eigenen Rede begleitete. Der Inhalt war: es scheine ihm, daß manche Lust hätten, Luthers Sache noch untersuchen zu wollen. Er bäte deßhalb zu bedenken, daß nichts mehr zu untersuchen sei. Der Papst habe bereits gerichtet, wovon die Bannbulle der sprechendste Beweis sei. Luther habe solche Irrthümer gelehrt, daß 100,000 Ketzer deßhalb zu brennen verdienten; denn er schwäche das Ansehen der Heiligen im Himmel, er zweifle sogar am Fegfeuer und erkläre die Schrift anders als die Kirche geboten. Die Sache gehöre also nicht mehr vor einen Reichstag; und was den Klerus betreffe, so dürfe dieser ohne besondere päpstliche Erlaubniß sich nicht mehr in eine Disputation mit dem Häretiker einlassen.

Auf dieses Machtwort gingen die Fürsten nicht ein. Bei weitem die überwiegende Mehrheit der Stände forderte Luthers persönliche Erscheinung. Es seien der Beschwerden, meinten sie, so viele und große gegen die Regierung des heiligen Vaters, daß man endlich zu ihrer Abstellung schreiten müsse. Wo also der Wittenberger Professor dergleichen bestritten, da sei es gut ihn zu hören, und das Geeignete darauf zu verfügen. Im übrigen, wo er wirklich den christlichen Glauben angetastet, müsse er seines Irrthums überführt und zum Widerruf angehalten werden.

Karls Cabinet, worin römischer Einfluß und spanischer Inquisitionsgeist mit niederländischer Staatspolitik wenig harmonirten, schwankten hin und her; doch gab die Betrachtung, es möge leicht zur Gründung des neuen kaiserlichen Ansehens dienen, wenn man zeige, daß ohne Wille des Reichsherrn nicht einmal ein Mönch von der römischen Curie unterdrückt werden könne, den Ausschlag. Man erließ also im Namen

kaiserlicher Majestät am 6. März eine Citation, worin Dr. Martin Luther unter Verheißung sicheren Geleits für Hin- und Rückreise (so hatte es Friedrich der Weise gewünscht) zur Verantwortung vorgeladen wurde. Des Widerrufs ward darin nicht erwähnt, weil Luther schon vorher an seines Fürsten Caplan und Geheimschreiber Spalatin auf vertraute Mittheilungen über die Vorgänge zu Worms geantwortet hatte, daß an keinen Widerruf zu denken sei.

Die Stelle seines Briefs lautet so: „Glaube nicht daß ich widerrufen werde, aber kommen will ich und wenn es das Leben gilt. Ich gedenke nicht zu fliehen, noch das Wort in Gefahr stecken zu lassen; vielmehr will ich's bekennen bis in den Tod, sofern Christus mir hilft."

Auf erhaltene Citation, die der kaiserliche Herold Caspar Wurm erst am 24. März überbrachte, schickte sich der Vorgeladene zur Abreise an. Der Wittenberger Magistrat schenkte den Wagen dazu, und bestellte den Jurisconsult Hieronimus Schurf zu seinem Anwalt. Außerdem begleiteten ihn noch einige Freunde, der Domherr Niklas von Amsdorf, der Professor Justus Jonas und ein dänischer Herr von Schwaven. So fuhr er über Erfurt und Frankfurt, von Bürgern und Rittern freundlich empfangen und mit zahlreichen Beweisen von Theilnahme beehrt, zu den Ufern des Rheins.

Zu Oppenheim war's, wo er ein ängstlich warnendes Schreiben erhielt und zu den Umstehenden jene kräftige Worte sprach: „Und wenn zu Worms so viel Teufel sind als Ziegeln auf den Dächern, so will ich doch hin." — Als er Oppenheim verließ, kamen ihm viel ritterliche Herren mit freundlichem Gruß entgegen, und bildeten für ihn, der in seiner Augustiner Mönchskutte gar bescheidentlich aussah, eine stattliche Begleitung. So fuhr er um 10 Uhr Morgens den 16. April in Worms ein, und stieg unter großem Zulauf der Menge neben dem Schwan im deutschen Ordenshause ab, wo auch die sächsischen Räthe Friedrich von Thunau und Philipp von Feilitsch nebst dem Reichserbmarschall v. Pappenheim ihre Herberge hatten.

Man säumte nicht lange ihn zu hören. Schon für den nächsten Nachmittag ward allgemeine Sitzung angekündigt und Pappenheim beauftragt, ihn sowohl vorzuladen, als zur bestimmten Stunde in Person abzuholen.

Bei dem Gedränge des Volks war dies zwiefach nöthig, denn der Marschall nebst dem Herold hatten Mühe, den Vorgeladenen und seinen Anwalt bis zum bischöflichen Palast und durch das angefüllte Vorgemach zu bringen. Man mußte selbst zwischen Fürsten und Herren sich durcharbeiten. Doch hörte unser Doctor manch ermunterndes Wort; und bekannt ist, wie am Eingange des Saals der kaiserliche Feldherr Georg von Frundsberg ihm auf die Schulter klopfte und sagte: „Mönchlein, du thust einen Gang, wie ich und mancher Oberst in ernster Schlacht nicht gethan; doch bist du deiner Sache gewiß, so geh in Gottes Namen! —"

Was aber für ein Verhör folgen würde, war ungewiß. Sicher lag ihm, der von seiner Sache ganz erfüllt war, nichts im Sinn, als eine theologische Disputation. Um so unerwarteter kam's ihm, als der Trierische General-Offizial Johann von Eck in kaiserlicher Majestät und des Reichs Auftrag nur die Fragen that, ob er die Bücher, die hier vorlägen, für die Seinigen erkenne? und ob er ihren Inhalt widerrufen oder darauf bestehen wolle? —

Als er schon im Begriff war zu antworten, fiel der Anwalt in die Rede und sagte: Man zeige die Bücher mit Namen an. — Dies geschah; worauf Luther sich faßte und eine Antwort gab des Inhalts: Die genannten Bücher erkenne er allerdings für die seinigen, sei auch bereit über ihre einzelnen Behauptungen Rede zu stehen. Allein auf die andere Frage, ob er alles, was er geschrieben, im Ganzen vertheidigen oder widerrufen wolle, sei schwieriger zu antworten und die Sache von so hohem Belang, daß er sich Bedenkzeit dazu erbitte.

Da die Mehrheit der höchsten Anwesenden dies nicht unbillig fand, so ward er, obwohl (wie Herr v. Eck sich ausdrückte) solcher Gnade nicht würdig, entlassen

und zwar mit dem Bescheid, morgenden Tags wieder zu erscheinen und seine Antwort mündlich abzugeben.

So verlief das erste Verhör, woraus die Freunde des Reformators nur geringe Hoffnung schöpfen konnten. Viele ritterliche Herren gingen deßhalb zu seiner Herberge und versprachen Beistand, wenn es zum Aeußersten komme.

In großer Unruhe jedoch verbrachte Luther die wenigen ihm vergönnten einsamen Stunden, um sich zu bedenken und zu fassen. Kurz und bündig mußte sein, was er vorzutragen hatte. In keine Beweise und Erörterungen durfte er sich einlassen; nur das Wesentliche seiner Ueberzeugung und eine bestimmte Angabe seiner Stellung zur evangelischen Lehre und zum dermaligen Priesterthume bedurfte es. An Widerruf dachte seine Seele keinen Augenblick, und doch schwankte er hin und her in der Wahl der Ausdrücke, um den Widerruf abzulehnen und den versammelten Ständen das Feuer seiner eigenen Ueberzeugung mitzutheilen. Welcher Sturm in seiner Brust gewesen, hat er selbst nachmals erzählt, aber auch, wie ihn nichts mehr gekräftigt, als das innigste Gebet zu Gott.

Ein Versuch, dies Gebet aus der Erinnerung aufzuzeichnen, findet sich unter seinen Schriften, und man erkennt auch darin den Charakter des Mannes und die Stärke seiner Gefühle, die im Gebet bis zum Schrei sich steigerte. O Gott, o du mein Gott, du mein Gott! rief er aus, steh mir bei in dieser Stunde. Du mußt es thun, du allein. Ist es doch nicht meine, sondern deine Sache, die gerecht ist, die ewig ist, o Herr. Siehe, du weißt es, ich bin bereit mein Leben darum zu lassen. Mag er zu Trümmern gehn, mein Leib, aber zwingen mein Gewissen, das soll die Welt nicht! Nur du mußt mich nicht verlassen, o mein Gott. Du mußt mir beistehn im Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz, mein Schirm sein soll, meine feste Burg durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes. Amen.

Somit kehrte die Klarheit seines Geistes zurück, so daß er sich der Fülle der Gedanken, die er in seiner Angelegenheit so gern öffentlich ausgesprochen hätte, entschlagen und die wenigen Hauptpunkte ins Auge fassen konnte, worauf es allein ankam. Erheitert fanden ihn die Freunde, als er wieder nnter sie trat, und fast so ruhig, als wäre sein Gemüth keineswegs noch eben in gewaltiger Erschütterung und seine Stimmung die leidenschaftlichste, ja die erhabenste gewesen.

Unterdeß war die bestimmte Frist vorüber, und wiederum erschienen Marschall und Herold um ihn abzuholen. Noch gewaltiger als gestrigen Tags war das Gedräng im bischöflichen Hofe, und über zwei Stunden vergingen und schon waren die Fackeln angezündet, eh' er vorgelassen wurde.

Sobald es still geworden, nahm der Offizial das Wort um die Absicht der heutigen Sitzung zu erörtern, und verlangte zum Schluß seiner Rede Bescheid auf die Frage, ob er die genannten Bücher vertheidigen oder widerrufen wolle.

Luther begann seine Erwiederung zuerst mit der Bitte, die hohe Versammlung möge ihm zu gut halten, wenn er sich weniger nach Hofes- als nach Mönchsart ausdrücken sollte; und widerholte dann die gestrige Anerkennung der Bücher. In Betreff des zweiten Artikels bat er aber zu erwägen, daß die Bücher verschiedener Art seien. Diejenigen, worin er nur von christlichen Glauben und Werken gehandelt, werde man wohl für unschädlich gelten lassen. In andern habe er das Papstthum angetastet, d. h. solche Anordnungen, die großes Aergerniß gegeben; diese könne und dürfe er nicht widerrufen ohne großen Nachtheil des deutschen Reichs und der ganzen Christenheit. Man würde ja sonst glauben, daß die Mißbräuche in der Hierarchie und ihr schon längst von Fürsten, Gelehrten und Volk für unerträglich gehaltener Druck förmlich als gut und recht bestätigt würden, und das vor den Augen und auf Befehl kaiserlicher Majestät und der Fürsten des Reichs. Es heiße in den päpstlichen Dekreten selbst, daß man alles, was dem Evangelio zuwider sei, für irrig halten solle.

Wenn er demnach gesagt: „dies und das ist irrig als dem Evangelio zuwider," und nähme solchen Ausspruch gegen seine Ueberzeugung zurück, so würde er nach der

Kirche eignen Lehren höchst Unrecht thun. „Und was wär ich alsdann, rief er aus, für ein Schanddeckel aller Schlechtigkeit und Tyrannei!"

Die dritte Art seiner Bücher sei polemisch, worin er mit Widersachern zu thun gehabt. Daß er mit ihnen über die Lehre Christi disputirt, sei freies Recht eines Theologen, und könne er solches nicht widerrufen; wiewohl er gestehe, daß er oft zu hitzig gewesen und weit schärfer in Worten als seinem Stand gezieme. Er sei kein Heiliger, sondern ein Mensch und es werde ihm schwer sich zu mäßigen, wenn es die Wahrheit und Reinheit der Lehre Jesu gelte. Schwerlich werde man auch Widerruf bloßer Ausdrücke, noch dazu da sie durch gleich heftige seiner Gegner veranlaßt worden, vielmehr werde man Widerruf von Gedanken und Lehrsätzen verlangen. Da könne er aber nicht anders als nach dem Beispiel unsers Herrn und Heilands sagen: Hab ich übel geredet, so beweiße daß es übel ist.

Er bäte also bei Gottes Barmherzigkeit Se. Kaiserlichen Majestät und sämmtliche Chur- und Fürstliche Gnaden, daß man aus den Schriften der Propheten und Apostel beweisen möge, was und worin er geirrt. Und wo er deß überwiesen werde, sei er bereit zum Widerruf und wolle der erste sein, der seine Bücher ins Feuer werfe.

Mancher Hader und Zwietracht sei allerdings von ihm gefördert worden, es liege aber nicht an ihm, sondern in der Sache. Es sei ein Streit um das heilige Wort Gottes und könne am wenigsten durch Verfolgung gedämmt und gedrückt werden. Es wäre ja möglich, daß solchen Falls die Regierung des allerlöblichsten jungen Herrn Kaisers dabei zu Schaden komme. Er sage dies nicht um so großen Häuptern Lehr und Mahnung zu geben, sie würden eben so gut und besser wissen was Noth thue. Er sage es nur um der deutschen Nation und seines lieben Vaterlandes willen, und wolle hiermit Kaiserliche Majestät und sämmtlichen Chur- Fürstlichen Gnaden sich unterthänigst empfohlen, auch demüthig gebeten haben, daß seinen Widersachern nicht möge gestattet werden, ohne Grund gegen ihn zu verfahren.

Dies waren die Hauptsätze seiner ausgeführteren Rede, die er mit Bescheidenheit und starkem Gefühl vortrug. Herr v. Eck aber erwiderte: das heiße nicht zur Sache geantwortet. Es handle sich hier nicht um Dinge, die längst zuvor von Kirchenhäuptern und Concilien abgemacht worden, sondern um die runde Beantwortung der Frage, ob er revociren und widerrufen wolle oder nicht.

Darauf sagte Luther: Nun wohlan so antworte ich, weil es Kaisers Majestät begehrt, nochmals und schlechtweg. Dem Papste darf ich nicht glauben, auch nicht den Concilien, weil es am Tage liegt, daß sie zum öftern geirrt und genug wider einander gewesen. So lang ich also nicht mit Zeugniß der heiligen Schrift und mit hellen Gründen überführt werde, daß ich Unrechtes behauptet, und Bibelstellen, so ich gebraucht, fälschlich verstanden habe, so lange kann und will ich nichts widerrufen. Denn gegen sein Gewissen handelt kein rechtschaffener Mann. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.

Der Fremden wegen und weil auch der Kaiser als Flamländer sehr wenig im oberdeutschen Dialekt bewandert war, verlangte man, er möge seine Antwort lateinisch geben. Das geschah. Und als hierauf manches unter den hohen Häuptern hin und her geredet war, trat Herr von Eck wieder vor, um ihn nochmals zu einer Aenderung seines entschiedenen Ausspruchs zu bewegen. Als besonderes Argument gebrauchte er die Meinung, daß es zu nichts führe, wenn man immer aufs neue von Dingen disputire, die vor Jahrhunderten schon abgesprochen und abgeurtheilt seien. Wohin es mit der Christenheit auch kommen solle, wenn ein Jeder seine eignen Ansichten in der Religion öffentlich vorbringen und verlangen dürfe, aus der Schrift widerlegt zu werden? — Kaiserliche Majestät stelle ihm deshalb zum letztenmal anheim, ob er Ja oder Nein sagen, d. h. widerrufen wolle oder nicht.

Zu anderer Zeit hätte Luther wohl den Streithandschuh, der in dem Tadel des Offizials ihm gleichsam hingeworfen schien, bereitwillig aufgenommen und den faßbaren Satz dagegen gestellt, daß niemals das wahrhaft Geistige und Göttliche

als abgethan betrachtet, sondern ewig von neuem durchforscht werden müsse, um ewig neue Wahrheiten zu erzeugen, woran es unerschöpflich sei. Allein er fühlte, daß hier weder Ort noch Zeit sei, oder war auch von zweistündigem Reden und von der Hitze des Gedrängs, die ihm viel Schweiß auspreßte, so ermüdet, daß er nichts mehr erwiderte als die Bitte: man möge nicht weiter in ihn dringen; er bleibe unwandelbar bei der gegebenen Antwort.

Somit schloß das Verhör; er ward entlassen. In und außer dem Reichsrath war aber große Bewegung, und die freudigste Theilnahme an dem unerschrockenen Redner zeigte sich unter Rittern und Bürgern. Auf das Gerücht, er werde gefangen fortgeführt, erhub sich Getümmel und viele Edelleute kamen herzu, um sich persönlich zu überzeugen, es geschehe ihm nichts.

Unter den Fürsten war der weise Alte von Chursachsen nicht der einzige, dem seine Antwort gefallen; selbst Ungelehrte und Kriegshelden, die sich um die Sache als um theologischen Hader nicht gekümmert, konnten dem freimüthigen Mönch ihre Achtung nicht versagen. Daß der tapfere Herzog Erich von Braunschweig-Calenberg ihm einen guten Trunk Einbecker Bier in silberner Kanne nachschickte, war ihm wahrlich nicht blos eine körperliche Erquickung auf die Arbeit; er that auch sofort Bescheid mit dem Wunsche: Wie Herzog Erich jetzo meiner gedacht, so gedenke seiner unser Herr Jesus Christus in seiner letzten Stunde! —

Des andern Tags erfreute ihn mancher hohe Besuch, namentlich der des jungen Landgrafen von Hessen, der ihm freudig die Hand drückte und sagte: Habt Ihr recht, Herr Doctor, so helf' Euch Gott.

Selbst vornehme Kleriker äußerten sich sehr gemäßigt. Ein so aufgeklärter Mann wie der ehrwürdige Bischof Christoph v. Stadion, konnte wohl nicht anders als dem Reformator in manchem Stücke beipflichten. Der Churfürst Hermann von Köln fühlte vielleicht schon im Herzen die Neigung, die ihn nachmals bewog, reformiren zu wollen. Richard von Trier versuchte sogar, ehe Luther von Worms entlassen werde, ihn mit der Kirche, wenigstens mit einer Appellation an ein Concilium auszusöhnen; und der Erste unter den Ständen, Albrecht von Mainz, dessen Ablaßverpachtung gerade den Lutherischen Streit verursacht hatte, war zu sehr Gelehrtenfreund und Kenner der geistigen Cultur der Zeit, um sich auf harte Weise auszusprechen. — Nur einer unter den Churherrn, so viel wir wissen, drang darauf, daß man sogleich Gewalt brauche und den Widerruf durch Versagung des Geleits erzwinge. Es war Joachim von Brandenburg. Allein andere Fürsten und namentlich Georg von Sachsen, obwohl ein Feind der Lutherischen Lehre, erklärten sich in heftigem Wortwechsel dawider. Die alte deutsche Redlichkeit, rief Georg, verlange zuerst, daß man sein Wort halte.

Zu verwundern ist also nicht, wenn man im kaiserlichen Cabinet, trotz dem Nuntius das zugesagte Geleit zu halten beschloß, obschon man den Ständen die Erklärung zuschickte, daß nach abgelaufener Geleitsfrist wider Dr. Luther als offenbaren Ketzer verfahren und die falsche Lehre verfolgt werden müsse, und zwar deßhalb, weil er zu glauben wage, daß alle Christen bisher in Irthum verlebt, und weil er hartnäckig in solchem Wahn beharre.

Unter mancherlei Berathungen über diese kaiserliche Proposition und unter wiederholten Versuchen, im kleineren Fürsten- und Gelehrtenkreise den standhaften Mönch auf andere Meinung zu bringen, verliefen acht Tage. Alles war fruchtlos; und der Churfürst von Trier, der sich nebst den Doctoren Vehus, Peutinger u. a. viel Mühe gab, erhielt keine mildere Antwort von Luther, als die: Er bestreite weder Papst noch Kirchengewalt, sofern sie mit der heiligen Schrift übereinkämen; vom Worte Gottes lassen könne er aber nun und nimmer, und werde sich einem allgemeinen Concil auch nur mit der Bedingung unterwerfen, daß es ihn nach den Aussprüchen der Bibel richte.

Als hierauf der wohlmeinende Fürst ihn freundlich aufforderte, er möge also selbst angeben, auf was für Weise dem Zwist abzuhelfen sei, so erwiderte er: Ich

weiß es nicht, es sei denn, was Gamaliel in der Apostelgeschichte sagte: Ists Menschenwerk, so wird es von selber vergehn; ist's aber aus Gott, so wird Niemand sein, der es zerstört.

Dies war das Ende der letzten Unterredung. Drei Stunden später überbrachten ihm Herr v. Eck und des Kaisers Sekretär den Befehl Worms unter Geleit desselben Herolds, der ihn hergeführt, zu verlassen, und 21 Tage lang Sicherheit der Person zu genießen. Zugleich geboten sie ihm, unterwegs weder mit Mund noch Feder das Volk aufzuregen.

Am 26. April, Vormittags, also den zehnten Tag nach seiner Ankunft, reiste Luther mit seinen Wittenbergischen Begleitern ab. Schon zu Friedberg in der Wetterau entließ er den Herold, um sich hessisch-sächsischem Geleit allein anzuvertrauen; und bekannt ist, wie sein Landesherr es veranstaltete, daß er nahe dem Thüringerwalde, im Amte Salzungen; von verkleideten Rittern, nemlich von Burkhard Hund von Altenstein und dem Wartburger Castellan, Johann von Berlepsch, plötzlich aufgehoben und auf die Wartburg entführt wurde, wo er zehn Monate als Junker Georg sich im Verborgenen aufhielt.

Den Befehl dazu hat Churfürst Friedrich sicher erst nach Luthers Abreise gegeben, als er sah, daß man unter den Personen von Einfluß sich immer mehr zu Ungunsten des Reformators aussprach, obgleich mehrere Fürsten nebst der Ueberzahl der städtischen Deputirten und freien Ritterschaft ihm anhingen. Unterm 5. Mai schrieb der Churfürst an seinen schon abgereisten Bruder Johann, der ihm vier Jahre später in der Churwürde folgte: „Martini Sache steht so: Er muß in's Elend, dawider ist kein Mittel, doch steht der Ausgang bei Gott. Wenn ich zu Ew. Liebden komme, werd' ich Wunder erzählen."

Wegen des Widerstreits, der sich nicht in einen gemeinsamen Reichsbeschluß auflösen konnte, reisten er und andere der Reform geneigte Fürsten, die meisten Stände überhaupt, in der nächsten Woche von Worms ab; worauf die frühere Proposition, kraft deren Luther, seine Bücher, seine Anhänger und Schützer, in Acht und Aberacht verfielen, als kaiserliches Edikt am 23. Mai publicirt ward und der viermonatliche Reichstag sein Ende nahm.

Franz von Sickingen vor Darmstadt 1522.

Von Christoph von Rommel.

Franz von Sickingen (einer verfallenen Burg ohnweit Meisenheim Kraichgau) ein pfälzischer Ritter, durch einnehmende Sitten, hohen Muth und Liebhaberei zum Krieg bei Fürsten und Rittern, durch geschickte Erweckung großer Hoffnungen und eine neue strenge Kriegszucht bei dem Volke und seinen Söldnern beliebt, stand damals am Rhein, in Schwaben und Franken an der Spitze aller ritterschaftlichen Conföderationen. Nachdem er zu seinen Stammburgen, Nannstuhl (beim Städtchen Landstuhl ohnweit Kaiserslautern) und der von ihm neu befestigten Ebernburg (an der Nahe), noch die Hohenburg an der lothringischen Grenze (seine Mutter war Erbin von Hohenburg und Neuenstein) und Ganerbschaft oder Bundesgenossen in anderen überrheinischen Schlössern (Drachenfels, Kaltenfels, Dann und Lützelburg) erworben, benutzte er die Schwäche des Reiches unter dem alternden Kaiser, um unter nichtigen Vorwänden der Fehde, zur Ausführung größerer Plane sich zu bereichern. Zuerst bedrängte und brandschatzte er der Reichsacht zum Trotz die Stadt Worms (wo sein Oheim Bischof gewesen), versöhnte sich nach dem Reichskriege, in welchem Hessen hundert Reisige gegen ihn nach Steinheim senden mußte, mit dem Kaiser, der ihn gern von Frankreich abziehen wollte, (und dem zu Ehren er eine Medaille schlagen ließ,) überzog im Bunde mit dem Herrn von Sedan und Bouillon, Robert von der Mark

und mit mehreren deutschen Grafen und Herren (dem Rheingrafen, Philipp von Solms, Kaspar von Kronenberg u. A.) den Herzog Antonius von Lothringen, drang ihm eine Brandschatzung von zwanzig tausend Goldgulden und das Versprechen einer Pension ab, verband sich mit dem König von Frankreich zu Amboise, der ihm eine kostbare Kette und einen Sold von drei tausend Franken gab (aber ihn nicht zu erhalten wußte), und rückte endlich mit vier tausend Pferden, sechszehn tausend Fußgängern und zehn bis zwölf Felsstücken vor die Reichsstadt Metz, die er besonders durch drei Wagen voll Sicheln, womit er ihre Weinreben abzuschneiden drohte, so schreckte, daß sie ihm zwanzigtausend Gulden zahlte. Von hier aus sandte er plötzlich einen Feindsbrief an den jungen Landgrafen von Hessen, (der zugleich mit der Nachricht von seinem Anzug ankam) wegen vermeintlicher Bedrängniß seines Freundes, Konrad von Hatstein, als Ganerben von Reiffenberg und Vorenthaltung einiger strittigen Wiesen bei Nordheim am Rhein, erworben von seinem Vetter Hans. Kurfürst Ludwig von der Pfalz war noch nicht ausgesöhnt mit Hessen seit der baierischen Fehde. In Sickingens Hülfe standen viele pfälzische und rheinische Ritter, die sich aus jener Zeit beschwert glaubten; Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg zu Babenhausen, der die Hälfte von Umstadt, ein pfälzisches Lehn, verloren; die Grafen der Wetterau, und Wilhelm von Henneberg (der seine Lehnsherrlichkeit über Dornberg und Gerau eingebüßt) unwillig über die hessischen Zollstätten; in Hessen selbst insgeheim Anna von Braunschweig, Wittwe Wilhelms I., welche ihre Beschwerden über das Witthum zugleich am Reichstag zu Augsburg anhängig machte; die alten Regenten, unter denen jedoch Ludwig von Boyneburg, von dem jungen Hans von Sickingen heimgesucht, jede Theilnahme an der Fehde verweigerte; unter andern geringeren Anforderern die Ritter von Reiffenstein, Rüdigheim, Breidenstein, Hohenfels, Kronenberg und Werner von Lüdder, dessen Vetter Wigand kurz vorher als Straßenräuber auf Begehren des Landgrafen war hingerichtet worden. Andere, wie der junge Ulrich von Hutten (der sich durch Georg von Schaumburg entschuldigen ließ) wurden ohne ihr Wissen in diese Fehde gezogen.

Franz von Sickingen hatte diesen Schlag gegen Hessen gut vorbereitet. Kurz vorher hatte er die Stadt Frankfurt, deren Hauptmann Jacob von Kronenberg gegen ihn den Dienst verweigerte, so in Schrecken gesetzt, daß sie das Anerbieten des hessischen Amtmanns von Schmalkalden, Eberhard von Rodenhausen, zu einer Hülfe von vier hundert Fußknechten und zwei hundert Reitern nicht annahm, und bei dem Anrücken Sickingens kaum den hessischen Abgeordneten drei hundert Malter Korn verkaufte; wegen des Salpeters wurden sie an einzelne Bürger verwiesen. Auch benachbarte und verwandte Fürsten wurden vergebens angerufen. Herzog Ulrich von Würtemberg gab der in Darmstadt versammelten hessischen Ritterschaft, an die früher aus Kassel erhaltenen unfreundlichen Schreiben erinnernd, zu verstehen, er wolle von seinem jungen Vetter selbst angegangen sein; Heinrich der Jüngere von Braunschweig verlangte vorerst einige ohnweit Borken, man weiß nicht durch wen, angehaltene Braunschweigische Waaren zurück; Georg von Sachsen, sonst bereitwillig, wieß in der Eile auf den Kaiser; die Räthe des Erzbischofs Richard von Trier, welcher nachher auf dem Reichstag zu Augsburg mit großem Eifer sich des jungen Landgrafen annahm, und der Bischof von Würzburg, wußten sich nicht mehr der kurz vorher abgeschlossenen Bündnisse zu erinnern; des Markgrafen Kasimir von Brandenburg Hülfe, die er nach Kitzingen senden wollte, und das Stillstands-Gebot des Kaisers, welchen der Landgraf durch seinen Gesandten zu Augsburg inständig um eine Achtserklärung gegen Sickingen bitten ließ, kamen zu spät. Sickingen fand Alles unvorbereitet. Sobald er nach der an der Stadt Metz verübten Brandschatzung mit seinen drei tausend Reitern und zehn tausend Fußgängern über den Rhein, vor ihm der Ruf seiner Brandfackeln und seiner unwiderstehlichen Schnelligkeit gegangen war, stand ihm die ganze Grafschaft Katzenellenbogen offen. Der alte Kurt von Wallenstein, der mit drei tausend Mann Rüsselsheim behauptete, schrieb vergebens nach Kassel um Geld, Speisung der Festung und Mannschaft. Das benachbarte Landvolk, das er zusammenziehen wollte, lief trostlos dem Feinde zu. Nur

die kleine Feste Stein, wo Johann von Gilsa, Kurt Hesse, Tonges Wolf und ein Buttlar befehligten, wehrte sich ruhmvoll. Vom Taunus her war Kaspar von Kronenberg im Anzug, dem zu widerstehen in der Eile drei tausend Mann unter Eberhard von Bodenhausen bei Gießen vorrücken mußten (der junge Landgraf selbst, damals vierzehnjährig, wurde durch seine Mutter von Gießen nach Spangenberg geführt); am Odenwald stand Götz von Berlichingen, der ohne Absagebrief in Umstadt einfiel, wo ihm nachher noch Echter von Berge mit der Brandfackel folgte. Bach an der Fulda wurde von drei hundert Reitern des Grafen Wilhelm von Henneberg überfallen, und nur durch die Wachsamkeit einiger Weiber und der Bürger Tapferkeit gerettet. Sickingen selbst nahm Gernsheim, Zwingenberg, alle umliegenden Dörfer und Städte, welche geplündert, in Brand gesteckt oder gebrandschatzt wurden (so das Gerauer Ländchen), umzingelte plötzlich Darmstadt. Hier lag die Blüthe des hessischen Adels, über 600 Reisige. Unter ihnen nichts als Bestürzung und Verrath. Man wartete kaum einige Tage auf Entsatz. Fast zu gleicher Zeit sandte Markgraf Philipp von Baden, zum Vermittler angerufen, seine Räthe, in deren, und des in Eile herbeigelockten Kurts von Wallenstein Gegenwart zwischen Sickingen, den Hauptleuten, Räthen und Rittern zu Darmstadt folgender Vertrag abgeschlossen wurde. Der Landgraf sollte die alte Witthumsverschreibung der Anna von Braunschweig, und was ihr der Spruch von Cöln zugegeben (ohngeachtet ihrer späteren Verschreibungen), halten; die Beschwerden der Grafen in der Wetterau, des von Hanau und Henneberg erledigen; den Herren von Kronenberg das vormalige pfälzische Lehnsdorf Wasserbiblis wieder zustellen, auch zum Schadenersatz die erkauften Güter derer von Wolfskehlen eigenthümlich überlassen; die alten Regenten, Kaspar von Berlepsch, Hermann Schenck, Georg von Hatzfeld und Ludwig von Boyneburg (wie auch Wilhelm, Hans und Kaspar Sinterumb) in ihre Güter wieder einsetzen; seine Forderungen an dieselben beim Kaiser vorbringen; die Ansprüche anderer Ritter und Anforderer (Johann's von Hohenfels, Werners von Lüdder, Philipps von Rüdigheim, Ulrich Ulners, Eberhard Erlenhaupts, Meyenfisch und Eysenburgs Söhne, auch Johann von Breidenstein's) durch vier Schiedsrichter beider Parteien entscheiden lassen, nöthigenfalls als Obmann in dieser Sache einen Zufall oder auch einen dritten Spruch thun; Emerich von Reifenstein (wegen seiner Forderungen von neunzig Gulden und eines Pferdes) befriedigen, mit den Ganerben von Reiffenberg sich vertragen, Konrad Schütz losgeben. Für seinen Freund Konrad von Hatstein verlangte Sickingen tausend Gulden Schadenersatz; für sich selbst, gegen Zurückgabe aller Eroberungen und Gefangenen, die ihm vorenthaltenen Wiesen bei Nordheim, und 35000 Gulden, zahlbar binnen drei Wochen. Bürgen des ganzen Vertrags, auch wenn ihn Landgraf Philipp nicht genehmige, ohne alle Ausflüchte, wie sie nur nach menschlichem Sinne erdacht werden könnten, auch ungesonderte unverschiedentliche, zur persönlichen Leistung im Nothfall verpflichtete, Selbstschuldner für die bedungene Geldsumme wurden achtzig hessische Ritter; Sickingen im Fall der Nichtbezahlung noch berechtigt, ganz Hessen zu Wasser und zu Lande anzugreifen und zu pfänden. Zur Vollziehung des Hauptartikels zahlte der Landgraf 35000 Gulden, welche in lauter Hellern nach Mainz in die Herberge zur Krone gebracht wurden; für die übrigen Bedingungen des übereilten schimpflichen Vertrags nach einem so plötzlichen und unrechtmäßigen Ueberfall (dessen Schaden man auf 300,000 Goldgulden schätzte) hielt er weder sich noch seine Ritter verpflichtet.

Um diese Zeit starb Kaiser Maximilian, nachdem er kurz vorher den ganzen Vertrag mit Ausnahme der für Hatstein und Sickingen günstigen Artikel für nichtig erklärt hatte. Sickingen, der sich hierdurch nicht gebunden hielt, sandte dem Landgrafen eine Mahnung, der er ein gedrucktes Exemplar des Vertrags beifügte; die Ritter forderte er zur persönlichen Leistung. Der Landgraf, der ihnen diese verbot, berief sich auf einen künftigen römischen König oder auf ein Fürstengericht. Aber Sickingen, seit seinem Bruch mit dem Könige von Frankreich kaiserlicher Kämmerer, Rath und Hauptmann, bereit, Karls V. Wahl bei Frankfurt zu decken, stand in

drohender Nähe. Man hörte von ihm in Frankfurt die bedenklichen Worte, er werde bald die alten Herbergen wieder suchen; einem hessischen Beamten, der ihm den aufstrebenden Geist des jungen Fürsten schilderte, sagte er lächelnd: „einen Knaben versöhnt man mit einem Apfel." Diese Worte vergaß Philipp nicht. Das Vorspiel der neuen Fehde schien in ein schriftliches Schimpfspiel zwischen Sickingen und der hessischen Ritterschaft, von der sich anfangs nur sieben (Wilhelm von Dörnberg, Eberhard von Heusenstamm, Horneck von Hornberg, Rudolf von Weiblingen, Johann Schwerzel von Willingshausen, Johann Brendel von Homberg, Bastian Forstmeister von Gelnhausen) persönlich einstellten. Die Uebrigen erklärte Sickingen in einem öffentlichen Libell für brief- und ehrlos. Die Ritter antworteten in einer Druckschrift: „Sickingen habe durch sein verläumderisches Libell die in den Reichsgesetzen bestimmte Strafe verwirkt; wegen seiner muthwilligen Thaten schon früher vom Kaiser mit dem Bann und dem Verlust seiner Ehren und Würden gestraft, verdiene er keinen Glauben. Ihre persönliche Verpflichtung erstrecke sich nur auf die geleistete Geldsumme; so hätten es auch die Räthe des Markgrafen von Baden erklärt. Der Landgraf habe auch weiter nichts eingewilligt und nach einem von Fürsten, Grafen und Rittern erhaltenen Gutachten ihnen bei Eid und Pflicht verboten, sich auf die andern Artikel zu stellen; auf alle ihre Vorstellungen deshalb hätten sie zur Antwort erhalten, daß Franz, dem er nie Recht verweigert, ihn den Reichsgesetzen zuwider, unrechtmäßig und ohne zeitige Kriegserklärung überfallen. Der Kaiser selbst habe den Vertrag vernichtet; Sickingen, der ihn jetzt willkürlich erklären wolle, dem kaiserlichen Boten geantwortet, er wolle das Mandat halten. Sie hätten auch Pflichten gegen ihren Landesfürsten, und könnten ohne eigene große Gefahr nicht anders handeln, so gern sie auch wollten." Um diese Zeit zog sich Ulrich von Würtemberg durch seine Gewaltthat gegen die Stadt Reutlingen die Rache des schwäbischen Bundes zu. Sein Erbland gab man dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand. Philipp war schon damals der erste und der einzige deutsche Fürst, der ihm zu Hülfe ziehen wollte. Er versprach ihm zwei hundert Reiter und 600 Fußknechte (das verlangte Darlehen mußte er abschlagen). Dies hintertrieb Sickingen, der sich als einer der Hauptleute des Bundes rüstete, und vorerst in's Amt Lichtenberg fiel. Der Landgraf, eines Ueberfalls gewärtig, suchte Trost bei allen benachbarten Grafen, Bischöfen und Aebten. Statt der Hülfe meldeten sie ihm ein von unbekannter Hand erhaltenes Verbot „bei schwerer Ungnade." Auch Herzog Albrecht von Mecklenburg, des Landgrafen Oheim, dem er die Verwaltung und Befehlshaberschaft in der ganzen Grafschaft Katzenellenbogen übertragen hatte, berichtete, es sei ihm unmöglich, die nöthigen Kriegsknechte zusammenzubringen. Da entschloß sich der Landgraf, ein Mitglied des schwäbischen Bundes zu werden, der bei allen drückenden Verpflichtungen (der Landgraf mußte sich anheischig machen, zu jeder Zeit zwei hundert fünfzig Mann zu Roß und vier hundert Fußknechte zu stellen) damals den einzigen Schutz in Deutschland gewährte. Sickingens Angriff unterblieb nun. Aber er wußte den Landgrafen auf eine andere Art zu unterhalten. In geheimem Einverständniß mit ihm stand der Erzbischof Albrecht von Mainz, entweder wegen Richards von Trier, welcher dem Kaiser seit dem Wahltag zu Frankfurt verdächtig war, und der sich persönlich zu Augsburg gegen Sickingen erklärt hatte, oder wegen der hessischen Händel mit seinem Erzstift seit der Pfälzer Fehde. Zu Mainz fanden die Fehde-Ritter, welche den jungen Landgrafen seit seiner Minderjährigkeit beunruhigt hatten, immer die beste Aufnahme (unter ihnen Johann von Breidenstein und Weise von Feuerbach). Auf seine Klage erhielt der Landgraf vom Kaiser die Erlaubniß, die Landfriedensbrecher allenthalben zu suchen, das Kapitel zu Mainz den Befehl, sie nicht zu schützen. Also ließ der Landgraf von Eppenstein aus nach Rüsselsheim und Roßbach zu die Straßen reinigen. (Denn einen Fürsten, so lauten späterhin seine eigenen Worte, soll man an Reinhaltung seiner Straßen, an seiner Münze, und an Haltung seiner Zusagen erkennen.) Als die hessischen Reiter, acht und zwanzig, unter Helwig von Lauerbach, ihren Feind verfolgend, ohnweit Flörsheim die mainzische Grenze überschritten, empfing sie der

mainzer Hofmarschall Frowin von Hutten, an der Spitze eines überlegenen Haufens mit trotzigen Worten, mit Spießen und Kolben, und mit einem Glockengeläute, welches verabredetermaßen die bewaffneten Bauern herbeizog. Helwig und seine Ritter (unter ihnen Wigand und Eckbrecht von Gilsa) wurden gefangen, andere erschossen; der alte Helwig von Rückershausen, der von einem mainzischen Reiter auf dem Rücken seines verwundeten Pferdes erstochen werden sollte, verdankte sein Leben dem Heinrich von Scholley (einem Einspännigen); diesen traf der feindliche Spieß in das Schulterbein mit solcher Gewalt, daß der Schaft mitten von einander brach. Alle mußten geloben, denselben Tag sich zu Mainz zu stellen. Mit Spott empfangen, wurden sie noch in ihrer Gewahrsam durch die boshafte List der Domherren, welche sich ihrer gern entledigen wollten, geängstigt. Vor der Herberge, in der die hessischen Ritter, weil sie die ihnen vorgeschriebene Urfehde nicht unterschreiben wollten, Harnische und Pferde verzehrten, wurde plötzlich die Trommel gerührt, hierauf das Gerücht verbreitet, die Hessen sollten erwürgt werden. Aber die Hessen blieben standhaft. Endlich fand der Erzbischof einen Ausweg. Er bat den Kaiser, sie in seine Hand zu nehmen; der gab sie los auf gewöhnliche Urfehde.

Die Synode zu Homberg und die Einführung der Reformation in Hessen 1526.

Von Christoph von Rommel.

Philipp, emsig forschend in der Bibel und durch die Schriften Luthers, Melanchthons und des eben so sanftmüthigen als aufgeklärten Urbanus Rhegius zu Augsburg belehrt, faßte nun einen Entschluß. Nach einer Zusammenkunft mit mehreren oberländischen Fürsten zum Gesellenschießen mit der Armbrust zu Heidelberg, wo sich diese Herren ernstlich verbanden, dem gotteslästerlichen Fluchen und dem Mißbrauche des Zutrinkens bei sich selbst, ihren Dienern und Unterthanen zu steuern, befahl er allen Pfarrern in Hessen, nicht nur das Volk von Völlerei und Gotteslästerung abzuziehen, es zur Liebe Gottes und des Nächsten, unter ihnen selbst zu Frieden und Einigkeit, gegen ihre rechte Obrigkeit, zur Gutwilligkeit und Gehorsam anzuweisen (denn es war die Zeit vor dem Ausbruch des Bauernkrieges), sondern auch dasselbe im Evangelium und in der Lehre Christi „lauter und rein" zu unterrichten. Auf der Reise nach Heidelberg war er Melanchthon begegnet, den der Legat (Campeggi) vergebens versucht hatte, auf seine Seite zu ziehen. Philipp ritt an ihn heran, fragte ihn, ob er Melanchthon sei, bat ihn, als er vom Pferde heruntersteigen wollte, sitzen zu bleiben und mit ihm ein Stück Weges umzukehren; er habe mit ihm Verschiedenes von Wichtigkeit zu reden, er möge nur guten Muthes und furchtlos sein. Als der bescheidene Gottesgelehrte antwortete, daß er sich keineswegs vor dem Fürsten fürchte, aber auch der Mann nicht sei, an dem in dieser Zeit viel liege, sagte Philipp lächelnd: „aber ich würde dem Legaten einen großen Gefallen thun, wenn ich dich ihm auslieferte." Unterwegs gab Melanchthon, selbst eilig, dem gedankenvollen Fürsten nur kurze Auskunft. Als ihn aber dieser auf's freundlichste, unter Anweisung des durch Hessen zu nehmenden Weges, und mit sicherem Geleite entließ, und zuletzt von ihm ein Gutachten über die große Angelegenheit der Zeit verlangte, sandte ihm Melanchthon einen kurzen Begriff der erneuten christlichen Lehre, würdig des Mannes, der von sich rühmen konnte, er habe die Theologie nie aus einem andern Zwecke studiert, als um besser zu werden! Hierin zeigte er ihm das Wesentliche der Lutherischen Lehre, die Mißbräuche des Papismus, empfahl ihm die Sache des Glaubens, und rieth ihm nur, das Evangelium nicht zu hindern, nicht gewaltsam noch mit plötzlicher Abschaffung aller kirchlichen Ceremonien zu verfahren, dem Ungestüm des

Volkes zu wehren. Von einem andern Geist war ein anderer unberufener Rathgeber des Landgrafen Nicolaus Ferber aus Herborn, Guardian der Franziskaner zu Marburg, der auf die Nachricht von der bevorstehenden Glaubensveränderung des Landgrafen ihm eine von seinen Superioren gebilligte Schrift zusandte, und dabei folgende Worte schrieb: „Mit Bedauern habe er vernommen, daß der fromme Landgraf Luthers und Melanchthons Schriften lese, welche vieles enthielten, was wider Christus sei. Er möge vielmehr dem Beispiel der heiligen Elisabeth und seiner im Schooß der römischen Kirche gestorbenen Vorfahren folgen, und das ihm von Gott geliehene Schwert gleich den Königen und Fürsten in Italien, Spanien und Frankreich gegen die Ketzer zu gebrauchen." Auch suchte er ihm zu beweisen, daß der (von Luther der Heuchelei der sogenannten guten Werke entgegengesetzte kräftige innige) Glaube allein nicht fromm und selig mache, daß auch die Mutter Gottes eine Mittlerin und Vorbitterin sei, und erklärte für sündlich, daß das Evangelium dem gemeinen Volke gepredigt würde. Der Landgraf antwortete: „In der ihm übergebenen Schrift habe er wenig Sanftmuth, Geduld und brüderliche Liebe, aber hundertfältig mehr Haß, Neid, Verfolgung und Rachsucht, und einen unruhigen fahrenden Geist, da Gottes Geist nicht inwohne, bemerkt. Entschlossen, sich als einen christlichen Fürsten und so zu halten, wie er es gegen Gott und das römische Reich verantworten könne, (Worte, die im folgenden Jahre die Grundlage des Abschieds zu Speier wurden,) werde er gern alte löbliche christliche, in der Schrift gegründete Gebräuche beibehalten, nicht aber Menschensatzungen, welche das Gewissen bänden wider Gottes Wort. Ob er nicht wisse, daß der Glaube der Baum sei, welcher alle gute Früchte bringe, daß Christus, der alleinige Mittler nach dem Worte Gottes, das Evangelium für alle Creaturen bestimmt, und deßwegen von seinen Schülern gesagt habe, so sie schwiegen, würden die Steine schreien. Mehr sei er erbötig ihm mündlich zu sagen." Auch die Mutter des Landgrafen, Anna von Mecklenburg, vermählte Gräfin von Solms, wandte sich damals an ihn, mahnte ihn ab von deutscher Messe, Verachtung der Klostergelübde, Aufzeichnung der Kirchen und Klöster, Anstellung evangelischer Prediger, und suchte ihn selbst durch den Zorn des Kaisers zu schrecken. Der junge Fürst antwortete mit den Aussprüchen der Bibel, welche zu lesen er seine Mutter eifrig aufforderte, mit der Versicherung, daß er nicht geneigt sei, jemanden etwas zu nehmen, (denn er bedürfe es nicht) und mit der ernsten Erklärung, daß er Gott mehr schuldig sei, als den Menschen. Bald darauf schrieb er seinem Schwiegervater, dem Herzog Georg, daß er, besiegt von der Wahrheit, zugleich mit dem Kurfürsten von der Pfalz (der aber selbst katholisch blieb) beschlossen habe, sein Land dem Evangelium zu öffnen, und erklärte endlich zu Kreuzburg an der Werra dem Kurfürsten von Sachsen und dessen Sohne Johann Friedrich, seinem nachherigen Leidensgefährten (beiden zur höchsten Freude) im Vorgefühl des Schicksals, das ihnen zu erwarten stand, er wolle eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen!

Dieser Schritt des Landgrafen war für ganz Deutschland von großen fast unermeßlichen Folgen. Eines solchen Bekenners bedurfte die von wenigen rein erkannte, von vieler gemißbrauchte, gerade damals während des Bauernkrieges mit dem glühendsten Haß und mit dem scheinbarsten Vorwand verfolgte Wahrheit; eines solchen Rathgebers und Anführers die jetzt öffentlich mit dem Namen einer ketzerischen Seite gebrandmarkte, durch die Anstalten ihrer mächtigen Widersacher geschreckte evangelische Parthei. Philipp von Hessen war es fast ganz allein, der die Sache Luthers und so vielen andern Freunden des Vaterlandes wieder aufrichtete. Eben so hochherzig, feurig und unerschrocken, wie Luther, aber auch eben so klug und listig als dessen Feinde, immer gefaßt und die Dinge von der Höhe ansehend, nach den Umständen kriegerisch und friedfertig, sanft und heftig, überhaupt unerschöpflich an Maßregeln, und unermüdlich in ihrer Ausführung, verstand er wie keiner die Kunst, nur zur rechten Zeit entscheidende Bewegungen zu machen und dadurch allen seinen Handlungen

9 = D.

einen besonderen seine eigenen Kräfte bei weitem übersteigenden Nachdruck zu geben. Vorsichtig bis zum Mißtrauen, wachsam und thätig bis zur Unruhe, zuversichtlich bis zur Kühnheit, nimmer wankend von einmal gegebener Zusage, mit andern gern überlegend, aber für sich entschlossen, zugleich aufrichtig und geheimnißvoll theilte er allen seinen Dienern, Freunden und Bundesgenossen dasselbe Selbstvertrauen mit, das ihn selbst belebte. Durch keinen kleinlichen Eigensinn gehindert, nichts für sich, alles für die gemeinsame Angelegenheit verlangend, wohl bekannt mit den Interessen der Personen, aber immer das Wesen der Sache und die Mitte der Dinge erfassend, war er eben so geschickt zur Vermittlung zwischen entzweiten Freunden, als zu zeitgemäßer Vergleichung mit den Feinden. Seine Religion, die bei ihm zuerst Sache des aufgeregten Gewissens, dann einer aus den Quellen geschöpften Ueberzeugung war, gründete sich im Innersten seines Herzens auf eine so unauslöschliche lebhafte Furcht Gottes, daß er selbst in seinem höheren Alter in den äußeren Erscheinungen der Natur den Finger des Allmächtigen erblickte und seine Stimme hörte. In der Reformation ein Bedürfniß der Zeit und Kultur, und frühzeitig eine Staatsangelegenheit nicht blos seines Landes, sondern der ganzen Nation erkennend, (deren Erniedrigung er so tief fühlte, und deren alten kräftigen Charakter er selbst in seiner körnichten sinnreichen, Sprache bewahrte,) in Kenntniß der heiligen Schrift den meisten Papisten, in Unterscheidung des wesentlichen, des evangelischen Glaubens den meisten Gottesgelehrten seiner Partei überlegen, und mehr als ein anderer Fürst seiner Zeit von ihnen unabhängig, ging er auch einen eignen, regelmäßigen und festen Gang in der Kirchenverbesserung seines Landes, Schritt vor Schritt den von ihm bis zur großen Protestation größtentheils geleiteten Reichstagsschlüssen folgend, und vor allem gesichert durch kräftige nach alter deutscher Weise geschlossene Konföderationen.

Nunmehr hielt sich der Landgraf berechtigt, zur Ausführung des schönsten Planes seines Lebens, der Kirchenreform seines Landes. Er ging dabei mit einer Vorsicht, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit zu Werke, welche die Bewunderung aller Zeiten verdient. Nirgends wurde so vollständig und doch so ruhig reformirt als hier, nirgends die Urrechte menschlicher Gesellschaft, die religiöse Freiheit und das Gut Anderer mehr geachtet, als hier. Alles geschah durch vertragsmäßige Uebereinkunft, nichts durch jene einseitige Willkür, welche den Keim des Verderbens in sich trägt. Kaum zwei Monate nach seiner Zurückkunft von Speier verkündete Philipp den geistlichen und weltlichen Ständen des Landes ein zu Homberg, in dem Mittelpunkte Hessens, über die christlichen Sachen und Zwiespalt zu haltendes Religionsgespräch. Hier sollten die Gegner der neuen Lehre erst gehört, die Punkte einer nöthigen Reform frei besprochen und vorläufig festgestellt werden. Zu diesem wichtigen Werke wählte der Landgraf, außer dem alten wohlerfahrenen Balthasar Schrautenbach, der schon unter Landgraf Wilhelm II. über die Reform der hessischen Klöster in Rom unterhandelt hatte, den gelehrten mit der Verfassung des Reiches und des Landes wohlbekannten Kanzler, Johann Feige, den genialen feurigen, fast ungern dem Märtyrertod entgangenen, Theologen Lampert von Avignon, welcher die Streitsätze in lateinischer Sprache aufstellte und vorher öffentlich anschlug, und Adam Krafft seinen in Lehre und Umgang sanften, in der Kirchenzucht strengen Hofprediger, der für die Ungelehrten Alles in deutscher Sprache erläutern sollte. Die Sätze (paradoxa) Lamberts waren ganz im Geiste Philipps, frei, lauter, in der Hauptlehre vom heiligen Abendmahl eher zwinglianisch als lutherisch, allenthalben der heiligen Schrift gemäß, damit das Evangelium nicht abermals von menschlicher Autorität abhängig würde. An dem bestimmten Tage, Samstag nach Galli, Morgens um sieben Uhr, erschienen die Prälaten (unter ihnen der Landkommenthur von Marburg) die Aebte und andere Geistliche, die Grafen, Ritter und Abgeordneten von den Städten in der Hauptkirche zu Homberg, in ihrer Mitte der Landesvater, um als Schirmvoigt seiner Kirche und als erstes Glied seines Volkes mit demselben die gründliche Besserung des verfallenen Gottesdienstes zu berathen; eine große stille erwartungsvolle Versammlung. In des

Landgrafen Nähe saßen Notarien als Geschwindschreiber, damit die Akten dieser Berathung aufbewahrt und keiner Mißdeutung ausgesetzt würden. Zuerst sprach der Kanzler im Namen des Fürsten. „Bei dem großen Zwiespalte zwischen den Anhängern der alten und neuen Kirchenlehre, und den anerkannten Mißbräuchen der bisherigen Verfassung, damit die Gewissen der Gläubigen nicht länger geärgert würden, habe der Landgraf nach dem Beispiele der alten Christen und berechtigt durch den Abschied zu Speier, der ihn nur Gott und dem Kaiser verantwortlich mache, die Geistlichen seines Landes berufen, um mit ihrer Hülfe den Weg zur göttlichen Wahrheit und zur christlichen Eintracht wieder zu finden. Jedermann möge frei, aber nach der Richtschnur der heiligen Schrift, in der Sprache der Gelehrten oder Ungelehrten, die aufgestellten Sätze bestreiten. Hierauf nahm Lambert von Avignon das Wort, erläuterte und erhärtete seine Sätze mehrere Stunden hindurch und erklärte sich bereit, sich nach dem Worte Gottes weisen zu lassen. Auch Adam Krafft, der in deutscher Sprache die Uebereinstimmung der aufgestellten Sätze mit dem Worte Gottes auseinandersetzte, forderte Jeden, der Beruf in sich fühle, zum Widerspruch auf. Alle schwiegen, außer Nicolaus Ferber, dem Guardian der Franziskaner zu Marburg; der stand auf, mit gebeugtem Haupte und niedergeschlagenen Augen, den Fürsten bittend, ihn des anderen Tages zu hören. Dies ward ihm zugestanden. Seine Erklärung erhielt statt einer Widerlegung ein Gemisch von Ausflüchten und Vorwürfen, welches er späterhin mit dem Titel einer Protestation bezeichnete. „Es sei hier weder Zeit noch Ort, von den Sachen der Kirche zu sprechen, auch könne er nur dem Landgrafen selbst, nicht Lambert, Rede stehen. Nur dem römischen Stuhl komme es zu, Synoden zu halten, und Einrichtungen in den Kirchen zu machen, nur den Ordens-Obristen und Aebten, nicht der weltlichen Obrigkeit, die Klöster zu reformiren. Der Landgraf möge das Wormser Edict, auch die spätern Mandate des Kaisers über die Lutherische, nicht nur vom Papst sondern auch von den Universitäten Paris, Löwen und Köln verdammte, Lehre bedenken, dem Beispiele seiner dem apostolischen Stuhl getreuen Vorfahren folgen, und bis zu der vom Papste zu haltenden Kirchenversammlung nichts ändern in der rechtgläubigen Kirche. Die Sätze Lamberts seien unchristlich und unkirchlich. Er werde andere aufstellen, und sie mit Gottes Wort erhärten. Wo nicht, so solle man sein Leib lieber in tausend Stücke zerreißen." Der Kanzler antwortete: Selbst die römische Kirche bevollmächtigte die weltliche Obrigkeit, verdorbene Einrichtungen und schädliche Mißbräuche der Kirche zu ändern (Successores debent mutare facta et instituta veterum etiam bona, si viderint esse perniciosa). Isidorus und andere Kirchenväter machten die Obrigkeit verantwortlich für alle Einrichtungen, die Gottes Ehre belangten. Die Versammlung der Geistlichen, welche der Landgraf seinem Gewissen und seiner Pflicht gemäß berufen (weil die christliche Lehre verunstaltet, die Geistlichkeit verdorben sei, und die Stimme erleuchteter und frommer Theologen nirgends gehört werde), sei dazu bestimmt, um nach dem Worte Gottes zu berathen, was zu reformiren sei. Es sei also Ort und Zeit für ihn, wie für jeden, der in der heiligen Schrift bewandert, die christliche Gemeine erbauen könne, seine Meinung zu sagen, Pflicht, den Landgrafen in seinem frommen Werke zu unterstützen. Aber der Guardian wiederholte seinen Widerspruch mit so weniger Schonung des Landgrafen, daß die ganze Versammlung über die Unbesonnenheit des Mönchs wie über die Geduld des Fürsten gleich sehr erstaunt war. Endlich als Philipp selbst in einer mit Geist und Salbung vorgetragenen Rede, worin er bewies, daß das Wort Gottes in Sachen des Glaubens der alleinige Richter sei, ihn bei seinem geistlichen Amt, seiner Pflicht gegen seine Obrigkeit und selbst bei seiner Seligkeit aufforderte, die christliche Gemeine durch seine Meinung zu erbauen, ihn an die früheren gegenseitigen Mittheilungen, an die von ihm und seiner Mutter für sich und sein Kloster erhaltenen Wohlthaten erinnerte, auch ihm Verzeihung für seine unbedachtsamen Ausdrücke und ein ruhiges geneigtes Gehör versprach, las Pater Nicolaus, nicht ohne große Verwirrung, einen weitläufigen, nachher dem Druck

übergebenen Aufsatz ab. Hierin erhärtete er seine ganze papistische Theologie nicht mit der heiligen Schrift, und deren Hauptstellen, die er (nach der Behauptung Lamberts) verdrehte und verfälschte, sondern mit dem Zeugniß der Scholastiker. Lambert, den er beiläufig als Apostaten und hinsichtlich eines Artikels vom Priesterthum Melchisedecks als einen Läugner der Gottheit Christi bezeichnete, erhob sich endlich, von gerechtem, aber, wie er nachher selbst gestand, zu heftigem Eifer verzehrt. Mit dem ganzen Feuer der seinen Landsleuten eignen Beredsamkeit warf er ihm vor, daß seine Sätze auf bloßen Erdichtungen der Menschen beruhten, seine Lehre von den Klostergelübden gottlos sei, wie diese selbst, daß er den Artikel von dem Priesterthum Melchisedecks mißverstanden (wobei er sein eignes Glaubensbekenntniß von der Gottheit Christi wiederholte), Christum und das Evangelium mit Füßen trete, sich an seinem huldreichen Fürsten, an der gegenwärtigen Versammlung, die er sich erkühne, für ketzerisch und schismatisch zu erklären, als Unterthan an seiner Obrigkeit, als Verfechter des Reichs des Antichrist's an der ganzen Kirche versündige. Diese bäte für ihn als einen Blinden und Verstockten, aber die Hand Gottes werde über ihn kommen, wenn er nicht andern Sinnes würde. Er, mit einer bloßen Schleuder, dem Worte Gottes versehen, fürchte weder ihn noch den ganzen gerüsteten Troß seiner Anhänger." So endete die zweite Sitzung. Während der Mittagsmahlzeit erhielt Lambert eine im Namen der Kirche aufgesetzte Aufforderung: damit das derselben gegebene Aergerniß aufgehoben würde, seinen Gegner zur Widerlegung seiner Sätze oder zum Widerruf zu nöthigen. Der Guardian erschien; als ihn aber Lambert feierlich zur Beweisführung einlud, wandte er sich an den Landgrafen und beschwor ihn bei dem Blute Christi und beim zukünftigen Weltgericht, ihn nicht wider sein Gewissen zu einer Antwort dringen zu lassen. Vergebens rief ihm Lambert zu, er habe die Kirche geärgert, und könne sich nicht mehr zurückziehen. Vergebens erklärte der Kanzler mit lauter Stimme: „Es ist nicht der Wille des Fürsten, daß jemand gezwungen werde, sondern er wünscht, daß man untersuche, was zu einer guten Kirchenverfassung gehört." Vergebens machte er den Guardian darauf aufmerksam, daß die schon halb unterrichteten Christen durch seine papistischen Sätze, wenn er sie nicht besser erweise, nur verwirrt würden. Selbst der Landgraf drang noch einmal in ihn, erklärend, die Kirche sehne sich nach voller Wahrheit. Der Guardian schwieg, wie auch alle andere Mönche, die früher so ruhmredig sich als Vertheidiger einzelner papistischen Lehren, besonders des Fegfeuers, angekündigt. Dreimal noch forderte Lambert alle Anwesende zum Widerspruch auf. Dann hielt er ein Dankgebet und endete mit den Worten des Priesters Zacharias: Gelobet sei der Herr, der Gott Israels, denn er hat sein Volk besucht und erlöset! Bei der letzten Sitzung, in welcher diejenigen Männer erwählt wurden, welche nach den Beschlüssen der Synode die neue Kirchenordnung aufstellen sollten, trat unerwartet noch ein Anhänger der alten Lehre, Johannes Sperber, Prediger in der Waldau bei Kassel, ein alter Magister von der Universität Leipzig, auf. Mit stammelnder Zunge sprach er für Maria, als Mittlerin; die Anrede des Engels an sie sei ein Gebet, kein Gruß. Als man ihm aber ein wenig einredete von der Gnade, welche Maria bei Gott gefunden, und daß Christus, nach dem Ausspruch der Schrift, der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen sei, verstummte auch dieser Gegner, mit welchem Jedermann Mitleid hatte. Die Ueberzeugung von der Ohnmacht der Gegner, die Vereinigung der bisher Zweifelhaften mit den erklärten Bekennern der neuen Lehre, war der Preiß dieses Tages. Aber Landgraf Philipp begnügte sich nicht damit. Damit sich die Ordensgeistlichen nicht über zu schnelle Verurtheilung beschweren konnten, versammelte er noch einmal die Vornehmsten derselben zu Marburg. Der Guardian war unterdessen nach Köln gezogen, wo er durch eine vermeinte Widerlegung Lamberts die Schmach seiner Niederlage zu bedecken suchte. An seiner Stelle und mit derselben Erklärung, daß hier weder Zeit noch Ort sei, trat der Prior der Franziskaner auf. Als er aber dennoch zum Beweis, daß das Abendmahl ein heiliges Opfer sei,

Augustinus und andere Kirchenväter anführte, und, von Lambert aus eben denselben widerlegt, mit allen andern Mönchen verlassen von der heiligen Schrift, hinter dem Bollwerk menschlicher Erfindungen die alten Ausflüchte erneuerte, wurde die Untersuchung geschlossen, und Landgraf Philipp beschloß die Ausführung der inzwischen von den Abgeordneten der Homberger Synode entworfenen Kirchenordnung.

Philipp's des Großmüthigen Tod und Charakter.

Von Christoph von Rommel.

Fünf Jahre vor seinem Tode in seinem Schloß zu Cassel, Morgens zwischen sieben und acht Uhr, bei heiterem Sinne und mit lauter Stimme übergab Landgraf Philipp den berufenen Zeugen und Notarien seinen letzten Willen, ein das Ganze seines Staates und seiner Familie umfassendes bewunderswürdiges Denkmal seiner Geistes-Größe, in welchem er das letzte Siegel auf jene Stiftungen drückt, wodurch er der Wohlthäter Hessens ward, und seinen Nachkommen die Furcht des einigen Gottes, Religion ohne Aberglauben, sittlichen anständigen Lebenswandel, unpartheiische Gerechtigkeit, Mildthätigkeit und jede fürstliche Gesinnung empfiehlt. Welche folgenreichen Bestimmungen dieser letzte Wille über die Vererbung unseres Vaterlandes enthält, werden wir später betrachten.

Neun und vierzig Jahre hatte Philipp regiert, als die letzte Stunde seines drei und sechzigjährigen thatenvollen Lebens schlug. Seine körperlichen Leiden, Folgen seines langen Gefängnisses (Steinschmerzen, Fußgicht und ein offenes Bein, welches Burkard Mithobius der Leibarzt des Herzogs Erich ihm gegen den Rath seines Wundarztes zuheilen ließ) hatten die Heiterkeit seiner Gesichtszüge so wenig verändert, daß Niemand außer ihm sein nahes Ende voraussah. Nachdem er wohl vorbereitet Donnerstag vor Ostern mit seinen Söhnen und seiner Schwiegertochter Sabina im Schloß zu Cassel das heilige Abendmahl genossen, und an dem folgenden Tage seine Kleinodien Kleider und Wehren vertheilt hatte (seinem Erstgeborenen gab er zwei Schwerter), legte er sich am Ostersonntag mit dem Ausruf: er fühle eine außerordentliche himmlische Freude, ermattet zu Bette. Am folgenden Abend zwischen vier und fünf Uhr in Gegenwart seiner Söhne und seiner vornehmsten Räthe, unter dem Beistand des Dechants der St. Martinskirche, Bartholomäus Meyer, und mit den Worten: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! ging Philipp der Hochherzige sanften und schmerzlosen Todes in die ewige Ruhe. Das Einbalsamiren seines Körpers und die herkömmlichen Ceremonien der Bestattung hatte er untersagt. Aber vier Redner der von ihm gestifteten hohen Schule verkündeten der Welt den Tod eines Helden, von dem einst Zwingli sagte: im Himmel und auf Erden werde man von ihm rühmen, er sei der einzige Fürst gewesen, ähnlich jenem Ackermann, der die Hand an den Pflug legte, und nicht zurücksah. Da wo in Gegenwart aller seiner Kinder die Fahnen von fünf Ländern, die er inne gehabt (Hessen, Katzenellenbogen, Diez, Ziegenhain und Nidda), niedergesenkt und wieder aufgerichtet wurden, da wo seine Gebeine ruhen, in der St. Martinskirche, errichtete Wilhelm, sein Erstgeborener, über seinem geharnischten Standbild ein bis an das Gewölbe des Dom's emporsteigendes Monument von Marmor.

Philipp, dessen Erscheinung in unseren Tagen eine fremde rauhe aber hocherhebende Gestalt darbieten würde, Philipp, der jugendliche, hochherzige, biedere, kühne, entschlossene, uneigennützige Vertheidiger der Freiheit und des Rechts, der unbestechliche Feind der Gleißnerei und des Despotismus, der standhafte bis zur Aufopferung begeisterte Held der Glaubens-Verbesserung, war ein Mann im vollen Sinn des Wortes; ein echter Fürst des heiligen freien Reiches deutscher Nation selbst während seiner Annäherung an die ritterlichen Könige von Frankreich; ein,

großer Parteiführer und Friedensvermittler; in seinen Fehlern (der ersten Neigung zu kriegerischen Bündnissen, der Jagd- und Spiellust, der aufbrausenden oft unvorsichtigen Hitze und Ungeduld) den alten germanischen Fürsten, in einem derselben (dem einzigen folgenreichen) den Erzvätern jenes Buches der Bücher ähnlich, aus welchem er sonst so viele nützliche und tiefe Weisheit schöpfte; in der kriegerischen Tapferkeit, in der Mäßigung des Sieges, in natürlicher Verschlagenheit, in dem anfänglichen Mangel aller Gelehrsamkeit (so daß er nur wenig Latein und noch weniger Französisch verstand) den alten Rittern gleich; wie Luther voll körniger Beredsamkeit; in der großartigen Auffassung der Kirchen-Reform, in der verständigen Schätzung der theologischen Spitzfindigkeiten, in der Liebe zur evangelischen Eintracht und jener beispiellosen theologischen Duldsamkeit, die der Abdruck seiner Seele war, nur sich selbst gleich. Die Größe eines Fürsten besteht nicht in dem Umfang seiner Länder, noch in der willenlosen Menge derer, die seine Gebote vollführen, sondern in seiner eigenen Selbstständigkeit, Uneigennützigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit, in seinem Einfluß auf die Mit- und Nachwelt, in seiner Achtung für die Stimme derselben; in der dauernden Vortrefflichkeit seiner Gesetze und Einrichtungen; in der bewährten Heilsamkeit solcher Stiftungen, wodurch er zugleich die geistige Bildung seiner Unterthanen und die höhere Laufbahn seiner Nachfolger sichert. Wenn wir in den Geschichten der Menschheit auf der einen Seite die Mittelmäßigkeit aller menschlichen Dinge, auf der andern die Masse des Uebels betrachten, welches Herrsch- und Gewinnsucht, Genußbegierde und Trägheit, und die einschläfernde Macht der Gewohnheit so lange anhäufen, bis es erst nach langer schmerzhafter blutiger Anstrengung, nicht ohne Rückfall, nie auf einmal, immer nur theilweise, gehoben wird, wenn wir mit Bedauern bemerken, daß das Schlechte, wenn es vortheilhaft ist, das Ungerechte, wenn es Lohn, das Thörichte, wenn es Beifall erwirbt, meistens so lange die Oberhand behält, bis diejenigen, die ihm anhangen, nicht mehr im Stande sind, es auszuführen, dann erfreut das Bild eines Machthabers, der zur Zeit, wo es gilt, das Gute aus eigenem Willen wählt und so lange fördert, bis es auch seine Zeitgenossen, seine Diener und seine Nachfolger, auffassen. Mehr als einen Helden deutscher Nation drängte die Zersplitterung und Eigenthümlichkeit dieses Landes auf einen engeren Raum, als ihrem Genius gebührte. Auch Philipp's raschen Flug hemmte die Zwietracht seiner Freunde, die Uebermacht seines Gegners, und der fehlerhafte Bau des Bundes, dessen Last ihn niederdrückte. Aber in Allem was er Großes that, erkannte man aus der Art, wie er es that, daß er noch zu Größerem fähig war. Wie Luther glaubte er die neue herrliche Zeit schon nahe, der er ahnungsvoll kühn und kräftig entgegentrat; aber plötzlich stand er an einer Grenze, die zu überschreiten er noch nicht berufen war.

Wenn es im Rathschluß des Ewigen beschlossen war, daß der große Streit des sechzehnten Jahrhunderts zur Läuterung der Wahrheit unter mannigfachen Worten und Namen noch fortdauern sollte, wenn dieselbe hochherzige Anstrengung der Theilnehmer der Reformation, die so vielen Völkern Gewissens- und Glaubensfreiheit, Arbeitsamkeit und Wohlstand verschaffte, nicht hinreichte, der neuen evangelischen Kirche Form und Verfassung, der Feier des Allerhöchsten würdigen Glanz, den Dienern desselben angemessene Selbständigkeit zu geben, wenn endlich die anfangs nothgedrungene heilsame Einschreitung weltlicher Macht in allzulanger und allzuirdischer Handhabung mehr zur Menschen- als zur Gottesfurcht führte, so finden wir in demselben Boden, auf welchem das alte Uebel ausgerottet wurde, die Mittel zur Heilung des neuen. Der Schatz der Erkenntniß jener Zeit, eine unerschöpfliche Quelle erhabener Gedanken und heilsamer Rathschläge, wird von Neuem geöffnet. Noch einmal rollet der Donner des Weltgerichts in der Stimme Luthers und anderer nicht minder weiser und unerschrockener Glaubens-Helden. Dieselbe Pflicht, welche die Machthaber des sechszehnten Jahrhunderts beim Niederreißen des alten verfallenen Baues übten, mahnt ihre Nachfolger zur Vollendung des neuen.

Herrn Landgraf Philipp's zu Hessen Testament, vom 6. April 1562, publicirt den letzten April 1567.

(Im Auszuge.)

§. 1. Vorsorge wegen Festhaltung dieses Testaments.

Im Nahmen des Vatters, Sohns und heiligen Geistes, drey Personen vnd einigen Gottes. Dieweil nichts gewisser, denn der Todt, vnd nichts vngewissers, denn die Stunde des Tods, auch gemeiniglich kommt, so die Krankheiten vnd Schmertzen so groß sein, daß einer wenig Bedachts hat, ein rechtschaffen Testament zu machen, derohalben sind wir jetzo bei gesundem Leib dieses Testament vffzurichten vnd zu machen verursachet. Wollen demnach vnsern Söhnen ernstlich vff vätterlichen Gehorsam vnd schuldiger Pflicht fidei committiret, vnd vff guten christlichen Glauben bevohlen haben, dieses vnser Testament vnd vätterliche letzte Verordnung zu halten, deme Folge zu zu thun, vnd nichts darwider zu handeln, auch vnsere Rethe, Dienere vnd Vnderthanen ermanet haben, diesem Testament zu gehorsamen, vnd vnsern Söhnen auch darzu mit Vleis vnd Treuen rathen vnd ermahnen, daß sie solches vnser Testament halten vnd dem Volge thun. Wir wollen nach vnserm Absterben bevehlen vnsere Seele Gott, dem Allmechtigen Vatter, Sohn vnd heiligen Geist, dem einigen Gott, drey Personen, inen bitten, daß er vns gnedig seyn, vnsere Sünde vergeben vmb seiner grundlosen Barmhertzigkeit, vnd vmb des Verdiensts, Leiden vnd Sterben vnd Vfferstehung seines einigen gebornen Sohns Jehsu Christi willen, vnsers Herrn.

§. 3. Vorsorge für Kirchen und Schulen und wegen Beibehaltung der evangelischen Religion.

Wir wollen vnsere Söhne ermanet haben, daß sie bey der wahren Religion des heiligen Evangelii alten vnd des neuen Testaments, vnd der Augspurgischen Confession bleiben wollen, vnd sich darvon in keinem Wegk nicht lassen abwenden, auch die Prediger in gnedigem Bevehl haben, inen keinen Vberlast thun, Beschwerung oder etwas das inen nachtheilig und verdrießlich sein mochte, zufügen lassen; darneben aber auch ein gut Vffsehen haben, daß rechtschaffene Superattendenten erhalten, die die Prediger, item Schulmeister in guter Reformation (daß sie Inhalt der Augspurgischen Confession vnd dem Evangelio vnd neuen Testament gemees lehren, auch daß sie ein gut Christlich Leben führen, und dem Volk kein Ergernus geben,) halten.

§. 4. Fortsetzung.

Nachdem auch ein Zweyspalt des Sacraments vnd Abentmahls des Herrn vnder den Predigern ist, welche Prediger nun bey der Concordi, die Buderus seeliger zwischen den Lutherischen und Oberlendern hievor gemacht, bleiben, und bekennen, daß wahrhaftig im Abendmahl vnd Sacrament der Leib und Blut Christi geben vnd genossen werde, sollen sie in keinem Weg verjagen, noch weiter in sie dringen.

§. 5. Fortsetzung. Wegen der Wiedertäufer, und Vereinigung mit den Römisch-Catholischen.

Die Widderteuffer seind ungleich; da sollen vnsere Söhne mit Vleiß den Geleerten bevehlen, ob sie die kunten von irer Seite abbringen, welche aber darvon nicht abzubringen sein, (vff daß sie nicht andere Leut verführen), sollen sie die aus dem Land weisen. Einigen Menschen aber vmb deswillen, daß er unrecht glaubt, zu tödten, haben wir nie gethan, wollen auch vnsere Söhne ermanet haben, solchs nit zu thun, dann wirs daß es wider Gott sey halten, wie das im Evangelio klar angezeigt, auch Augustinus und Chrisostomus vnd andere alte Lehrer in iren Büchern,

auch in Triparttita historia klar schreiben. Ob vnser Herr Gott Gnad geb, daß sich die Papisten würden vnserer Religion nehern, und da es zu einer Vergleichung kommen möchte, die nicht wider Gott und sein heiliges Wort, (als doch, wie zu besorgen, schwerlich geschehen wird,) wollen wir treulich gerathen haben, daß vnsere Söhne mit Rath vnserer Gelerten vnd Vngelerten, frommen und nicht eigennützigen Rethen, (die mehr dencken, daß sie ire Kinder vff grosse Stifft bringen, als daruff sehen, daß sie rathen, was mit Gott zu thun oder nicht,) solliche Vergleichung befördern helffen, vnd nicht ausschlagen.

§. 6. Wegen Erhaltung der Universität und Stipendien.

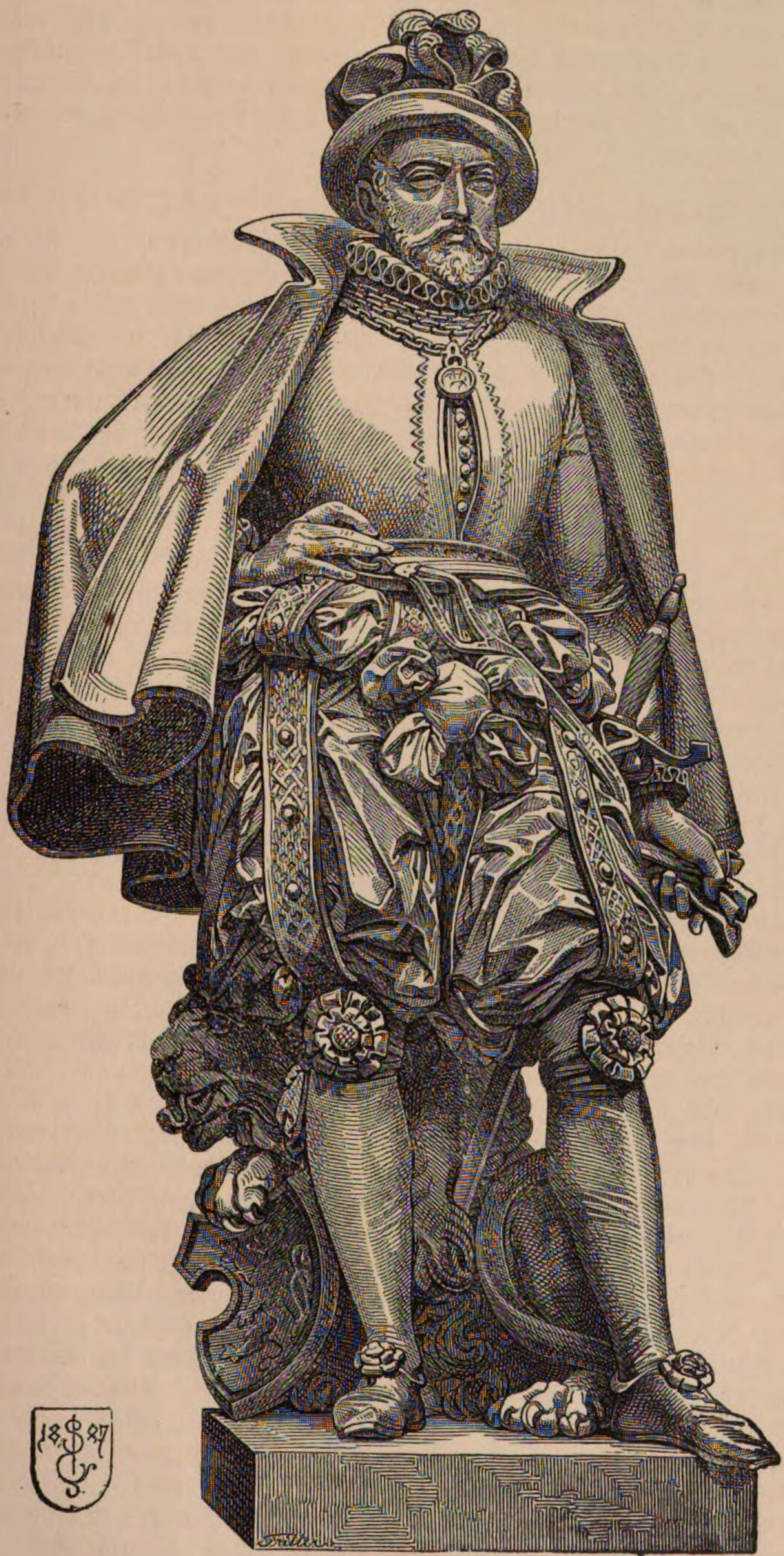
Die Universiteten sollen vnsere Söhne bey denen Gütern, die sie inne haben, bleiben lassen, vnd soll Landgraue Wilhelm neben Landgraue Ludwigen die zu bestellen haben, auch daruff ein gut Vffsehens haben, daß rechte vnd gelerte Professores erhalten, kein eigener Nutz noch Freundschafft darin angesehen und gesucht, auch mit den Stipendiaten und Stipendiis gute Ordnung gehalten, vnd denen gegeben werden, so gute Ingenia haben, auch sonderlich mit Ernst vnd Vleis darzuthun, daß in der Theologie viel Studenten vferzogen vnd rechtschaffen vnderweiset vnd erhalten werden, vff daß man künfftig daraus rechtschaffene Prediger, Schulmeister vnd Kirchendiener haben könne.

§. 7. Wegen der Hospitalien und Siechenhäuser.

Die Sechs Spital, als Kauffungen, Wetter, Hayna, Merkshausen, Gruna vnd Hoffheim, desgleichen die Siechenheuser, so wir gereit vfgerichtet haben, vnd noch vfrichten werden, wollen vnsere Söhne mit Vleis vffsehen lassen, daß treulich mit vmbgangen, vnd darüber keine eigennützige Leut verordnet, auch alle Jahr Rechnung gehört, vnd die Armen treulich erhalten werden. Sie sollen auch die andern gemeinen Spital vnd Kasten inen bevohlen sein lassen, vnd darauf sehen, daß darmit rechtschaffen vmbgangen werde, vnd jahrlichs die Rechnunge von den Superattendenten vnd andern, die darzu geordnet, gehöret.

§. 12. Wegen Theilung des Landes unter die vier Herrn Söhne.

Vnser Ermanen vnd vleißige Bitt ist an vnsere vier Söhne, Wilhelmen, Ludwigen, Philipsen vnd Georgen, daß sie sich wollen freundlichen vnd wohl mit einander vergleichen vnd einig sein, keinen Vnwillen oder Zanck vnter sich selbst erregen, oder denen folgen, so sie gerne wollten mit ein uneinig machen, vnd so sie deren vermerken, die fliehen, wie man die Schlangen vnd Gift fleuchet;* vnd bedeuchte vns das Beste vor sie sein, daß sie bey einander Haushielten, wie die Herrn von Weymar thun, vnd das Land nicht theilten. Im Fall aber so sie nicht bei einander wohnen könnten oder wolten, so ist vnser väterlicher Will vnd Verordnung, daß es also gehalten werde: daß Landgraue Wilhelm soll haben das Niederfürstenthumb Hessen, vnd feind dieses die Stedt, Schlösser, Ampter vnd Flecken: Cassel, Sensenstein, Grebenstein mit sampt Immenhausen, Geismar, sampt dem Schonberge, Drendelburgk, Helmershausen, das Schloß und Gericht zu Werder, Zapfenburgk, die Liebenau, Gericht Scharteubergk, Zierenbergk, Wolffhagen; Niddenstein, Gudensbergk, Felspergk, Hombergk in Hessen, Borckenhalb, Milsungen, Rottenbergk, Wildeck, Spangenbergk, Lichtenau, Waltcappel, Sontra, Witzenhausen, Allendorff an der Wehrra mit sampt dem Saltzwergk, Beilstein, Eschwege, Wenfridt, Trefurth, Gleichen sampt allen iren zugehörigen Törfern, Gütern, Welden, Wiltfuhren, Landzollen, auch allen andern Zugehörungen, benannt vnd vnbenannt, auch den Pfandschafften in dem Niederfürstenthumb Hessen gelegen, sampt ihren Zubehörungen, wie oben gemeldet; desgleichen dem Forstgeld vnd Nutzungen von den Forsten, Bergwerken und Saltzwerken; zu dem alle Clostern in bemeltem Nidderfürstenthumb zu Hessen gelegen, die nicht zu der Vniversitet, Spittäln und andern milden Wercken geordnet seind, und seind dieses,



wie nachfolgt: die Clöster Lyppoldesberge, die Probstey Geißmar, Walshausen, Weisenstein, Annenbergk, Hasungen, Breidennaw, Carthaus, Heyda, Körnberg vnd Sehe zum halben Theil, laut des Vertrags, so wir mit dem Apt zu Hirsfeld vffgerichtet; item was wir noch zum Hainchen fallen haben; auch den Schutz, Offnung vnd andere Gerechtigkeiten an dem Stifft Corvey, vnd der Stadt Huxer. Vnd dieweil vnser Sohn Landgraue Wilhelm vnser erstgeborner Sohn ist, auch sich, da wir gefangen gewesen, vnsers Gefengnus treulich angenommen, vnd durch Gottes vnd anderer vnserer Herrn vnd Freunde Hilff vns erledigen helffen, so wollen wir, in Ansehung vnd Betrachtung desselbigen, ine darüber noch zugeordnet haben nachfolgende Aempter vnd Flecken, auch einen guten Vortheil an der Baarschaft, Kleinoter, Silbergeschirr, Tapezereyen, Geschütz vnd Munition, wie auch hernach folgen wird, nemblich: Friedwalt mit seinen zugehörigen Dörfern, vnd dem Gericht zu Heringen, vnsern Theil an Landeck, vnsern Theil an Hirsfelt, Vach, vnsern halben Theil an Schmalkalden, vnd weiter auch den andern halben Theil an Schmalkalden, der vns, inhalt der Vergleichung, wan der mannliche Stam von Hennebergk abginge, heimfallen würde; darzu vnsere Gerechtigkeiten an Herrenbreitungen, wilchs zuvor allwegen an die Loihn gehört hat, vnd ferner Barchfelt, Huneck, Neukirchen, Ziegenhain mit sampt dem Closter Cappel, vnd den Houen, so um Ziegenhain liegen, vnd in das Closter Hoyna gehört haben, Treysa, Schwartzenborn, Landtsbergk, Schornstein, Borcken die Helfft so an die Loihn gehört hat; vnd die Herrschafft Itter.

Vnser Sohn Landgraue Ludwig soll haben: Marpurgk, Wetter, Melnaw, Blanckenstein, Biedenkopf, Battenbergk, Wolckersdorff, Franckenbergk, Franckenau, Rosenthal, Gemünden an der Wehra, Hessenstein, Rauschenberg, Kirchhain, Hombergk an der Ohm, Alsfeld, Romrodt, Kirttorff, Allendorff an der Lomb, Gemünden uff der Ohm, Kreyenfeldt, Nidda mit seiner Zugehörung, als die Gericht Burckhardts, Langt, Roden vnd Steinem, die Fuldische Marck, Stauffenbergk, Königsbergk, Grunberg, Gießen, Wetzlar, was wir daran vor Gerechtigkeit haben, die Pfandschafft Limpurgk, Rospach, Butzbach, vnd die Herrschafft Epstein vnd das Geleit in Frankfurt, auch was wir haben zu Cronbergk an der Lehen vnd Offnung, sampt allen iren zugehörigen Dörffern, Gütern, Welden, Wiltfuhren, Landzöllen, auch allen andern Zugehörungen benannt vnd vnbenannt; zu dem allen Pfandschafften im Oberfürstenthumb Hessen gelegen, sampt ihren Zugehörungen, wie oben gemelt; auch die Closter im Oberfürstenthumb zu Hessen, nemblich: Wiesenfeldt, Georgenbergk vnd das Thongeshaus zu Grunbergk, wie wir solchs genutzt, herbracht, gebraucht vnd besessen haben, ausbescheiden waß des zur Vniversitet, Spitäln vnd andern milten Wercken geordnet, desgleichen die Pfandschafft an Huenfeldt, Rockenstuel vnd Geysa im Stifft Fulda, item das dritte Theil des Goltberckwercks vffm Eysenberg in der Graueschafft Waldecken.

Vnd weil wir befunden, wie es vns auch vnser Conscientz vnd Gewissens halben beschwerlich gewesen, daß wir vnsern beiden Söhnen, Landgraue Philipsen vnd Landgraue Georgen, in vorigem vnserm vffgerichten Testament zu wenig vermacht, haben wir geordnet und ordnen hiermit, daß Landgraue Philipps soll haben: Reinfelsch mit Sanct Goar, vnd den Rheinzoll daselbst, mit dem Salmenfang vnd aller andern Nutzung, Neuen Catzenelnpogen, Goarshausen, Alten Catzenelnpogen, Reichenbergk, Hoenstein, mit sampt der vier Herrn Gericht vnd dem Heinrich, Braubach, Rens, Embs vnd den Wartspfennig zu Popparten, mit allen Dörffern, Welden, Landzollen, Wiltbahnen, Weinbergen, Weinnutzungen vnd allen andern Nutzungen, benennt vnd vnbenennt, nichts ausgescheiden.

Landgraue Georg soll haben: Rüsselsheim, Dornbergk, Darmstadt, Lichtenbergk, Rheinheim, Zwingenbergk, Auhrbergk, vnd was mehr in der Obergraueschafft Catzenelnpogen ligt, darzu gehört; ausgescheiden Bickenbach vnd Vmbstadt, welche beyde Ampter nicht in die Obergraveschafft Catzenelnpogen gehören, sondern gewonnen, vnd darnach von vns mit Geld erkaufft sein, vnd wir vnsern Söhnen, geborn außm

Haus Hessen, Grauen zu Dietz rc. neben andern Gütern, geordnet vnd erblich gegeben haben.

§. 27. Wegen guter Haus- und Hofhaltung, und verbottener Veräuserung vom Lande.

Es ist auch vnser treuer Rath vnd Verordnung, daß sie wollen wohl haushalten, vnd nicht zu prechtig seyn, es sey mit Bauen, Spielen, Kleiden, grossen Pancketen, grossen Gnadengeld oder anderm, dann sie wol sehen, daß andere Herrn darüber in grosse Schuld kommen, daß sie ihre Lande der Landschafft vbergeben, oder sonsten verkaufen haben müssen. Es ist auch vnsere väterliche Verordnung vnd treuer Rath, daß sie keine Stätt, Schlösser vnd Dörfer erblich wollen hinweg geben, noch verkauffen; dann wo sie das theten, würde das Land dadurch geschmelert. Dann wann man aus einem Garten Aepfel, Bieren vergibt, das wechst wieder; so hat man dann nichts weiter, das man nutzen und vergeben kann.

§. 28. Wegen Verhütung alles Krieges.

Es ist vnser treuer Rath, väterliches Bedenken vnd Verordnen: daß sie sich in alleweg vor Krieg wollen hüten, vnd keinen Krieg anfangen; dann es ist nicht mehr zu kriegen als vor Zeiten. Das Kriegsvolck ist zu theuer, man kanns nicht mehr erhalten. Es muß auch ein Herr schir all sein Hofgesind besolden, das zuvor nit gewesen; der Vinanzzen seind zu viel; darumb wollen sie sich hüten vor Kriegen, vnd das Sprichwort merken: dulce bellum inexpertis, vnd darumb sich vor Kriegen hüten, soviel immer müglichen; sie müssens dann thun, so sie vberzogen würden.

§. 51. Wegen Beobachtung der Pflichten gegen Gott und Führung eines guten Wandels.

Wir wollen auch vnsere Söhne vätterlich ermanet haben, daß sie wollen gottesfürchtig seyn, Gott vor Augen haben, und alle ire Hoffnung vnd Vertrauen alleine zu Dem setzen, und vestiglichen an den Herrn Jesum Christum, vnsern einigen Mittler, glauben, und Gott den heiligen Geist bitten, daß er sie darin sterke und erhalte, und sich in alle Wege hüten vor Aberglauben, Zauberey, Warsagern, Christallensehern, Schwartzkünstlern, und mit denen Dingen gar nichts umbgehen, dann es die höchste vnd fürnembste Sünde ist wider Gott; sich auch, wo sie bei vnserm Leben nicht ehelich werden, beweiben, und einen guten Wandel vor Gott vnd irer Landschafft führen, vnd sich Vnzucht vnd Hurenlebens enthalten; das wird inen vor Gott, irer Landschafft vnd der Welt zum Besten kommen, auch wohl nachgesagt und gerümpt werden.

§. 52. Wegen Vorsorge für die Armen, und Handhabung der Gerechtigkeit.

Wir wollen vnsere Söhne vätterlich ermanet, auch inen eingebunden haben, daß sie den Armen wollten gnedig sein, inen gleich vnd recht thun, dem Armen als dem Reichen, vnd dem Reichen wie dem Armen, auch Supplicationes annehmen, die selbst verlesen, oder inen referiren lassen. Zudem den Rethen vnd Schreybern in ire Eyde und Pflicht binden, kein Geschenck zu nehmen, oder inen zu gutem nehmen lassen, sondern dem Armen als dem Reichen, und dem Reichen wie dem Armen, zu thun, auch den Gefreunden als den Vngefreunden Recht vnd Pillichkeit widerfahren, zu lassen; zudeme, was vnsre Söhne bevehlen, das nicht zu hinderhalten, auch den Partheyen vnd Armen treulich mitzutheilen, vnd sie darmit fordern, vnd nichts darvon oder darzu thun, sondern deme treulich zu folgen, auch vf die Cantzley gehen, vnd daselbst mit darauf sehen, daß dem nachgegangen werde. Vnd dieweil die Nassawische

Sache vertragen, sollen vnsere vier Söhne mit Rath Doctoris Oldendorpii vnd anderer, wo wirs selbst nicht theten, ein Ordenung machen, daß am Hofgericht vnd sonstet schleunig den armen Leuthen vnd Partheyen ire rechthengige Sachen abgeholffen, vnd die nicht lange vffgehalten werden, auch die Pillichkeit vnd Recht widerfahre. Wir wollen auch vnsere Söhne vleißig ermahnet, daß sie den Armen gern vmb Gottes-willen geben, vnd Niemands Mangeln oder Noth leiden lassen.

§. 53. Wegen Reinhaltung der Straßen.

Weiter wollen wir sie vätterlich ermanet haben, daß sie wollen ire Straße rein halten, vnd das Placken vnd Nehmen vf den Straßen von Keinem nicht leiden; auch diejenigen, so dieselbige hausen vnd herbergen, nach Inhalt des Landfriedens straffen. Wo auch vff ire Straßen griffen würde, oder sonsten Todschlege, oder andere Hendel bescheen, dieselbigen rechtfertigen lassen, vnd am Leben strafen, wie inen das Leiden Recht gibt, vnd gute Justitien halten, auch nicht leiden, daß man an andern Orten raubt, vnd in ir Land fähret.

§. 54. Wegen Schlagung guter Münzen.

Da auch sie Müntz schlagen kunten, daß sie dieselbige gut schlagen, vnd kein Finanz, oder etwas darinne suchen; dann ein Fürst an seiner Müntz, Reinhaltung seiner Straßen, vnd Haltung seiner Zusagen erkannt wirdet.

§. 55. Wegen der Gräntzen.

Es ist auch gut, daß sie vber iren Gräntzen halten, vnd inen nichts entziehen lassen, das ir ist; da auch etwas zweifelhaftiges wehre, können sie sich durch ihre Rethe weisen lassen, vnd vf pillige Mittel vertragen.

§. 56. Wegen Hegung der Waldungen.

Es ist hoch vonnöthen, daß sie vber ihre Waldungen halten, daß sie gehegt vnd nicht verwüstet, oder verroth werden; dan solt ein Brand oder Krieg ins Land kommen, vnd ein vnbarmherziger Tyran nehme sollichen Krieg für, vnd Stedte vnd Dörffer verbrennte, würde großer Mangel Holtzes halben sein; zudem wann die Leute die Rottlender etwas gebraucht, lassen sie alsdann die liegen, vnd hat man kleinen Nutzen darvon, vnd ist das Holtz vnd die Wildfuhre hinweg, vnd liegt dann wüste; desgleichen das Jungholtz zu bauen und zu brennen gezogen werde vnd wieder vfwachse.

§. 58. Wegen des Wildprets vnd anzustellenden Jagden.

Die Wildfuhr ist gut, daß sie vnsere Söhne hegen, dann hette Gott kein Wildpret wollen haben, so hette es sein Allmechtigkeit nicht in die Archen Noe lassen nehmen. So ists auch gut, daß sich die Herren zu Zeiten verlustiren, die sonsten mit schweren Geschefften beladen sein. Die Herren vernehmen auch viel, wann sie vf der Jagt vnd Jagtheusern sein, als wann sie stets am Hoflager wehren; können auch dadurch ihre Grentzen selbst wissen, was ire ist; kann auch sonst mancher armer Mann fürkommen, der nicht sonstet zugelassen wirdet. Darneben sollen sie den Leuthen vergönnen, daß sie ohne Schaden des Wiltprets ire Früchte bezeunen; auch zu etlichen Zeiten mit Hunden abhetzen, vnd sonderlichen die wilden Seu, die den meisten Schaden thun. Wo auch das Wildpret dem Armut so großen Schaden thut, sollen sie dargegen Erstattung thun, oder inen etwas an Renthen, Zehenden vnd Zinßen nachlassen

Das Franckensteiner Eselslehen zu Bessungen 1536.

Von Helfrich Bernhard Wenck.

Urkunden aus dem 16. Jahrhundert reden von dem Eselslehen als einem alten Herkommen, das noch in viel frühere Zeiten reicht. Der alte männliche Deutsche kannte keine größere Ehre als Tapferkeit, fand also auch nichts schmählicher als Weiberschläge. Das war eine Beschimpfung des ganzen männlichen Geschlechts, und so strafte man's auch. Die Stadt Darmstadt wagte jährlich zwölf Malter Korn daran, die der adelichen Familie von Franckenstein unter dem Namen des Eselslehen zufielen, die sie zuweilen wieder als Afterlehen an andere verlieh, zuletzt aber selbst behielt. Der Inhaber des Lehens mußte auf Erfordern der Stadt durch einen besondern Boten einen Esel schicken, auf dem die undeutsche Frau, die ihren Mann geschlagen hatte, nach Urtheil und Recht durch die Stadt ritt. Das Recht den Esel zu führen, hatte seine Einschränkung, hatte die Frau ihren Mann durch hinterlistige Bosheit, ohne daß er sich wehren konnte, geschlagen, so führte ihn der Franckensteiner Bote; war aber der Mann in offener ehrlicher Fehde mit der Frau zu Schlägen gekommen, so mußt er den Esel selbst leiten, Bürgermeister und Rath von Darmstadt schrieben 1536 an die Herren von Franckenstein um den Esel; der Franckensteinische Keller schickte ihn auch, wiewohl unter vorgeblicher Unwissenheit dieses alten Gebrauchs. Das Schreiben vom Bürgermeister und Rath war folgenden Inhals: „Unsern freundlichen Dienst zuvor, Ehrenveste besonders gute Freunde. Wir wissen euch nicht zu verhalten, wir daß etliche Bürger unter uns haben, die sich ungebührlich und übel gehalten, daß wir sie sind Willens uff nechst Aschermittwochen nach unserm alten Herkommens und Gebrauch zu straffen. Dieweil nun allewegen zu solcher Straffe uff Eschermittwochen die von Franckenstein, oder ihre Lehenträger, so das Lehen ingehabt haben genannt Eselslehen, davon dann etlich Korn zu Bessingen*) gefällig; und

*) Bessungen kommt in alten Urkunden unter folgendem Namen vor. 10. Juni 1002 Bezungen; 21. Juni 1013 Bezzungen; Mai 1257 Bertzingen; 20. October 1339 Bessingen; 30. Mai 1386 Bissingen. (Vergleiche Scriba's Regesten, Provinz Starkenburg), Bessungen gab der Cent (Grafschaft) den Namen. Bessungen war ohne Wiederrede, wo nicht der älteste Ort des Oberamts Darmstadt, wenigstens die älteste Mutterkirche, von der selbst Darmstadt, und ehemals gewiß noch mehrere Orte, Filial war. Darmstadt kommt unter folgenden Namen vor: (vergleiche Scriba) März 1094 Darmundestat; 25. October 1277 Darmestat, 23. Juli 1330 Darmbstatt (Kaiser Ludwig der Bayer bewilligt dem Grafen Wilhelm von Katzenellenbogen Stadt- und Vestungsrechte, einen Wochenmarkt auf jeden Dienstag, und einen Jahrmarkt zwei Tage vor und nach Mariä Geburt, sowie überhaupt gleiche Marktgerechtigkeiten, wie solche die Stadt Frankfurt genieße). 19. Juni 1331 Darmstat (Graf Wilhelm I. von Katzenellenbogen läßt seine Amtleute in zwölf verschiedenen Schlössern, auch in dem zu Darmstadt schwören). 12. Juni 1466 Tharmstadt. Darmstadt kam erst im vierzehnten Jahrhundert, unter den Grafen von Katzenellenbogen in die Höhe, die ihm nicht nur 1330 Stadtrecht erwarben, sondern auch im Jahr 1360 ein neues Schloß dahier bauten. Von dieser Zeit an erhob sich der Filial über die Mutterkirche; Bessungen wurde nun umgekehrt durch Verlegung der Pfarrei ein Filial von Darmstadt. Den 19. Februar 1511 „begiften Johann, Grave zu Katzenellenbogen, und Anna Graffyne daselbst sin eheliche Husfraw der von ihnen gestiftete Altar „der heiligen zehintusend Rittern Merteler" in der Pfarrkirche zu Darmstadt mit jährlich 40 Malter Korn-Gülte von den Huben zu Bissingen, in deren durch Mißwachs herbeigeführten Unergiebigkeit 8 Malter von der Eberhartshute zu Messel und dem Zehntkorn von Darmstat ergänzt werden sollen, sodann mit 10 Pfund 4 Schillinge Heller und einen Fuder Wein von dem Bordewein zu Urbach, mit der Bestimmung, daß der Caplan wöchentlich wenigstens 3 Messen und die Schule nach seinem besten Vermögen zu halten und zu regieren verbunden sein solle." Die Kirche von Bessungen erhielt als Filial von Darmstadt von da einen Caplan. Schon im Jahre 1430 unterschreibt sich Conrad Duchscherer als Pfarrer von Darmstadt, die Veränderung war unfehlbar früher geschehen. Erst nach der Reformation ward die Pfarrei von Bessungen wieder selbstständig. Auch die Cent führte nicht mehr den Namen von Bessungen, sondern von Darmstadt. Die Pfarrkirche zu Darmstadt hatte sieben Altäre, zu denen noch einige Altäre gehörten. Die Altäre waren: 1) Altar zu Unser lieben Frauen, genannt der Hoch- und Fronaltar im Chor. 2) Altar St. Crucis oder zum heiligen Kreuz, vor dem Chor, der Frühaltar genannt, zu diesen gehörte die Kapelle zum heiligen Kreuz vor dem Darmstädter Wald auf einer Anhöhe gelegen, die noch

haben auch solch Lehen Amptleute und andere ingethan, die allewegen zu solchem Tag uns zu unser bürgerlicher Straff uff genannten Tag einen Esel oder Eselinnen stellen müssen, sambt einem Mann dazu geschickt, auch solche ungeweigert gethan, so sind wir auch jetzo ohnwissend, die weil solch Lehen Johann von denen zu Franckenstein zu Lehen geht, wenn solch Lehen ingethan; derhalben er Euch unser freundlich Gesinnes und Begehren, Ihr wollt uns uff genannten Tag solchen Esel sambt den Mann zu früher Tageszeit zuschicken, damit wir an unser Sachen und Fürnehmen ohngehindert bleiben, wollen wir also unserm alten Gebrauch nach gänzlich zu Euch versehen, und in gleichen und mehreren umb Euch zu verdienen geneigt sein, Darmstadt uff Montag Mathei Apostoli. Anno 1536." Man sieht aus dem Schreiben, daß diese Strafe damals in langer Zeit nicht ausgeübt worden war. Damals brauchten den Esel der Rath zur Bestrafung einiger Bürger, die sich übel gehalten. Zu anderer Zeit aber verwahrten sich die Herren von Frankenstein ausdrücklich, daß sie den Esel nur gegen die bösen Weiber, die ihre Männer geschlagen, zu stellen verbunden seien. Dieß bewährt ein merkwürdiges Schreiben von Schulteis und Scheffen vom bösen Hundert*) zu Darmstadt an Junker Hans von Frankenstein und dessen Bruder Georgs Kinder: „Unsern willigen Dinst mit Fleiß zuvor. Erbarer und vestigen lieben Junker. Es hat sich by unsern Nachbaren zu Darmstat Zweidracht, Zanck, Uneinigkeit zwischen etlichen übermütigen, stoltzen, pistigen und bossen Weibern erhoben, die sich haben uffgeworffen gegen zwee Männern, und haben sie understanden zwee Männer zu schlagen, undt deren auch etlich das vollbracht haben. Sollicher Gewalt, Frebel und Uebermuth ist wider ein ganzen Samlung einer Gemein, auch sonderlich wider das Burglehen, und das böse Hundert, und dieweil es dann in unser Straff so hart vervallen ist, und muß in keiner Wegk wil geburen nachzulassen, — — so ist es unser ernstlicher Fursatz dieselben zu straffen, bit und ansinnen Ewer Veste, uns zu Hilff zu kommen nach altem Herkommen, wegen als mit dem Esel und dem Mann daruff zu schicken, und wolt uns nit säumen oder verhindern sunderlich den Esel uff neste Dinstage mit dem Mann zu schicken, so wollen wir uff genannten Dinstag Morgen früh unsere Statteten zu euch schicken, der sol den Esel und den Mann geletten gein Darmstat. Datum uff des Herrn Vasenacht." — Noch im Jahre 1588 forderte der fürstliche Keller, Johann Senger, weil wieder einige Weiber ihre Männer geschlagen, den

---

jetzt den Namen „heiliges Kreuz" führt. (Jetzt ein Landgut nebst Wirthschaft, dem Herrn J. J. Dieffenbach gehörig). Sie wurde wie die Kapelle auf dem Herrgottsberg nach der Reformation abgebrochen, und mit den wenigen dazu gehörigen Gütern verkauft. 3) St. Martins Altar. Der Altariste versah zugleich die St. Martinskapelle in dem Bessunger Wald, auf dem sogenannten Herrgottsberg gelegen, der eben davon diesen heiligen Namen erhalten. 4) Altar Trium Regum, oder der heiligen drei Könige. Die Gefälle dieses Altars bezog im Jahr 1558 Johann von Sorgenloch, gen. Gensfleisch, ein Nachkommen Guttenbergs von einer Seitenlinie. 5) Altar St. Catharina und 6) Altar St. Sebastian, deren Gefälle nach der Reformation zu der deutschen Stadtschule verordnet wurden. 7) Altar der zehntausend Märtyrer, den Grafen Johann von Katzenellnbogen (siehe oben) und seine Gemalin Anna begifteten. Außerdem war auch im Schloß zu Darmstadt ein Altar, dessen Gefälle den herrschaftlichen Kellern zufielen. Bessungen und Niederramstadt waren Filiale von Darmstadt. Nach der Reformation wurden an beiden Orten wieder besondere Pfarrer eingesetzt, dem zu Bessungen, der einen Altar zu St. Johann hatte, wurde das Einkommen des Altars der zehntausend Rittermärtyrer zu Darmstadt zur Besoldung angewiesen. — Die Stadt Darmstadt, die schon 1330 zur Festung geworden war, kam durch Erbauung des Schlosses (zwischen 1360 — 1375) noch mehr in die Höhe, und wurde die gewöhnliche Residenz der Grafen von Katzenellenbogen in der Obergrafschaft. Das erste Schloß wurde 1546 im schmalkaltischen Kriege durch den kaiserlichen Heerführer, den Grafen von Beuren zerstört. Landgraf Georg I. baute auf derselben Stelle ein neues.

*) Schultheis und Schöffen vom bösen Hundert geben sich in den Akten nicht nur selbst den Titel, sondern empfangen ihn auch von andern. Der Bürgermeister und Rath der Stadt kann nicht darunter verstanden werden, da er nicht aus hundert Personen bestand, sondern es war ein Ausschuß der Bürgerschaft, der in Polizei- und Criminalsachen zu sprechen, auch für Verwahrung der Festung zu sorgen hatte.

Franckensteinischen Esel nach Darmstadt, mit dem Anhang, daß ihn die Herrn von Franckenstein nicht allein hierher, sondern im Nothfall auch Pfungstadt, Niederramstadt und andere Orte der Obergrafschaft zu stellen hätten, gegen welches Letztere aber Ludwig von Franckenstein in der Antwort heftig protestirte. Wie hat sich seit der Zeit die Welt verfeinert! Wie ist es mit der weiblichen Sanftmuth ganz anders worden! Daß in Darmstadt insbesondere der Franckensteiner Esel, oder Schultheiß und Schöffen vom bösen Hundert dazu beitragen wird Niemand vermuthen, wenigstens schweigen die Alten davon. Genug man fand im folgenden Jahrhundert weder Esel noch Eselsleben mehr nöthig. Auch muß ich zur Rettung Darmstadts nicht vergessen, daß ihr dieses ungalante Verwahrungsmittel gegen die weibliche Uebermacht nicht ausschließlich einheimisch war. Als sich 1593 eine Frau zu Maulbach, Amts Homberg an der Ohm, gegen ihren Mann ungehorsam erwiesen, und ihn sogar geschlagen hatte, so berichtete der dortige Keller, Georg Rüdig, den Vorgang an die Regierung zu Marburg, mit dem unmaßgeblichen Bedenken, daß, wie ihn etliche versichert, in solchem Fall nach altem Brauch die Frau auf einem Esel reiten, und der Mann, der sich schlagen lassen, den Esel leiten müsse.

Landgraf Ludwig V., der Getreue, beim Papst Paul V. zu Rom 1618 und 1619.

Von Ludwig Baur *).

I.

Eine der wichtigeren und interessanteren Episoden in der Lebensgeschichte des Landgrafen Ludwig V. war die von ihm in den Jahren 1618 und 1619 unternommene, aber nur bis zur Insel Malta wirklich ausgeführte Reise nach Jerusalem. In ganz Deutschland, namentlich aber in dem protestantischen Theile desselben, rief diese auffallende Pilgerfahrt eines evangelischen Fürsten, welcher in seinem Zeitalter eine bedeutende politische Stellung einnahm, eine außerordentliche Sensation hervor, und es verbreiteten sich über dieselbe die abentheuerlichsten Gerüchte. Wir wollen versuchen, aus den freilich nur noch sehr sparsam vorhandenen Actenstücken, von deren Umfang und Bedeutsamkeit hier wie überall der Geschichtschreiber stets abhängig ist, und mit Hülfe mühsam aus Rechnungen, Correspondenzen u. dgl. zusammengetragener Notizen **) ein möglichst vollständiges Gemälde jener, auch als Beitrag zur Sittengeschichte nicht uninteressanten Reise, und derjenigen Motive zu entwerfen, durch welche der Landgraf zu deren Vornahme bestimmt worden ist.

In älterer und neuerer, selbst in neuester Zeit noch hat man über die Frage gestritten, welches wohl die Beweggründe gewesen sein möchten, die Ludwig zu einem Entschlusse bestimmt haben, der einige Jahrhunderte früher wohl natürlich erschienen wäre, bei den damaligen politischen Conjuncturen aber, wo die Gährung der Gemüther den höchsten Grad erreicht hatte, der Ausbruch eines blutigen, langdauernden Krieges täglich zu erwarten und in diesem Falle Alles für den abwesenden Landgrafen

*) „Die Pilgerreise des Landgrafen Ludwigs von Hessen-Darmstadt, nach dem heiligen Grabe und sein Besuch bei dem Papste Paul V. zu Rom, im Jahre 1618 und 1619. Vom Geheimen Archivar Baur." Archiv für hessische Geschichte, 4. Band, 3. Heft, S. 1. ff.

**) Die vorzüglichsten Reisen, welche der Landgraf überhaupt machte, sind folgende: Im Jahre 1594 und 1595 nach Lothringen; 1601 nach Crossen in der Mark Brandenburg; 1603 ebendahin und nach Franken; 1604 nach Plessenburg; 1607 nach Prag; 1608 nach Ansbach; 1610 und 1611 nach Jütterbock; 1612 nach Onolzbach; 1613 nach Regensburg; 1614 nach Naumburg und 1617 nach Pommern und Meissen. Ueber die geheime Reise Ludwigs nach Dresden und die folgenreiche österreichische Zusammenkunft daselbst, welche diese Reise erklärt, vergleiche von Rommel, hess. Geschichte, Band VI. p. 188.

auf dem Spiele stand, ohne Beispiel und gänzlich unbegreiflich war. Man konnte sich diesen Schritt, und dahin ging auch fortwährend die öffentliche Meinung, nicht anders erklären, als daß der Landgraf eine Religionsänderung beabsichtige und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg folgen werde, der einige Jahre zuvor insgeheim zur römisch-katholischen Kirche übergetreten und ihm überdieß sehr befreundet war. Diese Meinung wurde noch besonders durch den Umstand unterstützt, daß Ludwig auf der genannten Reise nur katholische, aber gar keine protestantischen Höfe besuchte, daß er auf derselben mit dem Papste Paul V. in Rom eine Unterredung hatte *), daß er seit einer Reihe von Jahren mit den bedeutendsten Vorfechtern des Katholicismus in stets lebhaftem Verkehre stand, auch die eifrigsten Gegner des Protestantismus bei ihm ein- und aus- gingen; Verbindungen, welche er übrigens lediglich im wohlverstandenen Interesse seines fürstlichen Hauses unterhielt, durch deren Hülfe er auch seine Agnaten zu Cassel weit überflügelte. Hierzu kam noch seine bekannte Anhänglichkeit an den Kaiser und das österreichische Haus, welche ihm den ehrenvollen Beinamen „des Getreuen" erwarb. Uebrigens scheint der Landgraf selbst vorausgesehen zu haben, zu welchen üblen Nachreden der Schritt, zu dem er sich, wie er mehrmals sagt, aus eigner Bewegniß und aus gewissen Ursachen entschlossen, Veranlassung geben werde: denn er schrieb am 19. Februar 1618 seinem Bruder, dem Landgrafen Philipp von Butzbach, welchem er stets ein besonderes Zutrauen erwies:

Ich bitte aber E. L. umb Gotteß willen, sie wöllen ferner dießes werks vnd Meines vorhabens wegen Jegenn Niemand auch meiner Diener keinen nichtß mehr gedenkhen lassen, damit alleß so viell möglich inn der stille verpleiben möge, nur allein darumb, daz eß nit mehr gespräche gebe, dann E. L. selbstenn hochvernunfftigk zu erachten, dz mir leichttlichen große vngelegenheit vnd schimpfliche Nachreden darauß entstehen könnten, Waß sonsten Mein vorhaben betrifft, hab ich solcheß ledtiglich in Gottes willen gestellet, vnd bitte ihn, dz er mein Herz also inn dießen sachen regieren wölle, wie es ihme gefälligt wird sein, zweiffle auch gantz nicht Seine Allmacht eß also schickenn werde, dz ich deroselben zu dankhen vmb so viell mehr vrsach haben werde.

II.

Der Landgraf Ludwig an den Grafen von Hohenzollern.

Von dannen bin ich durch Gottes segen nach Malta kommen, da mir dann abermahle viell große ehr vnd freundtschafft widerfahren, weill dann mit Meinem schieff so ich gediengt im hin vnd zurückhreißen von Jerusalem vnbekanndt fortt zu kommen mir vnmöglich geweßen, habe ich des Großmeisters alhier getreuwen Raht gebetten, wie ich Meine Reiß ferner anstellen möchte, vnd ob S. L. vermeinten, dz ich alßo fortreißen vnd da Ich an Landt setzte wider zurückh gelassen werden möchtte, S. L. haben mir vor solch gut an Vertrauen gar freundlich gedanket, vnd mich zum eifferigsten von Meiner Reise abgemahnet, dan sie mich versichern wollten, da ich verkundtschafft würde, vmb Leib ehr vnd guth kehme vnd nit wieder loß gelassen würde, der verkundtschafftung wegen, schwiegen die Marinari nit vnd zu deme schrieben die Sclaffen von hier waß sie wüsten, vndt seindt auch schieffe vor und nachgangen die zu Marsilien nachrichtung von meiner reiße bekommen, weill ich alda vnd zu Tolon fast 3 wochen vff windt wartten müssen, Ich habe aber Gott lob die Reiß biß hiehero vollbracht, darfür ich Gott billich zu dankhen, dann der Türkischen Corsari wegen dz meer gar vnsicher, vnd haben die ehrlichen Cavallieri alhier sich zum höchsten erfrewet dz wir so glücklich durchkommen, dan sie wenig tage zuvor mit 7 Galleonen geschlagen,

*) Senkenberg deutsche Reichsgeschichte. XXIV. 272.

auch nach der Handt, weill wir hier gewesen, mit 8 vnd weniger schieffenn zu vnderschiedtlichen mahlen, schieffe biß baltt hier inn port seindt gejagtt worden. Weill dann der Herr Großmeister, dessen L. mich zu ihrem Sohne anzunehmen gewürdiget, mich zum höchsten von meiner Reise abgemahnet vnnd die widerkehr vnmöglich gemacht, weill ich vnbekant nit fortkommen können, Alß habe ich endlich, da ich mich nicht selber muthwillig umb den halß bringen, vnd den Bestien vorsetzlichen vbergeben wöllen, S. L. getrewen Raht follgen müssen. Meine Reise hette ich gar gern verrichtet dann in 14 tagen wann der windt were gut gewesen Ich zu Jaffa 3 oder 4 tagreisen von Jerusalem hette sein können. Es ist mir aber Alles so schwer gemacht worden, daß Ichs vor dißmal Instellen müssen.

Am Abend des 20. Februar verließ Ludwig Malta auf 2 Ordensgaleeren, begleitet von dem Ordensgeneral und den vornehmsten Rittern, namentlich des v. Andelot, v. Bertancourt, Ugolius Grifoni, v. Rosenbach, v. Cloßen, v. Compressi u. A., unter den Segenswünschen und Ehrenbezeugungen des Großmeisters und der zurückbleibenden Ordensbrüder. In Syrakus, wohin man zunächst fuhr, mußten die Reisenden widriger Winde wegen einige Tage still liegen, dann ging es weiter nach Messina, von da legten sie in 24 Stunden 60 deutsche Meilen bei gutem Winde zurück und gelangten am 4 März glücklich nach Neapel. Der Vicekönig, Herzog v. Ossuna, empfing den Landgrafen gleichfalls mit der höchsten Auszeichnung, führte ihn sogleich in den Königlichen Palast, worinnen er selbst wohnte, und bewirthete ihn dort auf das Kostbarste. Auch streckte er ihm 600 Dukaten vor, da der Landgraf bei nunmehr völlig geändertem Reiseplane die in Alexandrien, Constantinopel und Jerusalem angewiesenen Wechsel nicht erheben konnte und daher von Gelde ziemlich entblößt war.

Von Neapel nahm Ludwig seinen Weg über Caprarola nach Rom, welche Stadt er am 12. März erreichte und daselbst einige Tage zu verweilen beschloß. Ueber seinen Aufenthalt daselbst und die mit dem Papste Paul V. aus dem Hause Borghese, gehabte Unterredung hören wir am besten den Landgrafen selbst:

Vnd ob ich schon vermeint deß orts (zu Rom) vnbekanndt zu sein, vnd vber ein Tag mich nicht aufzuhalten, So hat doch der Babst, wie ich darvor halten muß, von Napoli oder Malta auß solcheß erfahren, vnd deß andern morgens frühe sind mir mit vorwissen des Babst durch seinen Hoffmeister 24 Flaschen des besten weins, vnd stattlich Confect verehrt worden, auch darüber alle Tag, so lang ich bleiben würde, ein gewisses an wein vnd anderm, wie es dem Cardinal Burgese vnd Herzog von Montun, der newlich auch da gewesen, gegeben worden, nicht allein verordnen, sondern auch darneben, was ich weiters begehren würde, anbieten lassen, Vnd ist mir von des Babsts vornehmen Diener einem angedeutet worden, daß der Babst gern sehe, wenn ich ihn ansprechen, sonderlichen weil ich denn König von Hispanien hette angesprochen, möchte es übel aufgenommen werden, wan ich zu Rom nicht auch dergleichen thäte, Ich habe gesagt, bey dem König hette ich vrsach gehabt, mich anzugeben, bey dem Babst aber hette ich nichts anzubringen, eß würde übel gedeutet werden, es ist aber so inständig angehalten worden, daß ich endlich durch den Haubtman von Gissen mich erklären lassen, daß ich mir zwar nicht wolte lassen zuwider sein, den Babst alß einen Großen Herrn anzusprechen, vnd reverentz zu thun, aber nicht dergestalt, daß ich ihn vor das Haubt vnserer Kirchen hilte, darauf ich dan deß andern Tags gegen abend, durch der Kays. Mt. Residenten, vnd deß Babst Cämmerern Sig. Rudolphi ins Palatiam a Montecorallo, vnd so bald ich hinauff kommen in deß Babsts Cammrr vor welcher gleichwol wenig Cammerherrn aufgewartet, geführt worden, vnd ist der Babst in der Cammer gestanden, Ich habe

ihm tiffe reverentz gemacht, aber doch den Pantoffel nicht geküst*), dan ichs auch vorher sagen lassen, daß ich solches nicht thun würde, Alßbald hat er der Babst mit mir in der Cammer fast ein Virtelstundt auff vnd nieder spatzirt, vnd mich nach meiner reiß durch Hispaniam vnd Malta gefragt, wie mirs gangen, vnd ob ich auch das meer vertragen können, Sie were auch einmal auß hispanien nacher Rom mit dem Cardinal Cajetano gefahren, es hette denselben auch keine hinderung geben, haben mich auch gefragt, wie lang ich wolte zu Rom bleiben, ich antwortet, wolte den andern Tag gleich fort, sonderlich weil das Böhmische wesen sich noch nicht gestillet, vnd vnruhe in Deutschland auch zu besorgen were. Darauf der Babst geantwortet, daß nunmehr etwas besser Zeitungen ankommen, vnd dahero gute hoffnung vorhanden, daß sich das weesen accommodiren würde, Ich solle nur wohl zu Rom ausruhen, vornehmen, was mir belibte, mich im wenigsten etwas befahren, da auch ich einige scrupulum hette, Solle ichs nur sagen, vnd mir nichts ungleiches einbilden, dan ich zu Rom so sicher sein soll, alß zu Hauß. Sie haben auch gefragt nach meinen Kindern, wie viel Söhn und Töchter ich hette, Alß ich vermeld, haben Sie gewünschet, daß Sie Gott solte segnen, mir auch die Benediction geben vnd gesagt, Sie wolten Gott fleißig vor mich bitten, daß er mich erleuchte, vnd vor vnfall bewahren wolle, darauf ich dan mich bedankt vnd reverentz gemacht, vnd abschied genommen, Alß ich aus der Cammer gangen, hat der Babst mich bis an die Thür begleitet, darnach haben meine Diener alle ein reverentz gemacht, vnd bin ich so bald darnach wider in mein Losament gefahren, meiner religion bin ich Gott lob allenthalben bekandt gewesen, vnd nirgendt geheuchelt, daß ich zu Rom den Babst angesprochen, daran verhoffe ich werde nicht vnrecht gethan haben, weile es, wie vorgemelt, an mich bracht worden, ich auch meine gemüthsmainung vorher hab sagen lassen, der Babst auch ein großer herr, vnd so wohl ein Mensch ist alß ein anderer, Ich habs aber doch zuvor wohl in rhat gestelt, dan ich des Haubtmann von Giessen, Capitain Schwalbachs, Wurmßers, vnd meines Stallmeisters Sebachs rhat darüber vernommen, weiln wir dan alle darvor gehalten, es könnte sein, haben wirs gethan, der Signor Rudolphi vnd andere haben auch gar hart angehalten, Ich solte bleiben biß an Palmarum, daß ich den Babst sehe meeß lesen, Ich habe aber deßwegen mich zum höchsten entschuldigt, vnd mich nicht aufhalten lassen, dan ich den 23. Martij aus Rom gezogen, vnd hat der Cardinal Burgese zwo Gutschen verordnet, darauf mich der Signor Rudolphi**) biß auf die erste post begleitet, darnach bin ich vf der Post fortgeritten.

Ein fürstlicher Mäßigkeits-Verein des 17. Jahrhunderts.

Aus Büchners Chronik***).

Ordo temperantiae.

Wie solcher anno 1601 zu Heydelberg von verschiedenen daselbst versamblet gewesenen Churfürsten, Grafen, Herrn und von Adel verabredet und aufgerichtet worden, wovon Herr Landgraf Mauritius zu Caßell der Stiffter, und Herr Friedrich Pfaltzgraf bey Rhein und Churfürst Patron gewesen.

Zu wißen sey jedermänniglich, daß bei jetziger Chur- und fürstlicher Zusammenkunft alhier zu Heydelberg, Zuvorkommung überflüßiges Truncks, wie auch andern

---

*) Graf Khevenhüller, Annal. Ferdinand. IX. 771, der sonst wohl unterrichtet ist, erwähnt ausdrücklich das Gegentheil.

**) Der Landgraf trat später mit ihm in schriftliche Verbindung.

***) Aus der ungedruckten Chronik von August Büchner.

unordentlichen Wesens, so leichtlich aus übermäßigem Trunk entstehen mag, sonderlich aber zu Gottes Ehren, alß der da gebeut, sich vor freßen und sauffen zu hüten, (Lucae 21) sich die Durchlauchtigste, Durchlauchtige und Hochgeborne, auch Wohlgebohrne und Edle Herrn, Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herrn und Rittermäßige, in der Subscription benennte, gutes Wißens und Willens mit einander bered und verglichen haben, wie hernachfolgende Articuli außweisen.

Zum Ersten. Wollen alle und jede, in diesem Orden Temperantiae begriffene sich verpflichtet haben, von dato dieses des 14. December, jetztlauffenden Ein Tausend Sechshundert und Ersten Jahrs, bis auf künfftigen 25. December anno 1602 alles Sauffens, in was Geträncke das auch seyn möge, zu enthalten.

Zum andern. Damit dieses soviel desto gewisser gehalten werden möge, So wollen Hoch- und Wohlgedachte Ordens-Verwandte, obbesagte ganze Zeit über, auf einer Mahlzeit nicht mehr als sieben Ordensbecher mit Wein austrincken, auch sich durch keinerley Wege, wie die Namen haben mögen, bey einer Mahlzeit mehr in Wein auszutrinken bewegen lassen.

Zum dritten. So will auch kein Ordens-Verwandter in 24 Stunden mehr als zwo Mahlzeiten halten, da dann bey jeder Mahlzeit, Sieben Ordens-Becher mit Wein zu trinken erlaubt seyn sollen. Außerhalb der Mahlzeit aber, es seyn zur Suppen, zwischen denen Mahlzeiten, oder nach der Abendmahlzeit zum Schlaftrunck, soll keinem erlaubt seyn, eintzigen Trunck, Glas oder Becher Wein mehr, zuzusetzen.

Zum vierten. Da aber je einer zu Suppen Wein trinken müste oder wolte, soll er doch schuldig sein, dasjenige, so Er an Wein getrunken, von denen Sieben Morgenmahlzeits-Bechern abzukürzen, also und dergestalt, daß nach verrichteter Morgenmahlzeit die Sieben Morgenmahlzeits-Becher nicht überschritten seyen.

Zum fünften. Gleichergestalt, so einer zwischen denen Mahlzeiten, oder auch nach der Abendmahlzeit zum Schlafftrunck Wein trincken müste, oder wolte, soll Er doch das, so er auf solche Zeit an Wein getruncken, an denen Sieben Abendmahlzeits-Bechern, abzurechnen schuldig seyn, also nun dergestalt, daß wann einer schlaffen gehet, die Sieben Abendmahlzeits-Becher nicht überschritten seyen.

Zum sechsten. Damit auch keiner über Durst zu klagen, so soll einem jeden, sowohl zu beiden Mahlzeiten, alß außerhalb deren zu jeden Zeiten erlaubt seyn, Bier, Sauerbronnen, Waßer, Juleb und dergleichen schlecht geträncke, zuzutrinken, doch mit der Bescheidenheit, daß der erste Satz nicht überschritten werde.

Zum siebenten. Hingegen aber soll keynem erlaubt seyn, seinen Ordensbecher mit gebrannten, Spanischen, welschen oder andern starcken oder gewürtzten Weinen außzutrincken, darunter dann auch starcker Meth, truncken machendes Bier, alß Hamburger Bier, Briehahn und dergleichen begriffen seyn sollen.

Zum achten. Ob aber einer zur Lust obbesagten starcken Geträncks gebrauchen wolte, soll ihm zu jeder Mahlzeit nicht mehr alß ein Ordensbecher solchen Geträncks erlaubt seyn, jedoch soll der gebrante Wein hierunter durchaus nicht gemeinet seyn, und soll auch solcher Trunck starcken Geträncks demnächsten in der Zahl gebührlich abgezogen werden.

Zum neunten. Soll auch keinem die Sieben Ordensbecher auf einen oder zwey Trunck außzutrincken macht haben, sondern zum wenigsten über denen Sieben Ordensbecher drey Trunck thun.

Zum zehenden. Es soll auch keiner Macht haben, weder einen oder mehr, vielweniger alle Ordensbecher, der Abendmahlzeit, oder hingegen einen mehr, oder alle Ordensbecher, der Morgenmahlzeit, diese für jenen, oder jene zu diesen zuzutrincken.

Zum eilften. Und damit dieses alles so viel desto besser gehalten werde, so soll ein jeder Ordens-Verwandter schuldig seyn, ob er selbst einen oder andern Articul überschritte, oder einen andern Mitt-Ordens-Verwandten überschritten vernehme, solche Ueberschreitung bey seinem Gewißen an die Mitt-Ordens-Verwandte, sonderlich aber an des Ordens Temperantiae Patronen und Stifter gelangen zu laßen.

Zum zwölfften. So nun über versehens einer oder mehr wider obgeschriebene Sätze handelln oder verbrechen würde, und solches Verbrechens Hochgedachte Patronen und Stiffter wohlbesagten Ordens berichtet seyn, sollen Hochgedachte Patronen und Stiffter dem nächsten durch drey unschuldige Ordens-Verwandten erkennen lassen, ob der Verbrecher mit der größten, mittlern oder geringen Straffe zu belegen seye. Und soll die größte Straffe seyn, von dato seiner Verbrechung bis über ein Jahr in keinerley Ritterspiel zu Roß und zu Fuß sich gebrauchen zu lassen: Die Mittlere Straff aber von dato seines Verbrechens biß zu Außgang der verglichenen Ordenszeiten keinen Wein zu trinken. Die geringe Straff aber soll seyn, Zwey seiner besten Pferde dem ganzen Orden verfallen zu seyn, oder Dreyhundert Thaler, von dato seines Verbrechens innerhalb Monatsfrist, besagtem Orden zu erlegten, Und nach solchem Erkandnuß sollen nicht allein der Patron und Stiffter, sondern auch die sämbtliche Ordens-Verwandte schuldig seyn, erkante Straffe, nach ihrem besten Vermögen zu exequiren.

Zum dreyzehenden, soll auch keiner von denen besagten dreyen Oppmännern gefällten Erkandnuß zu appelliren, protestiren, oder einige Wege sich zu eximiren, macht haben. Wie auch, da entweder der Patron oder der Stiffter des Ordens selbsten überschreitten solte, ebenso wenig alß die andern mit Ordens-Verwandte exempt seyn sollen.

Zum vierzehenden und letzten, soll auch kein Ordens-Verwandter macht haben, einigem Menschen, vielweniger seinem Ordens-Verwandten bescheid zu thun zwingen, tringen, oder auf andere Weise nöthigen, vielweniger eintziger Ordens-Verwandter über seinen guthen Willen Bescheid thun, vielmehr aber sollen die Ordens-Verwandten Ihre Mitt-Ordens-Verwandte, so zum Trunck genöthiget werden möchten, zu entschädigen schuldig seyn. Neben dem, so entwann andere Ritter mäßige Personen Lust tragen wolten, mit in diesen Orden zu schreitten, sollen sie dieselbige bei dem Herrn Patronen und Stiffter angeben, auch keiner ohne der beeden Consens zugelaßen werden, jedoch so innerhalb vierzehn Tagen keine Resolution bey gedachten Herrn Patronen und Stiffter gehohlet werden könnte, soll einem jeden Ordenspersohnen zugelaßen seyn, eine solche Persohn, auf vorgezeigte Articul und Supscription seiner bei sich habenden Copie in Orden zu nehmen, doch daß er dem nechsten solcher eingenommenen Persohn balden Bericht an den Herrn Patronen und Stiffter thue, damit dieselbige jederzeit wißen können, Wer, und wieviel der Ordens-Verwandten seyen, und soll ein jeder neuer eingenommener Ordens-Verwandter schuldig seyn, auf seinen Costen, einen gleichmäßigen Ordensbecher, von dato seiner Einnehmung in Monatsfrist, ihnen selbsten verfertigen zu laßen.

Dieses alles obgeschriebenes haben sich vor Höchst- und Hohe- auch Wohlermelte und Edle, Churfürsten, Fürsten, Grafen, Herrn und Ritter, mäßige, stet und fest zu halten verglichen, auch darüber zwey gleichlautende Originalia verfertigen laßen, somit aller Ordens-Verwandten eigener Subscription bekräfftigt, deren eins dem

Patronen, das andere dem Stiffter des Ordens Temperantiae zu verwahren zugestellet worden, neben dem ist einem jeden Ordens-Verwandten Copia dieser Satzung zugestellt worden, und haben sich sämbtliche Ordens-Verwandte verglichen, dem Durchlauchtigsten und Hochgebohrnen Churfürsten, Herrn Friedrichen, Pfaltzgrafen bey Rhein und Hertzogen in Beyern rc. vor einem Patronen, wie auch den Durchlauchtigen Hochgebohrnen Fürsten Herrn Moritzen, Landgraffen zu Heßen, Landgraffen zu Kazenellnbogen rc. rc. vor den Stiffter dieses Ordens zu erkennen und zu halten; Geschehen zu Heydelberg, Montags nach dem dritten Advent, in Die Nicasy den 14. December Anno Ein Tausend Sechshundert und Eins.

Welcher Ordens-Verwandter, nachdem er seinen Ordensbecher und Ordenszeichen empfangen hat, Denselben oder daßelbe nit jeder Zeit in guther Verwahrung haben wird, also, daß da Er darum befraget, denselben oder daßelbe nit in vierundzwanzig Stunden auffweisen kan, der soll in der dreyen Oppmänner Straff, nach ihrem Guthachten gefallen seyn.

Friedrich Pfaltzgraf Churfürst.
Johann Georg.
F. Henry de Nassau.
Friederich Magnus Graf zu Erbach.
Philipp Graf zu Sollms.
Johann Wild und Rheingraf.
Abraham Burggraf und Herr zu Dohna.
Moritz Landgraf zu Heßen.
Ludwig Landgraf zu Heßen.
Erich Graff zu Leiningen und Dachsburg.
Otto Graf zu Sollms der Jüngere.
Ludwig Graf zu Erbach.
Wilhelm Freyherr zu Winnerberg.
Herrmann zu Wittenhorst.

Geschichte der Universität Gießen.

Von E. L. Nebel.

Der Name der Stadt heißt in den ältesten Urkunden Gizen, Geyzen, Gießen, und er kommt bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts nie anders vor, als zu den Gizen, Gizzen oder Gießen. Aus diesen Beiwörtern zu den Gießen, und aus mehreren alterthümlichen Merkmalen darf man wohl den Schluß machen, daß hier bei den alten Deutschen eine geweihte Stätte, ein heiliger Hain gewesen, wo Gottheiten verehrt und wo die Ruhestätten emsig gesucht wurden. Diese Muthmaßung wird durch manche Ortsnamen ähnlicher Ableitung bestätigt, wie Geismar (berühmt durch die Thoreiche, die Bonifacius umhieb), Geisa im Fuldischen, Geisenheim im Rheingau, Götzen bei Schotten, Götzenhain in der Dreieich. Gießen selbst erscheint indessen nicht früher in der Geschichte, als zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Diese heilige Stätte stand daher wahrscheinlich nach Einführung des Christenthums verödet, dagegen erscheint Selters, auf dem heutigen Seltersberge, südlich ganz nahe bei der Stadt, öfter in dem Zeitalter der Karolinger, wie das Schenkungsbuch des Klosters Lorsch beweist. Dieser Name läßt darauf schließen, daß sich hier eine, späterhin untergegangene Salz- oder Mineralquelle befunden habe, welche die alten Deutschen ungemein schätzten und sich in der Nähe ansiedelten.

Die ältesten Herren der Umgegend von Gießen waren aus dem Konradinisch-Salischen Geschlechte, aus welchem Kaiser Konrad I. hervorging. Nach dem Erlöschen desselben finden wir hier die Grafen von Glizberg oder Gleiberg, einer Burg, in der Geschichte berühmt. Es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Graf Wilhelm von Glizberg, veranlaßt durch eine Erbvertheilung, hier eine Burg gegründet habe. Seine Tochter Salome erscheint in Urkunden zuerst 1190, und mit dem Beisatz, Gräfin von Gießen 1197. Ihre Tochter war an den Pfalzgrafen Rudolph von Tübingen verheirathet, und ihr Enkel Wilhelm nennt sich Graf von Tübingen und von Gießen. Er hatte hier seinen Wohnsitz und erscheint in Urkunden bis 1244.

Sein Sohn Ulrich folgte ihm, und 1265 veräußerte derselbe seine Grafschaft oder Herrschaft Gießen, wahrscheinlich durch Kauf, an den Landgrafen Heinrich das Kind von Hessen. Von dieser Zeit an blieb Gießen mit seiner Umgebung ein Theil des Fürstenthums Hessen.

Durch den Tod Landgraf Philipps 1557 erfolgte eine Theilung von Hessen, und das Oberfürstenthum Hessen mit Gießen gelangte an den zweiten Prinzen desselben Landgrafen Ludwig IV. von Hessen Marburg. Dieser, ein Regent, welchen die Nachwelt mit Hochachtung nennt, erbaute in Gießen ein großes und kostbares Zeughaus, versah es mit einem großen Waffenvorrathe mancherlei Art zum Gebrauche für das ganze Hessen, und ließ neues Geschütz gießen. Auch baute er ein neues fürstliches Schloß, da die alte Burg zur Wohnung des Stadthauptmanns angewiesen war. Die steinerne Brücke über die Lahn, welche erst vor wenig Jahren durch eine neue ersetzt worden ist, wurde auf seine Veranstaltung errichtet.

Landgraf Ludwig IV. starb den 9. October 1604, und mit ihm erlosch seine Linie. In seinem Testamente, wovon er den Beinamen Testator erhielt, setzte er seine Vettern von den beiden noch bestehenden Linien, Kassel und Darmstadt, zu Erben ein, und verordnete, daß Marburg eine Gesammtuniversität bleiben, und daß das Zeughaus zu Gießen ungetrennt bleiben sollte. Diesem fügte er noch zwei Klauseln hinzu, nämlich, daß keiner der Nachfolger in seinen Ländern die evangelisch-lutherische Lehre abschaffen, und keiner sein Testament anzufechten, oder umzustoßen versuchen solle. Wer dieses thue, solle der Erbschaft verlustig sein. Er hatte nämlich die Hinneigung des jungen Landgrafen Moritz von Kassel zur reformirten Lehre geahnet. Als in der Folge Landgraf Moritz die lutherische Religion in seinem Erbtheil abgeschafft und die reformirte eingeführt hatte, Darmstadt aber sich darüber beklagte, daß er der Klausel bei der Erbfolge zuwider gehandelt habe, und daher der Erbschaft verlustig zu erklären sei, so gab man von Seiten Kassels zur Antwort, daß Darmstadt nunmehr das Testament angefochten habe, folglich ebensowohl der Erbschaft verlustig sei. Der Grund oder Ungrund dieser Replick fällt in die Augen.

Die beiden Vettern, Landgraf Moritz von Kassel und Ludwig V. der Getreue, von Darmstadt, setzten ein Austrägalgericht nieder, nach dessen Ausspruch das Fürstenthum in zwei gleiche Theile getheilt und jenem die Universität Marburg, diesem die Festung Gießen mit dem Zeughaus zuerkannt wurde. Landgraf Ludwig nahm in dem ihm zugesprochenen Lande die Huldigung ein, behielt sich jedoch seine weiteren Ansprüche und Rechte dabei vor. Er verstand nämlich darunter die Theilung nicht nach Stämmen, sondern nach Köpfen, auf die seine beiden Brüder drangen.

Landgraf Moritz hatte sogleich nach dem Antritt der Marburgischen Erbschaft, in Cassel und dem ganzen Niederfürstenthum den Ritus der Kommunion nach der reformirten Lehre umgeändert, den Katechismus Lutheri abgeschafft und einiges der hessischen Kirchenordnung zuwiderlaufende eingeführt: er begann nun auch diese Abänderungen in Marburg einzuführen. Es erschien eine Verordnung, die vier Verbesserungspunkte enthaltend: sie betrafen die Allgegenwart Christi dem Leibe nach, die Anordnung der zehn Gebote, das Brodbrechen und die Abschaffung der Bilder und Bildsäulen. Den Professoren der Theologie wurde nicht nur untersagt, etwas diesen Punkten zuwiderlaufendes zu lehren, sondern sie wurden auch durch den Kanzler und die Räthe, und hierauf von dem Landgrafen selbst, wiederholt ermahnt, diese Punkte anzunehmen und zu unterschreiben. Da sie sich mit Bestimmtheit erklärten, daß dieses ihrem Gewissen und ihrer Amtspflicht zuwiderlaufe, erhielten sie am 22. Juli 1605 ihren Abschied, und ihre Stellen wurden sogleich durch reformirte Prediger besetzt. Eine am 6. August in der Stadtkirche gehaltene Predigt über das Abschaffen der Bilder veranlaßte einen Aufruhr der Bürger, wobei die neuen Professoren und Prediger in der Kirche stark mißhandelt wurden. Landgraf Moritz brachte durch Ernst und Festigkeit, mit Milde verbunden, die aufgeregten Gemüther zur Ruhe, und führte im folgenden Jahre in seinem Antheil des Oberfürstenthums die Lehre, welche

er für die reine und richtige hielt, mit durchgreifender Consequenz ein. Jedem Geistlichen in der Provinz wurde aufgegeben, die vier Verbesserungspunkte entweder anzunehmen und zu unterschreiben, oder seine Entlassung zu nehmen. Das Ergebniß war, daß fünf und fünfzig, mit Einschluß der Marburgischen Theologen, die Unterschrift verweigerten, und sich plötzlich mit ihren Familien brodlos sahen, sechs und dreißig dagegen unterzeichneten und in ihrem Amte blieben.

Landgraf Ludwig V. versicherte in einem Schreiben vom 11. August die Marburgischen Theologen Leuchter, Winkelmann und Mentzer, daß er in Entstehung der Marburgischen Reformation und Tumults gerne vernommen, daß sie sich von da abgewendet, daß er, weil sie ohne eine rechtmäßige Ursache ihrer Diensten entlassen worden, mit ihnen ein christliches und fürstliches Mitleiden trage und auf Mittel und Wege verdacht sein wolle, ihnen gebührenden Unterhalt zu verschaffen." Er beschied sie zugleich zu sich nach Darmstadt, und wies ihnen dazu Amtsfuhren an.

Die Folge der Berathschlagung mit diesen drei Professoren war, daß der Landgraf den 2. September einen Landtag mit den Ständen des Oberfürstenthums Hessen und der Grafschaft Katzenellenbogen in Gießen eröffnete und denselben bekannt machte, daß er sich vorgenommen habe, hier ein Gymnasium illustre zu gründen, dieses mit den berühmten der Religionsveränderung halber von Marburg vertriebenen oder unzufriedenen Professoren, Augsburgischer Konfession zu besetzen, und daß er die Landstände zum Beirath und Unterstützung aufforderte. Diese bewilligten hierauf, daß in den nach einander folgenden vier Jahren von jedem hundert Steuergulden ein halber Schreckenberger, jedes Jahr in zwei Zielen, zu diesem Behuf erhoben werden solle.

Gießen, welches kurz zuvor eine Kanzlei über das Oberfürstenthum Hessen erhalten hatte, welches seit 1602 der Sitz der Superintendentur, wurde nunmehr auch der Sitz einer Universität, und mit dem Gymnasium illustre wurde auch ein Paedagogium trilingue, worin die lateinische, griechische und hebräische Sprache gelehrt wurde, eröffnet. Die Eröffnung beider geschah am 10. Oktober 1605 mit feierlichen Reden, von sämmtlichen Lehrern in der größern Rathsstube des Rathhauses gehalten. Diese waren:

Theologen:	Johann Winkelmann, zugleich der erste Rector magnificus.
	Balthasar Mentzer.
Juristen:	Gottfried Antoni, Kanzler. Johann Kitzel.
Philosophen:	Konrad Dietrich, Professor der Ethik und Pädagogiarch.
	Kaspar Fink aus Gießen, Professor der Logik und Metaphysik.
	Christoph Helvicus, Professor der griechischen und hebräischen Sprache.

Die Stiftung des Gymnasiums zu Darmstadt 1. Januar 1627.

Von E. Dilthey.

Nachdem schon Philipp der Großmüthige im Jahre 1537 die erste hessische Universität zu Marburg gestiftet hatte, legte sein Sohn Georg I., der Fromme, den Grund zu dem Staate, welcher, nachher immer von Hessen-Cassel getrennt, sich allmählig von dem achten Theil aller hessischen Lande bis zu dem Umfange des jetzigen Großherzogthums erweitert hat. Bald fühlte man in demselben das Bedürfniß höherer Lehranstalten, durch dessen Befriedigung die meisten Landgrafen nicht bloß ihre eigne Liebe zu den Wissenschaften beurkundeten, sondern auch die Wünsche ihrer gebildeten Unterthanen und Staatsbürger auf eine edelmüthige Weise erfüllten. Demselben Fürsten, dessen Andenken die im Jahr 1607 gestiftete Universität in Gießen durch ihren Namen Academia Ludoviciana feiert, Ludwig V., dem Getreuen, verdankt auch unser Gymnasium seine erste Entstehung. Da die Begründung solcher Anstalten, die für Menschheit und Staat von dem höchsten Werth sind, und aus denen Jahrhunderte hindurch

unzählige Menschen ihre Bildung und ihr Lebensglück schöpfen, schon an und für sich zu den glorreichsten Thaten edler Fürsten gehört, so verdient es die höchste Bewunderung, wenn der Entschluß dazu erzeugt und ausgeführt wird unter Verhältnissen und Zeitumständen, deren Bösartigkeit weit eher den Umsturz und die Vernichtung derselben erwarten ließ.

Diese Bewunderung erregt Ludwig V., welcher mitten unter den Greueln und Zerwürfnissen des dreißigjährigen Krieges, wo seine Hauptstadt selbst im Jahre 1622 der achttägigen Plünderung des Mansfelders preisgegeben war, den ersten Gedanken zur Gründung unsres Gymnasiums hegte. Vorzüglich lebhaft mochte wohl dieser Gedanke in ihm werden, als er im Jahr 1623 durch einen Ausspruch des Kaisers die sogenannte Marburger Erbschaft erhielt, worauf die in Gießen von ihm begründete Universität wieder aufgehoben, oder vielmehr mit der Marburger vereinigt wurde. Für den Augenblick indessen wurde die Ausführung durch die fortdauernden Unruhen gehindert; und fast schien es, als sollte sie für immer unterbleiben, da der Landgraf sich nach dem Schlosse Lichtenberg zurückzog und hier, obgleich noch im kräftigen Mannesalter von 49 Jahren, durch das Vorgefühl seines herannahenden Todes bewogen, sein Testament machte. Aber durchdrungen von der Hoffnung, daß er den Segen seines Andenkens bei der Nachwelt um so reichlicher mehren würde, verordnete er in diesem Testament Folgendes:

> Zu Darmstadt soll unser Sohn und künftiger Landes-Regent, wofern Wir es bei Unserm Leben nicht selbst thun, eine feine Schul, die dem Paedagogio zu Marburg allerdings ähnlich und gleich sey, anordnen damit die Knaben, wenn sie in Darmstadt durch die Classes kommen, mit Ehren und Nutz zu Marburg Publicas Lectiones hören können. Solche Schul soll nicht nur eyfrig angeordnet, sondern auch fort und fort steiff, fest und väterlich darüber also gehalten werden; Damit auch Adliche und andere vornehme Leute ihre Kinder dahin schicken, und den Bürgern Nahrung etwas heraus wachsen, und man in den Kirchen eine Vocal-Musicam haben möge.

Zu gleicher Zeit wurde Nichts versäumt, was dazu dienen konnte, die Sache möglichst bald in's Werk zu richten. Zur Berathung wurde eine besondere Schul-Commission ernannt, bestehend aus dem Kanzler Antonius Wolff, genannt von Todtenwart, dem Vicekanzler Johannes Faber, dem Superintendenten Joh. Vietor und den landgräflichen Räthen Dr. Joh. Philipp Kleinschmidt und Adam Euth, welche die Resultate ihrer Berathschlagungen in einem unterm 9. Februar 1626 erstatteten Gutachten dem Fürsten vorlegten. Sie zeigten hierin, daß eine durchgängige Gleichheit mit dem Gymnasium in Marburg nicht nothwendig wäre, wenn nur gleiche Lectionen und Autoren eingeführt, und die Schüler ebensoweit, wie in Marburg gebracht würden, wobei einzelne Unterschiede in der Zahl der Lehrer, der Abstufung der Classen und andern Punkten von geringerer Bedeutung wohl bestehen könnten. Es wurde vorläufig auf vier Classen und fünf Lehrer angetragen, einen Rector, einen Conrector und drei Collegen. Zugleich wurden mancherlei Vorschläge gemacht, wie die Fonds zu den neuen Einrichtungen aufzutreiben sein möchten.

Leider aber täuschte den edeln Fürsten die Ahnung nicht, daß er die Gründung des beabsichtigen Werkes nicht mehr erleben würde. Von einer lebensgefährlichen Krankheit befallen starb er am 27. Juli 1626 und hinterließ seinem Sohn und Nachfolger Georg II. die Sorge der Förderung und Vollendung. Dieser eifrige Beförderer der Wissenschaften, mit allen Tugenden des Vaters geschmückt, ließ es auch wirklich eine seiner ersten und wichtigsten Regierungsangelegenheiten sein, wozu ihn ohnehin stärker, als alle andern Beweggründe, sein eignes Herz aufforderte, das Testament seines Vaters buchstäblich zu vollziehen. Er ließ sich also das oben erwähnte Gutachten vorlegen, ertheilte demselben in allen wesentlichen Punkten seine Genehmigung und erließ unterm ersten Januar 1627 folgendes Edikt, durch welches der Beschluß zur Gründung der Anstalt Gesetzeskraft erhielt:

„Von Gottes Gnaden, Wir Georg, Landgraff zu Hessen ꝛc. thun kund hiermit, vor Uns, Unsere Erben, und nachkommende Fürsten von Hessen, demnach weiland der Hochgebohrne Fürst, Herr Ludwig, Landgraff zu Hessen ꝛc., Unser in Gott ruhender, gnädiger, hertzallerliebster Herr und Vater, und aus Dero hohes, ernstes und theures Gebot, nach seiner Vätterlichen Gnaden tödtlichen Hintritt, hiermit Wir selbsten in Christlichen Eifer bedächtlich zu Gemüthe gezogen, welcher gestallt der allmächige gütige Gott Uns in den Fürstlichen Stand und Obrigkeit gesetzet, auch mit Land und Leuten, zuvörderst mit der reinen, wahren und allein seligmachenden Lehre, und bei dem heiligen Wort Gottes, gnädiglich begabet, dafür seiner Göttlichen Allmacht Wir willig Lob und danksagen, darbei auch vermittels göttlicher Verleihung die Zeit Unseres Lebens beständiglich zu verharren entschlossen sind, und Uns daneben nichts höhers anlieget, denn, daß wir solche christliche Lehre, sowohl bei Unsern Uns von Gott verliehenen Landen und Leuten erhalten und fortpflanzen, als auch auf Unsere Posterität, und Nachkommen transmittiren und bringen mögen; und eben zu Erhaltung und Fortpflanzung reiner und gesunder Göttlicher Lehre, auch zu Beförderung der heylsamen Justiz und gottseligen Wesens, und Wandels, nächst göttlicher Begnadigung, nichts nützlicher, fürträglicher, und nothwendiger, als wohlbestellte Schulen anzuordnen und zu fundiren, in welchen, als in Gottes und des heiligen Geistes Officinen, sowohl zu Kirchen und Schulen, als auch zu dem weltlichen Regiment, und guter Policey, die Gemüther der Jugend gebildet und informiret, und hiernechst, wenn mehres Alter herzu komm, tüchtige und qualificirte Personen auferzogen und unterrichtet worden; Daß wir derohalben Gott dem Allmächtigen zu Ehren, Lob und Preiß, aus Treuherziger Landesväterlicher Affection und Liebe gegen Unser Land und Leute, und auch der lieben Posterität zu zeitlichen und ewigen Gedeihen und Wohlfahrt, sodann Unsern Hochlöblichen frommen Herrn Vater, Landgraff Ludwig, zu Hessen ꝛc. ꝛc. zu Söhnlicher Reverenz, Ehrerbietung und Nachfolgung, ein feines wohlbestelltes Paedagogium allhier in Unsrer Fürstlichen Residenz-Stadt Darmstadt anzuordnen uns vorgenommen auch zu desto besserer und nothwendiger Unterhaltung derer dazu bestellten Praeceptorum ꝛc.

Durch mehrere theils an demselben Tage, theils bald nachher erlassene Rescripte wurden die ökonomischen Verhältnisse der künftigen Anstalt zum voraus geordnet, und ein Collector zur Verwaltung derselben bestellt. Die meisten Bedürfnisse wurden durch Naturallieferungen bestritten; die an baarem Geld zur Dotation der Anstalt verordneten Summen erscheinen zwar nach heutigem Maßstabe sehr geringfügig, waren aber ohne Zweifel dem höheren Geldwerth und den geringeren Bedürfnissen jener Zeiten angemessen. Außer verschiedenen Beiträgen aus mancherlei Kassen schenkte der Landgraf aus der Rentcasse dazu jährliche 400 Gulden und einen von Raphael von Nordeck zur Rabenau zu zahlenden Kapitalstock von 1000 Reichsthalern. Eben so freigebig zeigte er sich in der Förderung des neu aufzuführenden Schulbaues, welcher nach einem Rescript vom 3. Januar 1627 unverzüglich begonnen, ohne Unterlaß fortgesetzt und schleunig vollendet werden sollte, wozu auch in der gesammten Grafschaft Katzenellenbogen reichliche Beiträge gesammelt wurden. Man wählte für diesen Bau einen an der Südseite der Stadt in der Nähe des Bessunger Thors gelegenen und von dem Getöse des öffentlichen Verkehrs etwas entfernten Platz, auf dem früher fürstliche Renteigebäude gestanden hatten, und „wo Lehrer und Lernende nicht geärgert und gestört werden könnten.“ Hier wurde das neue Gebäude über der alten Festungsmauer ganz von Stein in 4 Stockwerken aufgeführt, zu denen von der Vorderseite eine in einem Thurm befindliche Wendeltreppe von 22 Stufen für jedes Stockwerk die Eingänge bildet. Der Thurm wurde mit dem hessischen Wappen geziert und erhielt auf seiner äußersten Höhe eine Glocke, deren Läuten zum Anfang und Schluß der

Lectionen das Zeichen geben sollte. Die beiden untersten Stockwerke waren zur Wohnung des Rectors und zur Aufbewahrung der nöthigen Geräthschaften und Sammlungen bestimmt, das Dritte enthielt die Lehrzimmer, und das Vierte, Wohnung für die übrigen Lehrer, die theils hier, theils in zwei gegenüberliegenden und durch einen verschlossenen Hof von dem Hauptgebäude getrennten Wohnungen untergebracht wurden. Das Letztere galt in jener Zeit, wo die Stadt nichts weniger als schön gebaut war, wegen seiner genau nach den vier Himmelsgegenden abgemessenen Regelmäßigkeit, wegen der die ganze Stadt überragenden Structur und der von seiner Höhe bis an den Taunus, den Odenwald, die Bergstraße und den Rhein sich eröffnenden Aussicht für ein Prachtgebäude, auf welches man den Horazischen Vers anwendete: laudaturque domus longos quae prospicit agros. (Hor. Epist. I. 2. 10.) Aber freilich heut zu Tage, nachdem rings umher eine neue Schöpfung mit vielen Zierden der Baukunst entstanden ist, gewährt es wenigstens von der Südseite keinen einladenden Anblick und für die erweiterten Bedürfnisse ist der Raum so beschränkt geworden, daß er seit langer Zeit schon und erst nach vielen Reparaturen nur für das Gymnasium und die Wohnung des Directors nothdürftig hinreicht.

Der Bau des Gebäudes dauerte über zwei Jahre, während welcher Zeit die künftigen Lehrer des Gymnasiums und unter ihnen der erste Rector derselben, Magister Balthaser Klinckerfuß aus Marburg, berufen und ernannt wurden. Endlich in den ersten Monaten des Jahres 1629 war das Gebäude vollendet; der Sonntag nach Ostern, der 12. April 1629 war der denkwürdige Tag, an welchem die feierliche Einweihung erfolgte. Mehr als je zeigte Landgraf Georg an diesem Tage, daß er das neue Gymnasium für ein köstliches Kleinod seines Landes hielt; und die Art und Weise, wie sich diese Ueberzeugung allen seinen Umgebungen mittheilte und bei den angeordneten Feierlichkeiten aussprach, ist zu characteristisch, als daß es nicht vergönnt sein sollte, mit wenigen Worten diese Feierlichkeiten zu schildern.

Morgens früh zwischen 6 und 7 Uhr versammelten sich in dem großen Saale des nachmals abgebrannten Schlosses die weltlichen und geistlichen Räthe des Fürsten, die meisten in hohen Aemtern und Würden stehenden Männer, viele Freunde, und ihnen gegenüber die Lehrer des Gymnasiums ihren Rector an der Spitze, und ungefähr zwölf Schüler. Sobald Alles versammelt war, trat Landgraf Georg in den Saal mit seiner Gemalin Sophie Eleonore und seinem Bruder Johann, begleitet von den vornehmsten Hofbeamten und Hofdamen. Nachdem Alle ihren Platz eingenommen hatten, ertönte aus dem Nebenzimmer von Instrumentalmusik begleitet der Weihgesang des Veni, sancte Spiritus etc. Hierauf trat der Hofprediger Simon Leisring auf und sprach ein kurzes Gebet, in welchem er das neue Gymnasium der waltenden Fürsorge des Himmels empfahl. Nach ihm trat auf einen Wink des Fürsten der Kanzler Antonius Wolff von Todtenwart hervor und hielt eine ausführliche Einweihungsrede in deutscher Sprache. Er dankte zuerst der göttlichen Vorsehung und dem anwesenden Füsten für die Einrichtung dieser heilsamen Anstalt, verbreitete sich dann über das Lob der Landgrafen von Hessen, die durch ihre Gegenwart und Bemühung Darmstadt, sonst ein schlechtes Dorf, zu der Würde einer stattlich prangenden Stadt erhoben hätten, erwähnte vorzüglich die Verdienste Ludwigs des Getreuen, die dessen durchlauchtigster Sohn gleichsam als ein Vermächtniß überkommen hätte, und ermahnte dann die Lehrer ihre nunmehrigen Amtspflichten eifrig zu erfüllen. Hierauf traten diese hervor, leisteten in die Rechte des Fürsten das Handgelöbniß der Treue und legten das Versprechen ab, die auf einem nebenstehenden Tische aufgelegten Gesetze der Schule zu beobachten und ihrem Glaubensbekenntniß getreu zu bleiben. Als dies geschehen war, trat der Kanzler abermals auf, um seine Einweihungsrede zu vollenden. Nachdem er die Glückwünsche der Gesammtheit ausgesprochen, richtete er seine ernsten Ermahnungen zuerst an die anwesenden Räthe, denen es obläge, darüber zu wachen, daß die neue Anstalt vor jedem Unfall bewahrt, und die Wünsche des Rector für das Wohl derselben nie unbeachtet blieben, dann an die Jugend, welche er aufforderte,

sich durch Frömmigkeit, Fleiß, Bescheidenheit und Folgsamkeit auszuzeichnen, endlich an die Aeltern, daß sie nicht durch verkehrte Maßregeln der Erziehung die Bemühungen der Lehrer vereiteln möchten. Wünsche für das Wohl des Fürsten und seines erhabenen Hauses nebst den Worten aus I. Chor. 30, 10—13 machten den Beschluß dieser Rede.

Hierauf nahm der Rector das Wort und hielt eine lateinische Rede zum Lobe der Gottheit, des Fürsten und der Wissenschaften, und schloß mit Versprechungen und Wünschen für das Wohl der neuen Anstalt. Diese Rede wurde ebenfalls lateinisch von Wolff von Todtenwart beantwortet, welcher den Rector und die übrigen Lehrer der besonderen Gnade des Fürsten versicherte. Nach Beendigung dieser Feierlichkeiten wurden die Lehrer durch Wolff von Todtenwart und den Consistorialpräsidenten Wolff von Kerspach eidlich verpflichtet, und hierauf begab sich die ganze Versammlung in die Hofkirche, in welcher nach einer feierlichen Musik der Superintendent Plaustrarius, der an die Stelle des verstorbenen oben genannten Vietor getreten war, wie es in einer alten Schulnachricht heißt, „eine rührende und herrliche accomodate Predigt aus dem ersten Capitel Danielis über die Schule des assyrischen Königs Nebukadnezar hielt." Die Feier des Tages wurde damit beschlossen, daß der Fürst alle Männer von Stande, die den Feierlichkeiten beigewohnt hatten, an seiner Tafel bewirthete.

Gustav Adolf am Rhein 1631.

Von Karl Wagner.

Gustavs Sieg bei Breitenfeld über den bis dahin unüberwindlichen Zerstörer von Magdeburg (7. September 1631) führte ihn im Sturmschritt zum Main und Rhein. Von den Thürmen von Aschaffenburg, Hanau und Offenbach wehten schon die schwedischen Fahnen, da hoffte noch der Magistrat von Frankfurt um seiner Messen und kaiserlichen Privilegien willen den Durchzug Gustavs abzuwenden. Aber Gustav wies alle kleinlichen Bedenken zurück, indem er unter Anderm sagte: „Deutschland ist ein sehr kranker Körper, der nur durch heftige und starke Mittel geheilt werden kann. Empfindet Ihr einige Beschwerlichkeit davon, so müßt Ihr Geduld haben, auch ich trage mein Theil und habe nicht um des Vergnügens willen mein Stockholm verlassen." Seine Gründe und Kanonen waren sehr überzeugend. Am 27. November hielt er mit ungewöhnlicher Pracht seinen Einzug und ritt mit entblößtem Haupte durch die jubelnden Bürger. Noch am selben Tag nahm er Höchst. (Abends 10 Uhr) Flörsheim erst nach achttägiger Belagerung. Nun galt es Mainz zu nehmen. Der Uebergang über den Rheinstrom bei Castel war nicht zu erzwingen. Da zog Gustav am 11. December 1631 bei der schneidendsten Kälte mit 6000 Pferden von Frankfurt aus. Sein Hauptquartier rückte an dem Tage bis Langen; hier übernachtete er selbst; in Arheilgen lagen zwölf Compagnieen Reiter mit 1000 Pferden, die übrigen Truppen in Sprendlingen, Dreyeichenhain, Egelsbach, Wixhausen, Griesheim. Darmstadt blieb unberührt. In der Nacht vom 12. auf den 13. war der Vortrab in Lorsch, Crumstadt, Pfungstadt; am 13. wurde Gernsheim genommen; die 200 Mann der Besatzung capitulirten; am 14. schrieb Gustav Adolf von Gernsheim aus an seinen wackeren Verbündeten, den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel der im Rheingau den Spaniern auf den Fersen saß. Auf dem rechten Rheinufer und in der Bergstraße wollten die Spanier, Baiern und Lothringer nicht Stand halten, und die Einnahme von Bensheim, Heppenheim, der Starkenburg, von Ladenburg und Weinheim kostete nicht viel Mühe, aber den Uebergang über den Rhein zu wehren, hatten die Spanier feste Stellungen genommen und standen, nachdem sie möglichst alle Fahrzeuge der Umgegend verbrannt oder versenkt hatten, zum furchtbarsten Angriff gerüstet. Die Streitmacht der Feinde war überhaupt am Rhein noch so groß, daß der bairische

Oberst von Metternich dem Kurfürsten von Mainz gegenüber behauptete, mit der vereinigten Macht könne „der Schwed leicht wieder aus dem Land geschlagen werden." Aber in ihren Maßregeln war keine Einheit, der Kurfürst, der Herzog von Lothringen und der spanische Stadthalter der Unterpfalz, Don Philipp der Sylva durchkreuzten ihre Befehle; keiner war für das Ganze besorgt; Gustav durfte, wie später Napoleon, auf die Fehler seiner Feinde rechnen. Und wie er denn seines Heeres Seele und Auge war, durchstreifte er selbst am 15. December die Gegend stromauf- und abwärts bis Lampertheim und zu den feindlichen Schanzen Oppenheim gegenüber und fuhr dann am 16. December eine halbe Stunde oberhalb der von den Spaniern aufgeworfenen Sternschanze in einem Nachen, den er in Stockstadt aufgetrieben, über den Strom, um das jenseitige Ufer in Augenschein zu nehmen. Seine einzigen Begleiter waren der Oberst seines Leibregiments, Graf Brahe und zwei Ruderer. Kaum an's Land gestiegen, wurde er von der spanischen Strandwache überfallen. Schuß auf Schuß; aber sein Glück verließ ihn nicht. Unbeschädigt erreichten sie ihren Nachen und kamen wohlbehalten über den Fluß zurück. Gustav hatte eine Stelle am linken Ufer entdeckt, wo Gebüsch und ein nahes Holz die Landung zu begünstigen schien. Dort sollte sie versucht werden. Inzwischen war es dem Fischer Johann Warter aus Gernsheim mit Hülfe eines Niersteiner Schiffers gelungen, zwei bei Stockstadt versenkte Schiffe aus dem Wasser zu ziehen und auszubessern. Auf diese wurden Scheuerthore gelegt und darauf stehend fuhr am 17. December Morgens 6 Uhr an der sogenannten Nonnenau, unter dem Kanonendonner einer schwedischen Batterie, welche Oppenheim besaß, der obengenannte Graf Brahe mit 300 Mann von der Garde über den Strom. Mit gutem Bedacht hatte er sich lauter kernhafte Männer erlesen, denn jenseits galt es Mann zu sein. Der Graf fand ein sehr steiles Ufer. So lang ihm darum der Feind noch Zeit ließ, gruben seine Krieger das Ufer zur ferneren Landung bequemer ab und fingen an, einige Schanzen aufzuwerfen. Kaum war dies nothdürftig vollbracht, so wurden sie von mehr als 1000 spanischen Kürassieren mit großer Wuth angefallen. Des Königs Lage war peinlich. Halb sah er, halb hörte er den Kampf seiner kleinen Schaar mit der Uebermacht. Werden sie aushalten, bis die Boote den Weg wieder zweimal gemacht? Begünstigt von jenem davorliegenden Holze hielten sie aus, bis Gustav selbst ihnen weitere Hülfe zuführte und die Spanier zusammengehauen oder versprengt waren. Gustav ließ das Morgenlied „aus meines Herzens Grunde" anstimmen und verfolgte dann den Feind. Noch am Abend des 17. capitulirten die auf dem rechten Ufer in der Sternschanze aufgestellten Spanier und mußten dem Könige einige schöne Feldstücke überlassen. Die schwedischen Sieger blieben auf dem linken Rheinufer stehn; Gustav selbst schlief die Nacht vom 17. auf den 18. nochmals auf dem rechten Ufer im Dorfe Erfelden, in der niederen Stube des oberen Stocks im Hause des Wirthes Glock, wenn anders die Inschrift auf dem Bilde Gustav Adolphs zuverlässig ist, das in jenem Häuschen noch aufbewahrt und vorgezeigt wird. Am 18. führte er neue Schaaren, auch Geschütz über den Rhein und rückte um Mittag gegen die Stadt Oppenheim an. Die Herzen der Bürger schlugen ihm entgegen. Sie wollten des spanischen Druckes überhoben sein; sie stämmten sich gegen ihre Bedränger und erschlugen ihrer viele. Der spanische Commandant, von innen und außen bedroht, wagt nicht zu widerstehen; er wirft den Feuerbrand in die Häuser der Stadt und zieht in der Richtung auf Mainz ab.

Eine starke Rauch- und Feuersäule kündet den Schweden das Verfahren der Spanier. Gustav rückt ohne Schwertstreich in die Stadt, bemüht das Feuer zu löschen, das schon dreißig Häuser in Asche gelegt hatte. Schweiß und Blut kostete aber noch der Sturm auf das Schloß Landskrone. Die Spanier thaten ihre Pflicht, sie wehrten sich wie Verzweifelnde, bis sie alle niedergesunken, oder gefangen waren.

In Oppenheim fand Gustav treue Anhänger. Er gab den Evangelischen, unbeschadet der Katholiken, ihre Kirchen und gleichen Rechte wieder und ihre lange gedrückten und geängsteten Herzen athmeten wieder frei. Ihrerseits thaten ihm die

Bewohner allen Vorschub, so daß er mit ihrer Hülfe, aus den hier zu Stelle geschafften Kähnen und Geräthen zwischen Oppenheim und Mainz eine Schiffbrücke schlagen konnte, auf der er den ganzen Rest seiner Heeresabtheilung über den Strom führte.

Wiewohl der Rhein nie Deutschlands wahre Grenze war, noch sein kann, machte doch jederzeit der Uebergang eines Heeres über diesen gewaltigen Strom einen mächtigen Eindruck auf die Gemüther der kriegführenden Völker. So als der römische Julius Cäsar, so als der Schwedenkönig, als Hoche und Napoleon und als der Marschall Vorwärts über seinen Rücken schritt. Von wo Gustav Adolf hinüberdrang, da ließ er zum ewigen Gedächtniß eine hohe Säule errichten. Gustav nützte den Schrecken, den er durch seinen kühnen Uebergang den Feinden eingejagt hatte. Am Abend seines acht und dreißigsten Geburtstages, am 19. December 1631 stand er vor Mainz und lagerte zwischen Großenheim und der heiligen Kreuzkirche. Tags zuvor war Erzbischof Kurfürst Anselm Kasimir sammt den Bischöfen von Würzburg und Worms so eilig aus der Stadt entflohen, daß ein von Gustav Adolf an ihn geschriebener Brief, der ihn zum Verbleiben aufforderte, unerbrochen im Cabinet liegen geblieben war. Vier Tage lang flogen die Bomben in und aus der Stadt; die Spanier machten Ausfälle; die Schweden verloren viele Leute, rückten aber unaufhaltsam vor. Eh' es zum Sturm kam, streckten die Festungs-Commandanten die weiße Fahne aus und die Besatzung erhielt freien Abzug. Sie trat ihn an mit fliegenden Fähnlein und brennenden Lunten und großem Raube, denn sie selbst hatten die Stadt zuvor ganz ausgeplündert. Am 23. December, Abends vier Uhr hielt Gustav seinen Einzug in die Stadt. Die Bürger hatten sich auf Gnad' und Ungnad' ergeben. Gustav dachte aber nicht an Rache für Magdeburg und ließ es die Bürger nicht entgelten, daß ihr Landesherr eins der thätigsten Glieder des katholischen Bundes gewesen war. Die zwei nächsten Monate waren der Erholung der Soldaten und der Erledigung von Staatsgeschäften gewidmet. Am 3. März 1632 brach Gustav von Mainz auf, und Franken und Baiern, die Donau und der Lech, die Höhen von Nürnberg und zum zweitenmal die Ebene um Leipzig wurden Zeugen von Gustavs Heldenmuth.

Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges in Hessen 1605—1637 *).

Nach den Kirchenbüchern und andern glaubwürdigen Nachrichten, theils aus eigner Erfahrung zusammengestellt von Magister Joh. Daniel Minck, Pfarrer zu Großbieberau, später Metropolitan zu Gerau.

1605. 17. Mart. war geboren Georg II. Landgraf zu Hessen, welcher zu vorigem Hessischen Titul Ysenburg und Büdingen erlanget. Ein frommer Herr, so billig zu nennen der Linde oder Standhaffte, weil er in den schweren Kriegen Gott und dem Kaiser treu blieben.

1620 wird der neugekrönte König sammt seiner Gemalin aus Böhmen verjagt, und sein ganzes Volk durch die Bairischen geschlagen. Spinola überzieht die Pfalz mit einer großen Macht und gewinnt dieselbe in kurzer Zeit.

1621 wird Friedericus, gewesener König in Böhmen 2c. Herzog Christian von Anhalt und andere in die Acht erkläret. Den 17. November, Mittwoch Abends fielen sieben Cornet-Reiter unter des Baierischen General Wachtmeisters und Obristen Herrn Grafen von Anholt Commando in den Flecken Beuerfelden **), Amts Freyenstein, unverhofft ein, da alles geplündert und ein und zwanzig Pferd mitgenommen

---

*) Hessische Nachrichten, darinnen allerhand zur Historie und Literatur von Hessen und der Nachbarschafft gehörige Anmerkungen, Urkunden und Untersuchungen mitgetheilt werden. Von Johann Friedrich Conrad Retter. Frankfurt 1738.

**) Im Gräflich Erpachischen.

wurden. Sodann wurde folgenden Tag, den 18. November durch den continuirenden Nach- und Rückzug etlicher tausend Mann vor der Bergstraßen gegen dem Amt Moßbach und von dannen wieder dorthin der übrige Vorrath völlig aufgerieben, die Kirche auch ihres Ornats, Kelchs, u. d. m. beraubet*). So wurden auch alle Flecken und Dörffer Freyensteiner Amts, desgleichen das Amt Erpach, Michelstatt, Reichenberg, Schönberg und Seeheim, ungeachtet derer von denen Herren Grafen von Erpach erlangter und aller Orten angeschlagenen Salvaguardien, geplündert und theils in Brand gesteckt, mit einem Wort, es wurde also gehauset, daß es von offentlichen Feinden nicht ärger gemacht werden konte. Ob auch schon dieselbe Herren Grafen der Fürstlich Durchlaucht in Bayern Armeen eine Anzahl Korn und Haffern in gar wohlfeilem Preyß, nehmlich tausend Malter Korn à 3 fl. und tausend Malter Haffer à 2 fl. kauflich zukommen und liefern lassen, so wurde doch noch alles in dem Lande aufgezehret oder verheeret, massen denn in voremeldtes Herrn Grafen von Anholt Abzug ins Stifft Maynz und Land zu Hessen wider den Bischoff zu Halberstadt, dessen gantze Armada im Amt Schönberg und Reichenberg Dörffern übernachtet, und über empfangene nothdürfftige Liefferung aller Orten freye Beute gemacht, sonderlich die Pfarr- und Raths-Häuser zu Kimpach, Reichelsheim und Brenspach auch dieß Orts die Kirchen ihres Kelchs und andern köstlichen Ornamenten beraubet, und sind in solchem unversehenen Durchzug acht Erbachische Unterthanen niedergehauen, erschossen, und jämmerlich um's Leben gebracht worden, ohne zu gedencken, was diese zwei Aemter Schönberg und Reichenberg bey währender Belagerung und nach Eroberung deren Pfältzischen Schlösser (1622) Lindenfels und Otzberg dem Würtzburg-Truchsesischen Regiment neben der Artillerie geben und herreichen müssen**). In diesem 1622. Jahr im May kame Graf von Mansfeld, eine Gehülffe des Pfaltzgrafens, mit großer Macht von 16000 Mann in Darmstatt und das gantze Land, plünderte alles***) aus, ausgenommen Lichtenberg und Rüsselsheim, nimmt Ihro Fürstlichen Gnaden Landgrav Ludwig und dessen Printzen Johann gefangen, führt sie in die Pfaltz, muß sie aber aus Furcht wieder loß lassen.

Im April wurde zu Balckhausen die Kirche von denen Bayrischen geplündert, und ihres Ornats, Kelche rc. beraubet.

Den 30. April zoge die Bayerische Cavallerie uf 4000 Pferd die Bergstraß herunter, und wurde das Schloß Freyenstein mit Gewalt geöffnet und geplündert. Den 6. May kamen 3000 Pferd zurück. Zwei Compagnien von des Herrn Obrist-Lieutenant von Einetten Regiment lagen einige Zeit in hiesiger Gegend, darauf kame wie gemeldet Mansfeld sowohl in die Darmstädtische als Erpachische Lande, welchem die Spanier folgten, diese plünderten die Kirche Brombach, zogen den 30. May durch den Breuberger Grund, plünderten allda alle Oerter, und steckten das Dorff Rimbach in Brand.

Den 23. und 24. Junii fiel eine Compagnie von Crabaten, Frantzosen und andere streifende Pursch in die Vorstatt Erpach, plünderten und branten drei Häuser ab. Dienstags den 25. Junii fielen sie das Schloß Erpach, darinne eben Graf Ludwig von Erpach gegenwärtig war, mit Gewalt an, musten aber mit Verlust abziehen. Eben diesen 23. Junii kam eine Parthey desgleichen Gesindleins für das Schloß

---

*) Vid. J. P. Kaysers Schauplatz der Stadt Heydelberg p. 348. s.

**) Als 1622 im Januar der General Graf von Mansfeld und General Tilly in der Untern Pfaltz waren und selbige sehr verheereten, haben die bayrische mit Hülffe des würtzburgischen Regiments unter Obristen Truckfessen das Schloß Utzberg bey Umbstatt belagert, darin der Obriste Julius von Tann, Chur-Pfältzischer Amtmann zum neuen Hayn mit sechzig geworbenen Soldaten und etlichen Bauren in Besatzung gelegen, und endlich mit Verlust etlicher Hundert, nachdem Breche geschossen war, solches durch Accord erobert. Vid. Mansfeld Apologie p. 88. Kayser l. c. p. 352.

***) Vid. Theatr. Europ. T. I. p. 720. s.

Reichenberg, und als sie alda nichts auszurichten vermochten, branten sie sechszehn Bau zu Reichelsheim ab, und steckten Unter- und Ober-Ostern in Brand. So ward auch diesen Tag das Dorff Hoffstätten, Amts Eschau, samt der Kirche völlig geplündert.

Im Julio wurde das Schloß Schönberg von des Spanischen Generals Don Corduba Dollmetscher mit einer ziemlichen Anzahl zu Roß und zu Fuß hinterlistiger Weise eingenommen und geplündert, welches denen Orten Zell und Rimpach gleichfalls wiederfahren.

Nachdeme die Mansfeldische Armada, davon oben gemeldet worden, sich aus dem Gerauer Bezirck gewendet, und die Bayrische ihnen gefolget, sind sie mit hellem Hauffen den 13. May auch in Bickebach eingefallen, etliche Bauren bey Nacht niedergeschossen, die schöne Kirche, so vor andern auf dem Land von zehn Meilwegs mit herrlichen grossen Glocken geziert gewesen, nebst zwanzig Gebäuen angesteckt und in die Asche gelegt, alle Innwohner jung und alt verjagt, und den Ort geplündert. Erstgemeldten Tags, als auf Himmelfahrt Christi, seyn bei 2000 darunter viel Crabaten, zu Jugenheim eingefallen, haben die schrifftlich vorgezeigte Salvaguard zerrissen, und zur Kellerey geeilet, alle derer Unterthanen darin geflüchtetes Vieh neben anderm heraus geführet, viele Leute, so bald hernach verstorben, beschädiget, Keller und Speicher geöffnet, alles hinweggenommen, die schöne Fässer zerschlagen, durchschossen, auch verbrant, und neben der Plünderung des gantzen Dorffs die Kirche ihres Ornats und Kelches beraubet und verwüstet. Bey diesem Ab- und Zureisen ist das erste Viertel Theil zu Groß Rohrheim von denen Spanisch- und Bayerischen auch geplündert und mehrentheils in die Asche gelegt worden.

Nachdeme Christian Hertzog von Braunschweig und der Mansfelder von denen Kayserlichen Tilly und Don Corduba bei Höchst am Mayn aus dem Feld geschlagen, so wurde das Darmstättische Land von des Braunschweigers und Mansfelders Feindseligkeiten erlöset, aber die gantze Bayrische Armada legte sich nach solcher Schlacht den 30. Junii bey und zu Seeheim ein, wie wohl es damals noch, weilen Ihro Excellentz Herr General Tilly selbst in Seeheim logiret, ohne sonderliche Tyranney abgienge; wobey es aber leyder sein Bewandniß nicht gehabt, sondern es haben sich den 24. Junii früher Tagzeit 400 Reuter bey Jugenheim versammlet, ein paar Stund allda stillgehalten, und gantz unversehens in Seeheim eingefallen, anfangs die Kirche, Kellerey, und Pfarrhauß umstellet, allen Vorrath an Mobilien, Pferden Rindvieh, etliche hundert Malter Früchte und viel Fuder Weins, so viel sie auf die bei sich habende Wägen laden und mit wegbringen können, genommen; nach ihnen sind gleich andere kommen, und haben mit der Plünderung und Verjagung, neben grosser verübter Tyranney, so alles zu erzehlen unmöglich, Tag und Nacht bis auf den 11. Julii inclusive zugebracht, daß dieser schöne Flecken in Grund verderbet und nichts als die vier Mauren stehen blieben.

1629 sucht Ferdinandus II. Römischer Kayser alle vor gewesene catholische Clöster, bringt eine grosse Macht auf die Beine, willens wo solche Clöster nicht in Güte gegeben würden, solche mit Gewalt einzunehmen. Solches verursachte, daß hin und wieder viel Particular-Convent angestellet wurden, weil aber Römisch Kayserliche Majestät von Dero Begehren nicht abstehen wollen, sondern durch den Tilly viele Orte in dem Römischen Reich verheeren und reformiren ließ ꝛc. wurde der Churfürst von Sachsen bewogen, sich auch zu Feld zu rüsten. Inzwischen der Churfürst von Brandenburg und die Hertzoge von Hollstein den König in Schweden wider den Kayser um Hülffe angerufen, welcher auch ihnen zu gut mit etlich 1000 Mann anno 1630 zugezogen, mit so kleinem Hauffen dennoch wunderbarlichen Success gehabt und aller Orten her grossen Zulauff bekommen. In diesem Jahr ordnet unser gnädigster Fürst und Herr das zehn, 12 und fünf Uhr Geläut an, daß man mit allen Glocken in denen Städten, auf dem Land aber mit einer, ein Zeichen zum Gebet gäbe.

In diesem Jahr hat die Pest zu Darmstatt angefangen zu grassiren, daß unser gnädigster Fürst und Herr Georg II. bewogen worden, sich mit der gantzen Hofstatt

und Cantzlei auf Lichtenberg zu begeben, von dar wurden sechs grosse Buß-, Fast- und Bettage auf dieses Jahr ausgeschrieben.

1630 hat der König in Schweden sein Volck auf deutschen Boden gesetzet, Hollstein und Brandenburg von Kayserlichen entlediget, und andere Evangelische Herren hatten auch allgemach wider die Catholische Liga die Waffen zu ergreiffen angefangen. Waren wieder sechs grosse Buß-, Fast- und Bettage angeordnet.

1631 1. Martini war Magdeburg von denen Kayserlichen belagert und den 11. May durch Verrätherey erobert und jämmerlich verwüstet.

Schweden und Sachsen schlagen den 7. September zwischen Leipzig und Halle die Kayserlichen totaliter, darauf hat der König unglaublichen Succeß gehabt, Würtzburg das gantze Bistum samt gantz Francken bezwungen, kam darauff mit seiner gantzen Armee auf Franckfurth, welche ihm die Schlüssel durch etliche Rathsherren nach Offenbach liessen vorher hinaus und entgegen tragen, darauf Er andern Tags die gantze Armada durch Franckfurt marschiren ließ, welcher Marsch vier Tage daurete. Nahm Oppenheim, Worms, Maynz, und hernach die gantze Pfaltz ein, thäte aber in unserm Fürstenthum keinen Schaden, nur daß er etliche Tage Quartier nahm; und erklärte sich damalen unser gnädigster Fürst und Herr neutral, welches aber dem König nicht allerdings gefallen. Als nun der König des Rhein- und Maynstrohms sich ziemlich bemächtiget, zog er für seine Person wieder zurück auf Franckfurt, allwo viele Fürsten und Herren Ihm aufwarteten und ansprachen, unter andern kame auch dahin*) Friederich V. Palatinus, suchte an in sein Land wieder eingesetzt zu werden, ehe aber der König sich der Pfaltz recht versichert, stirbt der vertriebene Churfürst an der Pest zu Maynz, 1632 den 19. November. Als der König in Franckfurt sich noch aufhielte, kame die Königin Eleonora aus Schweden den fernen Weg, dem König nach, Ihn zu besuchen, deswegen der König den Krieg nicht sogar beschleunigte, sondern bey Seiner Gemahlin in Franckfurt bliebe, und hielte jedermann dafür, daß wenn Er in der ersten Furie, da der Schrecken alle Feinde sehr feig und flüchtig gemacht, fortgesetzt, hätte er in kurtzer Zeit, ohne sonderliche Mühe, das gantze Ertz- und Chur-Bistum Maynz, Trier und Cölln bezwungen, denn unglaublich ist, wie die Catholische Geistliche diesen Helden, den sie erstens zwar sehr veracht und nur die Wassermaus genennt, hernach aber so gefürchtet, daß sie lang vor seiner Ankunfft, so weit sie gekont, geflohen.

Dieses und folgendes jedes Jahr bis 1648 incl. waren vier große Buß-, Fast- und Bettag angestellet.

1632 3. Martini langte der König von Schweden in Maynz an und marschirte Sonntags den 14. ejusd. Vormittags die Infanterie, Nachmittags die Cavallerie vermittelst zwei Schiffbrücken bey ged. Maynz über den Rhein in das Catzenellenbogische, die übrige Schwedische Völcker kamen den 5. die Bergstrasse herunter und gingen alle gegen Aschaffenburg den Mayn hinauf.

In diesem Jahr geschahe die grosse Schlacht bey Lützen, darinnen zwar die Schweden den Sieg erhalten, anbey aber ihren König verlohren.

1633 Nach des Königs Todesfall gienge erst der Jammer in Teutschland an. Es siegte bald dieser, bald jener, da war keines Verschonens mehr.

1634 Nachdem beyde Armeen, Kayserliche und Schwedische, bey Nördlingen gestanden, haben die Kayserlichen starcken Succurs von wohl mundirten Spaniern bekommen und sich in vortheilhaffte Posten gesetzt, Hertzog Bernhard aber von Sachsen-Weimar, so nach des Königs Tod zum General-Lieutenant verordnet, von dem Spanischen Succurs ohnberichtet, wagts und greifft die Kayserlichen an, ehe sein Succurs, der allbereits in der Nähe, ankame, wird aber von seinem Feind mit großem Ernst empfangen, und ob er wohl mit den Seinen tapfer und ritterlich gefochten, unter welchen auch Landgraf Johann, Obristen, Serenissimi Bruder, auch

*) Dieses geschahe den 11. Februar 1631.

grosse Ehr mit fechten eingelegt, hat er dennoch die Infanterie gantz im Stich sitzen lassen und mit theils der Cavallerie mit ruin des besten Theils der Armee die Flucht nehmen müssen. Da dann die überbliebene ihre Retirade in diese Ober-Grafschafft und auf Maynz zu genommen, und das gantze Land, ohnangesehen unser Fürst und Herr neutral, und Dero Herr Bruder in Schwedischen Diensten, dennoch gantz ausgeplündert, denen bald hernach die Kayserlichen folgten, ihren Feind zu suchen, sie auch hinüber den Rhein jagten, aber in unserm Land alles, was jene übergelassen, wegraubeten und verwüsteten, also gar daß weder Vieh noch Pferd, Schwein, Federvieh oder dergleichen in Dörfern noch Städten überbliebe. Bald fielen die Schweden über Rhein herüber und jagten die Kayserlichen aus ihrem Quartier, bald jagten diese hinwieder jene hinaus. Dadurch denn das gantze Land zwischen Mayn und Rhein gar erschöpfet wurde, und durffte sich kein Mensch aufm Land blicken lassen, ihm wurde nachgejaget wie einem Wild, da er ergriffen, ohnbarmhertzig zerschlagen, und um Verrathung Geld, Vieh oder Pferd mehr als auf Türckische Weise geknebelt, nackend an heisse Ofen angebunden, aufgehenckt, mit Rauch gedämpfft, mit Wasser und Pful, so sie den Leuten mit Zübern in Hals geschüttet, und mit Füssen auf die dicke Bäuche gesprungen, getränket, welche barbarische Tränckung der Schwedische Trunck genant worden; nicht daß ihn eben die Schweden allein gebraucht, sondern vielmehr, weil die Kayserlichen denen Gefangenen oder sonst den Schweden zugethanen, also einzuschencken pflegten. Um solcher Tyranney willen, und daß keine Lebensmittel mehr auf'm Land waren, wurden alle Dörffer, nicht eins ausgenommen, von allen Einwohnern verlassen. Reinheim und Zwingenberg stunden zwey Jahr gantz leer und offen, und wurde diß Jahr die Vorstatt bey Reinheim von denen Schwedischen bis auf drey oder vier Häuser abgebrandt. Darmstatt war von denen Frantzosen hart beschwert, jedoch blieben die Burger bey ihren Häusern. Lichtenberg, Rüsselsheim und Otzberg, welches damalen noch in Hessen-Darmstättischen Händen war, blieben allein salviret, wurden aber dermassen von beyden Partheyen geschätzt und bedrängt, daß sie doch allen Vorrath heraus langen musten. Viele verkrochen und versteckten sich zwar in Wälder, Hölen, Klippen ꝛc. waren aber ausgespäet, denn die Soldaten hatten bey sich Menschen-spürige Hunde, welche, wenn sie an Menschen oder Vieh kamen, mit ihrem Bellen solche verriethen, und den Räubern Anzeig gaben. Darum flohe alles auf die Schlösser, da lagen alle Gassen, Höfe und Winckel voller Leute, besonders zu Lichtenberg, welches ein klein Behelff, und derohalben auch viele im Regen, Schnee und Kälte, unter dem freyen Himmel, theils in Fässer und Bütten, lagen. Die Stuben waren Winters-Zeit so voll, daß wegen der Menge keines sitzen, sondern dicht ineinander stehen mußten. War ein groß Jammer und Elend anzusehen, zu geschweigen selbst mit darein begriffen seyn.

1635. Nachdem nun, wie droben berichtet, das gantze Land ausgeplündert, und kein Vieh noch Pferd mehr vorhanden, wurde auch keine Sommerfrucht, ausser etwas weniges zu Rüsselsheim, Darmstatt und Lichtenberg, ausgestellet. Da man nun zwar guten Segen für Augen sahe an denen im vorigen Jahr ausgestellten Winterfrüchten, die dann so schön vollkömmlich und reichlich, daß alle Berg und Thal voller Korn und Speltzen stunden, und nicht ein einziger Acker unbesaamet war, hatte jedermann Hoffnung, wir würden des erlittenen Schadens reichlich wieder ergötzet werden, aber umsonst, wie hernach folgen wird. Inzwischen und neben der Kriegs-Ruthen schickte Gott hinter uns her die Pestilentz, die erregte sich im Anfang des 1635. Jahrs, als eine Haupt-Schwachheit, daran viel sturben, gegen den Frühling aber besagten Jahrs, da die Hitze sich zu mehren begunte, da wuchs das Gifft gewaltig, und verwendete sich vorige Haupt-Seuche in eine gifftige Pestilentz, davon die Leute schnell und Hauffenweise dahin fielen, daß man nicht genug begraben konte. Weil auch wie gesagt das Lichtenberg so gar dicht voller Leute, daß derer viel unter dem freien Himmel liegen musten, so begaben sich viele heim, wollten unter ihrem eigenen Dach sterben, da waren sie aber für den Räubern nicht sicher, welche die

Krancken aus ihren Betten warffen, sie durchsuchten, auch die Krancken noch darzu peinigten, vermeinend irgend Geld oder Brod von ihnen zu erkundigen. Da starb manch Mensch aufm Land, daß niemand von seinem Tod etwas wußte, darum blieben sehr viele und viele eine lange Zeit ohnbegraben liegen, daß sie ganz vermürbet und voller Würme waren; es lagen offt Krancke bey den Todten in einem Bett, und hab ich selbsten ein kranck Mägdelein zu Umstatt, gegen der Schul über jämmerlich hören schreyen, ruffen und klagen über die Würme, so von seiner todten Mutter ab- und an es lieffen, daher ich verursachet, beym Magistrat um Begrabung der Mutter anzuhalten, darauf dieses geschah, daß Leute solchen todten Cörper für meine Hauß-Thür bey der Nacht legten, wolte ich ihn weghaben, mußte ich ihn begraben lassen.

Dergleichen Zustand war im gantzen Amt Lichtenberg, andere Orte des Landes zu geschweigen, darum wurden von der Obrigkeit etliche Todtengräber bestellet, unter welchen Hanß Weiß von Biberau noch im Leben, welche hin und wieder auf die Dörffer gehen, die Todten suchen und begraben mußten; da funden sie etliche, welche gantz vermürbt, daß sie solche mit Hacken zu Loch ziehen müssen, etliche hatten die Hunde zerrissen, und ohnkendtbar gemacht. Da machten sie grosse Löcher, warffen acht, zehn, zwölff bis fünfzehn in ein Loch, ohne einiges Leichfahr, ohne Klang und Gesang. Anfänglich waren die Bord von dem Kirchen-Speicher rc. abgerissen Leichfahr genug zu machen, aber nun wars nicht mehr nöthig. Wenige kamen auf den Kirchhoff, sondern wegen grosser Unsicherheit wurden sie zu Haußen und Lichtenberg auswendig an die Berge, auf Wiesen, Aecker, Weinberge und Gärten, besonders gegen dem Bollwerck neben dem Eßels-Pfad mit grosser Menge, unter welchen auch zween dahin aus dem Erpachischen geflehete Pfarrer gewesen, begraben. Herr Georg Bloth, Fürstlicher Keller in Lichtenberg, hat seine Mutter auch nicht nach Biberau auf den Kirchhoff bringen können, sondern bey seiner Kelter an den Blumengarten begraben lassen. Es risse solches Gifft dermassen ein, daß jedermann meinte, es würde niemand überbleiben, darum, weil jedermann sich des Lebens verziehe, wurde solche Seuche auch von niemand mehr gescheuet.

Solche Pest währete bis in Herbst, eine zwar nicht gar lange Zeit, riebe aber dennoch viele tausend, tausend Menschen im Lande weg, daß kaum der zwantzigste Theil, in etlichen Dörffern aber wohl gar Niemand überbliebe*). Weilen nun durch solch absterben der Leute andern überbliebenen viel Erbschafften aufstürben, achtete sich jedermann für gar reich, vermeinten sich ihres erlittenen Schadens reichlich wieder zu ersetzen, sintemahl viele mehr wieder in Hoffnung hatten zu erben, als sie verlohren hatten. Da rüstete sich jedermann zur Erndte, die ererbte Früchte einzuthun, deren dann der gantze Rockenfluhr durchaus reichlich voll war, als lang nicht gesehen, und daher noch die große Erndte genennet wird. Aber die Hoffnung war vergebens, Gott wolte uns durch unserer Nachbaren und Freunde Schaden nicht reich machen, darum verhängte Gott, daß eben zur Erndte-Zeit der Kayserliche General Gallas plötzlich in dis Land zwischen Mayn und Rhein einfiel, übers gantze Land sich ausbreitete, alle Früchte, die dann meistentheils gebunden, aber wegen Mangel der Pferde nicht können eingebracht werden, aufm Feld und in Dörffern ausdreschen, und was er nicht selbsten zu brauchen, an Mayn- und Rhein-Städte verkauffen, und so rein Arbeit machen ließ, daß in wenig Tagen, zumahl im Lande, keine Frucht mehr zu bekommen wäre. Darauf folgete eine sehr grosse Theurung: 1 Malter Korn golte 15 bis 18 fl., 1 Fuder Wein 130 fl., 1 Simmern Saltz 10 fl. 20 alb., 1 Kompf Hotzeln 22 alb. 4 pf., 1 Ey 5 bis 6 alb., 1 Huhn 2 fl., 1 Maaß Butter 4 fl., als ich (Pfr. Minck) selbsten dessen bezahlt.

*) z. E. 1634 vor der Pest hatte Bieberau 73 Mann und bey 300 Seelen. Anno 1636 waren daselbst kaum 10 Mann, keine eintzige Klaue Viehes, nicht einmahl eine Katze oder Hund. Anno 1648 aber waren 7 Häuser und 21 Seelen nur annoch übrig. Zu Steinau war 1648 noch 1 Mann, Nonroth und Billinx aber gantz unbewohnt.

Auf solche Theurung folgte auch grosse Hungersnoth, die von anno 1635 bis anno 38 inclusive gewähret, jedoch waren die zwey erste Jahre klemmer als die zwey letzte. Es trieb der Hunger die Leute so hart, daß sie die Schind-Aaß wegfraßen, wo sie dieselbe auch antreffen konnten, als ich denn gar viel mit meinen Augen gesehen, sie kamen denselben wohl eine gantze Meil nachgelauffen, und zanckten sich noch wohl darzu um's Aaß. Zu Haußen starb Hanß Schwöffel eine Kuhe, so auf dem Pflaster todt lag, hinter der war so bald her Hanß Müller von Wersaw, macht den Anfang mit Schlachten, in einem Huy war alles weg, wie denn auch eben dieser von Hanß Simon zu Wersau angeklagt worden, ob hätte er ihm sein Pferd auf der Weyde geschlachtet. Mir starb auch ein Pferd, dasselbige war in einem halben Tag schnell weg, zuletzt kam Adam Trinckaus von Wersau samt seiner Mutter mit einer Kätze und Sack, vermeinte sich zu beladen, weil nun die beste Brocken weg, verschmähete er die überbliebene Knochen nicht, klaubete alles genau zusammen, und dazu brauchte er ein Beil, Messer und Wetzstein, wenn er denn ein Weil geschunden, und das Messer nicht mehr schneiden wollen, nahm er das Beil, unterdessen faste er das blutige Schindmesser ins Maul, besudelte Faust und Gesicht mit Blut, und wanderte so fort. Hund und Katzen sind ihnen Lecker-Bißlein gewesen, haben denselben, weil sie gar scheu gemacht worden, Strick gestellt, geschlachtet, das Fleisch ausgehauen und mit Gewicht verkaufft. Frösch und Wasser-Kröten, wie sie in den verschlossenen Muscheln in Bächen gefunden werden, haben sie mit allem Unrath, ohne Saltz, Schmaltz und Würtz, allein gesotten oder geröst, mit großer Menge gessen.

An statt Brods, dessen manches in einem Viertel- oder halben Jahr kein Bissen bekommen, haben sie gebraucht; Eichel-, Kleyen-, Lein-, Trauben-, Tröster-, Rüb-, Obst-, Schnitzen-Brod. Aller solcher Gattung hab ich in meiner Mühl zu Moltzer bekommen. Mespeln von Bäumen, erst gesotten, daß die Bitterkeit herausgangen, dann gedörret, gemahlen und gebacken.

Und ob zu Zeiten eins und anders mit einer grossen Mühe etwa ein Kompff Korn bekamen, gings nach Gottes Bedrohung Lev. 26. 26. daß wohl zehn Weiber in einem Offen buchen, und auch reiche Leute dennoch den Kindern und Gesinde das Brod gleichsam abwogen, und schnittenweiß in die Hände schnitten. Ich kenne unterschiedene Beambte und Keller, welche Eichel-, Tröster- und Lein-Brod gessen. Weil die Butter auch sehr theuer, brauchten die Leute an statt derer: zerknirschte Nußkern und Lein-Saamen, das sotten sie kurtz ein, schmeltzten Suppen und Gemüß damit. Zugemüß waren Nesseln, Hopffen, wild Pastenat und allerhand Kreuter gut und böß. Item allerhand Schwamm, gifftige und reine rc. wovon die Leute offt groß Grimmen und langwierige Schwachheit ihnen zu Halß zogen. In Summa man aße was man wolte, gut oder böß, so hieß es doch: Ihr werdet essen und doch nicht satt werden. Durch diesen Hunger verschmachteten viel Leute dermassen, daß nichts als Haut und Bein an ihnen war, die Haut hing ihnen am Leib, wie ein Sack, waren gantz schwartz-gelb, mit weiten Augen, gepläckten Zähnen grindicht, krätzig, gelbsüchtig, dick geschwollen, febricht, daß einem grauete sie anzusehen.

Fast alle Ehen waren daher ohnfruchtbahr, daß von den jüngsten Ehe-Leuten keine Kinder gezeuget worden. Auch erkaltete zwischen den Eh- und andern Leuten die Liebe, daß keines dem andern viel dienete. Ein Ehgatt zoge von dem andern in ein ander Land Brod zu suchen, Kinder lieffen von den Eltern, und derer sahen ein Theil einander nimmermehr wieder. Dennoch lieff das ledige Volck durcheinander, und rasete mit verkoplen und heurathen, als wären sie unsinnig, viele auch trenneten sich bald wieder. Oeffters wurden fünff oder zehn in Städten aber als Darmstatt wohl zwantzig bis dreyssig auf einmal proclamirt, viele hielten, wegen Armuth, bey ein paar Häring, Stück Holländisch Käß, dann kein gemeiner zu bekommen, und ein Maaß Wein, Hochzeit, theils hatten gar nichts zu essen.

Durch solchen Krieg, Pestilentz, Theurung und Hungersnoth sind der Leute so wenig im Land worden, daß unsere Nachkommen es schwerlich glauben werden. Und

solch Wenigkeit der Leute, und daß jetzt so wenig Pflüge ins Feld geführet worden, gestalt in drei Jahren von 1634 an nicht mehr als mein und eines Nachbarn Pflug hier gesehen worden, verursachte, daß die Fluren dermassen mit Tannen bewachsen, daß man sie allweil nicht für Acker, sondern Wälder erkennen kan, und doch allbereit ein grosser Irrthum mit dem Acker und Wiesen vorfällt, daß sie schwerlich ja ewig nicht werden an ihre rechte Herren kommen.

Durch solche Theurung kam es auch bei vielen wohlhabigen Leuten dahin, daß sie ihre Mobilia um ein schändlich Geld verkauffen musten: 1 Loth Silber golt 15 alb., 1 Pfund Zinn 4, 6, zum meisten 8 pf. Bett wie auch die schönste Kleider achtete man gar gering, und diß verursachte auch, daß die vornehmste Weibs-Personen keine silberne Gürtel, sondern nur ein seiden Band um den Leib gürteten, und um Ersparung Tuchs und Gelds gar enge Röcke trugen. Esa 3, 16 — 25.

1636. In diesem Jahr endigte sich zwar das Sterben, aber die Hungersnoth continuirte starck; wer nicht gar verschmachtet, und fortkommen konnte, zog in ein ander Land. Andere blieben, hackten etwa ein Stück Felds, spannten sich in Egen ein, je zwei oder drei zusammen, im Erpachischen Land habe ich gesehen, daß etliche Männer sich in Pflug gespannet und geackert. Dazu kaufften sie den Säe-Samen sehr theuer, aber es fiel große Hitze ein, und hiebens die Mäuß und Frösche mit grossem Hauffen, ehe es zeitig, am Halmen ab, und was übrig, verwüstete das Wild, daß der Säe-Saamen nicht erlanget wurde.

1637. In diesem Jahr fuhren die Leut wieder fort mit hacken und graben und entlehneten den Saamen für ein Malter zwei wiederzugeben, das Malter wurde an Geld geschlagen. Das Korn für 16 fl., die Gersten für 12 fl. dafür musten sie zur Erndte wiedergeben fürs Korn 32 fl., für die Gerste 24 fl. Und solches thate Herr Amtmann Grünroth in Lichtenberg. Das mein ich ja sey in zehn oder eilff Wochen, denn so lang hat die Sommerfrucht zu wachsen, Pension genug gewesen, Haupt-Summ und Pension war gleich. Aber man war dennoch froh, daß man es so haben konte, wie die Egypter, die nicht allein alle das Ihrige, sondern sich gar leibeigen dem Pharaoni ergaben, nur daß sie Brod hätten. Ob man aber wohl in guter Hoffnung stunde, nunmehr einsten etwas vom Feld zu genießen, und dem Hunger zu entgehen, so giengs doch wieder, wie das vorige Jahr, es fiel große Dürrung ein, welches die Erde zerrisse, und das Gras ausdorrete, darzu das übrige die Mäuse, Frösche und Wild verderbete, daß sehr wenig zu Nutz kam.

Anna Sophie von Hessen, Tochter Georgs II., Dichterin geistlicher Lieder, 1638—1683.

Von Chr. W. Stromberger *).

Die Landgräfin Anna Sophie von Hessen war die sechste Tochter des Landgrafen Georg II. Sie wurde am 17. December 1638 zu Marburg geboren; mit großer Sorgfalt wurde über ihre Erziehung gewacht. Bei einem Besuche ihrer Großeltern blieb sie am kurfürstlichen Hofe in Dresden. Während ihres dortigen Aufenthaltes erfolgte ihre Ernennung zur Probstin des kaiserlich freien weltlichen Stiftes Quedlinburg. Nachdem sie 1678 zur Coadjutorin erwählt worden, erlangte sie 1681 die Würde der Aebtissin und starb als solche am 13. December 1683. Anna Sophie ist berühmt durch ihre Gelehrsamkeit und gepriesen wegen ihrer Frömmigkeit. Sie verwebte in die religiösen Betrachtungen ihres Buches: „der treue Seelenfreund Jesus

*) „Leben und Lieder der Landgräfin Anna Sophie von Hessen. Herausgegeben von Ch. W. Stromberger. 1854.

Christus, Jena 1651 und Frankfurt und Leipzig 1675" zwei und dreißig geistliche Lieder, welche sich zum Theil in guten alten Gesangbüchern finden und Aufnahme in die jetzt entstehenden verdienen.

Von ihren Liedern theilen wir mit:

Gottes Wort.

Wohl dem, der Jesum liebet,
Und dessen Himmels Wort!
Der wird niemals betrübet,
Von Teufels Höllenmord.
Wo Jesus sich befindet,
Da stehet Alles wohl;
Wer sich auf Jesum gründet,
Der lebet lebensvoll.

2. Bist du vielleicht verirret,
Vom rechten Lebensport;
Hat dich die Welt verwirret:
Komm, hier ist Gottes Wort;
Das wird dir klärlich weisen
Die rechte Tugendbahn,
Darauf du müssest reisen,
Wenn du willst himmelan.

3. Bist du vielleicht betrübet,
Ja wirst du fort und fort
In Kreuz und Noth geübet:
Komm, hier ist Gottes Wort;
Das wird dich schon erquicken,
Daß, wenn gleich Höll und Welt,
Dich wollen unterdrücken,
Du doch behälst das Feld.

4. Hast du dich lassen blenden,
So, daß bald hier, bald dort,
Du tappest an den Wänden:
Komm, hier ist Gottes Wort;
Das machet, daß die Blinden
Sich zu dem rechten Steg
Hie wieder können finden,
Von ihrem Irreweg.

5. Wirst du gleich auch geführet,
Durch den stockfinstern Ort,
Da sonst der Tod regieret:
Komm, hier ist Gottes Wort!
Dies ist der Stab und Stecken;
Mit diesem kannst du dich
Vor Teufels List und Schrecken
Beschützen mächtiglich.

6. Hilf, Jesu, daß ich liebe
Dein seligmachend Wort,
Daß ich mich stets drin übe;
Hilf, liebster Seelenhort,
Daß ich's in meinem Herzen
Bewahr durch deine Huld,
Damit in Kreuzes Schmerzen
Es Frucht trag in Geduld.

Gottes Wort.

1. Rede, liebster Jesus, rede!
Deine Magd gibt Acht darauf.
Stärke mich, denn ich bin blöde,
Daß ich meinen Lebenslauf
Dir zu ehren setze fort.
Ach so laß dein heilig Wort
In mein Herze sein verschlossen,
Dir zu folgen unverdrossen.

2. Ach, wer wollte dich nicht hören?
Dich, du liebster Menschenfreund!
Sind doch deine Wort und Lehren
Alle herzlich wohlgemeint,
Sie vertreiben alles Leid.
Auch des Honigs Süßigkeit,
Muß vor deinen Worten weichen:
Ihnen ist ganz nichts zu gleichen.

3. Deine Worte sind mein Stecken,
Dessen ich mich trösten kann,
Wenn der Teufel mich will schrecken
Auf der schmalen Lebensbahn;
Diese führen ohne Qual
Mich hin durch des Todes Thal,
Diese sind mein Schirm und Stütze
Wider alle Kreuzeshitze.

4. Jesus, dein Wort soll mich laben;
Deine trosterfüllte Lehr
Will ich in mein Herz vergraben.
Ach, nimm sie ja nimmermehr
Hier von mir in dieser Zeit,
Bis ich in der Ewigkeit
Werde kommen zu den Ehren,
Dich, o Jesu, selbst zu hören.

5. Unterdeß, vernimm mein Flehen,
Liebster Jesu, höre mich.
Laß bei dir mich feste stehen;
So will ich dich ewiglich
Preisen mit Herz, Sinn und Mund,
Ich will dir zu jeder Stund
Ehr und Dank in Demuth bringen
Und dein hohes Lob besingen.

Das Glockenspiel zu Darmstadt 1671.

Von Ernst Pasque *).

„Das Glockenspiel, welches einen Vers eines geistlichen Liedes mit künstlicher und nach der Musik gesetzter Harmonie von sich selbsten spielet und als eine leblose Creatur den höchsten Gott lobet und die Herzen der vernünftigen Menschen zur Andacht und Lob Gottes ermuntert." Alte Nachricht.

Landgraf Ludwig VI. hatte auf seinen Reisen durch die Niederlande die Glockenspiele kennen gelernt **) und faßte 1669 den Entschluß, auf dem Thurme — dem Treppenhause — des neuen Schloßgebäudes (wozu er am 28. April 1664 den Grundstein gelegt hatte) ein solches Glockenspiel nach niederländischem Muster zu errichten. Er setzte sich deshalb mit Laurenz Ketel, einem Unterhändler zu Amsterdam, in Vernehmen, und dieser sandte bald darauf den Abriß eines Uhrwerks, verbunden mit einem Glockenspiele, ein, welcher Ludwigs Beifall erhielt. Nun wurde mit dem Verfertiger des Planes, dem Uhrmacher Peter van Call zu Nymwegen, am 26. Februar 1670, ein Accord abgeschlossen, wodurch dieser sich verpflichtete, das Uhrwerk mit „möglichstem Fleiß und Sorgfalt" zu verfertigen. Dafür sollte Peter van Call erhalten: Für jedes Pfund Eisen zum Uhrwerk 16 Stüber (48 Kreuzer), für sonstiges Eisenwerk jedoch nur 10 Stüber (30 Kreuzer). Von ersterer Sorte waren erforderlich 5009 Pfund, sie kosteten 2805 Gulden 1 Albus, von letzterer Sorte 3331 Pfund, diese kosteten 1332 Gulden 12 Albus. Die kupferne Spieltonne (Walze) und die Glocken wurden auf des Landgrafen Kosten von Franz Hemony zu Amsterdam gegossen. Die Tonne wog 1071 Pfund; van Call erhielt, um sie „sauber und glatt auszudrehen," 100 Gulden, für jedes Notenloch hineinzubohren $3^1/_2$ Stüber, und für jede einzusetzende Note 5 Stüber. Verrechnet waren 4000 Löcher zu 560 Gulden und 1023 Noten zu 204 Gulden 18 Albus. Diese Spieltonne kostete im Ganzen 1126 Gulden.

Hemony machte sich verbindlich, innerhalb vier Monaten „ein Glockenspiel von 28 Glocken derselben Größe als die zu Amsterdam auf dem Reguliers-Thurme sind, und von so schönem correctem Ton, resonnance, Accord und Geläut, wie irgendwo in diesem Lande zu finden, worauf unpartheiische Musikanten, die sich darauf verstehen, urtheilen mögen" zu liefern.

Im Sommer desselben Jahres wurde die Spieltonne nach Darmstadt gebracht, und einige Monate darauf, im Herbste, die 28 Glocken. Sie wogen zusammen 6153 Pfund; die größte 1200, die kleinste 18 Pfund, und kosteten sammt der Fracht, einem „Beyer-Stool" — eine klavierartige Einrichtung, um das Werk mit den Händen — spielen zu können — 6516 Gulden 5 Stüber.

Im Herbste 1670 hatte man feierlich den vergoldeten Knopf auf den Thurm gesetzt und die Glocken aufgehangen. Im September 1671 langte das Uhrwerk, welches zugleich die Spielwalze in Bewegung setzen sollte, in Darmstadt an, und mit ihm ein Glockenspieler aus Amsterdam, Namens Valentin Verbeck, welcher nun das ganze Werk einrichtete. Dieser Verbeck blieb 20 Wochen am Hofe und erhielt, außer 5 Gulden Kostgeld die Woche, bei seiner Abreise vom Landgrafen noch ein Geschenk von 400 Reichsthalern. Die letzte Zeit seines Aufenthalts in Darmstadt

---

*) Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Darmstadt. Nach Urkunden dargestellt von Ernst Pasque.

**) Die Glockenspiele waren zu jener Zeit sehr beliebt. Die meisten Kirchthürme der niederländischen Städte waren damit versehen. Auch in Norddeutschland — Hamburg — und besonders in England gab es deren viele. Zu London erschien sogar 1668 ein Werk, betitelt: „Tintinnalogia oder die Kunst des Glockenspiels," welches allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und Jenkins, ein damals beliebter englischer Componist, schrieb ein Instrumental-Stück, welches er „Ein Concert von fünf Glocken" nannte und das sich seiner Zeit großer Popularität zu erfreuen hatte. Busby theilt es in seiner Allgemeinen Geschichte der Musik mit.

benutzte er dazu, um einen der Hofmusiker des Landgrafen — Breithaupt — zum Glockenspieler heranzubilden. Sammt diesen letzten Ausgaben kostete nun das ganze Werk 11,218 Gulden 14 Albus 1$^1/_5$ Heller.

Die zwölf größten Glocken zieren, außer dem Namen des Meisters, Petrus Hemony und der Jahreszahl 1670, verschiedene lateinische meistens den Psalmen Davids entnommene Sprüche. Die schwerste Glocke — g — welche zugleich die ganzen Stunden schlägt, hat zunächst der Krone den Spruch:

„Während die Glocke klingt, theilt sie in gleiche Theile die Zeit."

Auf dem Bauche befindet sich das Landgräflich-Hessische Wappen mit folgender Inschrift:

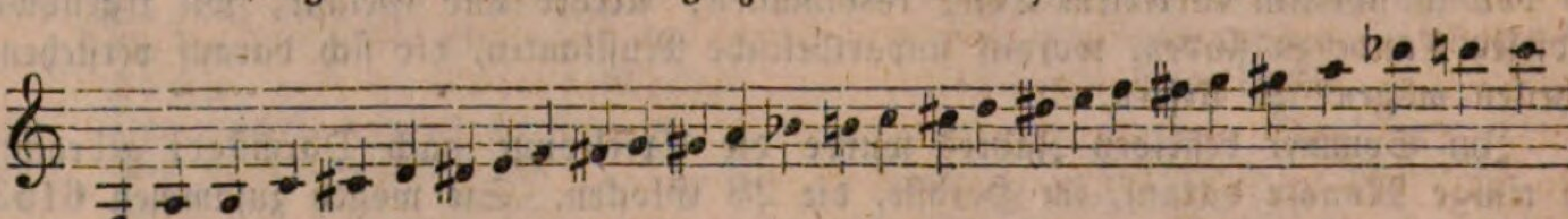
„Der Durchlauchtigste Fürst und Herr Ludwig VI., Landgraf zu Hessen, „Fürst zu Hersfeld, Graf zu Katzenellenbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, „Schaumburg, Ysenburg, Büdingen ꝛc. hat dieses ganze Uhrwerk und Glocken- „spiel Gott zu Ehren und der Fürstlichen Residenz Darmstadt zur Zierde „von neuem (neu) anfertigen lassen."

Die übrigen Glocken führen der Reihe nach folgende Sprüche:

2) a. „Sei deiner letzten Stunde eingedenk."
3) h. „Singt dem Herrn ein neues Lied, lobsinge den Herrn alle Welt."
4) c. „Preist den Herrn auf wohlklingenden Instrumenten."
5) 6) cis und d. „Lobpreist Gott alle Völker, lobpreist ihn alle Nationen."
7) dis. „Preiset den Herrn ihr Engel, ihr Himmel alle."
8) e. „Ich lobe den Herrn im Gesange und verherrliche ihn lobpreisend."
9) f. „Lobt ihr Knaben den Herrn, lobt seinen Namen."
10) 11) fis und g. Die gleichen Inschriften wie f.
12) gis. „Der Name des Herrn sei gesegnet."

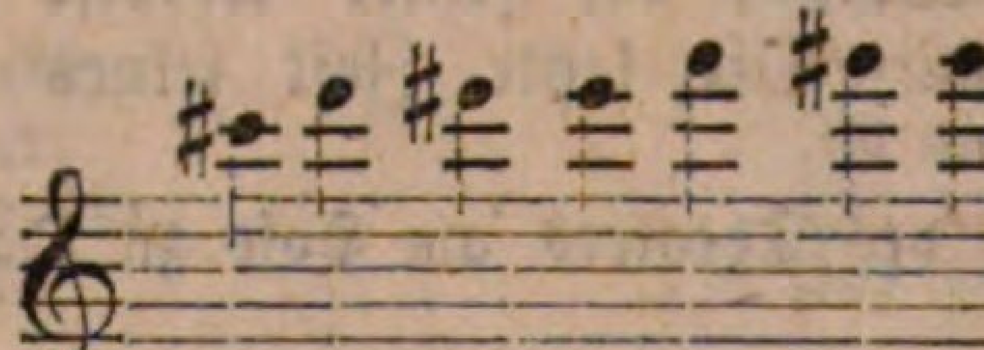
Die übrigen sechszehn Glocken tragen nur den Namen des Gießers und die Jahreszahl 1670.

Der Umfang der Glocken beträgt zwei und eine halbe Octave:



In graden Taktarten, durch ganze, halbe und Viertels-Noten vermochte das Werk Choräle und andere Weisen auszuführen; doch spielte es nach dem Willen des fürstlichen Stifters beim ganzen und halben Stundenschlag nur einfach gesetzte Choräle, „Gott zur Ehre und den Bewohnern Darmstadts zur Freude."

Der jetzige, um das Glockenspiel hochverdiente Großherzogliche Musik- und Glockendirector Fr. Strauß traf im Jahre 1834 die Einrichtung, daß das Werk auch Achtelnoten darzustellen im Stande war. Er fügte ferner 1846 sieben neue Glocken hinzu



und erfand eine eben so sinnige als praktische Vorrichtung, um auch Gesänge in ungraden Taktarten mit Läufen von Sechszehntelnoten ausführen zu können. Zu gleicher Zeit verbesserte er die Klaviatur des Werkes derart, daß man jetzt auf derselben mit verhältnißmäßig leichter Mühe jedmögliche Gesänge mit den Fingern ausführen kann, während man früher förmlich mit den Fäusten auf die weithervorstehenden Tasten des

„Beyer-Stools" schlagen mußte, um den Glocken einen Ton abzugewinnen. An für das Großherzogliche Haus und die Stadt wichtigen Tagen erprobt der Erfinder zu verschiedenen Stunden seine neue sinnreiche Einrichtung und fröhlich stimmen dann die Glocken mit ihren Jubelliedern in die allgemeine Freude ein.

Welchen tiefen Eindruck das Glockenspiel auf das Gemüth der Jugend auszuüben im Stande ist, wird jeder Darmstädter wohl selbst empfunden haben. Eine Aeußerung des berühmten G. C. Lichtenberg, welcher 1742 zu Oberramstadt geboren, seine Jugend in Darmstadt verlebte, hierüber, kann ich nicht umhin hier mitzutheilen. Lichtenberg schreibt nämlich in einem Briefe vom Jahre 1793 an den fürstlich darmstädtischen Superintendenten Christian Heinrich Zimmermann: „Träume ich mich hin zu Dir in Deines Herrn Vaters Haus in der Schloßgasse, o dann höre ich das Glockenspiel: „O Mensch bewein dein Sünden groß" — und ich beweine die Flucht jenes güldenen Alters unsers Lebens, jener Tage und Stunden in Deiner Gesellschaft, die mir das Gold unsers Königs nicht aufwiegen könnte; ich höre das Feiergeläute am heiligen Christ-Abend und den heiligen unvergeßlichen Klang der großen Glocke" u. s. w.

Das Hexenwesen in Hessen.

Von W. Gottl. Soldan *).

Das Hexenwesen im Allgemeinen.

Der Hexenprozeß ist nicht eine nationale, sondern eine christenheitliche Erscheinung; soll er begriffen werden, so darf seine Darstellung weder auf ein einzelnes Volk sich beschränken, noch mit demjenigen Zeitpunkt beginnen, wo er als etwas schon Fertiges hervortritt.

Die Erscheinungen des Zauberglaubens sind nicht etwas Isolirtes; sie stehen nicht blos mit dem allgemeinen Stand der Bildung in stetem Zusammenhange, sondern verzweigen sich auch in zahlreichen Bewährungen mit der Kirchengeschichte, der Geschichte des Strafrechts, der Medizin und der Naturforschung.

Kein Jahrhundert ist reicher an Erscheinungen, die als Hauptursachen der gegenwärtigen Höhe europäischer Geistescultur betrachtet werden dürfen, als das fünfzehnte. Das zerfallende Griechenland sandte die Apostel einer neuen wissenschaftlichen Aera nach dem Westen; Guttenberg erfand seine mächtige Kunst; Columbus und Vasco de Gama beschenkten Europa mit einer neuen Welt von Kenntnissen, Ideen und Bestrebungen; Kaiser Maximilian beschwor den rohen Geist der Gewalt und that den ersten wirksamen Schritt zur Sicherung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland; die Concilien von Costnitz und Basel arbeiteten an der längst ersehnten Ausgleichung der kirchlichen Zerwürfnisse, und es bereitete sich schon damals die Epoche vor, welche den ausscheidenden Unzufriedenen die kirchliche Autonomie erwarb, in die Mitte der Zurückbleibenden aber den vielfach zerstörten Kirchenfrieden zurückführen sollte. Aber voll und düster fällt auf diese Glanzpartieen der Schlagschatten eines Ungeheuers, das an Furchtbarkeit alle Gräuel des früheren Mittelalters weit überragt. Es ist der Hexenprozeß. Vorlängst im Schooße der geistlichen Inquisition erzeugt, gewinnt er im fünfzehnten Jahrhundert Abschluß und feste Gestaltung, und wird als legitimes Kind der Kirche anerkannt, um eine Barbarei ohne Gleichen in stets wachsender Verbreitung auf zwei volle Drittheile derjenigen Geschichtsperiode zu vererben, die sich so gern als die der Geistes-Mündigkeit und Humanität preisen läßt. Und er contrastirt nicht bloß mit dem, was die Zeit bewegt, er wuchert auch darin. Das Größte, Edelste mußte ihm dienen. Aus den wiedereröffneten Hallen der altclassischen

---

*) Geschichte der Hexenprozesse. Aus den Quellen dargestellt von Dr. W. G. Soldan, Professor zu Gießen. Stuttgart 1843.

Literatur schuf er sich ein reiches Arsenal von Schutz- und Trutzwaffen; Guttenbergs Erfindung, zum Heile der Menschheit erdacht hat gleichwohl im Jahrhundert ihrer Geburt schwerlich irgend ein Buch in größerer Anzahl vervielfältigt, als Sprengers berüchtigten Hexenhammer; am Bord der Weltumsegler drang der Hexenprozeß nach Mexiko und Goa, nebst der Inquisition das erste Geschenk, das die europäische Civilisation den beiden Indien für ihr Gold und ihre Edelsteine geboten hat. Karls V. peinliche Halsgerichtsordnung, im Uebrigen eine vielfach dankenswerthe Reform des Criminalwesens, stempelte durch allgemeines Gesetz die Zauberei zum todeswürdigen bürgerlichen Verbrechen, wie sie bis dahin als kirchliches gegolten hatte. Und selbst die Reformation hat das Uebel nicht gebrochen. Luther, Zwingli, Calvin, Heinrich VIII. kämpften gegen große und kleine Auswüchse des Pfaffenthums; dem bizarresten und blutigsten derselben, dem Hexenprozesse, hat kein Reformator die Maske abgezogen, vielmehr fuhren die Protestanten fort, mit den katholischen in unsinniger Verfolgungswuth zu wetteifern, und England hat sogar ein gekröntes Haupt aufzuweisen, das neben dem Schwerte und dem Feuerbrande auch die Feder gegen den imaginären Frevel führte. Tausende von Unglücklichen fielen fortwährend in allen Theilen der Christenheit durch Henkershand; die Stimme der Wenigen, die Geist und Herz genug hatten, dem Unwesen entgegen zu treten, verhallte ungehört, oder rief Verfolgung gegen sich selbst hervor. Das siebzehnte Jahrhundert sah einen dreißigjährigen Glaubenskampf die Eingeweide Deutschlands zerfleischen, und, als wäre es am Kriegsjammer noch nicht genug, erreichte gerade um diese Zeit das deutsche Hexenwesen den höchsten Grad seiner Intensität; ganze Gemeinden, Herrschaften und Fürstenthümer wurden dadurch geplündert, entsittlicht und entvölkert, die Familienbande zerrissen, das Vertrauen zwischen Nachbarn und Freunden, Obrigkeiten und Unterthanen vergiftet und die Summe des moralischen, wie des physischen Elends bis zum Unermeßlichen gesteigert. Und alle diese Gräßlichkeiten wurden im Namen Gottes und der Gerechtigkeit verübt. Die Theologen schrieben bändereiche Theorien über die Möglichkeit und Wirklichkeit des Umgangs mit dem Teufel, von den Kanzeln herab ward der Verfolgungseifer unablässig geschürt, Juristenfacultäten und Parlamente erkannten bereitwilligst auf Tortur und Todesstrafe. Noch ist es nicht ein volles Jahrhundert, daß in unserm Vaterlande, und noch nicht ein ganzes Menschenalter, daß im übrigen Europa die letzten Scheiterhaufen verglimmten. Noch reibt sich die europäische Menschheit die Augen, wie neuerwacht aus einem bösen Traume, und kann es nicht fassen, wie es kam, daß dieser Traum so schwer und unsinnig war. Aber schon beginnt auch der finstere Aberglaube, der dem Ganzen zur Unterlage diente, seine scharfen, schroffen Umrisse in den zarten Nebelduft der Poesie zu verstecken; das kaum Ueberlebte ist plötzlich zur halbbekannten, nach Ursprung und Wesen vielfach mißdeuteten Antiquität geworden. Weil Göthe das lebensfrische Bild seines Faust auf jenen düstern Grund gezeichnet, weil Shakespeare im Macbeth und Heinrich VI. den spröden Stoff poetisch bewältigt hat, werfen sich Manche als Apologeten des Zauberglaubens auf; in der sagenmäßigen Seite des Gegenstandes festgefahren, reden sie, als wäre niemals Blut geflossen, von frommheiterm, an sich schon dichterisch gestaltendem Volksglauben; ja man ist so weit gegangen, diese Blume aller pfäffischen Mißbildungen für uralt-germanisch zu erklären, und mit einer Art patriotischen Stolzes in den dahin einschlagenden Volkssagen, die man zufällig in England, Frankreich oder Italien entdeckte, nur Reminiscenzen aus der Zeit der Völkerwanderung zu erkennen. Aber Deutschland weist den Vorwurf, die Mutter dieser Geistesverirrungen zu sein, trotz der beliebten Schlagworte Faust und Blocksberg und seiner zahllosen Teufelssagen mit gerechtem Unwillen von sich ab. Wahr ist es, daß auch Deutschland gleich andern Völkern seinen Aberglauben gehabt und demselben drei Jahrhunderte hindurch Molochsopfer dargebracht hat; aber nichts desto weniger hat jene große Seuche, die seit Innocenz VIII. ihren verheerenden Gang durch Europa machte; auf Gründen beruht, die mit dem problematischen Zauberglauben der germanischen Urzeit durchaus nichts gemein haben.

Die Inquisitoren bildeten die Lehre vom Wesen und Wirken der Zauberei in ihren einzelnen Theilen allmählich aus und hatten dieselbe mit der Ketzerei auf's innigste verwebt. In Deutschland hatte indessen schon seit Konrad's von Marburg gewaltsamem Ende die Inquisition niemals recht gedeihen wollen. In letztem Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts waren Heinrich Institoris für Oberdeutschland und Jakob Sprenger für die Rheingegenden als Inquisitores haereticae pravitatis bestellt worden und hatten es als zweckmäßig erachtet, ihr Geschäft vorerst durch Verfolgung des Hexenwesens zu popularisiren. Aber auch hierbei stießen sie auf heftigen Widerspruch. Aus ihren eignen Klagen entnehmen wir, daß derselbe nicht nur gegen ihre richterliche Competenz, sondern auch gegen die Sache selbst gerichtet war. Es muß dem Vaterlandsfreunde erfreulich sein, zu bemerken, wie schon damals unter unsern Vorfahren nicht selten die Behauptung laut wurde, daß es nirgends anders Zauberei gebe, als in den Köpfen derjenigen, welche natürliche Wirkungen, deren Ursachen ihnen verborgen sind, aus derselben erklären wollen. Häufiger noch sprach man sich gegen Einzelne, wie gegen die Hexenfahrten aus. Dergleichen Ansichten bewirkten, daß sich die Inquisitoren ihre Opfer mehrfach durch den Schutz der weltlichen Macht entzogen sahen. In dieser Verlegenheit wandten sich Sprenger und Institoris nach Rom und erwirkten vom Papste Innocentius VIII. die Bulle Summis desiderantes (vom 5. December 1484, vollständig abgedruckt im Malleus maleficarum). Dieses merkwürdige Aktenstück, zuweilen mit Unrecht als die Quelle des ganzen Hexenprozesses betrachtet, ist deßwegen von entschiedener Wichtigkeit, weil es der bisher ausgebildeten Lehre von der Häresie des Zauberwesens aus dem Inquisitionsverfahren gegen dasselbe eine neue und für manche Punkte sogar die erste päpstliche Sanction ertheilt und somit die Verbreitung des Unwesens über ganz Europa wesentlich gefördert hat. Zur besseren Förderung des Geschäfts schritten nun Sprenger und Institoris zur Abfassung eines Werks, welches theils das Ganze der Zauberei in ihrer Wirklichkeit und der nothwendigen Beziehung ihrer einzelnen Theile auf einander erweisen, theils die Grundsätze des gerichtlichen Verfahrens gegen dieselbe entwickeln sollte. Dies ist der berüchtigte Malleus maleficarum, der Hexenhammer, (verfaßt im Jahre 1487, zum erstenmal gedruckt, wahrscheinlich 1489 zu Köln, dann wieder Köln 1494, Nürnberg 1494, Frankfurt 1580 und öfter), größtentheils aus Sprengers Feder geflossen, ein Werk so barbarisch an Sprache, wie an Gesinnung, spitzfindig und unverständlich in der Argumentation, originell nur in der Feierlichkeit, mit welcher die abgeschmacktesten Mährchen als historische Belege vorgetragen werden. Mit einer gewissen Bescheidenheit erklären die Verfasser in der Vorrede, daß sie keine Poesieen schaffen, keine sublimen Theorieen entwickeln, sondern nur aus früheren Schriftstellern schöpfen und von dem ihrigen Weniges hinzuthun wollen, weßhalb ihr Buch dem Inhalt nach ein altes und nur in der Zusammenstellung ein neues sei. Es zerfällt in drei Haupttheile.

Der Hexenthurm zu Lindheim 1650.

Von G. W. Justin Wagner *).

Zu den denkwürdigen Alterthümern gehört ein Thurm zu Lindheim, bekannt unter dem Namen Hexenthurm, merkwürdig sowohl wegen seines grausenhaften Innern, als wegen seiner fürchterlichen Bestimmung in den Zeiten des Aberglaubens. Dieser Thurm, welcher während der Hexenperiode als Gefängniß, und wahrscheinlich auch zur Richtstätte der als Zauberer und Hexen Angeklagten diente, hat einen Durchmesser

---

*) Hessisches Volksbuch oder Denkwürdigkeiten aus dem Vaterlande. Von G. W. J. Wagner. Darmstadt 1834.

von 17 Fuß, mit $4^1/_2$ Fuß dicken Mauern, und eine Höhe, die jetzt noch 36 rheinische Fuß beträgt. Achtzehn Fuß über der Erde ist der äußerst enge Eingang, zu welchem von Außen eine Treppe führte. Im Innern der Mauer geht eine dunkle Höhle von 2 Fuß im Quadrat in gerader Richtung vom Boden an, 15 Fuß in die Höhe. An der oberen Oeffnung dieser Höhle befanden sich noch in neueren Zeiten, gegen einander über, zwei eiserne enge Handeisen, von welchen jedes an einer Kette hing, die einen halben Fuß lang und in der Wand befestigt waren. Diese Fesseln dienten entweder dazu, die Hexen und insbesondere die zum Tode Verurtheilten in eine Lage zu versetzen, in welcher sie mit den Füßen die Erde nicht berühren konnten, um sie dadurch, nach dem damaligen Glauben, in sicherer Verwahrung, oder die bereits Verurtheilten bis zur Zeit ihrer Hinrichtung darin schwebend zu erhalten. Der Sage nach wurden die Unglücklichen bei ihrer Verbrennung an diese Eisen angeschlossen, und das Feuer vermittelst einer der Erde gleichhoben Thüre innerhalb der Mauern des Thurmes angezündet. Unterstützt wird diese Sage durch das Dasein von Rauchfängen von 6 Zoll Durchmesser, die in gewundener Richtung rings um den Thurm und mitten durch den Thurm laufen. Etwa 4 Fuß über dem engen Eingang in den Thurm, befanden sich die sogenannten Pein- oder Marterkammern, die aus drei dunkeln Löchern bestehen, die alle noch mit starken Ringen, Ketten und Halseisen versehen sind. Diese Kammern dienten zum Aufbewahren der Gefangenen, oder zum Foltern der Unglücklichen.

Dieser Hexenthurm, den die Freifrau von Specht käuflich an sich brachte, bildet nun einen Theil des Schloßgartens, in welchem er unter einer schönen Umgebung als Ruine dasteht. Als nach dem Ankaufe der Schutt weggeräumt wurde, fanden sich am Fuße des Thurmes eine Menge Menschengebeine, und darunter Stücke von Schädeln, an welchen man noch Brandspuren zu bemerken glaubte. Nachdem vor einigen Jahren der Freiherr von Venningen die Mauer des Thurms hat durchbrechen lassen, da fanden sich in dem furchtbaren Innern verkohlte und angebrannte Menschenknochen, ein noch sehr gut erhaltener Dolch, mehrere alterthümliche Spindeln, zwei irdene Krüge, wovon einer noch mit völlig klarem Wasser angefüllt war. Dies ist die kurze Beschreibung der Stätte, welche die gräßliche Barbarei voriger Jahrhunderte errichtete, und wo man nach dem Glauben damaliger Zeiten die Seele der Unglücklichen vor ewiger Verdammniß zu retten glaubte, indem man ihre Körper erbarmungslos unter fürchterlichen Qualen zerstörte. Nun zu den Unglücklichen selbst, die einst hier schmachteten.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, ungefähr von 1650—1653, war in Lindheim ein fürchterlicher Hexenprozeß im Gange (den minderwichtigen von 1631—1633 nicht zu gedenken), in welchen nach und nach das ganze Dorf verwickelt wurde, welcher Mißtrauen, Furcht, Verzweiflung zur Folge hatte, und mehreren Männern und Weibern, die nach der Sage in der bereits bemerkten Höhle verbrannt wurden, das Leben kostete. Im Jahr 1661 entstand ein neuer Hexenprozeß, in welchem die schreckensvollen Scenen erneuert wurden, und den ganzen Ort in Trauer versetzten. Um diese Zeit stand die freie Reichsburg Lindheim unter der ganerbschaftlichen Regierung eines Hermann von Oynhausen, Landdrosten in Braunschweig-Lüneburgischen Diensten, eines Hartmann von Rosenbach, Domdechanten zu Würzburg nnd einiger andern adelichen Familien.

Der von Oynhausen'sche Oberschultheiß und Justizbeamte Geiß, ein fanatischer und geldsüchtiger Mann, ein roher Soldat, brachte bei seinem Herrn den Hexenprozeß wieder in Anregung, weil man nicht eher ruhen dürfte, bis das verfluchte Hexengeschmeiß zur Ehre des dreifaltigen Gottes zur Lindtheimb vnd aller Ordthen insgesammt vom Erdboden vertilgt sey. Die Ganerben gaben zur Erneuerung des Hexenprozesses ihre Einwilligung, und Geiß wurde, in Verbindung mehrerer Bürger, die er sich selbst zu Blutschöffen erwählt, als Untersuchungsrichter ernannt. Niemand war nun einen Tag sicher, daß nicht sein Name aus Bosheit oder auf der Folter aus Verzweiflung genannt würde, und dann in Untersuchung zu gerathen und den Feuertod zu erleiden. Bald waren eine Menge Personen eingezogen,

die Bündnisse mit dem Teufel haben sollten und in die Höhlen und Marterkammern des Herenthurms geworfen.

Die Gefangenen wurden ohne die geringste Vertheidigung durch den Scharfrichter und Schindersknecht auf die Folter gespannt, ihnen Hölzer in den Mund gelegt, an Leitern gebunden und darauf an allen Gliedern so gemartert, bis sie das, was Geiß und der Scharfrichter ihnen vorsagten, der fürchterlichen Schmerzen wegen bejahten, und so als Heren und Zauberer den Feuertod sterben mußten. Der Amme zu Lindheim wurde durch grausames Foltern das Geständniß erpreßt, das Kind, das die Ehefrau des von Rosenbachischen Müllers Schüler vor einem Jahr und etlichen Tagen todt geboren, umgebracht zu haben, obgleich die Müllerin darüber vernommen, keinem Menschen die Schuld gab. Auf das Bekenntniß der Amme wurden 6 Personen eingezogen, die gemartert bekennen mußten: sie hätten das Kind ausgegraben, solches verhauen und in einem Topf gekocht und daraus eine Herensalbe bereitet. Obgleich das Kind im Beisein des Vaters, des Geistlichen, des Müllers Gevatter und von Rosenbachischen Verwalters Augustin Huber, und zweier Blutschöffen, nämlich Konrad Euler und Andreas Krieger, ausgegraben und unverletzt gefunden wurde, so wurde dem Müller Schüler bei schwerer Strafe angedeutet, nichts davon zu sagen, daß man das Kind, woraus eine Herensalbe gekocht worden sein sollte, unversehrt im Grabe gefunden habe, bis die sechs eingethürmten Heren, weil sie es in der Tortur doch einmal selbst gestanden hätten, erst verbrannt wären. Das Letzte geschah auch. Nachher wurde die alte Becker-Margreth eingezogen, zu welcher der Blutschöffe Andreas Krieger in's Gefängniß ging, und ihr zuredete, sie sollte sich nur freiwillig dazu bekennen, so sollte sie kein Meister vndt Schindersknecht angreifen, sondern sie alsobaldten auf's Rathhauß geführt vndt, wenn sie hingethan neben dem Kirchhof begraben werden, worauf sie — so schrecklich waren die Menschen in Folge des Herenprozesses verwildert — noch 14 Personen mehr als die andern, mit dem Zusatze angab: sie möchten es aber auch erfahren, wie das Hintbun und Brennen schmecke. Es wurde nun die Schüler'sche Ehefrau, eine Frau für die damalige Zeit von vieler Bildung, weil sie mit dem grausamen Laster der Hererei behaftet und auf sie bekanndt wäre, eingezogen. Während Schüler nach Würzburg eilte, um bei dem Domdechanten von Rosenbach zu klagen, wurde seine Ehefrau so schrecklich gefoltert, daß sie bald unterlag, und Alles bejahen und bekennen mußte. Schüler selbst wurde nach seiner Rückkehr in Ketten und Banden gelegt, weil auch er ein Zauberer wäre, und seine eigene Ehefrau auf ihn bekanndt hätte, und wurde den fünften Tag so unmenschlich mit ganz neuen und unbekannten Instrumenten gefoltert und gepeinigt, daß auch er, der starke Mann, unterlag.

Er widerrief, und unterlag abermals. Er widerrief von Neuem, und würde wieder unterlegen haben, wenn er unterdessen bei einem Aufstand, der durch seine Gefangennehmung, da er ein allgemein geschätzter Mann war, veranlaßt wurde, durch Hilfe seiner Freunde nicht Mittel gefunden hätte, zu entfliehen. Während seiner Abwesenheit wurde sein armes Weib den 23. Februar 1664, entweder im Herenthurm selbst, oder unter dessen Mauern, unbarmherzig verbrannt.

Nach der Hinrichtung der Müllerin, entflohen mit Hilfe einiger muthvollen Männer zwei Weiber, die eben verbrannt werden sollten, mit welchen sich, nach der Volkssage, 8—10 andere Weiber vereinigten, und unter den lautesten Ausbrüchen der Verzweiflung, nach Speier liefen, und die Stadt mit ihrem Jammergeschrei erfüllten. Da unterdessen Schüler seine Sache eifrig betrieb, da die ganze Gemeinde, sowohl bei den Ganerben, als auch am Reichskammergericht zu Speier laut klagte gegen das unerhörte Verfahren eines Barbaren, dem nichts heilig sei, der aus bloßer Wildheit Schuldige und Unschuldige einthürmen, foltern, erwürgen und verbrennen lasse, Eigenthum, Ehre, persönliche Sicherheit und Leben jeden Augenblick bedroht sei, da die Verhaftungen und Hinrichtungen kein Ende nahmen, endlich gewaltsame Bewegungen im Orte entstanden,

da das Reichskammergericht dem Blutgericht Einhalt gebot, da die Juristenfacultät zu Gießen den Ganerben Mäßigung und größere Vorsicht bei den Untersuchungen befahl, da Matthias Horn, einem der Blutschöffen, der seine Frau zur Folter schleppen wollte, einen Arm entzwei schlug, der Scharfrichter und der Gerichtsdiener sich eiligst durch die Flucht retten mußten, um bei einem Aufstande dem Tode zu entgehen, da Andreas Krieger, der verhaßteste unter den Blutschöffen, kaum in seinem Hause noch Sicherheit fand — da endlich kam der fürchterliche Geiß in's Gedränge, und mit ihm der an Verstand sehr beschränkte Herr von Oynhausen, da entließ er endlich, 1666 seinen Diener der Gerechtigkeit, den er nicht länger mehr schützen konnte, in Gnaden.

Bald darauf, als Geiß eine Viertelstunde vom Ort mit seinem Pferde über einen breiten Graben, jetzt noch den Teufelsgraben genannt, setzen wollte, da stürzte der Höllenrichter den Hals ab. So endigte dieser fürchterliche Mensch, der von 1661—1664 bei 30 Menschen hatte hinrichten lassen, der so viele Thränen der Wehmuth, des Kummers und der Angst fließen machte, der der herzerreißendsten Scenen so viele herbeiführte, die Menschen tausendfach tödtete. So endigte der furchtbare Mensch, der einst vor dem Richterstuhl des Ewigen Rechenschaft ablegen muß!! —

Die Hexe Else Schmidt, genannt die Schul-Else zu Burkhardsfelden im Busecker Thale vor Gericht 1672.

Von Ch. W. Soldan.

Das kleine ritterschaftliche Dorf Lindheim in der Wetterau sah in fünf Jahren (1661—1666) dreißig Personen zum Tode führen; man war genöthigt, das Kammergericht um Schutz anzurufen. Im Busecker-Thale war man um dieselbe Zeit nicht wenig thätig, ebenso bei den Gerichten im Brandenburgischen. Es würde ermüden, eine Durchmusterung der einzelnen Territorien vorzunehmen. Das Uebel war so allgemein, daß fast allerwärts in den deutschen Gerichtsarchiven die traurigen Denkmäler noch vorhanden sind. Nicht überall schnitt man die Defensive ganz ab; aber auch da, wo der Prozeß äußerlich geordneter ist, erscheint Beweisführung und Defension fast immer nur als eine überlästige Formalität, deren nun einmal der Richter nicht entbehren konnte, um seinem Schuldig den Mantel des Gesetzlichen umzuhängen.

Mitten in diesem wilden Treiben ist es wohlthätig, wenigstens einer deutschen Juristenfacultät mit Anerkennung gedenken zu dürfen. Ihr besonneneres Benehmen, in welchem sich eine Nachwirkung von Spee's und Schönborn's Walten erkennen läßt, wird in folgendem einzelnen Falle, den wir aus den Akten mittheilen, zur Genüge hervortreten.

Im Jahre 1672 wurde Else Schmidt, genannt die Schul-Else, zu Burkhardsfelden im Busecker-Thale, vor Gericht gestellt. Dem Anklagelibell des Fiscals zufolge hatte sie Mäuse gezaubert, einen Knaben zur Hexerei verführt und in Gegenwart des Teufels umgetauft, Hexentänze besucht, einen Mann durch Branntwein und eine Frau durch Sauerkraut zu Tode behext, ein Mädchen bezaubert, daß ihm die Haare ausfielen, auch Heilungen durch Lorberabsud bewirkt, woraus der Schluß folgte, daß die behandelten Krankheiten zuvor auch durch ihre Zauberei erzeugt waren. Mehrere Hexen hatten auf die Schul-Else ausgesagt, und seit dem letzten Prozesse haftete übler Ruf auf ihr. Da die Angeklagte läugnete, so wurde ein Zeugenverhör angestellt und der Fiscal reichte eine Deductionsschrift ein, die mit Citaten aus Bodin, Binsfeld und Delrio reichlich ausgestattet ist. In der Refutationsschrift des Defensors wurden sowohl die Indicien, als die Qualification der Zeugen*) mit löblicher Klar-

*) Sie waren meistens, wie der Defensor sagt: hujus criminis delatores, accusatores et sparsores.

heit bekämpft. Dennoch verwarf, nachdem das Gericht die defensio pro avertenda tortura abgeschlagen hatte, die Juristenfacultät zu Gießen die Einwendungen des Defensors als unerheblich und erkannte auf die Folter. Die Angeklagte überstand demgemäß eine zweistündige Marter, ohne das Mindeste zu bekennen. Hierauf aber erschien der Fiscal mit 49 Additionalartikeln, die im Wesentlichen auf Folgendes hinausliefen: Die Schul-Else habe einst einer Frau mit einem Wecke Zauberei beigebracht, wodurch deren Knie so aufgeschwollen, daß der Pfarrer auf öffentlicher Kanzel über solche Uebelthat gepredigt; die Thäterin habe dann einen Aufschlag von zerriebenem Tabak und Bienhonig auf die kranke Stelle gelegt, worauf sich die Geschwulst geöffnet und ein und ein halb Maß Materie und fünf Arten von Ungeziefer, nämlich haarichte Raupen, Maueresel, Engerlinge, Sommervögel und Schmeißfliegen, von sich gegeben habe. Auch wird hervorgehoben, daß bei der neulichen Tortur keine Thräne zu bemerken gewesen, daß aber der Scharfrichter an der rechten Seite der Angeklagten ein Stigma entdeckt und beim Hineinstechen unempfindlich befunden habe. — In der abermaligen Zeugenvernehmung bestätigte die angeblich Bezauberte und Geheilte Alles, auch den Punkt von dem Ungeziefer; der Defensor verwarf sie als Zeugin in eigner Sache und Todfeindin; die Angeklagte stellte die neuen Anschuldigungen gleich den früheren in Abrede. In einer sehr leidenschaftlich gehaltenen Schrift begehrte jetzt der Fiscal eine geschärftere Tortur; er nannte die Beklagte einen Höllenbrand, einen Teufelsbraten, der hundertmal den Scheiterhaufen verdient habe. Von der Juristenfacultät erging unterdessen, wie der Defensor behauptet, ein lossprechendes Urtheil puncto repetitionis torturae, von dessen Existenz der Fiscal jedoch nichts zu wissen vorgab und von welchem auch das Gerichtsprotokoll nichts erwähnt. Gewiß ist es, daß man vorerst zur zweiten Tortur nicht schritt, sondern am 6. Mai 1674, also nach anderthalbjähriger Gefangenschaft des Weibes, die Nadelprobe vornahm. Ein von zwei Gerichtsschöffen unterschriebenes Protokoll bezeugt, daß man unter der rechten Schulter das Stigma entdeckt, mit zwei Nadeln durchbohrt und ohne Blut und Empfindung gefunden habe. Hierauf sandte man die Acten an die mainzer Juristen, welche unterm 15. Juni 1674 ein Responsum abgaben, aus dem wir folgende wesentliche Punkte ausheben:

„Wir Senior und übrige Professores etc. befinden — — — die Acta — — — nicht also beschaffen, daß mit der vom Herrn Fiscal begehrten zweiten, und zwar völligen Tortur gegen die peinlich Beklagtin procedirt werden könne: und hätte ihrer auch mit der ersten harten Tortur verschonet und dero Defensional-Articuln keineswegs verworfen werden sollen, aus folgenden Ursachen: (Folgen die Gründe). — Und thut im Uebrigen wenig zur Sach, daß die löbl. Juristenfacultät zu Gießen die Beklagtin Elisabeth zu der ersten Tortur condemnirt habe; dero rationes decidendi sind nicht apud acta. Und ist daran Unrecht geschehen, daß dieses arme alte Weib nach Ausweis des Protokolls — zwo ganze Stund lang mit den Beinschrauben und an der Folter so überaus hart gepeiniget worden. Noch unrechter ist darin beschehen, daß der Herr Fiscal, ohnerachtet daß die verba finalia illius protocolli so viel geben, daß die Elisabeth nach ausgestandener solcher erschröcklicher Tortur absolvirt worden seye (nimirum ab ulteriore tortura), nichts desto weniger in seiner also intitulirten Confutation und Gegensummission-Schrift, wie auch endlichen Gegenschlußschrift die reiterationem torturae contra istam miserrimam decrepitam mulierem so stark urgirt hat, gleichsam dieses alte Weib propter suspicionem hominum quovis modo hingerichtet und verbrennet werden müßte, sie seye gleich eine Zauberin, oder nicht. — — — Wie deme, so ist die Sach nunmehr in so schlechtem Stand, daß sich ohne Bedrückung und Schaden eines oder des andern Theils, oder gar beeder Theile kein Temperament ersinnen läßt. — Gut wäre es, wenn die unschuldig beklagte Elisabeth durch glimpfliche Mittel dahin bewogen werden könnte, daß sie den Ort ihrer jetzigen Wohnung verändern und sich anders wohin begeben thäte, angesehen sie ohne Aergerniß, Widerwillen und continuirliche Unruhe des Orts Unterthanen nicht wird wohnen

können. Dafern das von ihro, wie zu besorgen, in Güte nicht zu erhalten, so ist nöthig, daß die Obrigkeit öffentlich verbiete, daß Niemand bei Vermeidung wohlempfindlicher Geld- und andern Strafen sich gelüsten lassen solle, sie Elisabeth und die ihrigen an ihren Ehren mit Worten oder Werken anzugreifen, oder auch von dem wider sie bishero geführten peinlichen Hexenprozeß mit andern Personen etwas zu reden. — Und damit sie Elisabeth desto leichter bewogen werden möge, ihre gegen den Herrn Fiscal habende schwere Actionem injuriarum, item ad expensas litis, damna et interesse fallen und schwinden zu lassen, so ist rathsam, daß die Obrigkeit sie Elisabeth alsbald ihrer Haften entlasse, mit der Vertröstung, daß man den Herrn Fiscal zu Zahlung der Prozeßkosten anhalten, auch an allen Orten der Buseckischen Obrigkeit bei hohen Geld- und andern harten Strafen ernstlich verbieten wolle, daß Niemand sie Elisabeth, oder auch ihre Kinder an ihren Ehren angreifen solle. — Im Fall nun die oft genannte Elisabeth mit diesem Temperament, wie zu vermuthen, sich befriedigen lassen wird, so ist der Herr Fiscal einer großen Gefahr überhoben, im Widrigen aber secundum jura in periculo durae sententiae, der Ursachen halber wir diesem unserm Reponso keine sententiam beifügen. Und daß aller obiger Inhalt den kaiserlichen Rechten gemäß seye, wird mit unserer Facultaet zu End abgedrucktem gewöhnlichen Insiegel beurkundet."

Hält man dieses Responsum gegen diejenigen, welche gleichzeitig und später in ähnlichen Sachlagen von andern katholischen Juristenfacultäten, und selbst von den protestantischen zu Straßburg, Tübingen, Gießen, Helmstädt u. a. zu ergehen pflegten, so muß den mainzer Juristen die Ehre bleiben, daß sie unter die ersten gehören, welche auf die Bahn der Humanität einzulenken wußten.

Die Franzosen in Worms im Orleans'schen Raubkriege 1688.

Von Georg Lange *).

Der dritte Eroberungskrieg Ludwig XIV. brach im Jahre 1688 aus, und bereits am 1. Oktober dieses Jahres erschienen die Franzosen vor der Stadt. Nach vielen vergeblichen Bitten um Schonung und Gnade wurde dieselbe theils durch Versprechungen, theils durch Drohungen zu einer Capitulation vermocht, wornach Rath und Bürger in ihren kirchlichen und bürgerlichen Gerechtsamen ungekränkt bleiben und zu nichts weiter verpflichtet sein sollten, als höchstens 300 Mann Garnison aufzunehmen, für welche man Wohnung und Kost von Seiten des Königs den Einwohnern vergüten wollte. Allein statt 300 Mann rückten 1400 ein, deren Anzahl sich in wenig Wochen noch um die Hälfte vermehrte. Die Franzosen benahmen sich auf das Schändlichste, achteten weder Verträge noch Versprechungen, und behandelten die Einwohner mit Hohn und Spott. Um den Magistrat zu einer neuen günstigeren Uebereinkunft zu bewegen, sperrten die französischen Offiziere mehrere Mitglieder des Rathes auf dem Bürgerhofe ein; den Andern legte man zur Execution eine Anzahl Reiter und Musketiere aus der Hefe des Volkes in's Haus, welche sie auf das äußerste drückten, die Gemalinnen derselben zu den entehrendsten Arbeiten zwangen und selbst am Tage und in der Nacht vor dem heiligen Christfeste ihnen zum Trotz die größten Frevel begingen Die Schändlichen erreichten ihren Zweck; der Magistrat verstand sich nothgedrungen zu einer neuen Uebereinkunft, in welcher der Garnison ungleich mehr eingeräumt war als früher.

Während nun die unglücklichen Bürger mit deutscher Gewissenhaftigkeit oft selbst mit Aufopferung ihrer besten Habe, ihr gegebenes Versprechen zu halten suchten, hielten

*) Geschichte und Beschreibung der Stadt Worms nebst den alten Sagen, die sich an dieselbe knüpfen von Dr. Georg Lange. Worms, Kunze, 1837.

sich die Franzosen nach den ihrer Nation eigenthümlichen Begriffen von Treue und Redlichkeit nicht für verbunden, den Vertrag ihrerseits zu halten, ja sie zwangen die Einwohner durch Schläge, durch Einschließen und Anbinden in ihren Häusern oder auch durch Vertreibung aus denselben, sich zu Mehrerem zu verstehen, als wozu sie sich verpflichtet hatten.

Mit jedem Tage mußten jetzt die Bürger von Worms mehr von ihren französischen Peinigern erleiden, mit jedem Tage wurde ihr Zustand härter und schrecklicher. Nicht genug, daß im Anfang des Jahres 1689 die nach der Capitulation ganz ordnungsmäßig geschehene Rathswahl durch einen ausdrücklichen Befehl von Paris aus vernichtet wurde; nicht genug, daß die Einwohner ohne Ausnahme alle ihre Schulden nach Holland, Köln, Frankfurt und Nürnberg auf das gewissenhafteste anzeigen und innerhalb drei Wochen an die französische Kriegskasse auszahlen mußten, so kamen auch am 9. Februar dieses Jahres der königliche Intendant Gaiblière und der General d'Huxelli, um die Festungswerke zu besichtigen und kurz darauf den Befehl zu ertheilen, daß sie alle ohne Ausnahme gesprengt und geschleift werden sollten. Fürchterlicher Befehl! Die Werke mehrerer Jahrhunderte, der Stolz, die Zierden der Stadt, die letzten Zufluchtsplätze ihrer Bürger, die äußeren Werke, Mauern, Wälle, Thore und über vierzig große und kleine Thürme, kurz alles, was nur einer Befestigung ähnlich sah, wurde in wenig Wochen vernichtet, und selbst Bürger, sowie die benachbarten Landleute im Umfang von vierzehn Stunden, mußten unter Prügeln als Werkzeuge der Zerstörung mitarbeiten.

Damit endigte gleichsam der erste Akt eines Trauerspiels, welches jetzt mit jeder neuen Scene bis zu seinem völligen Ausgange immer schreckhafter und grauenhafter wurde. Die Franzosen nämlich, welche um diese Zeit fast mit ganz Europa im Kampfe lagen, beschlossen, um das siegreich heranrückende Heer der Deutschen von einem Einbruche in Frankreich abzuhalten, den ganzen Landstrich am Rhein mit allen seinen blühenden Städten und Dörfern in eine wüste Einöde zu verwandeln. O ewige Schmach der mehr als vandalischen Zerstörungslust!

Auch Worms stand auf der Liste der 1200 Orte, welchen das schreckliche Loos der Einäscherung zugedacht war. Hätte unsere Stadt mit einigen benachbarten die traurige Wohlthat genossen, sogleich nach jenem grausamen Entschlusse davon benachrichtigt zu werden, so würde das Schicksal ihrer Bürger noch etwas erträglicher gewesen sein. Allein statt dessen wußte man durch zweideutige Reden und gleißende Versprechungen sie sicher und dadurch unthätig für ihre Errettung zu machen. Die Bürger von Worms ehrten selbst zu sehr die Rechte der Menschheit, glaubten zu fest an die Heiligkeit der Verträge, zu fest an die ihnen vom Thronerben Frankreichs selbst zweimal gegebene Zusage des Schutzes und der Sicherheit, als daß sie nicht diesem Allen hätten Glauben beimessen sollen.

Freilich mußten sie fast zu gleicher Zeit erfahren, daß ihr Zeughaus erbrochen und die Geschütze desselben theils in den Rhein versenkt, theils nach Landau geführt wurden. Sie selbst wurden ihrer sämmtlichen Waffen beraubt und bald darauf unter Androhung der Confiscation und der Häuserverbrennung gezwungen, den größten Theil der ihnen noch übrigen Früchte zur Versorgung der französischen Garnison in Mainz an den Rhein zu liefern. Außerdem mußten sie sehen, wie eine Abtheilung von 500 Mann vor die Thore geschickt wurde, um die Felder der noch unreifen Früchte zu berauben und somit die letzten Hoffnungen der unglücklichen Einwohner im Keime zu zerstören. Auch ging es — nur zu gewisse Vorbedeutung des unabwendbaren Untergangs! — gegen Ende des Monats Februar, aller Versprechungen ungeachtet, an die Zerstörung der inneren Werke und der daran stoßenden Gebäude. Am meisten bedauert wurde der herrliche Thurm am Rhein, der Neuthurm genannt, nicht nur weil er wegen seiner vier gleichen Nebenthürmchen an der Spitze ein sehr stattliches Ansehen hatte, sondern weil auch von da aus der Rhein bestrichen und gesperrt

werden konnte. Dabei waren seine Mauern so dick und fest, daß er erst der dreißigsten Miene wich und theils das Erdreich mit seinem Schutt bedeckte, theils in den Rhein versank.

Endlich, am Sonntag vor Pfingsten, es war der 22. Mai, wurde der Stab des völligen Verderbens über die Stadt gebrochen! Abends um neun Uhr ließ der Intendant la Fond den ganzen Rath nebst den vornehmsten Bürgern vor sich kommen und eröffnete ihnen, daß — nach sechs Tagen die Stadt ein Raub der Flammen werden müßte! Umsonst sind alle Versuche der Unglücklichen, das schreckliche Loos abzuwenden. Vergebens versammelt man selbst die kleinen Kinder, von ihren Müttern geführt oder getragen, um durch ihren Anblick, durch ihre Thränen, durch ihren Fußfall wenigstens Milderung jenes furchtbaren Beschlusses zu erwirken. Vergebens versuchen dasselbe nochmals die Vornehmsten des Rathes nebst den angesehensten Bürgern. Alles, was sie erlangen, ist das Versprechen, die Habe der Bürger durch 500 Wagen hinweg führen zu lassen, und ihr, bis diese kämen, im Dom und dem Bischofshofe, welche Orte nebst dem in der Speierer Vorstadt gelegenen Nonnenkloster Marienmünster allein verschont bleiben sollten, eine sichere Aufbewahrungsstätte zu gewähren.

Nun durchtönte die ganze Stadt ein herzerreißendes Jammern und Wehklagen, Schreien und Wimmern. Viele sah man auch mehrere Tage lang ihre noch übrige Habe wirklich in die Domkirche zu flüchten. Kaum aber war Alles an Ort und Stelle, als sie zu ihrem Todesschreck erfuhren: „weder der Dom noch andere Gebäude dürften verschont bleiben, nur das einzige Marienmünster habe man Erlaubniß zu schonen.“ Jetzt aber ließen die Wachen Niemanden mehr an beide Orte gelangen, und nur zu spät sahen die Unglücklichen ein, daß sie nicht für sich, sondern für den unmenschlichen Feind mit großer Mühe und schweren Kosten Alles an Einen Ort zusammengebracht hätten. Ja, um sie noch mehr irre zu führen und so Vieles wie möglich dahin retten zu lassen, hatte man den Termin des Brandes noch um sechs Tage, d. i. bis zum 2. Juni, als dem Donnerstag nach Pfingsten, weiter hinaus geschoben.

Unterdessen waren schon unter dem Commando des jungen Herzogs de Crequi mehrere Compagnieen raub- und zerstörungslustiger Grenadiere eingerückt und erwarteten mit Ungeduld das Zeichen zum allgemeinen Brande. Noch waren zwei Tage bis zum Brandtermin, als plötzlich den 31. Mai am Pfingst-Dienstag, nachdem eine neue Vandalenschaar unter Melac eingezogen und sich mit den Grenadieren vereinigt hatte, unter Trommelschlag verkündigt wurde: „der Termin sei um zwei Tage verkürzt; kein Einwohner solle sich daher Mittags nach zwölf Uhr weder in seinem Hause noch auf den Gassen mehr sehen lassen.“

Väter, Mütter, Kinder, Greise verlassen jetzt mit unendlichen Seufzern und Thränen ihre geliebten Wohnungen, verlassen die von Königen und Kaisern gepriesene Stadt, um auf benachbarten Dörfern einstweilen Schutz und Obdach zu suchen. Mit entblößtem Schwert durchsuchen die rohen Krieger Gassen und Wohnhäuser, um die noch etwa sich vorfindenden Einwohner zur Flucht zu nöthigen; wer sich zeigt, wird zur Stadt hinaus getrieben; Kranke werden mit Gewalt aus den Häusern gerissen; nur einige derselben bleiben zurück, fest entschlossen, entweder in ihren Häusern fortzuleben, oder (wie es auch wirklich geschah) unter den Trümmern derselben begraben zu werden.

Nachmittags um vier Uhr wird durch die Trommel den mit Rauben und Plündern beschäftigten Grenadieren das erste Zeichen zum Brand gegeben. Sie fliegen auf die unterdessen überall aufgethürmten Strohhaufen hin, und bereiten aus denselben mit lachendem Muthe Strohfackeln zum bequemeren Anzünden. Eine Viertelstunde später geschieht ein Kanonenschuß, als letztes Zeichen; und rasch vertheilen sich die

Brandmörder in alle Straßen und stecken sie mit lautem Jubelgeschrei von allen Seiten in Brand. Bald wälzte sich das Feuer durch die ganze Stadt, und — bis zum andern Morgen war sie schon in einen wüsten Schutthaufen verwandelt. Mit höllischer Schadenfreude sahen die Raubhorden dem Brande zu, spielten dabei auf Saiteninstrumenten lustige Stücke und äfften und höhnten die jammernden Bewohner, von welchen sich einige hundert auf die benachbarte Rheininsel, die Maulbeerau, geflüchtet hatten und in verzweiflungsvollem Schmerze dem grausenhaften Brande zusahen.

Aber noch war die Wuth der Unmenschen nicht gestillt; noch standeu den umherirrenden Bewohnern an den folgenden Tagen neue Auftritte des Schreckens bevor. Lagen jetzt, mit Ausnahme des Doms, welcher der zerstörenden Kraft des Feuers und selbst der Minen siegreich wiederstanden hatte, sämmtliche Häuser der Stadt in Schutt und Asche, hatte man, um ja keine Spur einer Stadt übrig zu lassen, selbst die vom Feuer verschont gebliebenen Theile derselben niedergerissen, so fing man jetzt an, die Gewölbe und Keller zu erbrechen, raubte was man darin fand, und begnügte sich nicht damit, von dem Geraubten auf Kosten der Besitzer auf die entehrendste Weise zu schwelgen, sondern ließ auch viele hundert Fuder Wein auslaufen und steckte die Fässer in Brand. Man beraubte sodann die noch rauchenden Kirchen ihrer kostbarsten Zierden, entehrte Kanzeln, Beichtstühle, Altäre durch das unwürdigste Betragen, und trieb den niedrigsten Muthwillen mit Crucifixen und Bildern, die man höhnend in der Kirche herum schleppte, dann in Stücke hieb und verbrannte. Selbst die geweihten Hostien, welche aus den Stiftern und Klöstern in den Dom zur Verwahrung gebracht worden waren, entweihten die Ruchlosen. Ja, mit rasender Wuth erbrachen sie sogar die unterirdischen Gewölbe und Gräber, beraubten die darin liegenden Leichname ihrer Kostbarkeiten und selbst ihrer Todtengewänder, und warfen dann die Leichen spottend auf den Gottesäckern und in den Kirchen umher.

Nachdem die Missethäter auf solch frevelhafte Weise noch sechs volle Wochen auf den Trümmern der Stadt gehaust und die geflüchteten Einwohner durch ausgestellte Wachen gehindert hatten, dahin zurückzukehren, zogen sie endlich mit schwerem Fluch beladen nach Mainz.

Ein Theil der Wormser kehrte jetzt zu den Trümmern seiner geliebten Wohnungen zurück, lebte kümmerlich in Kellern und unterirdischen Gewölben von dem Wenigen, was noch übrig war, und bestellte die Felder, welche aber die Franzosen schon zur nächsten Aerndtezeit von Mainz aus plünderten und verwüsteten. Ein anderer Theil siedelte sich auf das nothdürftigste auf den benachbarten Rheininseln an, ein anderer endlich in den benachbarten Dörfern und Städten. Der Magistrat selbst hatte sich nach Frankfurt gewandt, war aber nichts destoweniger bemüht, das Elend seiner Bürger auch in der Entfernung möglichst zu mildern.

Kaum war daher im Jahr 1697 der sehnlichst erwartete Friede geschlossen, so schickte er sogleich Abgeordnete umher, um den überall hin zerstreuten Bürgern anzuzeigen, daß die Zünfte wieder aufgerichtet und von Stund an mit vereinter Kraft an der Wiederaufbauung der zerstörten Stadt gearbeitet werden sollte. Bald darauf kehrte er selbst zurück, um die aus der Nähe und Ferne herbeieilenden Schaaren zerstreuter Einwohner durch seine Gegenwart, durch Aufmunterung und Beistand, sowie durch weise Leitung ihrer Thätigkeit kräftigst zu unterstützen.

So gelingt es ihm, durch reichliche Beisteuer von nahen und fernen Menschenfreunden unterstützt, die meisten Theile der Stadt in kurzer Zeit wieder aus der Asche emporsteigen zu sehen. Schon im Jahre 1698 wurde das noch in seinen Mauern erhaltene sogenannte Tanzhaus zum Behuf der gemeinschaftlichen Gottesverehrung eingerichtet und noch vor Ende des Jahres eingeweiht. Zu gleicher Zeit wurde auch der Bürgerhof, wovon ein Theil gerettet war, wieder hergestellt.

Die Waldenser im Großherzogthum Hessen 1688—1699.

Von Ferdinand Bender *).

Der Kurfürst von der Pfalz hatte schon im Jahr 1687 sich bereit erklärt, an zweitausend Waldenser aufzunehmen und denselben freie Religionsübung und gleiche Behandlung mit den französischen Flüchtlingen versprochen. Im folgenden Jahre kamen nun 272 Personen, meistens aus dem Thale Lucerne gebürtig, nach Heidelberg. Da sie aber hier nicht untergebracht werden konnten, so vertheilte man sie in die Aemter Mosbach und Bretten und gab ihnen daselbst öde Ländereien. Mit dem unermüdlichsten Fleiße arbeiteten sie an der Urbarmachung derselben; von aller Habe entblößt hatten sie jedoch mit dem schwersten Mangel zu kämpfen, und oft nichts als Wurzeln und halbgekochte Kräuter zur Nahrung. Liebreich nahmen sich die Reformirten, insbesondere die wallonischen Glaubensgenossen in der Pfalz der armen Leute an, und unterstützten sie mit Geld und Früchten. Aber ihres Bleibens sollte auch in diesem Lande nicht sein. Kurfürst Karl von der Pfalz war nach einer fünfjährigen Regierung ohne männliche Erben gestorben, und die Regierung sollte nun auf eine Nebenlinie des kurfürstlichen Hauses, die Pfalzgrafen von Neuburg, übergehen. Dagegen aber erhob der eroberungssüchtige Ludwig XIV. die entschiedenste Einsprache, und behauptete, als Verwandter des verstorbenen Kurfürsten, dessen Schwester Elisabeth Charlotte mit seinem Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, vermählt war, Ansprüche an das Land zu haben. Er erklärte dem Kaiser von Deutschland sofort den Krieg, und schickte im September des Jahres 1688 eine Armee von 80,000 Mann über die Grenze der Rheinpfalz. Die Waldenser glaubten sich nun an ihren Zufluchtsstätten nicht mehr sicher, und verließen eiligst das Land. Ein Theil vereinigte sich mit den in Würtemberg aufgenommenen Brüdern, und zog nach der Schweiz. Die evangelischen Eidgenossen waren aber nicht im Stande, den Unglücklichen bei sich einen bleibenden Aufenthalt zu gewähren, und wandten sich darum auf's Neue an den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg mit der Bitte, auch diesen, wie den anderen Waldensern sein Land zu öffnen. Der edle Fürst sah sich zwar außer Stande, die Bitte zu erfüllen, versprach jedoch, eifrigst dahin zu wirken, daß den Thalleuten in England, Schottland oder Irland sichere Wohnplätze eingeräumt würden.

Die größte Anzahl der aus der Pfalz Geflohenen, ohngefähr 120 Personen, kamen in dem jammervollsten Zustande nach Hessen. Bereits im August des Jahres 1688 war Prediger Papon nach Darmstadt gegangen, und hatte dort Unterhandlungen wegen der Aufnahme der in Hanau sich aufhaltenden Waldenser angeknüpft. Er übergab dem Präsidenten von Gemmingen eine Vorstellung an den Landgrafen Ernst Ludwig, sodann ein Glaubensbekenntniß und eine Zusammenstellung der Bedingungen, unter welchen seine Landsleute sich niederlassen zu dürfen wünschten. Der Landgraf, nicht abgeneigt, die Vertriebenen in seinen Staaten aufzunehmen, ließ die theologische Facultät in Gießen zu einem Gutachten auffordern. Dieses erfolgte am 14. September 1688 und fiel im Allgemeinen zu Gunsten der Waldenser aus. Die Facultät fand zwar an ihren Bekenntnissen Manches auszusetzen und wollte namentlich calvinische Irrthümer in demselben versteckt finden, entschied sich aber doch für die Aufnahme und zwar unter der Bedingung, daß die Waldenser die lutherische Religion weder auf der Kanzel, noch in Privatversammlungen widerlegten; sich auch in den lutherischen Kirchen gern und willig einfänden; den Lutheranern, welche vielleicht späterhin unter ihnen sich niederlassen würden, die freie Ausübung des Gottesdienstes gestatteten, und sich der Oberhoheit des Landesherrn in allen nicht die Religion betreffenden Angelegenheiten, unterwürfen. Hierauf erließ Landgraf Ernst Ludwig, den 26. September 1688 eine Declaration, welche in 29 Artikeln die Privilegien der Waldenser feststellte.

---

*) Geschichte der Waldenser von Ferdinand Bender. Ulm. 1850.

In zwei Zügen kamen hierauf dieselben an. Der eine Trupp lagerte sich an einem Walde bei Darmstadt, Däubchenshöhle genannt, in der Richtung nach Gräfenhausen, und zog von da in die Gemarkung Michelfeld, zwischen Arheiligen und Messel, welche ihnen der Landgraf zum ewigen Eigenthum überlassen wollte. Hier ließen sie sich häuslich nieder und bauten sich Baracken, welche nothdürftig gegen die Witterung schützten. Ein anderer Trupp über dreihundert an der Zahl, wurde in verschiedenen Dorfschaften der Grafschaft Nidda untergebracht. Zu diesen kamen im Oktober des Jahres 1688, noch 120 aus der Pfalz Entflohene, welchen der Landgraf die Erlaubniß ertheilte, wenigstens den Winter über in der dortigen Gegend sich aufzuhalten.

Im Juni des Jahres 1688 meldete Ernst Ludwig den Generalstaaten der vereinigten Niederlande, daß er einen Theil der vertriebenen Waldenser in seinem Lande aufgenommen, und bat zugleich um eine milde Beisteuer für dieselben. Sie hatten aber auch hier keine Ruhe vor den Franzosen und Papon ersuchte deshalb den Landgrafen ihm und seinen Glaubensgenossen den Abzug zu gestatten, zumal da sich in der Provinz Utrecht für sie günstige Aussichten darböten. Der Landgraf willfahrte der Bitte; die Generalstaaten verwilligten 500 Thaler zur Reise, und den 20. Januar 1689 unterschrieben mit Papon 132 Waldenser ein Actenstück, in welchem sie feierlichst versprachen, sich den Generalstaaten in jeder Beziehung treu und gehorsam zu erweisen, und bei der ersten Aufforderung nach den Niederlanden abzuziehen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Waldenser später einen anderen Entschluß faßten. Die Sehnsucht, in das Vaterland zurückzukehren, erfüllte damals alle Gemüther, und sicherlich wurden bereits Vorbereitungen zur Ausführung dieses Planes getroffen. Es mögen darum die Entfernteren sich allmählig den Grenzen Savoyens genähert und in verschiedenen evangelischen Kantonen der Schweiz, Neufschatel, Schaffhausen, Neustadt und anderen, sich verbreitet haben. Wahrscheinlich kehrte auch, nachdem der Herzog von Savoyen, mit der Losreißung von Frankreich, die Waldenser wieder in seinen Schutz genommen hatte, ein Theil der in Hessen-Darmstadt Aufgenommenen nach Piemont zurück. Wenigstens wandte sich der Graf von Waldeck, in einem Schreiben vom dritten März 1690, von Haag aus an den Landgrafen mit der Bitte, den in seinem Lande wohnenden Piemontesen die Rückkehr in die Heimath zu gestatten, worauf den Beamten zu Nidda die Weisung ertheilt wurde, den waldensischen Männern zu ihrem Abmarsche behülflich zu sein. Die in der Grafschaft Nidda zurückgebliebenen Waldenser, meist Weiber, Greise und Kinder, ließ Ernst Ludwig, auf Ansuchen der Generalstaaten, mit Korn unterstützen, und gab ihnen die Erlaubniß, ihren Gottesdienst in dem Rathhaus zu Ulfa zu halten, jedoch mit der Bedingung, daß Niemand von den übrigen Unterthanen daran Theil nehmen sollte.

Auch in Hessen-Homburg wurden vertriebene Franzosen und Waldenser aufgenommen. Landgraf Friedrich II. hatte in dem Jahr 1685 den Entschluß gefaßt, seine Residenz Homburg an der Höhe zu vergrößern, und deßhalb nicht bloß an Deutsche, sondern auch an die verfolgten und umherirrenden Hugenotten die Aufforderung erlassen, sich an dem für die Neustadt (Louisenstadt) ausgewählten Orte niederzulassen. In dem offenen herzoglichen Briefe wurden die Annehmlichkeiten der Gegend gepriesen und den Colonisten die bedeutendsten Vorrechte verwilligt. Insbesondere machte der Landgraf darauf aufmerksam, daß nicht bloß drei seiner Prinzen in der reformirten Religion erzogen würden, sondern auch seine Familie mit Brandenburg, Hessen und anderen, dem reformirten Glauben zugethanen hohen Häusern verwandt und er demnach im Stande sei, im Falle der Noth, seinen Unterthanen den kräftigsten Schutz zu gewähren. Dieser Aufruf fand den freudigsten Anklang. Franzosen aus Bretagne, Languedoc, Bourgogne, Dauphiné, Picardie und Champagne ließen sich nach und nach in Homburg nieder und wurden theils bei Hof angestellt, theils verschafften sie sich als Tapetenmacher, Strumpfweber u. s. w. ihr Auskommen. Im Jahr 1686 kam auch der waldensische Prediger Daniel Martin nach Homburg, und ersuchte den Landgrafen Friedrich II. um Aufnahme seiner armen Glaubensgenossen. Der Fürst

zeigte sich sogleich dazu bereit und im März des Jahres 1687 ließ er die Bedingungen der Aufnahme dem obengenannten Geistlichen vorlegen. Die Waldenser sollten sich aller Rechte der übrigen Unterthanen zu erfreuen haben; zehn Jahre lang (vom 1. Januar 1688 an gerechnet) von allen Abgaben frei sein; die nöthigen Bauplätze, Aecker und Wiesen unentgeldlich erhalten; ihre eigne Obrigkeit sich wählen, und, bis zur Erbauung einer eigenen Kirche, ihren öffentlichen Gottesdienst in der reformirten Kirche zu Homburg halten dürfen. Daniel Martin theilte seinen Landsleuten diese Anerbietungen mit, und alsbald kamen 20 bis 30 waldensische Familien, unter welchen sich wahrscheinlich auch einige Franzosen befanden, nach Homburg. Den Angekommenen wurde, auf landesherrlichen Befehl, eine kleine Stunde nordwärts von Homburg, zwischen Seilberg und Köppern, der zur Erbauung ihrer Wohnungen ausersehene Ort angewiesen, und demselben später der Name Friedrichsdorf beigelegt. Sie erhielten 250 Morgen Land, das Holz zu ihren Wohnungen wurde ihnen zu den billigsten Preisen geliefert, und schon im Jahre 1693 hatten die fleißigen Leute dreißig Häuser nebst Ställen und Scheunen aufgeführt. Auch hatten sie sich durch Verfertigung von Spitzen und Matten, als Leineweber und Hanfbrecher bald so viel erworben, daß sie sich entschließen konnten, dem für sie treu besorgten Prediger an der reformirten Gemeinde zu Homburg, Peter Richier, jährlich fünfzig Gulden für seine geistlichen Funktionen in ihrer Gemeinde zu geben, und außerdem in jedem Jahre eine kleine Summe zurückzulegen, um später einen eigenen Prediger besolden zu können.

Schon den 25. October des Jahres 1696 hatte Pfarrer Papon der jüngere, aus Lucerna in Piemont, dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt den traurigen Wechsel gemeldet, der die Waldenser in den Thälern getroffen, und zugleich den Wunsch ausgesprochen, mit einigen Familien nach dessen Land auszuwandern, wenn ihnen der Landgraf dieselben Freiheiten gewähren wolle, welche er vor acht oder neun Jahren verwilligt habe. Als nun furchtbare Leiden über die Thalleute hereingebrochen und mehr als dreitausend derselben nach der Schweiz gekommen waren, wandten sich die evangelischen Eidgenossen in einem Schreiben, vom 5. October 1698, mit der Bitte an Ernst Ludwig, „diese armen Pilger in der Welt" mit dem schon früher bewiesenen Wohlwollen aufzunehmen, da die Schweiz bereits übervölkert sei. Die Prediger Arnaud und Papon brachten dieses Schreiben nach Darmstadt, und am 7. Januar des folgenden Jahres benachrichtigte der Landgraf die Kantone von seiner Bereitwilligkeit, einem Theil der armen Flüchtlinge sein Land zu öffnen.

Mehrere Familien der im Jahr 1688 Ausgewanderten waren auf dem Michelfelde, zwischen Arheiligen und Messel, zurückgeblieben. So bereitwillig Ernst Ludwig den Waldensern in jener Gemarkung einige tausend Morgen ihm selbst zustehenden Landes angewiesen hatte, so unwillfährig waren die Einwohner von Arheiligen, irgend ein Opfer für die unglücklichen Glaubensgenossen zu bringen, und noch im Anfang des Jahres 1700 wandten sich die Letzteren mit der Bitte um Verbesserung ihrer Lage an den wohlwollenden Landgrafen.

Zu den bereits im Lande wohnenden Waldensern kamen im Februar 1699 dreihundert Familien, welche von einem Capitän David von Calmez geführt wurden, und sich zunächst in der Gegend zwischen Mörfelden, Rüsselsheim und Kelsterbach niederließen. Ein Theil derselben ging, nach zuverlässigen Berichten, in mehreren Zügen nach Holland, und wurde dort den wallonischen Gemeinden zugetheilt; Andere sollen sich nach Preußen gewendet und theils in Berlin, theils auf mehreren Höfen in der Umgegend dieser Stadt Unterkunft gefunden haben.

Den Zurückbleibenden ertheilte Landgraf Ernst Ludwig in einer am 22. April des Jahres 1699 erschienenen Declaration die bedeutsamsten Vorrechte. Diese Urkunde, welche den meisten anderen Regierungen, bei der Aufnahme der Waldenser, zur Grundlage gedient zu haben scheint, wurde von dem holländischen Gesandten Valkenier, welcher auch hier die Ansiedelung leitete, mitunterzeichnet, und enthält 33 Artikel. Der Landgraf verwilligte den Waldensern und ihren Nachkommen freie und öffentliche

Religionsübung in französischer, italienischer oder deutscher Sprache; Wahl der Pfarrer, Vorleser, Vorsänger und Schulmeister durch die Gemeinden; Ernennung eines Kirchenrathes zur Schlichtung von Streitigkeiten und Erhaltung der guten Zucht; Abhaltung von Unterredungen (Colloquien) und allgemeinen Versammlungen (Synoden) innerhalb und außerhalb des Landes, jedoch mit Beisein eines landgräflichen Commissärs. Die Waldenser und ihre Nachkommen sollen niemals gezwungen werden, ihre alten Sitten und Gebräuche abzuschaffen; sie dürfen sich Schultheißen, Schöffen und andere Gerichtspersonen aus ihrer Mitte erwählen, welche, in höchster Instanz, Strafen bis zu 50 Gulden verhängen können. Nur in Nothfällen soll ein Waldenser gehalten sein, vor einer anderen, als seiner eigenen Obrigkeit zu erscheinen. Diese ihre Obrigkeit darf selbst in Criminalsachen ein Urtheil fällen, welches aber der landesherrlichen Bestätigung bedarf. Die Colonisten haben das Recht, sich in den Waffen zu üben und Hauptleute aus ihrer Mitte zu erwählen. In Kriegszeiten sollen sie ein besonderes Corps bilden und nicht außer Landes beordert werden. Sie sind zu allen Aemtern und Würden berechtigt, und sollen überhaupt alle Freiheiten und Privilegien der geborenen Unterthanen genießen. Sie können über ihre bewegliche und unbewegliche Habe nach Gutdünken verfügen. Stirbt Jemand ohne Erben, so soll die Hälfte seines Vermögens unter die armen Waldenser im Lande vertheilt werden. Die Waldenser und ihre Nachkommen sollen dem Landesherrn unmittelbar unterworfen, von aller Sclaverei und Leibeigenschaft befreit sein, und zum Kriegsdienst nicht gezwungen werden können. Ohne Einwilligung des Fürsten und ihrer Gemeinde ist es keinem Fremden erlaubt, sich bei ihnen häuslich niederzulassen. Es werden ihnen fünfzehn Freijahre gewährt, während welcher sie von allen Einquartirungen, Steuern und sonstigen Auflagen verschont bleiben sollen. Es wird ihnen, unter mancherlei Vergünstigungen, erlaubt, Manufacturen in Seide, Leinen, Wolle und Baumwolle anzulegen, Wochen- und Jahrmärkte zu halten, und, falls ihr Handel einen guten Fortgang nehmen sollte, eine Börse zu errichten. Es werden ihnen und ihren Nachkommen alle vacante Felder in den Gemeinden Arheiligen, Mörfelden, Rüsselsheim und Kelsterbach für alle Zeiten aus Gnaden geschenkt; und zwar frei von allen Schulden und Verschreibungen. Sie können nahe an Kelsterbach, oder wo es ihnen in der dortigen Gegend am geeignetsten erscheint, ein Dorf, oder eine Stadt erbauen, und es soll ihnen, wie auch den deutschen Protestanten, welche sich daselbst anbauen wollen, der Platz für Haus, Hofraithe und Garten als Geschenk überlassen werden. Im ruhigen Besitz ihrer Privilegien sollen sie stets erhalten und geschützt werden, und jeder neue Regent verpflichtet sein, dieselben zu unterschreiben und zu bestätigen.

Sogleich nach Veröffentlichung dieser Privilegien wurden die nöthigen Anstalten zur weiteren Unterbringung der Waldenser getroffen. Am 26. April wurde auf Befehl des Landgrafen dem Amtmann Grall von Rüsselsheim eine Quantität Mehl mit der Weisung überliefert, daraus 400 Laib Brod für die ankommenden Waldenser backen zu lassen, und diesen auf kurze Zeit in den nächsten Dörfern ein Obdach zu verschaffen, zu welchem Zweck auch das dortige Schloß könnte verwendet werden. Am 19. Juni wurde Grall und Jägermeister von Uetterod benachrichtigt, es sei der Wille des Landgrafen, zwischen Raunheim am Main (Raunen) und dem Märkerwald, da wo früher das Dorf Seylfurt gestanden habe, ein neues Ort zu gründen. Sie sollten demnach von den dortigen wüsten Ländereien so viel ihnen gut dünke, abstecken lassen, und den im Lande befindlichen Waldensern zur Anlegung einer Colonie überweisen. Ohngefähr achtzig Familien kamen nach Raunheim am Main und wurden theilweise auf dem sogenannten neuen Hofe einquartirt. Kaum waren sie aber angekommen, so beschwerten sich die Einwohner von Raunheim über die Nachtheile, welche ihre Gemeinde durch die Fremdlinge zu erdulden haben würde, und baten um Vertheilung derselben in verschiedene Ortschaften. Auch die Waldenser waren mit ihrem Aufenthalt sehr unzufrieden. Ohne Schutz vor Kälte wurden Viele durch Elend und Krankheit dahingerafft. Mehrmals wurden sie gezwungen, den Ort, wo sie bereits ihre

Baracken errichtet hatten, zu verlassen, und sich anderswohin zu begeben. Die armen Leute wandten sich durch die Vermittlung Valkenier's, wie des Präsidenten von Gemmingen in Darmstadt, mit der dringenden Bitte an Ernst Ludwig, sie an einen bequemeren Ort zu verlegen. Der Landgraf gestattete den Abzug, und ein Theil der Waldenser zog nach Kelsterbach und gründete Neu-Kelsterbach; die Anderen gingen nach Mörfelden und legten, zwischen diesem Orte und den sogenannten Gundhöfen die Colonie Walldorf an; noch Andere zogen in den Odenwald.

Den Ersteren meist Handwerker und Fabrikanten, wurden dicht an Alt-Kelsterbach Bauplätze und ein großes Stück mittelmäßigen Feldes, Niederhölle genannt, angewiesen. Da die Privilegien auch auf unbescholtene Deutsche ausgedehnt waren (Art. XXVI. der Declaration), so bevölkerten zugleich mit den Waldensern auch Deutsche die Colonie.

Die Gemeinde hatte ihre eigenen Gerichtsschöffen; zum Amt des Schultheißen mußten sie zwei Männer vorschlagen, einen Waldenser und einen Deutschen, wovon der Fürst einen bestätigte.

Die Geschichte der Gemeinde beschränkt sich auf specielle, nur sie selbst berührende Fälle, und ist ein unerfreuliches Gewebe von Beschwerden der neuen gegen die alten Einwohner und dieser gegen Jene; von Streitigkeiten der Colonisten mit ihren Geistlichen; Klagen über Beschränkungen der in der landgräflichen Declaration verwilligten Rechte, sowie von offenbar unbescheidenen, auf die Privilegien gestützten Forderungen von Seiten der Waldenser.

Den 12. August 1709 benachrichtigten, im Namen der reformirten Einwohner von Neu-Kelsterbach, der Pfarrer Deynaud, Schultheiß Pouget und der Aelteste Robert den Landgrafen, daß seit einem Monat die vereinigten Staaten der Niederlande dem Geistlichen ihrer Gemeinde eine jährliche Pension von 400 Gulden verwilligt hätten. Zugleich ersuchten sie den Fürsten, ihnen nunmehr einen passenden Platz am Main zur Erbauung einer Kirche anzuweisen und dafür Sorge zu tragen, daß, durch Herbeiziehung einer größeren Anzahl von Unterthanen, die neue Colonie sich immer mehr erweitere. Auffallender Weise verließen aber bald darauf die meisten Waldenser und mit ihnen auch einige Deutsche die Colonie Neu-Kelsterbach und zogen nach Walldorf und Friedrichsdorf. Das verlassene Dorf wurde nun von andern Deutschen, theils aus Alt-Kelsterbach, theils aus sonstigen Gegenden bevölkert. Zwar behielt dasselbe seinen eigenen Geistlichen; die holländischen Unterstützungen blieben aber aus. Die Gemeinde kam darum um die Erlaubniß ein, zur Wiedererlangung der Pensionen einige Deputirten nach Holland schicken zu dürfen. Das Consistorium wandte sich jedoch erst schriftlich an Valkenier, und dieser gab im Jahr 1711 folgende Antwort: „Es ist bekannt, was ich für diese armen Vertriebenen gethan habe. Sintemal sie aber in immerwährendem Zwiespalt unter einander und gegen ihre Prediger als Widersetzliche gelebt, die hier collectirten Gelder nicht gebührend administrirt, mannigfaltige Ungebühr, mehr als irgend anderswo begangen, und endlich ihre Colonie in soweit verlassen, daß ihrer fast keine mehr daselbst übrig geblieben, so halten es Ihre Hochmögenden für überflüssig, ihnen einen besonderen Prediger zu bestätigen, da sie ihren Gottesdienst in benachbarten Orten zu pflegen hinlänglich Gelegenheit haben."

Die Geistlichen anderer waldensischer und französischer Gemeinden, Walldorf, Isenburg, Offenbach, Dornholzhausen, Waldenberg erhielten noch längere Zeit eine jährliche Pension von 400 Gulden aus Holland. Ohngefähr um das Jahr 1735 benachrichtigte sie aber der niederländische Resident von Spina, daß diese Pensionen von nun an aufhören würden, da die Landesfürsten für die Besoldung ihrer Geistlichen zu sorgen hätten. Ein dringendes Bittschreiben änderte den Beschluß dahin ab, daß die jetzigen Pfarrer die Unterstützung noch bis zu ihrem Tode fortbeziehen sollten. Als deren Nachfolger wiederholt sich mit Bittgesuchen an Holland wandten, erhielten sie aus den Armenstiftungen mehrerer Synoden zeitweise eine Unterstützung von 10 bis 50 Gulden.

Die Colonie Walldorf liegt zwischen Mörfelden und den sogenannten Gundhöfen. Ursprünglich scheinen sich hier nur wenige Familien niedergelassen zu haben; noch im Jahre 1715 waren daselbst nur fünfzehn, von denen noch nicht Alle sich Häuser erbaut hatten. Da sie nicht auf einmal, sondern nach und nach, theils von Kelsterbach, theils von der Gemarkung Michelfeld, her gekommen waren, und die Meisten sich in einem armseligen Zustande befanden, so bewilligte ihnen um diese Zeit der Landgraf auf ihr Nachsuchen noch ein weiteres sechszehntes Freijahr. Der erste Pfarrer war Papon, der aber mit seiner Gemeinde in so schlechtem Einverständnisse lebte, daß er sie sogar eine Zeit lang von dem Genusse des heiligen Abendmahls ausschloß: eine Maßregel, welche jedoch, auf Befehl des Landgrafen, alsbald wieder mußte zurückgenommen werden. Den ersten Januar des Jahres 1714 verließ Papon wegen Alter, Krankheit und fast gänzlicher Erblindung, Walldorf und zog nach Frankfurt a. M. Nun wollte ihm die Colonie, weil er dienstunfähig sei, seine Besoldung entziehen, und legte auf die englische und holländische Pension Beschlag. Nach längeren Streitigkeiten wurde entschieden, daß der emeritirte Greis die holländische Pension bis zu seinem Tode fortbeziehen, dagegen während des, durch Pfarrer Moutoux in Rohrbach versehenen Vicariates die dadurch entstehenden Kosten vergüten solle. Die Unterhandlung mit Pfarrer Johann Valentin Speck, von Frankenthal, welcher im Laufe derselben eine Stelle zu Traisa, in Hessen-Kassel, angenommen hatte, führten zu keinem Ziele. Abraham Williamy, bisheriger Vicar des Pfarrers Moutoux, wurde, nach vorausgegangener und durch die Pfarrer von Rohrbach, Isenburg und Hanau vollzogener Prüfung, den 16. März 1719 der Gemeinde Walldof vorgestellt, starb aber bereits im folgenden Jahre. Die Wirksamkeit von Simon Malvieux (1721 — 1724) war gestört durch einen fortwährenden Kampf mit dem schwerer Vergehungen beschuldigten Schultheißen Ponsat und der von diesem aufgereizten, im höchsten Grade trotzigen und widerspenstigen Gemeinde. Ihm folgte, im Jahre 1724, Jakob Resplendin von Palmbach in Württemberg, welcher wiederholt über die Entweihung des Sonntags Klage erheben mußte, und sich endlich wegen Krankheit nach Offenbach zurückzog, wo er den 17. April 1731 starb. Auch Pfarrer Philipp May (1733 — 1750) welcher, auf Anordnung der Generalstaaten der vereinigten Niederlande, von Offenbach nach Walldorf versetzt wurde, beschwerte sich sehr ernstlich über die Unwissenheit, Rohheit und den unkirchlichen Sinn seiner Gemeindeglieder, wozu der häufige Wechsel der Geistlichen sicherlich nicht wenig beigetragen hatte. Unter Pfarrer Stephan Franz Fuchs, von Vevay im Kanton Bern (1751 — 1795) spaltete sich, durch Schullehrer Rembaud veranlaßt, die Gemeinde in zwei Parteien, die große und die kleine; die gegenseitige Erbitterung erreichte einen solchen Grad, daß es selbst in der Kirche zu rohen Gewaltthätigkeiten kam, Gottesdienst und Schule mehrere Jahre so gut wie aufgehoben werden mußten, und das Consistorinm sich genöthigt sah, dem Geistlichen, der sich der großen Partei angeschlossen hatte, mit Landesverweisung, den übrigen Rädelsführern mit Zuchthausstrafen zu drohen. Auf Fuchs folgten Jeromes Rogues von Hanau, Samuel Tardent von Vevay in Waadtlande, Johann Daniel Moutoux von Louisendorf in Hessen-Kassel und Schullehrer Ailaud von Isenburg.

Gleichzeitig mit Kelsterbach und Walldorf entstanden im Odenwalde drei waldensische Colonien. In dem Oberamte Lichtenberg befanden sich nämlich die herrschaftlichen Güter Rohrbach, Wembach (Wendenbach) und Hahn, welche im dreißigjährigen Kriege ganz herabgekommen waren. Landgraf Ernst Ludwig war darum bereit, Grund und Boden einem Theil der Vertriebenen zu übergeben, jedoch nicht, wie bei Kelsterbach, Mörfelden und Arheiligen, als ewiges Eigenthum, sondern als Erbleihe, wovon Nichts, ohne landesherrliche Genehmigung, sollte verpfändet oder veräußert werden dürfen. Die Ländereien sollten gegen eine Abschlagszahlung von 1200 Gulden, Entrichtung eines jährlichen Fruchtpachtes und des Zehnten an die Pfarrei Niedermodau unter vierzig Familien vertheilt werden. Im Uebrigen galten die Privilegien vom 22. April. Waren auch diese Bedingungen weniger vortheilhaft, so wurden sie doch

von den Waldensern dankbar angenommen, und 48 meist aus dem Thale Pragelas stammende Familien kamen, von Mörfelden aus, in das Oberamt Lichtenberg. Bis zu ihrer durch das Loos bestimmten Vertheilung an die einzelnen Orte hielten sie sich in einem Walde zwischen Rohrbach, Wembach und Hahn, Hartmannshütten genannt, auf, wo sie sich Zelte errichtet hatten. Hierauf ließen sich 25 Familien, oder 125 Seelen, bei dem herrschaftlichen Hofe zu Rohrbach; 23 Familien, oder 115 Seelen, in den eine Viertelstunde davon und von einander entfernten Höfen Wembach und Hahn nieder. Sie bildeten zusammen eine Gemeinde. In Rohrbach wurde alsbald eine hölzerne Kirche und ein Pfarrhaus gebaut; für Wembach und Hahn diente als Andachtsstätte ein Jagdhaus, in welchem, abwechselnd mit Rohrbach, jeden Sonntag am Vor- oder Nachmittage gepredigt wurde. Ein Schullehrer, welcher aus England eine jährliche Pension von 80 Gulden bezog, hatte die Kinder aus den drei Colonien zu unterrichten. Bei schönem Wetter kam die Jugend nach Rohrbach, wo der Lehrer wohnte; bei ungünstiger Witterung mußte derselbe Morgens nach Wembach oder Hahn gehen und Mittags in Rohrbach Schule halten.

Der erste Geistliche der drei Colonien war Jakob Moutoux aus dem Thale Pragelas, ein um sein Volk hochverdienter Mann, welcher längere Zeit wegen seines Glaubens im Gefängniß geschmachtet hatte. Um das Jahr 1717 verließ derselbe Rohrbach und ging nach Hanau. Sein Sohn, David Moutoux, folgte ihm im Amte, und als auch dieser später nach Hanau überzog, wurde, im Jahr 1743, der französische Pfarrer Maya, von Walldorf, nach Rohrbach berufen. Der Sohn und Nachfolger desselben, Joh un Philipp May, verfertigte für die Waldenser des Großherzogthums Hessen einen neuen Katechismus, welcher im Jahr 1798 zu Darmstadt im Druck erschien.

Da die Colonien sich beträchtlich vermehrten, so wurde in Rohrbach, mit Hülfe einer Landescollecte, im Jahr 1763, der Bau einer neuen Kirche begonnen. Die Einweihung fand 1767 statt. Die Waldenser in Rohrbach, Wembach und Hahn trieben, außer Ackerbau, besonders die Strumpfweberei, und fanden für ihre Waare in Mainz, Frankfurt, Hanau, Heidelberg, Mannheim einen guten Absatz. Durch ihre zahlreiche Fabriken — bald besassen sie über 90 Strumpfwebstühle — fanden eine Menge Leute des Amtes Lichtenberg Beschäftigung, und die flachsbauenden Orte der Umgegend eine sichere Erwerbsquelle. Auch in der Landwirthschaft zeigten sie eine eben so große Umsicht, als Thätigkeit.

Landgraf Ernst Ludwig und die Alchemie 1717.

Von Hermann Kopp *).

Die Ansicht, daß man aus Körpern, welche kein Gold oder Silber enthalten, durch Kunst diese Metalle hervorbringen könne, findet sich historisch nachweisbar, zuerst in dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erwähnt und dient da schon experimentalen Bemühungen zur Grundlage. Ob sie zu dieser Zeit zuerst aufgestellt worden ist, oder ob sie da nur bekannter wurde und zu vervielfältigtem Bestreben noch Verwirklichung Anlaß gab, steht dahin.

Die meisten Alchemisten vereinigten sich dahin, aus Aegypten den Ursprung hrer Kunst herzuleiten, und als ihren ersten Vorgänger erkennen sie einstimmig einen Hermes Trismogistos an.

Aus der Ansicht, daß Metallverwandlung hauptsächlich in Färbung bestehe, und daß das Färben des Metalls ähnlich wie das anderer Stoffe bewerkstelligt werden

*) Geschichte der Chemie von Hermann Kopp. Braunschweig 1843.

könne, scheint auch der Rath des Synesius (lebte um 400 nach Christi, studierte zu Alexandria und wurde 410 Bischof zu Ptolemais) zu beruhen, das Innere des Metalls wiederholt herauszukehren, um sich nicht mit oberflächlicher Färbung zu begnügen. Von dieser Ansicht stammt übrigens auch der eine Name her, welcher dann das Mittel, die unedlen Metalle in edle zu verwandeln (der Stein der Weisen) stets behielt: Tinctur. Ueberhaupt bildet die Wahrnehmung, daß gewisse Stoffe die Farbe eines Metalls umändern, die Grundlage des ganzen Glaubens an Alchemie. Aus der Analogie schloß man, wie man Kupfer goldgelb und silberweiß färben könne, so auch andere Metalle; wie man die Farbe verwandeln könne, so auch die übrigen Eigenschaften. In dieser Art entwickelte sich höchst wahrscheinlich der Begriff einer vollständigen Metallverwandlung.

Mit der Eroberung Aegyptens durch die Araber (640) beginnt ein neuer Abschnitt für die Alchemie. So wenig auch dies Volk bei seinem ersten Auftreten zu wissenschaftlicher Thätigkeit geneigt war, so entwickelte sich doch bald bei ihm Interesse für die Forschungen, welche in den unterjochten Ländern bisher betrieben worden waren. Mathematik, Astronomie und Alchemie waren hauptsächlich die Wissenschaften, welche die Araber sich aneigneten und beim Fortschreiten ihrer Eroberungen auf andere Länder übertrugen.

Im sechszehnten Jahrhundert erhält die Chemie, welche bis dahin nur der Alchemie gedient hatte, eine neue Anwendung. Bis hierher waren alle Chemiker Alchemisten. Jetzt kommt die Chemie mit der Medicin in näheren Zusammenhang, und die Chemie selbst in die Hände und Pflege der Aerzte. Paracelsus bewirkte diese Veränderung, indem er zuerst mit Keckheit die Medicin als angewandte Chemie betrachtete, vorschnell und großsprecherisch aus einzelnen Thatsachen allgemeine Behauptungen folgerte und ein System andeutete, welches, in sich unhaltbar, doch einen folgereichen Einfluß auf den Gesammtzustand der Medicin und Chemie ausübte. Paracelsus selbst ist in Bezug auf Alchemie, wie fast immer, sich widersprechend. Nach seiner Zeit sind die besten Chemiker nicht mehr Alchemisten von Profession, sondern Chemiker und Alchemisten sondern sich mehr und mehr von einander ab. Aber die ausgezeichnetsten Chemiker, wie Libavius im sechszehnten Jahrhundert, und van Helmont in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, wie alle anderen, erkennen noch die Möglichkeit der Metallverwandlung an, einige aus eigner Anschauung, andere aus theoretischen Gründen, oder weil ihnen schon die theoretischen Beweise dafür genügen; aber keiner setzt sich die Realisirung zur höchsten Aufgabe, keiner sagt, daß er wisse, wie die Verwandlung der unedlen Metalle in Gold oder Silber zu bewerkstelligen sei. Dafür schwärmen während dieser Zeit eine Menge eigentlicher Alchemisten umher, die, ohne Chemiker zu sein, sich als Besitzer des Geheimnisses rühmen.

Um 1700 ist die Alchemie unter vielfachen Benennungen verbreitet. Aus den Benennungen der Byzantiner ist in alter Sprache der Ausdruck der heiligen Kunst übergegangen. Die Benennung der Griechen in der Goldmacherei, welche sich um 615 nach Christi Geburt findet, wurde in späteren Zeiten, namentlich in Deutschland nur in mißbilligendem Sinne gebraucht. Von ihrem Ursprunge hieß die Alchemie oft noch die hermetische (Hermes) oder ägyptische Kunst, von ihrer Methode, welche Trennen und Vereinigen ist, die spagirische Kunst. Der Ausdruck Kunst oder Werk der Sonne (ars solis, operatio solis, in der tabula smaragdina) veraltete bald. Der Griechen Bezeichnung Chemie hatten die Araber ihren Artikel angehängt, und die Bezeichnung Alchemie stand um siebenzehnhundert schon im Gegensatz zu dem Worte Chemie, erstere die Kunst Metalle zu veredlen bezeichnend, letztere die Kenntnisse von der Zusammensetzung im Allgemeinen ausdrückend. Ganz allgemein wird aber auch die Alchemie als Philosophie bezeichnet. Die sich mit ihr beschäftigten, hießen im Allgemeinen Alchemisten, Philosophen, Spagiriker; man unterschied als Adepten (adipisci erlangen) diejenigen, welche das Geheimniß der Metallveredlung wirklich zu erforschen gewußt haben und im Besitze desselben sind.

Die genauere Ansicht der Alchemisten über die Metallveredlung war folgende. Nach ihnen gibt es eine Substanz, welche mit schmelzenden unedlen Metallen in Berührung gebracht, diese augenblicklich in Gold verwandelt. Die Darstellung dieser Substanz ist Zweck und Aufgabe der Alchemie. Die Substanz selbst heißt der Stein der Weisen, eine Benennung, die seit dem neunten Jahrhundert mit einiger Wahrscheinlichkeit, seit dem zehnten mit Gewißheit dafür in Gebrauch ist. Sonst heißt sie auch das große Elixir (Elixir überhaupt ein durch Sieden (elixare) erhaltenes Produkt), das große Magisterium (Meisterstück), die rothe Tinctur, weil sie die Farbe der unedlen Metalle in die des Goldes umänderte.

Der Stein der Weisen hat also die Eigenschaft, unedle Metalle in Gold zu verwandeln. Wie die Verwandlung geschieht, darüber geben die Alchemisten des fünfzehnten Jahrhunderts genauere Anweisung. Man schmilzt das unedle Metall oder nimmt Quecksilber und wirft dann den Stein der Weisen darauf. Diese Operation heißt bei den Alchemisten die Projection. Im Augenblick derselben wird die ganze Masse unedler Metalle in Gold verwandelt; nach manchen Beschreibungen indeß muß das Schmelzen noch fortgesetzt werden, und die Verwandlung tritt erst allmählich ein. In den Erzählungen über Metallverwandlungen wird auch oft sehr genau geschildert, wie schmelzendes Blei bei der Projection plötzlich hart wurde, obgleich der Hitzegrad derselbe blieb, und wie man das Feuer verstärken mußte, um das veränderte Metall wieder zum Schmelzen zu bringen.

Diejenige Autorität, welche unter allen Alchemisten am gewichtigsten für die Möglichkeit der Transmutation spricht, ist van Helmont. Als Arzt und Chemiker ausgezeichnet, stand er überdies im besten Rufe einer oft sehr weit getriebenen Gewissenhaftigkeit. Er beschreibt in mehreren seiner Schriften die Verwandlung von Quecksilber in Gold mittelst einer kleinen Menge des Steins der Weisen. Van Helmont arbeitete nicht selbst an der Darstellung dieser Substanz; aber er erhielt mehrmals von unbekannt gebliebenen Alchemisten kleine Proben davon. 1618 namentlich wurde ihm ein Viertel Gran von dem kostbaren Körper zugestellt; hiermit verwandelte er acht Unzen Quecksilber in vollkommen reines Gold. Dieses Factum erzählt er zu wiederholten Malen; die Geschichte dieser Metallverwandlung ist eine der merkwürdigsten, über die uns Mittheilung gemacht sind; es ist schwer einzusehen, wie van Helmont sich täuschen konnte, da er ein guter Chemiker war; wie ein Betrug geschehen konnte, da in seinem Hause ohne Beisein des Alchemisten, von welchem die Substanz herrührte, die Operation geschah. Es gehört dies Factum zu denen, wie sich in der Geschichte der Wissenschaften mehrere finden, wo es einem fast eben so schwer wird, die Möglichkeit einer Täuschung anzunehmen, als an die Wahrheit der Sache selbst zu glauben.

Van Helmont ist der berühmteste Chemiker, welcher sich für die Existenz des Steins der Weisen ausgesprochen hat und dem dabei eine gewisse Unbefangenheit zuzutrauen ist. Von der oben erzählten Verwandlung des Merkurs in Gold war er so erbaut, daß er den ihm eben geborenen Sohn mit dem heidnischen Namen Mercurius taufen ließ; dieser Franciscus Mercurius van Helmont suchte auch seinem Namen Ehre zu machen, forschte sein Leben lang nach dem Steine der Weisen und starb als eifriger Alchemist 1699 zu Berlin.

Von anderen Transmutationsgeschichten soll noch eine ausführlicher erzählt werden.

Dr. Helvetius war um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts Leibarzt des Prinzen von Oranien, ein gelehrter Mediciner, der in hohem Rufe der Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit starb. Er glaubte nicht an die alchemistischen Künste, und zeigte sich in mehreren Schriften als ihr erbitterter Widersacher. Plötzlich trat er 1667 als der eifrigste Vertheidiger derselben auf, wie er erzählt, auf folgende Art überzeugt.

Ihn besuchte 1666 in seiner Wohnung im Haag ein Fremder, der ein Gespräch über die Alchemie und den Stein der Weisen mit ihm anknüpfte. Helvetius sprach seine Zweifel aus; der Fremde suchte ihn zu wiederlegen, und um seinen Worten

mehr Nachdruck zu geben, zeigte er die fragliche Substanz. Helvetius betrachtete sich die Sache genau; wie er den Stein in Händen hatte, suchte er mit dem Nagel seine Härte zu erproben, und siehe, es gelang ihm, ein Stückchen davon abzulösen. Er bat den Fremden sehr, ihm eine Metallverwandlung zu zeigen; dieser lehnte die Bitte ab, mit dem Versprechen, in drei Wochen wiederzukommen und es dann zu thun. Als der Fremde fort war, versuchte Helvetius mit der kleinen Menge des Steins, die ihm an dem Nagel hängen geblieben war, einen Versuch zu machen; er warf es auf schmelzendes Blei, aber ohne allen Erfolg.

Nach drei Wochen kam der Fremde wieder, und da gestand ihm Helvetius die Entwendung und Fruchtlosigkeit des Versuchs. Der Fremde meinte, Helvetius habe besser zu stehlen, als Gebrauch davon zu machen gewußt, und schob die Schuld darauf, daß er nicht die Substanz in Wachs gehüllt auf das Metall geworfen habe, um sie vor den Dämpfen des Bleis zu schützen. Nach vielem Bitten gab er dem Arzt ein Stückchen des Steins, von der Größe eines Rübsamenkorns; Helvetius meinte, es sei dies zu wenig, um einen Versuch machen zu können, aber der Fremde meinte seinerseits nun, es sei noch zu viel, theilte die Gabe, und ließ dem Arzt die Hälfte zurück. Er entfernte sich mit dem Versprechen, des andern Tags wiederkommen zu wollen und bei dem Versuche gegenwärtig zu sein.

Er kehrte indeß nicht wieder. Als der Abend kam, konnte Frau Helvetius, welcher ihr Mann die Sache erzählt hatte, ihre Ungeduld nicht länger bezähmen. Sie drang in ihn, einen Versuch zu machen. In Gegenwart seiner Frau und seines Sohnes schmolz Helvetius nun sechs Drachmen Blei, warf den Stein in Wachs gehüllt darauf, ließ noch eine Viertelstunde schmelzen, und goß dann das Metall aus. Es war das reinste Gold; der Münzwardein im Haag und mehrere Goldarbeiter prüften es — es verhielt sich nicht anders.

Helvetius machte diesen Vorfall 1617 in einer eignen Schrift bekannt, welche den Titel hat: Vitulus aureus quem mundus adorat et orat. Noch vor der Herausgabe dieses Buches indeß bekümmerten sich Viele um diese Transmutation; interessant ist namentlich der Antheil, welchen der berühmte Benedict Spinoza daran genommen hat. Dieser, der sonst nicht zu den Leichtgläubigen gehörte, erkundigte sich genau nach allen Umständen, und sprach brieflich seine Ueberzeugung aus, daß auch für ihn diese Transmutation vollkommen überzeugend sei.

Solche Erzählungen verfehlten nicht die Gläubigen in der Alchemie in ihren Ansichten und Bestrebungen zu bestärken und manchen Zweifler ihr zuzuwenden. Es liegt nicht im Plan dieses Aufsatzes, alle Geschichten hier zu erzählen, in welchen Ort, Zeit und Zeugen genannt sind, wie die Inhaber des großen Geheimnisses hin und wieder an öffentlichen Orten, wenn an der Möglichkeit der Transmutation gezweifelt wurde, für sechs Kreuzer Blei holen und ein Kohlenbecken sammt Tiegel herbeischaffen ließen, das Blei in Gold verwandelten, es den erstaunten Zuschauern zum Pfand ihrer Ehrlichkeit daließen und spurlos verschwanden. Die Alchemisten sammelten sie sorgfältig, es waren ihnen Lichtpunkte in der Nacht ihres Strebens. Mit Vergnügen erzählten sie den Vorfall, welcher dem Professor der Philosophie Martini (gestorben 1621) zu Helmstedt begegnete. Dieser, ein eifriger Feind der Alchemie zog in allen seinen Vorlesungen, wo sich Gelegenheit bot, gegen dieselbe los, und suchte alle Gründe zu widerlegen, welche die Anhänger der hermetischen Kunst für die Richtigkeit der Metallverwandlung anführten. Aber beschämt mußte er schweigen, als einmal ein fremder Edelmann, der gerade hospitirte, ihn höflichst unterbrach und aus Gründen der Erfahrung zu opponiren sich erbot, eine Kohlenpfanne, einen Tiegel und Blei sich ausbat, das Letztere sogleich in Gold verwandelte und es dem erstaunten Professor mit den Worten hinreichte: Solve mihi hunc syllogismum!

Endlich führten die Alchemisten als Jedermann zugänglichen Beweis die Münzen an, welche aus alchemistischem Gold und Silber geschlagen worden waren, und den Stempel ihres Ursprungs trugen. Es sind diese so zahlreich, daß besondere Bücher

über sie geschrieben wurden; ich erwähne hier nur einiger. Da waren die Rosenobel, wozu Raymund Lull im 13. Jahrhundert das Gold gemacht hatte; da waren die dänischen Ducaten von 1647, wozu sich König Christian IV. von seinem Leib-Alchemisten Caspar Harbach das Material hatte verfertigen lassen, und welche die Aufschrift trugen : Vide mira Domi(ni), und viele andere.

Kaiser Ferdinand III. erhielt 1648 zu Prag von einem gewissen Richthausen einen Gran rothes Pulver, womit in des Kaisers Gegenwart der Oberbergmeister Graf von Ruß dritthalb Pfund Quecksilber in feines Gold verwandelte, woraus man eine große Medaille prägte, welche den Sonnengott darstellt, Merkurs Schlangenstab haltend und dessen Flügelschuhe tragend (um die Entstehung des Goldes aus dem Quecksilber anzudeuten), und die Umschrift hat : Divina Metamorphosis exhibita Pragae XV. Jan. Anni MDCXLVIII. in Praesentia Sac. Caes. Majest. Ferdinandi tertii. Auf der Rückseite: Raris haec ut hominibus est ars, ita raro in lucem prodit. Laudetur Deus in aeternum, qui partem suae infinitae potentiae nobis suis abjectissimis creaturis communicat. Sie soll noch 1797, wie J. F. Gmelin berichtet, sich in der Schatzkammer zu Wien befunden haben. — Derselbe Kaiser machte 1650 noch eine Projection auf Blei; die aus dem erhaltenen Golde geprägte Medaille trägt die Inschrift:

Aurea progenies plumbo prognata parente,

und wurde noch im vorigen Jahrhundert in der Münzsammlung auf dem kaiserlichen Schloß Ambras in Tyrol gezeigt. — Von einigen solcher Münzen wurde entdeckt, daß das Metall nicht probehaltig war, so z. B. von den Dukaten, die Kaiser Leopold I. 1675 aus angeblichem Gold schlagen ließ, was ihm ein Augustinermönch Wenzel Seyler aus Zinn darstellte, und welche die Umschrift tragen:

Aus Wenzel Seylers Pulvers Macht
Bin ich von Zinn zu Gold gemacht.

Andere aber bewährten sich; darunter gehören z. B. aus neuerer Zeit noch darmstädtische. Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt war ein Freund der Alchemie, und verwendete viel darauf, ohne zum Ziele zu kommen. Da erhielt er 1717 von unbekannter Hand ein Päckchen mit rother und weißer Tinctur, nebst Anweisung, sie zu gebrauchen, und dem guten Rathe, eignes Forschen einzustellen. Von dem Golde, welches er damit aus Blei darstellte, wurden Ducaten geprägt, die keine Inschrift in Bezug auf ihre Entstehung tragen; aus dem Silber sind aber die hessischen Speciesthaler 1717 geschlagen, auf welchen steht: Sic Deo placuit in tribulationibus. — So erzählen die Alchemisten.

Im Jahre 1752 gab die Leipziger Juristenfacultät ein Gutachteu ab, wobei es sich um Silber, das in Gold verwandelt worden war, handelte. Die Gräfin Anna Sophie von Erbach hatte auf ihrem Schlosse Franckenstein einem als Wilddieb verfolgten Wilddieb Schutz gewährt; zum Dank verwandelte dieser, welcher ein Adept war, der Gräfin sämmtliches Silbergeschirr in Gold. Ihr Gemal, Graf Friedrich Karl, nahm davon die Hälfte in Anspruch, weil der Zuwachs des Werthes auf seinem Gebiete und in der Ehe erworben sei. Die Leipziger Rechtsgelehrten gaben ihm Unrecht : weil das streitige Objekt vor der Verwandlung als Eigenthum der Gräfin anerkannt worden sei, müsse es auch nach der Verwandlung ihr Eigenthum bleiben.

Um diese Zeit wurden Viele von einem Unbekannten mit kleinen Mengen des Steins der Weisen ausgerüstet, und der Zeitraum von 1700—1720 ist vorzugsweise reich an Transmutationsgeschichten, welche die Anhänger der Alchemie als vollkommen unverdächtige zur Stütze der Wahrheit ihrer Kunst anführen. Bei mehreren dieser Metallverwandlungen, wo die Inhaber des Steins der Weisen sich darüber aussprachen, wie sie dazu gekommen waren, paßt die Beschreibung der Persönlichkeit des unbekannten

Gebers sehr auf Laskaris. Er soll es auch gewesen sein, der dem Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen die unzweideutigsten Beweise für die Möglichkeit der Metallverwandlung in die Hand gegeben haben soll. Laskaris soll es gewesen sein, der 1716 eine kleine Menge der silbermachenden Substanzen nach Wien sandte, um damit die Zweifler zu bekehren, und so eins der merkwürdigsten Ereignisse, welche für die Wahrheit der Alchemie sprechen, veranlaßt haben. Um die Wirkung dieser kleinen Menge Tinctur zu prüfen, vereinigten sich am 19. Juli 1716 der östreichische Vicekanzler Graf Josef von Würben und Freudenthal, Graf Ernst und Freiherr Wolf von Metternich, der königl. preußische Gesandte am Wiener Hof, Staatsrath Ernst, und der Brandenburg-Culmbachische Gesandte, Geheimerath Wolf. Die Versuche wurden angestellt in dem Hause des Commandanten von Wien, des Generalfeldzeugmeisters Grafen von Rappach, und das Protocoll wurde aufgenommen von dem fürstlich schwarzburgischen Hofrath Pantzer. Diese Herren beschreiben die Tinctur dem Aussehen nach wie Salz; es war ein Körnchen so groß als man es im Auge leiden kann und wog ein Loth Probirgewicht. Sie vermieden den Gebrauch aller Tiegel, machten eine gewöhnliche Kupfermünze, dergleichen im Wiener Armenhaus ausgetheilt wurden, glühend, warfen das Stückchen Tinctur, an Wachs geklebt darauf, und löschten sodann das Metall in Wasser ab. Bei dem Herausnehmen fand man die Kupfermünze in eine gleiche von weißem Metall verwandelt, das sich bei dem Cupelliren als vierzehnlöthiges Silber erwies. Das Stückchen Tinctur hatte dem Anschein nach unverändert auf der Kupfermünze gelegen, als diese abgelöscht wurde; das Wasser, worin es aufgenommen worden war, zeigte sich gleichfalls noch metallveredelnd, denn Kupfermünzen geglüht und darin abgelöscht zeigten sich ebenfalls in Silber verwandelt. Ein Gewichtstheil der Tinctur brachte hier ungefähr 10,000 Gewichtstheile Silber hervor; es wog zugleich das in Silber verwandelte Kupfer um den achten Theil mehr, als sein Gewicht vor der Verwandlung betragen hatte. Der ganze Vorgang wurde genau protocollirt, und von den Anwesenden in memoriam et fidem rei sic gestae factaeque verae transmutationis, wie das Protocoll sagt, dieses unterschrieben und besiegelt; nach einer gerichtlich beglaubigten Abschrift ist es später gedruckt worden.

Daß Laskaris der Ueberschicker der Substanz gewesen sei, deren metallverwandelnde Kraft hier erprobt wurde, ist nur eine Annahme, welche deshalb für wahrscheinlich gehalten wurde, weil er seiner Zeit der einzige Alchemist war, dessen Meisterschaft von Niemand in Zweifel gezogen wurde, und weil Niemand wohl einen solchen Gegenstand an Unbekannte wegschenkte, wenn er ihn nicht selbst verfertigen konnte. Bloße Vermuthung ist es auch, daß Laskaris der Unbekannte gewesen sei, welcher der Gräfin Erbach Silbergeräth in Gold verwandelte. Nach 1720 hat man von ihm weiter nichts mehr gehört.

Die Parforce-Jagden unter Ludwig VIII.

Von C. Fr. Günther.

Die Parforce-Jagden, unter König Ludwig XIV. aus Frankreich nach Deutschland herübergebracht, waren die tollsten: sie beschränkten sich nur auf den Hirsch. Obgleich als Jagdvergnügen erhebend, waren sie doch für Menschen, Pferde und Hunde gefährlich und für die Feldcrescenzien nachtheilig. Die eigentliche Kunst der Jagd bestand darin, einen Hirsch in einen mit Rothwild reich bevölkerten Forst zu führen, darin anzujagen, nur ihn von allem Wild zu verfolgen, ihn vor jedem andern Hirsch im Verlaufe der Jagd genau zu unterscheiden, und wenn er einmal verloren ist, wieder mit Sicherheit aufzufinden.

Die Parforce-Jagd erforderte einen großen Aufwand von Pferden (Rennern) und Hunden, und erheischte die ausgezeichnetsten Jäger. Nur in ebenen Gegenden

konnte sie stattfinden. Wenn der Hirsch bestätigt war, d. h. die Stelle gefunden, wo er sich versteckt hält, dann zogen die Jäger, Piqueurs, mit ihren Wald- und Hifthörnern, die Besuchjäger, mit den Hunde-Meuten bis an's Dickicht, wo der Hirsch bestätigt worden. Die alten Lancir-Hunde, welche ihn aufmuthen sollen, wurden gelöst, die Piqueurs drängten sich rund um das Dickicht und munterten die Hunde mit Jagdgeschrei und Hornstößen auf. Die Jäger hatten sich nun aufgestellt, um den Hirsch zu beobachten. Die Piqueurs durchsuchen mit Lancirhunden das Dickicht. Auf einmal tönen die Waldhörner vom Fanfare eines guten jagdbaren Hirsches: denn der Hirsch ist lancirt, die alten Hunde mutheten ihn auf und treiben ihn aus dem Dickicht, er flieht, die Meutehunde werden auf die Fährte gelöst, das Rennen beginnt.

Die Jäger auf den besten Rennern verlieren keinen Augenblick die Spur: sie folgen allen Winkeln, krummen, geraden, gebrochenen Linien, allen Absprüngen, welche die Jagd durchlaufen. Ein prachtvolles Hallali ist zu erwarten: schon verkünden es die Hörner: Der Hirsch ist gestellt. Und setzt er sich auch gegen die ihn umgebende Meute zur Wehr, und setzt er auch listig über sie weg, sie stellt ihn wieder und drängt sich rings um ihn her. So auch im zweiten Kreise die Piqueurs, auf allen Hörnern blasend. Dann kommt der fürstliche Jäger mit Gefolge, das Ganze umschließt ein weiter Kreis von Zuschauern.

Hier ist Hallali.

Der fürstliche Jäger steigt vom Pferde und erlegt den Hirsch durch einen Schuß. Weit klingende Fanfaren feiern den Erfolg der Jagd, und der erste Piqueur löst den rechten Vorderlauf des Hirsches ab, bekränzt ihn mit einem Bruche und behändigt ihn dem Oberjägermeister, der ihn dem fürstlichen Jäger überreicht. Unterdessen werden auch das Kurz-Wildpret und der Lecker des Hirsches ausgeschärft.

Die Curée darf nicht fehlen.

Die Hundeknechte zerwirken den Hirsch; nachdem sie die Filets und andere, zum großen und kleinen Jägerrecht gehörigen Theile ausgeschärft haben, bedecken sie den Rest des Wildprets mit der Haut. Kaum sind die unruhigen Hunde im Zaum zu halten. Jetzt ertönen die Hörner zur Curée; die Hunde werden losgelassen und nach wenigen Augenblicken ist von dem ganzen Hirsch nichts mehr übrig, als das blanke Knochengerippe.

Zuletzt Hörnerzeichen zur Heimkehr.

Das Flachland bei Darmstadt, Griesheim, Eschollbrücken, Pfungstadt rc. mit seinen Kiefer- rc. Waldungen, war das Terrain für die Parforce-Jagden, deren Resultate sorgfältig aufgezeichnet wurden.

Unter Landgraf Ernst Ludwig (1678 — 1739) stieg die Jagdlust wieder auf einen hohen Grad. Zeugniß davon geben die Jagdschlösser: Wolfsgarten bei Langen, Zwiefalten im Vogelsberg; die Jagdlager: Kröge (Neu Jägersdorf) bei Battenberg, das Jägerthal bei Zell, die Kleudelburg bei Battenberg; das Jagdhaus Katzenbach bei Biedenkopf rc.

Im Jahre 1708 wurde die Parforce-Jagd in Darmstadt eingeführt, in Bessungen die deßfalls nöthigen Einrichtungen gemacht (der Parforce-Hof) und der in der neuen Vorstadt zu Darmstadt sich befindliche sogenannte neue Fürstenhof (Jägerhof) den Parforce-Jägern, Hunden und Pferden eingeräumt.

Am 1. Juli 1708 befahl Landgraf Ernst Ludwig, daß die Parforce-Jagd etablirt werden sollte. Der Oberjägermeister von Schack wurde mit der Ausführung beauftragt und ihm zum Ankauf von Pferden ein Credit in Quartals-Raten für 1 Jahr mit 5136 Rthlr. eröffnet. Die Livree kostete 579 Rthlr. Drei Piqueurs wurden angenommen, erst mit 13, dann in Allem mit 18 Pferden. Die erste Einrichtung mag etwas über 10,000 Gulden gekostet haben.

Binnen 50 Jahren stieg der Jagdaufwand bedeutend. Im Jahre 1760, also zu Zeiten Landgrafs Ludwigs VIII. hatte die Parforce-Jagd-Kasse eine Einnahme von 13,427 Gulden und eine Ausgabe von 12,461 Gulden.

Die Kasse hatte damals unter andern zu salariren:

Den Commandanten der Jagd, Jägermeister von Nimptsch, mit	300	fl.
„ Jagdjunker, Lieutenant von Riedesel, mit	100	„
„ Piqueur Rautenbusch mit	60	„
„ Oberjäger Briel mit	50	„
„ Piqueur, Oberjäger Armbrust mit	50	„
„ Piqueur Remy mit	350	„
„ Valet de Chiens Ludwig mit	25	„
„ „ „ „ Brenner mit	105	„
„ „ „ „ Waidig mit	27	„
„ „ „ „ Gerst mit	105	„

Die Reitknechte, Römer, Maurer, Fischer und Magel, jeden mit 100 Gulden. Die Handwerker ungerechnet.

18 Pferde wurden unterhalten; der Heubedarf erforderte 923 Gulden; das Stroh 126 Gulden; die Remontirung der Pferde 1000 Gulden; die Fütterung der Hunde nur an Brod und Sülzen 1705 Gulden.

Die Montirung des Personals 1053 Gulden.

In der nachfolgenden Jagd-Chronik sind aus den Jahren 1710, 1712, 1713, 1714 specielle Mittheilungen eines eifrigen Parforce-Jägers vorgelegt, deren Aufbewahrung um so interessanter sein mag, als solche Vergnügungsarten wohl nie wiederkehren werden und deren dereinstige Erzählung für Fabel gelten wird.

Ernst Ludwigs Nachfolger, Landgraf Ludwig VIII. (1739—1768) war gleich seinem großen Ahnen Landgraf Philipp ein Jäger mit Leib und Seele und Kranichstein sein Lieblingsaufenthalt. In der Hirschbrunstzeit zog er, ebenso, wie sein Vater gethan, nach Oberhessen, namentlich in's Jägerthal bei Romrod, zur Kleudelburg und nach Neujägersdorf bei Battenberg, aber auch in den Oberwald, im Vogelsberg, den er vom Jagdschlosse Zwiefalten aus besuchte.

Landgraf Ludwig pürschte stets mit einer Windbüchse entweder von seinem Wagen aus oder aus festen Schirmen, welche er an allen Brunstplätzen hatte errichten lassen. Ihre Stellen finden sich noch häufig vor. Sein Jagdgefolge war groß; bei seinem Aufenthalt im Jägerthal 1753 hatte er beinahe 100 Personen bei sich. Er bezahlte seine Jäger sehr freigebig und wußte ihren Eifer stets rege zu halten. Für jeden von ihm geschossenen Hirsch erhielt der Jäger, welcher den Stand und Wechsel des Hirsches ausgemacht hatte, einen Hirsch-Ducaten, welcher auf der einen Seite das Bild eines Hirsches, auf der andern die Aufschrift: „Durch den Ducaten ward ich verrathen" zeigte. Auch ließ er für seine Jäger Ducaten schlagen, welche einen Hirsch mit der Umschrift: „Hörnerträger viele Schwäger" zeigten. Auf erlegte große Sauen wurden sogenannte Sau-Ducaten geprägt.

Ueberall, wo er starke Hirsche gefällt hatte, wurden Pfähle mit passender Inschrift errichtet, die sich noch hie und da vorfinden.

Alles, was die Jagd und die Jägerei betraf, war stets in größter Ordnung; die Jagdreviere waren chartirt. Von dem „fürstlichen Jagen" in Gromberg, Forstes Rüdingshausen, im Oberwald, liegt die Karte vom Jahre 1758 noch vor: geometrisch genau enthält dieser interessante Grundriß auch alle durch die fürstliche Jagd merkwürdige Stellen. Er ist im Juni 1758 von dem Peraequator J. H. Eiffert aufgenommen und in verjüngtem Maßstab durch den Ingenieur J. J. Hill chartirt worden.

Noch bestehen alle die Benennungen und Wege ꝛc., welche die Karte enthält; noch bestehen nach 100 Jahren, wirklich bewundernswerth, die lichten Stellen, Wiesen, Placken, Bronnen ꝛc., ebenwohl wie sie die Karte bezeichnet; aber schon hat die Forstverwaltung begonnen, die lichten Stellen zum Theil mit Fichten zu bepflanzen. In 10—20 Jahren ist das Bild, wie es die Karte gibt, nicht mehr zu erkennen; die durch die fürstlichen Jagden merkwürdigen Stellen sind dann nicht mehr aufzufinden;

denn die besonderen Schirme, Sitze, Paraquen, Salzlacken sind schon jetzt nur noch durch die Stellen kennbar. Die Karte gab mir Gelegenheit, über jene interessanten Situationen Folgendes anführen zu können.

Aus dem Orte Rüdingshain in östlicher Richtung, dem Miedebergs-Weg entlang, kommt man zuerst über die s. g. Wüstung an die Salzlacke in der Eckwiese rechts vom Weg: die Stelle „am Salmgen", wo der „Landgrafen-Sitz" und der „Landgrafen-Schirm" bezeichnet ist, feucht, frisch, recht heimlich, zeigt die gute Wahl zum Anstand; den Pürschweg, von der Eckwiese entlang an den „Bronnen," der „Salzlack" (die Gegend noch recht kenntlich) und „Schirm" vorbei, gelangt man zum wohlbekannten „Forellenteich" an der „Wüsten-Haide," höher als die Quellen der Nidda gelegen, 2859 hessische Fuß über der Meeresfläche, welche der „Landgrafenborn" aus Nordosten speist. Dieser Born, ungefähr 1½ Stunde von Ulrichstein und ½ Stunde von der alten, von Frankfurt nach Lauterbach führenden Straße entfernt, liegt an der Spitze einer nach Breungeshain gehörenden Waldwiese, welche ohngefähr 2 Morgen groß ist und die „Landgrafenwiese" genannt wird. Das Brünnchen quillt stark, wirft vielen Sand aus und, wie die Vogelsberger sagen, „sprudelt, wenn man mit einem Stock in seinen Grund sticht." Es befand sich noch vor wenigen Jahren in einer Fassung von alten, durch die Zeit und Witterung angegriffenen Sandsteinen; aber schon im Jahr 1851 waren durch eine ungeschickte Hand diese Sandsteine entfernt. Vorher war auch ein Deckel zur Fassung vorhanden; die Oeffnung zur Röhre an der vorderen Platte ist noch sichtbar. Um den Brunnen herum muß ehemals eine wallartige Erhöhung (gewiß im inneren Raum mit Sitzen) bestanden haben, von welcher man noch die Spuren wahrnehmen kann. Eine dem Brunnen gegenüberstehende, 70—80jährige Buche gibt dem Platze Schatten und verschönert sein Ansehen. Der Landgrafenborn speist, wie angeführt, den besetzten, ohngefähr 8 Morgen großen Forellen-Teich, dann den unter demselben liegenden, ebenfalls besetzten Teich, genannt Alter-See. Beide Teiche liegen offen, in keinem Gebüsch oder Wald, auf dem Plateau des Oberwaldes, welcher bekanntlich keine Eichen erzeugt, wohl aber Buchen und herrliche Ahorn. Auf dieser bedeutenden Höhe finden sich außer den beiden Teichen mehrere Brunnen, nördlich der Lindenborn, der Streitbrunnen (Wasserscheide), der Blumenborn; östlich jener Landgrafenborn; südlich der Kalteborn, zunächst dem Forellen-Teich; in der Mitte des Waldbezirks sind zwei Brunnen ohne Namen.

Ganz in der Nähe des Forellen-Teiches lagen südlich in des Waldes Spitze die im Munde des Volks noch lebenden Baracken (Jagdaufenthalt.) Von einer der hintersten, im Walde befindlich gewesenen sind zunächst und unmittelbar am Weg die Umrisse der Grundmauern noch ganz deutlich zu erkennen; wenn man mit einem Stock in die Erhöhung (Erdaufwurf) stößt, fühlt man die Mauer und ebenso das Pflaster innerhalb der Umfangsmauer. Es soll dieses der Stallbau gewesen sein. Auch von einem der vorderen Häuschen läßt sich die Umfangsmauer auf ähnliche Art erkennen. Auf der erwähnten Karte sind sechs Häuschen angegeben.

Die alten Leute in dortiger Gegend erzählen, daß Landgraf Ludwig VIII. auf seinen Jagdzügen im Oberwalde eine Jagdchaise mit einem nach allen Seiten hin wandelbaren Stuhle gehabt habe; und daß er nach dem tragischen Ende eines Mannes, welchen ein gehetzter Hirsch gespießt hätte, nie mehr nach dem Oberwalde gekommen sei.

Alles erinnert dort im Walde an den Landgrafen: die Landgrafen-Wiese; der Landgrafen-Born; die Landgrafen-Brücke; der Landgrafen-Schirm; der Landgrafen-Sitz; der Prinzen-Schirm rc.

Die Jagdschlösser und Jagdaufenthalte waren in der Obergrafschaft: Kranichstein, Jägersburg, Wolfsgarten, Mönchsbruch, Griesheimerhaus, Wiesenthal, Mitteldick, Steinbrückerteich, Bickenbacher Haus, Dianaburg, auch das Haus in Eberstadt. In Oberhessen: Romrod, das Jägerthal, Zwiefalten, das Haus im Giergrund, die Kleudelburg, Katzenbach, die Kröge (Neu Jägersdorf) Auch Merlau, Stornfels und die Neuburg in Battenberg wurden als Jagdhäuser benutzt.

Das Griesheimerhaus, die frühere Dianaburg und Jägersburg sind ganz verschwunden; Mönchsbruch und Bickenbacher Haus existiren nur noch zum Theil. In Oberhessen sind nur noch Romrod, die Neuburg (jetzt Wohnung des Forstmeisters und Landrichters) und Zwiefalten (jetzt in Privathänden und in üblem Zustande) vorhanden. Zu den interessantesten Jagdorten Oberhessens gehörten das Jägerthal zwischen Romrod und Zell, und Neujägersdorf (die Kröge) bei Battenberg.

Aus dem Jagdbuche von Rautenbusch.

Noch viele der Jagdhäuser Ludwigs VIII. sind mit den Geweihen stolzer Hirsche geschmückt, die er mit seiner nie fehlenden Windbüchse erlegt hat. Er pflegte bei der hohen Jagd den Gebrauch der Windbüchse dem des Feuerrohrs vorzuziehen, welches, um in den Wildbahnen und Thiergärten das übrige Wildpret nicht zu schrecken, allerdings seinen erprobten Nutzen hatte.

Eine sehr schätzbare Reliquie aus der damaligen Zeit, jener glänzenden Jagd-Epoche ist:

Spezification aller raren Schüsse, welche S. H. D. Ludwig VIII. Landgraf zu Hessen und Darmstadt von Anno 1742 an bis 1758 im Forst Allerheiligen gethan hat, zusammengetragen von Rautenbusch, Oberförstern zu Wolfsgarten. (In Folio.)

In diesem, in seiner Art einzigen Jagdregister findet sich nicht nur alles vom ersagten Fürsten auf irgend eine merkwürdige Weise erlegte Hochwild, bunt kolorirt, und mit sehr sichtlicher Bezeichnung des Schusses in effigie dargestellt, sondern auch eine kurze Geschichte jeder Jagd in oft burlesken Reimen hinzugefügt. Malerei sowohl als Poesie sind freilich nichts weniger als kunstgerecht, doch ist in beiden wahres Genie des biederen, hirschgerechten Pürschmeisters nicht zu verkennen und da eben diese rauhe Originalität für Naturfreunde, die Sinn dafür haben, ihre gewisse ganz eigne Reize hat, so durchwandelt man mit Vergnügen diese kleine Gallerie und theilt im Geist die Freude, welche jeder der hier noch anschaulichen Meisterschüsse dem erhabenen Liebling Dianens gewährt haben mag.

Am 10. November 1747 schoß Ludwig VIII. ein Hauptschwein am sogenannten Fricassey. Ein vorbeiwandernder Kapuziner, dem es begegnet war, hatte in der Angst sich auf eine Eiche geflüchtet und der gute Fürst, den dieser drollige Anblick sehr belustigte, schenkte dem zitternden Pater diesen seinen Zufluchtsort. Jenes Hauptschwein nebst dem seltenen Vogel auf dem Baume hat der wackere Oberförster, so gut er's vermochte, abkonterfeyt und seine poetische Inscription lautet so:

Allhier im Fricassey am Teich und langen Schweis
Schoß Ludwig auserlesen
Ein Hauptschwein schwärzlich-weiß;
Auch ist dabei gewesen
Ein Pfaff, der sich nicht lang bedacht
Und auf einen Eichbaum gemacht;
Da thät der Fürst zum Angedenken
Dem Pfaffen diese Wohnung schenken.

Im Allerheiligen Forste standen damals eine Eiche und eine Buche mit ineinandergeschlungenen Aesten und an drei Stellen zusammengewachsen. Diese schönen und merkwürdigen Bäume nannte man sehr passend: „die Eheleut.“ — Einen stattlichen, fein Gehörne, daran fegenden Zwölfer erlegte Ludwig am 12. Juli 1760 und nun höre man wie empfindsam der rauhe Naturdichter diese auch bildlich dargestellte Jagdbegebenheit beschreibt:

Heegen euch die Bäume Flammen?
Ja, sie fügen sich zusammen
Und bezeigen ihre Glut —
Seht, was hölzerne Liebe thut!
Auch ein Hirsch sucht diesen Ort,
Schlägt und fegt das Gehörn alldort.
Da ihn dann der theure Fürst
In beliebter Stellung pürscht.

Und als sein durchlauchtigster Gebieter am 9. M. 1754 in der Nähe eben dieser Bäume auch einen furchtbaren Keuler niedergestreckt hatte, ist die höchst naive und laconische Inschrift seines Gemäldes:

Ihr Eheleut müßet Zeugen sein:
Hier schoß der Fürst ein starkes Schwein.

Auch die Weite des Schusses hat der aufmerksame Nimrod jedesmal zu bemerken nicht unterlassen, wenn die leidigen Fesseln des Reims dieses nur irgend gestatten wollten und sehr mannichfaltig, ja oft künstlich sind seine Wendungen. z. B.:

Die Windbüchs konnte nicht versagen
Auf 130 Schritt zu tragen.

Ludwig VIII. unsrer Zeit
Im Pürschen trefflich unverdrossen,
Hat diesen edlen Hirsch geschossen
250 Schritte weit.

oder: Auf 160 Gänge
In die Ferne oder Länge
Schoß der Fürst zu Pferd allhier
Diesen Bock. Welch ein Pläsir!

297 Gänge
War dieses seltnen Schusses Länge.

Daß der ächt hirschgerechte und freigebige Fürst diese so unverdrossenen Bemühungen seines treuen Begleiters, das Andenken seiner merkwürdigen Jagdzeiten in Bildern und Reimen der Nachwelt aufzubewahren mit manchem jener berühmten Hirschducaten, die zu Prämien der Art ausschließlich geprägt waren, gebührend zu belohnen nicht ermangelt habe, ist wohl nicht zu bezweifeln, da jenes Zeitalter für die dortige Jägerei das, wahrscheinlich nie wiederkehrende — goldne gewesen ist.

Auf der einen Seite dieser Hirschducaten prangen vier gekrönte L die ein Kreuz bilden mit der Unterschrift: „Durch die Ducaten, auf der andern steht ein Hirsch von vierzehn Enden mit der Fortsetzung, war ich verrathen.“ Jeder brave Förster erhielt einen oder mehrere zur Belohnung.

Schatzgräber am Franckenstein 1763.

Von H. E. Scriba *).

„Im Jahre 1763, in der Woche vor dem Pfingstfest kam ein Complott Schatzgräber hierher und gaben vor, daß sie auf Erlaubniß Ihro hochf. Durchl. Ludwig VIII. auf dem sogenannten Altburgen Kopf über der Kirche gelegen einen Schatz heben sollten. Der Anführer oder Bevollmächtigte, Commissarius, wofür er sich ausgab, war der Oberförster Paul Meister von Franckenstein. Diese Schatzgräber mit ihren Anführern machten dann nun ein Langes und Breites, was da in dem Berge liegen sollte. Sie gaben vor, es seien Gewölbe darin verborgen, sodann in dem einen ganz erstaunende Summen Gold und Silber, und in dem andern, das im kleinen Berge sein sollte, ein guter Vorrath Wein, der wegen Alter in seiner

*) Geschichte des Schlosses Franckenstein.

Haut liege, befindlich wäre. Solches Alles wollten sie aus Crystallen, Spiegeln, Zauberbouteillen und desgleichen sie genug hatten, sehen. Das Volk im Ort wurde durch diese Leute dergestalt verblendet, daß ich genöthigt wurde, gegen solchen Unfug und Teufeleien zu eifern. Gleichwohl konnte ich nicht verhindern, daß sich etliche aus meiner Gemeinde dazu gesellet haben, als nämlich Joh. Henrich Drott, Christoph Heß, Georg Heß und Johannes Bender. Ich suchte alles bei diesen Leuten zu thun, sie von ihrer abscheulichen Thorheit abzubringen, sonderlich da viele Gottlosigkeiten und Teufelsbannereien dabei getrieben wurden; allein sie wurden allezeit von ihren Anführern wieder verhalsstarrigt und der Name Serenissimi schändlich mißbraucht, und unter der schmeichelhaften Hoffnung, daß sie die Hälfte des Goldes bekommen sollten, immer wieder herbeigelockt, da ohnehin diese vier Kerls die allerärgsten und unchristlichsten aus meiner ganzen Gemeinde waren. Ich hatte daher viel Ungemach in diesen Tagen auszustehen, indem die Hauptpersonen die Hofpartei auf ihre Seite zogen, von daher mir unter dem Namen Serenissimi, meines lieben Herrn, viel unangenehme Dinge mußte sagen und sogar mit Absetzung mußte drohen lassen. Aber der Allerhöchste rüstete mich mit Muth und Stärke aus, daß ich mir deshalb nicht ließ den Mund verstopfen und sein Wort verläugnen. Was aber vor Thorheiten und Alberkeiten dabei vorgegangen sind, solches erforderte viel Zeit und Papier, wenn ich's beschreiben sollte; genug, wenn ich kurz sage, daß sie solche Sachen gelehrt, die alle Grundsätze der wahren christlichen Religion umstoßen. Beide Berge haben sie kreuzweis und in die Länge durchgraben, die allerfürchterlichsten Höhlen und Keller hineingehackt, so daß die meisten Höhlen 50—60 Schuh tief sollen gewesen sein, und bei dem allen nicht das Geringste gefunden und entdeckt, wo etwa ihrem Vorgeben nach Geld oder Wein könnte begraben liegen. Inzwischen waren die Augen dieser Leute von dem Teufel dermaßen verblendet, daß sie nicht eher nachließen, als bis einer von ihnen, Johann Henrich Drott, durch Einstürzung eines starken Erdklumpens todtgeschlagen wurde." Die Arbeiten ruheten nun zwar einige Jahre, wurden aber im Jahre 1770 wieder aufgenommen, wie es aus folgendem zweiten Berichte erhellt: „Anno 1770, auf Michelstag, wurde abermals an dem obigen Berg um's Schatzgraben angesetzt und damit unaufhörlich bis Pfingsten 1771 continuirt. Der Anführer davon war ein Leinweber von Hofen aus der Bergstraße, Namens Götz. Derselbe gab vor, daß er die Erlaubniß von Sereniss. Ludwig IX. dazu hätte, und auf seine eignen Kosten graben ließe. Diese Zeit über haben täglich 20 — 30 Mann, worunter Bergleute, gearbeitet, und mußten allezeit 3 — 6 Mann Landbataillon-Soldaten die Wache dabei halten. Aller Mühe und Unkosten ungeachtet, haben sie nichts, als ein Stück Mauer gegen die alte Brunnenstube und eine gegen die Kirche hin entdeckt. Spiegelseher, Besprecher der Geister rc. waren genug dabei, und wurden immer mehr so viel thörigte Geschwätze dabei getrieben, als das erstemal." Einen dritten und letzten Versuch machte hierauf im Jahre 1787 der Schatzgräber Kaspar Günther. Auch dieser spiegelte den Leuten wiederum Vieles von der alten Burg und ihren Schätzen vor, bis er endlich eine Gesellschaft von Niederbeerbach und Eberstadt zusammenbrachte, die unter dem Vorwand, Erz zu suchen, durch einen alten Bergmann über der alten Brunnenstube einschlagen und einen Stollen graben ließ. Da man aber, nachdem derselbe über 50' betragen, und auch nach der Einschlagung eines zweiten Schachts von etwa 20' nichts weiter, als ein wenig Eisenstein fand, so wurde im Jahre 1788 alles weitere Graben von Obrigkeits wegen verboten. Nach dem Sterbprotokoll beschäftigte sich nun jener Bergmann, Nicolaus Werner, mit dem Sprengen der Steine auf den Feldern und Wegen in den umliegenden Orten, bis er, am 15. November 1788 mit einer solchen Arbeit zu Niederramstadt beschäftigt, durch das Losgehen eines Steines getroffen, sein Hirnschädel so zerschmettert wurde, daß er in Folge hiervon am 20. darauf im Delirio zu Niederbeerbach starb, welches dann das tragische Ende dieses längere Zeit die Köpfe vieler Einwohner der dasigen Gegend in eine wahrhafte Fieberhitze versetzt habenden Spectakels war.

Ludwig VIII. und die Zigeuner.

Von W. O. v. Horn *).

Die Zigeuner sind so braungelbe Gesichter mit schwarzen, brennenden Augen. Sie ziehen seit vielen Jahrhunderten in der Welt herum, haben keine Heimath, reden ein Kauderwelsch unter sich, das kein Christenmensch versteht, betteln, mausen (in's Deutsche übersetzt, heißt's: stehlen) und erheben die Narrensteuer. Was? Narrensteuer? Was ist denn das? fragt ihr. Will's Euch sagen! Jeder gute Christ weiß, daß der liebe Gott aus guten, heiligen Absichten uns Menschen die Geschicke der Zukunft verborgen hat. Nun gibt's aber der Narren unendlich Viele, die eben gerne das wüßten, was ihnen Gott zu wissen unmöglich gemacht hat. Darauf spekuliren (die Kartenschlägerinnen thun's auch) die Zigeuner. Weil sie ein fremdes abenteuerliches Volk sind, und gar unheimlich aussehen, meinen jene Narren, sie wüßten mehr als andre ehrliche Menschenkinder.

Ludwig VIII., Landgraf von Hessen, der gewöhnlich im Sommer auf dem nahe bei Darmstadt gelegenen Schlosse Kranichstein wohnte, war ein vortrefflicher Fürst, ein milder und doch gerechter Herr, und die braven Hessen hatten ihn lieb, wie er's verdiente. Er hielt im Lande auf Zucht, Sitte, Recht und Ordnung, und mochte die herumziehenden Zigeuner, die damals noch viel häufiger als jetzt, hordenweise in Deutschland herum lungerten (denn Arbeiten ist ihnen ein Gräuel), nicht leiden. Sie trieben's damals auch toll genug; mauseten in den Häusern, brachen Nachts ein, und fielen die Reisenden auf der offenen Landstraße an. Er hätte die Landplage gern von seinen Unterthanen ferne gehalten. Dazu war kein besseres Mittel, als sie, wenn sie etwas Unrechtes trieben, tüchtig zu strafen. Das wurde allen Amtleuten anbefohlen. Wie frech aber das Gesindel durch zu große Schonung und Nachsicht geworden war, mögt Ihr daraus erkennen, daß sie trotz dieser Maßregeln in Hessen herumzogen und mitgehen hießen, was sich nicht wehrte und — auch die Narrensteuer erhoben.

Auf den strengen Landgrafen hatten sie aber daher einen Pick, und dieser Pick wurde noch größer, als sich Folgendes ereignet hatte: In dem prächtigen Walde, der sich bei dem Schlosse Kranichstein befindet, hatten sich seit einigen Tagen die Zigeuner in ziemlich großer Anzahl niedergelassen und hatten ihr Wesen darin. Einer von ihnen, und zwar der sogenannte Herr Hauptmann der Horde, ließ per Gelegenheit auf einem Jahrmarkte in der Nähe, seine Finger in der Tasche eines ehrlichen Mannes, nach dem Geldbeutel suchend, spazieren gehen. Dem ehrlichen Manne ging es nicht wie Jenem, der auch so etwas fühlte und meinte, es seien seine eignen Finger, sondern fuhr darnach herum und erwischte die Hand des Herrn Zigeunerhauptmanns, die eben den Geldbeutel des ehrlichen Mannes in Sicherheit bringen wollte, damit er nicht von einem Spitzbuben gestohlen würde. Auf dem Jahrmarkte fehlte es nicht an Hilfe. So wurde denn der saubere Vogel in Nr. Sicher gebracht.

Als der Landgraf das hörte, erwachte sein gerechter Unwille noch mehr, den schon die Frechheit der Zigeuner erregt hatte, so nahe seinem Schlosse sich aufzuhalten. Nach strengem Recht wurde dem Strauchdieb der Proceß gemacht und das Urtheil lautete: er solle gehängt werden.

Da hätte man denken sollen, die Zigeuner hätten den Weg unter die Füße genommen und sich aus den Reisern gemacht; aber erst meinten sie: das sei nur so ein Schreckenberger; dann als der Herr Hauptmann am Galgen hing und die Raben kamen, ihn zu besuchen, da verbargen sie sich im dichtesten Forste und beschlossen, sich zu rächen und den Landgrafen — todt zu schießen. Sie wußten nämlich recht gut, daß der Landgraf oftmals gegen Abend nach Darmstadt fuhr und daß er dann immer

*) Spinnstube von W. O. v. Horn (Oertel) 1848.

in der ersten Kutsche saß und die Herren seines Gefolges in der zweiten. Nun wollten sie aufpassen und ihren höllischen Plan am nächsten Abend ausführen.

Auch in einer gelbbraunen Zigeunerhaut steckt wohl mal ein guter Mensch. Man darf halt nicht Alles über Einen Leisten schlagen wollen, sonst würde man das nicht zugeben dürfen. Und doch war es so. Unter der Horde war ein junger, bildhübscher Bursche trotz seiner Hautfarbe, dem dünkte es denn doch ein Unrecht, den guten Fürsten meuchlings zu ermorden. Gott bediente sich dieser guten Seele, das Entsetzliche zu hindern, was die ruchlosen Bösewichte, die wohl nicht zum ersten Male nach einem Leben standen, sich vorgenommen hatten.

Morgens in der Frühe schon eilt der junge Zigeuner auf das Schloß und will den Landgrafen sprechen. Das wurde ihm nun freilich nicht gleich gestattet; als es aber der Landgraf hörte, ließ er ihn sogleich hereinführen.

„Herr Landgraf," begann der Zigeuner, „Du (sie dutzen Jedermann, selbst einen Landesherrn) gehst einem großen Unglück entgegen. Wenn Du mir erlaubst, in Deinem Lande zu bleiben, um mich ehrlich zu ernähren, so kann und will ich Dich vom Tode erretten, der Dir heute noch unvermeidlich droht."

Bestürzt sahen sich die dabeistehenden Hofleute an; allein der Landgraf, der die Vögel kannte, und auf die spitzbübischen Wahrsagereien dieses Gesindels nichts hielt, den hübschen Burschen aber mit Vergnügen betrachtete, sagte: „Ich weiß, daß ich, wenn es der Herr so will, heute noch sterben kann, aber nicht, weil Du es sagst. Doch will ich deine Bitte, wenn sie ehrlich ist, nicht abschlagen; aber du mußt ein Christ werden und als ein Christ leben. Laß aber Deine dummen Wahrsagereien bleiben, sonst geht's quer!"—

Der Zigeuner blickte dem Landgrafen ruhig in das Auge und sagte: „Herr Landgraf, verachte meine Worte nicht, weil ich ein Zigeuner bin. Wahrsagen will ich Dir nicht, sondern Dir die Wahrheit sagen. Du hast gestern den Hauptmann der Horde hängen lassen. Groß Unrecht war's nicht; aber die ganze Horde, die sich in dem dichten Walde neben der Landstraße verborgen hält, hat Dir den Tod geschworen. Wenn Du heute Abend nach der Stadt fährst, wirst Du todt geschossen, so wahr als ich jetzt vor Dir stehe."

Der Ernst des Zigeuners machte doch nun auch den Landgrafen betroffen. Unmöglich war's bei der Gesinnung dieses Volkes nicht, daß sie's thaten.

„Wenn Du die Wahrheit gesprochen hast, und es sich bestätigt, daß sie mir nach dem Leben standen, so will ich Dir Deine Redlichkeit reichlich belohnen, doch mußt Du bis morgen hier im Schlosse bleiben. Es soll Dir an nichts fehlen," sprach der Landgraf.

Der Zigeuner wurde hierauf in ein sicheres und auch überdies wohlbewahrtes Zimmer gethan, den Zeugen seiner Aussage das tiefste Stillschweigen auferlegt und in aller Stille, ohne daß es sonst Jemand ahnete, die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Während im Schlosse Kranichstein Alles so ruhig blieb, als sei nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ritt ein Adjutant des Landgrafen nach Darmstadt und beorderte in aller Stille eine hinreichende Anzahl tüchtiger Soldaten, daß sie gegen Abend den Wald umstellten und, wo möglich, ohne Aufsehen, dem Orte in immer sich verengerndem Kreise näher rückten, den der Zigeuner als den Schlupfwinkel bezeichnet hatte, wo die Meuchelmörder dem Landgrafen auflauern wollten. Zugleich begleiteten die Reiter, welche in Kranichstein lagen, in einiger Entfernung die zwei Kutschen des Landgrafen, als er Abends nach Darmstadt fuhr.

Als es acht Uhr war, fuhren sie ruhig aus dem Schlosse Kranichstein, die Straße gegen Darmstadt hin; allein die erste, in welcher stets der Landgraf zu sitzen pflegte, war leer, er aber und drei tapfre Begleiter saßen wohlbewaffnet in der zweiten.

Als die erste Kutsche an die Stelle kam, die der Zigeuner bezeichnet hatte, gab es plötzlich am Saume des Waldes ein Geräusch in den Blättern, vier Zigeuner

stürzen auf den Wagen los und feuern zugleich ihre Gewehre ab, deren Kugeln alle durch die Wände des Wagens drangen.

Gewiß, daß sie ihre Absicht erreicht hätten, wollten sie eiligst wieder in den Wald zurück, — aber der Landgraf und seine Begleiter vertraten ihnen den Weg, und im sausenden Galopp sprengten die Reiter heran.

Ganz verdutzt und ohne Rath standen die Mörder da und ließen sich gefangen nehmen und binden. Während man sie band, gab's einen wahren Höllenlärm im Walde. Die Soldaten erhoben ein wildes Siegesgeschrei, denn sie hatten die ganze Zigeunerhorde gefangen.

Der Landgraf war nun nicht mehr zu halten, und kaum konnten ihm seine Begleiter folgen, so eilte er tiefer in den Wald hinein.

Noch nicht dreihundert Schritte war der Landgraf in den Wald hineingedrungen, da bleibt er plötzlich am Stamm einer Eiche stehen, denn zu seinen Füßen spielt ein Zigeunerknäblein arglos mit einem jungen Hunde. Das Kind war ganz unbekümmert um das, was um es vorging, von dem es ja auch noch keine Vorstellung hatte. Es war ein gar schönes Kind, und als nun die Soldaten die Gefangenen herzu brachten, zeigte es sich, daß es das Kind des Wildesten der Mörder war, die eben nach dem Landgrafen geschossen hatten, dessen Mutter nicht mehr lebte.

Was that der Landgraf?

Ergriffen von den Ereignissen dieser Stunde, ergriffen von dem Gedanken an die wunderbare Rettung, die ihm durch Gottes allwaltende Barmherzigkeit zu Theil geworden — hebt der edle Landgraf das schöne Kind *) auf seine Arme, liebkost es und schwört, ihm ein Vater und Versorger zu sein, um sich also dankbar gegen Gottes Gnade für das so wunderbar gerettete Leben zu bezeugen.

Die Mörder traf wohlverdient die ganze Schwere des Gesetzes. Sie wurden gehängt. Die Zigeunerhorde wurde über die Grenze gebracht und ihr angekündigt, daß jeder Zigeuner, der sich auf hessischem Boden betreten ließe, ohne Weiteres gehängt werden würde; das Kind aber ließ der edle Fürst väterlich erziehen, ließ es unterrichten, und als es ein wackerer Mann geworden, wurde er Förster in demselben Walde, in welchem sein Vater nach dem Leben seines hochherzigen Wohlthäters getrachtet hatte.

Seinem Retter aber, dem jungen Zigeuner, kaufte der Landgraf in dem Städtchen Gernsheim Haus und Gut. Er ließ sich da nieder, verheirathete sich, baute fleißig seinen Acker, und genoß die Achtung und Liebe seiner Mitbürger wohlverdient bis an sein Ende.

Landgraf Ludwig IX. zu Pirmasens und die Landgräfin Caroline Henriette.

Von Philipp Bopp **).

Friedrich der Große, bekanntlich im Allgemeinen kein sehr warmer Verehrer des weiblichen Geschlechts, äußerte sich einmal, die Fürstinnen seiner Zeit überblickend, in einem Schreiben an d'Alembert dahin: „er verehre die Kaiserinnen Maria Theresia und Katharina II., die Kurfürstin Antonie von Sachsen und die Landgräfin Karoline von Hessen als die vorzüglichsten fürstlichen Frauen.“ Stoff zu einem gründlichen Urtheil über die „große Landgräfin“, um mit Göthe zu reden, war dem scharfblickenden König hinreichend gegeben, da er diese Fürstin Jahre lang oft bei sich sah und später durch Briefwechsel mit ihr verkehrte

*) Es wird erzählt, der Landgraf habe dem Kinde den Namen „Nievergelter“ gegeben, welchen eine Forstmanns-Familie bis auf diesen Tag führt.

**) Historisches Taschenbuch von Friedrich Raumer.

Pfalzgraf Gustav Samuel Leopold von Zweibrücken war im Jahr 1692 zur katholischen Kirche übergetreten, welcher damals auch die Hauptlinie angehörte, und hatte sich dann mit einer Tochter des Pfalzgrafen von Veldenz vermählt. Da diese Ehe kinderlos blieb, so ließ sich der Pfalzgraf von seiner Gemalin scheiden, und vermählte sich nach deren baldigem Tode mit einem Fräulein Hoffmann, der Tochter eines seiner Beamten. Es gelang ihm, den Kaiser zu vermögen, daß derselbe die neue Gemalin in den Reichsgrafenstand und so zur Ebenbürtigkeit erhob. Hierdurch wurde die Aussicht des nächsten Agnaten (protestantischen) Pfalzgrafen Christian III. von Zweibrücken-Birkenfeld, Regierungsnachfolger zu werden, in Frage gestellt. Indeß folgte er doch seinem Stammvetter, dessen zweite Ehe ebenfalls kinderlos blieb, nach dessen Ableben im Jahr 1731 in der Regierung nach.

Pfalzgraf Christian war mit der Prinzessin Karoline von Nassau-Saarbrücken vermählt und residirte auf dem von seinem Großvater erbauten Schlosse über dem Städtchen Bischweiler, dem Hauptort der unter französischer Oberhoheit stehenden Herrschaft gleichen Namens im Elsaß. Dort wurde ihm im Jahr 1721 als ältestes Kind eine Tochter geboren, welche die Taufnamen Henriette **Karoline** Christine Philippine Louise erhielt.

Das Kind entwickelte bald ausgezeichnete Geistesgaben, deren erste Keime den Vater noch erfreuten. Er starb, seinen Sohn Christian IV. als Regierungsnachfolger hinterlassend, schon im Jahr 1735. Während die Wittwe, eine höchstverständige einsichtsvolle Frau, als Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes die Regentschaft führte, widmete sie sich der sorgfältigsten Erziehung ihrer Kinder. Schon damals war das nahe Frankreich das Musterbild für Erziehung und Ausbildung. So wurde die junge Fürstentochter nicht nur in der französischen Sprache unterrichtet, in welcher sie eine solche Fertigkeit erlangte, daß sie fortan in derselben alle ihre Briefe schrieb, sondern sie gab sich auch, in einer Zeit, da die deutsche Sprache und Literatur erst anfangen wollte, die Fesseln der Erstarrung von sich abzustreifen, der Literatur des Landes im nahen Westen, die damals Europa beherrschte, mit Eifer hin. Es ist ungewiß, in wie weit hierbei eigentliche Neigung, oder die sich aufdrängende Betrachtung, daß eine fürstliche Person das Gewand französischer Bildung tragen müsse, thätig war. Das ist aber gewiß, daß das Gemüth der jungen Fürstin ihrem deutschen Vaterlande zugewendet war und blieb, daß sie, als die geistige Morgenröthe sich auch über Deutschland ergoß, hierin ihren großen Freund, Friedrich II. von Preußen beschämend, den anbrechenden Morgen freudigst begrüßte.

Das Schloß Bergzabern, mit dem Städtchen gleichen Namens am Fuße der Vogesen gelegen, war nach seiner Herstellung von der Zerstörung im orleansschen Kriege durch den Raubbrenner Melac der Wittwensitz der Pfalzgräfinnen (Herzoginnen) von Zweibrücken. Dort reifte die junge Fürstentochter zur Jungfrau heran. Umgeben von einer prachtvollen Natur, von reichen Aussichten, herrlichen Wäldern mit ihrer Einsamkeit, entwickelte sich in ihr der tiefe Natursinn, der die hohe Frau durch ihr ganzes Leben begleitete und selbst in der Wahl ihrer Ruhestätte hervortrat. Dieser tiefe Sinn für die Göttlichkeit der Natur war zugleich der Träger ihrer tiefen Religiösität. Gott und Natur verschmolz in ihrem Gemüthe zur unendlichen Einheit; die Einsamkeit des Waldes war ihre unsichtbare Kirche, so Vielen „die verlorene Kirche".

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betret'ner Steig sich dehnet;
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hin gesehnet.

Zu den dem Herzogthum Zweibrücken benachbarten bunt zusammengewürfelten Gebieten kleiner Reichsstände gehörte die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, größtentheils auf der linken Rheinseite gelegen. Zehn Aemter derselben lagen im Elsaß und waren so der Hoheit Frankreichs unterworfen; ein eilftes Amt, das Amt Lemberg, gehörte zum

Deutschen Reich und lag als Enclave an der Grenze des Herzogthums auf halbem Wege zwischen der Hauptstadt desselben und Bergzabern. Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt hatte sich mit der Erbtochter des letzten Grafen von Hanau vermählt und brachte so jene Grafschaft an sein Haus, da sie sein Sohn aus dieser Ehe, der nachherige Landgraf Ludwig IX., geboren im Jahr 1719, als Erbe erwarb. Er trat die Verwaltung desselben nach erreichter Volljährigkeit im Jahr 1741 an, nahm aber seinen Wohnsitz nicht in dem Städten Buchsweiler, dem Hauptorte der Grafschaft und Sitz der Centralbehörden, weil er sich dann von der ihm unangenehmen französischen Oberherrschaft hätte umgeben sehen müssen, sondern wendete sich nach jener freien Enclave und siedelte sich dort in dem Dörfchen Pirmasens an, das, von ihm nach und nach zu einer Stadt erhoben, bis zu seinem Ableben im Jahr 1790 seine Residenz blieb. Der junge Mann zeichnete sich vor der fürstlichen Jugend seiner Zeit dadurch aus, daß er den Modeflitter französirenden Wesens verachtete, seine körnige deutsche Natur frei hervortreten ließ. Dabei besaß er einen gesunden Menschenverstand. Hätte er eine bessere Erziehung genossen, welche die gesunden Keime zur vollen Entwickelung gebracht hätte, und wäre er nicht durch seine fast kindischen Liebhabereien auf Abwege geführt worden, so würde ihn die Geschichte neben seinem Schwager Karl Friedrich von Baden nennen.

Eines Tags, im Sommer des Jahrs 1741, fuhr ein Wagen durch das Städtchen Bergzabern und wendete sich nach dem Schlosse. Er kündigte einen fürstlichen Besuch an. Denn auf der einen Seite des Schlags erblickten die neugierigen Bewohner des Städtchens das hessische Wappen, auf der andern das hanauische. Schon war die Pfalzgräfin durch einen vorausgesendeten reitenden Boten davon benachrichtigt worden, daß der junge fürstliche Nachbar den schuldigen Nachbarbesuch abstatten wolle; sie empfing ihn und geleitete ihn in das Schloß, wo sie ihm ihre beiden Töchter vorstellte. Der umstehende kleine Hofstaat glaubte zu bemerken, daß der Prinz sich besonders lebhaft mit der ältesten Prinzessin unterhielt; sein kleines Gefolge glaubte ebenfalls wahrzunehmen, daß er sich von der jungen Dame angezogen finde; ihr Aeußeres hatte etwas Ansprechendes und aus ihren braunen lebhaften Augen strahlte Geist und Herzensgüte. Die Prinzessin mochte bemerken, daß der auch durch ein stattliches Aeußere sich empfehlende junge Nachbar sich zugleich durch innere Eigenschaften auszeichne. Seine Bitte, wiederkommen zu dürfen, wurde freundlich gewährt; sie verwandelte sich bald in eine Bewerbung, und schon nach wenigen Wochen führte der Erhörte die Braut an den Altar. Die Vermählung wurde am 12. August desselben Jahres zu Zweibrücken gefeiert.

Göthe schildert uns im zehnten Buch von „Wahrheit und Dichtung“ eine kleine Reise, die er mit zwei Freunden von Strasburg aus durch das Innere des Elsasses unternommen habe. So erzählt er denn auch: „Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem frischen jugendlichen Sinne ist der Zustand einer kleinen Stadt sehr gemäß. Die Familienverhältnisse sind näher und fühlbarer, das Hauswesen, das zwischen läßlicher Amtsbeschäftigung, städtischem Gewerb, Feld- und Gartenbau mit mäßiger Thätigkeit sich hin- und herbewegt, ladet uns ein zu friedlicher Theilnahme; die Geselligkeit ist nothwendig, und der Fremde befindet sich in den beschränkten Kreisen sehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an solchen Orten fühlbar sind, irgendwo berühren. Dieses Städtchen war der Hauptplatz der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmstadt unter französischer Hoheit gehörig. Eine daselbst angestellte Regierung und Kammer machte den Ort zum bedeutenden Mittelpunkt eines sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Ortes, wenn wir heraustraten in das alte Schloß, um die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse ge-

wesen sein. Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baschberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum erstenmale auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man steht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begrenzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtei St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nord-Ost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Süd-Ost hat das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abduftenden Landschaftsgründen dem Gesicht entzieht, bis zuletzt die schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen."

Der Neuvermählten war diese „paradiesische Gegend" schon durch frühere Besuche bekannt. Ihr für die Schönheit der Natur so empfänglicher Sinn ließ sie lebhaft wünschen, daß ihr Gemal sich entschließen möge, den alten Hauptort seiner Grafschaft wieder zum Besitz zu wählen; er gab ihren Wünschen Gehör und verlebte mit ihr zwei Jahre mitten unter seinen Unterthanen. Auch als später der Erbprinz sich in seiner von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Militärcolonie Pirmasens vergrub, bewohnte seine Gemalin abwechselnd und mit Vorliebe das Schloß, das sich ein Graf von Hanau-Lichtenberg in dem Hauptorte seines Landes zur Residenz erbaut hatte. Noch lebt das Andenken an sie und ihre segensreiche Wirksamkeit in jener Gegend des Elsasses wie eine Legende.

Der gräfliche Erbprinz war ein feuriger Verehrer und Anhänger Friedrichs des Großen, jedoch vorzugsweise nur in dessen Eigenschaft als Soldat und Exerciermeister, während seine Gemalin in ihm den großen Denker und Regenten verehrte. Der Prinz war im Jahr 1742 als Oberst des Regiments Royal-Allemand in französischen Kriegsdienst getreten und nahm so Theil an dem Feldzug in Böhmen unter dem Marschall Belleisle, bei dem furchtbaren Rückzug von Prag dem Tode durch Erfrieren nah. Seine Neigung der Politik voranstellend, verließ er schon im Sommer des folgenden Jahres den französischen Kriegsdienst, ihn nach einigen Monaten mit dem preußischen vertauschend. Er wurde zum Generalmajor und Chef des Regiments Selchow ernannt und nahm an den Feldzügen in den Jahren 1744 und 1745 theil, kehrte aber nachher wieder in seine Lande zurück. Dem Willen seines Vaters, den preußischen Kriegsdienst zu verlassen, leistete er nicht nur Widerstand, sondern er entschloß sich im Jahr 1750 sogar, die Stadt, in welcher sein Regiment in Garnison lag, Prenzlau in der Uckermark, zu seinem und seiner Familie Wohnsitz zu wählen. Ungern folgte ihm seine Gemalin in diese von der Natur so stiefmütterlich behandelte Gegend. Die sechs Jahre ihres dortigen Aufenthalts gewährten ihr nur die Befriedigung, daß sie sich in der Nähe des großen Mannes seines Jahrhunderts, mit welchem sie persönlich nur durch lebhaften Briefwechsel verkehrte, befand, auch die Freundschaft des ausgezeichneten Bruders des Königs, des Prinzen Heinrich, genoß, mit welchem sie, wie aus einem Schreiben desselben an sie vom Jahr 1768 über die Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser Joseph, das Moser in seinem „Patriotischen Archiv" mittheilte, hervorgeht, gleichfalls correspondirte. Die Pflichten und Freuden der Mutterschaft gesellten sich hinzu, um ihr Leben zu erfüllen; im Jahr 1751 kam sie mit einer Prinzessin, der nachherigen Gemalin des Nachfolgers des großen Königs, nieder; im Jahr 1753 gebar sie ihrem Gemal einen Sohn, den nachherigen Landgrafen Ludwig X. 1754 und 1755 ward sie Mutter der Prinzessin Amalie, später vermählt an den Erbprinzen von Baden, den ältesten Sohn des Markgrafen Karl Friedrich, und der Prinzessin Wilhelmine, der einstigen Gemalin des Großfürsten Paul von Rußland.

Der siebenjährige Krieg brach aus. Der fürstliche Chef des preußischen Regiments, den der König zu diesem Zweck zum Generallieutenant ernannt hatte, wünschte als Befehlshaber einer Abtheilung der Armee an dem Krieg Theil zu nehmen, und seine Gemalin mochte insofern mit ihm sympathisiren, als es sich darum handelte, den großen König, den sie als ihren Freund und Träger der Ideen des Jahrhunderts verehrte, auf seinem Thron zu erhalten. Indessen stimmten die politischen Verhältnisse mit diesen Neigungen und Wünschen nicht überein. Frankreich hatte sich mit Oestreich gegen Preußen verbunden, und der preußische General war der Inhaber einer Grafschaft, welche größtentheils der Oberherrschaft Frankreichs unterworfen war; außerdem lagen die landgräflichen Lande nicht fern von der Grenze Frankreichs, von dessen Heeren sie schon mehr als einmal überschwemmt worden waren. Zu dem war der Vater des Erbprinzen ein erklärter Anhänger des Hauses Oestreich, wie wir schon aus der Erzählung Göthe's in „Wahrheit und Dichtung" über das Zusammentreffen des Landgrafen mit dem Kaiser Franz I. und dem römischen König Joseph im Jahr 1764 bei Heusenstamm wissen. Denn wir erinnern uns der Stelle: „Es war verabredet worden, daß unterwegs zwischen Heusenstamm und jenem großen Gezelte Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Wald antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tags erinnern, als der Landgraf das Decret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke mit Betheuerung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Diese hohen Personen standen in einem Tannicht und der Landgraf, von Alter schwach, hielt sich an einer Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geschah." Das Oberhaupt der Christenheit stellte den Fürsten seinem Gefolge mit den Worten vor: „Hier mein bester Freund!"

Sehr ungern hatte der Vater den Sohn in die Dienste des Königs treten sehen, welcher als der entschiedendste und gefährlichste Feind des Hauses Oestreich angesehen wurde. Nun stellte sich die Politik auf die Seite des Vaters, der mit Hülfe dieses mächtigen Bundesgenossen den Sohn vermochte, den preußischen Kriegsdienst und Preußen zu verlassen. Der Erbprinz kehrte im Jahr 1757 mit seiner Familie nach dem Städtchen Pirmasens zurück, das er von da an fast zu seinem ununterbrochenen Aufenthalt machte und bei seiner Liebhaberei für das Soldatenwesen zu einer Art Militärcolonie umschuf. Zuweilen verlor sich ein Reisender in diesen Winkel von Deutschland, und ein solcher Zufall hat uns ein Bild dieses Soldatenlagers bewahrt. Im Jahr 1789 fiel es einem Wanderer ein, es zu besuchen. Seine Schilderung desselben hat uns das „Journal von und für Deutschland" bewahrt: „Hier bin ich wie in eine ganz neue Welt versetzt, unter eine zahlreiche Colonie von Bürgern und Soldaten, die kein Reisender auf einem so öden und undankbaren Boden suchen würde; Alles um mich her wimmelt von Uniformen, blinkt von Gewehren und tönt von kriegerischer Musik. Hier, wo ehemals nichts als Wald und Sandwüste war, wo ein einsames Jagdhaus blos zum Aufenthalt einiger Förster diente und die ganze Gegend umher von Niemanden, als einigen Räuberhorden besucht wurde, da legte der regierende Fürst von Hessen-Darmstadt mancherlei Wohnungen an, pflanzte Einwohner darein, versetzte den Kern seiner Kriegsvölker dahin und erkor sich den Ort, der sechszehn deutsche Meilen von seinem größern Lande und seiner eigentlichen Residenz liegt, zu seinem künftigen Aufenthalt. Eine solche Wahl und einen solchen Entschluß kann nur eine ganz besondere Stimmung des Gemüths und eine ungewöhnliche Richtung des Charakters bei diesem Fürsten erregt haben, da er sich dadurch von seinem eignen Lande ganz losriß, den Augen seiner Unterthanen gänzlich entzog und blos sich selbst, seinen wenigen Gesellschaften und seiner Lieblingsneigung, dem Soldatenwesen, lebt. Pirmasens liegt in dem Theil des Hessen-Hanau-Lichtenbergischen Amtes Lemberg, welcher unter deutscher Hoheit steht, 2 Meilen von

Bitsch und $2^{1}/_{2}$ Meilen von Zweibrücken. Der Ort ist von mittlerer Größe, hat einige gut gebaute Häuser, aber keine vorzügliche Straßen; seine schnelle Aufnahme hat er, wie gesagt, dem hier residirenden Landgrafen und seinem zahlreichen Militär zu verdanken; ohne dieses Alles wäre Pirmasens ein elender Ort, da kaum eine ordentliche Straße durch diesen Winkel des Wasgaus zieht. Der Landgraf wohnt in einem wohlgebauten Hause, das man weder ein Schloß noch ein Palais nennen kann, und, genau genommen, nur aus einem Geschoß besteht. Nahe bei demselben, nur etwas höher, liegt das Exercierhaus. Die Länge desselben beträgt 130 pariser Fuß, die Breite 86. Hierin exercirt nun der Fürst täglich sein ansehnliches Grenadierregiment, das aus 2400 Mann bestehen soll. Schönere und wohlgeübtere Leute wird man schwerlich beisammen sehen; aber sie kosten auch dem Landgrafen ansehnliche Summen; denn es ist nichts ungewöhnliches, wenn ein Mann sich des Tags auf 30 — 40 Kreuzer bis zu einem Gulden stehet. Allerlei Volk von mancherlei Zungen und Nationen trifft man unter ihnen an, die nun freilich in die Länge nicht so zusammenbleiben würden, wenn sie nicht immer in die Stadt eingesperrt wären und Tag und Nacht von den umherreitenden Husaren beobachtet werden müßten."

An einer andern Stelle malt der Beobachter das Bild näher aus. Denn er läßt sich dahin vernehmen: „So eben komme ich aus dem Exercierhaus von der eigentlichen Wachtparade, ganz parfümirt von Fett- und Oeldünsten der Schuhe, des Lederwerks, der eingeschmierten Haare, und von dem allgemeinen Tabakrauchen der Soldaten vor dem Anfang der Parade; wie ich eintrat, kam mir ein Qualm und ein Dampf entgegen, der so lange meine Sinne betäubte und mich kaum die Gegenstände unterscheiden ließ, bis meine Augen und Nase sich endlich an die mancherlei Dämpfe und widrige Ausflüsse einigermaßen gewöhnt hatten. Wer Liebhaber von wohlgeübten, aufgeputzten und schön gewachsenen Soldaten ist, wird für alle die widrigen Ausflüsse hinlänglich entschädigt. Sowie das Regiment aufmarschirt und seine Fronte durch das ganze Haus ausdehnt, erblickt man von einem Flügel zu dem andern eine sehr gerade Linie, in welcher man sogar von der Spitze des Fußes bis an die Spitze des aufgesetzten Bajonets kaum eine vor- oder rückwärtsgehende Krümmung wahrnimmt; durch alle Glieder erscheint diese pünktliche Richtung, und sie wird weder durch die häufigen Handgriffe, noch durch die vielfältigen Körperbewegungen verschoben. Die Schwenkungen und Manövers geschahen mit einer außerordentlichen Schnelligkeit und Pünktlichkeit; man glaubt eine Maschine zu sehen, die durch Räder- und Triebwerke bewegt und regiert wird. Man soll sogar öfters das ganze Regiment im Finstern exercirt und in den verschiedenen Tempos keinen einzigen Fehler bemerkt haben. Auf den 25. August, als dem Namensfest des Landgrafen, ist jährlich Hauptrevue, und dann wimmelt es in Pirmasens von auswärtigen Offizieren und andern Fremden, die theils aus Frankreich, Zweibrücken, der Unterpfalz, Hessen und andern Ländern diesen wohlgeübten Kriegsmännern zu Liebe hierher reisen." Auch den Fürsten erblickte der Wanderer auf dem Schauplatz, wie sich denken läßt: „Den Landgrafen habe ich hierbei in aller Thätigkeit gesehen; mit spähendem Blick befand er sich bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel, bald vor dem Centrum, bald in den hinteren Gliedern; Alles war geschäftig an ihm, und er scheint mit Leib und Seele Soldat zu sein. Doch läßt er hierbei keinen fremden Zuschauer aus den Augen; es wurde sogleich bei Anfang der Parade ein Offizier an mich geschickt, der sich nach meinem Namen erkundigen sollte, und nach einiger Zeit hatte ich die Ehre, den Herrn Landgrafen selbst zu sprechen, wobei er sich in den höflichsten und gefälligsten Ausdrücken mit mir unterhielt. In seinem Hause und in seinen Apartements erblickt man wenig Pracht; man glaubt bei einem campirenden General im Felde zu sein; überall leuchtet die Lieblingsneigung des Fürsten empor."

Die Gemalin des Landgrafen, der mit seiner Liebhaberei für langgewachsene Grenadiere an den Vater ihres königlichen Freundes, an Friedrich Wilhelm I., erinnerte, beklagte im Stillen diese Schwäche und wendete gern sich von dem kleinen

Potsdam ab; sie wohnte meistens in der stillen und reizvollen kleinen Hauptstadt der Grafschaft, wo sie noch drei Kinder, die Prinzen Friedrich und Christian, und die Prinzessin Louise, die einstige Gemalin des geistvollen Herzogs Karl August von Weimar, gebar. Studien, ein lebhafter Briefwechsel mit ausgezeichneten Zeitgenossen und die Sorgen für die Erziehung ihrer Kinder füllten die Zeit aus.

Der Vater ihres Gemals neigte sich, hoch betagt, dem Grabe zu; es nahte also die Zeit heran, da sie auch dem hessischen Lande Landesmutter werden sollte. Die Betrachtungen, denen sie sich hingeben mußte, vermochten sie, ihren Gemal zu bitten, daß er ihr gestatten möge, ihren Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen. Die Gewährung dieses Wunsches führte die Fürstin im Jahr 1767 in die Residenz Darmstadt. Mit wehmüthigen Gefühlen verließ sie das bisher bewohnte Schloß, dessen Umgebungen sie mit kunstfertiger Hand zu verschönern verstanden hatte; mit wehmüthigen Gefühlen sahen die Bewohner des Städtchens die hohe Frau von der Stätte Abschied nehmen, wo sie die schönste Zeit ihres Lebens verlebt hatte. Eine Ahnung beschlich sie, daß mit ihr der Schutzgeist ihrer Schöpfungen entweiche. Der Sturm der Revolution warf das Schloß nieder und zerstörte die reizenden Anlagen um dasselbe; ihr Erbe, Napoleon, schenkte die gerettete Orangerie der Stadt Strasburg, die damit ihre Ruprechtsau ausstattete.

Im folgenden Jahr 1768 starb Landgraf Ludwig VIII. Der Sohn und Nachfolger hatte sich so sehr in seine groteske Schöpfung eingelebt, daß er sich nicht von ihr trennen konnte. Statt nun seinen Wohnsitz in der Hauptstadt seines Landes zu nehmen, blieb er in Pirmasens, meinend, es ließe sich auch von diesem Winkel her regieren. Der scharfblickenden Landgräfin konnten die Gebrechen nicht entgehen, an denen das Wohl des Landes litt; sie benutzte den häufigen Briefwechsel mit ihrem Gemahl, der ihr die Erziehung ihrer Kinder, den vorzugsweisen Gegenstand der Correspondenz, überlassen hatte, auch dazu, um im Interesse des öffentlichen Wohls auf ihn einzuwirken. Sie hielt dadurch manches Uebel ab und verhalf manchem Guten zum Sieg. Indessen drängte sich ihr immer mehr die Ueberzeugung auf, daß es eines kräftigen Ministers bedürfe, der, in ihre Ideen eingehend und sie durchführend, mit fester Hand das Staatsruder zu lenken fähig sei.

Unter sorgsamer, mütterlicher Pflege wuchsen die fürstlichen Kinder heran und ihrer Bestimmung entgegen. Schon war die älteste Tochter, Karoline (1768), die Gattin des Landgrafen von Hessen-Homburg geworden, als Friedrich der Große für seinen Neffen und Regierungsnachfolger um die Hand der zweiten Tochter, Friederike Luise, seiner Pathin, anhielt. Dem Monarchen und seiner Freundin war es eine Genugthuung, das geknüpfte geistige Band mit einem verwandtschaftlichen zu verweben.

Zum Tag der Vermählung auf dem Schlosse zu Charlottenburg war der 14. Juli 1769 gewählt worden. Die Landgräfin reiste mit ihrer bräutlichen Tochter ab, und zwar über Göttingen. In welcher Absicht sie sich zu diesem Umwege entschloß, geht aus der Erzählung Pütter's im zweiten Band seiner Selbstbiographie hervor. Lassen wir den berühmten Publicisten, von dem Göthe auch das Das rühmt, daß er „durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden sollte," selbst reden: „Bald nach unserer Zurückkunft von der westfälischen Reise fügte sich's, daß die damalige Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit ihren Prinzessinnen Töchtern (wovon eine zur Gemalin des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bestimmt war) auf ihrer Reise nach Berlin hierdurch kam, und ich als ein Mitglied der Deputation mit dazu bestimmt ward, im Namen der Universität unsere Devotion zu bezeugen. Die Frau Landgräfin verweilte sich, indem sie sich Thee geben ließ, beinahe eine Stunde. Da sie einen jeden von uns sich besonders vorstellen ließ, fragte sie mich, ob ich derjenige sei, der die zwei Prinzen zu Gotha unterrichtet habe. Auf meine bejahende Antwort fuhr sie fort, über allerlei Gegenstände so herablassend gnädig mit mir zu sprechen, daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte. Die erhabenen

Geistesgaben und andere vortreffliche Eigenschaften dieser Fürstin, die ich schon oft hatte rühmen hören, übertrafen jetzt bei weitem meine Erwartung. Glücklich schätzte ich mich, diese Erfahrung gemacht zu haben. An weitere Folgen konnte mein Herz nicht denken. Wie sehr mußte ich mich also überrascht finden, als der Minister von Hesse, der mit der Frau Landgräfin zu Berlin gewesen war, wie er auf seiner Rückreise hierdurch kam, mir ein eigenhändiges Schreiben von dieser Fürstin überreichte, und mündlich dabei den Auftrag ausrichtete, im Namen des Herrn Landgrafen mir die Stelle eines Kanzlers der Universität Gießen mit einer Besoldung von 2500 Gulden anzutragen. In der That machte es mir weniger Mühe, dem Herrn von Hesse, der selbst hier studirt hatte, meine Entschlossenheit, Göttingen nicht zu verlassen, begreiflich zu machen, als das fürstliche Schreiben nach Würde zu beantworten. Ohne mit weitläufiger Schreiberei beschwerlich zu fallen, berief ich mich in der Antwort (16. Aug. 1769) nur auf meine dem Herrn von Hesse ausführlicher geäußerte Erklärungen und gab der Sache nur die Wendung, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn ich in der von der Vorsehung mir angewiesenen Stelle auch zum Vortheile der darmstädtischen Jugend auf unserer hiesigen Universität etwas beitragen könnte. Das erhaltene fürstliche Schreiben theilte ich nur im Vertrauen meinem Freunde Strube mit. Der fand doch der Mühe werth, es dem Herrn Premierminister zu zeigen. Darauf schrieben mir Seine Excellenz: „So sehr mich die fürstliche Werberei in Göttingen befremdet, so unendlich bin ich Ew. verbunden, daß Sie derselben kein Gehör gegeben" u. s. w."

Das Schreiben der Landgräfin, dessen Benutzung Dem, an welchen es gerichtet war, den Titel eines Geheimen Justizraths, wie er selbst mit naiver Selbstgefälligkeit erzählt, eintrug, lautete: „Sanssouci den 24. Juli 1769. Mein Herr! Sie erinnern sich einiger Worte, die ich an Sie richtete, als ich das Vergnügen hatte, Sie in Göttingen zu sehen. Sie bezogen sich auf den Wunsch des Landgrafen, Sie nach Gießen zu ziehen. Ich theilte diesen Wunsch, ehe ich Sie kennen lernte, und seitdem ich Sie sah, hat er sich sehr gesteigert. Der Geheime Rath von Hesse ist von dem Landgrafen beauftragt, wegen seiner Absichten mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Ich wäre entzückt, mein Herr, wenn die Vorschläge, die man Ihnen vorlegen wird, von einem Mann, wie Sie, als anehmlich angesehen würden. Nichts entspricht mehr meinen Wünschen, als wenn ich dazu beitragen kann, tüchtige Leute für das darmstädter Land zu gewinnen. Sie können daraus entnehmen, wie sehr ich mich darnach sehne, Sie an der Spitze der Universität Gießen zu sehen. Ich bitte Sie, überzeugt zu sein von den Gefühlen der Hochachtung gegen Sie, von denen erfüllt ist Ihre Ihnen sehr ergebene Dienerin Karoline von Hessen."

Die edle Absicht der Fürstin bei dem Versuch der Berufung des großen Staatsrechtslehrers war mit die, ihrem ältesten Sohn, dem Erbprinzen, den sie überhaupt nur deutschen Lehrern anvertraute, einen so ausgezeichneten Lehrer zuzuführen. Ihr mütterliches Herz fühlte sich gedrungen, kein Mittel unversucht zu lassen, das als geeignet erschien, dazu beizutragen, diesen ihren Sohn zu einem tüchtigen, ein Musterbild darbietenden Regenten heranzubilden. Eben darum erachtete sie es als Aufgabe, in ihm einen geistig und körperlich rüstigen Menschen zu erziehen. Wohl konnte ein hessischer Geschichtschreiber, indem er der Jugend Ludwig's I. gedenkt, auch sagen: „Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war in mancher Beziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte frühe das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbstständig und mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten." Unwillkürlich denkt der Menschenfreund an die Beobachtung Iselin's: „Wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Tugenden

ausgezeichnet haben, so würde man unter zehn immer neun finden, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig wären. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist, wie fast Alle, welche diesen Vortheil genossen haben, ihn Niemanden schuldig gewesen sind, als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet." Zimmermann erinnert in seinem Werke über die Einsamkeit an Dion, der das Glück gehabt habe, in Plato einen Lehrer und Erzieher zu finden, und fügt hinzu: „Was Plato für den Dion that, das thut manche Mutter für ihren Sohn, oft ohne daß es der Vater gewahr wird. Philosophie aus dem Munde einer klugen und mit der Menschheit bekannten Mutter fließet durch das Herz in den Kopf. Wer geht nicht gern, auch auf rauhen Wegen, an einer geliebten Hand. Welcher Unterricht auf Erden überwiegt die holden Lehren einer Frau von erhabener Denkart, tiefem Blicke, liebeathmendem und liebevollem Herzen." Die Fürstin fand, eine zweite Cornelia, ihren Schmuck nicht nur in ihren Söhnen; sie opferte ihr Geschmeide, um für die Ausbildung ihres ältesten Sohnes alle Mittel aufzuwenden. Sie sendete ihn in Begleitung seines Hofmeisters Leuchsenring, eines geist- und kenntnißreichen Mannes, den Göthe's Laune zum Vorbild seines Paters Brey erlas, nach der Universität Leyden und nachher auf Reisen und hatte die Genugthuung, dieses Opfer nicht umsonst gebracht zu haben. Die Ludwigssäule ist Urkunde.

Als im Jahre 1772 der Erbprinz die väterlichen Besitzungen im Elsaß besuchte, sendete ihm von seinem nahen Wohnort Kolmar aus der blinde Pfeffel, der früher oft an den kleinen Hof in Buchsweiler gekommen war, in der galanten Sprache seiner Zeit folgende Zeilen zu:

Prinz! um den Sohn Ulysses' groß zu bilden,
Stieg Pallas einst von des Olymps Gefilden;
Doch damals war sie braun und alt,
Verhüllt in Mentor's ernster Miene;
Bei dir behielt sie ganz die göttliche Gestalt,
Und gab sich blos den Namen Karoline.

Schon oben wurde hervorgehoben, daß, als über Deutschland die geistige Morgenröthe sich ergoß, sie auch von der Fürstin freudigst begrüßt wurde. Die ersten Gesänge des „Messias" waren erschienen und erfüllten ihre ganze Seele für die Dichtung und den Dichter, von dem Göthe sagt: „Nun sollte die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen, legt er von Jugend an einen großen Werth auf sich selbst und auf Alles, was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der „Messias," ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn auf's neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held sein, den er, durch irdische Gemeinheit und Leiden, zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles, was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen." In dem tief religiösen Gemüthe der Fürstin hallten die himmlischen Töne des Gesangs in ihrer vollen Reinheit und Harmonie wider; sie hegte eine tiefe Verehrung für den Dichter. Seine Oden und Elegien waren in Zeitschriften zerstreut, einzeln noch gar nicht gedruckt. Die Landgräfin veranstaltete im Jahr 1771 die erste Ausgabe derselben (160 Seiten) in 34 Exemplaren, welche sie an die ihr nachstehenden Verehrer des Dichters, so auch an Göthe und Herder, vertheilte. Letzterer hatte im Hause Heinrich Merk's in Darmstadt seine

dort lebende nachherige Gattin, wie Ersterer sich ausdrückt, „doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und ihre Neigung zu einem so vortrefflichen Manne," kennen gelernt, am 25. August 1771 in einem kleinen Kreise bei der im Schlosse wohnenden Erzieherin der Prinzessinnen seinen Geburtstag gefeiert und sich zugleich mit seiner Braut verlobt. Hier wurde er der Landgräfin vorgestellt, vor der er mehrmals in der Hofkirche predigte.

Noch viel früher hatte die Fürstin einen andern ausgezeichneten Mann kennen gelernt, um dieselbe Zeit, da Göthe, noch als Knabe, seine Bekanntschaft in Frankfurt gemacht hatte, sodaß wir ihm auch folgendes Bild des Mannes verdanken: „Ein anderer vorzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowohl, als seine Wirksamkeit in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Karl Friedrich von Moser, der seiner Geschäftsthätigkeit wegen in unserer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-sittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menschlichen Natur ihm wohl zu schaffen machten, ihn sogar zu den sogenannten Frommen hinzog; und so wollte er, wie van Loen das Hofleben, ebenso das Geschäftsleben einer gewissenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen deutschen Höfe stellte eine Menge von Herren und Dienern an, wovon die ersten unbedingten Gehorsam verlangten, und die andern meistentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entstand daher ein ewiger Conflict und schnelle Veränderungen und Explosionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im kleinen viel geschwinder merklich und schädlich werden, als im großen. Viele Häuser waren verschuldet und kaiserliche Debitcommissionen ernannt; andere fanden sich langsamer oder geschwinder auf demselben Wege, wobei die Diener entweder gewissenlos Vortheil zogen, oder gewissenhaft sich unangenehm und verhaßt machten. Moser wollte als Staats- und Geschäftsmann wirken, und hier gab sein ererbtes bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entschiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Mensch und Bürger handeln und seiner sittlichen Würde so wenig als möglich vergeben. Sein „Herr und Diener," sein „Daniel in der Löwengrube," seine „Reliquien" schildern durchaus die Lage, in welcher er sich zwar nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten sämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zustand, mit dessen Verhältnissen man sich nicht versöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieser Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienste suchen, an welchen es ihm seine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. „Ich erinnere mich," fügt Göthe hinzu, „seiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes." Noch ehe Moser jenes merkwürdige Buch: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freiheit," vergleichbar einer weithin tönenden Glocke, im Jahr 1759 herausgegeben hatte, lernte ihn, da er schon im Jahr 1756 in die Dienste des Landgrafen Ludwig VIII. getreten war, ein Verhältniß von vorübergehender Dauer, die Langräfin kennen; sie überzeugte sich davon, wie tief derselbe die elenden öffentlichen Zustände kannte und wie lebhaft er sie beklagte, wie lebhaft er wünschte, zur Herstellung eines geordneten, sittlichen Staatslebens beitragen zu können; sie sympathisirte mit ihm, war aber noch nicht in der Lage, ihm einen Wirkungskreis eröffnen zu können. Nur die Presse bot ihren Dienst dar. Wenn Moser seine Schrift mit den Worten einleitete: „Die ersten Züge dieser Schrift sind auf Veranlassung einer Herrschaft entworfen worden, welche den rühmlichen Vorsatz einer guten Regierung gefaßt hatte", so läßt sich vermuthen, daß er die Fürstin meinte. Es gelang ihr, daß ihr Gemal im Jahr 1762 Moser zu Unterhandlungen mit dem Hause Hessen-Kassel wegen Beilegung der Dissidien in Bezug auf die Hanausche Erbschaftsangelegenheit, die auch zum Ziele führten, verwendete. Als der Mann ihres Vertrauens im folgenden Jahr 1753 in den Dienst des Landgrafen von Hessen-Kassel trat, mußte sich die Erbprinzessin auf eine Perspective beschränken. Sie äußerte sich in einem Schreiben an ihn dahin: „Ich schätze Sie zu sehr, als daß ich mich nicht dem

Vergnügen hingeben sollte, Sie als uns noch in jeder Beziehung angehörend zu betrachten. Absehend von den Hoffnungen, die ich daraus für meine Kinder und für das Land schöpfe, habe ich auch noch den Grund: „Es werden sich zehn andere finden, die, weniger tüchtig, weniger gewissenhaft und redlich, als Sie, ihre Künste spielen lassen würden. Ich bitte Sie, mich und die Meinigen nicht zu verlassen und auf die Lauterkeit meiner Hochachtung gegen Sie zu rechnen." Als der Gemal der Fürstin zur Regierung gelangt war, ließ sie es an der Bemühung, denselben zu vermögen, den Mann ihres Vertrauens über die stehen gebliebene Brücke zurückzuführen, nicht fehlen, aber lange vergebens. Erst als der Landgraf sich überzeugte, daß zur Regelung der sehr zerrütteten Finanzen ein Mann an das Staatsruder gestellt werden müsse, der des öffentlichen Vertrauens sich erfreue, gab er nach, und Moser wurde im Jahr 1772 unter dem Titel eines Präsidenten an die Spitze der Staatsverwaltung gestellt. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen dem fürstlichen Paar hatte bereits das System festgestellt, welches die neue Staatsverwaltung beherrschen sollte. Nach Ordnung der Finanzen ward rasch Hand an die Regeneration des kleinen Staats gelegt, den die Fürstin ihrem Sohn in blühendem Zustand hinterlassen zu sehen wünschte.

Bereits im Jahr 1771 war an eine Verbindung zwischen dem Großfürsten Paul von Rußland, dem Sohn der Kaiserin Katharina II., und einer Tochter des Landgrafen gedacht worden. Vorzugsweise wurde die vierte Tochter, Prinzessin Wilhelmine, in's Auge gefaßt. Friedrich der Große, den Töchtern seiner Freundin glänzende Verbindungen gönnend und dabei politische Zwecke verfolgend, suchte diesen Plan zu fördern. Herr von der Asseburg, das Vorbild des Junkers von Falkenstein in Bürger's Ballade („Morgenblatt", 1849, Nr. 281), war der Unterhändler. Die Landgräfin wünschte ebenfalls die Verbindung und wechselte wegen dieser Angelegenheit häufig Briefe mit dem Könige. Dieser Briefwechsel, unter Siegeln in den Archiven verwahrt, könnte Aufschluß geben über die Gründe, welche die Fürstin beherrschten. Ohne Zweifel war der Wunsch ihres gekrönten Freundes ihr schon ein mächtiger Grund. Folgen wir den Denkwürdigkeiten des Unterhändlers. „Wir ersehen", heißt es S. 252, 253, „aus einer Reihenfolge von eigenhändigen Briefen der Landgräfin, Mutter der Prinzessin Wilhelmine, an den Geheimen-Rath von der Asseburg, daß er solche in's Vertrauen über die Absichten gesetzt hatte, welche die Kaiserin auf die Prinzessin richtete. Die Landgräfin war eine der ausgezeichnetsten Fürstinnen ihrer Zeit. Dies Zeugniß haben ihr nicht nur ihre Zeitgenossen allein, sondern auch die Nachwelt zugestanden. Die schönen Eigenschaften des Herzens und Verstandes ihrer Töchter, durch die ihnen ertheilte Erziehung ausgebildet, bestimmten ihre Wahl zu Gemalinnen der ersten Fürsten Deutschlands. Ihre Nachkommenschaft blüht noch in einigen dieser hohen Häusern, und von den Enkeln der Landgräfin haben mehrere in den letzten verhängnißvollen Zeiten alle jene edeln Fürstentugenden vereinigt bewährt, die sich anderwärts nur einzeln vorfinden. Die Correspondenz der Landgräfin mit dem Herrn von der Asseburg, die im Jahre 1771 anfängt und sich mit ihrem am 30. März 1774 erfolgten Ableben schließt, gibt von ihren Eigenschaften und großen Einsichten den Maßstab und liest sich heute noch mit höchstem Interesse." S. 256 wird dieses Briefwechsels weiter gedacht. Denn wir lesen unter bunten Betrachtungen: „Die Correspondenz mit der Frau Landgräfin verbreitet über den Antheil, den der König von Preußen an diesen Unterhandlungen nahm, noch mehr Licht und beweist die Schwierigkeit der Lage Asseburg's, der in den ersten Jahren dieses Geschäfts noch in dänischen Staatsdiensten stand, vom russischen Hofe in einer wichtigen geheimen Unterhandlung gebraucht wurde und zugleich durch seine bedeutenden Besitzungen preußischer Unterthan war. Die Zartheit dieser Verhältnisse wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß Asseburg durch die Persönlichkeit der Landgräfin und in der Absicht, auf die angemessenste Weise den Zweck der Unterhandlung zu erreichen, sich bemüssigt geglaubt hatte, sie in's Vertrauen zu setzen, ohne hierzu von seinem Hofe den Befehl erhalten zu haben, daß der König von Preußen mit der

Landgräfin in derselben Absicht einen Briefwechsel unterhielt, daß Asseburg zwar durch diese Fürstin davon unterrichtet, jedoch genöthigt war, weder gegen seinen eignen noch gegen den preußischen Hof, als davon Kenntniß zu haben, erscheinen zu dürfen. Da wir", heißt es weiter, „uns erlauben, Anekdoten aus dieser Zeit in unsere Darstellung aufzunehmen, so glauben wir einige Stellen aus jener Correspondenz anführen zu dürfen, die noch mehr Licht auf die angedeuteten Verhältnisse werfen. Die Landgräfin und Asseburg waren über einen conventionellen Chiffre übereingekommen; in diesem wurde unter l'associé du libraire der König von Preußen verstanden, unter libraire die Kaiserin; die beabsichtigte Vermählung hieß: „la sousscription d'un ouvrage à publier", die Töchter der Landgräfin: „les volumes de cet ouvrage." Hiernach wird die Stelle eines Schreibens der Landgräfin vom 31. Juli 1772 verständlich sein, in welcher es heißt: „l'associé ajoute, qu'un article avait pensé effaroucher le libraire, c'est la conduite de la belle-soeur de la mère de l'héroine du roman, et celle de la fille ainée de cette belle-soeur, mais qu'il avait donné les éclaircissements là-dessus." Diese Stelle hat in sofern einiges Interesse, als unter: „la belle-soeur de la mère" etc. die Wittwe des Prinzen Friedrich von Zweibrücken, Bruders der Landgräfin, verstanden wird; fille ainée deutet die damalige Kurfürstin von Sachsen an."

Im October 1772 kam die Semiramis des Nordens zu einem bestimmten Entschlusse. Der Unterhändler erhielt von dem Minister der Kaiserin, dem Grafen von Panin, den Befehl, der Landgräfin den Antrag zu machen, mit ihren drei Töchtern nach der nordischen Hauptstadt zu reisen, jedoch mit einer eignen Clausel. „Indem ich", heißt es in der Depesche, „Ihnen diesen Beschluß der Kaiserin mittheile, fordere ich Sie auf, Alles aufzuwenden, um die Frau Landgräfin zu vermögen, mit ihren drei Töchtern die Reise nach Rußland zu unternehmen, ohne daß jedoch die Kaiserin an eine derselben gebunden ist. Sie können immerhin darauf hindeuten, es sei kaum anzunehmen, daß die Wahl der erhabenen Mutter, in Uebereinstimmung mit der des so zärtlich geliebten Sohnes, nicht auf eine derselben fallen werde; Sie können beifügen, daß die Erfüllung eines so billigen Wunsches die Kaiserin entzücken, diese so edle und großherzige Fürstin zur Dankbarkeit verpflichten, zugleich ihrer Zärtlichkeit und ihren mütterlichen Gefühlen Genüge thun würde." Herr von der Asseburg erzählt, daß die Landgräfin, mit Einwilligung ihres Gemals, die Einladung angenommen habe, schweigt aber von den Gefühlen, mit welchen die Fürstin gekämpft haben mußte, ehe sie sich zu diesem Schritt entschloß. Sie hatte aber nicht blos diesen einen bittern Kelch auszutrinken. Mit der Benachrichtigung von dem Entschluß der Landgräfin verband der Unterhändler die Hindeutung darauf, daß sie, mehr durch den Ausdruck ihrer Verlegenheit und nasses Auge, als durch Worte, ihm zu erkennen gegeben habe, sie besitze nicht die Mittel zu einem so außerordentlichen Aufwand, sowie darauf, daß die Kaiserin genöthigt sein werde, dieses Hinderniß zu beseitigen. Auch berührte er den Punkt der nothwendigen Religionsveränderung, die, wie er sich ausdrückte, ihn am meisten beschäftigte, indem er sich damit tröstete, daß eine so umsichtige Mutter hierüber mit ihren Töchtern zu Rath gehen werde. In einer Depesche vom 12. Februar 1773 meldete er dem Minister: „Ich hatte seitdem geheime Benehmungen mit der Landgräfin und ihren Töchtern in Bezug auf den religiösen Punkt. Es scheint mir, daß die beiden Aeltern hierin willfähriger seien, als die Jüngste, Louise, die erklärte, sie wolle sich darüber nicht bestimmt aussprechen."

Die Kaiserin sendete einen Wechsel von 80,000 Gulden und ließ unter der Führung des Admirals Knowles ein Geschwader von drei Fregatten: „Heilige Markus", „Falke" und „Rapide" nach Travemünde führen. Die Landgräfin trat, von Heinrich Merck, wie wir von seinem Freund Göthe, der diese Trennung beklagte und sich durch den Briefwechsel nicht entschädigt ansah, wissen, und dem Baron von Schrautenbach begleitet, mit ihren drei Töchtern zu Anfang des Monats Mai 1773

die Reise an. In Leipzig schrieb sie an Herrn von der Asseburg, der sie bis dahin begleitet zu haben scheint, folgendes Billet: „Ja, mein Herr! Ich würde, so muthig bin ich, lieber mit meinen drei Töchtern Petersburg wieder verlassen, als die eine oder die andere unglücklich machen. Ich war bisher keine gefühllose Mutter, und werde es niemals werden. Bei meiner Zärtlichkeit gegen sie hat mich keine Rücksicht zu den Schritten bewogen, die ich jetzt thue. Sollte man mich mißkennen, sollte man etwa glauben, ich handle nur für mich, während ich wohl nur noch einige Jahre zu leben habe? Gott ist mein Zeuge, daß, was ich in dieser Angelegenheit thue, nur das Glück meiner Tochter, welche auserſehen werden wird, und des russischen Reichs zum Ziele hat." Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen in Potsdam bei ihrem königlichen Freund und ihrer Tochter, der Prinzessin von Preußen, setzte die Fürstin ihre Reise fort. Vor ihrer Abreise von da erhielt sie folgendes Schreiben der Kaiserin vom 28. April: „Sobald es die Jahreszeit erlaubte, beeilte ich mich, mein Geschwader nach Lübeck gehen zu lassen. Auf ihm befindet sich der General Rehbinder, der nicht nur den Befehl erhalten hat, dieses Schreiben an Sie gelangen zu lassen, um sie von der Ankunft der Schiffe in dem Hafen in Kenntniß zu setzen, sondern auch von mir auserſehen ist, Sie zu geleiten, wenn Sie es gestatten, und in meine Staaten zu führen. Kommen Sie, Madame, kommen Sie; ich erwarte Sie mit Ungeduld. Seien Sie überzeugt von meinem lebhaften Verlangen, Sie mit Ihren drei Prinzessinnen Töchtern an meinem Hof zu sehen, dessen Zierde Sie sein werden. Es soll für mich ein Fest sein, Sie zu empfangen, Ihre Bekanntschaft zu machen und Ihnen zu beweisen, welche Angelegenheit es für mich ist, Ihnen meine Hochachtung und Freundschaft zu bezeugen." Die reisenden Damen kamen am 8. Juni in Lübeck an und wurden von dem General von Rehbinder im Namen der Kaiserin begrüßt. Sie wählten den „Heiligen Markus", befehligt von dem Grafen Andreas Razumowski, dem nachherigen Diplomaten, der als Fürst im Jahr 1837 in Wien starb, wohin er sich zurückgezogen hatte, und landeten am 17. Juni in Reval. Einige Tage nachher trafen die Gäste auf dem Lustschlosse Gatschina ein, wo sie von der Kaiserin empfangen wurden, die sie selbst nach Zarskojeselo führte. So standen sich zwei von den vier Fürstinnen gegenüber, welchen Friedrich der Große die Palme zuerkannt hatte. Doch welche Gegensätze! Auf der einen Seite die Beherrscherin eines Reichs, welches einen großen Theil der Erdkugel bedeckte, auf der andern eine Fürstin, welche einem der kleinsten Staaten, nur einem Punkt auf dem Erdglobus, angehörte, die aber, wie Wieland einmal (in einem Briefe an Jacobi) wünschte, „zur Königin von Europa" erhoben zu werden verdiente. Auf der einen Seite ein sittenloses Weib, auf der andern eine sittenreine hohe Frau, die zu bedenken hatte und gewiß bedachte, an welchem Hof sie erschienen sei.

Herr von Schrautenbach war Zeuge der ersten Zusammenkunft der beiden Fürstinnen. Sein Schreiben darüber an Herrn von der Asseburg ist erhalten und des Inhalts: „Am folgenden Tag fanden wir den Fürsten Orloff, der die Fürstinnen einlud, in einem Lustschlosse (Gatschina) zu diniren, das auf der Route lag. Wie erstaunten wir, hier die Kaiserin zu finden! Sie empfing uns hier so artig und gütevoll, daß sie alle unsere Herzen eroberte. Die Frau Landgräfin hielt diese erste Zusammenkunft sehr gut aus; aber die Prinzessinnen, schon angegriffen und erschöpft von der Hitze und der Folter ihrer seltsamen Lage, hatten Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Uebrigens nahm man wohl wahr, daß Ihre Majestät sehr zufrieden war; sie gestand, das Aussehen der Prinzessinnen sei vortheilhafter, als sie geglaubt habe, und besonders die Prinzessin Wilhelmine gewinne ihrem Bild gegenüber; auch sonst bemerkte man, daß die ihr am besten gefalle. Nach dem Diner fuhr die Kaiserin mit ihren Gästen weg und begegnete nach einer Stunde seiner Hoheit, dem Großfürsten, welcher, die Frau Landgräfin begrüßend, ihr mit vieler Feinheit dafür dankte, eine so weite und beschwerliche Reise unternommen zu haben; freilich gelte es das Glück seines Lebens."

Am 15. August legte die zur Braut auserwählte Prinzessin Wilhelmine das Glaubensbekenntniß der griechischen Kirche ab, wobei ihr der Name Natalia Alexiewna beigelegt wurde; der folgende Tag sah die Verlobung.

Zu den Beobachtern gehörte der Graf von Solms, preußischer Gesandte am russischen Hofe. Am 31. August schrieb er seinem Freund, dem Herrn von der Asseburg: „Der Großfürst hat Etwas, was ihn dem andern Geschlecht angenehm macht. Ohne eine stattliche Gestalt zu haben, ist er schön von Gesicht, wohl gestaltet, gefällig in seiner Unterhaltung und in seiner Haltung, zartfühlend, hochgebildet, zuvorkommend und heiterer Gemüthsstimmung" u. s. w. Diesem so geschilderten jungen Fürsten, der, gleich seinem Vater, einen so furchtbaren Tod finden sollte, wurde die Tochter der Landgräfin am 10. October angetraut. Den Glanz des Festes erhöhte die Kaiserin durch kaiserliche Freigebigkeit. Edelsteine, Zobelpelze, 100,000 Rubel und 20,000 Rubel an Reisegeld für die Landgräfin, 50,000 Rubel und Pretiosen für jede der beiden Töchter. Den Schatz von Lehren und Rathschlägen, womit die Mutter der jungen Großfürstin die Tochter ausstattete, hat Niemand geprüft.

Die Landgräfin verließ, ihren ältesten Sohn, den Erbprinzen, dort zurücklassend, Petersburg am 26. October und traf anfangs Novembers in Potsdam ein, wo sie eine Zeit lang verweilte, um sich des Umgangs mit dem Philosophen von Sanssouci zu erfreuen, dem die Befriedigung seines Wunsches gelungen war. Dort ließ sie sich die Dichterin Karschin vorstellen, die in einer spätern poetischen Epistel an Merck bat:

„Empfiehl mich Henriettens Huld!"

Am Ende des Jahrs war sie wieder in Darmstadt. In einem Schreiben an Herrn von der Assebnrg vom 28. August äußerte sich die Kaiserin dahin, daß sich die Landgräfin im ersten Augenblick ihre Achtung und Freundschaft erworben habe, daß sie es hoffentlich nicht bereuen werde, gekommen zu sein, daß sie versichert habe, sie kehre heiter, zufrieden und beruhigt zurück. Wohl vernahm die Herrscherin an der Newa, daß ihre neue Freundin anscheinend glücklich zurückgekehrt sei, um bald darauf bedauern zu müssen, daß ihrer schon schwankenden Gesundheit die beschwerliche Hin- und Herreise und die mit dem Erscheinen an einem so glänzenden Hof verbundenen Anstrengungen schädlich gewesen seien. Kränkelnd betrat die Landgräfin wieder ihre Gemächer. Am 28. Februar 1774 schrieb sie dem Herrn von der Asseburg: „Meine Beklemmungen werden stärker, meine Hinfälligkeit nimmt zu; ich kann aus keinem Gemach in das andere gehen, ohne den Athem zu verlieren; mein Uebel ist zu tief eingewurzelt, als daß ich Heilung hoffen könnte; eine Arznei folgt der andern, und ich sterbe nach allen Regeln. Ich kann nicht sagen, mein Herr, daß ich meinem Ende mit Vergnügen entgegensehe, durchaus nicht! ich habe keinen Grund, mich darnach zu sehnen; aber ich muß sterben, und ich bin darauf gefaßt." Wer denkt dabei nicht an Egmont's Wort: „Süßes Leben, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens!" Ja, wirken wollte sie!

Schon vier Wochen vorher, am 27. Januar, schrieb die Leidende ihren letzten Willen nieder: „Mein häufiges Unwohlsein läßt mich mein nahes Ende voraussehen. Ich muß mich daher zu meinem Weggehen anschicken und meine Anordnungen treffen. Die Güte und Werthschätzung, womit der Landgraf mich beehrt hat, läßt mich erwarten, daß er meinen letzten Willen erfüllen wird; sein Edelmuth wird die Bitten gewähren, die ich an ihn richte: Ich will in keiner Kirche beigesetzt werden; meine Grabstätte soll mein Garten sein. Leibgardisten sollen ohne weitere Begleitung meinen Sarg zu Grabe tragen. Mit Einschluß des Glockenspiels kein Glockengeläute, weder hier, noch im Land. Ich bin gefaßt. Ich empfehle meine Seele dem Allmächtigen; ich habe mit Willen Niemanden wehe gethan; ich verzeihe meinen Feinden, wenn ich solche haben sollte, und meinen Verräthern. Ich beklage meine Kinder, meine Mutter und meine Freunde. Möge ich in ihrer Erinnerung leben!" Noch verfügte die

Fürstin, ihre Mutter, und wenn diese nicht anwesend sein solle, Frau Ravanel (die Erzieherin ihrer Töchter) solle ihre Papiere durchsehen und alle Briefe, welche nicht die Staatsverwaltung berührten, verbrennen, mit Ausnahme der Schreiben des Königs von Preußen, der Kaiserin von Rußland, des Großfürsten und ihrer Tochter Natalie, die verschlossen und mit ihrem Siegel verwahrt im Archiv niedergelegt werden sollten.

Noch am Tage ihres Ablebens wendete die Sterbende ihre letzten Kräfte an, um ihrem Gemal ihre letzten Wünsche darzulegen und von ihm Abschied zu nehmen: „Theuerster und liebster Gemal! Meine letzte Stunde naht und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem erlebten Glück auch noch des Glückes werth hält, sie mir anzukündigen. Das Diesseits liegt hinter mir, und ich ahne die Seligkeit des Jenseits. Ich wünsche Ihnen und meinen lieben Kindern ein frohes Leben und das größte denkbare Glück, ein ruhiges, seliges Ende. Meine Chatoulle wird Ihnen Baron von Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in eine Hand kommt, die sich so gern, als die meinige, den Dürftigen öffnet. Noch einen Wunsch habe ich, den letzten für diese Welt. Lassen Sie mich mitten in der großen Baumgruppe des englischen Gartens beerdigen. Man wird dort eine Grotte finden, die außer mir nur ihrem Erbauer bekannt ist. In ihr ist die Stelle, wo ich ruhen will, und die ich größtentheils mit eigner Hand zugerichtet, mit einigen Steinen bezeichnet. Hier, an der Stelle, an die ich mich von dem Geräusche des Hofes flüchtete, wo sich meine Seele mit Gott unterhielt, dem ich bald von meinem Leben, das ich mit Ihnen, mein Gemal! theilte, Rechenschaft geben soll, hier, wo ich so oft Sie und meine Kinder dem Herrn befahl, hier, wo der Allmächtige alle meine Wünsche erhörte, hier will ich auch ruhen. Mein theuerster Gemal und Herr! ich erwarte Sie jenseits des Grabes in einer bessern Welt. Mein letzter Hauch gehört Ihnen." Man fand nicht ohne Mühe die bezeichnete Stelle. Ein unterirdischer Gang führte zu einer Felsengrotte, in welche durch eine kleine Oeffnung, die durch einen vorgelegten Stein verschlossen werden konnte, so viel Licht fiel, als zum Lesen erforderlich war. Unter ihr stand das Ruhelager neben dem vollendeten Grab. Zwischen den Steinen lagen Andachtsbücher, so Gellert's „Geistliche Oden" und „Moral", auch religiöse Betrachtungen, welche die Einsame niedergeschrieben hatte. Wäre damals schon Zimmermann's Werk über die Einsamkeit erschienen gewesen, die Fürstin, die mit dem großen Scipio meinte, sie wäre nie weniger allein, als wenn sie allein wäre; würde es hier bewahrt haben.

Die „große Landgräfin," starb am 30. März 1774 in den Armen ihrer Mutter, die, erschüttert von dem schweren Verlust, der Tochter bald folgte. Die sterblichen Reste der Hingegangenen wurde am Abend des 4. Aprils bei Fackelschein zu Grabe getragen und an der gewählten Stätte beigesetzt.

Oberjägermeister von Riedesel, welcher zu der nächsten Umgebung der Verstorbenen gehörte, meldete dem königlichen Freunde den schweren Verlust. Am 12. April des folgenden Jahrs gelangte an ihn folgendes Schreiben des Königs: „Herr Baron von Riedesel! Der Anlaß dieses Schreibens erinnert mich an ein sehr trauriges Ereigniß, an den Verlust, den wir durch das Ableben der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt, dieser vortrefflichsten Fürstin, welche der Schmuck und der Gegenstand der Bewunderung ihrer Zeit war, erlitten haben. Sie wissen, wie unendlich hoch ich ihre Verdienste stellte und wie tief mich ihr frühzeitiger Tod ergriffen hat; Sie wissen auch, daß ich bei der ersten Nachricht von ihrem Hinscheiden den Entschluß faßte, ihren Grabhügel mit einem Aschenkrug zu bezeichnen, welcher künftigen Zeiten Urkunde meiner Gefühle der Verehrung ihrer Geistesgaben und reichen Tugenden sein solle. Er ist eben vollendet und soll an Sie gesendet werden. Denn Sie wissen am besten, wie der Seligen ein Denkmal zu setzen sei. So schmerzvoll auch die Pflicht ist, zu deren Erfüllung ich Sie berufe, so sehr rechne ich auf ihre Bereitwilligkeit, ihr im Sinne der Hingegangenen zu genügen, und ich werde jede sich mir darbietende

Gelegenheit, Ihnen die Mühe zu vergelten, welche dieser Auftrag Ihnen verursachen wird, ergreifen."

Die Urne von weißem Marmor, welche seitdem den von Gebüsch und Bäumen umschatteten, von Epheu umrankten Grabhügel schmückt, zeigt den Namen der Ruhenden, bezeichnet den Tag der Geburt und des Todes derselben, und nennt sie: „Femina sexu, ingenio vir" (Weib durch Geschlecht, Mann an Geist). Am Fuß der Urne der Name des großen Mannes, welcher der großen Frau das kleine Denkmal errichtete.

Wohl konnte Merck in einem Brief vom Jahr 1777 („Briefe an und von Johann Heinrich Merck, herausgegeben von Karl Wagner", Darmstadt 1838, S. 98) klagen: „Der Geist der Landgräfin ist entflohen." Auch eine sprechende Inschrift. Wieland, einer der feurigsten Verehrer der Hingegangenen, weil er sie persönlich hatte kennen lernen, widmete ihr folgendes Epitaphium:

Du,
der du unter diesen
von Karolinens
wohlthätiger Hand
gepflanzten Bäumen wandelst,
was staunest du
und wunderst dich des geheimen Schauders,
der deine Seele erschüttert?
Wisse, dieser Hain ist heilig!
Unter diesem Schatten trauert
der Tugend Genius
über Karolinens Aschenkrug!
Steh' und feiere das Andenken der besten Fürstin,
erhaben durch Geburt und Verbindungen,
erhabener durch ihren Geist und ihre Tugenden;
geprüft in beiderlei Glück
und in beiden gleich groß,
vergaß sie gern in diesen
der Betrachtung geweihten Lauben
jede andere Größe,
dachte hier an des Lebens Vergänglichkeit,
wovon sie, ach zu früh, ein Beispiel wurde;
und hier wollte sie
ihren von den Thränen ihrer Kinder,
ihres Volkes, Aller, die ihr jemals sich nahten,
benetzten Staub der Erde zurückgeben.
Sie, die den ersten Thron der Welt geziert hätte,
verschmähte den eitlen Pomp kostbarer Denkmale.
Denn sie hinterließ ein Denkmal,
das ihrer würdiger,
das unsterblich ist, wie sie,
in den Herzen aller Redlichen.

Friedrich Karl von Moser, Matthias Claudius und die Land-Commission zu Darmstadt.

Friedrich Karl von Moser trat im Jahr 1772 als Präsident und Kanzler in die landgräflich Hessen-Darmstädtischen Dienste. Er rief im Jahre 1777 eine „zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungs-Standes angeordnete Land-Commission" in's Leben, deren amtliches Mitglied der berühmte Volksdichter Matthias Claudius wurde. Das Bemühen dieser Behörde sollte einzig darauf gerichtet sein, dem guten fleißigen Unterthan seine Abgaben leichter, sein Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn zufrieden mit sich und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen.

Claudius, der in Jena studirt, und dann als Privatmann und Herausgeber des Wandsbecker Boten (1770—1775 herausgegeben. Seine Werke unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Wandsbeck und Hamburg 1775, 8 Bände,) zu Wandsbeck, einem kleinen Fabrikorte nordöstlich von Hamburg gelebt hatte, war 1776 als Oberlandcommissär mit einer Besoldung von 800 fl. nach Darmstadt berufen worden, wo er in dem nachmals Prinz Friedrich'schen Hause am Louisenplatz wohnte. Es gefiel ihm Anfangs sehr gut in Darmstadt. Aber schon im October 1776 verlangte er nach Wandsbeck zurück und wollte Voß nach Darmstadt haben, weil dort sein Freund nah seinem Herzen wäre. Claudius wirkte mit voller Kraft für die schönen Zwecke, deren Verwirklichung sich Moser in der Landgrafschaft vorgesetzt hatte; seine zahlreichen treuherzigen und gemeinnützigen Beiträge zur Hessen-Darmstädtischen Landzeitung, deren Begründer und erster Redakteur er war, fanden überall die wirksamste Aufnahme. Sein gemüthlicher treuherziger Ton, der rechte Volkston, seine heitere, ursprüngliche Laune, sein tiefchristliches Gefühl, sein männlicher Ernst und sein liebevoller kindlicher Glaube wußte jede Thorheit, jeden Uebergriff, jede Erbärmlichkeit anzugreifen und zu treffen, er war ein Feind jedes übermüthigen Beamten, jedes Adelsstolzen, jedes Modenarren der Fremde, jedes Pedanten und Kriechers. Leider vertrug Claudius die Luft in Darmstadt nicht, und nachdem er eine schwere Krankheit überstanden, kehrte er am 22. April 1777 nach Wandsbeck zurück.

Auch in der vorliegenden „Ankündigung" der Land-Commission ist seine und Mosers Redaktion nicht zu verkennen, und wir theilen dieselbe als ein Zeugniß des Strebens jener Zeiten, die Zustände des Volks zu verbessern und naturgemäß weiter zu entwickeln, mit.

Ankündigung an's Vaterland,

die zu Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungs-Standes angeordnete Land-Commission betreffend.

Das gewöhnliche Schicksal des deutschen Unterthanen ist: daß ihm von Sonnen Aufgang bis Sonnen Untergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb!

Woher er's nehmen, wie er's erwerben solle? wird seinem Menschenverstand, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gebe? seinem Kummer und Thränen überlassen; ob er seines Lebens froh werde? ob er seinen Fürsten segne oder ihm den Tod wünsche? darüber setzt sich die Cameral-Philosophie unserer Tage großmüthig hinaus. Genug, wann er gibt, Beweiß genug, daß er's hat.

Wohl dem! der keine Ursache findet, in diesen Zügen das Bild seines eignen Vaterlandes zu erkennen.

Dann, gedankt sei es der erbarmenden Vorsehung! daß auch Deutschland Regenten aufzuweisen hat, die Pfleger Ihres Volks seind und mit Vaterherzen und Hirtentreue Mittel und Absicht, zu einem Zweck gemeinschaftlicher Glückseligkeit geheiligt, dergestalt verbinden, um in der Wohlfahrt Ihres Landes Ihren größten Ruhm und in dem frohen Blick vergnügter und zufriedener Unterthanen, Ihre eigene Ehre und Glückseligkeit zu suchen.

Von solch leuchtenden Beispielen aufgefordert und aus dem Trieb landesväterlicher Gesinnungen, haben der Landgraf, Unser gnädigster Fürst und Herr, Sich's zum Anliegen Ihres Herzens gemacht, diesen wichtigen Gegenstand der allgemeinen Berath- und Verbesserung des Wohl- und Nahrungsstandes Ihrer treuen Unterthanen auf eine solche Weise zu umfassen, welche Sie Ihrer wohlthätigen Absicht am sichersten entsprechend zu sein geglaubt, indem Sie hiezu unter dem Namen der Landcommission ein von Ihnen Selbst und Ihren Ministerio unmittelbar abhangendes eigenes Collegium errichtet haben.

Die Oberaufsicht im Ganzen ist in die Hände des Fürstlichen Präsidenten und Canzlers Freiherrn von Moser gelegt, die besondere Direction der Anstalt aber dem dazu eigens verordneten Landkammer-Rath Eymes übertragen und die von drei Oberlandcommissarien zu besorgende Geschäfte dieses Instituts überhaupt solchen Männern anvertraut, von deren Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe, Einsicht und Erfahrung, der Fürst Beweis und Zeugniß vor sich hatte.

Da nie so sehr, als zu unsern Tagen, mit Menschenliebe und Patriotismus geprahlt, nie den Fürsten der Völker mehr Lob in's Gesicht gelogen und ihnen gleichwohl die Welt noch nie so eng, und das väterliche Erbe so klein, nie alle Kräfte der Länder zum Wühlen und Gewinnen so angestrengt und gleichwohl der Unterthan nie tiefer unter seiner Menschenwürde erniedriget, nie Zeit zur Ruhe, Besinnen und Nachdenken ihm mehr entzogen, nie mit Heuchelei, von landesväterlicher Sorgfalt gröber hintergangen und zugleich nie so sehr als Maschine betrachtet und behandelt worden: So wird hiermit im Angesicht des ganzen Landes die theuere und feierliche Zusage niedergelegt: daß die Absicht dieser neuen Anstalt nicht sei, unter dem Vorwand von gutem Rath und Verbesserungen in der Stille den Weg zu neuen Steuern, Auflagen und Belästigung der Unterthanen zu bahnen. Nein! so laut als es durch's ganze Land schallen kann, Nein! der Wille des Fürsten und die ganze Summe der Rathschläge und Bemühungen dieser Landcommission ist gerade und einzig dahin gerichtet, dem guten fleißigen Unterthanen jede Gattung seiner Arbeit fruchtbarer, seine Abgaben leichter, sein ganzes Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn stolz auf sein Vaterland, zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen.

Den Zweck dieses weit umfassenden Planes, in seinen mannigfaltigen Beziehungen, mit Geduld und Muth allmählig zu erreichen, wird namentlich die Bemühung und Augenmerk dahin gerichtet sein:

1) Bei den Städten und Dörfern eine bessere und fruchtbarere Einrichtung der gemeinen Haushaltung im Ganzen, mittelst treuerer Verwaltung und nützlicherer Anwendung der gemeinen Einkünfte, auch mehrerer Ordnung und Pünktlichkeit in dem gemeinen Rechnungs-Wesen einzuführen.

2) Plan und Mittel zu Tilgung der die mehresten Communen druckenden, von Eltern auf Kinder fortgewälzten, Schulden zu finden und den öffentlichen Credit jeden Orts herzustellen und zu begründen.

3) Ueber die so sehr verfallene Vormundschaften der minderjährigen Unterthanen, mittelst schleuniger und gewissenhafter Bevormundung, richtigen Verwaltung ihres Vermögens und genauen Ablegung der Rechnungen zu wachen.

4) Die durchgängige, jeden Orts Verfassung und Lage sorgfältig angemessene Verbesserung und erleichterte Hülfsmittel beim Ackerbau und Viehzucht, als der wahren unzerstörlichen Quelle des Wohlstands und Reichthums fleißiger und vernünftiger Landleute, wird eine der wichtigsten Beschäftigungen und das vorzüglichst Augenmerk dahin gerichtet sein, durch Ausdehnung und Verbesserung der Cultur jeder Gattung, das besondere Vermögen jeder Stadt und Orts zu erhöhen und das allgemeine Wohlhaben und Wohlstand dadurch zu befördern.

Ohngeachtet der Bauer Bauer bleiben und nie aus der Mode kommen, vielmehr den Ruhm: dies ist das Land, wo gute Bauern sind, erwerben soll, so wird doch in unzertrennlicher Verbindung der Stadt- und Land- Wirthschaft,

5) auf die Vermehrung und bequeme Verschaffung wohlfeiler Lebensmittel,

6) auf die möglichste Begünstigung und Erleichterung des inn- und ausländischen Handels, auf Unterstützung und Ermunterung nützlicher und den Unterthanen beschäftigender Manufacturen und Fabriken, auf den daraus fließenden mehreren Umlauf und stärkeren Zulauf des Geldes, vergrößernden Bevölkerungsstand und leichtere Versorgung der Armen sorgfältiger Bedacht genommen und nichts, was das Beste des Landes vom reichsten Bürger an bis zur niedrigsten Hütte, von nahem

oder fernem, im Ganzen oder in seinen Theilen berühren kann, mit Wissen und Willen außer Acht gelassen werden. Insbesondere wird auch

7) eine zärtliche und gewissenhafte Sorgfalt auf die Verbesserung des allgemeinen Erziehungs-Wesens im Lande gerichtet, vor die Bestellung und verhältnißmäßige Belohnung tüchtiger und würdiger Schulmänner und einen damit bezielenden angemessenen Unterricht der Landjugend, als der künftigen Hausväter und Vorsteher ihrer Mitunterthanen gesorgt und mit der zu diesem dringenden Anliegen bereits besonders angeordneten Erziehungs-Commission Hand in Hand gearbeitet werden.

Das ganze Geschäft der Landcommission soll beharrlich das Wahrzeichen ihres Ursprungs tragen; so wie sie selbst ein Werk der Liebe Ihres Fürsten ist, so soll auch jenes nur ein Werk der Ueberzeugung und probhaltiger Erfahrungen sein.

Der Fürst wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen, und der Bauer soll erst sehen und alsdann glauben.

Befehle und Zwangsmittel werden nur allein alsdann statt finden, wo Gewissen, Treue und Pflicht zu Abstellung eingerissener Mißbräuche und um den Bösen außer Stand zum Schaden, Betrügen und Verführen zu setzen, obrigkeitlichen Ernst nothwendig macht.

Wer guten Rath und Hülfe haben will, dem ist nun die Gelegenheit dazu gemacht, er wird bei allen und jeden Mitgliedern der Landcommission ein stets offenes Ohr, ein emfindungsvolles, von dem Werth, der Freund und Wohlthäter seiner Brüder zu sein, belebt- und durchdrungenes Herz und den warmen Eifer finden, jeden so viel nur möglich vergnügt und glücklich zu machen. Wer nicht will, wem seine Vorurtheile, alte Gewohnheiten und ein saueres Leben lieber als ein vergnügtes, weil dieses was neues ist, sein sollte, der suche dann immer die Schuld bei sich selbst und nicht bei seinem Land noch dem Fürsten.

Bei dieser ernsten und reinen Gesinnung hält sich gleichwohl die Landcommission vollkommen überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden erschaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstab in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde.

Man müßte den Menschen und insbesondere die Menschen dieses Landes, ihre petrificirte Denkungsart, ihren eisernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnte, die schadenfrohe Freude so vieler, denen aus Unwissenheit, Faulheit und Eigennutz der Untergang jeden guten Gedankens allemal lieber, als dessen Gedeihen, ist, die tagelöhnermäßige Gesinnung so vieler andern, denen vor allem, was ihnen etwa mehr Arbeit machen möchte, schon in voraus grauet, man müßte endlich die fühllose Härte und Gleichgültigkeit so vieler Menschen gegen ihr eigenes und noch mehr gegen das Beste ihrer Nebenmenschen nicht kennen, (derer in der Verfassung eines Landes und den Localumständen liegenden vielen Schwierigkeiten nicht zu gedenken) wann man nicht bei dem thätigsten und wirksamsten Eifer Hindernisse ohne Zahl voraus sehe. Felsen zu sprengen, hat die Landcommission weder Instruction noch Beruf, sie mit Geduld, gleich Essig, durchzubeizen, darf und wird sie sich erlauben, nie ermüden, stets neuen Muth fassen, und nicht aufhören, auf Hoffnung zu säen, damit die nach uns Kommenden mit Freuden erndten.

Vereinigte Kräfte sind aber dankenswerth und unter solchen Umständen (denn was vermag der beste Wille von fünf Männern gegenüber einem ganzen Land?) nöthig und unentbehrlich.

Daher noch ein Wort an die Geistlichen und an die Beamten und Unterobrigkeiten des Landes.

Nie wird den Geistlichen zugemuthet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten und an statt ihrer Gemeinds-Kinder die Seidenwürme zu besuchen, da sie aber die erste Classe der Diener des Staats sind, so erwartet dieser Staat, der sie bestellt und ernährt, von ihnen, daß sie in ihren öffentlichen Vorträgen, nebst andern heilsamen Wahrheiten, ihren Gemeinen die Pflichten gegen

sich selbst, gegen ihre Nebenmenschen, gegen ihr Vaterland, gegen ihren Landesherrn, die Glückseligkeit unter einer gelinden Regierung ein ruhiges und zufriedenes Leben zu führen, die Mittel, durch Ordnung und Folgsamkeit, solches zu erhalten und zu vermehren und andere dergleichen den Begriffen und Bedürfnissen des gemeinen Mannes angemessene populäre Wahrheiten öfter, als bishero geschehen, einprägen, Liebe und Dankbarkeit gegen ihren Landesherrn, Vertrauen und Folgsamkeit gegen Rath und Verordnungen ihrer Obrigkeit inspiriren, das Schul- und Erziehungswesen ihrer anvertrauten Gemeinen sich ernstlicher, als leider! bishero an vielen Orten geschehen, angelegen sein lassen, sich nicht erniedrigt zu sein achten, wann sie sich um die häußlichen Bedürfnisse, Fehler und Verbesserung ihres Nahrungs-Stands ihrer Neben-Menschen bekümmern, ihnen mit Rath und That beistehen, sondern vielmehr sich selbst die frohe Erfahrung verschaffen, daß der Mensch, der in ihnen einen Freund und Berather seiner häußlichen Umstände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion sein Herz nur um so williger und mit einem weit gesegneteren Eindruck ihrer sonst so oft wie Wasser von Felsen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beste der Menschheit so unmittelbar bezielendes, Amt mit gedoppeltem Seegen werde bekrönet werden.

Die Beamten des Landes haben es hie und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine gebohrene Erbfeinde betrachtet, welche dazu erschaffen und vom Fürsten besoldet seien, um nur die Bauern zu proceßiren, zu sportuliren, zu exequiren und wann nichts mehr zu hohlen ist, zu inventiren und zum Land hinaus zu vexiren. Wie sehr und oft der Fürst über ein seiner Gesinnung so stracks entgegen laufendes Betragen geeifert und welche Exempel des Ernsts an ein und andern so gearteten Dienern bereits gestiftet worden, ist ohne weitere Wiederholung dem ganzen Land bekannt.

Das Nicht-Plagen ist aber der allerunterste Grad der Dienst-Treue, ja der Menschen-Liebe selbst, der wohlthuende Freund, der vor Schaden warnende Rath, der gutherzige Vertraute jeden Unterthanens in der anvertrauten Stelle zu sein, welch ein Glück und Seegen vor ein solches Land? und so ist's, wie's unser Fürst zu sehen wünschte.

Er wird's nie ganz erleben und vielleicht auch keiner nach ihm, weil sich Tugend, Großmuth, Menschen-Liebe und Erbarmung zwar auf Universitäten dociren, aber nicht inoculiren, noch mit Titeln und Besoldungen erkaufen, sondern nur suchen, und wann Gott einem Land gnädig ist, finden läßt. Doch, gedankt sei's der Vorsehung! Auch wir haben Väter und Hirten und werden unter Gottes Seegen noch immer mehrere bekommen.

Man kann und wird den vor's gemeine Beste Trägen und Unempfindlichen lassen, wo er ist, bis er sich selbst zu todt lebt, er ist beschimpft und bestraft genug, indem er sich mit dem Nachklang auszeichnet: Der Mann hat nichts gethan.

Den guten Männern jeder Gattung aber, den Menschen-Freunden, die nicht nach dem Maas-Stab ihres Solds und Accidentien, sondern aus Lust, Gutes zu thun, aus der edelsten Ehrbegierde, Wohlthäter des Landes zu sein, mit Rath und That helfen, die gute Absichten zu befördern und zu beschleunigen, denen wird im Nahmen des Fürsten vor seinem treuen Land das Versprechen angelobet: Daß jede ihrer guten Handlungen mit Empfindung und Dank erkennt, ihre Bemühungen unterstützt, jede edle That dem Fürsten kenntbar gemacht und die durch Eifer und Wohlthätigkeit sich Auszeichnenden, durch vorzügliche Beförderungen ihrer selbst, vorzügliche Versorgung wohlerzogener Söhne und auf jede andere, nach der Verfassung des Landes nur immer mögliche Weise thätig belohnt, auch ihre dem Vaterland werth gewordene Nahmen zum Dank der jetzt lebenden und der Nachkommen öffentlich aufbewahret werden sollen.

Schließlich wird hiermit bezeugt, daß alle in obbeschriebene Absichten einschlagende Bemerkungen, Verbesserungs-Vorschläge, gute Gedanken und Wünsche, auch, wo es

nöthig, Beschwerden, Klagen und Anliegen der Land-Commission mit aller derjenigen Offenherzigkeit, Zutrauen und Freimüthigkeit, die ein Freund dem andern schenkt, entdecket werden können und mit Dank willkommen sein werden; es mögen solche das Beste des Landes im Ganzen, oder die Bedürfnisse und Angelegenheiten einzelner Districte, Städte, Dörfer und Familien betreffen; nur mit der einigen Einschränkung, daß alles dieses schriftlich und zwar mit dem jedesmals darunter gesetzten wahren Nahmen des Anzeigenden und dem Ort dessen Aufenthalts geschehe, welches entweder unter der Ueberschrift an den Fürstlichen Präsidenten unmittelbar, oder an den Director der Anstalt, Fürstlichen Land-Cammer-Rath Eymes ergehen und dabei bemerkt werden kann: ob der Verfasser lieber überhaupt unbekannt, oder wenigstens noch vor der Hand verborgen bleiben wolle?

Da aufrichtige Menschen-Liebe der Grund und die das ganze freundschaftliche Geschäft in Bewegung setzende Trieb-Feder ist, so wird es auf einer Seite zur Pflicht, jede wohlgemeinte Gesinnung und wohlthätige Handlung nicht unbemerkt und unbelohnt zu lassen, anderer Seits aber der Bosheit, Neid und Selbst-Rache den Weg zu verlegen, heimliche falsche Insinuationen, Abwürdigung und Anschwärzung rechtschaffener Männer sich nicht so leicht ungeahndet und ungestraft zu erlauben.

Wird also approbirt. Pirmasens, den 17. Januar 1777.

LUDWIG, Landgraf zu Hessen.

Die Braunshardt.

Von Carl Merck.

Eine gute Stunde nordwestlich von Darmstadt liegt ein kleiner nur aus einigen dreißig Häusern bestehender Ort, es ist Braunshardt. Der Ort enthält an sich nichts, was ihn einer besonderen Beachtung werth machte, und doch ist es ein gar lieber traulicher Ort. Siehst du dort unter hohen Bäumen fast ganz versteckt die wenigen Häusergiebel? Das ist Braunshardt. Es liegt zwar in einer reizlosen Sandebene; aber komm' nur näher, Du wirst Dich wundern, wie schön und sinnig die Kunst der Natur zu Hülfe zu kommen wußte. Und hättest Du das Alles erst vor fünfzig Jahren gesehen, Du würdest Dich noch mehr gewundert haben. Siehe, nun haben wir schon die wenigen Häuser des Dörfchens hinter uns, ein freundliches Schlößchen mit Oekonomie-Gebäuden, von einem selbst noch in seinem Verfall reizenden Park umgeben, zeigt sich Deinen Blicken. Laß uns durch dieses hohe eiserne Gitterthor eintreten, und unter jenen stattlichen Linden ein wenig ausruhen. Dort will ich Dir von Braunshardt und seinem Schlößchen erzählen. Es mögen nun hundert Jahre und etwas drüber sein, da lebte in Darmstadt ein Fürst, der wegen seiner Leutseligkeit allgemein beliebt wurde. Es war Fürst Georg, der jüngere Bruder des damals in Pirmasens residirenden Landgrafen Ludwig IX. von Hessen. Da dieser letztere zur Zeit noch keine Söhne hatte und ein Erlöschen der Regentenfamilie zu befürchten stand, so mußte sich der jüngere Bruder Georg vermählen. Seine Wahl fiel auf Louise Albertine, Tochter des Grafen von Leiningen-Daxburg-Heidesheim, eine stolze, aber herzensgute Dame. Bald sahen sie sich von Söhnen und Töchtern umblüht. Aber auch der regierende Landgraf wurde noch mit Kindern gesegnet und die Erbfolge sollte in gerader Linie verbleiben.

Damals war es, wo Fürst Georg das Schlößchen in Braunshardt erbauen und diesen reizenden Park anlegen ließ. Hier nahm er seinen Sommeraufenthalt und verlebte mit seiner Familie in jener friedlichen Zeit zwischen dem Ende des siebenjährigen Kriegs und dem Anfang der blutigen französischen Revolution, harmlose vergnügliche Tage. Hier blühten seine Töchter in ländlicher Einsamkeit gleich Rosen des Frühlings empor. Aber dennoch verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit bald

durch ganz Deutschland und lockte die fürstlichen Freiwerber aus den ersten Regentenhäusern herbei. Zweimal führte die Liebe den damaligen Erbprinzen Karl Friedrich von Mecklenburg-Strelitz nach Braunshardt, um sich zuerst mit Friederiken, der Mutter von Preußens unvergeßlicher Königin Louise*), zu vermälen; und als ihm diese durch einen frühen Tod entrissen, ihre Schwester die reizende Charlotte, als zweite Gemalin heimzuführen. Pfalzgraf Maximilian, nachmals Bayerns erster König, führte die liebliche Prinzessin Auguste als Gemalin heim, deren holdselige Enkelin jetzt den Thron mit Hessens drittem Großherzog theilt. Hier mag es gewesen sein, wo die Liebe in der Vereinigung zweier Herzen aus einem Stamm verwirklichte, woran man seit der männlichen Nachkommenschaft des Landgrafen nicht mehr denken konnte, nämlich die Erbfolge, wenn auch nur in einem weiblichen Zweig nicht ganz von der jüngeren Bruderlinie genommen zu sehen. Dieser Zweig war die anmuthige, geistreiche Prinzessin Louise, mit welcher sich Erbprinz Ludewig, nachmals Großherzog von Hessen, vermählte und zwei und fünfzig Jahre lang den Thron der Liebe und der Herrschaft mit ihr theilte. Der Einfluß Louisens auf das Geschick des Landes, dessen Großherzogin sie in so gefahrvollen, stürmischen Zeiten war, mag nicht so gering gewesen sein, als man sonst wohl von weiblicher Einwirkung auf den Gang der Volksbegebenheiten anzunehmen berechtigt ist. Sie galt allgemein für eine Dame von hoher Einsicht, und selbst Napoleon, nachdem er sie persönlich kennen gelernt, konnte nicht umhin, sie für eine der geistreichsten Frauen der Zeit zu erklären. Und als seine Gewalt gestürzt und die Entscheidung der Völkergeschicke in andere mächtige Hände übergegangen war, wußte sie den Kaiser Alexander mit eben so vieler Feinheit zu gewinnen, und was eine geistreiche Frau in Benutzung des günstigen Augenblicks bewirkt, ist oft mehr, als die feinste Diplomatie zu Stande zu bringen vermag.

Welche idyllischen Tage sind einst an dem stillen, friedlichen Braunshardt vorübergegangen!

Die Hessen in Nordamerika**) während des Befreiungs-Krieges

1754 — 1786.

Von Franz Löher***).

Gerade, daß es Deutsche waren, mit welchen in Amerika der Aufstand unterdrückt werden sollte, war der Engländer Unglück, und es ist vielleicht die Behauptung nicht ganz falsch, daß ohne die Hessen Amerika nicht so bald befreit worden wäre. —

Zwar fochten die Deutschen mit ungestümer Tapferkeit, wohin sie vorrückten, warfen sie alles nieder, und das Zittern ging vor ihnen her. Bei der Landung Howes bei Newyork, bei dem siegreichen Vorrücken Burgoynes; bei den Waffenthaten der königlichen Heere im Süden, überall waren die Hessen voran und unwiderstehlich. Der Schrecken vor dem hessischen Namen hat sich bis auf den heutigen Tag unter dem amerikanischen Landvolk erhalten, und eine seinen Früchten besonders verderbliche Fliege, nennt es die Hessenfliege. Besonders zeichnete sich das riesenhafte Regiment Hessen-Kassel und Braunschweig aus. Helm und Degen eines Riedesell Dragoners wogen so schwer, als das ganze Waffenzeug eines amerikanischen Soldaten.

---

*) Diese Prinzessin wurde nach dem Tode ihrer Mutter an dem Hof ihrer Großmutter zu Darmstadt im sogenannten „alten Palais" erzogen.

**) Es waren allerdings meistens Kurhessen, welche für den Kriegsdienst in Amerika gebraucht worden waren; doch ließen sich viele Hessen-Darmstädter freiwillig anwerben und riefen später die ersten Auswanderer aus Hessen dorthin.

***) Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Von Franz Löher. Cincinnati 1847.

Die Generale Riedesell, Heister, Knyphausen, und vor allem Frazer und Philipps, die Obersten Donop, Specht, Baum, Breimann, Rhal und andere haben sich mit Soldatenruhm bedeckt, und die Geschichtscheiber aller Parteien sind einig darüber, tapferer habe man nicht fechten können. Auch rühmte man das gebildete und biedere Benehmen der meisten deutschen Offiziere.

Als bei Stanwix General Frazer zweimal die wankenden Schlachtreihen wieder herstellte und mit geschwungenem Degen und lautem Anruf sie ins Treffen zurückführte, da rief General Morgan seine letzten Scharfschützen und sagte zu ihnen: „Merkt euch jenen Offizier da, er allein ist eine Armee werth, schleicht euch nahe, fallen muß er!“ Wenige Minuten darauf fiel Frazer von Kugeln durchbohrt vom Pferde, und seine Soldaten beerdigten ihn feierlich am Abend, während die feindlichen Kugeln dem Kaplan dabei die Graberde in's Gesicht warfen. Als Frazer gefallen war, konnte sich Burgoyne nicht lange mehr halten. General Philipps, mit Frazer der gefürchteste, lag in Petersburg in Virginien todtkrank am Fieber nieder im Hause der Frau Beling. Die Amerikaner wußten das und richteten ihre Kanonen auf dieses Haus, als sie die Stadt belagerten. Der kranke General wurde in den Keller hinabgetragen, seufzte: „Wollen sie mich nicht in Frieden sterben lassen?“ und verschied, während die Kugeln in das Haus prasselten. Jefferson sagte von Philipps: „Er war der stolzeste Mann des stolzesten Volkes auf Erden.“ Graf Donop fiel in dem kühnsten Angriffe auf die Redbank, niedergeschmettert mit seinen Hessen von einer verdeckten Batterie. Die Amerikanischen Offiziere pflegten ihn liebreich, während er an seinen Wunden hinstarb. „Sehen Sie an mir, sagte er zu dem pennsylvanischen Oberst Daniel Cleymer, ein Stück von menschlicher Eitelkeit. Ich habe fast an allen Höfen Europa's geglänzt und jetzt muß ich hier am Delaware in einem armen Quäkerhause sterben, weil ich gegen ein Volk gefochten, das mich nie beleidigt hat.“ Die meisten der tapferen deutschen Generäle und Obersten sind auf solche Weise in Amerika gefallen. Es schien, sie erkannten in Amerika diejenigen für Vertheidiger ihres Vaterlandes, die sie in Europa für schlechte Aufrührer gehalten hatten, und sie suchten das mahnende Gefühl von ihrer schmählichen Stellung in einem verwegenen Spiel mit dem Tode weg zu scherzen. In der That, es liegt etwas Tragisches in ihrem Geschicke. —

Anders aber erging es ihren Soldaten. Durch Washingtons kluges Benehmen wurden sie aus Soldaten der Engländer zu deren schlimmsten Feinden gemacht. Die Engländer hatten ihnen gesagt, die Amerikaner seien Indianer, Menschenfresser und schändliche Rebellen, und die anfängliche wilde Zerstörungslust mancher Rotten zeigte beinahe, daß sie dergleichen glaubten. Als sie aber in das Innere von Newyork und Pennsylvanien kamen, wunderten sie sich nicht wenig, das Land von Deutschen bewohnt zu sehen, die ihnen zuriefen, ob sie ihre Landsleute ermorden wollten. Es ging deßhalb, sobald sie mit den Einwohnern Umgang bekamen, auch das Ueberlaufen an. Als nun bei Trenton eine ziemliche Anzahl gefangen genommen war, ließ Washington sie gut bewirthen und rief die reichen Bauern herbei, sich mit ihren Landsleuten zu unterhalten. Da hieß es denn: „Was habt ihr für ein elendes Leben! Harten Dienst und hartes Brod. Was geht euch der König von England an? Ihr könnt es gut hier haben, wir nehmen euch als Ackerknechte zu uns, und wenn ihr nur ein paar Jahre fleißig seid, dann habt ihr Land und Vieh, und bauet euch ein Haus und werdet reich wie wir. Und dann seht euch unter unsern Mädchen um, sind es nicht wackere deutsche Mädchen? Da heirathet hier und bleibet bei uns!“ Das leuchtete den deutschen Soldaten ein. Eine Menge ging gleich mit den Bauern auf ihre Höfe und zog den rothen Rock aus, und schrieb Briefe an die Kameraden im englischen Heere, sie sollten keine Narren sein und herüberkommen, um es bei ihren Landsleuten gut zu haben. Das Ausreißen unter den Hessen nahm jetzt überhand. Die Engländer konnten ihnen keinen Posten mehr anvertrauen, ohne sie scharf zu bewachen. Und kam es zum Gefecht, dann mußten sie die Hessen in die Mitte

nehmen, damit sie nicht nach der einen oder andern Seite auswichen. In Massen ließen diese sich gefangen nehmen. Damit waren die Unternehmungen der Engländer so gut wie gelähmt. Schon vorher hatten die Generale den deutschen Truppen Unfug genug erlauben müssen, um sie nur gutwillig und folgsam zu erhalten, jetzt war diese ihre beste Stärke ihnen unwirksam geworden und kehrte sich gegen sie selbst.

Die gefangenen Hessen brachte man nach Lebanon, Lancaster und Reading. Auf dem Hügel östlich bei Reading bauten sie sich Hütten, von denen noch einige stehen (Hessian Camp). Man hielt sie nicht unter besonderer Wache, die deutschen Bauern kamen zu ihnen, und die Hessen gingen einer nach dem andern mit. Gegen 1600 hatten ihre Hütten 1781 vier Meilen Winchester in Virginien gebaut. Die bei Saratoga gefangen genommenen Deutschen und Engländer, die Conventionstruppen genannt, wurden 1779 nach Charlottesville in Virginien im Albemarle Bezirk geführt und hatten dort, wie Frau von Riedesell in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, anfangs viel auszustehn und sich selbst erst erträgliche Blockhäuser zu errichten. Jefferson that sein Bestes, ihre Lage zu verbessern. Die Engländer wurden 1781 nach Fort Frederick in Maryland gebracht, die Deutschen blieben länger und eine Menge derselben zerstreute sich auch durch Virginien.

Die Ueberläufer und eine große Anzahl der Gefangenen, welche das Kriegsleben vorzogen, nahmen sofort Dienste im amerikanischen Heere und gaben die besten Soldaten ab. Pulawskis fliegender Haufen war aus diesen deutschen Söldnern angeworben. Es waren etwa 400 und zählten unter den Bravsten im Felde. Auf Pulawskis in gebrochenem Deutsch erschallenden Ruf: „Vorwärts Brüder! Vorwärts Brüder!“ stürzten sie in das Gefecht und fanden fast alle mit ihm den Schlachtentod. Washington nahm, wie mich mehrere Greise auf das bestimmteste versicherten, aus den übergelaufenen oder gefangenen Soldaten die Kernschaar, welche ihn beständig umgab. Weil sie nicht englisch sprachen, waren sie der Verführung durch die Tories nicht ausgesetzt. In Pittsburg lernte ich Jemand kennen, dessen Großvater ebenfalls als hessischer Soldat übergelaufen war und Washington als Bote in den wichtigsten Kriegsangelegenheiten gedient hatte. Die Amerikaner selbst dachten ernstlich daran, durch Benjiewski 4000 Söldner in Deutschland anzuwerben und herüber zu holen.

Am Ende des Krieges war das Land voll von Hessen, die bei den Bauern dienten. Die Pennsylvanier erzählten: die Hessen hätten zuerst bei ihnen Plattdeutsch gesprochen, aber es wären auch viel gebildete Leut darunter gewesen, von denen man wieder ein reines Hochdeutsch habe lernen können. Die meisten hätten vortrefflich ein Handwerk verstanden. Sie wären fast alle sehr bald in die Höhe und zu Vermögen gekommen und hätten in die angesehendsten Familien hineingeheirathet, doch hätten sie noch lange die Worte: „Du verdammter Heß!“ hören müssen. Die Engländer wären hernach gekommen und überall umhergezogen, und wo sie einen von den Hessen entdeckt, da hätten sie ihn wieder mitnehmen wollen. Die Bauern hätten dann das Geld entrichtet und die Hessen es abverdienen lassen. Auch die übrigen Gefangenen, welche nicht nach Deutschland zurück gewollt, seien als Servants einige Jahre in Dienste gegangen. So wohnt noch ein Jacob Hagenberger zu Millport im Lancaster Bezirk. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre kam er in Quebek an, wurde mit Burgoyne kriegsgefangen, als solcher in den Vereinigten Staaten hierher und dorthin gebracht und endlich für 80 Thaler auf drei Jahre an einen deutschen Hauptmann verdingt. Nach Ablauf der Dienstzeit fing er seine Bauerei an, ist jetzt sehr wohlhabend und hat eine zahlreiche und angesehene Familie. Einem braunschweiger Feldprediger, Valentin Melsheimer, gefiel es ebenfalls in Amerika besser, aber auch hier kamen ihm die Ungläubigen zu nahe, und er vertheidigte noch 1815 in einer Schrift das Christenthum gegen Thomas Payne und die deutschen Rationalisten.

Alle die Hessen, welche im amerikanischen Heere gedient hatten, bekamen zum Danke gute Ländereien. Am Mowhak wurde eine ganze Schaar derselben angesiedelt, und so durchgehends im westlichen Pennsylvanien und Virginien. Noch jetzt gibt es

unbebautes Waldland, welches schon damals an Hessen verliehen wurde. In Montreal stand ein deutsches Regiment, welches die Engländer nicht mehr wagten in die Freistaaten einzuführen, weil es ihnen sonst noch mehr gekostet hätte. Von diesem sollen bei tausend Leute in Canada sich angesiedelt haben, einige auch in Sorel als Invaliden geblieben sein; von letzteren lebt noch einer, der bald hundert Jahre alt ist. Diejenigen aber, welche in Amerika Wohnsitze fanden, riefen bald noch mehr Verwandte aus Deutschland herüber.

So gereichten durch eine merkwürdige Fügung die hessischen Soldaten, welche nach Amerika gebracht wurden, um die Freiheit zu unterdrücken, demselben Lande als Kriegsleute und als Ansiedler zum größten Nutzen.

Der Bäcker Christoph Ludwich aus Gießen in Nordamerika.

Von Franz Löher *).

Christoph Ludwich war einer von jenen durch die Welt fahrenden deutschen Kriegsknechten, deren damals auch so viele nach Amerika kamen und manchmal Rotten auf ihre eigne Hand errichteten. Ludwich, Sohn eines Bäckers in Gießen ließ sich schon in seinem siebzehnten Jahre unter die kaiserliche Armee wider die Türken anwerben, kam nach vier Jahren aus der Türkei nach Prag, und war 1740 dort bei der bekannten Belagerung. Dann aber hatte er es bei den Oestreichern satt und nahm Dienste bei dem Preußenkönige. Nach dem Frieden ging er nach London und am Bord eines Admiralschiffs als Bäcker auf drei und ein halb Jahr nach Ostindien. Jetzt hatte er ein paar hundert Thaler in der Tasche, und gedachte in seiner Heimath sich ein wenig zu zeigen. Als er aber seine Eltern gestorben fand, verkaufte er sogleich sein Erbtheil für 500 Gulden, ging nach London und brachte sein Geld durch bis zum letzten Heller. Nun wurde er sieben Jahre lang englischer Matrose, versuchte dann sein Glück als Kleiderhändler in Philadelphia, und, des Herumschweifens endlich müde und einsehend, daß sich dort im Bäckergeschäft etwas gewinnen lasse, kehrte er erst nach London zurück, um dasselbe gründlich zu lernen, und ließ sich dann 1754 in Philadelphia nieder. In wenigen Jahren erwarb er sich durch Fleiß und Klugheit so viel, daß er bei dem Beginn des Unabhängigkeitskrieges neun Häuser in Philadelphia, ein Landgut bei Germantown, und 3500 Pfund pennsylvanier Münze besaß. Dies ganze Vermögen opferte er freiwillig auf für die Freiheit seiner neuen Heimath. Er war der erste und der niemals fehlende in den Vereinen zur Unterstützung der Vaterlandsfreunde, sein Rath war immer gut, und sein Muth war immer standhaft. Als einmal General Mifflin freiwillige Beiträge zur Anschaffung von Feuerwaffen forderte, und die Versammlung über die Höhe der verlangten Summe erschrack und verstummte, da rief Ludwich in seinem gebrochenen Englisch: „Herr Präsident, ich bin nur ein Bäcker, aber schreibt hin meinen Namen für 200 Pfund!" Das brachte die Sammlung in Gang. Im Frühjahr 1777 wurde Ludwich Oberbäcker und Leiter der Feldbäckerei. Man machte ihm die Bedingung, wie seine Vorgänger für das Pfund Mehl ein Pfund Brod zu geben. Er aber erwiderte zum Erstaunen der Offiziere: „Christoph Ludwich gedenkt nicht reich zu werden durch den Krieg, ich gebe euch was Recht ist, 135 Pfund Brod für jedes 100 Pfund Mehl." Von der Zeit an litt das Heer wenigstens an gutem Brod keinen Mangel mehr, soweit Ludwich dafür konnte. Auch für das englische Heer backte er, als Cornwallis sich übergeben hatte, auf Washingtons Ersuchen 6000 Pfund Brod. Aber als nun der Krieg zu Ende, war auch Ludwichs Vermögen darauf gegangen und er hatte kein Bett mehr, sich des Nachts zu wärmen. Sein Fleiß brachte ihn indessen wieder

*) Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Von Franz Löher. Cincinnati 1847.

empor, und als er in seinem achtzigsten Jahr starb, vermachte er 300 Pfund für den Zweck, arme Kinder zu erziehen, ohne Rücksicht auf ihre Abkunft oder Religion. Ludwich trug seit seines Lebens einen alten Kronthaler mit sich, als ein heiliges Erbstück von seinem Vater und Großvater, und er fühlte sich in der Noth jedesmal getröstet, wenn er das Geldstück ansah. Er ließ es später in eine silberne Kapsel einfassen, auf welche er eine Bibel, einen Pflug und ein Schwert mit der Umschrift eingrub: „Mag die Religion, der Fleiß und der Muth eines deutschen Vaters das Erbtheil seiner Kinder sein."

Ludewig I., Großherzog von Hessen und die Ludewigs-säule zu Darmstadt. 25. August 1844.

Von H. Künzel*).

1.

Die Säule und das Standbild.

Eine Reihe von Jahren war schon nach dem Tode Ludewig's — er behielt diese eigenthümliche Schreibart stets bei —, des ersten Großherzogs von Hessen und Rhein, verflossen; Wissenschaften und Künste, Ackerbau, Gewerbe und Handel, alle Anstalten des Landes für die Erziehung und Bildung des Volkes und die Beförderung seines Wohles, deren Keime unter seiner Regierung gepflanzt worden waren, entfalteten unter der seines milden Nachfolgers und Sohnes, Ludwig's II., immer reicher ihre Blüthen und Segnungen. Das Andenken an die großen Verdienste seines ersten Großherzogs erlosch nicht in dem Herzen seiner Hessen, das Bild seiner Gesammtthätigkeit trat immer glänzender hervor und überall regte es sich, dem, welcher die kleine Landgrafschaft zu einem Großherzogthum erhoben, den Namen Hessen in ehrenvoller Selbstständigkeit erhalten, dem Lande eine vortreffliche zeitgemäße Organisation und eine Verfassung gegeben hatte, ein äußeres Denkmal zu errichten, wie es bereits in den Herzen der Hessen errichtet war. Zwölf Männer liehen jenem allgemeinen Wunsche zuerst Ausdruck durch eine Aufforderung vom 3. Mai 1837. Die Beiträge wuchsen schnell zu einer solchen Summe an, daß man auf eine würdige und großartige Ausführung des Denkmals bedacht sein konnte. Manche Vorschläge tauchten auf. Die Errichtung eines Standbildes auf einer Säule fand die allgemeine Zustimmung und landesherrliche Genehmigung.

Ein neuer Ausschuß wurde vom Verein im Jahre 1838 gewählt und die Leitung für den Entwurf des Denkmals dem berühmten Baumeister, Oberbaudirector Dr. Georg Moller übertragen, welcher Darmstadt und das Großherzogthum schon mit so vielen großartigen Bauwerken geschmückt hat. Drei deutsche Bildhauer wurden zu Entwürfen aufgefordert, darunter B. Scholl in Darmstadt, dessen kräftige Schöfferstatue den Marktplatz von Gernsheim am Rhein schmückt, und Rauch in Berlin. Man entschied sich für die Forderungen und den Entwurf Schwanthalers in München, dessen Modell von Stiglmaier gegossen werden sollte. Die Vorarbeiten für die Legung des Grundsteins begannen im Frühjahr 1841. Die Ausführung des ganzen Bauwerks, das große technische Vorarbeiten erforderte, war dem ausgezeichneten Architekten, Hofbaumeister Arnold übertragen, welcher mit meisterhafter Kunstfertigkeit den ganzen Bau ausführte. Erfreulich war es, daß von geschickten einheimischen Steinmetzen, Reitz und Fischer aus Raibach, aus den Sandsteinbrüchen von Raibach im Oden-

*) Illustrirte Zeitung, Nr. 73 vom 23. November 1844.

walde die ganze Säule ausgeführt werden konnte. Sowohl die Glätte der Bearbeitung, die Erhärtung des Steins, wie seine durch Oeltränkung hervorgebrachte kräftige dunkelrothe Farbe, wodurch die Säule wie aus einer Wurzel schlank und kräftig emporgeschossen zu sein scheint, ist zu vollkommner Befriedigung ausgefallen. Am 14. Juni desselben Jahres, dem Geburtstage Ludewig's I., fand die Feier der Grundsteinlegung statt, welche auf eine großartige Weise von dem regierenden Großherzoge selbst vollzogen wurde. Es war ein Volksfest, das durch seine Sinnigkeit und patriarchalische Gemüthlichkeit einerseits, durch seine Pracht und Großartigkeit, wie durch die Vertretung aller Stände andrerseits sich vortheilhaft auszeichnete. Der Anblick, welcher Tausende hier um die geheiligte Person eines hochgeliebten Fürsten mit Begeisterung und in Liebe geschaart überschauen ließ, bot das Gesammtbild einer glücklichen Volksfamilie dar.

Die Unterbrechungen, welche zeitweise am Bau der Säule eintraten, wurden durch die nöthigen Zurichtungen der einzelnen Werkstätten verursacht. Bis zum Herbste des Jahres 1841 waren die Fundamente der Erde gleich gearbeitet worden; im folgenden Jahr wurde das Fußgestell ausgeführt; im Jahre 1843 der Säulenschaft bis unter das Kapitäl vollendet. Im Verlaufe des Jahres 1844 wurde das Kapitäl aufgesetzt, wie auch der 90 Centner schwere Schlußstein. Bedeutungsvoll hatte man wiederum den 14. Juni 1844, an welchem vor 91 Jahren — 1753 — Ludewig I. geboren worden war, also gerade drei Jahre nach der Grundsteinlegung, zum Aufsetzen des unterdessen glücklich aus München angelangten Standbildes ausersehen. Das 22½ Fuß hohe kolossale Standbild, das 108 Centner wiegt, wurde in einer Stunde glücklich auf die 132⅓ Fuß hohe Säule gewunden.

Die Säule bildet jetzt den Mittelpunkt des von großartigen Gebäuden, wie namentlich dem großherzoglichen Palais, dem Regierungsgebäude — Kanzlei —, dem Ständehaus und andern mehrstöckigen stattlichen Wohngebäuden umgebenen Louisenplatzes, welcher ein Achteck bildet und zu den schönsten Plätzen nicht allein Deutschlands, sondern auch der größten Städten Europa's gehört. Die Rheinstraße durchschneidet die Mitte des Platzes, auf den noch vier andere Straßen ausmünden. Zum Fußgestell der Säule gelangt man auf mehreren Stufen. Die Verhältnisse des schlanken Säulenschafts sind sehr angemessen an und für sich, für das Standbild und namentlich für die den Platz umgebenden Gebäude, die weder der Säule das Großartige nehmen, noch von der hohen Säule in ihrer Stattlichkeit gedrückt werden. Die Säule hat namentlich an Schlankheit durch den am Kapitäl und Fußgestelle unter Scholl's Leitung schön ausgeführten Schmuck gewonnen. Um den Würfel am Fuße zieht sich ein sogenannter Eierstab, am Gesimse des Würfels Wasserlaub, darunter ein Eierstab mit Perlen und um den Wulst am Schaft ein Lorbeerkranz mit Bändern, wie auch oben am Kapitäl wiederum ein Eierstab mit Pfeilspitzen. Die unterste Stufe des Piedestals hat 47′ 5″ im Durchmesser, die Säule unten 14′, sowie oben 12′. Der innere Raum, in welchem sich eine Wendeltreppe von 3′ 4″ Raum zum bequemen Besteigen bis zur Spitze emporwindet, beträgt 7′ im Durchmesser. Nicht weniger als 172 Stufen führen zu der mit einem eisernen Geländer umgebenen Gallerie empor, auf welcher man einen herrlichen Einblick in alle Stadttheile und eine entzückende Fernsicht nach der Bergstraße, dem Odenwalde, dem Rhein und dem Taunus hin genießt. Man erblickt die Thürme von Speier, Mannheim, Worms, Oppenheim, Mainz und Frankfurt. Die Vorderseite des Fußgestells nach dem Rheine zu verkündet in römischen vergoldeten Buchstaben die einfach wahren und darum bedeutungsvollen Worte:

Ludewig dem Ersten
Sein dankbares Volk.

Die Rückseite nach dem Schlosse zu trägt folgende Inschrift:

Zu diesem Monumente wurde der Grundstein gelegt am XIV. Juny MDCCCXL.
Dasselbe wurde enthüllt am XXV. August MDCCCXLIV.

In Deutschland befindet sich außer dem Ludewigmonument nur eine zweite, mit einer Statue gekrönte Denksäule und zwar zu Hannover. Der zu München errichtete Obelisk und die Friedenssäule zu Berlin können hier nicht mitzählen. Während unsere 132½' hohe, mit dem 22½' hohen Standbild geschmückte Ludewigsäule also im Ganzen 155' Höhe zählt, hat die auf dem Paradeplatz zu Hannover zum Andenken an die Schlacht von Waterloo mit der Siegesgöttin gekrönte Waterloosäule eine Höhe von 156', — nach anderer Angabe sogar 162'. Sie hat aber nur einen Durchmesser von 12½' und eine Wendeltreppe von 190 Stufen. Zur Vergleichung folgen hier die Höhenangaben der bekanntesten Säulen zu Rom, Paris, London und St. Petersburg. Die Trajanssäule, das Muster der Vendomesäule, bestehend aus 34 Blöcken weißen Marmors, ist von oben bis unten mit mehr als 3000 Figuren in halberhabener Arbeit geziert, 141' hoch, hat 16' Fuß im Durchmesser, eine Wendeltreppe von 185 Stufen und trägt jetzt anstatt Trajans Standbild die Statue des Apostels Petrus. Die Antoniussäule auf dem Platz Colonna zu Rom besteht aus 28 zusammengefügten Blöcken weißen Marmors und ist 116' hoch. Verschiedene kriegerische Ereignisse sind in halb erhabener von unten nach oben spiralförmig sich emporwindender Arbeit angebracht. Zum Gipfel, auf welchem die bronzene Statue des heiligen Petrus steht, führen 190 Stufen. Die Vendomesäule ließ Napoleon zu Paris in den Jahren 1806 bis 1810 zum Andenken der 1805 gegen die verbündeten Oestreicher und Russen erfochtenen Siege aus 425 in Deutschland erbeuteten Kanonen aufführen. Sie hat ein Gewicht von 1,800,000 Pfund, eine Höhe von 133' und 12' im Durchmesser. Sie ruht auf einem Fußgestell von 32'. Auf 167 Stufen steigt man auf die Gallerie, deren Spitze die classische Figur des Kaisers im Ueberrocke und kleinen Hute einnimmt. Die Außenseite der Säule zieren 276 halberhabene Bilder, welche die wichtigsten Kriegsereignisse darstellen. Die Julisäule, welche auf dem Bastilleplatz zur Verherrlichung der Revolution von 1830 erst vor zwei Jahren vollendet wurde, hat mit dem Unterbau und der Krönung, dem Genius der Freiheit, eine Gesammthöhe von 50,52 Metres 203,28' großherzoglich hessischen Maßes. Das sogenannte Monument — London column —, welches zum Andenken an die große Feuersbrunst von 1666 — sie legte 13,200 Häuser in Asche — aus weißem Marmor in der Altstadt — City — von London erbaut wurde, hat eine Höhe von 202' und man gelangt auf 345 Stufen zu deren Gallerie. Die Yorksäule, auf deren Spitze das Standbild des Herzogs von York, des Sohnes Königs Georg's III. von England, steht, sowie die den Trafalgar Square in London zierende Nelsonsäule erreichen jene Höhe nicht. Der Schaft des Alexander-Monumentes, welches der Kaiser Nicolaus vor dem Winterpalaste seinem Bruder, dem verstorbenen Kaiser Alexander, errichten ließ und 1834 einweihte, besteht aus einer einzigen Granitsäule dorischer Ordnung von 12' Durchmesser und 84' Länge. Sie ruht auf einem Piedestal von Granit, welches sich auf mehreren Stufen von Granit erhebt. Oben auf der Säule auf einer Halbkugel steht ein Engel von Bronze, der mit der Rechten gen Himmel deutet und mit dem Kreuze in seiner Linken eine Schlange zerdrückt. Die Höhe des ganzen Monumentes vom Erdboden bis an die Spitze des Kreuzes mißt 154'.

Das Standbild Ludewig's des Ersten ist, wie schon erwähnt, nach Schwanthalers Modell von Stiglmaier aus Kanonenmetall in der königlich baierischen Erzgießerei gegossen. Die Gestalt, in noch kräftigem Mannesalter aufgefaßt, mit dem etwas stark vorgebeugten Haupte, mit dem klaren, aber so milden Blicke, gewährt von vorn den besten Anblick. Das Haupt ist unbedeckt, wie es im Leben selbst bei Sturm und Wetter der Fall war. Er trägt die Generalsuniform mit den Epauletten, das große Band mit dem Stern des Ludewigsordens. Der Mantel deckt größtentheils den unteren Theil des Körpers und gestattete dem Künstler den antiken Faltenwurf.

Die Linke hält in der Nähe des Degengriffs den Mantel zusammen, während der niedergesunkenen Rechten das von ihm seinem Volke verehrte Kleinod, die Verfassungsurkunde, anvertraut ist. Das Monument, welches man von allen Seiten der Stadt erblickt, ist um so mehr eine Zierde derselben, da sie an emporstrebenden Thürmen sehr arm ist; es ist ihr jüngstes Wahrzeichen!

2.
Ludewig des Ersten Leben und Charakter.

Hessen ist eben so wenig seines alten Namens — Chatten, Hatten, Hessen —, wie die Bewohner ihres ursprünglichen Grundcharakters unter den andern deutschen Ländern und Stämmen im Laufe der Jahrhunderte verlustig gegangen. Noch ist der alte Geist der Chatten, wie Johannes von Müller sagt, im Volke nicht erloschen. Was der ernste Römer Tacitus, dieser glaubwürdige Zeuge deutscher Urzeit, im zweiten Jahrhundert nach Christus, von dem Stamme der Hessen rühmt, daß „ihr Körper dauerhaft, ihr Bau gedrungen, ihr Geist lebendig, daß sie unter den Germanen viel Ueberlegung und Einsicht hätten," findet noch heute auf die Nachkommen gerechte Anwendung. Hessen, noch unter Philipp dem Großmüthigen ungetheilt, lag recht im Herzen Deutschlands und war darum zu allen Zeiten ein wichtiges Gebiet, früher für die Verbreitung des Christenthums, später im Kriege und für die Politik. Rhein, Main, Neckar, Lahn, Weser fließen durch das Land oder berühren es, weßhalb im Jahre 1803 unser Ludewig als Landgraf in seinem vollständigen Fürstentitel unter andern auch noch „des heiligen römischen Reiches Vorfechter zwischen Rhein und Weser" hieß. Die hessischen Fürsten waren der Mehrzahl nach, wie ihr Volk, ehrenwerth und bieder. Der Ursprung ihres Hauses ist alt und reicht mütterlicher Seits durch die thüringischen Landgrafen bis auf Gisela, Kaiser Konrads II. Gemalin, dann noch bis auf Kaiser Karl den Großen selbst. Ein Stammbaum, von einem kundigen Geschichtsfreunde entworfen, weist nach, daß seit Ludewig V. oder dem Getreuen und durch ihn — 1596 — 1626 — das hessische Fürstenhaus mit allen regierenden Familien Europa's verwandt ist. Um das Jahr 1130 wurden die beiden schönen Länder Thüringen und Hessen als Landgrafschaften unter Ludwig, dem ersten Landgrafen, verbunden und theilten bis 1247 gleiches Schicksal. In jenem Jahre starb aber mit Heinrich Raspe die männliche Linie der thüringischen Fürsten aus. Mit Heinrich dem Kinde, welcher deshalb der Stammvater des jetzt regierenden hessischen Gesammtfürstenhauses ist, begann dagegen die Linie der brabant-hessischen Fürsten, weßhalb denn auch im Jahre 1847 die hessische Fürstenfamilie das sechshundertjährige Jubiläum ihrer ununterbrochenen Herrschaft in Hessen feiert. Heinrich das Kind war durch seine Mutter Sophia, die Gemalin Herzog Heinrichs des Großmüthigen, ein Enkel der heiligen Elisabeth. Das Gefühl der früheren Zusammengehörigkeit zwischen Thüringen und Hessen erlosch in beiden Ländern nicht ganz, und war außer der Grenznachbarschaft und wegen der Sicherheit der Nachfolge mit die Ursache der später zwischen Sachsen und Hessen geschlossenen Erbverbrüderung — zuerst 1373, zum letzten Mal erneuert 1614 —, welche zu den Zeiten Philipp's des Großmüthigen und Friedrich's des Weisen eine welthistorische Bedeutung für die Reformation gewann. Bis auf Philipp den Großmüthigen war Hessen mehrmals getheilt; sein Vater, Wilhelm II., vererbte es ihm aber ungetheilt als ein mitteldeutsches kräftiges Hessen. Deshalb konnte dieser größte Landgraf der Hessen, während seiner neunundvierzigjährigen Regierung — von 1518 — 1567 —, stets geistig und politisch kampfbereit, eine so glänzende, in die durch die Reformation herbeigeführten Weltereignisse tiefeindringende Rolle spielen. Er, nach Heinrich dem Kinde, der zweite gemeinsame Stammvater sämmtlicher noch blühenden hessischen Häuser, kann — wie es auch bei Gelegenheit der Enthüllung der geheime Staatsrath Dr. Knapp, Präsident des historischen Vereins für das Großherzogthum, in einer gelungenen

Parallele gethan hat — mit Ludewig, dem ersten Großherzoge, in Charakter und Schicksalen verglichen werden. Beide lebten in Zeiten welterschütternder Stürme, aus denen nur wahrhaft große Fürsten von Geist, Gesinnung und Willenskraft wie aus einem allgemeinen Schiffbruche Ehre und Leben, Land und Leute retten konnten und gerettet haben. Beide folgten in den schwierigsten Lagen, in welche Regierende gerathen können, stets nur der Stimme der Ehre und Wahrheit, und ließen der Klugheit nur so viel Spielraum, als es sich mit jenen vertrug. Beide gingen dafür mit ihren verjüngten, sogar vergrößerten Staaten ehrenvoll, jener aus den Stürmen der Reformation, dieser aus denen der Revolution hervor. Philipp der Großmüthige theilte Hessen unter seine vier Söhne, von denen aber nur der älteste, Wilhelm IV., und der jüngste, Georg I., die zwei noch bestehenden Hauptlinien von Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt gründeten, wogegen die zwei mittleren Brüder ohne Erben starben und deren Land und Leute getheilt wurden. Nach Georg I. herrschten während der folgenden zwei Jahrhunderte sieben Landgrafen: Ludwig V., der Getreue — 1596 bis 1626 —, Georg II., der Gelehrte — bis 1661 —, Ludwig VI. — bis 1678 —, Ludwig VII. und Ernst Ludwig — bis 1739 —, Ludwig VIII. — bis 1768 — und Ludwig IX. — bis 1790 — über die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, meistens mit ihrem Sitze zu Darmstadt. Hatte das Land auch im Verlaufe der Jahrhunderte schwere Drangsale durch den dreißigjährigen Krieg, später durch Pest, mehrmals auch durch Verwüstungen und Brandschatzungen feindlicher Heere zu überstehen, so vergrößerte es sich dennoch durch Ankäufe und Erbschaften, wie die von Hanau und Lichtenberg fortwährend und blieb in Gesittung und geistigen Bestrebungen nicht hinter andern deutschen Ländern zurück. Trotzdem, daß alle regierenden Landgrafen der Linie Hessen-Darmstadt der freien evangelischen Lehre nach dem Vorgange ihres Ahnherrn Philipp des Großmüthigen aufrichtig ergeben blieben, neigten sie sich doch bis auf Ludwig IX. dem Hause Oestreich in politischen Angelegenheiten zu, weßhalb ihnen auch von jenem Hause manche Vortheile und ehrende Auszeichnungen zu Theil wurden.

Ludewig I. ward am 14. Juni 1753 zu Prenzlau in der Uckermark geboren, wo sein Vater, Ludewig IX., ein Anhänger und enthusiastischer Verehrer Friedrich's des Großen, als preußischer Generallieutenant und Inhaber des Regiments Selchow seinen Standort hatte. Während der Vater, von Charakter heftig, aber gerade und tüchtig an Geist und Willen und wohlwollender Gesinnung, den größeren Theil seines Lebens als regierender Landgraf zu Pirmasens, das er von einem Dorfe zu einem ansehnlichen Städtchen erhob, getrennt von seiner Gemalin und seinen Kindern, dem Soldatenwesen lebte, hielt sich seine Gemalin, Henriette Christina Karoline Luise, geborene Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, eine an Geist und Gemüth, an Charakter und Gesinnung ausgezeichnete Dame, in Darmstadt auf. Sie erweckte eigentlich den Geist, durch welchen sich die Glieder ihrer Familie seitdem auszeichneten. Durch des genialen Kriegsraths J. H. Merk Vermittlung stand sie mit Herder und Göthe, welche sie die „große Landgräfin" nannten, wie auch mit Wieland in geistigem Verkehr, welcher Letztere in einem Briefe den Wunsch aussprach: „nur einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein, um sie zur Königin von Europa erheben zu können." Sie begrüßte zuerst mit Begeisterung die emporstrebende junge deutsche Literatur, sammelte und ließ die zerstreuten Oden Klopstock's drucken, und vererbte diese beschützende Liebe und Anerkennung deutscher Literatur, Kunst und Wissenschaft auf ihre Kinder, namentlich auf unsern Ludewig und dessen Schwester Luise, nachmalige Großherzogin von Weimar, Karl August's Gemalin. Sie blieb mit Friedrich dem Großen bis zu ihrem Tode, wie mit der Kaiserin Katharina II., in einem lebhaften vertrauten Briefwechsel, der, ihrer Bestimmung gemäß, theilweise noch versiegelt in dem Archive zu Darmstadt aufbewahrt wird. Wie hoch sie Friedrich der Große schätzte, geht daraus hervor, daß er ihr nach ihrem Tode auf ihrem im Schloßgarten zu Darmstadt befindlichen Grabe — „dem Orte, wo ich," wie es in ihrem letzten Willen heißt,

„von dem Geräusche des Hofes entzogen, meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für mein Leben Rechenschaft geben werde" — eine marmorne Graburne mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Femina sexu, ingenio vir" errichten ließ, ihr, die er in einem Briefe folgendermaßen charakterisirte: „Cette princesse accomplie faisait l'ornement et l'admiration de notre siècle." J. E. Schmidt, der geistvolle hessische Geschichtschreiber, sagt über die Erziehungsweise ihrer Söhne und Töchter, die später die Throne von Preußen und Rußland zierten: „Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war auch in Beziehung auf die Grundsätze der Erziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte bereits früher das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbstständig mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Beruf des Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten." Nachdem der Erbprinz auf der damals blühenden Universität Leyden studirt, auf seinen Reisen Frankreich und England kennen gelernt, trat er, veranlaßt durch die Vermählung seiner jüngeren Schwester Wilhelmine mit dem damaligen Großfürsten, späteren Kaiser Paul, im Jahre 1773 als Generalmajor in das russische Heer. An den Ufern der Donau unter dem Grafen Romanzow erkämpfte er sich seine Lorbeeren, verließ aber nach dem Tode seiner Mutter und Schwester den russischen Kriegsdienst. Er führte von nun an theils zu Darmstadt, theils auf seinem Landsitze zu Auerbach an der Bergstraße ein seinem künftigen Berufe, den Wissenschaften und Künsten geweihtes Leben, das durch den Umgang einer geistreichen und schönen Gemalin, Luise Karoline Henriette, beglückt wurde. Sie, die Tochter seines väterlichen Oheims, des Prinzen Georg von Hessen, schenkte ihm fünf Söhne, den Großherzog Ludewig II., die Prinzen Georg, Friedrich, Emil, Gustav — † 1806 —, und eine Prinzessin Luise — 1802 als Wittwe des Prinzen von Anhalt gestorben. Im Jahre 1827 feierten sie ihre goldene Hochzeit. Zwei Jahre später starb die Großherzogin, des Augenlichts fast beraubt. Durch eigene Anschauung hatte er die Bedürfnisse des Volkes kennen gelernt und blieb auch später dieser Gewohnheit getreu, indem er für Jedermann zugänglich war. Schon von 1779 an hatte er an seinem Geheimen Cabinetssecretär Schleiermacher, der 1829 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, einen Diener und Freund gefunden, der ihm alle großen und schönen Ideen ausführen half. Namentlich war es Schleiermacher, welcher jungen einheimischen Gelehrten und Künstlern — wie z. B. dem großen Orientalisten Schulz und dem Chemiker J. Liebig — fürstliche Unterstützung zuwandte und die naturhistorischen und Kunstsammlungen, das Museum wie die Bibliothek gründen half. Göthe pries den zweiundzwanzigjährigen Prinzen „als eine treue feste Natur, mit einer geraden tüchtigen Existenz und einer ungeheuern Imagination." So vorbereitet bestieg er am 6. April 1790 nach dem Tode seines Vaters den Thron, auf welchem er gerade vierzig Jahre, bis zum 13. August 1806 als Landgraf, von da an als der erste Großherzog von Hessen und bei Rhein saß. Die Landgrafschaft war damals ungefähr 100 Q.-M. groß und zählte gegen 300,000 Einwohner mit $1^1/_2$ Mill. Fl. an Einkünften; er hinterließ seinem Nachfolger das Großherzogthum von Hessen und bei Rhein mit einem Flächenraum von 153 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 811,503 Seelen. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution nahm er am Reichskriege thätigen Antheil, mußte mit seinem Lande, das die hanau-lichtenbergischen Besitzungen jenseits des Rheins verlor, schwere Opfer bringen, erhielt aber durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Gebietsentschädigung und zwar das kurkölnische Herzogthum Westfalen, wie auch verschiedene mainzische und pfälzische Oberämter. Wie glücklich sich namentlich Westfalen unter der hessischen Regierung — vom 6. October 1802 bis 8. Juli 1816 — fühlte, davon ist der sprechendste

Beweis die Bitte, welche die Bewohner der ehemaligen Hauptstadt Arnsberg in einer Adresse vom 19. August an den jetztregierenden Großherzog richteten. „Er möchte in Gnaden geruhen, den Bewohnern des Herzogthums Westfalen durch die Schenkung des Bildes ihres früheren Regenten, Großherzog Ludewig's I., auf den Rathhaussaal zu Arnsberg ein höchst erfreuliches und schätzbares Andenken an dessen glückliche Regierung huldvollst zu gewähren." Der Weltsturm begann von Neuem. Das tausendjährige deutsche Reich fiel und Kaiser Franz II. legte, der Letzte, die Krone nieder. Um seinen Staat zu retten, schloß sich Ludwig an den Protektor des Rheinbundes an und wurde am 13. August 1806 zum Großherzog von Hessen und bei Rhein durch Napoleon erhoben. Die Hessen fochten ehrenvoll unter ihrem ausgezeichneten Feldherrn, Ludewig's jüngstem Sohne, dem Prinzen Emil, in Preußen, Oestreich, Spanien und Rußland für den französischen Kaiser. Ludewig war wiederum einer der Letzten, welcher sich am 2. November 1813 vom Kaiser Napoleon lossagte. Er trat dem deutschen Bunde bei und erhielt für das Herzogthum Westphalen die schöne Rheinprovinz. Schon während der Schrecken des Krieges hatte er den Weg einer humanen Reform seines Landes betreten; so gab er 1810 Gesetze über Vergütung des Wildschadens und hob 1811 die Leibeigenschaft und Frohnpflicht auf. Nach eingetretenem Frieden erleichterte er fortwährend sein Land von den auf ihm haftenden drückenden Lasten, trennte die Rechtspflege von der Verwaltung und gab eine freisinnige Gemeindeordnung. Er hob die geistige und sittliche Bildung des Volkes durch Verbesserung des Volksunterrichts, durch Errichtung zweier Schullehrerseminare, Verbesserung der Gymnasien und der Kriegsschule, Gründung von Real- und Gewerbschulen; er verbesserte die Wittwenkassen; ein Netz ausgezeichneter Straßen fing an, sich über das ganze Land auszubreiten; Offenbach erhielt eine Schiffbrücke; der Lauf des Rhein wurde durch einen Durchstich am Geier verkürzt; er ließ ein bürgerliches und Strafgesetzbuch für seine Lande vorbereiten. Das Ministerium unter von Grolmann und nach ihm unter dem noch lebenden Freiherrn du Thil wirkte in seinem Geiste und in seiner großartigen Gesinnung. Großartig war seine Gesinnung für Gedankenfreiheit und religiöse Duldung. Er hörte gern die Sprache der Wahrheit; politisch überspannten und verirrten Jünglingen verzieh er großmüthig; in seiner Residenz fand der katholische Bibelübersetzer, Leander von Eß, eine sichere Freistätte; den Bau einer katholischen Kirche in seiner Residenz unterstützte er reichlich; religiöse Unduldsamkeit, von welcher Confession sie ausging, machte er unschädlich, und niemals lieh er der Verläumdung sein Ohr. Zu seinem Hofprediger erhob er den Dorfpfarrer Dr. Ernst. Thätigkeit war ihm andere Natur; seine vielen geistvollen Randbemerkungen und Resolutionen in den Regierungspapieren würden, wenn zusammengestellt, seine großartige, klare und edle Politik und rastlose fürstliche Thätigkeit zeigen. Seine erprobten Diener hielt er stets wie Freunde hoch in Ehren. Geistreiche Männer liebte er um sich, wie seinen Leibarzt von Wedekind, seinen vertrauten Schleiermacher, den großen Componisten und Orgelspieler, Abbé Vogler, unter dem Karl M. v. Weber, Meyerbeer und andere berühmt gewordene Künstler ihre Studien zu Darmstadt machten. Die Universität Gießen erweiterte er durch Lehrer und Geldmittel; Liebig fand an ihm fortwährend einen würdigen Beschützer, wie dies in der Versammlung der brittischen Gesellschaft der Wissenschaften zu York rühmend anerkannt wurde. Das edelste Kleinod aber, welches er seinem Volk 1820 gab, war die Verfassungsurkunde, die, freisinnig abgefaßt, auch freisinnig gehandhabt wurde. Auf ihn konnte man, wie er selbst zu seinen Ständen sprach, stets sicher rechnen. Einen hohen Genuß fand Ludewig auf seinen Spazierfahrten in den urkräftigen Buchen-, Eichen- und Tannenwäldern, welche sich wie ein grüner Kranz um seine Residenz winden; er wies dadurch seine Unterthanen auf den Quell des reinsten Naturgenusses hin, wie er ihnen, als großer Kenner der Musik, nachdem er sich durch den Verschönerer seiner Hauptstadt und seines Landes, den Oberbaudirector Moller, das großartige Opernhaus hatte bauen lassen, einen Tempel der Kunst eröffnete,

in welchem die größten Schöpfungen der Ton- und Dichtkunst oft durch die berühmtesten Künstler zur Ausführung kamen. Er leitete selbst die Musikproben und bildete sich so eine berühmte Kapelle heran. Kein deutsches Theater leistete damals Bedeutenderes in der Oper, als das seinige. — Sein großer Geist schied sanft am 6. April 1830, 12 Uhr Nachmittags. Sieben und siebenzig Jahre hatte er gewirkt. Er nahm den Ruhm mit, bis zum letzten Augenblick auf der Höhe seiner Zeit gestanden und sie begriffen zu haben. Auch der Ruhm bleibt ihm, daß er durch seine Minister du Thil und von Hoffmann nach längeren in Berlin gepflogenen Conferenzen durch den Abschluß des Zollvereins am 14. Februar 1828 den Grundstein zu einem großen einigen Deutschland legen ließ. Ohne Schmeichelei, die dem Lebenden in der Seele verhaßt war, durfte daher sein Staatsminister du Thil dem Todten nachrühmen: „daß er seine vieljährige Regentenlaufbahn mit dem erhebenden Bewußtsein beschlossen habe, der erhabenen Bestimmung, welche ihm die göttliche Vorsehung während seines irdischen Daseins zu Theil werden ließ, ausschließend gelebt und ihr vollkommen Genüge geleistet zu haben.“ In der Fürstengruft zu Darmstadt ruht er unter seinen Vätern.

3.

Die drei großen Festtage zu Darmstadt, am 25., 26. und 27. August 1844.

Beiträge für das Ludewigmonument waren von hessischen Bürgern aller Stände, selbst aus den kleinsten Dörfern in den drei Provinzen zusammengeflossen, wie auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt. Es regte sich daher auch bei allen Ständen im ganzen Lande der innere Drang, sich wenigstens durch Abgeordnete bei der Enthüllung vertreten zu lassen. So schuf sich dieses wahre Nationalfest der Hessen aus allen Bestandtheilen der alten und neuen Lande wie von selbst. Viel trug zur Steigerung persönlicher Theilnahme der Aufruf der großherzoglichen Hofkapelle in Verbindung mit den fünf Darmstädter blühenden Gesangvereinen der Dillettanten, des Mozart-Vereins, der Liedertafel, des Sängerkranzes und der Harmonie bei, an einem der Tage durch hessische Sänger und Sängerinnen, wozu man die Städte Gießen, Mainz und Offenbach als Vertreter der drei hessischen Provinzen Oberhessen, Rheinhessen und Starkenburg auserkoren hatte, in den ungeheuren Räumen des Zeughauses — 272′ lang und 134′ Fuß breit — ein Riesenconcert, — die Aufführung des Alexanderfestes von Händel —, und später einen Freimarkt nebst einem Volksfeste, das die Hauptstadt des Landes bisher noch entbehrt hatte, zu veranstalten, zu welchem letzteren der bekannte Kupferstecher Heinrich Felsing den frischen Volkshumor der gewerbtreibenden Stände auf's Glücklichste zusammenbeschwor, der bis dahin im Gegensatz zum übermüthigen Carnevalshumor der Rheinhessen hier geschlummert hatte. Der Hof, die Behörden des Landes und die Darmstadts griffen zur Ausführung kräftigst zusammen. Je mehr sich der 25. August näherte, desto geräuschvoller wurden die Vorbereitungen. Das Gerüst, das bisher die Säule umgeben, fiel; der Louisenplatz verwandelte sich mit seinen geschmückten Häusern und neu errichteten Balkonen, mit den Tribünen für die großherzogliche Familie, die Sänger und Sängerinnen, die Zuschauer, die Musiker in einen großartigen Festschauplatz. Von den Thürmen der Stadt, vielen öffentlichen und Privatgebäuden wehten mächtige Fahnen; auf den Landstraßen nach Mainz und Frankfurt waren schlanke Ehrenpforten errichtet, an welchen am 23. Abends die Sänger und Sängerinnen aus Gießen, am 24. Morgens die von Offenbach und Mainz festlich eingeholt wurden. Gastfreundschaft bereitete ihnen während der Festwoche die genußreichste, edelste Bewirthung, und man kann mit Recht sagen, daß Darmstadt als Hauptstadt des Landes einen neuen innigen Bund mit dem ganzen Lande schloß, wie es vorher nie stattgefunden. Wohl sechszig bis siebenzigtausend Menschen wogten während der Festtage auf den breiten Straßen

und prächtigen Plätzen der Stadt umher. Großartig war der Fackelzug, welchen mit dem Vortritt der österreichischen Militärmusik mehrere hunderte mainzer Gewerbtreibende, welchen sich die hiesigen anschlossen, am Vorabende des Festes dem Großherzoge und Erbgroßherzoge als Huldigung darbrachten, wie denn überhaupt die Bewohner der Rheinprovinz durch die regste Theilnahme bewiesen, wie glücklich sie sich seit 29 Jahren unter der hessischen Regierung fühlten. Der starke Wind, welcher die Nacht hindurch tobte, aber auch schönes Wetter brachte, hatte das mit den Landesfarben umhüllte Standbild schon theilweise entschleiert.

Den großen ersten Festtag, den 25., verkündigten früh Morgens um 6 Uhr Kanonenschüsse und die Regimentsmusiken, welche durch alle Straßen der Stadt ziehend, zur Reveille spielten. In den Kirchen beider Confessionen und in der Synagoge bereiteten sich die verschiedenen Glaubensbekenner durch Gebet und Predigt zur würdigen Feier des Festes vor. Unter dem Geläute aller Glocken entwickelte sich um 11 Uhr der großartige Festzug vom Markte aus durch den oberen Theil der Rheinstraße nach dem Festplatze in folgender vom Oberbaurath Dr. Lerch entworfenen Ordnung. Den Zug eröffnete der letztgewählte Ausschuß nebst dem ersten Vereinsausschuß; es folgten eine Abtheilung der hessischen Veteranen; die verschiedenen Gesangvereine mit ihren prachtvollen Fahnen; die drei höheren Schulen, das ältere Gymnasium mit seiner Minervafahne und der östreichischen Militärmusik, dann die höhere Gewerbschule und die Realschule mit der mannheimer Dragoner-Regimentsmusik und ihren acht prachtvollen von dem ausgezeichneten Maler Lucas, dem Lehrer der Schule, entworfenen Standarten und Fahnen, auf welchen theils die Hassia mit den Wappen der drei Provinzen, theils die einzelnen Wissenschaften und Künste durch symbolische Figuren dargestellt waren. Diese frische kernige Jugend, in ihrer schöngeschlossenen Haltung, bot den erfreulichsten Anblick. Darauf zogen neun Mädchenschulen und sieben Knabenschulen; unter dem Vortritt der landwirthschaftlichen Centralbehörde, nebst dem um diese sinnige Vertretung des gesammten hessischen Bauernstandes wohlverdienten Herren Oekonomierath Dr. Zeller der herrliche und stolze Bauernzug, welcher zehn Standarten in seinen einzelnen Abtheilungen mit bedeutsamen Aufschriften trug, welche die Hauptverdienste Ludewig's I. um den ehrenwerthen Nährstand verkündeten. Sie lauteten: 1) Aufhebung der Leibeigenschaft 1811, 1827; 2) Frohnfreiheit 1811, 1819, 1824, 1827; 3) Aufhebung des Novalzehntens 1816, 1820, 1821; 4) Verwandlung der Zehnten 1816, 1824; 5) Ablösung der Grundrenten 1821; 6) Vergütung des Wildschadens 1810; 7) Gemeinheitstheilungen 1814, 1827; 8) Aufhebung des Mühlbanns 1818; 9) Beförderung der Wiesencultur 1829; 10) Freier Absatz der Producte — Zollverein — 1828. — Dieser Zug, welcher das Mark des Landes, den mächtig gehobenen Nährstand, vertrat, war zusammengesetzt aus 30 Mädchen, 30 Burschen und 10 Obmännern aus der Provinz Starkenburg; aus 55 Mädchen, 55 Burschen und 18 Obmännern aus Oberhessen, unter denen namentlich die malerische, durch van Embde auf seinen hessischen Genrebildern verherrlichte Nationaltracht der schönen Hinterländerinnen aus dem Kreise Biedenkopf alle Blicke fesselte; dann aus 30 Mädchen, 30 Burschen und 10 Obmännern aus Rheinhessen, deren ländliche moderne Kleidung sich nur wenig von jener der Bewohner der rheinhessischen Städte unterschied. Den Schluß dieses Zuges bildeten die Ausschüsse des landwirthschaftlichen Vereins und die Landwirthe aus den drei Provinzen. Denen aus Rheinhessen, welche sich sehr zahlreich eingefunden hatten, schritt der seit 1815 als Regierungspräsident in Rheinhessen fungirende allverehrte Freiherr von Lichtenberg, ein Großneffe des berühmten Humoristen, voraus. Die hiesige Handwerkszeichenschule, angeführt von dem Modelleur Schröder, führte, in 22 Abtheilungen eingetheilt, die vortrefflich in Holz ausgeführten Embleme der verschiedensten Gewerbe mit sich. Auch die rheinischen Schiffer aus Mainz, Worms und Bingen, in ihren dunkelblauen Jacken und breiten Schifferhüten, trugen das Abzeichen ihres Gewerbes, ein mit vielen Flaggen geschmücktes kleines Boot. Den Mitgliedern beider Kammern der

der Stände trug ihr Archivar ein Exemplar der Verfassungsurkunde auf rothsammetnem Kissen vor; an sie schlossen sich nun die Staatsbehörden an, die Minister und Ministerien mit Dependenzen, die Hofbehörden, das Commandement der Residenz, die Landes- und Provinzialcollegien, die Gerichts- und Verwaltungsbeamten, die Postbehörden, die Anwälte und Aerzte, die Landesuniversität, das Museum, die Künstler, die Collegien und Beamten im Finanzdepartement, die Geistlichkeit aller Confessionen unter dem Vortritt des Bischofs von Mainz und des evangelischen Prälaten, der Stadtvorstand der Residenz, zahlreiche Deputationen der Gemeinden aus allen Theilen des Landes, Veteranen schlossen abermals den Zug. Man konnte, nachdem die verschiedenen Abtheilungen die ihnen bestimmten Plätze eingenommen, nicht allein die ganze Organisation des Beamtenstandes vom Minister an bis herunter überblicken, sondern auch alle übrigen Stände des Landes, wie auch das ganze großherzogliche Truppencorps, angeführt von dem Divisionär Prinzen von Wittgenstein, das in der langen Rheinstraße in Parade aufgestellt war. Es bestand aus den vier Regimentern, der Reiterei — dem Gardechevauxlegersregiment —, der Garde du corps, den Pionieren und der Artillerie zu Fuß und zu Pferd mit ihren Geschützen. Todtenstille trat ein, als der Ausschuß sich in das großherzogliche Palais begab, um den Großherzog und die großherzogliche Familie, den Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin, wie den Prinzen Georg — den Bruder des Großherzogs — abzuholen. Leider waren der Prinz Karl und seine Gemalin Elisabeth nebst ihren drei Kindern durch ihren Besuch in Fischbach in Schlesien, wie der allgeliebte Prinz Emil, einst groß im Kriege als Anführer der hessischen Truppen, jetzt als erfahrener Staatsmann und Menschenfreund im Frieden dem Vaterlande seine Dienste widmend, durch eine lebensgefährliche Krankheit — die er mit Gottes Hülfe überwand — zum Bedauern Aller verhindert, den Kreis der großherzoglichen Familie vollzählig zu machen. Unter dem Jubel der Versammelten nahm dieselbe ihre Sitze auf der bestimmten Tribüne ein; die 600 Sänger, begleitet von den Musiken der Regimenter und der Hofkapelle, sangen eine von K. Baur gedichtete und vom Kapellmeister W. Mangold componirte Cantate, worin Ludewig begrüßt wird „der Weise, der Milde, Gerechte, der treue Pfleger des Schönen und Guten, G e s e t z e s g r ü n d e r, — der vierzig der Jahre in Leid und Freude des V a t e r l a n d e s V a t e r." Der evangelische Prälat Dr. Köhler, ein apostolischer Redner voll Glauben, Weihe und Begeisterung, weihte und segnete mit einem Gebete Stätte und Standbild ein. „Sie sei heiliges Land," sprach er, „und für immer der Obhut des Höchsten empfohlen! Gesegnet sei dieses Denkmal, das unter uns erbaut ist! Weithin in's Vaterland, weithin den fernsten Geschlechtern verkündige es Ludewig's Ruhm und der Hessen dankbare Liebe! O Bildniß des Gerechten! Schaue stets nur herab auf ein weises, frommes, glückliches Volk, das Gott fürchtet, den Fürsten ehrt, das Vaterland liebt und das Gedächtniß des Gerechten bewahret in Segen!" Geheimer Staatsrath Schenck, schon während mehrerer Landtage Präsident der zweiten Kammer der Landstände, erinnerte in einer gehaltreichen Rede an Ludewig's große Verdienste um sein Volk und Land. „Lebendig ist heute," rief er aus, „die Erinnerung, wie er mit hoher Gerechtigkeit Allen Gleichheit vor dem Gesetz gewährte in Rechten und Pflichten; wie er Glauben und Gewissen frei machte, wie er die Schranken fallen ließ, welche die freie Wahl des Berufes einengten; wie er die öffentlichen Abgaben auf alle Schultern gleich vertheilte, und die Allgemeinheit der Militärpflicht verkündigte u. s. w. — wie er endlich, was er seinem Volke aus freier Bewegung seines großen und edlen Herzens gegeben und gewährt, befestigte durch das kostbare Geschenk der V e r f a s s u n g s u r k u n d e." Da fiel die Hülle unter dem Geläute der Glocken, dem Donner von 101 Kanonenschüssen, dem Jubel der Musik und der tausend Stimmen, dem Schwenken der Fahnen und Hüte. Mit voller Wahrheit konnte der edle Großherzog in dem Manifeste an sein Volk — datirt den 28. August 1844 — über diesen großen unvergeßlichen Augenblick sich folgendermaßen aussprechen: „Die Festtage der Enthüllung des von der Dankbarkeit

eines treuen Volkes Unserem in Gott ruhenden Herrn Vater, Ludewig I. errichteten Monuments haben Uns mit inniger Freude und Rührung erfüllt.

Die ganze Liebe und Biederkeit des Uns von Gott anvertrauten Landes hat sich von Neuem auf eine edle Weise bewährt und es sollen Uns die Stunden unvergeßlich sein, welche Wir, in der Mitte Unseres Volkes und mit demselben, dem Andenken des ersten Großherzogs von Hessen weihten, der Uns und Unsern Nachkommen in der Regierung stets ein hohes Vorbild sein und bleiben wird.

Es waren schöne Stunden, welche durch die lebendigste Gegenwart die volle Wahrheit des heiligen Verhältnisses bekräftigten, das von jeher deutsche Fürsten und deutsche Volksstämme mit einander vor Gott in wechselseitigem, unauflöslichem Vertrauen verbindet.

Wir fühlen uns im tiefsten Herzen gedrungen, diese Empfindungen der freudigen Anerkennung vor allen um Unsern Thron vereinten, treuen Hessen, die Wir alle mit gleicher landesväterlicher Sorge und Liebe umfassen, und deren Glück Unser Glück ist, hiermit öffentlich zu bekennen und zu verkündigen.

Möge der Segen des Himmels auch fürohin auf Uns und Unserm Lande ruhen!" —

Die Feier endete mit einem Zug der Truppen und aller Versammelten an der großherzoglichen Tribüne vorbei theils um das Monument, theils nach dem Markte in der vorigen Ordnung nach Verlauf von drei Stunden.

Die Aufführung des Alexanderfestes von Händel unter der Leitung Karl Mangold's von etwa 600 Musikern, Sänger und Sängerinnen fand Nachmittags in den prachtvoll geschmückten Räumen des riesigen Zeughauses in großartigster und befriedigendster Weise statt.

Der zweite Festtag, der 26. August, brachte den Sängern und Sängerinnen ein herrliches idyllisches Waldfest in dem Buchenwalde des Jagdschlosses Kranichstein, nachdem man vorher zu Wagen die reizendsten Punkte der umherliegenden Wälder, welche Fernsichten nach dem Rhein, Main, dem Spessart, dem Odenwalde, der Bergstraße und der Taunusgegend bieten, besucht hatte. Große Verdienste um alle diese Anordnungen hatte sich der großherzogliche Oberforstrath von Wedekind, einer der gemeinnützigsten Männer Darmstadts, erworben. Die Festoper, Ferdinand Cortez, mit welcher vor beinahe 28 Jahren Ludewig I. seinen neuen Kunsttempel eingeweiht hatte, versammelte am Abend Alles, was Platz finden konnte, in dem festlich erleuchteten Theater, das mit einem trefflichen Festspiel: „Die Huldigung der Musen" von Karl Baur, begann.

Der dritte Festtag, der 27., ward in der Frühe durch eine Turnschau verherrlicht, an der auch Turner von Mainz, Offenbach und Frankfurt — unter dem trefflichen Ravenstein — Antheil nahmen. Die Stadt machte der Turngemeinde, die sich „fromm, frisch, fröhlich, frei" auch hier entwickelt hat, eine schöne Fahne zum Geschenk.

Schon am Nachmittage des vorigen Tages war auf dem vor dem Rheinthore gelegenen Exercierplatze, dessen Gesichtskreis von den Höhen der Bergstraße und den ferneren Bergen des Taunus begrenzt ist, ein Freimarkt eröffnet worden. Dort fand am Nachmittage des 27. ein großartiges Volksfest im wahren Sinne des Wortes statt. Unter den vielen Buden befand sich auch eine, worin auf drei Kupferdruckerpressen des bekannten Kunstverlegers Lange Ansichten des Monuments gedruckt wurden. Ein großartiger Volksfestzug, an welchem sich in heiterster buntester Mischung Bürgermeister und Gemeinderath, die Sängervereine, die Gewerb-, Real- und Volksschulen, alle Gewerbe, Meister und Gesellen betheiligten, bewegte sich Nachmittags, etwa 3000 Personen stark, vom alten Theaterhofe aus durch die Rheinstraße nach dem Exercierplatz. Sah man sich die vielen ausgelassenen, fröhlichen Menschen an, die fünf Musikbanden, die acht geschmückten Wagen, auf denen die Schneider, Schlosser, Schreiner, Bierbrauer, Schmiede, Zimmerleute, Schuhmacher und Buchdrucker ihr

Gewerbe in komischster Uebertreibung, in wahrhaft carnevalistischer Laune ausübten; sah man sich den Herold und seine geharnischten Ritter, die krähwinkler Krüppelgarde, welche den Zug eröffneten und ihn schlossen, an; dann auf dem großartigen Festschauplatze, der seinem Flächeninhalt nach die Bewohner des ganzen Großherzogthums fassen kann, das Wettrennen, die mannigfaltigsten Volksspiele, wie sie Schreiber dieses bei ähnlichen Veranlassungen in andern Ländern nie so bunt und gründlich neben einander auf einmal ausführen sah; die fröhlichen Tänze der kräftigen Bursche, die schmucken Mädchen aus den drei Provinzen, darunter die rothen und gelben Röcke der Soldaten, die Hast, Festpreise zu erklettern oder zu gewinnen, zuletzt im Mittelpunkt den Erbgroßherzog und seine Gemalin, freudigst Antheil nehmend an all dem bunten Getümmel und Gewimmel: so glaubte man sich auf den Schauplatz eines Mährchens der Tausend und Einen Nacht versetzt, man war geneigt anzunehmen, über die sonst so ruhigen Hessen-Darmstädter sei plötzlich der Witz und Humor ihres Lichtenberg gekommen. Daß auch nicht ein Ueberschreiten der Ordnung, eine Unart die reine Freude der Festtage störte, was amtlich rühmend anerkannt ward, ist der beste Beweis, daß die Bevölkerung Hessens in geselliger Gesittung mündig geworden, daß alle Stände ohne Ausnahme sich beeifern, Elemente eines wahren Volkslebens in edelster Bedeutung zu bilden.

Ernst Christian Friedrich Adam Schleiermacher.

Von Karl Wagner.

So bedeutend und verdienstvoll Schleiermacher's Wirken für den Staat, die Wissenschaft und Kunst gewesen ist, so einfach, still und anspruchslos war sein äußeres Leben. Zu Alsfeld in Oberhessen geboren, kam er schon als Knabe nach Darmstadt, wohin sein Vater als Leibarzt der Landgräfin Karoline berufen worden war. Unter Wenk's trefflicher Leitung blieb er bis zum Jahre 1774 Schüler des Gymnasiums. Als studiosus juris in Gießen hatte er in Klinger seinen vertrautesten Freund. Beide theilten Ein Zimmer, und ihre Herzen schlugen zusammen in der Liebe zur Kunst. Während Klinger's schöpferische Kraft sich in Dichtungen versuchte, war Schleiermacher den zeichnenden Künsten zugewandt. Die Kupfer in den naturhistorischen Werken seines Vaters hatten ihm als Knaben zu Vorlegeblättern bei'm Zeichnen gedient; frühzeitig legte er Sammlungen von Kunstgegenständen an; Merck nährte durch Winke und Geschenke diese Neigung und ermunterte ihn brieflich, sich „an dem Anblicke der Natur unter Gottes freiem Himmel zu weiden und das Empfundene als Reminiscenz in sein Portefeuille einzutragen.“ (S. Briefe an und von Merck. S. 48.) Seine Neigung für naturhistorische Studien fand sodann die vollkommenste Befriedigung in Göttingen, wo Lichtenberg seinen liebenswürdigen Landsmann mit aller Wärme aufnahm und bald einen gelehrigen Schüler und geschickten Experimentator in ihm erkannte. Der Umgang mit vielen wissenschaftlichen Männern und Jünglingen verschiedener Fächer und Länder erweiterte hier seinen Blick und wurde ihm Veranlassung, sich eine ausgebreitete Kenntniß neuerer Sprachen und deren Literatur zu erwerben. Schon als Gymnasiast war Schleiermacher Gesellschafter und Gespiele des hess. Prinzen Friedrich gewesen, und es hatte damals die einsichtsvolle Landgräfin die denkwürdigen Worte zu ihm gesprochen: „Laß Er mir meinen Fritz nicht fühlen, daß er ein Prinz ist.“ Der fürstlichen Familie auf's vortheilhafteste bekannt, wurde Schleiemacher darum, sobald er von der Universität zurückgekehrt war, im Jahre 1779 von dem hess. Erbprinzen Ludwig zu seinem Kabinetssekretär erwählt, und so begann seine zum Segen des Landes und zur Förderung der Wissenschaft und Kunst so wohlthätige einundfünzigjährige Thätigkeit und gestaltete

sich zwischen ihm und seinem großsinnigen Fürsten ein Verhältniß, wie es nicht schöner zwischen Sully und Heinrich IV., oder zwischen Göthe und Karl August bestanden haben kann. Um die Bedeutung seiner Stellung zu erkennen, muß man sich die sturm- und drangvolle Zeit vergegenwärtigen, in welche seine Thätigkeit größtentheils fiel. So lange Ludwig noch Erbprinz war, erstreckte sich Schleiermacher's Beruf hauptsächlich auf das Sammeln von Kunstwerken, für deren Ankauf sein Kennerauge stets die günstigste Gelegenheit entdeckte, und auf das Referat in Militärsachen, deren Anordnung dem Erbprinzen in einem Theile des Landes übertragen war. Während Ludwig's Regierung aber waren Schleiermacher's Verdienste in demselben Grad umfassend und großartig, als es Ludwig's Entschließungen und Verfügungen gewesen sind. Nichts von Bedeutung geschah ohne ihn. Aber seine Bescheidenheit und sein Zartgefühl maß jeder Zeit alles Verdienst einzig seinem Fürsten bei und stellte sich nur als unbedeutendes Werkzeug dar. Und das ist eben ein vollgiltiges Zeugniß für seine wahrhaft freundschaftliche Stellung zu seinem fürstlichen Herrn, daß er, so fest er auch in vertraulicher Besprechung die eigne Selbstständigkeit behauptete, doch vor Zeugen stets des Freundes Rolle aufgab und nur den ehrerbietigen Diener sehen ließ. Dennoch ist der Glanz seiner Wirksamkeit durch alle Schleier gedrungen, die er in edler Selbstverläugnung überwarf, und dem Kundigen ziemt es so sehr, seine Verdienste in ein helles Licht zu setzen, wie es ihn sie zu verhüllen zierte. Man darf kühn behaupten, Schleiermacher war das unübertroffene Musterbild eines vollendeten Kabinetssekretärs. Denn er war frei von Selbstsucht, ein Mann von hoher, sittlicher Reinheit, klaren, freisinnigen Geistes; auf seinen Lippen spiegelte sich nur der Grund seines Herzens, nur zur Wahrheit öffnete sich sein Mund; Vertrautes bewahrte er wie das Grab; Pflicht und Gewissen, Freundschaft und Herzensgüte waren seine Leiter, die Ehre und das Glück seines Herrn, das Wohl der Menschheit sein Ziel. So sicherte er sich nicht nur durch hohe Befähigung, sondern durch einen seltnen Verein vieler Tugenden das unwandelbare Vertrauen seines Fürsten und machte sich seinem Herzen unentbehrlich. Mit dem Frühesten begann sein Tagewerk. Durch nichts hat er je seiner Gesundheit geschadet, als durch angestrengten Fleiß. Mit bewunderswürdiger Pünktlichkeit und Gewandtheit erledigte er lange Zeit neben vielen andern Arbeiten des Kabinets nach den Winken seines Herrn alle Eingaben in Betreff der wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, des Theaters, des Hofmarschallamtes, des Bauwesens. Als Direktor des Gesammtmuseums hat er sich ein unsterbliches Denkmal gesetzt, nicht nur durch die Ansammlung großer Kunstschätze, die er bei zum Theil beschränkten Mitteln mit ungemeinem Geschicke wie aus dem Nichts hervorzuzaubern wußte, sondern auch dadurch, daß er für eine Urkunde sorgte, nach der alle Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen Ludwig's I. ein unveräußerliches, untrennbares Fideikommiß der fürstlichen Familie bilden. Wie musterhaft er alle Denkmale der Kunst und des Alterthums ordnete, auf's Treuste behütete und auf's Freundlichste zugänglich machte und erklärte, das ist nicht nur von den Einheimischen dankbar erkannt, sondern auch von seinem Freunde Göthe wiederholt gerühmt worden. (Vgl. Göthe's Nachgel. Werke. Bd. III. S. 388 — 394. Bd. X. S. 226. Briefe an Zelter. II. 300. Mayer, Paläologica z. Gesch. d. Erde. S. 407 ff.). Solches zu wirken, dazu gehörte eine so vielseitige Kunstbildung und gründliche Kennerschaft, wie sie Schleiermacher namentlich im Fache der Kupferstiche besaß, dazu gehörte seine Uneigennützigkeit, mit der er jeden Vortheil, ja selbst sein Eigenthum der öffentlichen Sammlung gern überließ, dazu seine unermüdliche Thätigkeit und weitverzweigte Verbindung mit Gelehrten, Künstlern und Kunstkennern. Freilich fand er an seinen Söhnen Ludwig und Andreas die trefflichsten Stützen; allein dieß schmälerte das Verdienst des Vaters nicht. War es doch vielmehr eine besondere Kraft seines Geistes, für Aemter in seinem Bereiche die an sich tüchtigsten Männer zu wählen und Talente und schöpferische Geister in ihren frühesten Aeußerungen zu erkennen. Durch keinen persönlichen Vortheil zu bestechen, war er leicht zu gewinnen durch Talent und Redlichkeit. Beide zu

pflegen, dünkte ihm die schönste Pflicht und kaum zu berechnen ist die Zahl der Gelehrten und Künstler, der Beamteten und Geschäftsleute, die er in die rechten Bahnen wies, denen er Mäcenas war. Um wenigstens Einige anzuführen, seien Justus Liebig, Professor Jak. Felsing, Maler Schilbach, Dr. Kaup genannt. Hatte er für solche vielversprechende Männer das Beste gethan, das Schwierigste beseitigt, dann trat er anspruchslos zurück. Seine linke Hand erfuhr nicht, was die rechte gethan. Andern zu dienen war ihm Genuß, doch ließ er blinde Gunst nicht walten; mild und mit Schonung versagend, beleidigte er Keinen. — Eben so ausgezeichnet, wie auf dem Felde der Kunst, waren seine Kenntnisse in der Naturkunde namentlich in der Osteologie. Durch das, was er für die Kenntniß der urweltlichen Thiere gethan, verdient er, allen Naturforschern unvergeßlich zu bleiben. Ohne ihn würde die höchst merkwürdige Sammlung von Versteinerungen in Darmstadt wahrscheinlich nicht vorhanden sein und alle Thierreste, die bei dem rheinhess. Dorfe Eppelsheim ausgegraben wurden, lägen ohne ihn wohl zertrümmert. Dieß würde für die Wissenschaft ein um so größerer Verlust sein, als viele Stücke bis jetzt nur einmal und nirgends wieder gefunden worden sind. Nur seinem lebendigen Interesse für diese lehrreichen Urkunden einer längst entschwundenen Zeit dankt man die Begründung und außerordentliche Bereicherung des in seiner Art einzigen Darmstädter Naturalienkabinets. Er bewirkte nach Merck's Tode den Ankauf von dessen ganzer Sammlung von Diluvialthieren und erwarb zwischen 1817 bis 1830 Knochenreste von 40 verschiedenen urweltlichen Säugethieren. Viele der einzelnen Stücke hat er selbst mühsam zusammengekittet, alle größeren Thierarten auf den ersten Blick richtig erkannt und durch die briefliche Unterhaltung, die er darüber mit Cuvier anknüpfte, so wie das Vertrauen, womit er gerade dem Dr. Kaup die wissenschaftliche Beschreibung dieser Schätze überließ, hat er die Wissenschaft wahrhaft gefördert. Solche Verdienste einigermaßen auch öffentlich zu ehren, benannte Kaup das am vollständigsten bekannte jener Thiere Rhinoceros Schleiermacheri und brachte so den ihm theuren Namen in Eine Reihe mit den Namen Pallas, Cuvier, Merck, nach denen andere Arten desselben Geschlechtes benannt sind. Es geschah ohne Wissen und gegen den Willen Schleiermacher's und gab ihm zuweilen Veranlassung, gutmüthig über unsere Dedikationswuth zu spotten, die sich hier wohl nur aus Verlegenheit und Mangel eines bezeichnenden Namens ableiten lasse. Solche Anspruchlosigkeit war seine Begleiterin im ganzen Leben. Ehren und irdische Güter, welche ihm die Huld seines Fürsten oftmals anbot, lehnte er ehrerbietigst ab. So erbat er sich, als ihm im Jahre 1821 der Titel und Gehalt eines geheimen Staatsraths durch ein allerhöchstes Dekret ertheilt wurde, von dem Großherzoge die Gnade, keinen Gebrauch davon machen zu dürfen. „Ich würde mich beengt fühlen," sprach er, „in meinem Wirkungskreise und gehemmt, so manche Ansprüche Anderer zurückzuweisen, wenn ich um meines Einkommens willen zu beneiden wäre." Schleiermacher war 40 Jahre der rechte Arm des auch durch Freigebigkeit ausgezeichneten Landesfürsten und erwarb, trotz des einfachsten Lebens und des geregeltsten Haushaltes, fast kein Vermögen. Ihm genügte ein mäßiger Gehalt und der Lohn des innern Bewußtseins und der Freundschaft seines fürstlichen Herrn. Nach dem Tode desselben, im Jahre 1830, bat er um Entbindung von seinem Amte, die ihm denn auch unter den ehrenvollsten Formen zu Theil wurde. Bei ungeschwächten Sinnen und lebhaft empfänglichem Geiste für alle Fortschritte in Kunst und Wissenschaft erfreute er sich, nun fast immer an's Zimmer gebannt, des Umgangs mit den Musen und des Besuchs gemüthlicher Freunde. So schien ihm der gleichmäßige Strom der Tage ruhig an's Ziel seiner Laufbahn tragen zu wollen. Da erfaßte ihn nochmals, ehe er in den Hafen der himmlischen Ruhe einlief, der Sturm und der Schmerz des irdischen Lebens. Ein plötzlicher Tod entriß seinen ältesten Sohn Ludwig, den großh. Oberbaudirektor und großen Physiker, allzufrühe seiner Familie, dem Staate und der Wissenschaft. Da wurde des Herz des greisen Vaters von solcher Wehmuth erschüttert, daß sich die Bande seines nicht kranken, aber entkräfteten Körpers von

Tag zu Tag mehr lösten, bis der Todesengel seine Fackel senkte. An seinem Grabe glänzten in vielen Augen Thränen der Liebe und Hofprediger Zimmermann sprach die Gefühle seiner Verehrer in würdiger Rede aus.

Abt Vogler und seine Schüler.

Von H. Künzel *).

Man konnte fast jeden Morgen nach zehn Uhr, selbst bei stürmischem Wetter, einen kleinen, dicken, etwas sich vorhängenden Mann in der einfachen schwarzen Kleidung eines Abbé's, entweder in das Schloß oder in das Theater von Darmstadt eilen sehen. Gewöhnlich umschwärmten ihn mehrere junge Männer, mit denen er scherzte und lachte. Im Theater leitete er die Proben zu den Morgenconcerten und Theatervorstellungen; im Schlosse unterhielt er sich mit dem Großherzog, der ihn seit 1807 als geistlichen Geheimenrath und Hofkapellmeister an Darmstadt gefesselt hatte, über musikalisch-theoretische Gegenstände; sie spielten vierhändig die neuesten Musikstücke, rezensirten Opern oder beriethen sich über ihre Kapelle. Zu ihnen trat zuweilen die Großherzogin Louise und nahm an den Unterhaltungen der Künstler sinnigen Antheil. Musik war, seitdem der Fürst die russischen Militärdienste verlassen und die Regierung seines Landes angetreten, die Lieblingskunst, in deren Tiefe und Reinheit er durch eignes Studium und durch Vogler eingedrungen war. Freilich waren damals die Mittel, welche zur Aufführung großer Tonwerke sich boten, sehr gering. Ein Orchester mußte erst geschaffen, ein Theater eingerichtet und eine musikalische Bibliothek begründet werden. Hierfür wußte Vogler schnellen Rath. Die tüchtigsten Musiker, welche bei dem Militär als Hoboisten beschäftigt waren, wurden zu Hofmusikern erhoben, die musikalischen Thürmer aus der Himmelsnähe auf die Erde versetzt und aus allen Gegenden Deutschlands tüchtige Meister der einzelnen Instrumente herbeigezogen. Vogler verstand die Einrichtung einer Kapelle ganz vortrefflich, denn er hatte schon zu Mannheim und Stockholm ähnliche Institute wie aus Nichts geschaffen. Noch fehlten aber Sänger und Sängerinnen, durch welche die Chöre der Opern und Messen vorgetragen werden konnten. Auch diesem Mangel ward bald abgeholfen. Der Fürst versammelte in einem der größeren Säle seines Residenzschlosses, dem sogenannten Concertsaal, die Mädchen und Frauen aus den gebildeten Ständen der Stadt und ließ sie musikalisch ausbilden. Männliche Dilettanten stellten sich in Menge ein und Musik und Gesang wurden für manchen eine Leiter seines Emporkommens.

Vogler hatte auf den Wunsch des Großherzogs eine große Orgel nach seinem Simplificationssystem erbaut, auf welcher der gewaltige Meister die Chöre begleitete. Der Großherzog stand gewöhnlich an seinem Pult in der Mitte des Saales, gab mit seinem Stabe den Takt an und leitete so die ganze Aufführung. Am Charfreitag erreichten diese geistlichen Concerte ihren Glanzpunkt. Alle Mitglieder waren im Concertsaal in Trauerkleidern versammelt; Vogler entlockte seinem Rieseninstrumente die tiefsten Klänge des Schmerzes und des Jubels, und zweihundert gebildete edle Stimmen sangen das Requiem der größten Meister. Vollendeteres und Großartigeres konnte man wohl zur damaligen Zeit in Europa nicht hören und noch geht die Sage, daß Vogler'n sein eignes Spiel und die gleichsam aus einem Munde gehauchten Töne Thränen ausgepreßt, welche er verstohlen aus den Augen gewischt hätte.

Wie ergreifend muß sein Spiel gewesen sein! Einst war er auf seinen großen Wanderungen auch nach Schwaben gekommen. Er hörte, daß der geniale Schubarth

---

*) Fliegende Blätter von H. Künzel. Frankfurt a. M.

dessen Lieder und Volkschronik er bewunderte, schon zehn Jahre auf Hohenaßberg zur ewigen Untersuchung verdammt sei und in diesem Felsenkerker, fern von Gesang und Musik, deren gründlicher Kenner er war, schmachvoll verkomme. Der Commandant der Festung gestattete Vogler'n nach vielen Bitten, den angeschmiedeten Prometheus sehen und sprechen zu dürfen. Er gibt sich für einen armen Musikus aus, dem es gestattet sein möge, auf einem von ihm erfundenen Instrumente, dem Orchestrion, einige Proben seiner Kunst dem Kenner vortragen zu dürfen. Vogler beginnt zu spielen, läßt die Töne zu einem Donner zusammenhallen und in leisen Schwingungen verzittern. Man hört donnern, den Sturm heulen, den Regen herabrauschen. Schubarth kann seine Unruhe nicht mehr bemeistern, er fällt Vogler'n um den Hals und schreit in ungemessenem Entzücken: „Entweder bist du der Teufel oder der Abt Vogler!" Und von der Stunde an waren die Männer innige Freunde, Schubarth erhielt bald darauf seine Freiheit wieder und in würtembergischen Diensten eine Anstellung als Kapellmeister. So wurde auch einst mit allen musikalischen Mitteln in der Stadtkirche Voglers große Pastoralmesse einstudirt. Der Meister spielte selbst die Orgel und in den Proben stand der Großherzog mit vorgebeugtem Haupte, den Tactirstab in der Hand auf der der Orgel gegenüberliegenden Kanzel. Die Wirkung seiner Zwischenspiele war so ergreifend, daß ihm der Großherzog nach Beendigung eines derselben in der höchsten Aufregung die Worte zurief: „Der Donner und Teufel! Vogler, machen Sie's nicht so arg; es kann mir ja kein Mensch mehr singen und ich nicht mehr tactiren!" —

Ein Kreis ausgezeichneter junger Männer hatte sich nach und nach um den ersten Tonsetzer und Theoretiker seiner Zeit versammelt. Sie waren aus allen Gegenden Deutschlands herbeigeeilt, um unter ihm, der selbst ein Schüler des großen Pater Palotti zu Padua gewesen, in die Reinheit und Tiefe der Tonkunst sich einweihen zu lassen. Vogler'n war es vorbehalten, die alte, beinahe ausgestorbne Kunst wieder aufzuwecken, jedem Tonstück durch die Instrumentirung einen eigenthümlichen Charakter zu geben, worin ihm sein größter Schüler C. M. v. Weber kaum sich näherte. Seine Messen und geistlichen Tonwerke gießen auf den Zuhörer den heiligen Geist aus, eine erhabene religiöse Begeisterung weht aus ihnen und eine Fülle des schönsten und einfachsten Gesanges, wie er nur aus den alten italienischen Kirchengesängen ertönt, hallt in den Herzen wieder.

Im Jahre 1810 hatte der Zufall diejenigen jungen Mänger zusammengeführt, die heutzutage in der musikalischen Welt selbst als Meister bewundert werden. Seine vorzüglichsten Schüler waren Gänsbacher, C. M. v. Weber, Meyerbeer, Peter von Winter und Freiherr von Poißl. Vogler bewohnte mit den drei Erstgenannten ein eignes Haus, welches ihm der Großherzog eingeräumt hatte. Da trieb die Künstlerfamilie eine tolle Wirthschaft. In den frühsten Morgenstunden fanden sich alle Hausgenossen in dem Salon ein, wo sie sich sokratisch über Composition und Gesang unterhielten. Sie trugen da dem Lehrer ihr Neugeschaffenes vor. Vogler tadelte oder lobte rückhaltslos, indem er stets die Gründe dafür angab und auf sein System verwies; oder er verbesserte eigenhändig und führte viele schlagende Beispiele aus den alten Meistern an. Es war eine wahre musikalische Akademie, in der manchmal sogar Vogler in begeisterter Aufregung vor einen Tisch trat, — rings im Kreise standen die Jünger, — über die Reinheit des Satzes über Fugen und Gesang tiefgedachte Vorträge improvisirte. Seine Schüler horchten in stummer Bewunderung; denn es entströmten ihm Worte, die man nicht täglich aus seinem Munde hören konnte. Wenn die ernsteren Lehrstunden verflossen waren, wurden musikalische Spielereien getrieben, welche aber stets zu ernsten Studien hinleiteten. So pflegte Vogler, um die Geister zu prüfen, seiner Umgebung folgende Aufgabe vorzulegen. Er nahm eine von seinen vielen Spieldosen, stellte sie auf den Flügel und ließ sie ein Stück abspielen. Abwechselnd mußten nun die Schüler zum Spiel der Dose Variationen extemporiren auf dem Klavier oder Violoncell, auf der Violine oder Flöte. Zumeist

in dieser geistreichen Kunst der musikalischen Improvisation erreichte den Meister C. M. v. Weber, den er auch stets für seinen produktivsten Schüler erklärte. Vogler gestattete nie, vollständige Opern unter seiner Leitung zu componiren; nur Studien sollten sie machen, die gediegensten Musikstücke durcharbeiten und in den Geist der Tonwerke eindringen. „Ihr müßt frei und unabhängig dichten,“ sprach er immer; „euer Genius darf durch keine Leitung gestört werden. Wenn ihr nur buchstabiren könnt, das Lesen lernt ihr von selbst!“ So arbeitete C. M. v. Weber einen Klavierauszug der Vogler'schen Oper „Samori“ aus, wie auch mehrere Variationen; Meyerbeer dichtete seiner Cantate: „Gott und Natur“, wie später an demselben Orte, aber unabhängig von Vogler, die Oper „Jephtha“; Gänsbacher schrieb Orgelstücke. Durch die Analyse der ausgezeichnetsten Werke wurde gerade die Eigenthümlichkeit zum Bewußtsein eines Jeden gebracht und durch die freilich schwer werdende Verzichtleistung eigner größerer Werke die Kenntniß der musikalischen Ideenausführung, und die Benutzung der vorhandenen Kunstmittel, besonders die Instrumenstation, vermittelt.

Nach abgehaltenen Theater- oder Concertproben eilte Vogler gewöhnlich in das Schloß zum Mittagessen, denn er war ständiger Tischgenosse seines fürstlichen Freundes, an dessen Tafel die Grazien und Musen den Präsidentenstuhl einnahmen und der feine Witz als die beste Würze geschätzt wurde. Vogler war, so oft er in seinem Staatskostüme erschien, ein Gegenstand des öffentlichen Belächelns. Klein und dick mit etwas vorgebeugtem Haupte, hingen seine langen Arme mit den langen Fingern, welche zwei Oktaven in ihrer vollen Ausdehnung umspannen konnten, beinahe bis zum Boden herab. Als päpstlicher Erzzeuge, Kämmerer des apostolischen Palastes und Ritter vom goldnen Sporn, bestand seine Kleidung aus kurzen schwarzen Hosen, einem rothen und weißen Strumpfe, schwarzen Schuhen und einem goldnen Sporn am rechten Fuße. Vom Kragen seines weitschößigen Frackrocks fiel das Mäntelchen herab, an welchem ein Orden angeheftet war und mit dem der Wind oft sein loses Spiel trieb. An einem rothen Band trug er als Großkomthur den Verdienstorden des hessischen Hauses und an der linken Seite einen mächtigen Degen. Während nun der joviale Meister an der reichen Tafel seines fürstlichen Freundes den Freuden des Mahls und der geselligen Unterhaltung, den Geistern des Champagners und Hochheimers huldigte, stürmten die genialen Schüler den wohlgespickten Keller und bließen mancher Flasche das Lebenslicht aus, bis einer nach dem andern beim Einbruch der Dämmerung sich nach einem ruhigen Plätzchen zum Niederlegen umsah. Wenn dann der Meister spät am Abend nach Hause zurückkehrte, bemerkte er immer mit Schrecken die Todenstille des Hauses. Er wußte alsdann, daß wieder toller Spuck getrieben worden war. Aber er lachte selbst heimlich, und um nur den guten Ton des Hauses nicht ganz ausarten zu lassen, sprach er oft verweisend: „Ihr Kinderchen, was habt ihr wieder angestellt!“ „Papachen, zupft Euch an Eurer eignen Nase,“ lallten sie ihm entgegen, und im Triumph brachten die Wankenden den Wankenden zu Bette.

Der Reichste unter den jungen Männern war Meyerbeer, der Aermste C. M. von Weber; wie aber alle nur Ein Geist beseelte, so führten sie auch nur Eine Kasse, und auch in späteren Jahren machte noch der edle Meyerbeer in allen dringlichen Fällen den Banquier seiner Freunde. Jeder ging, wenn er seine Arbeiten vollendet, seinen Lieblingsvergnügungen nach. Meyerbeer saß oft Tage lang in den verschiedenen Lustgärten und lauschte dem Gesang der Vögel; C. M. v. Weber liebte es, sich in einer sehr renomirten Schenke, dem Schlosse gegenüber, wo besonders die Landleute aus dem Odenwalde, Oberhessen und vom Rhein ihre Einkehr hatten, stundenlang herum zu treiben. Denn er liebte das Volksleben, und vor Allem den Volksgesang und das Volkslied; dort war es, wo er die schönsten Melodieen für seine Lieder und späteren Opern von den Lippen der ländlichen Sänger stahl.

Vogler liebte seine Schüler wie Kinder, sie ihn als Vater. Keinem schmeichelte er, er sagte jedem unverhohlen ein Urtheil über sein Talent. So prophezeite er dem

Dichter des Freischützen und Oberon eine glänzende Zukunft, wie er Meyerbeer versicherte, er besitze ein großes Talent, was bei anhaltendem Fleiße Großes leisten könne; er werde sich auszeichnen durch die originelle Construction seiner Musik.

Am 6. Mai 1814 starb Vogler an einem Schlagfluß unvermuthet. Zwei Priester und einige Freunde geleiteten seinen Sarg, der mit einer vergoldeten Apolloleier und einem Lorbeerkranze geschmückt war, zur Gruft, in der Nähe der Kapelle auf dem alten Kirchhof, wo ihm sein fürstlicher Freund ein schönes Denkmal von schwarzgrauem nassauischem Marmor mit passender Inschrift*) errichten ließ. Seine Schüler hatten sich einige Jahre vorher in alle Welt zerstreut; nur ihren wachsenden Ruhm trug die Fama zu den Ohren des alternden Meisters. Einer von ihnen besuchte vor seiner Abreise nach London im Janar 1826 die Grabstätte seines unvergeßlichen Lehrers. Er ahnete damals noch nicht, daß er fünf Monate später sein den Tönen geweihtes Leben aushauchen und in der Moorfieldskapelle zu London feierlich beigesetzt werden würde. Gänsbacher lebt als geschätzter Organist in Wien; Poisl leitete lange Jahre die Oper zu München; Winter starb daselbst mit alterndem Ruhm, und Meyerbeer feiert in der Weltmetropole Welttriumphe, die der vorschauende Geist seines Lehrers vorhersah.

Das Theater zu Darmstadt in seinen Anfängen und in seiner Entwicklung.

Von Dismas Fuchs**).

Beinahe ein Vierteljahrhundert hindurch hatte Darmstadt das Vergnügen, theatralische Darstellungen zu sehen, entbehrt, denn schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution hatte die letzte reisende Schauspielergesellschaft nach kurzem Aufenthalte sich entfernt, und keiner andern war nachher, der unruhigen Zeiten und nachfolgenden Kriege wegen, Allerhöchsten Orts wieder die Erlaubniß ertheilt worden, hier ihren Wohnsitz aufzuschlagen, so viele auch darum nachgesucht haben mögen; als endlich zu Anfang des Jahres 1807 Xavier Krebs von Worms aus um die gnädigste Concession bat, mit seiner Familie zwölf Vorstellungen zu geben, und dieselbe auch glücklich erlangte. Er war so klug-bescheiden gewesen, nicht eine Schauspieler- sondern eine Kinder-Gesellschaft von Erwachsenen unterstützt, anzukündigen; für diese konnte er es unmöglich wagen, die Einräumung des Großherzoglichen Opernhauses in Anspruch zu nehmen, und diesem Umstande mochte er hauptsächlich die Erfüllung seiner Wünsche zu danken haben. Sein ganzes Personale bestand aus ihm, seiner Frau, zwei Töchtern, die eben aus dem Kindes- in's Mädchenalter übergingen, und der Familie Illenberger, dem Vater, seinen beidn Söhnen, Ferdinand und Friedrich, und seiner Schwiegermutter, Madame Dobler.

In Ermangelung eines geeigneten Lokals wählte der Doktor einen Saal in dem, damals noch außer der Stadt gelegenen, neu erbauten Gasthause zum Erbprinzen, schlug daselbst ein kleines Theater auf und eröffnete dasselbe am 1. Februar obigen Jahres. Die erste Vorstellung bildeten: Adolph und Klara. Oper in einem

---

*) Der einfache Grabstein in griechischer Form steht auf dem alten „jetzt nicht mehr benutzten Kirchhofe zu Darmstadt, zunächst der Kapelle östlich und trägt folgende Inschrift:" Abt G. J. Vogler. Geistlicher Geheimer Rath. Geboren zu Würzburg. XV. Juni MDCCXLIX. Gestorben zu Darmstadt. VI. Mai MDCCCXIV. Liegt unter diesem Grabstein. Dem vorzüglichen Tongelehrten. Und geistvollen Componisten. Errichtet von Ludewig G. H. v. H."

**) „Geschichte des Hoftheaters zu Darmstadt. Von D. Fuchs, Darmstadt."

Aufzuge, nach dem Französischen. Musik von d. Alayrac. Hierauf: Die Aussteuer. Lustspiel in einem Aufzuge von Kotzebue.

Die Einwohner der Stadt drängten sich in den engen Schauspielsaal, theils von Neugierde dahin gezogen, theils auch von dem sehnsüchtigen Verlangen nach dem Genusse einer so lange entbehrten edleren und geselligen Unterhaltung.

Dies Verlangen war noch kurz vor dem Erscheinen der Krebsischen Gesellschaft durch ein öffentliches Liebhabertheater neu aufgeregt worden. Ein Sattlergeselle warb nämlich, etwa im Spätherbst von 1807, unter seinen Collegen aus allen Zünften und unter jungen Leuten, deren Leben noch keine bestimmte Richtung genommen hatte, eine Dilettantengesellschaft zusammen, also ein Personal Shakespeare's Sommernachtstraum: Squenz der Zimmermann, Schnock der Schreiner, Zettel der Weber u. s. w., fast lauter Männer, hart von Faust. Der wackere Geselle stellte sich an ihre Spitze, und unter seiner Leitung ward in einem Saale auf dem hiesigen Rathhause Komödie gespielt, wo in den wenigen Vorstellungen, die zu Stande kamen, jedesmal ein sehr zahlreiches schaulustiges Publikum sich einfand. Doch währte die Unternehmung nicht lange, und die Zahl der aufgeführten Stücke war nur gering, weil öfters Störungen vorfielen, indem bald dieses, bald jenes Mitglied durch sein bürgerliches Gewerbe verhindert wurde, den gehörigen Antheil zu nehmen: so konnten z. B. die Räuber an dem bestimmten Tage nicht aufgeführt und mußten abbestellt werden, weil Amalie, ein junger Bäckersknecht, die Backnacht hatte.

So unbedeutend und kleinlich übrigens auch dieses erste Schauspiel, nach langer Unterbrechung, in Darmstadt gewesen sein mag, so kann es doch füglich als der kleine Anfang, oder gleichsam als das Saamenkorn des später entsproßten großartigen Instituts angesehen werden, denn das Liebhabertheater ging in das Krebsische über, wie dieses hierauf in das Großherzogliche Hoftheater. Krebs übernahm die wenigen vorhandenen Bühnen-Effekten und überdies noch ein Paar der jungen Dilettanten, die Neigung hatten, sich der Schauspielkunst zu widmen.

Vom Februar an setzte die Krebsische Gesellschaft ihre Vorstellungen ununterbrochen fort. Das Publikum bewies anhaltend die lebhafteste Theilnahme, obschon das Repertoir, auf geringe Mittel beschränkt, Anfangs nur kleine Stücke und Operetten bieten konnte. Die letztern wurden immer einer besonders freundlichen Aufnahme gewürdigt, was wohl hauptsächlich den aufkeimenden schönen Talenten der beiden Fräulein Krebs und des Herrn Ferdinand Illenberger zuzuschreiben war. Nach und nach vermehrte sich das Personal; Schauspieler von ambulanten Gesellschaften gingen zu und ab, von denen aber nur Herold mit seiner Frau, die auch längere Zeit hier verweilten, nennenswerth sind. Durch die Mitwirkung solcher reisenden Genie's ward es möglich, größere Stücke und Opern aufzuführen, worunter die damals beliebten Zauberopern: Donauweibchen, Teufelsmühle u. a. m. stets ein großes Publikum anzogen und die Direction in Wohlstand versetzten. Im Frühling und Sommer desselben Jahres erhielt die Gesellschaft neuen Zuwachs; es kamen Mitglieder hinzu, die, wenn auch nicht ausgezeichnete Künstler, doch in ihren Darstellungen theils eine feinere Bildung und höheres Streben durchblicken ließen, theils als routinirte, bühnenkundige Schauspieler sich bewährten; dies waren: Steinau, der Helden- und Charakterrollen spielte, Friedel, ein bekannter und beliebter Baßbuffon, Fuchs, Tenorist, Heuser, im Fache zärtlicher und fein komischer Väter vorzüglich brav, der aber bei aller wissenschaftlichen Bildung wenig gute Sitte zeigte, und sein schönes Talent muthwillig — ertränkte.

Krebs machte im folgenden Winter, von 1807 auf 1808, noch immer gute Geschäfte; die Einnahmen deckten nicht nur sämmtliche Ausgaben und Gagen, welche letztere freilich sehr gering waren, sondern ließen noch bedeutenden Ueberschuß. Der Hof interessirte sich nicht für das Theater, oder nur insofern, als er dem Direktor eine weitere Concession niemals verweigerte, wenn dieselbe abgelaufen war; doch die

nachmalige Großherzogin, Wilhelmine, beehrte manche Vorstellung mit ihrer Gegenwart, und der Prinz Emil fast alle.

Der Andrang der Schaulustigen war gewöhnlich so groß, daß der Saal deren Anzahl nicht fassen konnte; dadurch ward Krebs zu der Hoffnung verleitet, daß seine Einnahmen noch höher steigen würden, und sein Theater in Darmstadt stabil werden könnte, wenn sich ein größeres und geeigneteres Lokal ausmitteln ließe. Schnell faßte er den Entschluß, diese Hoffnung zu verwirklichen; er suchte zuvörderst um ein zehnjähriges Privilegium nach, welches ihm der Großherzog sogleich gewährte, sodann miethete er in der sogenannten alten Post ein massives Gebäude, bisher als Scheuer benutzt, und verwandelte dasselbe mit bedeutendem Aufwand in ein recht nettes Schauspielhaus mit drei Logenreihen und einer Gallerie. Da er aber die Baukosten aus eignen Mitteln zu bestreiten nicht im Stande war, so mußte er Aktien sammeln, die er durch die Zusicherung eines wohlfeileren Logen-Abonnements auch bald zusammenbrachte. Doch die für die Aktionäre und ihre Familien herabgesetzten Eintrittspreise, wovon noch überdies der vierte Theil zur allmähligen Rückzahlung der Aktien abgezogen wurde, schmälerten in der Folge die Einnahmen beträchtlich, und legten vielleicht den Grund zu dem nachmaligen glücklichen Untergang der ganzen Unternehmung.

Gegen Ende Aprils war der Bau der neuen Bühne, der Logen nebst deren Einrichtung sowie des Paterre's vollendet, und es fehlten nur noch die Decorationen, die aus dem Saale zum Erbprinzen in das neue Lokal transportirt und dort aufgestellt werden mußten. Während dies geschah, konnte natürlich in Darmstadt nicht gespielt werden; um nun den daraus entstehenden Verlust zu ersetzen, führte Krebs, einer willkommenen Einladung folgend, seine Gesellschaft nach Mainz und ließ dort einige Opern darstellen. Bei seiner Wiederkehr war das neue Theater ganz eingerichtet, und es wurde hierauf den 15. Mai 1808 mit der Oper: „Lilla, oder: Schönheit und Tugend" eröffnet. Herr Keilholz, vom Mannheimer Hoftheater, trat in der Rolle des Infanten als Gast auf; die Oper selbst wurde zum Erstenmale aufgeführt, und so hatte Alles den Reiz der Neuheit, der das Publikum in Masse anzog. Es folgten nun in den nächsten Vorstellungen mehrere Debüts neu engagirter Mitglieder, unter denen Nannete Brock als erste Liebhaberin und Karl Fischer als erster Liebhaber die ausgezeichnetsten waren; beide erwarben bei ihrem ersten Auftreten den Beifall und die Gunst des Publikums im vollsten Maaße, und blieben in der Folge fortwährend im Besitz derselben. Außer diesen wurden noch angestellt: die Eltern und der Bruder der Fräulein Brock, ferner Beuther, der einige Jahre darauf an mehreren Bühnen im nördlichen Deutschland, als Theatermaler großen Ruhm erwarb, nebst seiner Frau, die ihres gefälligen Aeußern und ihres sanften Tones wegen in sentimentalen Liebhaberinnen nicht ungern gesehen ward. Bald nachher kam auch Hanstein zur Gesellschaft, dessen Darstellungs-Talent, besonders im Komischen, manchen Theaterfreund noch in der Erinnerung ergötzen wird. Obschon frühere Mitglieder abgegangen waren, als Herr und Frau Herold, Heuser, Steinau, Friedrich Illenberger und Andere, so war doch das darstellende Personal viel zahlreicher als vorher. Auch das Orchester, aus Stadtmusikern, Militär-Hautboisten und Dilettanten bestehend, war vermehrt, und dessen Leitung dem Musikdirector Lüders übertragen worden.

Der Gagen-Etat sowohl, als auch die täglichen Unkosten in dem neuen Hause waren so beträchtlich gestiegen, daß sie von den gewöhnlichen Einnahmen, unerachtet des starken Abonnements und des frequentesten Besuchs der Vorstellungen, nicht bestritten werden konnten; die Direction sah sich genöthigt, Gelder über Gelder zu hohen Zinsen aufzunehmen, um die nöthigsten Zahlungen zu leisten, und contrahirte auf diese Weise eine Schuldenlast, aus der sie sich nicht mehr herauszuwinden vermochte.

Der Großherzog schien indessen immer mehr Interesse für das Theater gefaßt zu haben; es hatte derselbe nicht nur dem Director Krebs ein mehrjähriges Privilegium ertheilt, und den Theaterbau genehmigt, sondern auch gestattet, daß eine eigene Loge

für den Hof eingerichtet und aufbehalten ward. Man schöpfte daraus erfreuliche Hoffnung für die Zukunft, die auch in späterer Zeit so herrlich in Erfüllung ging.

Am 7. Juli 1808 wurde zum Benefiz des Musikdirectors Lüders die Oper Don Juan aufgeführt, und an diesem Abend geruhte der Großherzog, das Theater zum Erstenmale zu besuchen. Allgemeines Entzücken verbreitete sich bei seinem Eintritt in dem ganzen überfüllten Hause, und diese Stimmung verschaffte der hier noch nie gegebenen Oper die günstigste Aufnahme, obschon die vorhandenen Mittel nicht allenthalben zureichten, die Schwierigkeiten dieses großen Meisterwerks zu überwinden. Von der Zeit an beglückte der Großherzog fast jede Vorstellung mit seiner Gegenwart, und belebte dadurch sowohl die Theilnahme des Publikums, als den Eifer der Direction und der Bühnenmitglieder.

Die Direction bot alle Kräfte auf, den Anforderungen des Publikums zu genügen, sie schuf ein sehr mannichfaltiges Repertoir — mußte es schaffen, weil öftere Wiederholungen bei einem so kleinen Publikum, wie damals das hiesige war, nicht stattfinden konnten —; sie brachte alle auf den besseren Bühnen Deutschlands gangbaren Trauer-, Schau- und Lustspiele, Opern und Operetten in die Scene; auch Ballette fehlten nicht, von dem gleich nach Eröffnung des neuen Theaters angestellten Balletmeister Uhlig aus Cassel, angeordnet, und von seiner Familie unter Mitwirkung des Grotesk-Tänzers Hanstein ausgeführt. Alles dessen ungeachtet blieben die finanziellen Verhältnisse der Direction zerrüttet, ihr Credit war gesunken, und wäre nicht ein Mitttl aufgefunden worden, denselben einigermaßen herzustellen, so hätte schon nach dem ersten Jahre das Theater scheitern müssen. Glücklicherweise besaß es damals in dem Regierungsrath und Stadtsyndicus Schmitt einen eifrigen und mächtigen Beschützer. Derselbe machte den Vorschlag, eine Oberdirection an die Spitze zu stellen, die durch ihr Ansehen den Ungestüm der Gläubiger abhielte und der Anstalt neuen Credit verschaffte. Krebs willigte ein, und so übernahmen nach eingeholter Allerhöchster Genehmigung, die Regierungsräthe Schmitt und Frey, Major du Hall und Kaufmann Joh. Baptist Cavalli die Administration des Theaters. Sie traten ihr Amt mit dem regsten Eifer an, und ihr uneigennütziges, redliches Bestreben, das wankende Institut zu erhalten und zu verbessern, verdient die dankbarste Anerkennung. Es wurden im Laufe des Jahres 1809 mehrere neue Mitglieder angestellt, theils um die durch Abgänge entstandenen Lücken auszufüllen, theils um einige Rollenfächer besser zu besetzen; es kann dabei der Oberdirection nachgerühmt werden, daß sie nur gute und würdige Subjekte zu gewinnen suchte. Von diesen verdienen genannt zu werden: Sänger Markwort, für erste Tenor engagirt, weil Ferdinand Illenberger abgegangen; Opel für Väter, nachher zum Regisseur ernannt, Frau Opel für Charakterrollen; Gailing für Baß-Bouffon, auch für komische und polternde Alte im Schauspiel; Andere mögen mit Stillschweigen übergangen werden, weil sie entweder zu kurze Zeit sich hier aufhielten, oder weil sie während ihres Aufenthalts sich weniger bemerkbar machten.

Unter den Künstlern, die in Gastrollen auftraten, waren manche von ausgezeichnetem Talente und bedeutendem Rufe: z. B. Wurm, dessen außerordentliche vis comica sich damals zu entwickeln anfing; Hagemann, zu jener Zeit als dramatischer Dichter hochgefeiert, Schwadke und seine Gattin, denen von Berlin her ein sehr empfehlender Ruf vorausging; Cuno, der als Verfasser einiger Schauspiele sich einen ehrenvollen Namen erworben.

In die Zeit der Gastdarstellungen des Letzteren fällt ein glückliches Ereigniß, das neue Hoffnungen für den Fortbestand und die Veredlung der Bühne erweckte. Die Frau Großherzogin war von ihrer nächsten Umgebung oft gebeten worden, das Theater zu besuchen, hatte es aber stets abgelehnt, doch endlich sich geneigt erklärt, zum Erstenmale einer Vorstellung beiwohnen zu wollen, sobald ihr Sohn Prinz Emil, glücklich aus dem österreichischen Feldzuge zurückgekehrt sein würde; die erwünschte Rückkehr erfolgte am 24. Oktober 1809, und die Frau Großherzogin erschien den-

selben Abend an der Seite des geliebten Sohnes in der Großherzoglichen Loge, von dem anwesenden Publikum mit jubelndem Vivat begrüßt. Sie nahmen die Darstellung mit ihrer gewohnten Huld und Nachsicht auf, obschon das Stück selbst ihrem feinen Geschmacke nicht entsprechen konnte; denn es war das Kotzebuesche Lustspiel „der Wildfang", welches an dem Abende aufgeführt wurde, worin Cuno den Fritz Wellinghorst als erste Gastrolle spielte. Die Oberdirection hatte zwar eine Abänderung treffen und eine bessere Vorstellung anordnen wollen; allein dies wurde Allerhöchsten Orts ausdrücklich verbeten.

Von nun an war das Theater gleichsam sanctionirt, der ganze Hof, auch die Frau Großherzogin würdigte dasselbe eines fortwährenden Besuchs; es erhob sich immer mehr und mehr zur Würde eines Kunst-Instituts, und reifte allmählich seinem besseren Loose entgegen. Von den im nächsten Herbst und Winter erfolgten Vorstellungen läßt sich im Allgemeinen sagen, daß sie sämmtlich das Gepräge rastlosen Fleißes und ernstlichen Ringens nach Vervollkommnung an sich trugen. Gegen Ende des Jahres kam die allenthalben gefeierte Künstlerin Frau Händel, nebst ihrer Schülerin, Fräulein Beck hierher, und akkordirte mit der Oberdirection einen Cyclus von Gastrollen. Sie trat zum Erstenmale auf am 8. December als Margarethe in dem Iffländischen Lustspiele: die Hagestolzen.

Den 9. veranstaltete sie eine declamatorische Akademie im Schauspielhause.

Dem Wunsche der Frau Großherzogin zufolge, die anwesende Künstlerin auf einer großen Bühne spielen zu sehen, ward das Großherzogliche Opernhaus schnell mit den nöthigen vorhandenen Decorationen ausgestattet, und Frau Händel gab daselbst drei ihrer folgenden Gastvorstellungen. Diese waren zum Vergnügen des Hofes veranstaltet, doch wurden im Publikum so viele Einlaßkarten ertheilt, als das Haus Personen fassen konnte. Sämmtliche Mitglieder der Bühne wurden für ihre Mitwirkung aus Großherzoglicher Kabinetskasse fürstlich honorirt.

Frau Händel spielte ferner:

Den 11. December (im Großherzoglichen Opernhause) Medea in dem Melodram „Medea" von Gotter. Musik von Benda, die von der Großherzoglichen Hofkapelle exekutirt ward.

Den 15. (im Schauspielhause) die Gurli in Kotzebue's Lustspiel „Die Indianer in England".

Den 19. die Gräfin Orsina in „Emilia Galotti", Trauerspiel von Lessing.

Den 21. (im Großherzogl. Opernhause) Medea, wiederholt.

Den 25. (im Schauspielhause) Cephise in „Scherz und Ernst"; sodann: Rose in der Operette „die zwei Worte" oder: „die Nacht im Walde".

Den 26. (im Großherzogl. Opernhause) Merope in dem Trauerspiele „Merope" nach Voltaire von Gotter.

Den 3. Januar 1830 (im Schauspielhause) Isabella in dem Trauerspiele „die Braut von Messina" oder „die feindlichen Brüder", von Schiller.

Den 5. Margarethe in den „Hagestolzen" und Cephise in „Scherz und Ernst".

In der Zwischenzeit gab sie ihre berühmten mimischen Darstellungen einmal in einem Saale des Großherzoglichen Opernhauses ausschließlich für den Hof, sodann zweimal im großen Saale des Gasthauses zur Traube für das Publikum. Alle Darstellungen dieser gepriesenen Künstlerin fanden die lebhafteste, ehrenvollste Anerkennung, und sie konnte bei ihrer Abreise von hier die freundlichsten Erinnerungen mit sich nehmen.

Nach dieser Glanzperiode der hiesigen Bühne fuhr die Oberdirection in ihrem rühmlichen Bestreben, das Institut zu vervollkommnen, redlich fort; sie gestattete fremden Künstlern Gastrollen, sie engagirte neue Mitglieder, die ihr tauglich schienen und dem Publikum gefielen, sie sorgte für ein so gutes Repertoir, als die vorhandenen Mittel auszuführen vermochten, kurz, sie that Alles, um das Theater in artistischer Hinsicht zu heben, und man darf sagen, daß ihre Bemühungen nicht fruchtlos waren. Aber in finanzieller Beziehung sank dasselbe immer tiefer; es war so weit gekommen,

daß die Gagen an das Personal nicht mehr richtig bezahlt werden konnten, und auch von dieser Seite bedeutende Rückstände anwuchsen. Ein Hoffnungsstrahl zur Rettung aus seiner Calamität blitzte dem Institut noch auf, als der Kaufmann Ernst Emil Hoffmann sich geneigt zeigte, die Direction auf eigne Rechnung zu übernehmen. Es waren zwischen ihm und dem Director Krebs Unterhandlungen angeknüpft, und mochten wohl ziemlich weit gediehen sein, da E. E. Hoffmann sich schon dazu verstanden hatte, einige Gagen-Rückstände aus seiner Kasse zu zahlen; doch kam keine Uebereinkunft zu Stande. Ob Krebs seine Forderungen zu hoch gespannt, oder ob E. E. Hoffmann bei näherer Prüfung gefunden haben mochte, daß die Erhaltung des Theaters zu große Opfer verlange, wurde nicht bekannt. Genug, die Unterhandlungen wurden abgebrochen und die Gesellschaft war ihrer Auflösung nahe. Da trat endlich, lang ersehnt und doch unverhofft, freudig überraschend, die Großmuth des Großherzogs ins Mittel, und übernahm das Theater in statu quo mit allen Passiven. Demzufolge ward das Institut am 23. Mai 1810 als Großherzogliches Theater der Residenz und zugleich der Generallieutenant Freiherr von Weyhers als Intendant desselben proklamirt.

Die Kosacken und Franzosen in Darmstadt im Jahr 1813.

Von Fr. Ritsert*).

Es war gegen Ende Oktober, als in dem Lehrzimmer des Gymnasiums sich ein dichter Haufen von Schülern zusammengeschaart hatte, von welchen dieser und jener von der Schlacht bei Hanau erzählte. Wie schlug da das Herz in des Knaben Brust! Die Neugierde hatte einige Bewohner der Stadt nach dem Schlachtfelde gelockt, und wie waren wir alle gespannt, die Erzählungen dieser zu vernehmen. Der General Werde habe die Schlacht gewonnen und einen Schuß in den Unterleib erhalten. Napoleon habe mit seiner Armee in Frankfurt übernachtet und befinde sich auf dem Wege nach Mainz, das war die Quintessenz unserer Nachrichten. Da trat der Lehrer in's Zimmer. „Kinder," rief er mit freudestrahlendem Angesichte, „noch waltet ein Gott im Himmel! Die Morgenröthe der Freiheit geht wieder über dem deutschen Vaterlande auf. Möget ihr deren Sonne wieder leuchten sehen!" —

Der tiefere Blick in die politischen Verhältnisse fehlte natürlich uns Knaben; aber ein Ereigniß erfüllte die Bewohner der Stadt mit ängstlichem Bangen und mit tiefer Trauer. Es war die Flucht des „alten Herrn" und der großherzoglichen Familie. Großherzog Ludewig war der letzte deutsche Fürst gewesen, welcher sich dem Rheinbunde angeschlossen hatte, aber als ein Glied desselben blieb er geschlossenen Verträgen getreu, bis zur letzten Stunde. Die Heere der Verbündeten nahten den Grenzen des Landes, wie die noch immer 100,000 Mann starke französische Armee. Da mußte allerdings die Entscheidung eine schwierige Aufgabe sein. Der weise Fürst erblickte in dem Zögern dasjenige, was den Verhältnissen des Landes angemessen schien. Da konnte er aber auch in seiner Residenz nicht ferner verbleiben. An einem Nachmittage füllte sich der innerste Schloßhof mit einer Menge, die mit Schmerz auf die bereitstehenden Reisewagen hinschaute. Feierliche Stille herrschte rings umher. Nur die Indecenz eines Lakaien, welcher Etwas, was er schicklicher verhüllt hätte, als vergessenen Gegenstand offen in den Wagen trug, bewies hier die Wahrheit, daß von dem Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Als aber der alte allverehrte und geliebte Herr erschien und auf der großen Treppe tief bewegt von seinen Getreuen Abschied nahm, da blieb kein Auge ohne Thränen. Der Großherzo war in einen langen grauen Ueberrock gekleidet und seinem Herrn zur Seite stand tief erschüttert sein treuester Diener, der Gr. Geh. Kabinets-Sekretär Schleiermacher. Nach der ergreifenden Scene des Abschieds eilte die geliebte Großherzogin Louise,

*) Aus Dräxler Manfred's Muse. 1853. Nr. 31, 32.

weinend und schmerzvoll grüßend zum Wagen, und alsbald fuhren die Wagen dahin. Ihr erstes Ziel war Mannheim. Die Flucht der fürstlichen Familie erfüllte alle Gemüther mit banger Furcht. Der Gedanken an die Schrecken des Krieges drückte centnerschwer. Plünderung war allgemein befürchtet. Fast allenthalben verbarg man die besten Habseligkeiten. In unserem Hause wurde das Werthvollste in Kisten unter einem Kartoffelhaufen im Keller versteckt. Die tief bekümmerten Aeltern wurden von uns Kindern mit dem innigsten Mitgefühl betrachtet, und die so leicht ansteckende Furcht herrschte in allen Familien. Der Hort der Stadt war der Landgraf Christian. Er war geblieben. Er besaß das Vertrauen und die Hochachtung aller Bewohner, welche er auch durch seine Umsicht, seine Humanität, wie durch seine Entschiedenheit im höchsten Grade verdiente. Unendlich viel verdankt Darmstadt diesem edlen Fürsten in jener verhängnißvollen Zeit. Das Zeughaus war auf seinen Befehl in aller Stille geräumt und die Geschütze in dunkler Mitternacht in den Kranichsteiner Teich versenkt worden.

Von Stunde zu Stunde wuchs das Bangen. Man bestieg den Stadtthurm, von welchem man am fernen Horizonte Rauch aufsteigen sah. Leute mit guten Fernröhren bewaffnet, wollten ein Gefecht bei Hochheim und das in Brand stehende Kostheim bemerken. In Wahrheit fand hier der Kehraus von dem furchtbaren Kriegstanze in Deutschland statt. Noch hätte Napoleon sein Reich bis an den Rhein sich und seiner Dynastie erhalten können; aber verblendet von dem Glanze seines Glücksterns, wies er die ihm von den Großmächten gestellten Bedingungen zurück und somit waren des Krieges eiserne Würfel wieder geworfen.

An einem Dinstag Nachmittag, als das helltönende Glöcklein des Gymnasiums schon einmal gelockt hatte, nahm ich meine Bücher unter den Arm, um, wie man zu sagen pflegte, zur Klasse zu ziehen. Unterwegs vernahm ich plötzlich den Ruf: „Sie sind da! Ich hab sie gesehen!" — Wen denn? — „Die Kosacken! Zum Jägerthor sind sie herein gesprengt!" Auf diese Kunde wurde Schellers Wörterbuch und Wenck's Grammatik in ein Kellerloch einquartiert und nach dem Jägerthor hingeeilt. Auf dem Wege dahin begegnete uns einer jener so gefürchteten Reiter, der in kurzem Trab, die Lanze an einem Riemen im Arme hängend, und in der andern Hand den Kantschu schwingend, seinen vorausgehenden Kameraden nacheilte. Obgleich der Kosack einen langen Bart trug, so hatte der Anblick durchaus nichts Furchterregendes, und die Folge bewies es, daß gerade die Kosacken die kindlichsten Naturen waren und durchaus nichts gemein hatten mit dem Wesen „der Rothmäntel," die uns unsere Aeltern als wahre Kannibalen geschildert hatten. Der Zusammenhang jener Erscheinung ist folgender. Der Graf Mensdorf, welcher später als k. k. österreichischer General in Mainz die Stelle eines Kommandanten begleitete, befehligte in jener Zeit einen Theil eines aus verschiedenen Truppenkörpern zusammengesetzten Freikorps. Die Spitze desselben bestand aus einem Pulk Kosacken und einigen Schwadronen Szekler Husaren. Nach der Schlacht bei Hanau war diese Avantgarde vorgerückt, um das linke Mainufer zu sondiren, und auf dem Marsche nach dem Rhein vor der Residenz angelangt. Widerstand fanden sie hier keinen. Nur in einer Weise wurden die Feinde, oder besser Freunde, attakirt: mit Wein- und Branntweinflaschen, die von allen Seiten herbeigebracht und mit einem gemischten Gefühle den Reitern dargebracht wurden. Friedlich ritten die Eskadronen bis zum Louisenplatz, wo sie von den Pferden stiegen und diese aneinander koppelten. Der Kommandant des Korps begab sich auf das Kanzleigebäude, wo die Räthe des Ministeriums mit ihm konferirten. Erst nach und nach war die Kunde von den neu angekommenen Gästen durch die Stadt gedrungen, und Tausende von Bewohnern umstanden nun Rußlands und Oesterreichs Krieger. Komisch war es, wie so Manche von Furcht getrieben, die Vorräthe der Speisekammer und des Kellers hervorschleppten, um wie es schien damit den Ausbruch von Feindseligkeiten zu verhindern. Ich beklagte besonders, daß ich mit diesen Reitern nicht sprechen und keine Nachrichten von der Schlacht von

Hanau vernehmen konnte. Weder die Husaren noch die Kosacken verstanden Deutsch. Dagegen machte ich in der russischen Sprache schon einen Fortschritt, indem ich lernte, daß Wotke Branntwein und Gleba Brod heißt. Das erstere dieser Wörter habe ich im Laufe dieser Jahre so oft von Russen gehört, daß ich es nie vergessen werde. Interessant war mir das Bemühen der Darmstädter Bürger, eine Unterhaltung mit diesen Kriegern anzuknüpfen, die alsbald, wie mit den Wilden Amerikas, in der Geberdensprache geführt wurde. Ein und der Andere glaubte wohl, er spreche nicht laut genug und schrie darum mit stentorischer Stimme seinen Darmstädter Dialekt den Kosacken in's Ohr, die lächelnd die Köpfe schüttelten und selig ihren Wotke tranken. Nach Verlauf von etwa zwei Stunden entfernten sich die so gefürchteten Feinde ebenso ruhig als sie gekommen waren, und ritten zum Rheinthore hinaus. Da fiel Manchen eine centnerschwere Last vom Herzen; denn anstatt des Pulverdampfes hatte man nur den Dampf der Friedenspfeife gerochen.

In der Stadt waren um diese Zeit, — die Angabe der Tage sei mir erlassen, weil Solches dem Gedächtniß nicht immer völlig treu geblieben ist, — einige bayerische Soldaten der Landwehr gesehen worden. Wir Knaben mußten wissen, was diese wollten. Wir legten uns auf Kundschaft und sahen, wie der fremde Unteroffizier nach der Stadtkirche hingeführt und ihm diese geöffnet wurde. Bald hatten wir es heraus, daß etwa 6000 bei Hanau gefangene Franzosen hier in der Stadtkirche untergebracht werden sollten. Alsbald waren Handwerksleute und Stadttaglöhner beschäftigt, die Kirchenstühle wegzuschaffen, die auf dem Kirchenplatze in Reihe und Glied aufgestellt standen. Den aus der Umgebung der Stadtkirche aus den Fenstern schauenden Gesichtern konnte man es deutlich ansehen, daß ihnen die zugedachte Nachbarschaft keineswegs angenehm war. Doch, Dank dem Landgrafen Christian, der die Kirche vor der ihr drohenden Einquartierung bewahrte. Der edle Fürst erklärte: so lange man noch andere und geräumigere Lokalitäten zu verwenden habe, solle man die Kirche, das Heiligthum des Herrn, verschonen. Noch am Abende wurden die Bewohner der Stadt mittels der Schelle des Ausrufers aufgefordert, Speise für die Tags darauf kommenden Gefangenen bereit zu halten. Der Wohlthätigkeitssinn, das Mitgefühl für des Menschen Wohl und Wehe sprach sich auch hier in erfreulicher Weise aus. Allenthalben dampften die Kessel; denn die gewöhnlichen Gefäße wollten für so zahlreiche Gäste nicht genügen. Mein Vater sagte: wir sollten hier in unserer Stadt freudig die größten Opfer darbringen; denn Darmstadt hätte in diesem Jahrhundert den Krieg von seiner schrecklichen Seite aus eigener Erfahrung nicht kennen gelernt. Wie gerne trugen wir Speise und Trank hin zu den Hungernden, die am folgenden Tage von Dieburg her kamen. Himmel, welche Veränderung! Mir schwebten vor meiner Seele noch immer die schmucken Kriegergestalten in glänzenden Uniformen und Waffen und auf hohen Rossen! In dem heitersten Uebermuthe hatte ich, wenn ich nicht irre, im Jahre 1809, die letzten französischen Truppen gesehen, die nachdem sie hier übernachtet, am folgenden Tage auf Bauernwägen weiter gebracht wurden. Vor dem Rheinthor war damals ein schallender Jubel. Gar viele der Soldaten hatten die ihnen gelieferten Laibe Brod mit ihren Bajonetten gespießt und sie in ungeheurem Bogen auf den Exerzierplatz geschleudert. Wieder andere spielten mit dem lieben Brod ein Spiel, das mich lebhaft an das Werfen der Diskusscheibe erinnerte, wie es Homer so herrlich in jenem Gesange schildert, der den vielgewanderten Odysseus auf der Insel der Phäaken verweilen läßt. Diese Erinnerung flog mir wie ein Blitz durch die Seele, als ich die verhungerten, zerlumpten, krankhaften und zum Theil verwundeten Gestalten erblickte, die ich von bayerischer Landwehr eskortirt, vorüber ziehen sah. Da schritten Alle ohne Ordnung und ohne Rücksicht auf Waffengattung in der buntesten Mannigfaltigkeit an uns vorüber. Die meisten waren von dem furchtbarsten Hunger gefoltert. Am Schloßgraben stand zufällig ein Wagen mit weißen Rüben. Mit der Gierde der Harpyen stürzten sich die Armeen auf diesen Wagen hin, und konnten selbst durch die empfindlichsten Kolbenstöße der Eskorte nicht

zurückgehalten werden. Noch jetzt klingen mir die Worte in die Ohren: Pour l'amour de Dieu donnez, donnez moi un morceau de pain! Doch die Gefühle des Mitleidens und der Theilnahme mischten sich bald mit denen des Ekels und des Abscheues, da man Scenen erblickte, die man bei Menschen, nach Gottes Bilde geschaffen, nimmer für möglich gehalten hätte. Fragt man, wie konnten die Leute in so kurzer Zeit so furchtbar herabkommen, so erwäge man, was mir später klar geworden, daß diese Unglücklichen, meist Nachzügler der großen Armee, schon bei Leipzig versprengt und dann die Straße gezogen waren, an der nur ausgeplünderte und ausgehungerte Dörfer und Städtchen lagen. Während der Schlacht bei Hanau, die Napoleon vollständig gewonnen und Wrede mit großem Verluste verloren hatte, haben die Bayern wenig Gefangene machen können. Aber nachdem Napoleon mit seiner immer noch 60,000 Mann starken Armee bei Hanau durchgebrochen, war es der nachdrängenden Verbündeten wegen ein Leichtes, täglich Hunderte, ja Tausende der unglücklichen verhungerten Nachzügler gefangen zu nehmen. Viele von ihnen erschienen mir wie wandelnde Leichen. Hunderte von den Gefangenen litten an dem damals herrschenden Typhus, welcher durch dieselben auch nach Darmstadt gebracht wurde und hier nicht wenig Opfer forderte. Gleich einer Heerde trieb man die unzählbare Schaar in das hiesige Zeughaus. Alsbald brachten die Bewohner die bereitgehaltenen Speisen, meistens Kartoffelsuppe mit Fleisch. Aber es war fast unmöglich, in das Innere des ungeheuren Raumes einzudringen. Am Thore entbrannte im wahren Sinne des Wortes ein Kampf um die in Menge dargebrachten Nahrungsmittel, die Hungernden im Innern drängten nach außen, erstiegen die Fensteröffnungen, und reichten von da in die mit siedend heißer Suppe gefüllten Züber auf den Köpfen der Mägde, um die festen Brocken herauszufischen. Manche lagen gleichgiltig gegen ihre Umgebung auf dem Boden; andere entblößten ihre verwundeten Glieder, um sich von den vielbeschäftigten Aerzten und Wundärzten verbinden zu lassen, die auf dem Paradeplatz Ambulancen aufgeschlagen hatten; hier hörte man Fluchende, da sah man Weinende, ja Sterbende, nach welchen die zunächst Liegenden nicht einmal hinschauten. Ich, ein Darmstädter von Geburt, bin zweimal in meinem Leben in dem schönen Zeughause gewesen; einmal im Jahr 1813 bei der eben geschilderten traurigen Veranlassung, und dann bei dem großartigen Musikfeste, das bei Gelegenheit der Monuments-Enthüllung im Zeughause gefeiert wurde. In dem glänzend geschmückten ungeheuren Saale, mitten unter den erhebenden Harmonien traten urplötzlich die hier erlebten Scenen vor meine Seele, und lange konnte ich die sich so lebendig aufdrängenden Gedanken nicht los werden. Da gedachte ich an den Anblick, der sich mir darbot, als die Gefangenen das Haus verlassen hatten, den ich mit keinem andern Worte andeuten will, als mit dem, daß es vor Schlamm und Unrath unmöglich war, in den Raum einzutreten, in welchem dennoch Verwundete, Kranke, Sterbende und Todte lagen. Doch genug!

Am folgenden Morgen versuchte man im dichtesten Novembernebel die Gefangenen in Reihe und Glied auf dem Paradeplatze aufzustellen. Vergebliches Bemühen. Die Eskorte war dazu viel zu schwach. Die Aerzte hatten noch alle voll auf zu thun, die Verwundeten zu verbinden, und reichten bei weitem nicht aus, allen Anforderungen zu entsprechen. Nach allen Seiten hin versuchten Einzelne, sich von dem Haufen zu entfernen und in die Straßen der Stadt zu schleichen. Hie und da nahm man sie voll Erbarmen in die Wohnungen auf und wurde nicht müde sie Wochen lang zu pflegen. Auf diese Weise wurde der verderbliche Typhus in die Häuser gebracht. Eine nicht unbedeutende Schaar blieb krank im Zeughause zurück, für welche man der Gefahr der Ansteckung wegen ein Bretterhaus auf dem Exercierhaus erbaute, in welchem wir Knaben täglich die Kranken besuchten. Die große Masse der Gefangenen zog die Bergstraße hinauf. Wie Manche mögen unterwegs erlegen sein! Allein von dem Paradeplatz bis zum Neckarthor waren Fünf todt niedergesunken. — Das Loos der Kriegsgefangenen, wenn sie in Massen transportirt werden, ist ein schreckliches. Lieber auf

grüner Haide den Soldatentod sterben, als den Qualen des Hungers und der Schmach der Entmenschung Preis gegeben sein. Die Eskorte, sei sie auch die humanste, wird nach und nach zur Strenge genöthigt, zu welcher sich nur zu bald die Härte gesellt. Der unausgesetzte Anblick des Elends stumpft leicht das zarteste Gefühl ab, und in Folge dessen stellen sich Scenen dar, über welche die Humanität mit Wehmuth einen Schleier deckt.

Die Feldzüge des Prinzen Emil von Hessen.

Von Hanesse.

Prinz Emil von Hessen*), Oheim des Großherzogs Ludwig III., erhielt bereits im Jahre 1807 seine Bestimmung in's Hauptquartier des Kaisers Napoleon, fand denselben aber schon auf der Rückreise zu Dresden. Während des Feldzuges 1809 befand sich der Prinz gleich Anfangs im Hauptquartier des Kaisers und wohnte mit diesem den Schlachten und Gefechten dieses Feldzuges bei; insbesondere am 21. und 22. Mai der Schlacht von Aspern, am 5. und 6. Juli der Schlacht von Wagram und am 11. Juli dem Gefechte vor Znaim. Während der Feldzüge 1812, 1813, 1814 und 1815 befehligte derselbe als General-Commandeur das Großherzogliche Truppe-corps.

Im Jahre 1812 erhielt der Prinz in Folge der anfänglichen Zersplitterung des Truppencorps seine Bestimmung in das kaiserliche Hauptquartier, woselbst er zu den Wenigen zählte, welchen die instructive Vergünstigung zu Theil geworden, den Kaiser bei allen Recognoscirungen zu begleiten. — In diesen Verhältnissen wohnte derselbe mit seinem Stabe der Schlacht von Smolensk am 17. August, der Schlacht von Mosaisk am 7. September und deren Vorgefecht am 5. September, dem Einzuge des Kaisers in Moskau am 14. und 15. September und dem Abzuge von da am 19. Oktober, sodann der Schlacht von Malo-jaroslawez am 24. Oktober bei. Am 30. Oktober erhielt der Prinz zu Gszatzk den Befehl, die hessische Infanterie und Artillerie in eine Brigade zu vereinigen, um damit einen Theil der ersten Division der kaiserlichen jungen Garde unter dem Divisions-General Laborde auszumachen, worauf er alsbald das Leibregiment mit seinen zwei Kanonen und am 31. Oktober zu Wiäsma auch das Leibgarde-Regiment, im Ganzen etwa noch 1300 Mann, unter sein Commando nahm, wozu am 9. November zu Smolensk noch ein Ergänzungs-Detachement von 503 Mann stieß. — Von diesen circa 1800 Mann war innerhalb acht Tagen des denkwürdigen Rückzugs beinahe die Hälfte den Strapatzen, der Entbehrung und beispiellosen Kälte erlegen. Prinz Emil befehligte daher in der Schlacht von Krasnoi am 17. November, außer einigen Truppen der jungen Garde, nur noch 941 Mann Hessen; diese Zahl verminderte sich an diesem Tage auf's Neue um 11 Offiziere und 141 Mann, welche verwundet oder getödtet wurden. Die angedeuteten Verluste des weiteren Rückzuges hatten die beiden Regimenter so weit herabgebracht, daß in der Schlacht an der Beresina am 28. November, in zwei Compagnien formirt, sich kaum noch 200 Mann unter den Befehlen des Prinzen befanden und dieser zuletzt am 8. December mit nur 31 Offizieren und 24 Unteroffizieren und Soldaten als den Resten der genannten Regimenter zu Wilna ankam. — Hier nahm derselbe am 10. das provisorische leichte Infanterie-Regiment (noch über 500 Feuergewehre) und die bei demselben befindlichen 6 Piecen, welche seither gemeinschaftlich unter dem sechsten Armeecorps des baierischen Generals, Grafen Wrede, gestanden und in den letzten Tagen bei der Deckung des Rückzugs der Armee mit Auszeichnung gefochten

*) Prinz **Emil** Maximilian Leopold August Karl, geboren den 3. September 1790, k. k. österreichischer Feldzeugmeister, Inhaber des k. k. österreichischen 54. Infanterie-Regiments, insgl. des kaiserlich russischen kasanschen Dragoner-Regiments.

hatten, in seine Brigade auf, wodurch die Trümmer der Großherzoglichen Infanterie und Artillerie nun ganz vereinigt waren. Die Stärke dieser Brigade, welche der Prinz unter den bestehenden schwierigen Verhältnissen fortwährend persönlich commandirte, betrug nach dem Rückzug über den Niemen, am 16. December zu Wirballen, bei einer Revue vor dem König von Neapel

Leibgarderegiment: 5 Offiziere, 13 Mann; Leibregiment 8 Offiziere, 13 Mann; provisorisches leichtes Infanterie-Regiment 26 Offiziere, 206 Mann; Summa 39 Offiziere 232 Mann*).

Am 23. December, während einiger Rasttage zu Insterburg:

Leibgarde-Regiment: 13 Offiziere, 32 Mann; Leibregiment: 16 Offiziere, 20 Mann; Artillerie: 1 Offizier, 59 Mann; provisorisches leichtes Infanterie-Regiment: 30 Offiziere, 431 Mann. — Summa 60 Offiziere, 542 Mann einschließlich der vorhandenen Personen des Mittel- und Unterstabs.

Am 12. Januar 1813 zu Dirschau, wo die Reste der Infanterie in ein provisorisches Bataillon formirt wurden: Leibgarde-Regiment (1 Compagnie) 3 Offiziere, 11 Unteroffiziere, 30 Gemeine, 2 Mittelstab ꝛc. . . . . Summa 46 Mann. Leibregiment (1. Comp.) 3 Offiziere, 6 Unteroffiziere, 2 Spielleute, 20 Gemeine, 3 Mittelstab ꝛc. Summa 34 Mann. Garde-Füsilier-Bataillon (1. Comp.) 8 Offiziere, 30 Unteroffiziere, 6 Spielleute, 156 Gemeine, 16 Mittelstab ꝛc. Summa 216 Mann. Leibfüsilier-Bataillon (1. Comp.) 4 Offiziere, 25 Unteroffiziere, 6 Spielleute, 159 Gemeine, 8 Mittelstab ꝛc. Summa 202 Mann. Artillerie (1 sechspfünder Kanone) 2 Unteroffiziere, 12 Gemeine, Summa 14 Mann.

Im Ganzen 4 Comp. und 1 Kanone: 18 Offiziere, 74 Unteroffiziere, 14 Spielleute, 371 Gemeine, 35 Mittelstab ꝛc. Summa 512 Mann.

Dieses Bataillon; fortwährend bei den kaiserlichen Garden einrangirt (4. Bataillon), war bestimmt, unter den Befehlen des Commandeurs des provisorischen leichten Infanterie-Regiments, Obrist von Schönberg, im Felde activ zu bleiben; alle hiernach überzähligen Chargen, die Artillerie (noch 5 Piecen) ꝛc. waren in ihre Garnisonen zurückbeordert. Nun erst verließ der Prinz dem ausdrücklich erhaltenen Befehle gemäß, die Armee.

Während des Feldzuges 1813 befanden sich die Großherzogliche Infanterie und Artillerie (3 Regimenter und 8 Piecen) unter den speciellen Befehlen des Prinzen Emil in der zum dritten Armeecorps (Marschall Ney), nach dem Waffenstillstand des 11. Armeecorps (Marschall Macdonald) gehörigen 39. Division des Generals Grafen Marchand. In der Schlacht von Lützen (2. Mai), wurden unter Anführung des Prinzen von den hessischen Regimentern, welchen ein Bataillon Primas unter derselben Anführung als Reserve nachrückte, die Dörfer Klein- und Großgörschen weggenommen, wobei sie an Todten, Verwundeten und Vermißten einen Verlust von 13 Offizieren und 1109 Mann erlitten. — Während der Schlacht von Bautzen (21. Mai) nahm die Division, über Klix nach Breititz vorrückend, bloß Reservestellungen ein, wobei sie sich nur momentan im feindlichen Kugelbereich befand und daher auch keinen namhaften Verlust erlitt. Aus dem während des Waffenstillstandes (Juni bis August) bei Lützen bezogenen Lager begab sich der Prinz in das Hauptquartier des Kaisers nach Dresden, kehrte aber vor dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten zur Division zurück. Im Verlaufe des sofortigen schwierigen Rückzuges aus Schlesien nach Sachsen, auf welchem nächst feindlicher Einwirkung, verheerende

*) Der geringe Stand, zu welchem auch noch die vorhandenen Personen des Mittel- und Unterstabs nicht gezählt sind, rührte daher, daß viele Leute, die später sich wieder einfanden, in dem Gedränge auf der Brücke von Kowno angekommen waren und irrig die Straße nach Tilsit eingeschlagen hatten.

Krankheiten, Strapatzen und Entbehrungen aller Art die Reihen der Armee bedenklich lichteten, widmete der Prinz seinen Untergebenen die regste Fürsorge. — Dieser Fürsorge, welche derselbe nicht minder in den bedenklichen Verhältnissen der ersten Tage nach der Schlacht an der Katzbach bei dem Uebergang über die ausgetretenen Gewässer der Neiße, des Bobers und der Queiße, bei Thomaswaldau, Bunzlau und Görlitz und desgleichen später in den morastigen Bivaks und Defileen der Lausitz beurkundete, verdankten die hessischen Bataillone den verhältnißmäßig geringen Abgang, der sie betraf.

An den Schlachttagen von Leipzig (16., 18. und 19. October) befehligte der Prinz nur noch 5 hessische Bataillone (2 Leibgarde, 2 Leibregiment, 1 Gardefüsilier) und die Artillerie, da das 6. Bataillon (2. Gardefüsilier) inzwischen in das kaiserliche Hauptquartier commandirt worden war. Am 16. October befand sich die Division blos in einem unbedeutenden Kanonenfeuer und besetzte zuletzt den Kohlenberg zwischen Holzhausen und Saifartshain. Am 18. October ordnete und leitete der Prinz die Unterstützung und Vertheidigung der Dörfer Holzhausen und Zuggelhausen und sofort den Rückzug der hessischen Bataillone in die Position vor Stötteritz, woselbst die Division sich den Rest des Tages über behauptete. — Vor Beginn des befohlenen Rückzuges durch die Plaine nach der Position von Stötteritz, wohin die Großherzogliche Artillerie und der Rest der Division bereits früher aufgebrochen war, vereinigten sich die von dem Prinzen befehligten Bataillone, welche aus drei verschiedenen Richtungen fechtend anlangten, auf der Anhöhe hinter Zuggelhausen und formirten sich hier in Massen, um den drohenden Cavallerieangriffen nachdrücklicher zu begegnen. Das Gelingen dieser Formation, welche in einem kreuzenden Kanonenfeuer mit Ruhe und Ordnung vollzogen wird, während die Schützen, sie deckend, den aus den eben verlassenen Dörfern heftig aufdringenden Feind zurückwerfen, sowie die musterhafte Ordnung, mit welcher sofort der Rückzug angetreten und fortgesetzt wird, waren das Resultat der persönlichen Haltung des Prinzen. — Der Verlust der fünf Großherzoglichen Bataillone unter den Befehlen des Prinzen (1784 Mann beim Beginn der Schlacht) betrug: 3 Offiziere, 33 Mann todt, 11 Offiziere, 169 Mann blessirt, 162 Mann vermißt (größtentheils gefangen, todt oder verwundet) im Ganzen 14 Offiziere, 364 Mann. Am 19. Oktober vertheidigte der Prinz mit den Großherzoglichen Bataillonen das Grimaische Thor von Leipzig und die Stadtanlagen zwischen diesem und dem Hallischen Thore. Nach bekanntem, ehrenvollen Widerstande, in die Stadt zurückgedrängt, erlagen die Bataillone mit allen Truppen zu Leipzig der feindlichen Uebermacht, wobei der Prinz mit etwa 45 Offizieren und 200 Unteroffizieren und Soldaten in Gefangenschaft gerieth. — Der Rest war größtentheils getödtet oder verwundet; nur einer kleinen Minderzahl gelang es, unversehrt dem Feinde zu entrinnen.

Während des Feldzuges 1814 standen bei der Südarmee unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg die Großherzogliche Infanterie (4 Regimenter) und das für diesen Feldzug errichtete freiwillige Jägercorps, nebst einer Batterie von 8 Piecen unter den Befehlen des Prinzen Emil. — Im Verlaufe der Operationen commandirte derselbe speciell die Reserve-Division des Corps, bestehend: in 5 Bataillons österreicher Grenadiere (3429 Mann) unter Generalmajor von Fürstenwärder und 4 Bataillonen hessischer Garden (Leibgarde- und Gardefüsilier-Regiment = 2869 Mann) unter Generalmajor von Follenius, Summa 6298 Mann, nebst der zur Grenadier-Brigade gehörigen Batterie und der Großherzoglichen Artillerie.

Diese Division kam während des Feldzugs nicht zum Gefecht; der Prinz begab sich jedoch während der Gefechte von St. Georg, Limonai und Lyon am 18. und 20. März zur Avantgarde, welche aus dem Großherzoglichen Leibregiment bestand, dessen junge Mannschaft, durch die Anwesenheit des hochverehrten, allgeliebten Führers, sich doppelt aufgefordert fühlte, den wohlerworbenen Ruf der Tapferkeit des Regiments zu bewähren. Der Verlust desselben an diesen beiden Tagen betrug 6 Offiziere, 233

Mann; 2 Offiziere, 35 Mann todt, 3 Offiziere, 114 Mann blessirt und 1 Offizier 84 Mann vermißt, die größtentheils bei einem momentanen Wiedereindringen des Feindes in St. Georg gefangen wurden. Nachdem am 8. April bei Mairans an der Isère, wegen der Einnahme von Paris ein allgemeines Victoriaschießen stattgefunden, sollte es den 9. gegen Grenoble vorwärts gehen und dabei, dem wiederholten Ansinnen des Prinzen entsprechend, dessen Division zum Gefechte kommen. Alle Einleitungen waren bereits getroffen, als in Folge einer Unterredung des französischen Generals Grafen Marchand mit dem Prinzen, die zwischen den Vorposten stattfand, ein fünftägiger Waffenstillstand abgeschlossen wurde, dem der bekannte Friedensschluß und sofort die Räumung Frankreichs folgte.

Im Feldzug 1815 befehligte der Prinz bei dem 3. Armeecorps unter dem Kronprinzen von Württemberg die Großherzogliche Infanterie-Division (5 Regimenter) und die zwei dazu gehörigen Batterien (12 Piecen) in Summa 8337 Mann. Unter seiner Anführung bewährten die Großherzoglichen Truppen auch in den Gefechten dieses Feldzuges, am 23. Juni bei Rheinzabern und am 28. Juni in der Nähe von Straßburg, ihren alten Ruf der Tapferkeit. Am 28. Juni namentlich zeichneten sie sich aus, indem sie auf dem rechten Flügel des Corps die stark besetzten Dörfer Lambertsheim und Mundolsheim wegnahmen und sofort den Feind bis hinter die Wälle von Straßburg vertrieben. Ihr Verlust hierbei betrug 16 Offiziere, 311 Mann, darunter 2 Offiziere, 31 Mann todt, 14 Offiziere, 267 Mann blessirt, 13 Mann vermißt.

Aus den späteren Cantonirungen an der Loire (Cosne, Charité ꝛc.) begab sich der Prinz in das große Hauptquartier nach Paris, kehrte aber noch vor dem Rückmarsch in's Vaterland zur Division zurück.

Der Prinz-Emil-Veteranen-Verein zu Darmstadt, am 28. Mai 1840 auf dem Felsberg bei Reichenbach gestiftet, ließ von dem Hofbildhauer Scholl, Vater und Sohn, im Jahre 1852 ein Denkmal für die in der Periode von 1792 bis 1815 auf dem Felde der Ehre gefallenen Großherzoglich Hessischen Krieger auf dem Marienplatz vor der Reiterkaserne zu Darmstadt errichten. Es besteht, ohne Zurechnung der Schwelle, aus einer 40 Fuß hohen gothischen Pyramide von rothem rauenthaler Sandstein. In der Mitte der vorderen Seite desselben befindet sich in einer Nische das Standbild eines gewappneten altkattischen Kriegers in Lebensgröße, mit Helm, Schild und Schwert, von grauem schweinfurter Sandstein. Unter dem Standbilde ist in Spitzbogenform der hessische Wahlspruch: „Gott, Ehre, Vaterland" zu lesen. Auf dem Schilde stehen die Worte: „Den in den Schlachten von 1792 bis 1815 gefallenen Großherzoglich Hessischen Kriegern gewidmet von ihren Waffengefährten." Unter dem Schild ist das hessische Wappen eingehauen und die drei übrigen Seiten enthalten die Namen der Schlachten und Haupttreffen von 1792 bis 1815. Auf der Rückseite ist eingehauen: „Die Errichtung dieses Denkmals war Aufgabe des Prinz-Emil-Veteranen-Vereins. Ausgeführt von J. B. Scholl. Enthüllt den 9. Juni 1852."

Das Verzeichniß der Schlachten, Belagerungen und bedeutenden Gefechte, an welchem die Großherzoglich Hessischen Truppen, ganz oder theilweise von 1792 bis 1815 einschließlich betheiligt waren, ist das Nachfolgende. Die mit einem * bezeichneten Namen sind Hauptschlachten und Treffen von besonderer Bedeutung und deßhalb mit größerer Schrift am Denkmal eingehauen. Frankfurt am Main 2. December 1792. Königstein vom 8 — 12. December 1792. *Mainz vom 5. Mai bis 25. Juni 1793. Imsheim 16. November 1793. *Tournay 28. November 1793. Mainz 1. December 1793. *Sulzbach 8., 9. und 10. December 1793. Mattstall 14. December 1793. *Weissenburg 26. December 1793. *Ingelmünster 12. Mai 1794. Bevere 13. Juni 1794. *Bortel 14. September 1794. Kaiserslautern 20. December 1794. Mainz, vom 1. November 1794 bis 29. October 1795. Kreuznach, 11. und 29. November 1795. Altenkirchen 4. Juni 1796. *Bendorf 2. und 3. Juli 1796. Mainz vom 7. Juli bis 30. September 1796. *Jena 14. October

1806. - * Graudenz 22. Januar 1807. Großbiankowo 28. Januar 1807. Rehden 29. Januar 1807. Graudenz vom 6. Februar bis 30. Juni 1807. Marienwerder 11. Februar 1807. Stralsund vom 13. bis 23. August 1807. * Durango 29. Oktober 1808. Zorensa 30. Oktober 1808. Mesa de Ibor 17. März 1809. Almaraz 18. März 1809. * Medellin 28. März 1809. Neumarkt 22. April 1809. * Ebersberg 3. Mai 1809. Wien vom 11. bis 13. Mai 1809. * Aspern 21. und 22. Mai 1809. * Engerau 1. und 3. Juni 1809. Salas 2. Juni 1809. Grado und Penaflor 7. Juni 1809. Campomanes 10. Juni 1809. Raab vom 16. bis 21. Juni 1809. * Wagram 5. und 6. Juli 1809. Znaim 11. Juli 1809. * Talavera de la Reyna 27. und 28. Juli 1809. Toledo 7. August 1809. * Almonacid 11. August 1809. Manzanares 14. und 15. Oktober 1809. * Ocana 19. November 1809. Cuenca 8. December 1810. Puebla de Montalban 9. April 1811. * Badajoz vom 16. März bis 7. April 1812. Poncorvo 6. August 1812. Tiesow und Sabbe 15. August 1812. * Smolensk 17. August 1812. * Mosaisk 7. September 1812. * Krasnoy 17. November 1812. * An der Beresina 28. November 1812. Wileyka 4. December 1812. Slowotka 8. December 1812. * Rukino und Wilna 9. December 1812. Kowno 14. December 1812. * Wehlau 24. und 25. December 1812. Sommerau 10. Januar 1813. Dirschau 13. Januar 1813. Poserna 1. Mai 1813. * Lützen 2. Mai 1813. * Bautzen 21. Mai 1813. * Leipzig vom 16. bis 19. October 1813. Torgau vom 19. bis 25. November 1813. St. George 18. März 1814. Limonet 20. März 1814. Hüningen 1815. Straßburg 28. Juni 1815.

Diese 27 Hauptschlachten und 40 kleinere bemerkenswerthe Treffen und Gefechte fielen während der Regierungszeit des Großherzogs Ludewig I. vor. (Vergleiche Zehfuß Geschichte des Denkmals. Darmstadt 1853.)

Rückzug der Hessen aus Rußland im Jahr 1812.

Von Friedrich Peppler *).

Ich befand mich als Lieutenant im Großherzoglich Hessischen Leibregimente, jetzigen dritten Linien-Infanterie-Regimente, als dasselbe einen Theil des Contingents zu bilden bestimmt wurde, den das Großherzogthum Hessen als Theil des Rheinbundes zu der großen Armee stellte, die den Feldzug gegen Rußland vornahm. Das Contingent stand unter der unmittelbaren Führung Seiner Hoheit des Prinzen Emil von Hessen. Ich war damals 21 Jahre alt, unverheirathet, meinem Stande mit jugendlichem Enthusiasmus ergeben, der noch jetzt im reifen Alter nicht in mir erloschen ist.

Im Lager bei Combinen eröffnete sich meine kleine militärische Laufbahn in Beziehung auf diesen Feldzug. Mir ward nämlich ein Commando von 50 Mann übertragen, mit welchen ich den Transport von 200 mit Mehl beladenen Wagen escortirte, die ich in Dünaburg, wo der König von Neapel damals sein Hauptquartier hatte, ablieferte. Ich marschirte von dort mit meinem Detachement nach Wilna, wo dasselbe dem ersten Bataillon meines Regiments einverleibt ward. Eine vierzehntägige Krankheit hielt mich hier zurück, währenddem hatte das erste Bataillon Wilna verlassen. Ich benutzte die ersten Augenblicke meiner Genesung, mich mit dem zweiten Bataillon, zu dem ich eigentlich gehörte, zu vereinigen, schaffte mir einen kleinen Wagen mit einem Pferde an, kutschirte selbst und traf, nachdem ich einige Stationen von Moskau mein Pferd verloren hatte, ohne sonstigen Zufall glücklich bei

*) Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812—1814 von Friedrich Peppler, Capitän erster Klasse im Großherzoglich Hessischen Linien-Infanterie-Regiment, Ritter erster Klasse des Großherzoglich Hessischen Ludewig-Ordens in Worms. Worms 1832.

meinem Bataillon ein, welches in einem eine Werste von Moskau gelegenen Dorfe, Filee, gelagert war.

Die große Armee hatte in der Zwischenzeit ihren Einzug in Moskau bereits gehalten. Die Nähe, in der ich mich bei dieser Stadt befand, veranlaßte mich zu mehrmaligem Besuche derselben; aber leider traf mein Blick nur auf Leichen und Trümmer. Nach dreitägigem Aufenthalte in Filee ward mir ein zweiter Auftrag von schwieriger Art. Ich wurde nämlich beordert, in der Gegend von Moskau sämmtliche Wind- und Handmühlen bei den dortigen Landleuten, die, wie beinahe in ganz Rußland, ihre eigene Müller und Bäcker sind, in Beschlag zu nehmen; die Früchte, die mir von Moskau zugeführt wurden, in Mehl und Brod verarbeiten zu lassen und solches dann den Truppen abzuliefern. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag in dem Umstande, daß ich, wie jeder leicht denken kann, weder zu mahlen noch zu backen verstand, und überdem während dieser friedlichen Beschäftigung den Ueberfall von Kosaken befürchten mußte, die sich in einzelnen Schwärmen in der Ferne, bald aber auch in der Nähe blicken ließen, und welchen ich nichts als 15 Mann entgegensetzen konnte, woraus mein ganzes Detachement bestand. In dieser Verlegenheit kam es besonders darauf an, die Einwohner jener Gegend nicht durch Gewaltthätigkeit aufzureizen; denn abgesehen davon, daß wir ohne ihre Hülfe weder Mehl noch Brod hätten produciren können, so wäre von ihrem Haß jeden Augenblick ein Verrath an den nahen Feind zu befürchten gewesen. Unter diesen mißlichen Umständen lag es in der Natur der Sache, meinem kleinen Commando die schonendste Behandlung der Einwohner zur Pflicht zu machen, wodurch es bald gelang, ihr Vertrauen und selbst ihre Anhänglichkeit in dem Grade zu gewinnen, daß sie uns während unsers dortigen Aufenthalts den wesentlichsten Vorschub in Umwandlung der Früchte in Mehl und Brod leisteten, und wir uns in der Mitte dieser wirklich gutartigen Menschen so sicher befanden, als wir es nur in befreundetem Lande hätten erwarten können.

Indessen bedurfte es doch zur Förderung der Sache meiner ganzen Thätigkeit, und nur durch den Antheil, den ich persönlich an den Arbeiten nahm, indem ich selbst fortdauernd mahlen und backen half, eine Kunst, die ich mir leicht aneignete, gelang es mir, ansehnliche Quantitäten Mehl und Brod abzuliefern.

Vierzehn Tage war ich auf diese Weise beschäftigt, als den 15. Oktober 1812 eine Ordonnanz mir den Befehl zum schnellsten Aufbruch und zur Vereinigung mit dem Hauptcorps brachte. Ich nahm daher von den Russen Abschied, brach mit den vorhandenen Mehl und Brodvorräthen auf, und erreichte in wenigen Stunden mein Bataillon, welches ich bereits in größter Bewegung antraf und im Begriff, den Rückmarsch anzutreten.

Die Umstände waren schon damals, wie jeder leicht denken kann, eben nicht geeignet, ferneres Vertrauen auf das Glück der großen Armee einzuflößen. Die Besorgnisse für die Zukunft, besonders für den Lebensunterhalt während des bevorstehenden langen Rückzuges, wurden in Vielen rege, die Gelegenheit hatten, den sorglosen Leichtsinn zu erkennen, mit dem unbegreiflicher Weise dieser Gegenstand bei der verunglückten Armee fast allgemein behandelt wurde. So war es sehr natürlich, daß Einzelne anfingen Sicherheits-Maßregeln für ihren speciellen Bedarf zu nehmen, und daß auch ich Vorkehrungen traf, die auf meine Bedürfnisse berechnet waren. Einen Sack mit Brod, den ich auf einen Wagen geladen hatte, hielt ich hierzu für hinlänglich, und in der Meinung, mich hierdurch auf dem größten Theil des Weges vor Hunger geschützt zu sehen, trat ich getrost mit meinem Regiment den verhängnißvollen Rückzug an. Allein wie sehr sah ich mich getäuscht, als ich am Abende des ersten Tages, an dem wir den Rückmarsch angetreten hatten, das Bivouac bezog und mich meines ganzen Brodvorraths beraubt sah; was mir um so mehr auffiel, da, wie es mir schien, der Mangel noch bei weitem den Grad nicht erreicht hatte, der eine solche Entwendung hätte erwarten lassen, indem ich sonst wohl andere Mittel zur Sicherung meines kleinen Vorraths zu ergreifen gewußt hätte. Indessen zehrten

sich die Lebensmittel, mit welchen es Einzelnen gelungen war, sich zu versehen, während einem mehrtägigen Marsche allmählich auf, und bereits ehe wir Miaßma erreichten, stiegen sie zu solchen hohen Preisen, daß ich nach einigen, bei spärlicher Nahrung zugebrachten Tagen, es für ein Glück hielt, ein Brod von drei Pfund für vier Kronenthaler oder 10 Gulden 48 Kreuzer einzukaufen, welches ich an einer um den Hals geschlungenen Schnur trug. In diesem Aufzuge marschirte ich mit meiner Compagnie; der Anblick des Brods erregte die in solcher Lage sehr natürliche Begehrlichkeit, und so kam es, daß ein gewisser Herr mich bat, ihm die Hälfte des Brodes gegen Bezahlung abzutreten. Als ich ihm aber den Preis nannte, um den ich es selbst gekauft hatte, war ihm dieser zu hoch, indem er bemerkte, das Brod werde wohlfeiler. Einestheils empört über dies Wort, in welchem mir eine Andeutung zu liegen schien, als habe er mich im Verdacht, den allgemeinen Mangel zu schnödem Geldgewinn mißbrauchen zu wollen, anderntheils aber auch entrüstet über den Geiz eines Mannes, der Geld in Ueberfluß hatte, und ein für ihn kleines Opfer scheute, seinen Hunger zu stillen, während ich meine letzte Baarschaft dafür hingegeben hatte, zog ich es vor, den größten Theil des Brods einigen meiner Mitoffiziere und einem Feldwebel zukommen zu lassen. Als wir am Abend des nämlichen Tages das Bivouac bezogen, sprach mich derselbe Herr, der jetzt weder für, noch ohne Geld seinen Hunger gestillt bekam, um etwas Brod an, ich theilte mit ihm den kleinen Rest, der mir noch übrig war, er leerte mit mir auch noch den letzten Tropfen des in jener Lage unentbehrlichen Branntweins, den ich in meiner Flasche hatte, alles — ohne Bezahlung. Ich erwähne dieses an sich unbedeutenden Umstandes, blos, weil er den Geiz charakterisirt, der sich unter allen Verhältnissen des Lebens im größten Ueberfluß, wie im schaudererregendsten Mangel gleich bleibt.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Der unglückschwangere Rückzug wurde, wie dies die Welt weiß, mit jeder Stunde, die wir uns von Moskau entfernten, mißlicher; der Mangel immer allgemeiner und fühlbarer, die Mittel, ihm abzuhelfen, immer beschränkter. Das Fleisch gefallener Pferde, größtentheils roh, ohne Zubereitung genossen, war beinahe das Einzige, was sich zur Sättigung darbot. Frisches Pferdefleisch oder Brod konnte nur um die höchsten Preise erstanden werden. Dabei war Niemand dessen sicher, was er sich oft mit Mühe, oft mit Gefahr und Geldopfer verschafft hatte. Man schonte kein Eigenthum mehr, jedes Recht, jede Rücksicht, jedes Gefühl wich allmählich dem Bedürfnisse des Hungers, der Alle auf das Fühlbarste marterte, und der gräßlichen Kälte, welche die Glieder bis auf das innerste Knochenmark durchdrungen hatte. Ein entsetzliches Verhängniß lag auf den bleichen Gesichtern abgebildet, die stumm und stieren Blickes, gleich wandelnden Wesen des Schattenreichs, über die endlose Eismasse daher zogen, mit zahllosen Leichen und gefallenen Pferden bedeckt.

So erreichten wir, von Elend aller Art gefoltert, Smolensk. Diesseits der Stadt nahm uns ein Bivouac auf. Hier ward mir die letzte gesellige Freude vor meiner Gefangennehmung. Einem meiner wärmsten Freunde, dem Lieutenant Heim, hatten seine fernen Verwandten ein Fäßchen Rheinwein geschickt, welches er durch einen glücklichen Zufall durch einen Ergänzungstrupp unsers Regiments von Smolensk aus erhielt. Der gastfreie Mann, der auch im drückendsten Mangel die ihm eigene Gemüthlichkeit nicht verloren hatte, lud mehrere seiner Waffen- und Leidensgefährten zum Mitgenusse der köstlichen Gabe ein. Nur der, dem unter großen und langen Entbehrungen eine solche unerwartete Labung ward, weiß sie zu würdigen. Im traulichen Kreise, auf dem Eis und Schnee bedeckten Boden des hohen Nordens gelagert, schlürften wir den Nektar, den die freundlichen Ufer des vaterländischen Stromes uns boten. Es waren große überglückliche Momente, die den armen Duldern der traurigen Oede die Bilder der fernen Heimath vergegenwärtigten; Momente der Freude, die den Schmerz eines unsäglichen Mißgeschicks unterbrachen. Wir tranken und brachten vom Gefühl unserer trostlosen Lage hingerissen, dem Vaterlande,

das wir nie zu erreichen, den Freunden, die wir nie mehr zu sehen hoffen konnten, das letzte Lebewohl, und uns selbst den ernsten Scheidegruß für dieses Leben. Unser edler, herrlicher Heim war in der Folge einer der Ersten von uns, der schied, wie wir gleich unten sehen werden.

Des folgenden Tages brachen wir auf, die früheren Jammer-Scenen erneuerten sich und so wanderten wir unter den bisher geschilderten täglich gesteigerten Qualen, ununterbrochen verfolgt vom nachsetzenden Feind, fort, bis wir den 17. November oberhalb Crasnoi ein Bivouac bezogen.

Den 18. November erfolgte hier das in der Geschichte dieses Feldzugs bekannte Treffen. Eine Beschreibung der Schlacht liegt nicht in dem Zwecke dieser Schrift, sie wird daher blos insofern berührt, in wiefern sie mit meiner Erzählung in unmittelbarem Zusammenhange steht. Unser ganzes Regiment bestand noch aus 48 bis 50 Rotten, die in zwei Gliedern aufgestellt, beinahe gänzlich aufgerieben wurden, so daß von den meisten Compagnieen nur 4 bis 5 Mann übrig blieben. Eilf unserer Offiziere lagen schwer verwundet auf dem Schlachtfelde; unserm ehemaligen Regiments-Commandeur Obersten von Gall, der sich in der Nähe seiner Hoheit des Prinzen Emil befand, wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit, Ausdauer und militärischem Schnellblick gab unser erhabener fürstlicher Führer. Das Terrain, auf dem die Schlacht vorfiel, war mit einem Schnee bedeckt, in den man bis an die Wade einsank; man denke sich hierzu die furchtbare Kälte, gegen die keine angemessene Kleidung schützte, den fortdauernden Mangel an aller Nahrung, die Entbehrung ärztlicher Hülfe für die meisten Verwundeten, und man kann sich ungefähr ein Bild von den Leiden und Schwierigkeiten entwerfen, die auf den Kämpfern jenes blutigen Tages lasteten. Ich war während der Schlacht mit dem Vertrauen beehrt, die zweite Compagnie des zweiten Bataillons zu kommandiren, und kehrte mit einem Unteroffizier, einem Tambour und zwei Gemeinen aus der Schlacht zurück. Die obenerwähnten eilf Offiziere wurden in aller Eile nach Crasnoi gebracht; kaum konnte man ihnen einen flüchtigen Nothverband anlegen, und kaum fand der Obrist von Gall Zeit, sie zu besuchen, ihnen das letzte Trosteswort und den letzten Abschied zu bringen, als der Feind heranstürmte und in das brennende Crasnoi einzog, wo diese Braven ein Opfer der Flammen oder der feindlichen Wuth wurden. Keiner entkam, auch unsern guten Heim, dessen Gastfreiheit ich oben erwähnte, ereilte sein Geschick, und der Scheidegruß, beim Freudenmahle gesprochen, erhielt hier seine ernste Bedeutung.

Unter gesteigerten Leiden setzten wir unsern Rückmarsch fort. Ein unbeschreiblicher düsterer Stumpfsinn hatte sich der Gemüther bemeistert, welchen kein Hoffnungsstrahl das Dunkel einer schrecklichen Gegenwart erhellte. Jede bessere Empfindung war erstorben; der Freund sah vor und neben sich den Freund fallen, hörte aus dem Munde des Fallenden den letzten Abschieds-Ruf, und ließ, selbst trostlos, auch den Sterbenden ungetröstet, für den er doch keine Rettung mehr sah. Die Bande der Subordination waren unter den in Unordnung dahin schwankenden französischen Corps beinahe gänzlich aufgelößt, ich sah selbst Einzelne unter gräßlichen Verwünschungen die Gewehre auf ihre Generale anschlagen. Doch muß ich den Braven unsers Regiments die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, so weit mir es bekannt ist, keiner sich irgend einer Widersetzlichkeit schuldig gemacht hat. Ich sah sie dulden und fallen, ohne Murren, ohne Vorwurf, oft ohne Klage, ihrer Pflicht bis zum Tode getreu.

Acht schreckliche Tage brachten wir so auf dem Marsche zu, bis wir am 27. November die Berezina erreichten. Doch welche Feder schildert jenen schaudererregenden Uebergang? Was ich hier gebe ist nur ein schwacher Schattenriß des aus den gräßlichsten Einzelnheiten zusammengesetzten Gemäldes. Unter furchtbar chaotischem Gewirr zahlloser Fußgänger, Reiter, Frauen und Kinder, Pferden und Wagen und mörderischen Schlägen und Stößen, empfangen und ausgetheilt, geschah dieser Uebergang, und so gelang es mir, mich an das jenseitige Ufer mit Anwendung aller meiner

Kräfte durchzuarbeiten. So sehr die eigene Gefahr die Beobachtung der Umgebung beschränkte, so drängten sich doch unwillkürlich einzelne auffallende Gräßlichkeiten dem Blicke auf. Um den Preis der Rettung ihres Lebens sah man Mütter ihre Kinder verlassen, und sie dem unvermeidlichen Schicksale Preis geben, unter den Fuß- und Huf-Tritten von Menschen und Pferden zu sterben. Das Angstgeschrei- und Hülferufen der Niedergeworfenen und derer, die von den Seiten der Brücke verdrängt, in den Strom fielen, erfüllte die Lüfte. Doch keine Retterhand erschien den Unglücklichen, die Besorgniß für das eigene Leben, so werthlos es auch in jenem Augenblicke sein mochte, machte starr und kalt gegen das fremde.

Dieser Fluß erschien allen wie eine große Scheidegränze des Schicksals, wer sie überschritten hatte, glaubte seiner Rettung gewiß zu sein, und das Ziel der erduldeten Qualen erreicht zu haben. Schreckliche Täuschung! Jenseits des verhängnißvollen Stromes harrte nur größere Marter.

Immer drückender wurde bei fortgesetztem Rückzug der Mangel an Allem. Hunger und Durst wütheten im Innern und die auf 24 — 26 Grad gesteigerte Kälte war Folterpein dem halbnackten Körper. Der freie Himmel war unser Obdach, das Eis unser Lager, auf dem wir in Todesstille die schauerlichen Nächte zubrachten und das wir oft, ohne uns erwärmen zu können, verlassen mußten, denn zu den Bivouacfeuern wurde nur zugelassen wer seinen Holzbeitrag leisten konnte; von einem Scheit Holz hing oft ein Menschenleben ab; Tausende erfroren auf diesen gräßlichen Nachtlagern. Glücklich war zu preisen, wer über einem Feuer sich in geschmolzenem Eis ein Stück Pferdefleisch wärmen und die ärmliche Flüssigkeit als Suppe genießen, oder sich einen kümmerlichen Kaffee bereiten konnte. Wasser war nirgends vorhanden. Ein Umstand, der auch die Reinigung des Körpers unmöglich machte, was den Gesichtern ein abscheuerregendes Ansehen gab, so wie denn die bunte Mischung der verschiedenartigsten Kleidungen, welche theils über die Uniformen, theils statt ihrer getragen wurden, eine maskenartige, abentheuerliche Erscheinung darbot.

Die Berücksichtigung fremden Eigenthums hatte, wie ich bereits bemerkte, schon früher aufgehört; allein allmählich trat ein wahres Raubsystem ein. Man nahm, was man fand, man raubte und ward beraubt, dem traurigen Nothprinzip huldigte Alles. In diesem Zustande trug auch mein Aufwärter, der mir mit treuer Selbstaufopferung diente, kein Bedenken einem kleinen Pferde, das er mit einer Jagdtasche bepackt antraf, letztere abzuschneiden. In derselben befanden sich mehrere Sachen von Werth; aber vom Allerhöchsten in der damaligen Lage, war ein Kinnbacken, den wir des Abends in einem Kessel, mit Schnee gefüllt, kaum an das Feuer gesetzt hatten, als ein Franzose erschien und 20 ganz kleine Kartoffeln zu 20 Franken feil bot. Der damalige Unterchirurg, jetziger Oberarzt Herr Zell; bezahlte sie, und so bereiteten wir uns ein kostbares Mahl.

Ich setzte nun meinen Weg fort; allein meine Mattigkeit hatte in dem Grade zugenommen, daß ich das Corps, zu dem ich gehörte nicht mehr erreichen konnte. Am frühen Morgen des 6. Decembers raffte ich mich mit äußerster Anstrengung von dem Eislager auf, auf dem ich die Nacht zugebracht hatte, und erreichte nach einem sechsstündigen entkräftenden Feldmarsche Smorgonie, eine kleine, polnische, meist von Juden bewohnte Stadt. Hier traf mich ein Unglück, das ich für das größte hielt, was mich in meiner Lage hätte treffen können, und doch war es nur Vorspiel weit größerer Unfälle. Mein Aufwärter nämlich, mein treuer unzertrennlicher Gefährte, der Schütze Wehrwein, aus Londorff in der Rabenau, dessen ich oben erwähnte, der mir in meiner hinfälligen Lage noch eine Labung bereiten wollte, und auf Händen und Füßen kroch, um Schnee herbei zu bringen, den er für mich zu schmelzen beabsichtigte, gab, während er sich anstrengte, mir diesen Liebesdienst zu erweisen, den Geist auf. Nun hatte ich Niemanden mehr, ich stand allein, denn mit diesem edlen Menschen ging meine letzte Stütze verloren.

Während mich nun dieser herbe Verlust mit dem tiefsten Schmerze erfüllte, und ich nur mit ihm beschäftigt, in einer von ihren Bewohnern verlassenen Hütte einsam saß, traten unerwartet mehrere Offiziere von verschiedenen Truppen zu mir herein. Alle waren, wie ich, aus Entkräftung hinter ihrem Corps zurückgeblieben. Das traurige Schicksal, das wir theilten, war natürlich unsere erste Unterhaltung. Wir suchten uns wechselseitig aufzurichten und ermunterten uns zur Aufbietung aller Kräfte, unsern Marsch fortzusetzen und wo möglich die bereits vorangeeilten Corps einzuholen. Kaum hatten wir diesen Entschluß gefaßt, als plötzlich ein französischer Gardeoffizier mit den Worten hereinstürzte „Kosack, Kosack". Sogleich ward überlegt, daß, da unser körperlicher Zustand, unsere von Frost und Mangel zerrütteten Kräfte keine Wahrscheinlichkeit darboten, das Leben zu fristen, wir uns vor unserem Tode nicht noch der Qual überliefern wollten, die von einer solchen Gefangenschaft, wie wir wußten, unzertrennlich war. Von den dreißig Offizieren, die sich hier vorfanden ward einstimmig beschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu schlagen. Allein der Entschluß kam zu spät; ein Arzt, der auf den schmeichelhaften Ruf — „Franzuski Kamerad Pardon" ohne unsere Zuziehung für uns unterhandelt und sich ergeben hatte, vereitelte unser Vorhaben. Ehe wir es uns versahen, hatten die Kosacken die Hütte umzingelt, und mit vorgehaltener Picke zur Thür hereintretend, riefen sie uns zu: Stupai na ulize Franzuski Saback (geh auf die Straße französischer Hund). Hier muß ich die Bemerkung einschalten, daß, nach der Erzählung der an diesem Ort aus Entkräftung zurückgebliebenen Individuen, Napoleon erst vier Stunden vor meiner Ankunft von Smorgonie abgereist war, und der Armee von dort eine andere Richtung angewiesen hatte, was denn auch wohl die Ursache gewesen sein mag, daß in Smorgonie und seiner Umgebung über 3000 Gefangene gemacht wurden.

Das Loos der Gefangenschaft war also über uns geworfen. Es mochte etwa 10 oder 11 Uhr Vormittags sein, ich hatte wie oben bemerkt, mit der größten Anstrengung meiner zerrütteten Körperkraft schon einen Marsch von sechs Stunden gemacht. Man denke sich also meine Entkräftung! meine an Verzweiflung gränzende Gemüthsstimmung!

In diesem Zustande nun ward ich nebst meinem Mitgefangenen auf die Straße geführt. Einer nach dem Andern wurde, unter fortdauernden körperlichen Mißhandlungen visitirt, und dann in dem Grade ausgeplündert, daß der größere Theil kaum die nothwendigste Bedeckung des Körpers rettete. Jede Kleinigkeit erregte die Habgier, die sich sogar an dem Glanz der Metallknöpfe an den Unterbeinkleidern angezogen fühlte, welche wahrscheinlich für edleres Metall gehalten wurden.

Anfänglich hatte ich das beneidenswerthe Glück, nicht allein meine Uniform, sondern auch meinen halbverbrannten Oberrock und meinen Hut zu retten, der jedoch seiner Garnitur beraubt, in einem schlechten Zustande war. Indessen glaube man nicht, daß mir das Mitleid der Kosacken diese kleine Habseligkeiten gelassen hätte. Es war blos Folge des Umstandes, daß sie die auszuplündernde Mannschaft nicht gleich genau übersehen konnten, und ich einer der Letzten war, den die Reihe der Visitation traf. Als aber nun eine zweite Untersuchung vorgenommen wurde, fiel mir ein desto schlimmeres Loos.

Ich stand nämlich nicht weit von einem zugefrornen Brunnen. Während nun die Plünderung der übrigen vor sich ging, suchte ich meine Epauletts, die einzigen Zeichen meines Offizierstandes, die ich noch an mir trug, wenigstens einstweilen den Blicken der Raubsucht zu entziehen, in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, sie in einem günstigen Momente wieder holen zu können. Ich warf daher eine derselben in den erwähnten Brunnen; unglücklicher Weise bemerkte dieses einer der Kosacken, und rannte, Wuth entbrannt, mit eingelegter Lanze auf mich los; ein zweiter, der seinen Muth ebenfalls an mir kühlen wollte, brachte mir einen schmerzlichen Schlag mit seiner Lanze bei, wodurch er aber zugleich die Lanze seines Kameraden, auf welche die seinige gleichzeitig mit Heftigkeit fiel, in demselben Augenblick zerbrach, wo

der ersterwähnte Kosack im Begriff war mich niederzustechen. Diese unwillkürliche Lebensrettung war aber theuer erkauft, denn die Wuth des Kosacken, dem die Lanze auf die erzählte Weise zerbrochen worden, stieg auf das höchste, und er ließ sie auf eine Art gegen mich aus, die über oder unter aller Beschreibung ist. Die unmenschlichsten Schläge, denen ich nichts entgegensetzen konnte, als ohnmächtige Verwünschungen, fielen schonungslos auf meinen von Frost, Hunger und Müdigkeit entkräfteten Körper, der auf dem Eise niedergekauert, der Willkür dieser Scheusale preisgegeben war. Vergebens flehte ich um den Tod, ich sollte leben, um gräßlichern Leiden aufbewahrt zu werden.

Man wird mir vorwerfen, ich habe unbesonnen gehandelt, daß ich der feindlichen Habsucht in solchem Augenblicke einen Gegenstand entziehen wollte, der doch für sie den höchsten Werth haben mußte. Allein es waren die letzten Insignien der Ehre, die ich noch hatte, und die ich um jeden Preis zu retten suchte. Lächle darüber, wer kann!

Daß mir übrigens unter den besagten Umständen noch das Leben blieb, war ein wahres Wunder, da gleich bei dem Anfange der Plünderung, trotz dem gegebenen Pardon, viele meiner Mitgefangenen ohne den mindesten Anlaß, niedergestochen wurden.

Nachdem nun endlich die Raubsucht befriedigt schien, wurden wir sämmtlich unserm Schicksal unter freiem Himmel bei 27 Grad Kälte überlassen. So irrten wir, verstoßen, halb nackt, ohne Obdach, ohne die mindeste Aussicht auf irgend eine leidliche Unterkunft auf der unabsehbaren Schnee- und Eisfläche einzeln umher. Hier war es, wo ich in gleichem Zustande einen Lieutenant vom bergischen zweiten Regiment Napoleon, Namens Braun, antraf, mit welchem ich gemeinschaftlich eine Zuflucht bei einem allmählig verglimmenden Bivoucfeuer suchte, das wahrscheinlich den in der Nacht vorher dort gelagerten Russen gedient hatte. Wurmartig gekrümmt lagerten wir um die erlöschenden Kohlen in dumpfer Trostlosigkeit da, als uns plötzlich eine donnernde Stimme zu neuen Qualen aufzuschrecken schien. Aber wie angenehm fanden wir uns überrascht, als wir vaterländische Laute, doch nur gebrochen, aus dem Munde eines Kosacken-Stabsoffiziers vernahmen. Er näherte sich uns auf eine Weise, die Theilnahme mit unserer Lage verrieth und fragte mich, wie lange Napoleon, Smorgonie verlassen habe? Auf meine Antwort, daß dieß etwa vier bis fünf Stunden sein möchten, fragte er nach meinem Vaterlande, worauf ich ihm dann sagte, ich sei ein Deutscher, ein Hesse, ohnweit Frankfurt am Main. Ich bezeichnete absichtlich diese Stadt, weil sie den Russen beinahe allgemein bekannt war. Nachdem ich ihm noch einige unbedeutende Fragen beantwortet hatte, bat ich ihn, sich unserer anzunehmen, und Sorge zu tragen für Obdach und menschliche Behandlung. Er gab hierauf einem Kosacken den Befehl, uns in eine Judenwohnung zu bringen, bedauerte aber, uns kein besseres Loos bereiten zu können, indem er offen erklärte, er zweifle sehr, daß nach seiner Entfernung der Jude sich an den Befehl, uns eine Aufnahme zu gestatten, binden werde. Dieser Zweifel war leider nur zu gegründet. Wir blieben nur so lange unangefochten, bis wir den Kosacken, der uns in die Hütte brachte, aus dem Gesichte verloren hatten. Kaum waren wir bei dem Juden allein, als er seine Anrede an uns mit der ominösen Frage eröffnete, „hat der Franzus auch Geld, hat er Silber, hat er Gold?" Unser elendes Aussehen konnte wohl zu keinen derartigen Erwartungen berechtigen, und dennoch wurden wir von diesem Ungeheuer unter den empörendsten Mißhandlungen, denen wir bei dem gänzlichen Dahinschwinden aller Kräfte nicht den mindesten Widerstand entgegensetzen konnten, bis auf den bloßen Leib durchsucht; und als die Habsucht hier ihre Befriedigung nicht fand, wurden wir neuen Infamien von russischen Nachzüglern preisgegeben, die der Jude absichtlich in die Hütte rief um uns zu mißhandeln. Unter diesen zeichneten sich besonders drei aus, die unter immerwährenden Schlägen mich nun noch der letzten Kleidungsstücken berauben wollten, welche die Plünderungssucht ihrer Vorgänger mir noch übrig gelassen hatte. Mein Oberrock, meine Uniform war mir

bereits genommen, ich trug nichts mehr am Leibe als ein paar schlechte blaue Hosen Unterhosen, ein Hemd und eine seidene Halsbinde. Nicht zufrieden, mich bis au, das Hemd ausgezogen zu haben, wollten sie sich auch noch des Letztern bemächtigen,f das seines schmutzigen, ekelhaften Zustandes wegen unmöglich Werth für sie haben konnte, und sie daher hierdurch blos einen Akt schändlicher Barbarei an mir zu verüben suchten.

Schon sah ich und mein armer Unglücksgefährte dem schrecklichen Schicksale entgegen, nackend in die, bis zu den höchsten Graden gesteigerte Kälte hinausgestoßen zu werden, als uns ein neuer Schutzengel in einem jungen achtzehn bis neunzehnjährigen russischen Offizier erschien, der einem Infanterie-Regimente angehörte, das kurz vorher durchmarschirt war. Wie vom Schlage gerührt standen die Räuber, als die heilbringende Klinge des, über die an uns verübte Unmenschlichkeit entrüsteten Jünglings, sich zu unserm Schutz in die schnellste Bewegung setzte, und mit den kräftigsten Hieben das Vergeltungsrecht in so überschwenglichem Maaße ausübte, daß die Elenden zitternd und flehend ihm zu Füßen fielen, und dann mit Zurücklassung ihres Raubes die Mördergrube des Juden verließen.

Mit freundlichen tröstenden Worten und jenem Blicke der Rührung, der in solchem Augenblick das Herz auf unaussprechliche Weise ergreift, redete der wackere junge Mann uns an, fragte nach unsern Verhältnissen und fiel uns auf die erhaltene Antwort, trotz unsers wirklich ekelerregenden Ansehens, mit jugendlicher Hingebung um den Hals, küßte und drückte uns, und bezeugte sein innigstes Bedauern mit unserm kläglichen Zustande. Aber leider war die Rettung, die wir der Theilnahme dieses gefühlvollen jungen Mannes verdanken, nur momentan. Der Offizier mußte seinem Regimente nacheilen, und Alles, was er für uns thun konnte, war, daß er dem Juden auf das Strengste einschärfte, sich aller Mißhandlungen gegen uns zu enthalten, und uns Obdach zu gewähren, bis die Militärbehörden über uns verfügt hätten.

Kaum hatte sich jedoch der Offizier entfernt, so brach der Grimm des Juden im erhöhteren Grade aus. Vorüberziehende russische Marodeurs wurden in die Hütte gerufen und angereizt, uns auf's Neue zu mißhandeln. So geriethen wir dann in die Hände anderer Ungeheuer, die, nachdem sie uns unserer Kleidung bis auf das Hemd beraubt, und auf das Unmenschlichste geschlagen hatten, uns, um ihrer Barbarei und unserm Elend das Siegel aufzudrücken, vor die Thüre warfen.

In diesem Zustande irrten wir unter dem furchtbaren Winterhimmel Rußlands, auf den eis- und schneebedeckten Feldern umher, schleppten uns von einem verglimmenden Feuer zum andern, um die spärlichen Brodstückchen zu sammeln, welche den bivouakirenden Russen entfallen waren, oder wenn wir nichts derartiges mehr fanden, unsere Nahrung an krepirten Pferden zu suchen, an denen wir gleich wilden Thieren nagend uns hinlagerten. Unsere Blöße gegen die Kälte nur einigermaßen zu decken, krochen wir an den Leichnamen der Gebliebenen umher, und umhüllten mit den wenigen Lappen, welche die Raubsucht ihnen gelassen hatte, unsere Körper. Achtundvierzig Stunden dauerte dieses schreckliche Elend, bis ein russischer Unteroffizier, beordert, die zerstreuten Gefangenen zusammenzutreiben, auch uns auffand, und in Smorgonie unter Obdach brachte.

Doch welche gräßliche Unterkunft ward uns hier! In einer elenden Hütte trafen wir 60 Offiziere, von den verschiedensten Nationen, eingesperrt an. Kein Feuer erwärmte uns, kein Licht leuchtete die langen qualvollen Abende hindurch, keine Nahrung ward den Unglücklichen, die hier weilten. Die Nächte waren schauerlich, der enge Raum faßte nur mit Mühe Alle, die ihr Mißgeschick hierher geführt hatte; man lag äußerst gedrängt. Ich war neben meinem Leidensgefährten Braun unter einer Bank gelagert, glücklicher Weise nicht weit von der Eingangsthüre, bei deren Oeffnung uns etwas frische Luft zuströmte; eine wahre Wohlthat an diesem mit verpesteten Dünsten angefüllten Orte. Keine Feder vermag den Jammer zu schildern,

der hier herrschte. Einige rangen mit dem Tode, Andere wimmerten unter unsäglichen Schmerzen, die Glücklichsten hatten geendet. Ein westphälischer Offizier, ich glaube aus Kassel, lag ohne Hände da, sie waren ihm abgefroren; zwei Tage nachher verlor er auch seine Füße; nach achtundvierzigstündiger Höllenqual starb er. Viele hatten noch die Kraft, sich ihrer Nothdurft außerhalb dieses Locals zu entledigen; allein bei dem Durchdringen zur Thüre konnte das Anstoßen oder Treten der Verwundeten nicht vermieden werden, und graußenhaft waren dann die Schwüre und Verwünschungen, welche der Schmerz erpreßte. Man denke sich hierzu das dichte Dunkel der Nacht, die Kälte, welche die Glieder in dem unerwärmten Gemache durchdrang, und den Hunger, der in den Eingeweiden nagte. In der ersten Nacht, die wir hier zubrachten, hatten wir acht Leichen, die am andern Morgen hinaus getragen wurden. Mit schwacher, hinsterbender Stimme hörte man hie und da die Frage: Lebst du noch? Sie war jedoch selten, denn das Leben an sich hatte sein Interesse verloren. Die Entfernung aus diesem Aufenthalte der Qual war bei Todesstrafe verboten, und dadurch sogar das ärmliche Mittel benommen, von den Cadavern, der auf der Landstraße befindlichen Pferden, den Hunger zu stillen. Eine zwecklose Grausamkeit, indem der Austritt in das Freie uns doch zu keiner Flucht dienen konnte; denn wohin fliehen auf dem endlosen Eisgefilde, mit Körpern, der Auflösung nahe?

In dieser martervollen Lage überraschte uns plötzlich das Gerücht, ein russischer General, der ein geborner Deutscher sei, wäre in Smorgonie angekommen, und würde dort übernachten. Die deutschen Offiziere unter uns glaubten sich schon erlöst, und Braun und ich faßten den Entschluß mit Beseitigung aller Furcht vor der Gefahr, unsern Kerker zu verlassen, zu dem General zu gehen, ihm unsere Leiden zu klagen, und im Namen des gemeinsamen Vaterlandes Schutz nicht nur für uns und unsere Landsleute, sondern für alle unsere Mitgefangenen überhaupt zu begehren. Daß es möglich wäre, unter solchen Umständen eine Fehlbitte thun zu können, fiel weder mir, noch selbst dem Hoffnungslosesten unserer Leidensgenossen ein.

Unser gewagtes Unternehmen kam uns gleich anfangs theuer zu stehen. Kaum waren wir dreißig Schritte von der Hütte entfernt, die uns gefangen hielt, so wurden wir von einem Juden und einem Kosacken ergriffen, und unter Peitschenhieben in die Wohnung des Ersteren geschleppt. Mein ganzer Anzug bestand in einem Paar hellblauen, schlechten Beinkleidern, die ich einem an der Straße gelegenen Leichname ausgezogen hatte, einer alten, zerrissenen Pferdedecke, einer schmutzbedeckten, alten Sammetkappe, wie sie die polnischen Juden zu tragen pflegen, und einem Paar alten Lapken (eine von Bast geflochtene Fußbekleidung der polnischen und russischen Bauern). Die Gegenstände hatte ich an der Landstraße, zerstreut mitten unter Leichen und gefallenen Pferden, aufgehoben, und mich damit bedeckt. Braun hatte sich ein Paar alte, graue Hosen, ein altes, weißes Tuchkamisol und zerrissene Stiefel auf dieselbe Weise verschafft. In diesem Anzuge betraten wir die Schwelle der Juden-Hütte. Hier wurden wir auf die Erde geworfen, und unter fortdauernden, barbarischen Mißhandlungen der elenden Bedeckung beraubt, die uns der Zufall zugeführt hatte. Von Allem entblößt, glaubte ich jetzt den Plünderungsakt beendigt, als der Basiliskenblick des Juden unglücklicher Weise auf meine Kappe fiel. Nun brach seine Wuth im höchsten Grade gegen mich aus, und mit den Worten: „Spitzbube, das ist eine Kappe von unsern Leuten!" gab er mir Faustenschläge in's Gesicht; kurz, mißhandelte mich auf eine solche Weise, deren Beschreibung man mir gerne erlassen wird. Ich ließ ihm den ekelhaften Kopfputz, und eilte mit Braun davon. Ich sage nichts über die Verzweiflung, die unser Inneres ergriffen hatte; wohl denkt sie sich Jeder von selbst. Wir waren nun wieder fast ohne alle Bekleidung, wie konnten wir uns in diesem Zustande weiter begeben, und auf solche Weise vor dem General erscheinen? Indessen unser Muth wurde nach einigem Nachsinnen wieder rege, und der Entschluß stand fest: Trotz aller Hindernisse unser Vorhaben auszuführen.

Wir hatten erfahren, daß der General auf einem Edelhofe, in der Nachbarschaft von Smorgonie logirte dahin begaben wir uns.

Bemerken muß ich hier, daß der Eigenthümer des Gutes, der polnische Graf Herr von Przerdzircki war. Ich war bei diesem Grafen auf meiner Durchreise zur Armee, einquartiert, und dort äußerst freundschaftlich aufgenommen worden. Gewiß hätte ich bei ihm Empfehlung für mein Anliegen bei dem General gefunden, wenn ich mich hätte überwinden können, mich in solchem Aufzuge bei der Familie einführen zu lassen. Und wie konnte ich auch denken, daß ein unglücklicher Deutscher bei dem Landsmanne noch einer fremden Intercession bedürfe, um Linderung für sein Mißgeschick zu finden? Der Zufall wollte, daß derselbe Graf, als Verbannter aus seinem Vaterlande, durch Worms passirte, wie mir polnische Offiziere, die ich hier antraf, leider erst einige Tage nach seiner Durchreise, erzählten.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Bei dem Eingang in den Edelhof stießen wir auf eine Kosacken-Wache, die uns mit Blicken musterte, welche die Erneuerung der früher erduldeten Mißhandlungen befürchten ließen. Aber einige in der Nähe befindliche Offiziere, setzten dem Ausbruche der nur mühsam verhaltenen Wuth glücklich ein Hinderniß entgegen, und so blieb es bei dem rauh ausgesprochenen Wort: Stol Franzuski! (Stehe Franzos)! Einer der Offiziere fragte uns in deutscher Sprache nach unserm Begehren. Auf die Antwort, daß wir deutsche Offiziere seien und den General zu sprechen wünschten, wurden wir in den Hof gelassen, der das Quartier umgab, welches der General inne hatte. Hier harrten wir unsers Schicksals. Nach etwa viertelstündigem Warten ward uns der Bescheid: Der General könne uns nicht sprechen. Dieses schreckliche Wort brach den Stab über alle unsere Hoffnungen. Wir ließen unsern Gefühlen freien Lauf, brachen in die furchtbarsten Verwünschungen aus, und forderten die russischen Offiziere im Namen der Menschlichkeit auf, uns niederzustechen oder todtschießen zu lassen. Unser Unglück schien sie zu ergreifen, und einer von ihnen, den unser Schicksal am meisten rührte, suchte uns zu beruhigen, und machte den Versuch den General zu erweichen. Dieser erschien endlich selbst. Mit der Frage: was wollt ihr? wurden wir empfangen. „Wir sind deutsche Offiziere, die Eure Excellenz um Schutz bitten," war die Antwort. Warum seid ihr nach Rußland gegangen, warum waret ihr dem Räuber Napoleon ergeben? ward uns entgegnet.

Wenn ein Halbwilder von den Ufern der Wolga oder des Dons, die Gewalt, die der Augenblick ihm über mich einräumte, thierisch mißbrauchte, und ich sein Herz für meine Leiden verschlossen fand, so wußte ich mir zu sagen, daß ich dies der ungezähmten Tiger-Natur beizumessen hatte, die den Feind nur zu zerfleischen gewohnt ist. Aber wenn ein Führer aus den höchsten Klassen, von dem ich Bildung zu fordern berechtigt bin, die Gemeinheit der Untergebenen theilt, und dem Unglück, das mit Vertrauen sich ihm naht, um seine Menschlichkeit in Anspruch zu nehmen, statt des erbetenen Schutzes, Worte des Hohns und des Vorwurfs entgegensetzt, wenn gar ein Deutscher dem hülfeflehenden Deutschen fern vom Heimathlande im unverdienten Mißgeschicke auf solche Weise zurückstößt: dann freilich muß der Glaube an die Menschheit wankend werden.

Dieß wurde er auch in jenem Augenblick in mir, aber das Gefühl der erlittenen Kränkung hob meine letzte Kraft, meinen letzten Stolz. Ein Bettler, ein ausgehungertes, halbnacktes Skelett, stand ich der wohlgenährten, reichdecorirten Excellenz gegenüber und sagte: Daß wir eine solche Antwort weder erwartet, noch verdient hätten, daß es eben so in unserer Pflicht gegen Fürst und Vaterland gelegen habe, den angewiesenen Fahnen zu folgen, als seine Excellenz die Pflicht gegen ihren Kaiser erfüllen würde, wenn sie jetzt mit ihm nach Deutschland zögen. Entrüstet über diese Antwort, die er, aus dem Munde eines Unglücklichen gesprochen, hätte ehren sollen, gab er die Weisung, uns zu entfernen, indem er uns nicht helfen könne. Da forderte ich ihn noch einmal auf, uns nach den, in der ganzen civilisirten Welt herrschenden Kriegsgesetzen zu behandeln und in Schutz zu nehmen, oder unsere Leiden durch den Tod zu enden.

Er ging und ließ uns fünfundzwanzig Papierrubel zustellen. Etwa sechszig Schritte von dem Quartier dieses Menschenfeindes wurden sie uns unter den schrecklichsten Mißhandlungen wieder abgenommen!

Während ich an der Schilderung meiner Leiden arbeitete, hat er auch geendet. Eine Kugel, aus verborgenem Hinterhalte abgefeuert, gab ihm in den Mauern von Warschau den Tod.

Unverrichteter Sache kehrten wir nun in die Hütte zurück, die wir mit so schönen Hoffnungen verlassen hatten. Unsere Nachricht verbreitete die größte Bestürzung unter den Gefangenen; denn von wem sollte man Hülfe erwarten, wenn sogar das Herz des Landsmannes sich dem Flehen der Nothleidenden verschloß und sie kalt ihrem finstern Geschick überließ?

Unter allen den Leiden aber, die wie eine Centnerlast auf uns lagen, war keines drückender als der Mangel an allen Lebensmitteln. Wir waren jetzt drei Tage an diesem Orte, ohne daß man nur die mindeste Miene gemacht hätte, uns einige Nahrung zu reichen. Wir schienen bloß hier zu sein, um zu sterben; denn unsere Kerkermeister zeigten sich nur um die Leichen abzuholen; die Lebenden waren ihnen gleichgültig.

Wer sich also unter diesen Umständen nicht selbst zu helfen suchte, war unwiederbringlich verloren. Aber auch diese Selbsthülfe, die man doch nur außerhalb anwenden konnte, war mit Lebensgefahr verbunden, oder wenigstens mit der Gefahr, sich Mißhandlungen aller Art auszusetzen, die, wie mein oben erzähltes Beispiel lehrt, bei jeder Entfernung aus der Hütte zu befürchten war.

Indessen überwog das Bedürfniß der Nahrung in mir zweimal jede Bedenklichkeit. In einer Nacht nämlich wagte ich einen Ausflug auf die Landstraße, und war glücklich genug, eine von Würmern bereits angenagte Pferdezunge zu finden, die ich als köstliche Beute in meinen Kerker brachte, aber leider auch nicht ohne Opfer; denn ehe ich den Jammerort wieder erreichte, fiel ich russischen Marodeurs in die Hände, die mich blos aus boshaftem Muthwillen, (denn ihrer Habsucht bot ja mein elender Aufzug nichts mehr dar) so furchtbar zerschlugen, daß ich bewußtlos niedersank, und als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, nur halb kriechend in die Hütte gelangen konnte.

Zwei Tage nährten wir uns, Braun und ich, dürftig genug, von dieser ekelhaften Kost. Am Abende des fünften Tages unserer Einkerkerung faßten wir den Entschluß, gemeinschaftlich auf Herbeischaffung von Lebensmitteln auszugehen. Wir hatten uns vorgenommen, das Eigenthum der Menschen, unter die uns das Schicksal verstoßen hatte, und die uns, wie es schien, absichtlich dem Hungertode ohne Erbarmen preisgeben wollten, nicht zu achten; kurz zu nehmen was und wo wir es fänden. Wir warteten nun die späte Nacht ab, und gingen dann, hungernden Wölfen gleich, auf Raub aus. Ein Keller in der Nähe einer Bauernwohnung zog uns an, wir witterten Beute; leicht war die schlecht verwahrte Thüre geöffnet, eine zerbrechliche Leiter führte uns abwärts in das Innere der Grube. Hier fühlten wir nun mit den Händen umher in stockfinstrer Nacht, bis wir endlich, welch glücklicher Fund, ein Stück Fleisch ergriffen und ohnweit davon auf ein Faß mit rothen Rüben stießen, die mit einer Eisrinde überzogen waren, welche wir durchbrachen. Wir beluden uns nun mit Vorräthen und kamen ohne irgend ein Abentheuer glücklich in unsern Kerker, wo wir die Freude hatten, außer uns auch manchem unserer schmachtenden Mitgefangenen mit dem Ertrage unsers leichtverzeihlichen Raubes zu erquicken.

Dem dringendsten Bedürfnisse war auf einige Tage zwar kümmerlich abgeholfen, aber die Sorge für die Zukunft konnte dadurch natürlich nicht gehoben werden. Am achten Tage unsers Aufenthaltes endlich, als der Mangel wieder anfing einzureißen, schien sich eine bessere Aussicht darzubieten. Morgens gegen zehn Uhr trat ein russischer Unteroffizier mit den Worten herein: „Sind Franzosen hier?“ Die Frage verbreitete anfangs Schrecken; denn nur an Mißhandlungen gewöhnt, fürchteten wir die Erneuerung der alten Gräuelscenen. Doch diesmal irrten wir. Auf unsere bejahende

Antwort sagte der Unteroffizier mit einer Miene, die Gutes verhieß: „Ich werde gleich wieder hier sein.“ Etwa eine halbe Stunde später erschien er mit einem russischen Capitain, der einen Krug Branntwein und ein halbes Brod unter uns vertheilen ließ. Er begleitete diese erste Labung, die wir aus der Hand des Feindes erhielten, mit freundlichen, beruhigenden Worten. Freilich war die Gabe nur spärlich, der Branntwein wurde in Löffeln gereicht, das Brod in kleinen Stücken abgemessen, und freilich war es nur die allergemeinste Nahrung, die im deutschen Vaterlande nicht einmal dem Bettler abgeht. Aber wir waren weniger als dieß, wir waren von den Menschen verstoßen, im Auge des dortigen Volkes und leider auch in jenen Augenblicken, wo Verzweiflung uns umwandelte, selbst in den unsrigen, von Gott verlassene Wesen; uns mußte nach der furchtbar langen Entbehrug die dargereichte Gabe, war sie auch noch so gering, als eine Götterkost erscheinen. Die menschliche Behandlung des wackern Capitains und sein Bedauern, nicht mehr geben zu können, da der Bedürftigen viele seien, waren lauter ungewohnte Erscheinungen, liebliche Sternbilder, die in das Dunkel unsers gränzenlosen Mißgeschickes hineinlächelten. Ich erinnere mich keines Momentes in unserm Leben, wo menschliche Hülfe so unerwartet erschien, und tiefern und dauerndern Eindruck gemacht hätte, als hier. Wir überhäuften den Spender der kleinen Labung mit Danksagungen und Segenswünschen, die wir in unserer, durch den plötzlichen Uebergang vom größten Elende zur schönsten Hoffnung exaltirten Stimmung auf seine späteste Nachkommenschaft übertrugen. So ist der Mensch; wer nie in solcher Lage war, wird in dieser Schilderung vielleicht Uebertreibung finden, aber er irrt. Tausende von Zeugen leben wohl noch, die, wo nicht in dem Grade, doch Aehnliches litten; sie mögen reden.

Der ganze folgende Tag ging uns unter mancherlei Vermuthungen, Ahndungen und Hoffnungen vorüber. Endlich, am neunten Morgens in aller Früh ward uns Erlösung aus diesem Schauplatz unsäglicher Qual. Gleich einer Heerde, die man zur Weide treibt, wurden wir vor die Wohnung eines noch nicht sehr bejahrten Offiziers geführt, wo der Sammelplatz aller dortigen Gefangenen zu sein schien. Hier wurden wir gemustert, Jeder nach seinem Namen, Stand, Vaterland u. s. w. befragt. Als die Reihe an mich kam, und ich die mir vorgelegten Fragen beantwortet hatte, erzeigte mir der russische Offizier eine besondere Aufmerksamkeit; er reichte mir ein Glas Branntwein und etwas Brod, und gebot mir in seiner Nähe zu bleiben. Welchem Umstande ich diese Auszeichnung verdankte, habe ich nie erfahren können. Aber welches Gefühl ward in mir rege, als ich, unter den Gefangenen mich umsehend, ganz unerwartet mehrere Offiziere, theils von dem Regiment, theils von dem Corps, dem ich angehörte, gewahr ward. Drei davon, wovon die Gebrüder Sibert, wovon der Eine bei meinem Regimente, der Andere beim Garderegimente und der Dritte bei dem Generalstab attachirt war; der Vierte war Leutenant Hallwachs, dessen älterer Bruder in der Schlacht bei Crasnoi die Fersen verloren hatte, und an der Folge dieser Wunden gestorben war. Unser Zusammentreffen unter solchen Umständen hatte etwas unbeschreiblich Schreckliches. Jeder sah in dem Andern ein Bild des unverkennbarsten Elends, las in den entstellten Gesichtszügen den Kummer, den vergangene Leiden dem Gemüthe tief eingeprägt hatten, und den die Besorgniß einer nicht weniger qualvollen Zukunft mit jedem neuen Morgen weckte. Bei meinem Anblick riefen mich alle Vier um Hülfe an, deren sie aber auch in der That bedürftig waren, denn sie wankten nur noch gleich wandelnden Leichen einher. Ich bat den Offizier, der, wie ich oben erzählte, sich mir besonders ergeben gezeigt hatte, auf das Dringendste um eine schnelle Unterkunft für meine unglücklichen Freunde, und brachte es auch endlich dahin, daß er sie in ein Spital anwieß. Gleich darauf erschien ein neues Bild des Jammers; es war der Feldwebel Kämmerer, von der Compagie, bei der ich Lieutenant war, ein verdienter, braver Mann, dessen trauriger Zustand aber wenig Hoffnung zum Leben übrig ließ. Auch für diesen verwendete ich mich mit aller nur möglichen Wärme, und gab ihn, weil dieß das einzige Rettungsmittel

war, für einen Offizier meines Regiments aus. Es gelang mir, den russischen Offizier für ihn zu interressiren, der ihm freundlich einen Schnapps reichen, und den armen, der Verzweiflung nahen Mann in's Spital bringen ließ.

Mein Herz schlug vor Freude, daß es mir gelungen war, meinen geliebten Waffenbrüdern ein Asyl in ihrem Elende verschafft zu haben. Aber ach, wie konnte ich hier auf Menschlichkeit bauen, wo Alles nur Haß und Rache athmete!

Wir wurden nach vollendeter Musterung in einzelne Abtheilungen gesondert, um in das Innere von Rußland abgeführt zu werden. Die erste angeblich aus lauter Offizieren bestehende Abtheilung enthielt etwa fünfzig Mann; unter diesen waren freilich manche, die sich bloß für Offiziere ausgaben, weil sie sich dadurch ein besseres Loos zu bereiten suchten. Bei dieser ersten Abtheilung befand sich der russische Offizier, dessen ich früher erwähnte, und der den ganzen Transport kommandirte. Mein Leidensgefährte Braun, mit dem ich in einer der schrecklichsten Lage meines Lebens zuerst zusammentraf und auf dem Eisfelde den warmen Freundesbund für die ganze düstere Zukunft geschlossen hatte, mit dem ich mich so durch gleiches Schicksal und gleiches Gefühl verbunden fand, war und blieb mein unzertrennlicher Genosse. Noch vor meiner Abreise erkundigte ich mich nach einigen Bekannten, von denen ich vermuthete, daß sie das Loos der Gefangenschaft mit mir theilten und denen ich vielleicht hätte von einigen Nutzen sein können; allein ich konnte nichts Näheres in Erfahrung bringen, nur die traurige Gewißheit ward mir, daß der Oberarzt Hoffmann, der meinem Regimente angehörte, kurz vorher in Smorgonie gestorben sei. Von den Offizieren unsers Trupps, denen ich die Aufnahme in das Spital bewirkt hatte, fand ich noch einige Minuten Zeit, den herzlichsten Abschied zu nehmen.

Das Verfassungswerk in Hessen.

Von P. J. Floret *).

Die Einführung der repräsentativen Verfassung in dem Großherzogthum Hessen hat die aufmerksame Theilnahme nicht allein von ganz Deutschland, sondern auch eines großen Theils des Auslandes auf sich gezogen und in der That gehört sie von mehr als einer Seite zu den merkwürdigen Erscheinungen der Zeitgeschichte, welche für den politischen Beobachter des inneren Lebens und Wirkens der Staaten von der größten Wichtigkeit ist.

Die Culturgeschichte des repräsentativen Systems, zu welcher unser Zeitalter die Materialien zu liefern berufen ist, wird nicht sowohl auf die geographische Bedeutenheit der einzelnen Staaten, deren politische Entwicklung sie darzustellen hat, als darauf Rücksicht nehmen, unter welchen Verhältnissen und in welcher Weise diese Entwicklung begann und zu dem Ziele geführt wurde, an dem sie sich gegenwärtig befindet; denn hier kömmt es nur auf die Intelligenz, auf die Grundsätze an, welche sich entwickelen, nicht auf den Raum der zu ihrer Ausführung gegeben ist.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gehört die Begründung des repräsentativen Systems in dem Großherzogthum Hessen zu den Begebenheiten welche nicht ein blos locales, sondern ein allgemeines und unter den Zeitereignissen, von denen sie begleitet wurde, ein europäisches Interesse in Anspruch zu nehmen hat.

In dem Großherzogthum Hessen bestand, seit dem es diesen Namen führt, keine landständische Verfassung.

Die für einzelne Provinzen und Landestheile dieses Staats früher bestandene, höchst unzweckmäßige, nicht allgemeine landständische Repräsentation wurde im Jahr

*) Historisch-kritische Darstellung der Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Hessen im Jahre 1820 und 1821. Von J. P. Floret, Großherzoglich Hessischem Oberappellations-Gerichtsrathe und Mitgliede der Kammer der Abgeordneten. Gießen 1822.

1806 aufgehoben und seitdem waren die landesherrlichen Administrativbehörden berufen, die allgemeinen Interessen des Landes zu besorgen.

In diesem Zustande blieb die Sache bis zu dem Zeitpunkte, wo die vereinigte Kraft der europäischen Mächte, den weltbeherrschenden Anmaßungen ein Ziel setzte, durch welche das damalige Oberhaupt des französischen Reichs, jede derselben nicht allein wirklich verletzt hatte, sondern auch noch ferner bedrohete.

Die Folge dieser gemeinschaftlichen Kraftanstrengung gegen jene drohende Uebergewalt, war die Herstellung des europäischen Gleichgewichts und in Folge desselben die Herstellung der Integrität Deutschlands und seine Vereinigung in einen Staatenbund, dessen Verhältnisse zu dem europäischen Staatssysteme, durch gewisse für alle Bundesstaaten gleich verbindliche, allgemeine Bestimmungen festgesetzt wurden.

Eine der wichtigsten dieser Bestimmungen war, die Anerkennung der Nothwendigkeit

„einer landständischen Verfassung“

in allen deutschen Bundesstaaten.

Die erste Redaction der Bundesacte enthielt diese Anerkennung nur in allgemeinen, die Ausführung des Grundsatzes gar nicht näher bezeichnenden Ausdrücken.

Die Schlußakte vom 15. Mai 1820 über die Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes, erläuterte jedoch die angeführte Bestimmung dahin, daß sie das Bestehen der landständischen Verfassung in jedem deutschen Bundesstaate, bestimmt als Grundgesetz des deutschen Bundes vorschrieb und zugleich der Bundesversammlung in Frankfurt die Verbindlichkeit auferlegte: dafür zu sorgen, daß diese Bestimmung in keinem deutschen Staate unerfüllt bleibe.

Hierdurch war also das repräsentative System als die Basis der Verfassung der Staaten des deutschen Bundes anerkannt und grundgesetzlich festgesetzt, zugleich aber war der Bundesversammlung die Verpflichtung auferlegt: die Ausführung des ausgesprochenen Prinzips zu besorgen, sie mithin in dieser Hinsicht als executive Behörde bestellt.

Durch weitere Bestimmungen wurde übrigens die landständische Verfassung selbst als eine „innere Landesangelegenheit“ charakterisirt, deren Ordnung ganz den souveränen Fürsten überlassen ist, welche als Staatsoberhaupt die gesammte Staatsgewalt in sich vereinigen, ohne daß die Bundesversammlung befugt wäre, in landständische Angelegenheiten, oder in Streitigkeiten unter Landesherrn und Ständen einzuwirken, es sey denn daß dieselbe die Garantie der Verfassung übernommen hätte, oder daß jene Streitigkeiten einen, die öffentliche Ruhe bedrohenden Charakter annehmen sollten.

Diese Bestimmungen der Schlußacte war ganz im Sinne des Standpunktes gegeben, auf welchem sich die Souveraine des deutschen Bundes, rücksichtlich ihrer politischen Verhältnisse befinden. Die Verschiedenheit derselben war zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, bestimmte für alle Bundesstaaten gleich anwendbare Grundlinien der ständischen Verfassung vorzuzeichnen und es entsprach also vollkommen der, den deutschen Bundesregenten zustehenden Souverainetät, wenn ihnen die Bestimmung der Mittel zur Ausführung des grundgesetzlich ausgesprochenen Princips der repräsentativen Verfassung allein überlassen und diese Ausführung als eine innere Landesangelegenheit bezeichnet wurde, deren Ordnung einzuleiten und festzusetzen, den deutschen Souverains überlassen blieb.

Indessen schien es nothwendig dafür zu sorgen, daß durch die Ordnung dieser inneren Landesangelegenheit in den einzelnen Staaten die Basis des europäischen Staatsrechts, die Erhaltung des monarchischen Prinzips nämlich, nicht verletzt werde. Auf diese Rücksicht gründet sich die Bestimmung des Artikels 57 der Schlußacte, welcher verfügt: daß dem Begriffe der Souverainität zu folge, die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereiniget bleiben müsse und der Souverain durch

eine landständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden könne.

Durch diese Disposition des Artikels werden die Souverainitätsrechte sowohl in concreter als in abstracter Hinsicht gesichert: in ersterer weil jede fremde Einmischung in diese innere Landesangelegenheit deutscher Staaten ausgeschlossen wird; in der andern, weil dafür gesorgt ist, daß durch eine ständische Verfassung das Recht der Souverainität, unter keiner Voraussetzung in seinen wesentlichen Bestandtheilen beeinträchtigt werden könne. Dieses letztere war nothwendig im Interesse des monarchischen Prinzips, dessen Verletzung in einzelnen Staaten der Gesammtheit der deutschen Staatsverbindung in keiner Weise gleichgültig sein konnte, weil ein gemeinschaftliches Festhalten an den Grundlagen des allgemeinen Staatsrechts sich als nothwendige Bedingung nicht allein zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks darstellte, sondern auch für jeden einzelnen Staat von der höchsten Wichtigkeit war.

Schon lange vor dem Zeitpunkte jener berühmten Schlußacte über die Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes, hatte die Staatsregierung im Großherzogthum Hessen den ernstlichsten Bedacht darauf genommen, die landständische Verfassung in's Leben zu rufen und dadurch den Artikel 13 der Bundesacte zu genügen. Hindernisse deren Beseitigung nicht in ihrer Gewalt stand, machten die Ausführung unmöglich. Sie wurden vorzüglich durch die Gebietsveränderungen im Jahr 1816 herbei geführt, die verhältnißmäßig so bedeutend waren, als in keinem andern Staate Deutschlands, indem ein Drittheil des bisherigen Staatsgebiets abgetreten wurde und die dagegen wiederum erworbenen Besitzungen in ihrer inneren Verfassung und Verwaltung, so große Verschiedenheit mit der, der beibehaltenen Landestheile darboten, daß die Vorbereitungen zur Einführung einer landständischen Verfassung um so mehr große Umsicht und einen bedeutenden Zeitaufwand erforderten, als das neu gebildete Staatsgebiet zum vierten Theil aus standesherrlichen und patrimonialgerichtsherrlichen Besitzungen besteht, deren besondere Verhältnisse bei einer landständischen Einrichtung ebenfalls wesentlich zu berücksichtigen waren.

Bei dieser Lage der Sache erschien es gewiß nothwendig alles übereilte Handeln zu vermeiden und vorerst im Einzelnen die Vorbereitungen zu begründen, welche der Einführung der landständischen Verfassung vorher gehen mußten, um ihre Einführung möglich zu machen und ihr dauerhaftes Bestehen zu sichern.

Ganz in diesem Sinne handelte die Staatsregierung des Großherzogthums Hessen. Von der Ueberzeugung ausgehend: daß die Unterthanen, dem ihnen ertheilten Worte unbedingtes Vertrauen widmen und ruhig dem Zeitpunkte entgegensehen würden, wo ihrer Erwartung auf eine befriedigende Weise entsprochen werden könne, fuhr sie fort in den Vorbereitungen thätig zu sein, welche die Erreichung des beabsichtigten Zweckes nothwendig erforderten.

Jener Ueberzeugung wurde jedoch nicht von allen Seiten entsprochen. Die Calamitäten der unterdessen eingetretenen Theurungsjahre lasteten drückend auf einem großen Theile der Unterthanen. Außerdem hatte sich fast allgemein in Deutschland ein gewisses, dringendes Verlangen nach Landständen verbreitet, das, wenn auch auf ganz gesetzlichem Grunde beruhend, doch nicht allenthalben die Schranken anständiger Form achtete. Man schien zu glauben, daß es nur der Einführung von Landständen bedürfe, um allen den Uebeln abzuhelfen, von denen man sich gedrückt fühlte; man erwartete also mehr, als irgend eine Ständeversammlung unter allen Verhältnissen zu gewähren im Stande war.

Unter solchen Umständen näherte sich der Termin, welcher für die Zusammenberufung der Ständeversammlung bestimmt war.

Am 18. März 1820 erschien das Edict über die landständische Verfassung.

Dieses Edikt befriedigte die Erwartungen nicht; es war bedeutendem Tadel und zum Theil wohl gar absichtlicher — Mißdeutung ausgesetzt.

Da unglücklicher Weise in dem damaligen Zeitpunkte ziemlich allgemein in Europa das Vorurtheil Wurzel gefaßt hatte, daß Stände und Regierung von abweichenden Interessen geleitet würden und daß der Beruf der ersteren nur dahin gehe, die Interessen des Volks gegen die entgegengesetzten der Regierung in Schutz zu nehmen — so konnte man allerdings voraussehen, daß das Edict nicht allenthalben einer ruhigen und besonnenen Prüfung begegnen werde, deren Zweck es war, das wirklich Gute auszuzeichnen und Abänderungen und Zusätze, welche sich als nothwendig oder zweckmäßig darstellten im legalen Wege zu provociren.

Der Zufall fügte es ferner, daß dieses Edikt in den öffentlichen Blättern gleichzeitig mit der spanischen Constitution der Cortes zur Kunde des Publikums gebracht wurde. Ein Zusammentreffen, welches bei denjenigen Personen deren Sinnesart sich mehr zu excentrischen Staatsconstitutionen hinneigte, nicht dazu beitragen konnte, dem Edikt eine günstige Beurtheilung zu verschaffen, zumal da sie von der Voraussetzung ausgingen, daß der Inhalt des Edikts den Inbegriff des vollendeten Verfassungswerks darzustellen bestimmt sei, durch welches die Staatsregierung den Bestimmungen des Artikels 13 der Bundesacte und der Schlußacte vom 15. Mai 1820 in definitiver Weise ein Genüge zu leisten die Absicht habe.

Von einer andern Seite beurtheilte man das Edikt nur aus dem Gesichtspunkte eines Inbegriffs der Vorschriften, welche die Staatsregierung zur Begründung einer gesetzlichen Wirksamkeit der zu organisirenden Ständeversammlung zu ertheilen für zweckmäßig erachtet habe; man erblickte aber keineswegs in dem Inhalte dieses Edikts das vollendete Verfassungswerk, sondern hielt dafür, daß die Absicht der Staatsregierung nur dahin gehen könne: nach den ertheilten allgemeinen Bestimmungen die nothwendig waren, um die Thätigkeit der Stände gesetzlich zu reguliren, mit diesen die Festsetzung der staatsbürgerlichen Verhältnisse des Großherzogthums zu berathen und als Resultat dieser gemeinschaftlichen Wirksamkeit eine Verfassung zu Stande zu bringen, die geeignet sei die gerechten Ansprüche der Gesammtheit zu befriedigen und deren Verbesserung man der Zukunft überlassen dürfe.

Bei diesem Stande der gemeinen Meinung war es zu erwarten, daß die nunmehr zusammentretenden, gewählten Abgeordneten der zweiten Kammer der Ständeversammlung, in ihren Ansichten über diese wichtige Angelegenheit des Vaterlandes, sich in eben so verschiedener Art äußern würden, als bereits die öffentliche Stimme sich ausgesprochen hatte.

Dieses war auch wirklich der Fall.

Ein großer Theil der Abgeordneten erklärte sich dahin: erwartet zu haben, daß der Einberufung der Stände oder doch wenigstens der Eröffnung des Landtags eine umfassende Constitution vorausgehen werde und da sie das Edikt als eine solche nicht betrachten konnten, gleichwohl aus den Umständen schlossen, daß vor Eröffnung des Landtags keine weitere organische, das Verfassungswerk betreffende Bestimmungen erlassen werden würden, so fanden sie sich veranlaßt, unter der angegebenen Voraussetzung die Ableistung des in dem Edikt vorgeschriebenen Eides als mit ihrem Gewissen unverträglich zu erklären.

Ein anderer Theil der Abgeordneten fand in dem Inhalte des Edikts blos den Inbegriff der Vorschriften die man zur Begründung der gesetzlichen Wirksamkeit der Landstände zu ertheilen angemessen erachtet habe; er sah es nicht als die dem Staate zugedachte, vollständige Verfassung an, sondern glaubte: daß die Absicht der Staatsregierung nur dahin gehen könne, diese unter Mitwirkung der Landstände zu Stande zu bringen und daß es gar keinen Anstand finden werde, demnächst Abänderungen, Erläuterungen und Zusätze in Beziehung auf den Inhalt des Edikts in dem gegebenen Wege der Petition zu bewirken.

Diese Abgeordneten erklärten ihre Ansicht, in dem eben bezeichneten Sinne, der obersten Staatsbehörde.

Sie erhielten von derselben eine Antwort, welche vollkommene Billigung der in ihrer Eingabe entwickelten Ansicht aussprach. Hierin fanden auch mehrere Abgeordnete, welche die zuerst erwähnte Eingabe unterzeichnet hatten, vollständige Beruhigung und es erfolgte daher die feierliche Eröffnung des Landtags.

Der Großherzog bezeugte den versammelten Ständen seine Zufriedenheit in einer kurzen, einfachen und herzlichen Rede, deren Inhalt vollkommen seinem so allgemein anerkannten, biederen Charakter entsprach und nur geeignet war, die Gefühle der hohen Verehrung und Liebe zu erhöhen, welche während der langen und so häufig drangvollen Regierungszeit dieses verehrten Fürsten, doch stets unter allen noch so drückenden Zeitumständen das Herz seiner Unterthanen erfüllten.

So endigte sich, zum Glücke für das Land, diese Crisis, welche geeignet war, das große Werk, das der edelmüthige Regent für das dauernde Wohl seiner Unterthanen zu begründen die Absicht hatte, im Keime zu zernichten.

Es wurde erhalten und gedeihlich fortgeführt, durch consequente Festigkeit, durch besonnene Mäßigung und dadurch, daß man Vertrauen bewies, also auch Vertrauen fand.

Die beiden Kammern der Stände sprachen die Gefühle ihres Dankes in Adressen aus, welche dem Großherzog durch Deputationen überreicht wurden.

Die erste Kammer aus fünfzehn gebornen, vier verfassungsmäßig bestimmten und aus vier bis dahin erst ernannten, lebenslänglichen Mitgliedern bestehend, war in der ersten Zeit nur schwach besetzt; sie vervollständigte sich aber nach und nach durch den Beitritt mehrerer gebornen Mitglieder und wenn sie dennoch nie vollzählig ward, so lag der Grund davon darin, weil mehrere Mitglieder theils legal entschuldigt, theils wegen Minderjährigkeit abgehalten waren, in die Ständeversammlung einzutreten.

Die zweite Kammer wurde, nachdem für die ausgetretenen Deputirten andere gewählt waren, sehr bald vollzählig.

Beide Kammern wurden während der ganzen Dauer der Versammlung von dem unverkennbaren Bestreben nach dem Besseren und Wahren geleitet; die nicht selten eingetretene Verschiedenheit der Ansichten hatte keinen nachtheiligen Einfluß auf das gute Vernehmen unter beiden Kammern, das, auf wechselseitiger Achtung begründet, durch Meinungsverschiedenheit nicht gestört, sondern vielmehr, nach erfolgter Ausgleichung noch erhöhet ward.

Die oberste Staatsbehörde benahm sich mit musterhafter Loyalität und erfüllte im weitesten Sinne, den ihr von dem Großherzog ertheilten Befehl:

„Den Ständen mit Vertrauen und Offenheit entgegen zu kommen."

Jede Erläuterung, jede Nachweisung, welcher die Stände zu bedürfen glaubten, wurde ihnen mit der größten Willfähigkeit ertheilt und überall sichtbar war das Bestreben, die Stände in die vollständigste Kenntniß über die Gegenstände zu setzen, welche ihrer Beurtheilung unterlagen.

Die öffentlichen Verhandlungen der zweiten Kammer zeichneten sich vorzüglich durch Anstand und einen ruhigen, besonnenen Takt aus, der in ihnen vorherrschend war und durch welchen die Gründlichkeit und Klarheit der Discussionen, die man hier oft über die schwierigsten Gegenstände führen hörte, sehr gewannen.

Sehr viel verdankte die Kammer in dieser Hinsicht ihrem würdigen Präsidenten; der das Zutrauen und die Liebe der Versammlung in so hohem Grade besaß, als die ausgezeichneten Eigenschaften es verdienten, welche ihn zur Führung der ihm übertragenen, mühsamen Stelle so vorzüglich geeignet machten.

Unter solchen glücklichen, das Gedeihen der guten Sache, so sehr begünstigenden Verhältnissen, konnte es nicht fehlen, ein Resultat zu Stande zu bringen, das vollkommen geeignet war, die Erwartungen und Wünsche derjenigen zu befriedigen, welche wissen, was sie wollen und die das, was sie wünschen, nur im Wege der Gesetzlichkeit und auf eine, die Verhältnisse der bestehenden bürgerlichen Ordnung nicht revolutionirende Weise zu erstreben, beabsichtigen.

Justus Liebig und die Gießener Schule der Chemie.

Von Hermann Kopp *).

Justus Liebig ist 1803 in Darmstadt geboren, wo sein Vater ein Handelsgeschäft in Material- und Farbwaaren betrieb. Versuche zur Bereitung von Farben und chemischen Produkten, welche sein Vater anstellte, weckten in ihm sehr früh Neigung zur experimentellen Chemie; es wurde diese weiter ausgebildet durch das Studium chemischer Werke, die ihm aus der Darmstädter Hof-Bibliothek in reicher Auswahl zu Gebote standen. Die Chemie beschäftigte ihn schon damals, gerade nicht zum Vortheil seiner Gymnasialstudien, fast ausschließlich; in seinem vierzehnten Jahre war auf der so reichhaltigen Hofbibliothek wohl kein Band eines chemischen Journals, welchen er nicht durchlesen, es war kein chemischer Versuch bekannt, welchen er nicht, nach Maßgabe seiner Mittel, wiederholt hätte; die Leichtigkeit, womit er sich alles zu den verschiedenen Experimenten Nöthige aus seines Vaters Geschäft verschaffen konnte, verschafften ihm frühe eine große Gewandtheit in der Kunst, Versuche anzustellen; sein Beobachtungstalent für alles empirisch Wahrzunehmende schärfte sich; die glückliche Gabe eines guten Gedächtnisses trug viel dazu bei, daß er sich damals schon eine große Menge chemischer Erfahrungen ganz zu eigen gemacht hatte. Seinem Wunsche, der Chemie sich ganz zu widmen, gab sein Vater nach; Liebig versuchte den damals fast einzig zur Ausbildung in diesem Fache zu Gebote stehenden Weg, und trat 1818 bei einem Apotheker in Heppenheim bei Darmstadt in die Lehre. Er blieb hier indeß nur 10 Monate, da sein Sinn für wissenschaftliches Studium der Scheidekunst hier in keiner Weise Nahrung fand; er kehrte nach Darmstadt zurück, brachte daselbst noch ein halbes Jahr zur weiteren Vorbereitung für die Akademie zu, und bezog dann die Universität Bonn und später Erlangen, wo er unter Kastner theoretische Chemie trieb, sich auch mit den andern Wissenschaften bekannt machte, und zugleich suchte, die versäumten Sprachkenntnisse nachzuholen. Für seine Ausbildung in weiterem Kreise ebensowohl als in den Naturwissenschaften speciell wirkte der Umgang mit ausgezeichneten Männern sehr anregend, welche gleichzeitig mit ihm in Erlangen studierten, wie mit Platen, mit dem er noch lange nachher in freundschaftlichem Briefwechsel stand, dem Botaniker Bischof, Engelhard (jetzt Professor der technischen Chemie in Nürnberg) u. A.; vielen Einfluß auch übten damals auf ihn Schellings Vorlesungen aus, ein Einfluß, über welchen er später als nachtheilig für seine Fortschritte in praktischer Forschung sich aussprach. — Gelegenheit zu selbstständiger Ausbildung in der Chemie war damals auf deutschen Universitäten wenig geboten; Bekanntschaft mit den Fortschritten dieser Wissenschaft erhielt sich Liebig durch eifriges Studium der neuen Werke und Zeitschriften, und durch Discussion darüber in einem durch ihn in Bonn und dann auch in Erlangen unter den Studirenden gestifteten Verein für Chemie und Physik. Liebig verließ Erlangen 1822; damals schon waren einige Leistungen von ihm, über das Verhalten des Knallsilbers zu Alkalien, über die Bereitung mehrerer als Farbematerial dienenden Verbindungen u. A. bekannt geworden. Durch eine liberale Unterstützung von Seiten des Großherzogs Ludwig's I. von Hessen begünstigt, setzte Liebig vom Herbst 1822 an seine chemischen Arbeiten in Paris fort, wo er mit Runge, Mitscherlich und G. Rose bekannt wurde. Er besuchte dort die Vorlesungen Gay-Lussac's, Thénard's, Dulong's u. A., zugleich suchte er die bis dahin von ihm ziemlich vernachlässigten mathematischen Kenntnisse nachzuholen; für sich arbeitete er noch weiter über die Verbindungen der Knallsäure. Die Darlegung der bei dieser Untersuchung gewonnenen Resultate vor der Akademie der Wissen-

*) Geschichte der Chemie von Dr. Hermann Kopp. Braunschweig 1843.

schaften erwarb ihm die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen A. v. Humboldt's *), der sich damals in Paris aufhielt; durch das Ansehen dieses Gelehrten unterstützt, konnte Liebig mit mehr Erfolg die vorzüglichen Hülfsmittel, welche ihm Paris bot, benutzen, und von dem größten Einfluß auf seine Richtung wurde namentlich die genauere Bekanntschaft mit Gay-Lussac, welche er gleichfalls Humboldt's empfehlender Einführung bei diesem verdankte. An Gay-Lussac gewann Liebig in jeder Beziehung eine feste Stütze, es nahm ihn dieser in sein, sonst nicht leicht zugängliches Privatlaboratorium als seinen ersten Schüler auf; gemeinschaftlich vollendeten sie hier die Arbeit über die Knallsäure, und Liebig hatte Gelegenheit mit Gay-Lussac's ausgezeichneten Untersuchungsmethoden und Verfahrungsweisen sich vertraut zu machen. — Auf Humboldt's Veranlassung wandte sich Liebig dem Lehrfach zu, nachdem durch des Ersteren Einfluß die Hindernisse beseitigt waren, welche seiner Habilitation in seinem Vaterlande im Wege standen, da er auf einer andern, als der Landesuniversität promovirt hatte. Nach einem in Gießen bestandenen Examen wurde sein in Erlangen erlangter Doktorsgrad anerkannt, und er darauf 1824 in seinem 21. Jahre zum außerordentlichen Professor der Chemie an der ersten Universität ernannt; zwei Jahre später erhielt er die ordentliche Professur der Chemie. Die Anerkennung, welche ihm in dieser Stellung durch Gewährung aller Hülfsmittel, chemische Untersuchungen zu fördern und Andere darin zu unterrichten, zu Theil wurde, rechtfertigte und vergalt er durch sein

) An Alexander von Humboldt!) Während meines Aufenthalts in Paris gelang es mir, im Sommer 1823, eine analytische Untersuchung über Howard's fulminirende Silber- und Quecksilberverbindungen, meine erste Arbeit zum Vortrag in der königlichen Academie zu bringen.

Zu Ende der Sitzung vom 28. Juli, mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir aus der Nähe der Mitglieder der Academie, ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wußte er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne daß ich, aus Unerfahrenheit und Scheu, zu fragen wagte, wessen Güte an mir Theil genommen habe.

Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meinen wissenschaftlichen Zweck mächtigsten und liebevollsten Gönner und Freund gewonnen.

Sie waren Tags zuvor von einer Reise aus Italien zurückgekommen; Niemand war von Ihrer Anwesenheit unterrichtet.

Unbekannt, ohne Empfehlungen in einer Stadt, wo der Zusammenfluß so vieler Menschen aus allen Theilen der Erde das größte Hinderniß ist, was einer näheren persönlichen Berührung mit den dortigen ausgezeichneten und berühmten Naturforschern und Gelehrten sich entgegenstellt, wäre ich, wie so viele Andere, in dem großen Haufen unbemerkt geblieben und vielleicht untergegangen; diese Gefahr war völlig abgewendet.

Von diesem Tage an waren mir alle Thüren, alle Institute und Laboratorien geöffnet. Das lebhafte Interesse, welches Sie mir zu Theil werden ließen, gewann mir die Liebe und innige Freundschaft meiner mir ewig theuren Lehrer Gay-Lussac, Dulong und Thénard. Ihr Vertrauen bahnte mir den Weg zu einem Wirkungskreise, den seit 16 Jahren ich unabläßig bemüht war auszufüllen.

Wie Viele kenne ich, welche, gleich mir, die Erreichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke Ihrem Schutze und Wohlwollen verdanken! Der Chemiker, Botaniker, Physiker, der Orientalist, der Reisende nach Persien und Indien, der Künstler, Alle erfreuten sich gleicher Rechte, gleichen Schutzes; vor Ihnen war kein Unterschied der Nationen, der Länder. Was die Wissenschaften in dieser besonderen Beziehung Ihnen schuldig sind, ist nicht zur Kunde der Welt gekommen, allein es ist in unserer Aller Herzen zu lesen.

Möchten Sie es mir gestatten, die Gefühle der innigsten Verehrung und der reinsten aufrichtigsten Dankbarkeit auszusprechen.

Das kleine Werk, welches ich mir die Freiheit nehme, Ihnen zu widmen, ich weiß kaum, ob ein Theil davon mir als Eigenthum angehört; wenn ich die Einleitung lese, die Sie vor 42 Jahren zu J. Ingenhouß Schrift „über die Ernährung der Pflanzen" gegeben haben, so scheint es mir immer, als ob ich eigentlich nur die Ansichten weiter ausgeführt und zu beweisen gesucht hätte, welche der warme, immer treue Freund von Allem, was wahr, schön und erhaben ist, welche der Alles belebende, thätigste Naturforscher dieses Jahrhunderts darin ausgesprochen und begründet hat.

*) Dedication der „Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie," von Justus Liebig. Braunschweig bei Vieweg und Sohn. 1843. — 5. Aufl.

Festhalten an der Gießener Universität, von welcher ihn die glänzendsten Anerbietungen anderer Staaten nicht abzuziehen vermochten *). — Seine Theilnahme für die Ausbreitung der chemischen Studien und für die Art, wie unsere Wissenschaft in den verschiedenen Ländern gepflegt wird, fand besondere Anregung durch wiederholte Reisen in Deutschland, nach Frankreich und England, welche ihn mit den ausgezeichnetsten Forschern in den Naturwissenschaften in nähere Berührung brachten. Seine Verdienste um die Wissenschaft wurde von den meisten Akademien durch die Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder, von der Universität Göttingen (bei Gelegenheit des Jubiläums dieser Anstalt) durch Ernennung zum Doktor der Medizin anerkannt.

Die Arbeiten Liebig's umfassen die verschiedenartigsten Zweige der Chemie. Der unorganische Theil verdankt ihm viele einzelne Untersuchungen, deren Aufzählung indeß hier unterbleiben mag, um uns sogleich zur Besprechung seiner Leistungen in der organischen Chemie übergehen zu lassen, als deren vorzüglichsten Beförderer wir ihn hier zu betrachten haben.

Liebig's Einfluß in der Chemie gründet sich auf das seltene Vermögen, zugleich mit anhaltender Ausdauer die mannichfaltigsten und umfassendsten Experimentaluntersuchungen ausgeführt zu haben, und auch mit scharfsinniger Combinationsgabe aus dem empirisch Erkannten das Gemeinsame herauszufinden und zu theoretischen Ansichten zu vereinigen, deren Geltung dann über das Gebiet hinausragte, dessen experimentelles Studium den ersten Anstoß dazu bot. So haben viele theoretische Ansichten Liebig's, welche zunächst aus Untersuchungen in der organischen Chemie hervorgingen, auch für die unorganische Chemie die größte Wichtigkeit erlangt; so haben seine theoretischen Erklärungen von Erscheinungen, welche ganz der wissenschaftlichen Chemie angehören, über Thatsachen Aufschluß geboten, welche zu der angewandten Chemie erst in ihrer weitesten Ausdehnung gerechnet werden können.

Die experimentellen Forschungen Liebig's haben der organischen Chemie, außer der genauesten Ausmittelung der qualitativen Vorgänge, den größten Vorrath an quantitativen Bestimmungen zu Gebote gestellt. Während vor seiner Zeit die Ausmittelung der quantitativen Zusammensetzung organischer Substanzen eine im Ganzen seltener versuchte, nur von wenigen Meistern der Wissenschaft mit Erfolg ausgeführte, allgemein aber als sehr schwierige Aufgabe anerkannt war, brachte er es dahin, dieser Operation den Grad von Leichtigkeit und Zuverlässigkeit zu geben, welcher ihre Ausführung allgemeiner verbreitete, und jeden Chemiker in den Stand setzte, an der

---

Von der British association for the advancement of science habe ich 1837 in einer ihrer Sitzungen in Liverpool den ehrenvollen Auftrag erhalten, einen Bericht über den Zustand unserer organischen Chemie abzustatten. Auf meinen Antrag hat die Gesellschaft beschlossen, den Herrn Dumas in Paris, Mitglied der Academie, zu ersuchen, mit mir gemeinschaftlich die Abstattung dieses Berichts übernehmen zu wollen. Dies ist die Veranlassung zur Herausgabe des vorliegenden Werkes gewesen, worin ich die organische Chemie in ihren Beziehungen zur Pflanzenphysiologie und Agricultur, sowie die Veränderungen, welche organische Stoffe in den Prozessen der Gährung, Fäulniß und Verwesung erleiden, darzustellen versucht habe.

In einer Zeit, wo das rastlose Streben nach Neuem, oft so Werthlosem der jüngeren Generation kaum einen Blick auf die Grundpfeiler gestattet, welche das schönste und mächtigste Gebäude tragen, wo diese Grundpfeiler des äußern Zierraths und der Tünche wegen, dem oberflächlichen Beobachter kaum mehr erkennbar sind, wenn in dieser Zeit ein Eindringling in fremde Fächer es wagt, die Aufmerksamkeit und Kräfte der Naturforscher auf Gegenstände des Wissens zu lenken, die vor allen anderen längst schon verdienten, zum Ziel und Zweck ihrer Anstrengung und Bemühung gewählt zu werden, so kann man des Erfolgs nicht gewiß sein; denn wenn auch des Menschen Wille, Gutes zu bewirken, keine Gränzen kennt, so sind doch seine Mittel und sein Können in engere Schranken eingeschlossen.

Ganz abgesehen von den besonderen Beobachtungen, die ich darin zusammengestellt habe, würde es für mich die größte Befriedigung sein, wenn die Principien der Naturforschung, welche ich in diesem kleinen Werke auf die Entwickelung und Ernährung der Pflanzen anzuwenden Gelegenheit bekam, sich Ihres Beifalls zu erfreuen das Glück hätten.

Gießen den 1. August 1840. Dr. Justus Liebig.

*) Liebig ist indessen dennoch in neuerer Zeit einem Ruf nach München gefolgt.

Ausbildung der organischen Chemie durch Anstellung von Elementaranalysen mitzuarbeiten. Die großartigen, schwerer zu behandelnden und nur den Geschicktesten anzuvertrauenden Vorrichtungen zur Analyse organischer Substanzen wurden bald mit dem einfachen leicht zu handhabenden Apparat vertauscht, dessen Zweckmäßigkeit, ungeachtet der Einwürfe, welche hin und wieder gegen seine allgemeine Anwendbarkeit oder gegen seinen Gebrauch in einzelnen Fällen erhoben wurden, durch nichts evidenter bewiesen ist, als durch eine Vergleichung der Kenntnisse über die quantitative Zusammensetzung der organischen Substanzen — nach ihrer Zahl und nach der Richtigkeit ihrer Resultate bemessen, — welche vor seiner Einführung erlangt waren, mit denjenigen, welche, seitdem sich die Chemiker fast allgemein desselben bedienen, zu Gebote stehen. — Die Verbesserung der organischen Analyse beschäftigte Liebig seit 1823, wo er mit Gay-Lussac die bisherige Methode vervollkommnete; nach fortgesetzten Versuchen gelang es ihm 1830, dem analytischen Verfahren den Grad von Einfachheit und Leichtigkeit der Ausführung zu geben, welcher seinem Apparat so große Verbreitung gesichert hat.

Nicht blos die Angabe einer bessern Methode zur Analyse verdankt man Liebig, sondern kein Chemiker wohl hat selbst mehr derartige Bestimmungen ausgeführt, die Elementarconstitution einer größeren Anzahl organischer Substanzen ausgemittelt, wie er. Die organischen Säuren namentlich untersuchte er genauer und in größerer Anzahl, als irgend Einer vor ihm; der Untersuchung der Knallsäure, welche er 1822 begann und in den folgenden Jahren noch fortsetzte, folgten die der Kohlenstickstoffsäure (1827), die Entdeckung und Analyse der Hippursäure (1829) die Untersuchung der Aepfelsäure, Chinasäure, Rocellsäure, des Kampfers und der Kampfersäure, welche letztere als reines Oxydationsprodukt des ersteren er nachwies (1830), der Milchsäure und der Aepfelsäure (1832 und 1833), der Chinasäure, der Mekonsäure und ihrer Zersetzungsprodukte, des Asparagias und der Asparaginsäure (1833), der Harnsäure (1834), die Entdeckung und Untersuchung der Oenanthsäure, diese gemeinschaftlich mit Pelouze, sodann die Untersuchung der Mandelsäure und Ameisensäure (1836) und vieler anderer. Eine große Menge neuer Thatsachen lehrte er besonders 1838 in einer Arbeit über die Constitution der organischen Säuren kennen, auf welche ich bei Betrachtung seines Einflusses auf die Theorie der Chemie zurückkommen werde.

Die andern Abtheilungen der organischen Chemie verdanken Liebig ebensowohl Erweiterung und Vermehrung ihrer Erkenntniß, als die der Säuren. Ich hebe hier besonders hervor seine Untersuchung der vegetabilischen Salzbasen, welche die Ansichten über die Zusammensetzung dieser Substanzen wesentlich berichtigte und aufklärte. Er begann sie 1830 und analysirte damals schon die wichtigsten derselben; er setzte die Untersuchungen in den folgenden Jahren, bis 1838 fort. Er lehrte die besten Methoden kennen, das Atomgewicht der Alkaloide zu bestimmen, und trug das Meiste bei zur Erkenntniß der Abhängigkeit zwischen ihren Verbindungsverhältnissen und ihrer Zusammensetzung. — Die Kenntniß der aus dem Alkohol sich ableitenden Verbindungen erweiterte er besonders durch seine Arbeiten über die Verbindung der Schwefelweinsäure (1831 — 1835), über den Chloräther und die Produkte überhaupt, welche durch Einwirkung des Chlors auf Aether und Alkohol entstehen (1831), wobei er die Entdeckung des Chlorals und anderer neuer Körper machte. — Die Theorie der Aetherbildung suchte er 1834 durch eine neue Versuchsreihe aufzuklären. — Die aus der Essigsäure entstehenden Verbindungen lehrte er durch seine Untersuchung des Brenzessiggeistes (1831), des Acetals (1832) besser kennen. Die Entdeckung des Aldehyds machte er 1835. Ueber die verschiedenen Zuckerarten und die Umwandlungen, welche sie erleiden, stellte er 1834 eine größere Untersuchung an.

Ganz besondere Erweiterung brachten Liebigs Untersuchungen für die Erkenntniß der mit dem Cyan in Verbindung stehenden Körper. Seine Untersuchung der Knallsäure gehört hierher; das Schwefelcyan lehrte er (1829) isolirt darstellen. An diese Entdeckung schloß sich (1834) die der Zersetzungsprodukte des Schwefelcyans, des

Melons, der Cyanytsäure, des Melams und mehrerer anderer Körper, deren Eigenschaften und Verbindungsverhältnisse er genauer untersuchte. Noch über viele andere Cyanverbindungen verbreiteten seine Arbeiten bessere Einsicht; so noch 1841 über die Bildung des Blutlaugensalzes.

Es würde hier zu weit führen, alle einzelnen Experimentaluntersuchungen Liebig's in größerer Vollständigkeit aufführen zu wollen; wir gehen über zu der Berichterstattung, welche theoretischen Ansichten er daraus ableitete. Um auch hiervon nur die besonders wichtigen hervorzuheben, erwähne ich vor Allem der Lehre, welche er für die Theorie der Säure zu begründen suchte. Mit Dumas gemeinschaftlich stellte er 1837 die Ansicht auf, daß es Säuren gebe, welche nicht, wie man bis dahin für alle Säuren ohne Unterschied annahm, nach gleichen Atomverhältnissen sich mit Basen zu neutralen Salzen verbinden, sondern von denen ein Atom zu seiner Neutralisation mehrere Atome einer Basis nöthig hat. Die Lehre von den mehrbasischen Säuren wurde hierdurch angeregt, und von Liebig besonders durchzuführen gesucht, mit Zuziehung einer großen Menge eigener Beobachtungen, welche er namentlich in der schon erwähnten Arbeit von 1838, über die Constitution der organischen Säuren vorlegte. Im Zusammenhang mit dieser Lehre von den mehrbasischen Säuren steht Liebig's Ansicht, daß der Maßstab der sauren Eigenschaft einer Säure, ob sie nämlich eine einbasische oder mehrbasische ist, nicht von ihrem Gehalt an Sauerstoff, sondern von ihrem Gehalt an ersetzbarem Wasserstoff abhängig sei; daß der Wasserstoff als das acidificirende Prinzip zu betrachten sei; daß alle Säuren Wasserstoffsäuren seien, und daß der Uebergang von einer Säure in ein Salz nur auf der Ersetzung des acificirenden Wasserstoffs durch ein Metall beruhe. Diese Ansicht über die Natur der Säuren, im Wesentlichen bereits von Davy aufgestellt, aber bis zu Liebig nur von wenigen Chemikern wieder aufgenommen, wird von ihm hauptsächlich vertreten, und ist durch seine Autorität zu verbreiteter Aufnahme gekommen; wenn sie gleich, sowohl in Beziehung auf das Prinzip, daß der Wasserstoff das Acificirende sein soll, als auf die Anwendung, welche er in der Lehre von den mehrbasischen Säuren davon macht, von vielen und bedeutenden Chemikern noch bestritten wird.

Von andern theoretischen Leistungen Liebig's muß hier noch der Ansichten erwähnt werden, welche er über die Gährung und die damit verwandten Erscheinungen aufstellte. Die Theorie für die geistige Gährung des Zuckers und für die Essigbildung hatte er schon früher bearbeitet; besonders vollständig entwickelte er diese von 1839 an, seine Erklärungen vorzüglich auf einen bis dahin in der Chemie noch nicht beachteten, jedoch auch jetzt noch von Mehreren bestrittenen Satz stützend, daß nämlich chemische Action, das Eintreten von Zersetzung, oder das Eingehen in eine Verbindung, für einen Körper dadurch eingeleitet werden kann, daß er sich mit einem andern in Zersetzung begriffenen oder für sich schon des Eingehens in die Verbindung fähigen Körper in Berührung befindet.

Das Vorstehende reicht hin, den wichtigen Einfluß zu bezeichnen, welchen Liebig auf die allgemeinsten Theile der theoretischen Chemie schon ausgeübt hat. Viele andere theoretischen Untersuchungen desselben, von weniger allgemeiner Bedeutung als die erwähnten, mögen hier übergangen werden; zum Theil werde ich sie noch berühren bei der weiter unten zu entwickelnden Betrachtung, welchen Antheil er an der Theorie der organischen Chemie im Allgemeinen, an der Lehre von den organischen Radicalen, genommen hat.

Liebigs Leistungen beschränkten sich nicht auf die Chemie im engen Sinn; seine darin erlangten Kenntnisse, seine Fähigkeit, einzelne Erfahrungen unter allgemeine Erklärungen zusammenzufassen, leiteten ihn dazu, die Chemie auch zur Auffassung der Erscheinungen anzuwenden, welche anderen Wissenschaften als abgesonderte Gegenstände zugetheilt sind. Die Anwendung der Chemie zur Beantwortung physiologischer Fragen war es besonders, welche ihn von 1839 an beschäftigte. In den Erscheinungen des Pflanzenlebens, in den Vorgängen des thierischen Organismus die

Erscheinungen zu bestimmen, welche auf chemischer Action beruhen, und die Anwendbarkeit der Chemie zur Erklärung dieser Vorgänge und Erscheinungen nachzuweisen, war eine Aufgabe, deren Lösung anzuregen sein Combinatinosvermögen, seine Kenntniß der Wirksamkeit chemischer Kräfte, besonders berufen war. Er suchte das Materielle in den Bedingungen zu ermitteln, welche zu der Entwickelung der Pflanzen nothwendig sind, und zu erforschen, in welchen Verbindungen diejenigen Substanzen den Pflanzen dargeboten werden müssen, durch deren Aufnahme diese sich entwickeln; er suchte die Resultate dieser Untersuchungen mit den Ergebnissen in Zusammenhang zu bringen, welche die Empirie bei dem Ackerbau, bei der Cultur der Pflanzen überhaupt dargeboten hat; er suchte den Erfahrungen der Agricultur auf diese Art theoretische Grundlagen zu bereiten, welche dann auf jenen Gewerbszweig fördernd rückwirken könnten, die Unternehmungen darin von einem bloßen Probiren zu einem Ausführen der Folgerungen, welche sich aus constatirten Fundamentalsätzen ableiten, erhebend. Den Einfluß, welchen die verschiedenen landwirthschaftlichen Operationen auf den Boden, die Wirkung, welche die Zusammensetzung des Bodens auf das Gedeihen der verschiedenen Pflanzen ausübt, suchte er genauer nachzuweisen, und für die zahlreichen einzelnen Beobachtungen, welche zerstreut vorlagen und die er durch neue vermehrte, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen. Dieselbe Untersuchungsweise dehnte er zugleich auf die Thierphysiologie aus, und suchte die Entstehung der Gebilde des Körpers aus den Bestandtheilen der Nahrungsmittel, die Umwandlung, welche die letztern bei ihrem Uebergang in die ersteren erleiden, den Antheil, welchen die Nahrung an den Lebensfunktionen, der Respiration, z. B. hat, den Zusammenhang zwischen dem Stoffwechsel und der Krafterzeugung u. s. w. nach chemischen Grundsätzen zu erklären. Ich kann hier auf eine vollständige Darlegung des von ihm in diesen Beziehungen Geleisteten eben so wenig eingehen, als auf eine Besprechung, welche Autorität seinen Ansichten beigelegt wird. Den neusten Entwickelungen der Wissenschaft angehörig, sind diese Arbeiten noch der Gegenstand der verschiedenartigsten und heftigsten Discussionen. Wie alle Arbeiten, welche eine neue Richtung begründen, sind auch diese von Liebig theils als nur schon Vorgebrachtes aufwärmend von einzelnen Gelehrten der Wissenschaften, auf welche hier eine Anwendung der Chemie versucht wurde, zurückgewiesen, — von andern als eine totale Reform der Thier- und Pflanzenphysiologie bringend enthusiastisch aufgenommen worden. Wie alle solche Arbeiten werden auch diese hartnäckig bekämpft, — theils durch Bestreitung einzelner ihnen angehöriger Gegenstände, deren bessere Erklärung nach anderen Grundsätzen behauptet wird — theils in ihrem Ganzen, als zu ausschließlich die Chemie zur Schiedsrichterin in physiologischen Fragen erhebend. Es gilt auch für diese Arbeiten, was die Geschichte für alle nachweist, welche eine neue Richtung einleiten: daß sie stets in möglichster Umfassendheit aufgestellt werden müssen, damit längere Prüfung und der Conflict mit entgegengesetzten Meinungen die richtigen Grenzen kennen lehren, in welchen die dabei als hauptsächlichste Führerin gewählte Wissenschaft ihren Einfluß auf die andern ausüben darf; daß die heftigsten Bekämpfungen, und die Verwerfung des Ganzen, von Denen ausgeht, welche in der Widerlegung von Einzelnheiten ein Zurückweisen der ganzen Richtung erblicken, welche vergessen, daß der Werth einer Methode sich erst allmälig bewähren kann und daß eine neue Methode richtig sein kann, wenn sie auch Einzelnheiten nach den bisher unvollständig vorliegenden Materialien unrichtig, aber mit sich selbst consequent, erklärt; daß eine solche Methode nicht deßhalb geradezu verworfen werden darf, sondern daß sie zur berichtigten Erklärung solcher Einzelnheiten selbst die Anregung gibt.

Wir haben in dem Vorhergehenden eine Uebersicht von Liebigs Forschungen zu geben versucht, zu deren Vervollständigung wir sogleich noch Einiges hinzuzufügen haben. — Sein Einfluß auf das Fortschreiten der Chemie wurde aber noch vergrößert durch seine Wirksamkeit als Kritiker, wo er, auf viele eigne Controlarbeiten gestützt, die Angabe der Thatsachen zuverlässiger werden ließ und falschen Richtungen wehrte;

besonders aber noch durch seine Thätigkeit als Lehrer, wo er an einer großen Zahl wichtiger Untersuchungen, die unter seinen Augen von jüngeren Chemikern ausgeführt wurden, den größten Antheil hat. — Es bleibt noch übrig, seine Wirksamkeit als Schriftsteller zu betrachten.

Die Resultate seiner Untersuchungen legte er nieder in zahlreichen Abhandlungen, welche sich in Kastners (1824 begonnenem) Archiv für die gesammte Naturlehre, in Schweiggers Journal der Chemie und Physik, in Poggendorfs Annalen, den Annales de chimie et physique, dem Journal de chimie médicale, den Comptes rendues der Pariser Akademie u. a. finden, besonders aber in der jetzt als Annalen der Chemie und Pharmacie herauskommenden Zeitschrift (als Magazin der Pharmacie 1823 von Hänle gegründet, seit 1824 von Geiger fortgesetzt, mit welchem sich Liebig 1831 zur Redaction dieses Journals vereinigte, das seit 1832 als Annalen der Pharmacie, seit 1840 als Annalen der Chemie und Pharmacie erschien, und nach Geigers Tode 1836 theils von Liebig allein, theils von ihm in Gemeinschaft mit andern Chemikern, seit 1838 mit Wöhler, redigirt wurde). — Von selbstständigen Schriften publicirte Liebig eine Bearbeitung von Geigers „Handbuch der Pharmacie" (seit 1836); von dem allgemein theoretischen Theil dieses Buchs erschien eine französische Uebersetzung (Introduction à l'étude de la Chimie) 1837; die Abtheilung über die organischen Verbindungen (auch selbstständig als „organische Chemie" seit 1839 ausgegeben) wurde gleichfalls in das Französische (Traité de Chimie organique 1840) und Englische (in Liebigs und Gregory's gemeinschaftlicher Bearbeitung von Turners Elements of Chemistry, 1840) übersetzt. In Gemeinschaft mit Poggendorf und Wöhler gibt Liebig seit 1837 das „Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie heraus; einzelne seiner Arbeiten hierfür erschienen auch selbstständig, so 1837 seine „Anleitung zur Analyse organischer Körper." Eine Uebersetzung von Gay-Lussac's Probirverfahren: „Vollständiger Unterricht über das Verfahren, Silber auf nassem Wege zu probiren," gab er 1833 heraus. Seine physiologisch-chemischen Ansichten faßte er zusammen in den Schriften: „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (1840) und „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" 1842, deren Verbreitung zahlreiche deutsche Auflagen und Uebersetzungen in die französische und englische Sprache bezeugen.

Zweites Buch.

Hessische Liederchronik.

Geschichte Hessens aus dem Munde der Dichter.

Das Lied von den blinden Hessen.

Nennt immerhin die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind;
Sie wissen, was seit vielen Jahren
Sie treulich in der Brust bewahren,
In welchem Sinn Ihr auch das Wörtlein nennt,
Den Hessen ist's ein Kompliment.

Bedroht der Feind das Vaterland,
Die Hessen sind im Flug zur Hand;
Da greifen sie voll Muth zur Wehre,
Und folgend nur dem Ruf der Ehre,
Wer immer auch der kecke Feind mag sein,
Sie dringen blindlings auf ihn ein.

Der Hesse gern in Freud und Leid
Sein Gut und Blut dem Throne weiht;
Zu seines Fürsten edlem Stamme
Nährt er getreu der Liebe Flamme.
Nenn' wer da will auch diese Liebe blind,
Sie geht mit ihm von Kind zu Kind.

Drum nennt nur fort die Hessen blind,
Die Hessen wissen, was sie sind;
Sie wissen, was seit vielen Jahren
Sie treulich in der Brust bewahren,
In welchem Sinn Ihr auch das Wörtlein nennt,
Den Hessen ist's ein Kompliment.

K. Chr. Tenner.

Drusus Tod.

Drusus ließ in Deutschlands Forsten
Goldne Römer-Adler horsten,
An den heil'gen Göttereichen
Klang die Axt mit freveln Streichen.

Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Elbe Strande,
Wollt hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.

Uebermenschlich von Gebehrde
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!

„Jene Marken unsrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens,
Deine Siege sind vergebens.

„Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange,
Schlummernd mag er wohl sich strecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken."

Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen,
Aus den Schauern deutscher Haine
Führt' er schnell das Heer zum Rheine.

Vor den Augen sieht er's flirren,
Deutsche Waffen hört' er klirren,
Sausen hört er die Geschosse,
Stürzt zu Boden mit dem Rosse.

Hat den Schenkel arg zerschlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen.
Also wird Gott Alle fällen,
Die nach Deutschlands Freiheit stellen.

Karl Simrock.

Die Donnereiche bei Geismar.

Daß jeder Dienst der todten Götter weiche,
Tritt Winfried hin: „Des Riesenbaumes Schaft
Ist Holz; in ihm ist keine Götterkraft!
Ihr Diener vor! Fällt ihn mit kühnem Streiche!

Die Heiden aber droh'n: „Der wird zur Leiche!
Des Baumes Frevler wird dahin gerafft!"
Und sieh, es stürzt, eh' kaum die Rinde klafft,
Dreimal zerstückt die mächt'ge Donnereiche.

Und Grausen faßt der Heiden bleiche Schaar;
Gewendet sind die Herzen wunderbar,
Und Alle treibt's, zum heil'gen Mann zu treten:

„Die Heidengötter sind Betrug und Spott;
Nur mächtig ist und war der Christengott!"
Und sinken hin, zum einz'gen Gott zu beten.

Ph. H. Welker.

Das Mainzer Wappen.

Saitenspiel und Glockenklänge,
Jubelvolle Festgesänge
Tönen hell im Mainzer Dom,
Tönen froh am deutschen Strom.

Freude bei den Armen allen,
Freude in den reichen Hallen,
Freude an dem Rheine weit,
Freude in der Christenheit.

Denn ein Hirte fromm und milde,
Gleichend Gottes heil'gem Bilde,
Ihm zu jedem Dienst bereit,
Wird zum Bischof eingeweiht.

Er, ein Armer, speist die Armen,
Hat mit jedem Weh Erbarmen,
Gibt der Seele Himmelsbrod,
Heilt sie von dem Sündentod.

Weil er selbst durch Thaten ehret,
Was er weise Andre lehret,
Drum auch klingt der Trost so süß
Von dem frommen Wilegis.

Aber wo der Menschen viele,
Ist der Teufel auch im Spiele,
Und er spricht auch hier mit Hohn:
„Ist er doch ein Wagnerssohn."

Und die Adelstolz-Bethörten,
Die das Wort des Spötters hörten,
Sprechen mit des Teufels Hohn:
„Ist er doch ein Wagnerssohn."

Und verlockt vom bösen Neide
Nehmen sie dann weiße Kreide,
Malen ihm mit kecker Hand
Räder rings an Thür und Wand.

Und es lauern dann die Frechen,
Was der Milde würde sprechen;
Doch er spricht kein zornig Wort,
Geht des Weges ruhig fort.

Heißet, daß ein Maler komme,
Und zu diesem spricht der Fromme:
„Male mir mit gutem Fleiß
Felder roth und Räder weiß;

Male sie in jedem Saale,
Und dazu den Reim mir male:
Wilegis, o Wilegis,
Denk, woher du kommen sis."

Seit gesprochen so der Milde,
Steht ein Rad im Mainzer Schilde.
Denk auch du an Wilegis,
Denk, woher du kommen sis.

Guido Görres.

Rheinsage.

Am Rhein, am grünen Rheine,
Da ist so mild die Nacht,
Die Rebenhügel liegen
In goldner Mondenpracht.

Und an den Hügeln wandelt
Ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel
Die Kron von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser,
Der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren
Geherrscht im deutschen Land.

Er ist heraufgestiegen
Zu Aachen aus der Gruft,
Und segnet seine Reben,
Und athmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim da funkelt
Der Mond in's Wasser hinein
Und baut eine goldne Brücke
Wohl über den grünen Rhein.

Der Kaiser geht hinüber
Und schreitet langsam fort,
Und segnet längs dem Strome
Die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen
Und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre
Erweckt der Traubenduft.

Wir aber füllen die Römer
Und trinken, im goldnen Saft,
Uns deutsches Heldenfeuer
Und deutsche Heldenkraft.

Emanuel Geibel.

Die wiedergefundene Tochter.

Der König zog wohl über den Rhein
Zur Maienzeit;
Er dacht an's liebe Töchterlein,
Zur Maienzeit das Herz erfreut, von dannen das Winterleid.

Der König ritt vor eine Thür',
Der junge Wirth der trat herfür.

„Herr Wirth, gib du mir Wein und Brod:
Vor Hunger leid ich große Noth."

Der Wirth sandte sein Töchterlein,
Das bracht dem König Fisch und Wein.

„Den Fisch konnt keiner kochen
So gut, wie meine Tochter!

Sie ist davon gezogen, —
Mit einem Schreiber geflohen!"

Der Wirth und die Wirthin fielen auf's Knie,
Um Gnad' und Verzeihung baten sie.

„Du wollst uns, Vater, vergeben!
Wir verdienen nicht zu leben!

Ging ich um die Welt barfüßig,
So könnt ich es nicht büßen!"

Der König sprach: „Was habt ihr gethan?"
„Ich habe getrauert so manches Jahr!"

Der König sprach: „Solch edle Jagd,
Dran hätt' ich nimmermehr gedacht!"

Der König zog wohl über den Rhein
Zur Maienzeit,
Mit Schreiber und mit dem Töchterlein
Zur Maienzeit das Herz erfreut, von dannen
das Winterleid.

Volkslied.

Eginhard und Emma.

Die Fackeln sind erloschen in Kaiser Karls Palast,
Die Mädchen alle schlafen nach Tages Lust und Last;
Die Stunden geh'n so stille, und leise fällt der Schnee,
Doch leiser geht die Liebe auf leicht gehobenem Zeh.

Eginhard und Emma, liebeselig Paar!
Habt ihr nun einander? nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang' an Wange, und flüsterten so sacht
Und küßten sich unterweilen wohl in der stillen Nacht.

Da sprang sie aus den Armen des Geliebten auf,
An das Fenster trat sie mit bebendem Lauf;
Ach, sie sah mit Schrecken dämmern schon den Tag,
Und daß in dem Hofe Schnee gefallen lag.

Ihre schönen Augen wurden thränennaß:
„Kaiser Karls Tochter, die sich so vergaß,
Bin ich nicht unselig und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns scheiden, eh' die Zeit verrinnt." —

„Warum also weinen? Morgen in der Nacht,
Wenn sie alle schlafen, komm' ich ja wieder sacht." —
„Nein geh, und nimmer wieder! Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins, der das Herz bricht." —

„Ja, gerne will ich gehen, aber schau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe meiner Füße Spur." —
„O so laß mich Arme sterben, lieber Gott:
Kaiser Karl's Tochter wird aller Welt zum Spott."

Helle Thränen flossen nieder in ihren Schooß,
In der Dämmerstunde ward ihr Schluchzen groß,
Da sprang sie auf, und Freude sprüht' aus den Thränen hervor,
Sie sprach: „Ich trage dich selber durch den Hof an das Thor."

Auf den schlanken Rücken nahm sie Herrn Eginhard,
Auf ihren schönen Hüften saß er nach Reiterart:
So lief sie mit zarten Zehen durch den dünnen Schnee,
Trug ihn stark und sprang dann zurück so leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald sich nieder vor der Himmelsmagd;
Ach, mit pochendem Herzen hat sie Gebete gesagt,
Alle, die sie wußte, und aus dem Herzen noch mehr,
Daß die heilige Jungfrau ihr geschenket Kraft und Ehr'.

Kaiser Karl nun aber lag wach in selber Nacht,
Er dachte seines Reiches und dacht' an Krieg und Schlacht;
Doch wie er dann sah fallen draußen den leichten Schnee,
Dacht' er: „Nun, das ist Spurschnee, zu jagen Hirsch und Reh!"

Er trat an's Fenster: was sah er? er sah ein Mägdelein;
Drauf saß als wie zu Rosse rittlings ein Ritter fein;
Das Mägdlein war sein Töchterlein, der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiser Karl sich gar seltsam in den Bart.

In der Morgenstunde zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeister zäumen Zelter und Roß
Und die Hunde koppeln; denn er dachte sich,
Kaiser Karl heut würde jagen lustiglich.

Im lockern Schnee scharrten die Rosse sonder Ruh',
An den Koppeln zerrten die Hund und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fräulein suchten die Pelz' im Schrank,
Und die Ritter nahmen Armbrust und Bolzen blank.

Nur Kaiser Karl gedachte nicht der Jägerlust,
Hohen Rath zu halten gedacht' er in der Brust.
Allen seinen Helden er alsogleich befahl,
Zu Gericht zu sitzen im hohen Kaisersaal.

Und wie sie sitzen im Kreise zum hochernsten Gericht,
Und auf dem Thron' der Kaiser, siehe, der Kaiser spricht:
„Ihr meines Reiches Räthe, rathet mir ohne Hehl:
Eine Königstochter beging einen schweren Fehl.

„In ihre Kammer nahm sie zu Nacht einen Schreiber ein;
Wer weiß, was sie geprüfet? das aber sah man fein,
Daß, als der Morgen tagte und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber trug rittlings, Huckepack!"

Da scholl ein helles Lachen den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiser Karl saß ernst da, bis man sich deß begab.
Er sprach: „Ihr meine Räthe, wir sitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden, das sagt und hehlt mir's nicht."

Und ferner sprach der Kaiser: „Gebt mir zum ersten Rath,
Was wohl die Königstochter verdient um solche That."
Sie riethen wohl verschieden; doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am besten wäre: verzeih'n!

Da schüttelte der Kaiser sein würdig Lockenhaupt:
„Erwägt, es ist die Sache wohl ernster, als ihr glaubt.
Nun aber gebet alle mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber verdient um solche That."

Sie riethen wohl verschieden; doch alle stimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am Besten wär': verzeih'n!
Nur der Räthe Jüngster, der ward wohl bleich und roth;
Nun kam an ihn die Reihe; er sprach: „Er verdient den Tod!" —

„Den Tod nicht," sprach der Kaiser, „das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein, nimmermehr, es falle die Schuld auf beide gleich;
So dünkt es mich; nun redet ihr Herrn, wie dünkt es euch?"

Da priesen alle Räthe Kaiser Karl's Gerechtigkeit
Und seine große Milde jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre; sie meinten, er sag' es gern.

Er sprach: „Ja, wie ich sagte, sie ist eines Königs Kind,
Doch jetzt eines Kaisers Tochter ich sah's, o wär' ich blind!
Doch wer der Mann gewesen, erkannt' ich nicht so recht,
Und weiß es euer einer, wohlan ihr Herrn, so sprecht."

Da sahen wohl die Räthe verwundert einander an;
Doch der da saß zu unterst im Rathe, der jüngste Mann,
Der sprach: „Mein Herr und Kaiser, ihr wißt und ich leugne nicht;
Ich war's! nun lasset halten über mich Gericht!"

Da war ein großes Staunen wohl auf der Räthe Bank,
Da ging ein Murmeln und Staunen wohl den Saal entlang.
Dann aber fragten Manche Kaiser Karl ihren Herrn,
Wer die Kaiserstochter wäre; sie meinten, er sag' es gern.

Er sprach: „Ich bin der Kaiser: wer ist an Macht so reich,
Und Emma ist meine Tochter, wer ist an Schmerz mir gleich?"
Da deckt' er mit den Händen, ach! sein Angesicht;
Helle Thränen flossen, er bezwang sie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken und ein tiefer Schmerz,
Alle Räthe schwiegen, und Einer schlug sich an's Herz;
Er warf sich auf die Erde, er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaisers, er dachte nicht an sich.

Da sprach der Kaiser strenge: „Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaisers Tochter solches würd' erkannt!
Ich sage los von ihr mich; fort beide von Hof und Haus!
Sei euch der Himmel gnädig, ich aber stoß' euch aus!"

Da hob sich von der Erde und ging Herr Eginhard;
Doch als des Kaisers Tochter der Spruch gemeldet ward,
Da legte sie vor Schmerzen die Hand an ihre Brust;
„Gnade Gott mir," sprach sie, „ich hab' es wohl gewußt!"

Nun ging in ihre Kammer die kummervolle Maid;
Da zog sie aus wohl eilig ihr goldgewirktes Kleid,
Und löst' aus ihren Haaren den Kranz von Edelstein;
Das nahm sie und verschloß es jedes in seinem Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer zog sie dafür an,
Und auf den Tisch die Schlüssel legte sie sorgsam dann,
Und sprach zu sich besinnlich: „That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhause geht es, ach, wie vom Leben in's Grab!"

Noch einmal kam sie wieder; sie hatt' ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde seine Speise nahm.
Sie küßte die weiße Taube, Thränen brachen ihr aus:
„Wir müssen beide nun scheiden, suche dir ein ander Haus!"

Herr Eginhard nun aber, so wie er ging und stand,
Nahm er den Weg zum Thore und in's beschneite Land.
Er mußte die Spur sich treten, der Mann mit düsterm Sinn:
Er ging neben der Straße, doch wußte er nicht, wohin.

Oft stand er voll Gedanken; da kam die schöne Maid
Des Weges auch gegangen in ihrem grauen Kleid.
Sie gingen geschied'ne Stege, der Weg dazwischen lag,
Sie sprachen nicht miteinander und sagten nicht guten Tag.

So pilgerten sie beide den ganzen Tag und die Nacht,
Wohl über'n Rhein und weiter. Wer hätte wohl gedacht,
Daß das die Füße vermöchten! Ohne Speis' und Trank
Pilgerten sie drei Tage und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend, es ging der Wind so kalt,
Da sahen sie ein Feuer in einem schwarzen Wald.
Es saßen Waldleute in einer Felsenkluft,
Die brieten gutes Wildpret, daß war zu spüren am Duft.

Nun kamen die Müden beide und baten um Verlaub,
Sich an's Feuer zu setzen. Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager, warm, weich und breit,
Zwei besondre Betten, doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf sich nieder und schliefen ein gar bald;
Es rauscht' über ihnen so sanft der Tannenwald.
Sie schliefen bis zum Mittag: wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer ohne Traum und Schmerz!

Und doch als Emma erwachte, schien ihr Alles Traum.
Wie sie hierher gekommen in diesen Waldesraum.
Ach! bald mit wachen Augen ward ihr wohl wieder klar,
Daß sie fern von Hause, verwaist, verstoßen war.

Auch die Waldleute waren alle fort,
Zur Arbeit ausgegangen, und leer war der Ort.
Doch Eginhard, der schnarchte. Wie sie ihn hört' und sah,
Klopft ihr das Herz im Busen, wie wohl ward ihr da!

Sie setzte sich zu ihm nieder, doch ließ sie ihm seine Ruh',
Mit Laub die schönen Glieder deckte sie ihm zu;
Dann ließ sie ihre Augen rundum spähend geh'n:
Da hat sie an dem Feuer etwas braten geseh'n,

Und auch den Duft gerochen, den das Wildpret gab:
Wie gern für den Geliebten schnitte sie etwas ab.
Und siehe da, ein Messer — zwei Messer lagen hier,
Und Brod zwei gute Schnitte, und standen zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen Beiden solle dieses sein.
Mit raschem Sprunge sprang sie zu Herrn Eginhard,
Mit süßem Ton ihn weckend und mit süßtrauter Art.

Wie der die Augen aufschlug und ihren Ton vernahm
Und ihr Gesicht sah lächeln, wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam gespungen und bracht' ihm Fleisch und Brod,
Zugleich auch in der Linken sie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerst, dann aß er und sie nicht minder trank;
Den guten Waldleuten sagten sie vielmal Dank,
Und wollten nun sie suchen, doch finden war schwer;
Sie suchten immer weiter nnd kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun in Lande, da war kein Schnee zu seh'n,
Doch an des Berges Fuße sah'n sie den Mainstrom geh'n.
Auch trat die Sonn' aus Wolken und schien so leicht und warm;
Sie sprachen liebe Worte und waren ohne Harm.

Er sprach: „Dich anzureden hatt' ich nicht den Muth,
Weil du um mich gelitten; du aber bist so gut.
Vergib mir und vergiß nie, was ich dir gethan:
Du bist des Kaisers Tochter, mir ziemte nicht dir zu nah'n."

Sie sprach: „Willst du mich mahnen, daß ich verstoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen? Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willst du mir nicht bleiben, da Alles mich verläßt" —
Hier hielt sie schluchzend inne und schlang um ihn sich fest.

Er trocknet' ihre Thränen und sah sie freundlich an;
Da war Herr Eginhard wohl ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz an Herzen ihr hochwogend Blut:
Gern hätt' er sie geküsset, doch hatt' er nicht den Muth.

Sie sah'n die Sonne sinken. Da zog er sein Schwert heraus
Und hieb vom Baum die Zweige und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aest' und Zweige, sie sammelte und trug;
Und sieh, ein Dach war fertig, für zweie groß genug.

Nun sah'n sie's an mit Freuden; doch ernster wurden sie:
„Sollen wir mitsammen beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen selbst des Himmels nicht" —
Da rollten wieder Thränen über ihr schönes Gesicht.

Er aber macht aus Scheiten ein Kreuz und stellt' es hin;
Da knieten vor dem Kreuze die Beiden mit frommem Sinn:
„Lieber Gott im Himmel, gescheh' der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und laß uns ehlich sein!

„Wir haben nicht verdienet, daß du uns gnädig bist,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Reue Frist!
Um deines Sohnes willen, der hingab seinen Leib,
Gib deinen heiligen Segen und laß uns sein Mann und Weib!"

Da schien die Sonn' aus Wolken mit rothgoldnem Strahl;
Verklärt in sel'gem Glanze lagen Berg und Thal.
Dann hörten sie ein Flattern, das hoch vom Himmel kam;
Das war eine Taube, die Sitz auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann standen sie auf, so frohbewußt,
Da gab es ein Umarmen, ein Pressen Brust an Brust;
Da gab es ein langes Küssen; Niemand hat's gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhard vemählt.

Und wie sie so sich küßten, flatternd drängte sich
Zwischen ihre Küsse die Taube wunderlich.
Sie wehte mit sanften Flügeln beider Wangen an
Und drängte sich mit dem Schnabel zwischen Emma und ihren Mann;

Denn das war Emma's Taube, die nachgeflogen kam,
Die sonst aus ihrem Munde die Speise nahm.
Wie Emma sie erkannte, vergaß sie aller Noth
Und kos't ihr und gab ihr von der Waldleute Brod.

Nun kam des Abends Dunkel; sie traten unter Dach
Und ruhten bei einander im niederen Brautgemach.
Sie flüsterten und küßten und schliefen ein gar bald,
Und süß zu ihren Träumen rauschte der Buchenwald.

Und nun am andern Morgen, als sie so frisch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen das Land in sonniger Pracht.
Es sprang in ihren Adern neugeschaffen Blut;
Ihr Herz war voll Freuden; die Welt war schön und gut.

Wie Adam einst mit Eva eintrat in's Paradies,
Nicht anders schauten Beide, was rings sich schauen ließ.
Sie mochten gern erspähen, wo sie gebaut ihr Dach;
Und siehe da, dicht neben floß über Felsen ein Bach.

Sie folgten nun dem Wasser durch's sonnige Frühlingsgrün,
Und sah'n in einem Grunde viel weiße Blüthe blüh'n,
Im Wald versteckt, betreten von keines Menschen Fuß:
Da boten sie dem Grunde freundlich ihren Gruß.

Sie gingen bald nach Hause; Herr Eginhard rief aus:
„Nun muß ich mir auch schaffen gut Geräth in's Haus!
Zuerst aus seinem Helme macht' er in Seelenruh'
Eine Schaal' und schnitzte auch zwei Löffel dazu.

Und schnitt sich einen Bogen aus eines Baumes Ast
Mit seinem Schwert und drehte die Senn' aus starkem Bast.
Dann hat er seinem Weibe „Behüt dich Gott!" gesagt,
„Gesegne Gott das Waidwerk und gebe mir gute Jagd!"

Er ging am kühlen Bache bergab und thalentlang;
Da sah er, wie am Wasser ein junges Hirschlein sprang.
Rasch spannt' er seinen Bogen mit aller seiner Kraft;
Er schoß — das Hirschlein stürzte, durchbohrt von des Pfeiles Schaft.

Froh mit der schweren Beute bergauf an Baches Rand
Zu seinem Weibe lief er, die er sitzend fand,
Eine Hirschkuh melkend in den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen sah ihr selber zu.

So lebten nun die Beiden nach schönem Waldesbrauch:
Wie sehr muß ich sie neiden, wie gerne thät ich's auch!
Nun laßt uns aber schauen nach Kaiser Karl zurück;
Dem war wohl entflohen seiner Tage Glanz und Glück.

Trüb' war sein Blick, sein Gang schwer, die Krone drückt' ihn fast;
Was sonst ihm Lust gewährte, war ihm alles Last.
Der Becher, den er leerte, mundete ihm nicht;
Er that nichts recht aus Freude, er that es nur aus Pflicht.

So lebt' er fünf Jahre; das war lange Zeit:
Am Tisch' und in dem Hause fehlt' ihm seine Maid.
Er sprach: „Ich habe Kummer und sie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen; ach, sie ist wohl schon todt!"

Und selbst das frohe Jagen, das sonst war seine Lust,
Erlabte nicht wie ehemals Kaiser Karl's Brust.
Er ließ die Hunde jagen weit ab durch den Tann,
Er selbst ging trüb und einsam, der kaiserliche Mann.

So hatt' er auch verloren sich einst im Odenwald;
Er ließ in's Moos sich nieder, Schlaf beschlich ihn bald.
Da träumt' ihm, Räuber kämen und nähmen ihm sein Schwert,
Und als er da erwachte, fand er sich unbewehrt.

Da sah er wohl ein Wunder; nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen war Alles, was er sah.
Das Knäblein trug ein Röcklein von Pelzwerk bunt und werth,
Und hielt in kleinen Händchen des Kaisers großes Schwert.

Da sprach der Kaiser lachend: „Ei da, du kleiner Fant,
Wo will das Schwert mit dir hin? gib mir's in meine Hand."
Das Knäblein sprach: „Ich geb's nicht, ist dir auch nicht Noth,
Unsre Hirsch' und Rehe willst du stechen todt."

Da sprach der Kaiser lachend: „Du sprichst in einem Ton,
Du kleiner Waldgeselle, als wärst du Königs Sohn."
Das Knäblein sprach: „Und willst du, Mann, nicht hören mir,
So geh' ich gleich zur Mutter, wart', ich sag' es ihr!"

Der Kaiser sprach: „Ja, rufe deine Mutter her,
Sag ihr, ich wär der Kaiser und hätt' ihrer Begehr."
Da sprach das kleine Knäblein, sein Besinnen war nicht groß:
„Mutter kann nicht kommen, sie hat das Kind auf dem Schooß."

Der Kaiser sprach mit Lachen: „So muß ich mich bemüh'n!"
Das Knäblein mit dem Schwerte lief voran durch das Grün.
Er lief und rief zur Mutter: „Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mir's nehmen, dem hat es zugehört."

Da sah der Kaiser sitzen ein wunderherrlich Weib,
Mit langen goldnen Haaren, von Antlitz schön und Leib:
Eine Königin des Waldes! voll stiller Mutterlust
Säugte sie ein Knäblein an ihrer blühenden Brust.

Voll Scham den schönen Busen bedeckte sie sofort;
Sie sah den Fremden und hörte nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernster Hoheit mit greisem Bart und Haar,
Sie glaubt' ihn wohl zu kennen, und wußte nicht, wer es war.

Er sprach: „Gott grüß dich, Tochter!" — so sprach er, weil sie jung
Und schön war — „kannst du reichen mir einen kühlen Trunk?"
Sie lief behend hinunter, wo die Quelle sprang,
Und schöpft' und kam und reicht' ihm: er trank und sagt' ihr Dank.

Sie sprach: „Ihr müßt auch essen, ihr könnet so nicht fort;
Denn weithin in der Runde trefft ihr nicht Stadt, nicht Ort.
Nun setzt euch hier in's Kühle, gleich bin ich wieder da."
Mit Staunen sich der Kaiser die schmucke Hütte besah.

Sie war aus glatten Stämmen gefügt mit Kunst und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde und mit geschältem Reis,
Und wohl mit grünem Moose gepolstert und verwahrt.
Und hingen Hirschgeweihe umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen Herr Eginhard nach Haus,
Er bracht' auf seinen Schultern ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fisch in einem Netze, die legt' er auf den Tisch,
Und schaute drein so munter, so fröhlich und so frisch.

Doch wie er sah den Fremden hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen, ihr seid mein erster Gast."
Er schüttelt ihm die Rechte und schlug ihm in die Hand,
Daß es Kaiser Karl war, hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring uns zu essen, denn es ist Mittagszeit,
Ich habe gejagt im Walde, und der Fremde kommt von weit."
Doch Emma stand und lauschte, und lehnt an die Wand ihr Ohr,
Ihr kam des Fremden Stimme so lieb und traulich vor.

Ihr schlug das Herz im Busen, gleich wie vor Lust und Schmerz,
Längst entschwundene Bilder stürmten an ihr Herz.
Dann mußte sie zum Feuer; sie wendete den Spieß;
Am Dufte schon der Braten sich ringsum spüren ließ.

Den dampfend heißen Braten trug sie unters Dach,
Die Schüssel mit den Beeren trug ihr das Knäbchen nach.
Nun setzten sich die dreie gesellig um den Tisch:
Da gab es süße Früchte und schmackhaft Fleisch und Fisch.

Und Emma schnitt das Wildpret kunstrecht wie sich's gehört,
So wie es einst der Vater zu Aachen sie gelehrt.
Er schaute zu und freute sich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne Kaiser Karl entglitt.

Und Alles, wie er's liebte, auf Blättern, Beeren roth —
Wie sie nun freundlich bittend sein Lieblingsstück ihm bot:
Da rief er: „Emma! Tochter!" — es wankten Fleisch und Fisch,
Wie sie sich wild umarmten — die Aepfel rollten vom Tisch.

„O Vater, lieber Vater!" — „O Emma, süßes Kind!
Gesegnet diese Stunde, da ich dich endlich find'!
Was hab' ich dich gesuchet — und das ist Eginhard?!"
„Ich bin's," sprach er von ferne aus seinem braunen Bart.

Da bot der Kaiser wieder die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die seine mit ehrerbiet'gem Sinn.
Doch Emma sprang von dannen, und kam so froh gerannt,
Den Säugling auf dem Arme, den Knaben an der Hand.

Der Knab' in seinem Fäustchen trug noch das große Schwert;
Er sprach: „Ich soll dir's bringen, hat Mutter mich gelehrt."
Der Kaiser sprach: „Behalt es, bis du groß worden bist,
Dann führ' es mir zu Ehren!" und hat ihn viel geküßt.

Da schollen Hörnerklänge lustig durch den Wald,
Laut und immer lauter; nahe kam es bald.
Kaiser Karl's Gefolge suchte seinen Herrn;
Jubelstimmen schollen; sie sah'n ihn schon von fern.

Der Kaiser sprach: „Da sehet, ich that den besten Fang:
Dies hier ist meine Tochter, ich suchte sie jahrelang!"
Da beugten sich die Ritter, tief neigten Alle sich;
Doch Emma sah so freundlich und stand so königlich.

Der Kaiser sprach: „Bescheidet die Ross' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle, hier sind die Krüge leer.
Nun, Kinder, ja, das lob' ich, ihr habt ein schönes Haus;
Doch über unsrer Freude ist kalt geworden der Schmaus!"

Nun gingen sie zu Tische; für alle war genug;
Die Ritter in dem Grase füllten manchen Krug;
Sie tafelten im Grünen beim hellen Sonnenschein;
Die Nachtigallen sangen, die Becher klangen drein.

Doch als der Kaiser mahnte zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thränen: „Willst du von uns so bald?"
„Nicht ich von euch, ihr müsset ja mit mir auf mein Schloß;
Nun rüstet, macht euch fertig, es geht sogleich zu Roß!"

Sie kleidete die Kinder in warme Pelzchen fein,
Und packte viel zusammen, nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirsche aus ihrer Hürd' heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun scheiden; leb' wohl, du Waldeshaus!"

Sie kamen nun zum Grunde im tiefen Wald versteckt;
Da standen alle Bäume mit Aepfel reich bedeckt.
„Seht meinen Obstgarten!" sprach Emma hoch zu Roß,
„Wer wird den Segen pflücken? Ich zieh' auf des Vaters Schloß!"

Und weiter an dem Wasser zogen sie in's Thal;
Da wandt im Abendglanze sich Emma noch einmal:
„Leb' wohl, o du Wald, nun lebe mir wohl, Du sel'ge Statt!"
Nach diesem Wort der Odenwald und der Ort den Namen hat.

Sie lebten nun mitsammen zu Aachen in dem Schloß;
Herr Eginhard am Hofe der Ehren viel genoß;
Er folgte seinem Kaiser in großer Thaten Lauf;
Erst half er sie vollbringen und schrieb hernach sie auf.

Und als sie mußten sterben, hat man sie beigesetzt
Zu Seligenstadt im Kloster; da ruhen sie noch jetzt,
Beide bei einander: und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine lesen, sie ruh'n ob ihrem Haupt.

Otto Fried. Gruppe.

Aus dem Niebelungen-Lied.

Übersetzt von K. Simrock.

Erstes Abenteuer.

Wie Chriemhilden träumte.

Die alten Sagen melden uns hoher Wunder viel
Von preiswerthen Helden, von kühnem Wagespiel;
Von Freuden und Lustbarkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten, mögt ihr nun Wunder hören sagen.

Es wuchs bei den Burgonden ein edel Mägdelein,
Wie in allen Landen kein schön'res mochte sein;
Chriemhild war sie geheißen, sie ward ein schönes Weib,
Um das viel Degen mußten verlieren Leben und Leib.

Die Minnigliche lieben brachte nimmer Scham
Kühnen Rittersleuten; Niemand war ihr gram;
Schön ohne Maaßen war ihr edler Leib;
Der Jungfrau Tugend zierte wohl jedes andere Weib.

Sie pflegten drei Könige, edel und auch reich,
Gunther und Gernot, die Recken ohne Gleich,
Und Gieselher der junge, ein auserwählter Degen;
Ihre Schwester war die Fraue, die Fürsten hatten sie zu pflegen.

Die Herren waren milde, von Stamme hochgeboren,
Von unerhörten Kräften, die Recken auserkoren;
Das Reich der Burgonden, so war ihr Land genannt:
Sie schufen starke Wunder hernach in Etzels Land.

Zu Wormes an dem Rheine sie wohnten mit ihrer Kraft;
Von ihren Landen diente viel stolze Ritterschaft
Mit rühmlichen Ehren die ganze Lebenszeit,
Bis daß sie jämmerlich starben durch zweier edeln Frauen Neid.

Frau Ute ihre Mutter, die reiche Königin, hieß;
Ihr Vater hieß Dankrat; der ihnen das Erbe ließ
Bei seines Lebens Ende, vordem ein starker Mann,
Der auch in seiner Jugend viel großer Ehren gewann.

Die drei Könige waren, wie ich kund gethan,
Stark und hohen Muthes, sie hatten unterthan
Auch die besten Recken, wovon man je gesagt,
Von großer Kraft und Kühnheit, in scharfen Streiten unverzagt.

Das war von Troneck Hagen, und auch der Bruder sein
Dankwart der schnelle, von Metzen Ortewein;
Die beiden Markgrafen Gere und Eckewart;
Volker von Alzeie, an allen Kräften wohlbewahrt;

Rumolt der Küchenmeister, ein wackerlicher Degen;
Sindolt und Hunolt, die Herren mußten pflegen
Des Hofes und der Ehren, in der drei Fürsten Bann:
Sie hatten noch manchen Degen, den ich euch nicht nennen kann.

Dankwart, der war Marschall; da war der Neffe sein
Truchseß des Königes, von Metzen Ortewein;
Sindolt, der war Schenke, ein auserwählter Degen,
U d Kämmerer war Hunolt; sie konnten hoher Ehren pflegen.

Von ihres Hofes Stärke und ihrer weiten Kraft,
Von ihrer hohen Würde und ihrer Ritterschaft,
Wie sie die Herren übten mit Freuden all ihr Leben,
Davon weiß wahrlich Niemand euch ein volles Bild zu geben.

In diesen hohen Ehren, da träumte einst Chriemhild
Sie zöge sich einen Falken, stark, schön und wild;
Den griffen ihr zwei Aare; daß sie das mußte seh'n,
Ihr konnt' auf dieser Erde kein größer Leid gescheh'n.

Sie sprach von dem Gesichte zu ihrer Mutter Ute;
Die wußte keine Deutung als diese für die Gute:
„Der Falke, den du gezogen, das ist ein edler Mann:
Gott woll' ihn denn behüten, sonst ist es um ihn gethan."

„Was sagt ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne so will ich immer sein;
So schön will ich verbleiben, bis an meinen Tod,
Daß ich von Mannesminne gewinne nimmer Noth."

„Versprich es nicht zu theuer," begann die Mutter so:
„Willst du je von Herzen auf Erden werden froh,
Das kommt von Mannesminne; du wirst ein schönes Weib,
So Gott dir noch vergönnet eines guten Ritters Leib."

„Die Rede lasset bleiben," so sprach sie, „Fraue mein,
Es mag an manchen Weiben genug erprobet sein,
Wie Liebe mit Leide zuletzt belohnen kann:
Ich will sie meiden beide: nie übel ergeht es mir dann."

In ihren hohen Tugenden, deren sie züchtig pflag,
Lebte das edle Mägdelein noch manchen lieben Tag,
Und hatte nicht gefunden, den minnen möcht' ihr Leib;
Dann ward sie doch mit Ehren eines guten Ritters Weib.

Das war derselbe Falke, den jener Traum ihr bot,
Den ihr beschied die Mutter. Ob seinem frühen Tod,
Den nächsten Anverwandten wie gab sie blut'gen Lohn!
Durch dieses Einen Sterben starb mancher Mutter Sohn.

Zweites Abenteuer.

Von Siegfrieden.

Es wuchs in Niederlanden eines edeln Königs Kind;
Sein Vater hieß Siegmund, seine Mutter Siegelind;
In einer reichen Veste, ferne wohlbekannt,
Tiefunten an dem Rheine; sie war Burg Santen genannt.

Ich sag' euch von dem Degen, wie er stattlich ward:
Sein Leib vor allen Schanden war sorgsamlich bewahrt,
Stark und vielgewaltig ward bald der kühne Mann;
Hei! was er großer Ehren auf dieser Erde gewann!

Siegfried war geheißen der schnelle Degen gut;
Er besuchte viel der Reiche in hochbeherztem Muth;
Er ritt durch seine Stärke in manches fremde Land:
Hei! was er kühner Degen bald bei den Burgonden fand!

Bevor der kühne Degen herangereift zum Mann,
Da hatt' er solche Wunder mit seiner Hand gethan,
Davon man immer wieder singen mag und sagen;
Wir müssen viel verschweigen davon in diesen Tagen.

In seinen besten Zeiten, bei seinen jungen Tagen,
Mochte man viel Wunder von Siegfrieden sagen,
Was Ehren er erworben, und wie schön sein Leib;
Drum dachte sein in Minne manches waidliche Weib.

Man erzog ihn mit dem Fleiße, der ihm geziemend war:
Was ihm hoher Tugenden der eigne Sinn gebar!
Davon ward noch gezieret seines Vaters Land,
Daß man zu allen Dingen ihn so recht herrlich fand.

Er war nun so erwachsen, um mit nach Hof zu gehn;
Die Leute sahn ihn gerne, viel Frau'n und Mägdlein schön
Wünschten wohl, er käme nach Hofe immerdar:
Hold wurden ihm gar Manche; deß ward der Degen wohl gewahr.

Selten ohne Hüter man reiten ließ das Kind;
Mit Kleidern ließ ihn zieren Siegmund und Siegelind;
Auch pflegten sein die Weisen, denen Ehre war bekannt;
Drum mocht' er wohl gewinnen die Leute und auch das Land.

Nun war er in der Stärke, daß er wohl Waffen trug;
Weß er dazu bedurfte, deß gab man ihm genug.
Da hub er an auf Werben nach schönen Frau'n zu sinnen:
Die mochten wohl mit Ehren den kühnen Siegfried minnen.

Da ließ sein Vater Siegemund verkünden seinem Bann,
Er stell' ein Hofgelage mit lieben Freunden an.
Da brachte man die Märe in anderer Könige Land:
Den Heimischen und Fremden gab er Rosse und gut Gewand.

Wen man erkunden mochte, der Ritter sollte sein,
Von hoher Ahnen Stamme, die edlen Junker fein
Lud man nach dem Lande zu dem Hofgelag:
Mit dem jungen Könige nahmen sie das Schwert hernach.

Man mochte viel Wunder von dem Feste sagen;
Siegmund und Siegelinde mußten Ehr' erjagen
Durch reichliche Geschenke, die spendet' ihre Hand;
Drum sah man viel der Fremden zu ihnen reiten in das Land.

Vierhundert Schwertdegen sollten gekleidet gehn
Neben Siegfrieden: da war manch Mägdlein schön
An dem Werk geschäftig; ihm waren alle hold;
Viel edle Steine legten die Frauen in das Gold;

Die wollten sie mit Borten wirken in's Gewand
Der jungen stolzen Ritter; deß war so viel zur Hand.
Der Wirth ließ Sitz errichten für manchen kühnen Mann,
Zu der Sonnenwende, wo Siegfried Ritters Namen gewann.

Da gingen zu dem Münster mancher reiche Knecht
Und viel der edlen Ritter. Die Alten thaten Recht,
Daß sie den Jungen dienten, wie ihnen einst geschah:
Sie fanden Kurzweile und Freude die Fülle da.

Als man da Gott zu Ehren eine Messe sang,
Da hub sich von den Leuten gewaltiglich der Drang:
Da wurden sie zu Rittern nach ritterlichem Rechte,
Mit solchen hohen Ehren, wie kein Tag es wiederbrächte.

Sie gingen, wo sie fanden manch gesattelt Roß:
Im Hofe Siegmunds wurde das Ritterspiel so groß,
Daß man ertosen hörte den Palast und den Saal;
Die hochbeherzten Degen verbreiteten fröhlichen Schall.

Man hörte Stöße tosen von Jungen und von Alten,
Daß von der Schäfte Splittern die Lüfte wiederhallten;
Die Trümmer sah man fliegen bis zum Palast hinan
Aus manches Ritters Händen; das ward mit Fleiß gethan.

Der Wirth bat es zu lassen: man zog die Rosse fort;
Auch sah man zerbrochen viel starke Schilde dort,
Und viel der edeln Steine auf das Gras gefällt,
Vom lichten Schildbeschlage: die hatten die Stöße zerschellt.

Da folgten des Wirthes Gäste, als man zu Tische lud;
Sie schied von ihrer Müdigkeit viel edle Speise gut,
Und Wein, der allerbeste, deß man die Fülle trug;
Den Heimischen und Fremden bot man da Ehre genug.

So viel sie Kurzweile pflagen den ganzen Tag,
Das fahrende Gesinde doch kaum der Ruhe pflag;
Sie dienten um die Gabe, die man da reichlich fand:
Da ward mit Lob gezieret König Siegmunds ganzes Land.

Da ließ der Herr verleihen Siegfried den jungen Mann,
Das Land und die Burgen, wie sonst er selbst gethan:
Seine Schwertgenossen beschenkte reich seine Hand;
Da freute sie die Reise, die sie thaten in das Land.

Das Hofgelage währte bis an den siebenten Tag;
Die reiche Siegelinde der alten Sitte pflag:
Aus Liebe zu dem Sohne vertheilte sie rothes Gold;
Sie mocht' es wohl verdienen, daß ihm die Leute waren hold.

Bald war von den Fahrenden kein Armer mehr im Land;
Ihnen stoben gute Kleider und Rosse von der Hand,
Als hätten sie zu leben nicht mehr den einen Tag;
Ich weiß, daß nie Gesinde so hoher Milde wieder pflag.

Mit ruhmwerthen Ehren beschloß das Hofgelag.
Von des Landes Herren vernahm man wohl hernach,
Daß sie dem jungen Degen gern wären unterthan:
Das wollte nicht Siegfried, der tugendreiche Mann.

So lang sie noch lebten, Siegmund und Siegelind,
Begehrte nicht der Krone der Beiden liebes Kind;
Er wünschte nur zu herrschen mit aller der Gewalt,
Womit in den Landen wirkte der Degen kühn und wohlgestalt.

Ihn durfte Niemand schelten: seit er die Waffen nahm
Pflag er der Ruh nur selten; der Recke lobesam
Begehrte nur zu streiten und seine starke Hand
Macht' ihn zu allen Zeiten in fremden Landen wohlbekannt.

Ludwigs des Frommen Tod.

(840. Niederingelheim.)

Es kommt ein Schiff geschwommen
Herab den stolzen Rhein,
Die weißen Segel wallen
Im goldnen Mittagsschein;

Umgeben von Getreuen
Ruht drin gebettet weich
Der fromme Kaiser Ludwig
So krank und todesbleich.

„Legt an, legt an, ihr Schiffer,
Bei dieser stillen Au',
Da weh'n durch schatt'ge Bäume
Die Lüfte mild und lau;
Da rasseln keine Schwerter,
Da tönt kein Schlachtgesang
Mir vom Verrath der Söhne
Mit fürchterlichem Klang."

„Und auf dem grünen Rasen,
Ihr Treuen spannt mein Zelt,
Auf daß in Frieden ruhe
Der Herrscher einer Welt.
Schon rauscht des Rheines Welle
Ein sanftes Schlummerlied,
Und leichter wird sich schließen
Mein Auge, trüb' und müd'."

Es sprach's der kranke Kaiser,
Da wird erfüllt sein Wort,
Man trägt ihn auf ein Lager
Am kleinen Inselport.
Wie blaß sind seine Wangen,
Wie todesmatt sein Blick,
Er richtet ihn voll Trauer
Nach Ingelheim zurück.

Und auf den Zinnen leuchtet
Der letzte Abendstrahl,
Die hundert Säulen schimmern
Am stolzen Kaisersaal;
Da fühlt der fromme Ludwig,
Daß seine Stunde schlägt,
Er betet lang' und leise,
Und sagt von Schmerz bewegt:

„Seht, wie der Glanz der Säulen
Verschwunden ist in Nacht, —
Bald wird auch so vergehen
Der Karolinger Macht! —
Sagt meinen fernen Söhnen
In Wehr und Waffen wild,
Daß sie dies Herz gebrochen,
Zu weich und Vatermild.

„Doch will es gern vergeben,
Vergessen muß es bald
Der Erde Lust und Schmerzen,
Haß, Liebe und Gewalt!
Ihr Ritter, nehmt die Krone,
Umglänzt von nicht'gem Schein,
Lothar soll sie empfangen,
Er wird nun Kaiser sein.

„Und bringt ihm auch den Zepter,
Zu schwer oft meiner Hand;
Bringt ihm den Purpurmantel,
Mir genügt ein Sterbgewand.
Denn nun zum drittenmale
Vom stolzen Kaiserthron,
Doch ach, in's Grab hernieder
Steigt, großer Karl, dein Sohn!

„Aus — aus —" sein Auge sinket,
Umhüllt von Todesnacht;
Er hat den Kampf bestanden,
Er hat den Sieg vollbracht.
Doch um die Königsleiche
Knie'n traurig und voll Schmerz,
Die Ritter zum Gebet,
Für das gebrochne Herz.

Adelheid von Stolterfoth.

Ludwig der Springer.

(1076.)

Hell über Sachsens Forste
Schwamm goldner Morgenduft,
Der Aar aus seinem Horste
Erhob sich in der Luft;
Auf Giebchenstein, der Feste,
Sitzt ein gewalt'ger Aar,
Der flöge gern vom Neste
Zum Himmel blau und klar.

Graf Ludwig ist's; gefangen
Blickt traurig er hinaus;
Wie muntre Lämmer sprangen
Im Glanz des Morgenthau's;
Ein Hirschlein dort im Thale
Stillt seinen Durst am Bach,
Ein Nachen auf der Saale
Schwimmt leis den Wellen nach.

Da schwellt dem armen Ritter
Die Brust ein Klageton:
„O Spira!" ruft er bitter,
„O Feld voll Schmach und Hohn!
Wo unsre Fahnen sanken
Vor Heinrich's Siegerhand;
Du hast in solche Schranken
Manch freies Herz gebannt!"

„O Adelheid! ich sehe,
Wie du um Ludwig weinst!
Gestürzt von meiner Höhe!
Ich, dessen Banner einst
So stolz und freudig wallten,
Von Ketten, Kerkerduft
Und Moder festgehalten,
Lebendig in der Gruft!"

So fleht er, bang durchirrend
Die Fluren mit dem Blick,
Da schiebt sich leise klirrend
Des Kerkers Thür zurück;
Herein zu ihm tritt grüßend
Der graue Castellan,
Dem strömt die Rede fließend
Vom Munde ohne Zahn:

„Herr," ruft er, „frische Zeitung!
Kampf gibt's und Streit genug!
Ich las die Vorbedeutung
Längst in der Wolken Zug!
In seltsamen Gestalten
Sah ich manch dräuend Bild;
Ein Banner war's mit Falten,
Ein Schwert, ein Roß, ein Schild!"

„Nun hat sich's so gestaltet,
Otto von Nordheim hat
Sein Banner schon entfaltet,
Es gährt in Land und Stadt;
Der Bauer und der Ritter
Sie hegen gleichen Zorn;
Lauscht nur! Ihr hört am Gitter
Manch gellend Sachsenhorn!"

„Heut in der Morgenfrische
Ging ich thalniederwärts,
Da sah ich durch die Büsche
Ein Schimmern, wie von Erz.
Von Manchem spricht die Kunde,
Der wider Heinrich schwor,
Auch sei in ihrem Bunde
Der siebente Gregor!"

Der Alte ist gegangen.
Hei! Ludewig! wie schwillt
Das Roth auf deinen Wangen!
Du lauschest; — vom Walde schrillt
Ein Horn zu dir herüber,
Du kennst die Klänge gut!
Es raset, wie im Fieber,
Zum Herzen all dein Blut.

Mit zaubrischen Gewalten
Zieht's dich zum Thal hinab:
Nicht länger soll mich halten
Gefesselt dieses Grab!
Ich will's nicht mehr ertragen,
Willkommner ist ein Tod
Das Haupt am Fels zerschlagen;
Als lange Kerkernoth!"

Zum Fenster eilt er bebend:
Doch weh! — kein Hoffnungsstrahl!
Sein Kerker hänget schwebend,
Ein Nestlein, über'm Thal;
Jäh in der Saale Spiegel
Stürzt sich der Fels hinein.
„Ach", seufzt er, „hätt' ich Flügel
Wie jenes Vögelein!"

Er mißt die steile Tiefe
Wohl zehnmal mit dem Blick,
Dort unten tönt's, als riefe
Ihn nieder Ruhm und Glück;
Ein kurz Gebet! — Erklommen
Die Wand! — Ein Sprung! — Ein Stoß! —
Weich hat ihn aufgenommen
Der Fluß in seinen Schoos.

Das Ufer ist errungen,
Er eilt in schnellem Lauf
Zum Wald, von wo erklungen
Das Horn zu ihm herauf.
Bald grüßt er seine Fahnen,
Und seine Adelheid,
Und wandelt auf den Bahnen
Des Ruhm's auf's Neu' im Streit.

Bruno Lindner.

Kaiser Heinrich IV. in Bingen.

Der Nordwind braus't, es wogt der Rhein,
Und Nebel hüllt die Fernen ein;
Doch Kaiser Heinrich steigt auf's Roß,
Verläßt in Koblenz Herr und Schloß,
Und reitet fort mit kleiner Schaar,
Die stets ihm treu geblieben war;
Er will nach Mainz zum Reichstag geh'n
Und seinen Feinden Rede steh'n.

Der Abend sinkt; es steigt der Sturm;
Schon raget Klopp's gewalt'ger Thurm
In dämmernder Gestalt empor,
Schon zeigt sich Bingens graues Thor,
Und an dem eisbedeckten Strom
Ragt in die Luft der alte Dom;
Doch Licht an Licht mit hellem Schein
Strahlt fröhlich in die Nacht hinein.

Gekommen ist die heil'ge Zeit,
Wo jedes Herz sich liebend freut;
Die Kinder denken an den Baum,
Die Eltern an den Jugendtraum;

Der Kaiser aber, gramerfüllt,
An sein Geschick so rauh und wild.
Er denkt, wie freudenlos und trüb'
Schon lang für ihn die Christnacht blieb.

Still schaut er in die dunkle Nacht,
Und manches finstre Bild erwacht,
Und manche feindliche Gestalt
An seinem Geist vorüberwallt.
Vergangner Zeit denkt er mit Schmerz,
Und vor der Zukunft zagt sein Herz;
Denn Pfaffenlist und Feindeswuth,
Die brachen ihm den Lebensmuth.

An Heinrich denkt er, seinen Sohn,
Der frech gestrebt nach Reich und Thron,
Und der sein greises Heldenhaupt
Unwürdig einer Krone glaubt;
Der seinen Feinden sich verband
Und wild erregt das deutsche Land —
Ach! und der Vater ahnet nicht,
Daß er noch ganz das Herz ihm bricht.

Er glaubt' dem Heuchler und verzieh,
Als er vor ihm gebeugt das Knie,
Und nahm ihn wieder an sein Herz,
Vergessend allen Groll und Schmerz.
Doch Heinrich, voller List und Trug,
Eilt ihm voran mit seinem Zug,
Zu Bingen sinnend auf Verrath
Und gottverdammte Räuberthat.

Jetzt hält der Kaiser müd' am Thor,
Und Heinrich's Marschall tritt hervor,
Er beugt das Knie — „Herr, Euer Sohn
Entsandte treue Boten schon;
Gefährlich wär's nach Mainz zu geh'n,
Eh' dorten Eure Freunde steh'n:
Beliebt's Euch, weilt auf Klopp die Nacht,
Bis morgen Kunde wird gebracht."

Der Kaiser nickt — „„Ha, saht ihr nicht
Dort drüben meines Sohn's Gesicht?""
Nacht hüllt die Stelle wieder ein,
Und seine Diener sagen: Nein.
Da zieht der Kaiser still hinauf,
Und Klopp thut seine Pforten auf;
Er steigt vom Roß, die Brücke fällt, —
Gefangen ist der alte Held.

Horch, eh'rne Tritte — Waffenklang;
Was rasselt durch den Bogengang?
Umleuchtet jetzt vom Fackelstrahl
Droht um den Kaiser mancher Stahl;
„Verrath," so seufzt er schmerz erfüllt,
Und hat sein tapfres Schwert enthüllt:
„Ach, Heinrich, Heinrich," ruft er laut,
„Dir hat ein Vaterherz vertraut!"

Und kühn und fest um ihn gereiht
Kämpft seine Schaar den harten Streit,
Und jeder gibt mit hohem Muth
Für seinen Herrn das treue Blut.
Doch endlich siegt der Feinde Macht;
Und die Getreuen decket Nacht;
Bleich steht der Kaiser und allein,
Im Blicke Wuth, im Herzen Pein.

„Ergebt Euch, Herr!" so tönt's umher,
„Ihr seid nicht länger Kaiser mehr.
Dem fünften Heinrich schwuren wir,
Der vierte bleibt gefangen hier."
Da sinkt das Schwert aus seiner Hand,
Er hat den Blick empor gewandt,
Und eine Thräne schwer und heiß
Rollt auf der Erde starres Eis.

Dann wankt er durch die Kriegerschaar,
Die still um ihn versammelt war.
Bald schließt ihn ein der hohe Thurm,
So wild umbraus't vom Wintersturm;
Doch eine finstere Gestalt
Empfängt des Thurmes Schlüssel bald;
Sie schwindet, wie ein böser Geist,
Der Unglück oder Tod verheißt.

Und an des Kaisers Kerker wacht
Ein Krieger, kühn in jeder Schlacht;
Sein Schwert, das nie umsonst gedroht,
Ist noch vom Heldenblute roth;
Doch wie? — dem trüben Aug' entquillt
Jetzt eine Thräne fromm und mild?
Und des betrogenen Vaters Schmerz
Hat tief gerührt sein rauhes Herz!

Er denkt an seines Vaters Haar,
Das greis, wie Kaiser Heinrich's war,
Eh' er gezogen in die Welt,
Die ihn mit schnöden Banden hält;
Und schwört in seinem Herzen still,
Daß er den Kaiser retten will;
Doch daß der Schwur ihm heil'ger sei,
Legt er die Hand auf's Schwert dabei.

Und Wochen flohen trüb' und bang',
Eh' Heinrich's Rettung ihm gelang;
Doch endlich ward sie kühn vollbracht,
Und beide flieh'n in Pilgertracht.
Doch Er, der einst geherrscht im Reich,
Ist nun verstoßen, krank und bleich,
Und dankt dem Himmel — doch mit Schmerz —
Für dieses Eine treue Herz.

Adelheid von Stolterfoth.

Ludwig der Eiserne.

(1129 – 1172.)

1. Adelstyrannei.

Zu Wartburg auf dem Schlosse hielt Landgraf Ludwig Haus
Mit seinem Adelstrosse hellauf in Saus und Braus.
Waidwerk und Bankettiren behagt dem jungen Herrn,
Die Sorge für's Regieren, die läßt er Andern gern.

Da hieß es: Weh' dem Lande, deß König ist ein Kind!
Der Zucht und Ordnung Bande zerrissen gar geschwind.
Des Herrleins Vögt' und Schösser verhöhnten sein Gebot
Und häuften immer größer des Volkes Last und Noth.

Der Lehenspflicht vergessen, jedweden Zwangs beraubt,
Hob trotzig und vermessen der Edelmann das Haupt,
Und that, was ihm gelüstet in Fehde, Raub und Brand:
Zertreten und verwüstet lag rings Thüringens Land.

Da drückten schwere Lasten den Bauer bis auf's Blut,
Derweil die Ritter praßten mit frechem Uebermuth.
Den Pflugstier muß er missen, der furcht das Herrenfeld,
Und was er umgerissen, ward nicht für ihn bestellt.

Alltäglich von der Frühe bis wann der Mittag flammt,
Ist er zur sauern Mühe der Frohnarbeit verdammt,
Und hat er Ross' und Stiere, der Arme, nicht zur Hand,
Wird er, gleich einem Thiere, selbst vor den Pflug gespannt.

O grausenhafte Sage! Wem bräche nicht das Herz!
Sechs Menschen vor der Waage, der siebente führt den Sterz!
Und nebenher der Treiber, die Geisel in der Faust,
Die auf die nackten Leiber zerfleischend niedersaust!

Ha, Bluthund sonder Gleichen und ew'ger Schande werth!
Sprich! kann Dich nichts erreichen, du Ritter Heinz von Heerd? —
Du thust was selbst der Wilde, der Wüste Sohn, nicht thut.
Du feuchtest dein Gefielde, Barbar, mit Frauenblut!

Ein schwaches Weib in Thränen, — jüngst schied ihr Mann dahin —
Jocht der Tyrann zu denen, die seine Furchen ziehn,
Und drängt mit Peitschenschlägen, bis sie zusammensinkt,
Und, ihrer Qual erlegen, ihr Blut die Erde trinkt.

Ist denn kein Recht im Lande?, Trifft Frevler kein Gericht?
Hat denn der Fürst — o Schande! — kein Ohr, kein Augenlicht?
Hört nicht des Volkes Klage? Sieht nicht des Volkes Noth? —
Fühlt nicht des Volkes Plage? Rächt nicht des Volkes Tod? —

Wach auf aus deinem Schlafe, du junges Heldenblut!
Der Wolf zerfleischt die Schaafe, derweil der Schäfer ruht.
Wach auf mit edlem Grimme, wie sich der Leu erhebt,
Daß von des Herrschers Stimme der Thronvasall erbebt.

2. Der Schmied zu Ruhla.

Einst in den schönen Tagen, wo Frühlingsjubel hallt,
Will Landgraf Ludwig jagen tief im Thüringerwald;
Da scheucht er unverdrossen den Hirsch durch Busch und Moor,
Bis von den Jagdgenossen er jede Spur verlor.

Durch wüste Waldreviere, die nie ein Fuß betrat,
Schlingt er auf müdem Thiere den ungewissen Pfad,
Und schon beginnts zu dämmern, schon bricht die Nacht herein,
Da hört er dumpfes Hämmern, sieht ferner Funken Schein.

Er folgt der Spur behende, der jugendliche Held,
Bis er am Waldesende vor einer Schmiede hält.
Da sprüht in Mitternächten der Esse Feuerpfuhl,
Da schafft mit seinen Knechten der Waffenschmied zu Ruhl.

Wer seid Ihr? ruft der Alte. (Wohl kennt er seinen Mann.)
„Ein Fremdling, der dem Walde mit deiner Hülf' entrann,
„Aus Landgraf Ludwigs Trosse ein Weidmann, irr und matt.
„Gib mir und meinem Rosse Herberg' und Lagerstatt."

Das Eisen muß man schmieden, weil's warm ist, denkt der Greis, —
Nie dürfte mehr sich bieten solch Stündlein gleicherweis.
O daß mein Fürst jetzt hörte, was ihm kein Höfling sagt!
Wills Gott, wird der Bethörte vom Schlummer aufgejagt. —

Ihr dient dem Landverderber? spricht er, dem tollen Fant,
Dem Roß und Hund und Sperber mehr gilt, denn Leut' und Land?
Solch Männlein darf nicht hausen in biedrer Leute Sach;
Geht, in dem Schoppen draußen ist euer Schlafgemach!

Wär' ich an seiner Seite zu Wartburg auf dem Schloß,
Ich schmiedet' ihm Geschmeide für solcher Schranzen Troß;
Halseisen statt der Helme dem adligen Gesind,
Handschellen für die Schelme, Kettlein zum Angebind!

Nun rügt er ernst und bitter des Hofes Schwelgerei,
Den Frevelmuth der Ritter, der Vögte Tyrannei,
Giebt treu dem Fürsten Kunde von seines Leichtsinns Frucht,
Sagt, wie aus Einem Munde das arme Volk ihm flucht.

Da flammt, wie Wetterleuchten, des Jünglings Augenlicht,
Und Zornesthränen feuchten sein edles Angesicht;
Bestürmt von Scham und Reue, wankt er dem Lager zu
Und sucht auf harter Streue nur Einsamkeit, nicht Ruh'.

Doch unbarmherzig hämmert an seiner Esse Pfuhl,
Bis daß das Frühroth dämmert, der Waffenschmied zu Ruhl,
Und ruft, daß Frucht ihm trage des Fürsten Gegenwart,
Bei jedem Hammerschlage: Auf, Langraf, werde hart!

Und als auf Bergeszinnen sein Gold der Morgen goß,
Besteigt mit tiefem Sinnen der junge Fürst sein Roß.
Er drückt die Hand dem Alten: Hab' Dank und Gotteslohn!
Dein Wort soll fürder walten! Er sprach's und ritt davon.

3. Der Adelsacker.

Zu Wartburg auf der Feste da gab's der Gäste viel,
Doch kamen nicht die Gäste zu Festgelag' und Spiel;
Des Herrschers finstre Züge verscheuchten Spiel und Scherz,
Und ob verdienter Rüge pocht manchem Schelm das Herz.

Der Landgraf thät erkunden, die wider Eid und Pflicht
Sein Volk unmenschlich schunden und zog sie vor Gericht.
Er straft die Missethäter ohn' Ansehn der Person
Und bannt die Hochverräther fortan von seinem Thron.

Des Landes Noth zu stillen, die tief in's Herz ihn brennt,
Führt er mit ehrnem Willen nun selbst das Regiment;
Er setzt den trotz'gen Rittern die Eisenfaust auf's Aug'
Und macht die Vögte zittern vor seines Wortes Hauch.

Doch wie dem Dammeshügel die Fluth entgegenschäumt,
Wie gegen Zaum und Zügel das stolze Roß sich bäumt,
Wie aus Geheg und Gitter Gewild zu brechen droht,
So sträuben Vogt und Ritter sich gegen sein Gebot.

Sie rotten sich zusammen, sie rüsten sich zum Streit,
Des Aufruhrs blutige Flammen entlodern weit und breit;
Da stellt mit wenig Treuen der Held zum Kampf sich dar,
Und vor dem Blick des Leuen erbebt der Wölfe Schaar.

Bei Neuenburg im Thale, da schlägt er sie auf's Haupt,
Da wird mit Einem Male ihr trotziger Muth geraubt;
Sie fliehn in wilder Eile, Gewölk, vom Sturm gescheucht,
Umsonst! nach kurzer Weile hat sie sein Arm erreicht.

Drauf führt er sie gefangen gen Neu'nburg auf sein Schloß,
Und spricht zum todesbangen verrätherischen Troß:
Wohl hätt' ich, euch zu Füßen eu'r Haupt zu legen, Macht,
Doch Schuld mit Blut zu büßen, wird Fürsten oft verdacht.

Wollt' ich zur Sühne nehmen all euer Gut und Recht,
Ich müßte deß mich schämen, habsüchtig wär's und schlecht.
Doch schenkt' ich euch, Verbrecher, großmüthig Straf' und Schuld,
Ihr freveltet nur frecher, hohnlachend meiner Huld.

Wohlan! ich will nicht minder euch treffen nach Gebühr,
Auf Kind und Kindeskinder ein Denkmal für und für.
Genau nach euren Werken gescheh' euch allzugleich,
Daß männiglich soll merken, Recht herrsch' in meinem Reich.

Er führt hinaus in's Weite den Hochverrätherzug
Im Armensünderkleide und schirrt ihn vor den Pflug;
Zusammen Vier zu Vieren abwechselnd eingespannt,
Durchfurchen sie, gleich Stieren, drei Tage lang das Land.

Er selber auf dem Acker, der zornentflammte Held,
Handhabt die Peitsche wacker, daß Mancher wankt und fällt,
Und flehn sie um Erbarmen den strengen Rächer an:
Ha! ruft er, ha! den Armen hat's auch nicht wohlgethan!

Drauf nimmt er sie auf's Neue in Eid und Lehenspflicht,
Doch traut er ihrer Treue, traut ihren Schwüren nicht;
Er sieht im Finstern schleichen verhaltner Rache Wuth
Und ist vor ihren Streichen alsbald auf seiner Hut.

Er läßt zu sich entbieten den Waffenschmied zu Ruhl:
Ein Wams sollst du mir schmieden an deinem Feuerpfuhl!
Hast du mein Herz gehärtet, so härt' auch meine Haut,
Daß fest und ungefährdet vor Meuchlern mir nicht graut.

Gehüllt in Stahl und Eisen vom Scheitel bis zur Zeh',
Ward er fortan geheißen Ludwig der Eiserne.
Das Feld, wo er die Placker des Volks in Staub gelegt,
Heißt heut' noch Adelsacker, von Mauern rings umhegt.

4. Die eherne Mauer.

Einst hielt in Neu'nburgs Hallen ein ritterlicher Gast,
Der Kaiser, groß vor Allen, Friedrich der Rothbart Rast.
Was zeucht nach jenen Höhen des Reiches Haupt und Hort?
Die Schwester will er sehen, den wackern Schwager dort.

Herr Schwager, spricht der Kaiser, als er das Schloß beschaut,
Eu'r Ahnherr hat als weiser Baumeister da gebaut,
Nur fehlt, die Burg zu schirmen vor jähem Ueberfall,
Umragt von starken Thürmen, Ringmauer noch und Wall.

Nun wohl! in dreien Tagen, versetzt der Eisenheld,
Soll eine Mauer ragen, die Euch gewiß gefällt!
Der Kaiser drauf mit Lachen: Ihr könnt, Herr Schwager traut,
Wohl Hokuspokus machen, daß Ihr so schleunig baut?

Denn trau'n! mit rechten Dingen läßt, wie Ihr selbst wohl wißt,
Solch Werk sich nicht vollbringen in dreier Tage Frist;
Nähmt Ihr der Maurer Heere vom ganzen deutschen Land:
Bei Kaiserwort und Ehre! sie brächten's nicht zu Stand.

Da lacht der Fürst im Stillen bei sich von Herzensgrund,
Und thut stracks seinen Willen den Thronvasallen kund:
Es sollten all' die Seinen in voller Waffenpracht
Vor Neuenburg erscheinen zur dritten Mitternacht.

Und als zur selben Stunde die edle Schaar erschien,
Stellt er sie in die Runde rings am Burggraben hin;
Die Helme halten Knappen, die hinter Jedem stehn,
Und Andre vorn die Wappen, gar stattlich anzusehn.

Die Ritter, eng geschlossen, gepanzert und bewehrt,
Gezückten Schwerts, entschlossen den Blick zur Burg gekehrt,
Und da, wo Thürme zieren, wie sie die Reihe traf,
Mit fliegenden Panieren ein Freiherr oder Graf:

So stand im Morgenschimmer die eherne Mauer da,
So schmuck und stark, wie nimmer ein Aug' eine Mauer sah;
Wohlan! nun kommt, Herr Kaiser! ruft Landgraf Ludwig laut,
Und sagt mir, ob als weiser Baumeister ich gebaut!

Der Kaiser mit Behagen streicht seinen goldnen Bart;
Bei Gott! hört man ihn sagen, ein Bollwerk seltner Art!
Habt Ihr solch eine Mauer, reißt all' die andern ein!
Die gibt Euch Schirm und Schauer in Sturm und Sonnenschein.

Das Kaiserwort beflügelt durchläuft den ehrnen Kreis,
Und laut und ungezügelt schallt Friedrich Rothbarts Preis,
Und Jubelruf der Gäste durchdröhnt die Neuenburg
Im Wechsel froher Feste drei volle Tage durch.

Das Fest zu krönen, kamen, Schönheit mit Schmuck gepaart,
Thüringens Edeldamen und Fräulein, hold und zart.
Da war man guter Dinge bei Minnespiel und Tanz,
Und aus dem Eisenringe ward nun ein Blumenkranz.

5. Der Doppeltod.

Was wallt von Neu'nburgs Zinnen der Trauerflor herab?
Schied Ludwig schon von hinnen? bestellt man schon sein Grab?
Wie? noch im besten Alter, bei voller Manneskraft,
Wird Thüringens Erhalter schon seinem Volk entrafft? —

Versenkt in dumpfe Trauer beweint des Volkes Kern,
Der Bürger und der Bauer, den väterlichen Herrn;
Nur Ritter und Vasallen frohlocken ungescheut,
Mit Lust sieht man sie wallen zu seinem Grabgeleit.

Sie bringen ihn getragen, sie folgen ihm zur Gruft,
Doch statt der Todtenklagen füllt Hohngeschrei die Luft:
Nun hat's der Adel besser! Nun schreckt kein Machtgebot!
Da liegt der Eisenfresser! Heida! der Löw' ist todt!

Doch horch! was schleußt urplötzlich der frechen Spötter Mund?
Ein Donnertritt entsetzlich durchstampft des Sarges Grund,
Der Deckel fleugt herunter! Der Fürst im Stahlgehäus
Ruft lebensfrisch und munter in der Bestürzten Kreis:

Erbebt, ihr feigen Hunde! Noch lebt, noch schnaubt der Leu!
So also gebt ihr Kunde von Ritterehr' und Treu?!
Eu'r Müthlein wollt ihr kühlen am Todten? — Pfui der Schmach!
Bei Gott! ihr sollt noch fühlen, was dieser Arm vermag!

Er führt, ein Neubelebter, mit männlich fester Hand
Noch Jahre lang das Zepter zum Segen für sein Land;
Er setzt den trotz'gen Rittern die Eisenfaust auf's Aug'
Und macht die Vögte zittern vor seines Wortes Hauch.

Doch als die Eisenknochen des Alters Rost umschleicht,
Als seine Kraft gebrochen den nahen Tod ihm zeigt:
Da heißt er zu sich kommen die Ritter allesammt,
Die zu des Landes Frommen er einst zum Pflug verdammt.

Mein Stündlein ist vorhanden; in Kurzem, hub er an,
Schwingt aus des Leibes Banden mein Geist sich himmelan;
Drum sei euch kundgegeben mein letzter Wille klar:
So lieb euch Leib und Leben, befolgt ihn auf ein Haar!

In ehrerbiet'ger Stille, nach Schicklichkeit und Pflicht
Bestattet meine Hülle, sobald mein Auge bricht.
Und als bußfert'ge Dulder, zu sühnen meinen Zorn,
Tragt mich auf eurer Schulter zur Gruft gen Reinhardtsborn. —

Mit Hand und Mund versprechen sie Treue dem Gebot,
Und wagen nicht zu brechen ihr Wort nach seinem Tod.
Sie fürchten, daß auf's Neue vielleicht der Eisenheld,
Zu prüfen ihre Treue, sich habe todt gestellt.

Drum han sie ihn getragen auf ihren Schultern breit
Mit Zittern und mit Zagen zehn volle Meilen weit.
Und wann in Busch und Hecken ein Lüftchen sich bewegt,
Schaun sie empor mit Schrecken, ob sich der Löwe regt.

An seiner Väter Seite schläft nun den ehrnen Schlaf
Der Held im Eisenkleide, der Herrscher fromm und brav;
Den Großen war er eisern, den Armen war er mild,
Vor Königen und vor Kaisern ein deutsches Fürstenbild.

Heinrich Christian Pfitz.

Ludwigs des Eisernen Mauer.

(1129 — 1172.)

Das war der eiserne Ludwig,
Von Thüringen der Graf,
Den man im Frieden und im Krieg
Nie, als in Waffen traf.

Einst sprach auf seinem Zug durch's Land
Beim späten Abendschein
Herr Friedrich Rothbart vielgenannt,
Der Kaiser, bei ihm ein.

Der Landgraf hieß ihn in dem Saal
Willkommen bei den Herr'n;
Er sorgte für ein kräftig Mahl;
Das sah'n die Ritter gern.

Beim gold'nen Weine ging am Tisch
Die Freude durch das Haus;
Der Kaiser trinkt den Becher frisch
In vollem Zuge aus.

„Stoß an! Den Frieden schirme Dir
Dies gastlich frohe Dach;
Denn, Brüder, diese Mauern hier
Im Krieg sind sie zu schwach."

Der Graf trinkt still den Becher aus
Und steigt zum hohen Thurm;
Er stößt in's Horn, in's Land hinaus
Dröhnt es, wie wilder Sturm.

Am andern Morgen stand um's Schloß
Des Landes Ritterschaar;
Gewappnet waren Mann und Roß
In Eisen ganz und gar.

Des Rothbarts helles Auge traf
Mit Staunen auf die Reih'n;
„Die werden," sprach mit Stolz der Graf,
„Im Krieg mir Mauer sein!"

Wolfgang Müller.

Landgraf Ludwigs Auferstehung.

(1172.)

Ludwig der Eiserne war todt
Und lag im finstern Schragen;
Von Rittern, so wie er gebot,
Ward er zu Grab getragen.
Manch edler Herr mit dieser Last
Sich wohl gezwungen nur befaßt;
Doch war es ja die letzte,
Die ihn in Freiheit setzte.

Die Schaar nun, so den Leichnam trug,
Begann darob zu schmälen,
Wie sie der Landgraf thät genug
Bei seiner Lebzeit quälen,
Wie nur die Bauern er beglückt,
Die tapfern Ritter baß gedrückt,
Und gönnten seiner Strenge
Des dunklen Schreines Enge.

Urplötzlich fing im stillen Sarg
Es laut sich an zu regen;
Die Hülle, die den Todten barg,
Hub an sich zu bewegen.
Auf von dem Lager sprang der Graf,
Den noch des Todes Arm nicht traf —
Vor ihm stand sonder Zittern
Nicht Einer von den Rittern.

Und als er schaut im Kreis umher,
Thät sich so Mancher schämen:
„War euch die Prüfung schon zu schwer,
Will euch noch besser zähmen!"
Er schränkte baß die Ritter ein,
Bis wirklich ihn im engen Schrein
Verschloß des Herrn Wille —
Da trugen sie ihn gar stille.

Theodor Oelkers.

Landgraf Ludwig und der Löwe.

Der heil'ge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor;
Er grüßet fromm den Morgenstrahl
Und schaut herab auf Stadt und Thal.

Und wie er so hinunterschaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut;
Er wendet sich nach dem Geschrei,
Und sieht bestürzt den Löwen frei,

Den Löwen, den man ihm geschenkt,
Der seinen Kerker heut gesprengt; —
Sein Haupt von Mähnenhaar umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.

Und seiner Augen Flammenstern
Ist starr gerichtet auf den Herrn;
Doch dieser blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.

Und Auge fest in Auge ruht;
Der Landgraf aber droht voll Muth:
„Gleich lege dich, mein edles Thier!
Bei meinem Zorn befehl' ich's dir!"

Da hat der Löwe sich, erschreckt,
Zu Ludwigs Füßen hingestreckt;
Es hielt die Riesenkraft in Bann
Der Zornblick von dem frommen Mann.

Ein fester Blick, ein kühner Muth,
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

Ludwig Bechstein.

Ludwigs des Heiligen Abschied.

Kaum glänzt die Morgenröthe
Am blauen Himmelsdach,
So schmettert die Trompete
Viel' edle Pilger wach.

Der Landgraf, der genommen
Das Kreuz aus Priesterhand,
Mit einer Schaar von Frommen
Zieht in's gelobte Land.

Er hält sein Weib umfangen,
Ihm ist so weh um's Herz;
Todtbleich sind ihre Wangen
Vom großen Seelenschmerz.

Nicht wissen ihre Kleinen,
Was das bedeuten soll;
Sie beben tief und weinen,
Das Herz so trauervoll.

Horch! da erschallt auf's Neue
Das Schmettern vor dem Haus;
„Nun lebe wohl, Getreue!"
Ruft ernst der Landgraf aus.

„An wem dereinst ihr schauet
Dies Ringlein meiner Hand,
Dem glaubet, dem vertrauet:
Er kommt von mir gesandt."

Am Ringlein aber zeigt sich
Ein weißes Gotteslamm;
Die Fromme sieht's und neigt sich
Getröstet wundersam.

Drauf drückt der Fürst die Kleinen
Mit Inbrunst an sein Herz;
Er möchte heiter scheinen
Und bannen ihren Schmerz.

„Seid," ruft er, „Gott befohlen,
Der stets uns Allen nah;
Ich will Euch Blümlein holen
Vom heil'gen Golgatha."

Adolf Bube.

Die heilige Elisabeth.

Die heilige Elisabeth
An ihrem Hochzeitfeste
Verließ den stolzen Fürstensaal,
Verließ heimlich die Gäste,
Ging in dunkeln Wald hinaus,
Wo eine heil'ge Kapell' erbaut,
Der Mutter Gottes zu dienen.

„O Mutter Gottes, welches Leid,
Ich muß jetzt von Dir scheiden!
Die letzten Blumen bring' ich heut,
Fort muß ich, ich muß meiden
Jetzt Deinen heil'gen Gnadenort,
Muß weit hin in die Fremde fort;
Ade, Du Heilandsmutter!

„Du Bild, so heilig, gnadenreich,
Mein Aug' steht voller Zähren;
Daß ich jetzund Dich nicht mehr schau,
Das will mich schier verzehren!
Leb wohl, leb wohl, Du Mutter mein,
Mit Deinem lieben Kindelein!
Ade zu tausendmalen!"

Sie betet, flehet also lang',
Und will darob nicht beben,
Daß sich ein scharfes, blankes Schwert
Jetzt über ihr erhebet;
In reiner Gnade schwebt ihr Blick
Und achtet nicht des Räubers Tück',
Der sie da will ermorden.

Als der Räuber diesen Blick vernahm
Und schaut die heil'ge Frauen,
Schwere Reue ihn da überkam,
Sein Herz beginnt zu grauen.
Legt' ab sein Schwert und seinen Spieß,
Auf seine Knie' sich niederließ,
Wagt dann sie anzublicken.

„„Um Dich sind Gottes Engel rings,
Den Lockenschmuck zu schützen;
Ich muß mein Leben lang dies Knie,
O Fraue, vor Dir beugen!
O Tugendreiche, betet für mich,
Daß Gott der Herr erbarmet sich
Und mich in Gnaden segnet.""

Volkslied.

Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab, wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die gabenspendende, hohe Frau,
Vom Wartburg-Schloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's voll gefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig — doch Argwohn stahl
Durch Verräthers Mund sich zu dem Gemahl.
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah,
Und fragt die Erschrockene: „Was trägst du da?"

„„Herr, Blumen!"" bebt's von den Lippen ihr
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!"
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt,
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Frommdankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Thal sich herabgewandt,
Und die Armen gespeist mit milder Hand.

Ludwig Bechstein.

Der Mantel der heiligen Elisabeth.

In Wartburgs hochgewölbtem Saal
Vereint zum frohen Freudenmahl,
Saß Landgraf Ludwig, stolz und hehr,
Und seine Ritter um ihn her.

Und edle Frau'n in stolzen Reihn,
Geschmückt mit Gold und Edelstein;
Trompetenschall und Jubelton
Umrauschten rings den Fürstenthron.

Und jedes Aug' im Saale war
Gerichtet auf ein holdes Paar,
Das hochbeglücket, Hand in Hand,
Im Kreis der Frau'n und Ritter stand;

Denn Herzog Heinrich ward vermählt
Mit Agnes, die er sich erwählt,
Mit Agnes in dem blonden Haar,
Die Ludwigs schöne Schwester war.

Und wie der Landgraf, hochbeglückt,
Von seinem Thron herniederblickt'
Da sucht sein Auge in dem Saal
Elisabeth, sein Ehgemahl.

Sie weilte sorgsam in der Schaar
Der Armen, deren Trost sie war;
Zu üben heil'ge Christenpflicht,
Verhindert selbst das Fest sie nicht.

Dort, unterm reinen Himmelsblau
Stand sie, die fromme, hehre Frau,
Und reichte mit demüth'gem Sinn
Die Gaben ihrer Liebe hin.

Und in der Armen Mitte war
Ein schwacher Greis im Silberhaar;
Er blickt sie an, er redet nicht,
Doch himmlisch strahlt sein Angesicht.

Da reicht sie Speis und Trank ihm hin,
Und pfleget sein mit Engelssinn,
Reicht ihm den Fürstenmantel dar,
Der ihr zum Schmuck erkoren war.

Und als sie seiner treu gepflegt,
Dem Himmelsluft das Herz bewegt,
Und wie sie zu der Frauen Kranz
Hinwandelt sonder Schmuck und Glanz;

Da hat ihr eines Engels Hand
Gebracht ein himmelblau Gewand,
Mit güldnen Sternlein ausgeschmückt,
Und hat sie freundlich angeblickt.

So trat sie in den hohen Saal,
Umglänzet von des Himmels Strahl;
Ihr Blick so engelmild und rein,
Verdunkelt Gold und Edelstein.

Der Greis, der in der Armen Schaar
Als Bettler ihr erschienen war,
Der Heiland war 's, er hat gesandt
Den Engel ihr mit dem Gewand.

Der Frauen Schmuck und Ehrenkleid
Ist Wohlthun und Bescheidenheit.
Wer wohlthut, segnet und beglückt,
Der wird mit Himmelsglanz geschmückt.

K. G. Mey.

Der heiligen Elisabeth Handschuh.

Elisabeth, der Frommen,
Naht' einst ein armer Greis
Halb blind an seinem Stabe,
Und fleht' um eine Gabe
Mit feuchtem Blick so heiß.

Da griff sie in den Säckel,
Und fand nichts mehr darin;
Voll Mitleid und Erbarmen
Gab sie bereits den Armen
Die Baarschaft all' dahin.

Da war ihr Herz voll Jammer,
Doch bald mit frohem Muth
Ließ sie von ihrer Linken
Den reichen Handschuh sinken
Still in des Alten Hut.

Der That, die sie erfüllte,
Mit wahrer Himmelsruh',
Sah tiefgerührt ein Ritter
Durch seines Helmes Gitter
In ihrer Nähe zu.

Er nahte rasch dem Armen,
Und sprach: „Gib mir das Pfand!
Auf, zög're nicht so lange;
Die Börse hier empfange
Dafür aus meiner Hand."

Und als sich bei dem Tausche
Der Alte nicht besann,
Schlang schnell der edle Ritter
An seines Helmes Gitter
Das theure Kleinod an.

Bald zog er drauf von hinnen
Zu Joppe's fernem Port,
Und focht mit Saracenen,
Der Wüste wilden Söhnen,
An manchem heil'gen Ort.

Und da er, nie verwundet,
Stets Sieg und Ruhm gewann,
Schien ihm des Helmes Zierde
Bei seiner Kampfbegierde
Ein treuer Talisman.

Als spät er glücklich kehrte
Zum lieben Vaterland,
Hing an dem Helm noch immer
Im halbverblichnen Schimmer
Der Schmuck der frommen Hand.

Mit freudevollem Herzen
Ließ er des Handschuh's Bild,
Den Enkeln zum Ergötzen,
Von einem Künstler setzen
In seines Stammes Schild.

Und als sich seine Seele
Loswand aus treuer Brust,
Ließ er vor allen Dingen
Sich nur den Handschuh bringen,
Und küßt' ihn noch mit Lust.

Adolf Bube.

St. Elisabeth.

Elisabeth, die Fromme,
Vor'm Klosterthore steht,
Die Armuth zu betheilen,
Die dort um Hilfe fleht.

Jedweder, der vertrauend
Der Heiligen genaht,
Der kehrt von ihr nur wieder
Mit Spende oder Rath.

Und als beschenkt sie Alle
Nun fort in Thränen geh'n,
Da sieht sie, schüchtern ferne,
Nur noch ein Mägdlein steh'n.

Ein blühend junges Röschen,
Mit Augen treu und klar,
Und langen goldnen Flechten,
Wie nie sie ward gewahr.

Die hängen um die Schulter
Der Kleinen bis zum Fuß,
Daß selbst darob erstaunen
Die fromme Heil'ge muß.

Da winket diese milde
Das Mägdlein zu sich hin;
Mit schüchtern kleinen Schritten
Naht dies der Spenderin,

Und sinket vor der Hohen
Voll Demuth auf das Knie,
Doch voll von Liebe blicket
Die Heilige auf sie.

„Wie Allen, die mir nahten,
So soll auch Dir gescheh'n,
Nicht ohne Wohlthat, Kleine,
Darfst Du von hinnen geh'n."

So spricht sie drauf und wendet
Sich um zur Klerisei:
„Hol' Ein's mir eine Scheere
Vom Kloster schnell herbei!"

Verwundert blicken Alle
Wohl auf die Fromme hin,
Doch Keiner weiß zu deuten
Sich dieser Spende Sinn.

Als aber eine Nonne
Die Scheere nun gebracht,
Da preßt das Haupt der Kleinen
An's Knie die Heil'ge sacht,

Und trennt, wie von der Rose
Der Wind ein Blatt sich raubt,
Die langen gold'nen Flechten
Mit raschem Schnitt vom Haupt.

Aufschreit wohl da die Kleine:
„Weh mir! Mein höchstes Gut!"
Und sinkt zur Erd', sie netzend
Mit heißer Thränenfluth.

Und all die Andern stehen,
Vor Schreck erstarrt und stumm,
Wie steinerne Gebilde
Um jene Zwei herum.

Die Heil'ge aber wischet
Vom holden Angesicht
Der Jammernden die Thränen
Mit sanfter Hand und spricht:

„Nicht zürne, arme Kleine,
Und sieh mich freundlich an;
Wiß', eine Wohlthat war es,
Was ich an Dir gethan."

„Denn ließ ich Dir die Flechten,
Die Dich so reich umhüllt,
So hätte bald der Hochmuth
Dir Herz und Sinn erfüllt.

„Es hätt' als goldne Ketten
Der Böse sie gebraucht,
Bis in den Pfuhl der Sünde
Er gänzlich Dich getaucht.

„Nun aber kannst du wahren,
Was nicht so schnell verbleicht,
Die Schönheit Deiner Seele,
Der keine ird'sche gleicht."

Joh. Nep. Vogl.

Der Mäusethurm.

Aus dem Froschmäuseler.

Fürwahr es ist kein Zweifel dran,
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann:
Denn als Hatto, Bischof von Menz,
Das Korn sammelt' in seiner Grenz,
Und arme Leut kamen gelaufen,
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,
Versperrt' er die in einer Scheur
Und ließ sie verbrennen im Feur.

Als aber die gefangenen Mann
Ihr Jammergeschrei huben an,
Lacht der Bischof von Herzensgrund,
Sprach mit seinem gottlosen Mund:
„Wie schön können die Kornmäus singen!
Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen."
Von Stund' an sah er Abenteur:
Die Mäus liefen zu ihm vom Feur,
So häufig, daß Niemand konnt wehren;
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut' er mitten im Rhein
Einen hohen Thurm von rothem Stein,
Den Eure Viele haben gesehen,
Darauf den Mäusen zu entgehen;
Aber es war verlorne Sach:
Sie schwammen ihm mit Haufen nach,
Stiegen muthig den Thurm hinauf,
Fraßen ihn ungebraten auf.

Georg Rollenhagen.

Der Mäusethurm.

Rasch fliegt mein Schiff von dannen,
Die mächtigen Ufer flieh'n,
Und an den dunklen Bergen
Seh' ich die Wolken zieh'n.

„Sag' an, mein alter Schiffer,
Wie heißt der graue Thurm,
Den dort auf kahlen Felsen
Umbraus't der Wogensturm?"

„„Der dort so traurig raget,
Umbraus't vom Wogensturm
Seit längst vergangnen Zeiten,
Das ist der Mäusethurm.""

„Wer wohnt in seinen Hallen?
Ich seh' ein schwaches Licht,
Das aus den Fensterbogen
Mit irrem Strahle bricht."

„„Dort wohnet Bischof Hatto
Neunhundert Jahre schon,
Und kann zur Ruh' nicht kommen
Auf seinem Felsenthron.

Er hat zu Mainz im Grimme
Die Hungrigen verbrannt,
Als sie um Brod geschrieen,
Mit Waffen in der Hand.

Hört ihr die Mäuse pfeifen?
So rief er höhnend aus,
Als ihre Todesklage
Tönt' aus dem Flammengraus.

Da kommen alle Mäuse
Rings aus dem Land umher,
Nicht Ruhe konnt' er finden
Vor ihrem grimmen Heer.

Man bracht ihm alle Katzen,
Die besten weit und breit,
Doch keine that von allen
Den Mäusen was zu Leid.

Wollt' er die Messe halten
Und hob den Kelch empor,
So sparng mit lautem Pfeifen
Rasch eine Maus hervor.

Und wollt' er sich beim Male
Erfreu'n im hohen Saal,
So sprangen tausend Mäuse
Umher zu seiner Qual.

Und schloß er seine Augen
Voll Schlaf und Kummer zu,
Da weckten ihre Schaaren
Ihn bald aus kurzer Ruh.

Allnächtlich muß er träumen
So fürchterlich und schwer,
Ihm ist als schwebten viele
Gestalten um ihn her.

Die Frau'n und Kinder kommen,
Die Männer aus dem Grab,
Sie wogen bleich und drohend
Wie Nebel auf und ab.

Er hat sie einst gesehen,
Er hat sie einst gehört,
Eh' sie zu Staub zerfielen,
Von wilder Glut verzehrt.

Da flieht er voll Verzweiflung
Auf jenen Thurm im Rhein,
Und wähnt sich endlich sicher
Und schläft beruhigt ein.

Als Mitternacht gekommen,
Weckt ihn der alte Klang,
Es naget an der Thüre,
Es pfeifet auf dem Gang.

Und mit Entsetzen sieht er
Beim bleichen Lampenschein,
Die Mäuse sind gekommen
Auch durch den wilden Rhein!

Und wieder in die Seele
Kommt ihm der Traum so schwer,
Ihm ist als schwebten plötzlich
Gestalten um ihn her.

Sie kommen immer näher,
Er kann sich retten nicht,
Und schleudern schwarze Mäuse
Ihm in das Angesicht.

Da faßt ihn finstres Grauen
Und banger Todesschmerz,
Gebrochen ist sein Auge,
Gebrochen ist sein Herz. —

Oft schon in stillen Nächten
Schifft' ich am Thurm vorbei,
Und sah die Lampe schimmern,
Und hört' den Todesschrei. —

Seht ihr wie aus den Fenstern
Ein schwacher Schimmer irrt?
Horcht! — hat nicht durch die Lüfte
Ein banger Ruf geschwirrt — ?""

A. v. Stolterfoth.

Luginsland*).

1235.

Wo die Mittagssonne jetzt glühend reifet
Zu Worms den fürstlichen Wein,
Wo das Auge weithin luget und schweifet
In's reiche Land hinein;
Da raget empor einst ein stattlicher Thurm
Und trotzte kühn den Wettern und Sturm.

Die deutschen Kaiser liebten vor allen
Städten im heil'gen Reich
Worms mit seinen Kirchen und Hallen,
Der an Treu' keine Stadt war gleich.
Wenn es überall in dem Reiche gestürmt,
War der Kaiser in seinem Worms geschirmt.

Gezogen nach dem heiligen Lande
War der Kaiser Friederich **),
Regieren sollte im Königsgewande
Statt seiner Heinerich,
Der schon erkiesen zum römischen König,
Geisteskräftig und körpersehnig.

Da erhob sich der Knabe pflichtvergessen
Gegen den Vater und sprach:
Als Herrscher darf ich wohl fragen: „Wessen
Ist das Reich?" — O Schmach!
Ein Sohn im Kampf mit dem eignen Vater,
Der ihn selbst bestellt zu des Reiches Berather.

Doch der alte Kaiser war bald gerochen,
Er besiegt den Sohn in der Schlacht;
Gott hat selbst das Urtheil gesprochen,
Es beugt sich der Sohn der Macht.
„Im Schooße der treuesten Stadt im Reich,
Sollst fortan mir ruhen ganz sicher und weich."

Im Thurme, der ragt in die reineren Lüfte
Sitzt Heinrich und klagt jetzt gebannt:
„Senden die Blumen zum Gruß auch Düfte
Herauf in mein Luginsland,
Sehn' ich mich doch, wenn zieh'n die Störche
Nach dem Heimathland, in Apuliens Berge."

Sein Wunsch wird erfüllt. An seiner Kette
Stirbt der pflichtvergessene Sohn,
Doch weinend ruft an der traurigen Stätte
Der Kaiser: „Zum Hohn und Lohn
Soll der Thurm, wo mein Heinrich saß gebannt,
Fortan gescholten sein Luginsland!"

H. Künzel.

Heinrich Frauenlob.

In Mainz ist's öd' und stille, die Straßen wüst und leer,
Nur Schmerzgestalten ziehen im Trauerkleid einher,
Nur Glockentöne schwirren gar bange durch die Luft,
Nur eine Straße füllt sich, und die führt in die Gruft.

---

*) Einst ein stattlicher Thurm an der Wormser Stadtmauer nach Westen, jetzt nur noch ein Mauerüberrest. Der Wein, welcher an der Mauer entlang auf einer kleinen Strecke wächst, wird für noch vorzüglicher als die Liebfrauenmilch gehalten und von dem Besitzer Valkenberg als „Luginsländer" verkauft.

**) Friedrich 2., der Hohenstaufe.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leisem Flug,
Da naht dem heil'gen Dome ein stiller, ernster Zug,
Viel' Männer, Greis' und Kinder, der Frauen holde Zahl,
Jedwed' im Auge Thränen, im Busen herbe Qual.

Sechs Jungfrau'n in der Mitte, die tragen Sarg und Bahr',
Und nah'n mit dumpfem Liede dem reichen Hochaltar;
Der gibt statt Heil'genbilder der Menschheit Wappen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenschwarzem Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorbeerreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die lispelt leis und lind,
Die Saiten beben trauernd, durchweht vom Abendwind.

Wer ruht wohl in dem Sarge, von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König, daß Alt und Jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied;
Drum, ist auch welk die Hülle und alt der Sängersmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das noch am Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen da die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Anastasius Grün.

Frauenlob.

Umsonst nicht stimmte Frauenlob sein Saitenspiel den Frauen,
Warum er sang der Frauen Lob, ich will es euch vertrauen.
Sie wußten, was man liebt und hofft und in verschwiegner Laube
Entzückten sie den Sänger oft beim süßen Saft der Traube.
Da wandt er ganz auf ihren Preis zum Dank des Liedes Gabe,
Und als er starb ein munterer Greis, Sie trugen ihn zu Grabe.
Und träuften auf die Dichtergruft des Weines solche Fülle,
Ein gold'ner See mit würz'gem Duft umwogte seine Hülle.
Dem sie den sangesheisern Schlund im Leben gern begossen,
Dem kam nun auf geweihtem Grund die Neige nachgeflossen.
Der ganze Kreuzgang schwamm im Wein, es war so mancher Eimer:
Noch duftet um sein morsch Gebein der edle Laubenheimer.
So ist ein Dienst des andern werth, umsonst will ich nicht singen:
Die in die Laube mich begehrt, der soll mein Lied erklingen.

K. Simrock.

Otto der Schütz *).

(1339.)

„Herr Homburg, dies mir kundgethan:
Du kamst so eben erst hier an,
Da bog vor Einem sich Dein Knie,
Dem wurde solche Ehre nie.

Der Bursch mir sonst gar wohl gefällt,
Zum Schützen hab ich ihn bestellt,
Und weil er stets ins Schwarze flammt
Ward ihm des Schützenkönigs Amt."

*) Otto war der erstgeborene und so viel man weiß, auch der einzige Sohn Heinrichs des Eisernen. Die Erzähler, welche seine Abenteuer entweder nach den Bruchstücken eines alten Gedichtes oder nach eigener Erfindung ausgeschmückt haben, nennen ihn den Schützen. Eine elfenbeinerne mit einer Schlangenhaut überzogene Armbrust (nebst einer Jagd-

Dient der als Schütz am Hofe hier,
Der unsres Landes Hoffnungszier?
Ihn aufzusuchen. mußt ich ziehn,
Denn groß ist Hessens Noth um ihn.

So reiches Erb auf ihn erstarb,
Dieweil er hier um Minne warb.
Ich wüßte wohl, wonach er schießt:
Eure Tochter, wenns Euch nicht verdrießt.

„Mein Mädel Der? Nun ja doch, recht,
Es ist landgräfliches Geschlecht.
Hessen für Clev. das Herzogthum:
Ei nun, das nehm ich gar nicht krum.

„Schafft mir den Pfaffen gleich ins Haus:
Wir führen einen Handstreich aus.
Der beßre Schütz bin ich dies Mal:
Mein Ländchen ist nur klein und schmal."

Man fand den Schützen nirgendwo,
Weit über Berg und Thal er floh.
Er hat den Homburg wohl geseh'n-
„Solls wieder in ein Kloster geh'n?"

Das ist der jüngern Söhne Loos;
Doch Otto achtet es nicht groß:
„Was ist das faule Leben nütz?"
Da riß er aus und ward ein Schütz.

Doch diesmal holen sie ihn ein:
Da marsch in die Kapell' hinein!
Schon steht die Braut vor dem Altar.,
Du bist's zufrieden doch, nicht wahr? —

„Herr, treibt mit mir nicht solchen Hohn,
Wägt treuen Diensten bessern Lohn." —
Bei meinem Eid! es ist kein Spott;
Wie ziemte der? wir steh'n vor Gott.

Der Priester traut das Paar geschwind,
Laut weint die Mutter um ihr Kind:
„Nun sage, wofür hältst Du ɩ ich?
Für Schützenkönig sicherlich.

„Ja fehlgeschossen! Abgesetzt,
Landgraf von Hessen bist du jetzt.
Ich aber traf in's Schwarze heut,
Wenn Dich die Heirath nicht gereut."

Karl Simrock.

Otto der Schütz*).

Von Gottfried Kinkel.

Drittes Abenteuer.

Der Meisterschuß.

Horch, ein Trompetenstoß! Am Ziel
Erscheinen blanker Schützen viel,
Auf guten Rossen, wohlbewehrt,
Des Grafen Mannen hochgeehrt,
Sie reiten langsam durch die Bahn

Und säubern sie von Gaffervolke,
Dann im Galopp zum Ziel heran,
Daß ihnen folgt des Staubes Wolke.
Sie springen ab, und Jeder nimmt
Den Platz, den ihm sein Rang bestimmt.

---

flasche) zeuget noch von der Lieblingsneigung dieses Prinzen, und von einer Art sie zu befriedigen, welche damals bei der ersten Ausbreitung der Schießgewehre in Europa einen besonderen alterthümlichen Reiz hatte. Als Otto in die Jünglingsjahre getreten war, mochte der häusliche Zwist, der nicht allein seine Mutter betrübte, die erste Veranlassung zu seiner Reise in's Ausland sein. Die damalige Zeit, ärmer an glänzenden und kleinlichen Formen und unbekannt mit der Kunst, durch erkünstelte Bedürfnisse, den großartigen Sinn für Entbehrungen zu schwächen, hatte noch einen romantischen Schwung, der sich besonders durch die Großthaten der Vorfahren in dem fürstlichen Geblüte erhielt. Also mochte Otto freiwillig den Plan fassen, unerkannt nach Cleve zu gehen, wohin ihn die Verwandtschaft des Hauses, der Ruf von der Schönheit der Tochter Dietrichs des Elften, des letzten Grafen von Cleve, vielleicht auch die Aussicht auf eine reiche Erbschaft zog. Otto, der in Cleve die Stelle eines Schützenhauptmannes erwarb, wurde bei der Durchreise eines Ritters von Homberg dem Grafen entdeckt. Graf Dietrich, der Einwilligung Otto's und vermuthlich auch seines Vaters gewiß, benutzte diese Entdeckung, um Otto, Elisabeth, seine Tochter und den ganzen Hof seiner Ritter und Vasallen zu überraschen.

Otto ward sein Tochtermann. Nachdem Otto mit seiner Gemalin zuerst Frankenberg, wo sie ihre Morgengabe und die Huldigung der Bürger empfingen, hierauf das neu erworbene Spangenberg bezog, wo sich das Andenken beider erhalten hat, ward er Theilnehmer der Regierung seines Vaters und des Kaisers Statthalter zu Mühlhausen. Er erhielt auch die Schlösser Rotenburg und Friedenwald von seinem Vater pfandweise, die Dörfer der Herren zu Völkershausen im Amte Wanfried kaufte er an sich. Otto hatte von Seiten seiner Gemalin Ansprüche auf einen Theil der Grafschaft Cleve; aber nachdem Johann, der kinderlose Bruder des Grafen Dietrich des Elften gestorben war, verdrängte Margaretha, die ältere Tochter Dietrichs, ihre Schwester Elisabeth, und verschaffte ganz Cleve ihrem Gemal, dem Grafen Adolph von der Mark und seinen Erben.

Ch. v. Rommel.

*) Der Inhalt dieses schönen epischen Gedichtes, das aus 12 Abenteurn besteht, ist kurz folgender: Landgraf Heinrich von Thüringen, der auf der Wartburg waltet, hat 2 Söhne, von denen der Aeltere, schwach und zaghaft wie ein Weib, das Reich erben, während Otto, der Jüngere, voll ritterlichen Muthes und früh geübt im sichern Schuß auf der Armbrust, nach des Vaters Machtspruch Mönch werden soll. Diesem Zwang entzieht sich Otto durch die Flucht; er kommt glücklich zum Rheine, thut beim Schützenfest, das der Graf Dietrich von Cleve veranstaltet, den Meisterschuß, begibt sich seines hohen fürstlichen Ranges, tritt unerkannt in Dietrichs Dienste, um am Clever Hof weilen zu können und gewinnt sich durch den Adel seiner Erscheinung das Herz der schönen Elsbeth, der Tochter des Grafen. Er wirbt jedoch nicht offen um sie, sondern thut blos im Liede sein geheimstes Sehnen kund, wird aber von dem neidischen, verläumderischen Ebbo, einem seiner Mitdiener verrathen, und darf nicht mehr allein in Elsbeths Nähe weilen. Auf einer Jagd wird Elsbeth von einem Auerochs verfolgt, ihr scheues Pferd wirft sie in einen nahen Weiher. Otto springt schnell nach und rettet ihr das Leben. Nun vertrauet er dem gräflichen Förster Hugo seine fürstliche Abkunft und seine Flucht. Einige Monate darnach kommt der wackere Homberg, den Heinrich auf Kundschaft ausgesandt hatte, an den Clever Hof und Otto wird sogleich von ihm erkannt. Nach kurzer Minneprobe und nachdem Homberg die Kunde gebracht hat, daß der ältere Bruder gestorben sei und Otto nun Landgraf zu Thüringen und Herr zu Hessen werden soll, da wird Otto mit Elsbeth verlobt und kurz darauf vermählt. Durch diese Vermählung werden die deutschen Lande vom Elbstrom bis zum Rheine vereinigt.

Jetzt tritt der Graf aus seinem Zelt,
Ein Lebehoch durchbraust das Feld.
Der Edelknappe schenkt ihm ein
In neuen goldnen Becher Wein.
Den hebt er hoch und schauet mild
Die Schützen an und ruft : es gilt
Jedwedem Mann der Trunk, der brav
Heut oder je in's Schwarze traf.
Den Becher aber setz' ich dran
Als Preis dem Schützenfürsten heute,
Er sei nun einer meiner Leute,
Er sei ein fremd und freier Mann!

Zum zweitenmal Trompetenstoß.
Die Schützen werfen rasch das Loos,
Das ihrer Schüsse Ordnung mißt
Und abwehrt Zank und Hinterlist.

Nun schweigt das Feld, die Schützen auch,
Und stumm nach Sitten und Gebrauch
Tritt zu dem Scheibenstand heran
Mit seiner Armbrust jeder Mann.
Du hörst mit starker Arme Kräften
Die Sehnen in die Kerben heften.
Und drauf der Bolze schneidend Pfeifen,
Die wie ein Blitz die Luft durchstreifen
Und neckisch bald in's Blaue irren,
Bald krachend in die Scheibe schwirren.
Dann nennt am Ziel des Herolds Stimme
Der Ringe Zahl mit lautem Schrei;
Doch blieb das schwarze Rund noch frei,
Und nur mit schlecht verhohlnem Grimme
Leis murrend bösgelauntem Glück,
Kehrt jeder Schütz vom Stand zurück.

Zuletzt nun tritt der Förster vor.
Da raunt das Volk sich rings in's Ohr :
Der hat so oft den Sieg gewonnen!
Aus tiefem Waldgrund ist's der Starke,
Erwachsen fern vom Blick der Sonnen
Und aufgenährt mit Bärenmarke!
Vor trat er fest und keck und wild,
Ein erzgegossen Mannesbild,
Auch hier in der Entscheidungsstunde
Verlassen nicht von seinem Hunde.
Als wär es gleich ihm, o''s ihm glückt,
Faßt er sein Schießzeug, zielt und drückt —
Laut klappt's! mit Klang und Eselsohr
Hüpft munter der Hanswurst empor,
Der künstlich hinterm Ziel versteckt
Vom Bolze ward heraufgeschreckt.
Sieg ruft der Herold. Sieg! erschallt
Der laute Ruf von Jung und Alt.
Der Schütz mit lässig stillem Schritt
Vor seines Fürsten Auge tritt :
Ihm winkt der Kranz, Trompetenton
Begrüßt den Schützenkönig schon.

Doch halt! so ruft's vom Scheibenstand,
Es steht ein schlanker Jüngling dort :
Euch ist der Jüngling wohlbekannt,
Er kommt zu lösen nun sein Wort.
Er spricht : Gestrenger Herr und Graf,
Ihr botet Jedem euern Becher :
Wohl hielt sich Euer Schütze brav,
Doch mir ist Arm und Blick nicht schwächer.
Gestattet mir den Schuß zu proben :
Ihr sollt den bessern Schützen loben.

Es winkt der Herr : die Bahn wird leer;
Rings steht das Volk, ein brausend Meer;
Durch Alle schwirrt ein leiser Ton,
Mitleid bei Fraun, bei Männern Hohn,
Und nur dem Förster bange pochte
Das Herz, wie er's auch hehlen mochte.

Der fremde Jüngling neigt sich hold,
Daß ihm der Locken sonnig Gold
Als Schleier vor den Augen webt;
Dann steht er aufrecht fest und stät,
Wirft Haupt und Haar sich in's Genick
Und mißt die Bahn mit freiem Blick.
Die Armbrust faßt er nun mit Kraft,
Es war von Ebenholz ihr Schaft,
Darin von Elfenbeine weiß
Viel Blumen eingelegt mit Fleiß.
Am Kolben reich mit Silberglanz
Von Jägerspiel ein bunter Kranz :
Ein Hirsch vom Hörnerton gehetzt,
Ein Hund vom Eberzahn zerfetzt,
Ein Fräulein mit dem Federspiel,
Auch Auerstier und Bären viel,
Des Waidwerks Pracht mit Lust und Grauen
Gab schmuckes Bildniß hier zu schauen.
Der Bügel, blau von Stahl und blank,
Wie eine Glocke hell erklang,
Mit Sorgfalt prüft der Schütz die Sehne,
Ob sie sich leicht und fügsam dehne;
Selbst hatt er sie in Winterstunden
Aus wilden Marders Darm gewunden.
Inmitten, wo die Sehne faßt
Des Bolzes tödtlich schwere Last,
Da schürzt, daß nicht im Schuß sie springe,
Zum Knoten er die Doppelschlinge.
Und als die Spannung wohl vollbracht,
Die Sehne schnellt er nun mit Macht;
Laut, wie der Harfe höchste Saite,
Erklang der schneid'ge Ton in's Weite.
Nun aus dem Köcher nimmt er Bolze,
Geschnitzt aus festem Eichenholze;
Er wählt den glättesten, der scharf
Gekantet blanke Lichter warf.
Und wie er Alles wohl erprobt,
Mit Lächeln er das Schießzeug lobt.
Er setzt den Bogen vor die Brust,
Er spannt ihn leicht mit stolzer Lust,
Und staunend sah'n die Schützen an
Den starken Arm bei zartem Mann.
Wild blitzt sein Aug' auf's Ziel gewandt,
Als wollt' er's sengen mit dem Brand;
Doch bändigt er des Herzens Wellen,
Die hoch in Siegeshoffnung schwellen,
Er kühlt sich den entflammten Sinn,
Klar, fest und stille schaut er hin;
Er drückt — der Bügel mächtig klingt,
Lautschwirrend sich die Sehne schwingt,
Es saust der Bolz — er hat getroffen!
Da stand mit weiter Spalte offen
Des Försters Bolz, ihn schnitt in's Mark
Des Jünglings Schuß gerecht und stark.

Der Herold tritt zum Scheibenhaus,
Er zieht die Bolze beid' heraus
Und legt sie in des Grafen Hand,
Der staunend ob dem Wunder stand.
Des Försters Bolz war ganz zerschmettert,
Gleich einer Rose aufgeblättert,
Es saß darin der zweite Bolz
Fest eingekeilt in's harte Holz,
Und war hinfort kein Zweifel dran,
Wer hier den **Meisterschuß** gethan.

Gutenberg.

1450.

Leis athmet der Dom, die große Stadt,
Dem Schlaf in den Arm gesunken,
Im Zimmer blickt die Lampe matt,
Und nicket schlummertrunken:
Er aber ist wach, und groß und klar,
Wie draußen die Sterne glühen,
Durch Geist und Gemüth ihm wunderbar
Gedanken, göttliche, ziehen.

Entfaltet liegt vor ihm ein Pergament,
Drauf Gottes Wort geschrieben,
Und wie er liest, für die Menschheit entbrennt
In ihm ein gewaltiges Lieben:
„O, Gottes Augen, die aus der Schrift
In's Herz mir brennen und leuchten,
O, macht' ich brennen und leuchten eu'r Licht,
So weit die Himmel reichten!“

Und Jahre um Jahre schon sinnt er nach,
Am Tag, in den Mitternachtsstunden,
Ob die Lampe nickt, ihn hält es wach,
Da ruft er: „Ich hab' es gefunden!“
In Holz die bedeutsamen Zeichen hat
Er gegraben mit künstlichem Stiche,
Und hundertfach leuchtet vom weißen Blatt
Der Abdruck der göttlichen Sprüche.

Und unten in ihrem trüben Dunst
Erzittern der Finsterniß Geister,
Ihr Reich bedrohet die neue Kunst,
Sie schrecket der sinnende Meister.
Und wie er grübelt und wie er wacht,
Seinen Geist zu leih'n der Maschine,
Da tritt zu ihm in bänglicher Nacht
Der Versucher mit täuschender Miene.

„Laß ab, laß ab, schon ist sie fort,
Die Hälfte von Deinem Besitze,
Erloschen Dein Aug', die Jugend verdorrt,
Laß ab, es ist Dir kein nütze!
Von Haus und Hof verstoßen und krank,
Ein Flüchtling am Bettelstabe,
Verfolgung und Haß der Welt zum Dank,
Wirst Du Dich schleppen zum Grabe!“

„„Und werd' ich, Verfolgung und Haß zum Dank,
Ein Flüchtling am Bettelstabe,
Von Haus und Heimath verstoßen und krank,
Einsam mich schleppen zum Grabe:
Ich schaffe im Dienste meines Herrn,
Ihm will ich sterben und leben,
Und alles Irdische werd' ich gern
Um das Unsterbliche geben.““

Er spricht es, und plötzlich ist leuchtend jach
Ein Blitz aus dem Haupt ihm gesprungen,
Was seinem großen Werk noch gebrach,
Es ist ihm vollendet gelungen,
Es bewegen und fügen wie geistdurchweht,
Sich fest die metallenen Lettern,
Und tausendfach Gottes Wort ausgeht
Im Druck, die Welt zu entgöttern.

Doch während am Werk er schuf und sann,
Ist er um Alles gekommen,
Sein Letztes schon hat er gesetzt daran,
Sein Werkzeug selbst wird ihm genommen,
Fort stößt ihn hinweg von Hof und Haus
Der Feinde Wuchern und Hassen,
Er wandert leer in die Welt hinaus,
Doch spricht er freudig-gelassen:

„Gott steckte durch mich ein Lichtlein auf,
Ich seh' es dämmern und flimmern,
Bald wächst's zur Sonne, sie steigt herauf,
Der Tag wird weltenhell schimmern!"
So starb er, und ruhmlos begruben sie ihn,
Fern von der Heimath, den Lieben,
Das Irdische alles gab er hin;
Das Unsterbliche ist ihm geblieben.

Noch bauet er fort an der Gottesstadt
Unsichtbar im Reich der Gedanken,
Was Weisheit, was Kunst wo ersonnen hat,
Nicht kennt es mehr Grenzen und Schranken.
Der des Staatenwohles, der Freiheit Quell,
Den Gedankenstrom der Geister,
Durch Meere und Länder umleitet schnell,
Hans Gensefleisch Gutenberg heißt er.

Wilhelm Zimmermann.

Das Bild zu Gernsheim.

Zu Gernsheim auf dem Markte steht
Ein hohes Bild von Stein,
Und wer allda vorübergeht,
Der fragt: wer mag es sein?

Kein Herrscher ist's, kein Kriegesheld;
Es blickt so schmucklos-mild,
So frei und segnend in die Welt,
Das hohe, schöne Bild.

So höret denn des Bildes Mähr',
Und ehrt es hoch fortan;
Denn wenn's ein Held, ein Herrscher wär',
Hätt's Größres nicht gethan.

Einst gab der liebe Gott den Stahl
Dem Menschen in die Hand;
Der schärft' ihn aber sich zur Qual,
Und hat ihn Schwert genannt.

Und was er d'raus sich Bessres schuf,
Es unterlag dem Schwert,
Das in des Kriegers wildem Ruf
Für sich die Welt begehrt.

Da kam der Schöffer, der im Bild
Zu Gernsheim steht am Markt,
Und hat den Stahl, so starr und mild,
Zum Geistesschwert erstarkt.

Es grub in ihn der große Mann
Die kleinen Zeichen ein,
Durch welche fernhin reden kann
Der Menschengeist allein.

Durch welch' er wahrt vor Untergang,
Was er gebaut, gedacht,
Und, die getrennt Jahrtausend lang,
Zu Zeitgenossen macht.

Durch welch' er führt den heil'gen Krieg
Der Wahrheit und des Rechts,
Und einst erringt den schönen Sieg
Des menschlichen Geschlechts.

Er hat zum Heiligsten den Stahl,
Der längst durch Blut entweiht,
Am reinen Geistersamen-Strahl
Durch seine Kunst gefeit.

Das ist der Schöffer, dessen Bild
Am Markt zu Gernsheim steht,
Und dessen Ruhm so segensmild
Durch alle Zeiten geht.

Wilhelm Treunert.

Kaiser Maximilian.

1495.

War einst zu Worms ein groß Turnier
Vom Kaiser ausgeschrieben,
Das lockt die Ritter rings herbei,
War keiner heim geblieben.
Den ganzen lieben langen Tag
Man tummelte und Lanzen brach,
War Abends Tanz und Zechen.

Da kam auch aus dem Frankenreich
Ein Mann mit starken Wehren,
Er ritt heran, als wollt er gleich
Die ganze Stadt verzehren.
Ein riesengroßes Schwert er schwang,
Sein Roß war sieben Ellen lang,
Vier Ellen in der Höhe.

Manch seltsam Wort und Wundermär
War ihm voraus geflogen
Und trug den Schrecken vor ihm her;
So kam er angezogen,
Kehrt in den besten Gasthof ein,
Läßt seinen Schild mit hellem Schein
Hoch aus dem Fenster leuchten.

Und rief: „Wer mich im Kampf besiegt,
Dem geb ich mich zu eigen,
Doch muß auch, wer mir unterliegt,
Sich mir als Sclave neigen."
So harrt' er sieben Tage lang,
Doch wollte keiner sich den Dank
Mit seiner Haut gewinnen.

Der Kaiser, den das Ding verdroß
Und seiner Ritter Zagen,
Rief manchen tapfern Schildgenoß,
Den kühnen Strauß zu wagen;
Doch schon die zweite Woche schwand
Und keiner noch dem Ritter stand,
Der immer stärker pochte.

Da ritt auf hohem, stolzem Roß,
In Waffen goldenhelle,
Ein Ritter von des Kaisers Schloß
Und rief: „Wohlauf, Geselle!
Heraus zum Kampf auf Spieß und Schwert,
Kannst einen Dank der Mühe werth
Mit starker Faust dir holen."

Der Riese langte von der Wand
Den Eichbaum, seine Lanze,
Er nahm das breite Schwert zur Hand
Und rief zum Waffentanze.
So kamen sie zum weiten Plan.
Das Volk zu tausend zog heran
Dem Kampfe zuzuschauen.

Da brachen auf einander los
Zwei leuchtende Gewitter,
Wie Donner kracht der Lanzenstoß
Fest saßen beide Ritter.
Die Rosse aber kraftentmannt
Hinstürzten keuchend in den Sand
An allen Gliedern bebend.

Und drauf die beiden Ritter schnell
Sich aus den Sätteln schwangen,
Die Schwerter zogen, daß sie hell
Auf Stahl und Panzer klangen.
Wie Eichensturz des Franken Schlag,
Wie Blitze schnell nnd zuckend brach
Des Deutschen Schwert hernieder.

Da zum gewalt'gen Streiche schwingt
Der Riese seine Wehre,
Der Ritter schnell zur Seite springt,
Entgeht des Hiebes Schwere
Und schlägt mit einem Schlag gewandt
Dem Franken ab die rechte Hand:
Der sank im Schmerz zusammen.

Und an des Himmels weitem Schoß
Bricht sich der Jubel wieder,
Der Sieger schlägt den Helmsturz los,
Das Volk sinkt dankend nieder:
Der Ritter, der mit solcher That
Den deutschen Ruhm gerettet hat,
War Kaiser Max geheißen.

C. v. Rappard.

Der reichste Fürst.

1486.

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.

„Herrlich,“ sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht,
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!“

„Große Städte, reiche Klöster,“
Ludwig, Herr zu Baiern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land dem euern
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schooß!“

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Baiern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein!“

Justinus Kerner.

Der Reichstag zu Worms.

Im hohen weiten Saale, der Tausende umfaßt,
Da thronet schon der Kaiser in seines Schmuckes Glast;
Um ihn des Reichs Kurfürsten, ein Jeder, seine Macht
Dem Kaiser auch zu spiegeln, umringt von königlicher Pracht.

Und Reih'n ob Reih'n die Grafen und Ritter allzumal
Der Aebte und Doctoren und Mönche große Zahl,
Und in den Bogenfenstern gedränget Mann an Mann
Und vor dem offnen Thore, so viel die Halle fassen kann.

Auch Hutten steht am Thore mit seiner Freunde Schaar,
Daß der nun kommend Luther erst ihrer sei gewahr;
Und da er eintritt, klopfet ihm Frundsberg auf den Arm
Und sagt: „O Mönchlein, Mönchlein, mir ward schon oft in Schlachten warm.“

„Doch einen also heißen und ernsten Gang, wie nun
Du machst, hatt' ich in allen den Schlachten nicht zu thun.
Dafern Du aber rechter und fester Meinung bist,
Fahr' zu im Namen Gottes; erzeige, daß Er mit Dir ist.“

So rufet ihm auch Hutten mit lauter Stimme zu:
„Wenn sie Euch überliefern — des Worts gedenke Du —
Dann sorgt nicht, was Ihr reden und wie ihr reden wollt;
Euch wird zu selber Stunde gegeben, was Ihr reden sollt.“

Und wie nun in der Mitte des Saales Luther steht,
Im ersten Augenblicke vor all der Majestät
Befangen scheint, ertönet der Ruf: „Gott selber spricht:
Nicht fürchtet, die den Körper, die Seele aber tödten nicht!“

Der Kaiser aber lispelt dem Aleander hin:
„Ich denke, nicht verkehren wird mir der Mönch den Sinn.“
Doch Friederich der Weise winkt seinem Luther zu,
Getrost zu sein; und dieser faßt Kraft sich wiederum und Ruh.

Und nun wird angehoben. Kund thut der Reichsmarschall:
„Hier, Luther, sieh, mit Namen steh'n Deine Bücher all';
Du bist dafür gebannet. So sprich denn kurz und schlicht:
Willst Du, den Bann zu lösen, sie widerrufen oder nicht?"

Und Luther, da die Schriften er all' sich nennen ließ,
Hob an nun sanften Tones, wie seine Ruh' ihn hieß,
Und zeigt, wie seine Bücher auf Gottes Wort besteh'n.
Sie widerrufen hieße, dies und der Seelen Heil verschmäh'n.

Und immer leiser lauschen die Tausende dem Mann,
Der wunderbar die Herzen ergreift und lenken kann.
Wie Augenblicke schwinden die Stunden, und die Nacht
Bricht ein, da wird mit Leuchtern noch mehr erhellt des Saales Pracht.

Und herrlicher erstrahlet des Mann's Prophetenhaupt,
Und immer mutherfüllter spricht fort er, wie er glaubt.
Er schließt; da sagt sein Gönner, der weise Friederich:
„Es möchte sein, der Kaiser nicht ganz verstanden hat er Dich."

„So wiederhol' lateinisch, was Du uns trugest vor;
Wohl leiht noch eine Weile der Herrscher Dir das Ohr."
Der Kaiser nickt; und wieder beginnt der Rede Fluß,
Den Freunden zum Erstaunen; dem Widersacher zum Verdruß. —

Sein Kurfürst Friedrich lächelt dem Redner zu vergnügt,
Derweil des Kaisers Miene die offne Freiheit rügt.
Er sagt: „Zwar zuversichtlich und furchtlos spricht der Mann,
Doch Dinge, so die Kirche von je belegte mit dem Bann."

Da spricht in seinem Namen der Reichsmarschall: „Du hast
Des Kaisers und der Fürsten Geduld ermüdet fast;
Sie sind nicht hergekommen, Dich im gelehrten Streit
Zu unterweisen dessen, was stets geglaubt die Christenheit.

Sie wollen einzig hören mit Worten kurz und schlicht,
Ob Du willst widerrufen die Irrlehr' oder nicht."
„So will ich denn," sagt Luther, „wenn dies der Kaiser heißt,
Kurz eine Antwort geben, die weder Horn noch Zähne weißt.

So lang ich mit der Bibel nicht überwiesen bin,
Denn Päpste und Concilien entscheiden nicht hierin,
Will nichts ich widerrufen. Und also steh' ich hier
Und kann nicht anders; Amen, der Allerhöchste helfe mir!"

Laut wird jetzt ein Erstaunen. Der Kaiser winkt: genug!
Und Luthern heimgeleitet das Volk im Siegeszug.
Die stolzen Spanier einzig verlachen ihn, derweil
Ihn Viele selig preisen und rings ihm schallet Ruhm und Heil.

„Der Kaiser muß ihn schützen!" ertönt's aus einem Mund,
Auch will es Keiner glauben, als dann es wurde kund:
Wie über ihn gesprochen die Acht und Aberacht
Und wie die Römer haben des sichern Geleit's gelacht.

Fröhlich.

Die Luthersulme in Pfiffligheim bei Worms.

1521.

Es war zur Zeit, da helle
Das neue Licht erwacht,
Das mächtig sich entschwungen
Der dumpfen Klosternacht;
Das Licht, von dessen Glanze
Wie Spreu im Sturm zerflog
Das Pfaffenheer, das lange
Die Herde irre zog.

Zwei Weiber gingen rüstig
Die Straße spät am Tag
Gen Pfifflingheim, das drüben
Im Abendscheine lag.
Von Worms die Beiden kamen,
Wo just von nah und fern
Den Kaiserthron umringten
Die Fürsten und die Herr'n.

Wo vor dem Thron geächtet
Der Doktor Luther stand,
Den heil'gen Zorn im Blicke,
Die Bibel in der Hand;
Wo er mit Liebe lohnte
Die Uebel und die Schmach,
Von Gottes Wort durchdrungen
Manch kräft'ge Weisung sprach.

Die Weiber, fürbaß eilend,
Sie tauschten manch ein Wort
Von Luther und dem Reichstag
Zu Worms, der alten, dort.
Der Einen Herz erglühte
Mit Macht für Luther's Lehr',
Verneinend wiegte die Andre
Das Haupt, von Zweifeln schwer.

Die Eine hielt am Lichte,
Dem neu erwachten, fest,
Der Andern war die Binde
Vom Auge nicht gelös't.
Sie sprach: „Ist, wie du rühmest,
Das Wort des Mannes rein,
Und hat er mit der Hölle,
Dem Teufel nichts gemein,

So soll ein Stab, der dürre,
Zum hellen Baum erblüh'n,
Und feste Wurzeln schlagen
Tief unter'm Wiesengrün."
Drauf stieß sie in die Erde
Den falben Pilgerstab,
Und wallte mit der Andern
Gen Pfifflingheim hinab.

Das Wort, es ist erklungen, —
Das Wunder ist gescheh'n:
Man sah nach wenig Tagen
Den Stab in Blüthe steh'n;
Man sah ihn wachsen, steigen,
Zum schlanken Baum erblüh'n,
Umrauscht von dunkler Krone,
Mit Zweigen frisch und grün. —

Das ist die Luthersulme,
Dem Pfälzer wohlbekannt,
Die Schutz ihm beut und Schatten
Im heißen Sonnenbrand.
Noch rauscht im Windessause
Ihr Wipfel blüthenschwer. —
Zu Pfifflingheim erzählet
Dir jedes Kind die Mähr'.

Fried. Otte.

Laufen.

1534.

Anno fünfzehnhundert und vier und dreißig
Arbeitete Landgraf von Hessen*) fleißig,
Den Herzog Ulrich von Würtemberg,
Lang seiner Gewohnheit Augenmerk,
Nach erzrebellischem Widerstande
Nun einzusetzen in seine Lande,
Und sandte keine geringe Zahl
Fußgänger voraus, die überall
Den Feind verjagten. Ein Bot' erschien
Sie führten zu Hessens Landgraf ihn.
„Wo sind die Feinde?" — rief, lenkend den Haufen,
Der Landgraf, und Jener sprach : in Laufen.
(Das ist ein Städtchen am Neckarstrand,
Aus welchem der Feind im Hui verschwand.)
„Hört," rief der Landgraf, „ihr, meine Krieger! —

*) Philipp der Großmüthige.

Die beste Vorbedeutung für Sieger! —
Die Feinde sind im Laufen!" Sein Zug
Verfolgte die Flüchtigen, drängt' und schlug
Die zerstreuten Widersacher im Flug.
Und so vollführt im Hui, wie begonnen,
Ward durch ein Wortspiel das Land gewonnen.

Hauch.

Volkslied.

1546.

Ain Schön news Lied,

gemacht zu Lob vnd Eeer Röm'scher Kaiserlicher Majestat, wie sy im 1546. jar vor Ingolstadt widere Landtgraffen von Hessen, vnd Hertzog Hansen von Sachsen zu feld gelegen.

Imperio populos regito tu, Carole magne
Hae tibi erunt artes, pacique imponere morem,
Pacere (parcere) subjectis et debelare (debellare) superbos.

In der Weyß, wie die Schlacht von Pauia. (Holzschnitt.)

Gedruckt zu Augspurg, durch Hans Zimmermann.

Zv singen will ichs faben an,
Zv lob der Kaiserlichen kron,
Dem Landtgraffen zu laide,
Wie es jm dann ergangen ist
Vor Ingolstat um kurtzer frist;
Das ist jm warlich laide.

An einem Erchtag morgen frü,
Wie das der Landtgraff ruckt herzu
Sein leger thet er schlagen,
In weytem feldt vor Ingolstat,
Er maint der Römisch Kayser drat,
Wurd ja von stund an fliehen.

Zu morgen hub er zu schiessen an,
Wol vber die Kaiserlichen kron,
Mit Karthaunen vnd mit Schlangen,
Das trib er mer denn drey gantz tag,
Dieweyl er dann vor Ingolstat lag,
Der schimpff der wolt sich machen.

So will ich mir nit grausen lan,
Da sprach die Kaiserliche Kron,
Meins vnglücks muß ich lachen,
Scheuß her scheuß lieber Landtgraff,
Mein glück das steet in Gottes krafft,
Erst wöll wir dapffer fechten.

Der Kaiser ist ain eerlich man,
Allzeyt ist er der fodrist dran,
Zu Roß vnd auch zu fussen,
Seint wohlgemut jr Lantzknecht gut,
Da sprach der Edle Kaiser gut,
Wir wölln vns nit ergeben.

Der Kaiser die gantzen schantz außreyt
Der Püchsenmaister mit langer yeit,
Er thet gar dapffer schiessen!
Wol vndter d'landgräffischen Reiter gut,
Sy schussen hinaus mit frischem mut
Es thet sy seer verdriessen.

Der Kaiser reyt im leger vmb,
Er sprach jr liebe Lantzknecht frumb,
Laßt vns gar dapffer streyten,
Seind die feind aller eeren werdt
Als vnsers hertz gemüth begert,
Wir wöllen jr erwarten.

O Ingolstat du gmaurtes hauß,
Das het ich dir doch nit vertraut,
Daß du zu mir hest geschossen,
Da sprach der Landtgraff zum Schertl gut,
Die Stat ist vns nit wol zu mut,
Wir wöllen nit drauff bawen.

Den Püchsenmaister sagt man preyß,
Sy schussen hinauß mit gantzem fleyß,
Man hört die Kugel singen
Ain yeder sach sein Leger an,
Mit Püchsen, spiessen, in schlachtordnung stan,
Harnisch vnd Helm auffspringen.

Der Landgraff warff die Augen auff,
Auß mancher Püchsen gieng der Rauch,
Ich hör das man thut schiessen,
Da sprach der Landtgraff zum Schertl zhand
Wir verschiessen Leut, Eer vnd Land,
Nit lenger wöln wir beitten.

Der Kaiser sprach die Teutschen an,
Verhieß jn auch bey seiner kron,
Von jn wolt er nit weichen,
Dieweyl im Gott das leben geit,
Glück, Eer vnd Sig inn Ewigkait,
Christus von Himmelreichen.

Der Schertl sprach die Raisigen an,
Went euch jr lieben Ritters Mann
Weicht ab von diesem Schiessen,
Sonst werden wir auf diesen tag,
Dwail kain widerstand nit helffen mag,
Vil Raisigen zeug verlieren.

Der Landgraf vnd Schertl wurden zrat
Vnd wie sy theten dieser that,
Der Kaiser hat sich verpawen,
Fallen wir in sein leger stark,
Die Raisigen send so arck,
Ist jn nit wol zuuertrawen.

Der Landtgraff hat seer lang geflucht
Sich am Römischen Kaiser versucht,
Ich main er hab jn funden,
Ich sag dir lieber Landtgraff gut,
Vbermut der thut kein gut,
Der Kaiser ist kain Kinde.

Landtgraff Du darffst nit schelten noch fluchen,
Der Kaiser wird Dich selber noch suchen,
Auff mancher grüner Haide,
Gschibt das nit bald, mit grossem gwalt,
Zu yeder zeit inn seiner gstalt,
Wirstu haben groß laide.

Landtgraff das sag ich Dir fürwar,
Der Kaiser kriegt nit auff ain jar,
Darzu nit auff vier wochen,
Wens jm ain jar nit eben ist,
So setzt er jm ain andere frist,
Man muß jms anderst kochen.

Dem Landtgraffen kamen newe meer,
Wie das der Herr von Pyrn kommen wer,
An stat des Kaisers Schwester,
Da sprach der Landtgraff zum Schertl gut
Das ist vns nit wol zu mut,
Es seind vns seltzam geste.

Der Landtgraff ließ schlagen vmb
Wolauff jr lieben Lantzknecht frumb,
Von danuen wöln wir weychen,
Ain halbe meyl vom leger hindan,
Hiemit beschirmt wird der gemain mān,
Ein dorff heißt Gerelfingen.

Der Landtgraff ließ zinden an,
All leger, rückt im rauch darvon,
Ist war, vnd nit erlogen,
O Ingolstat ich muß dich lon,
Het ich die sach recht griffen an,
Der Teufl hat mich betrogen.

Der Landtgraff nam die wacht in hut
Dieweyl macht er ain Schiffbruck gut,
Darüber eylt er balde,
Er eylt dahin auff Nevburg zu
Daselbst da was nit lang sein ru,
Der Kaiser thet jn suchen.

Noch hat er weder rast noch ru,
Auff Thonauwerdt da ruckt er zu,
Wol in sein alte schantze,
Daselbst da wolt er warten sein
Des Kaysers bey dem külen wein,
Sich halten auff finantze.

Kain Lantzknecht waißt zu diser Frist
Wo der Landtgraff hinkommen ist,
Der Kaiser hat jn vertriben,
Ich sag Dir lieber Landtgraff mein,
Dein krigen hetst wol ain ding lassen sein,
Daheim werstu wol bliben.

Wer ist der vns das Liedlin sang,
Ein freyer Lantzknecht ist er genant,
Er hats gantz wol gesungen,
Ist dreymal vor Ofen gelegen,
Geb im Gott das ewig leben,
Ist allzeyt wider kommen.

Laeta comes sequitur justum victoria bellum,
Numquam pars valuit stare maligna diu.

Aus dem Leben Philipps des Großmüthigen, Landgrafen von Hessen.

1) Des Landgrafen Gefangennahme zu Halle.

Zu Cassel liegt der Landgraf still,
Wie nach dem Kampf der Löwe;
Doch ist es Philipps fester Will,
Daß er sich neu erhebe.
Da wird ihm durch die Mühlberger Schlacht
Ein Strich durch die ganze Rechnung gemacht.

Der Kurfürst Johann Friederich,
Des Landgrafs Bundesgenosse,
Hat sich gewehrt erst ritterlich,

Geflüchtet dann zu Rosse;
Gefangen hin vor den Kaiser gebracht
Wird an ihm vollzogen des Reiches Acht.

Der Landgraf Philpp schüttelt's Haupt,
Als er die Kunde höret:
„Des besten Freund's bin ich beraubt,
Wir waren beid' bethöret.
Ach hätten zusammengehalten wir zwei,
Gefangen wäre der Kaiser; wir — frei!"

Er sagt in Cassel Lebewohl
Den Kindern und den Räthen,
Und bittet sein Gemahl, sie soll
Recht fleißig für ihn beten.
Er zieht nach Halle des Weges fort.
Der Kaiser hält eben sein Hoflager dort.

Der Landgraf spricht so Manches vor sich hin:
„Will lieber Abbitt' thuen,
Will zu des Kaisers Füßen knie'n,
Kann doch mein Hessen ruhen."
Die Kurfürsten Moriz und Joachim
Versprachen zu söhnen den Kaiser mit ihm.

Als er in Halle reitet ein,
Da donnert's gerade heftig,
Zur Erde zückt manch heller Schein:
„Mir sagt's der Himmel kräftig,
Was ich für'ne Versöhnung erwarten soll,
Wie des Himmels Wuth, so des Kaisers Groll."

Des Kaisers Kanzler Granvella
Beut Philipp die Erklärung;
Mit klaren Worten stehet da
Vom Kaiser die Gewährung:
„Nicht mit ein'gem Gefängniß sei Philipp belegt,
Mit dem Landgraf der Kaiser sich heute verträgt!"

Und Philipp freudig unterschreibt,
Als er das Wort gesehen;
Er denkt, wenn nur die Freiheit bleibt,
Mag alles sonst geschehen.
„Abbitte zu leisten dem Kaiser bereit
Bin von jetzt ich demüthig zu jeglicher Zeit."

Der Kanzler Günterode liest
Ab seines Landgrafs Bitten,
Manch gift'gen Blick der Kaiser schießt
Auf den, der kniet inmitten.
Auf dessen Lipp' oft ein Lächeln sich stiehlt,
Verhöhnend das Spiel, das man mit ihm spielt.

Die Stunde naht, auf hohem Thron
Sitzt Karl in dem Ornate;
Aus seinen Augen schielt der Hohn,
Nicht eines Kaisers Gnade.
Der Landgraf kniet, das schauen die Herrn,
Vom Kaiser entboten von nah und fern.

Der Kaiser knirscht, brummt in den Bart:
„Wart: will di lacken lehren:"
Als die Verzeihung drauf sein Rath
Abliest, will mancher hören:
„Nicht mit ew'gem Gefängniß sei Philipp belegt."
In der Kurfürsten Herzen Verdacht sich schon regt.

Der Landgraf traut des Kaisers Wort,
Auf steht er ungeheißen;
Der Herzog Alba führt ihn fort,
Mit ihm zu Nacht zu speisen.
Nach der Mahlzeit zieht sich der Landgraf zurück,
Versucht auf dem Brettspiel zum Scherze sein Glück.

Nicht lange tritt der Alba ein,
Naht sich der Spieler Sitzen;
Er freut sich, als beim Fackelschein
Er sieht die Waffen blitzen.
„Des Kaisers Gefangner seid Ihr von jetzt,
Herr Landgraf!“ Jeden Ausgang die Wache besetzt!

Der Kurfürst Moriz schäumt und flucht,
Joachim zieht den Degen:
„Ein Judasstreich, der ist verrucht!“
Schreit Alba'n er entgegen.
„Nicht mit ein'gem Gefängniß ist Philipp belegt,“
Spricht kalt der, „nicht ewig die Fesseln er trägt.“

Pfui, wenn selbst eines Kaisers Wort
So frevelnd wird gebrochen!
Das gilt dem Deutschen gleich dem Mord,
Der blutig wird gerochen.
Wo fort hinlenket der Kaiser den Schritt,
Da zieht auch gefesselt der Landgraf mit. —

---

2) Des Landgrafen Philipp „Kustodie.“

1547 — 1552.

Der Landgraf liegt in strenger Haft,
Sein Hessenland verwaiset;
Doch rechte Kraft bleibt unerschlafft,
Wenn Unheil sie umkreiset;
Dann fühlt sie sich erst groß und stark
Und zehrt vom eignen Lebensmark.

Des Krieges Geißel schlägt das Land,
Manch Heer dort überwintert;
Manch Dörflein gehet auf in Brand,
Manch Städtlein wird geplündert.
Die Hessen halten treulich aus,
Sie seufzen: „Wär' der Herr zu Haus!“

Des Landgrafs Söhne stellen sich
Mit dreißig edlen Hessen
Zum Unterpfande ritterlich
Vor'n Kaiser hin vermessen.
Der denkt in seinem düstren Sinn:
Noch nicht für tausend geb' ich ihn!

Die Landgräfin Christine fällt
Zu Speier ihm zu Füßen:
Kaum die Erlaubniß sie erhält,
Den Landgraf zu begrüßen.
Der schlingt um sie den wunden Arm,
Sein Herz schlägt wieder froh und warm.

Und lebt er auch vom Lande fern,
Lebt er in allen Herzen;
Die Treuen tragen mit dem Herrn
Geduldig ihre Schmerzen;
Mit Hessen trauert tief zugleich
Um ihn, der Freiheit baar, das Reich.

Liegt Philipp auch in Banden, frei
Regiert er in den Landen;
Denn was zu thun und lassen sei,
Sagt er durch die Gesandten.
So wird das treue Hessenland
Regiert von seines Landgrafs Hand.

Will manchmal auch die Traurigkeit,
Wenn's dämmert, ihn beschleichen,
Und will vor großem Herzeleid
Sein starkes Herz erweichen;
So betet er recht fromm zu Gott:
Zu werden nicht der Feinde Spott.

Wohl könnt' ein einz'ges, einz'ges Wort
Aus Banden ihn erlösen;
Doch das dünkt ärger ihm denn Mord,
Als eine List des Bösen.
Ja besser, Land und Leut' verloren,
Als einen falschen Eid geschworen.

---

3) Der Fürstenbund.

1552.

Die Rache schleicht geheim und sacht
Daher auf dunkeln Wegen,
Dann bricht sie plötzlich aus der Nacht,
Ein Blitz mit Donnerschlägen;
Und trifft den Frevler auf das Haupt,
Der nicht an Treu' und Lieb' geglaubt.

Zu Friedwald, auf dem alten Schloß,
Im vaterlosen Lande,
Im Föhrenwald, auf grünem Moos,
Da schmiedet man die Bande:
Da schwöret manch' ein Fürstenmund
Zu Philipps Rettung einen Bund.

Und als die Fürsten sich im Saal
Die Hand zum Abschied drücken,
Da sieht man einen Wetterstrahl
Durch ihre Mitte zücken.
„Das Bündniß gilt:" ruft Fraxineus,
Gesandt zum deutschen Fürstenkreis.

Nun rüstet Wilhelm, Philipps Sohn,
Sich schnell mit Hessens Rittern,
Die, treu wie um des Landgrafs Thron
Stark sind in Ungewittern.
Der Markgraf zieht aus Mecklenburg
Nach Hessen schnell manch Land hindurch.

Der Kurfürst steht längst kampfbereit,
Da ihm das Amt verliehen
Vom Kaiser ist, zu jener Zeit
Die Reichsacht zu vollziehen
An Magdeburg; das läßt er nun,
Um etwas Edleres zu thun.

So fegt das starke Bundesheer
Dem Sturm gleich durch die Länder,
Bald nennt der Kaiser sein nicht mehr
Die besten Unterpfänder;
Die Ehrenburger Klause fällt,
Die er für unbezwinglich hält.

Er muß sogar bei Fackelschein
Krank in der Nacht noch fliehen,
Er muß die Bundesfürsten ein
Nach Insbruck lassen ziehen.
Der Friedensschluß zu Passau d'rauf
Schließt Philipp das Gefängniß auf.

---

4) Des Landgrafen Philipp Rückkehr.

12. Sept. 1552.

Zu Löwen in den Niederlanden,
Da liegt der Landgraf schwer in Banden:
Des Kaisers Hauptmann hält ihn streng.
Da sprengten eines Tages Reiter
Zum Kerker hastig, froh und heiter
Entwindend sich dem Volksgedräng.

Der Landgraf staunt, als durch die Wache
Sie eilig dringen zum Gemache,
Und sich die Pforten öffnen weit.
Der Hauptmann spricht: „Kraft dieses Schreibens
Ist nun nicht mehr hier Eures Bleibens.
Nach Hessen habt Ihr frei Geleit!"

Die Fessel sinkt, Philipp will beten,
Da sieht er sich von seinen Räthen
Umschlungen wie ein Vater traut.
„Wie süß — die Freiheit! — Wiedersehen! —
Mein Gott — wie ist das All geschehen!"
Ruft Philipp aus und weinet laut.

Und wie vom Sturme fortgetragen,
Naht sich der Landgraf nach drei Tagen
Dem treuen Hessenlande schon;
Er springt vom Rosse, küßt die Erde,
Dann sinkt mit seliger Geberde
Er in die Arme jedem Sohn.

Und Jubel tönt durch alle Gauen,
Ein Jeder will den Landgraf schauen,
Den Vater Philipp, lang entbehrt.
Zwar ist sein Bart und Haar ergrauet,
Doch's Auge flammt, wenn's um sich schauet
Wie wenn ein Blitz durch Wolken fährt.

Die Glocken schlagen all zusammen,
In allen Herzen lodern Flammen,
Als er in Cassel Einzug hält.
Er eilt, weil's Sonntag, erst zum Dome,
Umfluthet von dem Menschenstrome,
Und danket dort dem Herrn der Welt.

---

5) Philipp des Großmüthigen Testament.

1562.

Das weite Land der Hessen steht unter Philipps Hut,
Der für den heil'gen Glauben vergoß sein Heldenblut,
Und frei vor Reich und Kaiser zu Luthern sich bekannt,
Darum die Welt zum Ruhme großmüthig ihn genannt.

Der Landgraf hält soeben zu Cassel seinen Hof;
Die Großen sind versammelt, die Dame mit der Zof'.
Es rüstet auf den Plätzen der Herold das Turnei,
Die Ritter aus den Gauen entbietet er herbei.

Schon schmettern die Trompeten, schon dröhnet Schwerterklang;
Da wird der Landgraf stille, im Herzen wird's ihm bang.
Er denket an sein Scheiden, und träumt von seinem Tod,
Er denkt an Bruderzwiste und an des Landes Noth.

„Laßt schweigen die Trommeten, dann sei der Kampfplatz frei:
Wann ich mein Haus bestellet, belohnt der Söhne Treu'.
Nicht eh'r soll mich ergötzen die Wonne, wo sie weilt,
Bis ich die schönen Länder den Kindern zugetheilt."

Die edeln Söhne stehen im Saale vor seinem Thron,
Herr Ludwig und Herr Philipp und Georg, sein jüngster Sohn.
Sie sind der Mutter Perlen, der höchste Schmuck der Brust,
Des Hessenlandes Sterne, der Damen Augenlust.

Der Vater spricht zu ihnen: „Geliebteste im Herrn,
Hört meinen letzten Willen, thut ihn genau und gern.
Ludwig ist ein Gelehrter, d'rum soll ihm Marburg sein;
Philipp soll Rheinfels haben, trinkt gern ein Gläschen Wein."

„Mein Marburg hegt Gelehrte gar viel und mannichfalt;
Zu Rheinfels birgt mein Keller den Rheinwein jung und alt.
Dort könnt ihr Wirthschaft treiben, wie's eurem Herz gefällt,
Dort sitzen die Gelehrten, da ist der Wein bestellt.

„Du Georg, der Söhne letzter, du hältst am besten Haus:
Mein Darmstadt sollst Du haben, dort gibt man wenig aus.
Das Land hat Sand und Wälder; doch hausest Du genau;
Wirst Du in Fülle haben für Dich, für Kind und Frau!"

Die Söhne hoch in Freuden ergreifen Vaters Hand,
Und segnen Vaters Willen, der so getheilt das Land.
Sie küssen Vaters Wangen und danken für das Glück:
„Laßt's gut sein, liebe Jungen, nun kommt zum Spiel zurück!"

H. Künzel.

Klagelied Philipps, Landgraf aus Hessen.

1547.

Schwer, langweil'g ist mir meine Zeit,
Mein Herz mich treibt zu Klagen,
Weil Untreu, Mißgunst, Haß und Neid,
Ach, ich jetzund muß tragen,
Viel falscher List zu dieser Frist
Wird mir zu lang mit Schmerzen,
Daß ich oft klag
Alle Nacht und Tag,
Doch denk' ich Gotts im Herzen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
In Trauren bin ich sitzen,
All meine Freund mir weichen weit,
Mich stellen an die Spitzen,
Zu denen ich hab' stetiglich
Mich aller Treu versehen,
Die setzen gar
Mich in Gefahr,
Niemand will bei mir stehen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Ach Gott mich wollst ergötzen,
Steh du allzeit auf meiner Seit,
Auf dich mein Hoffen setze,
Sieh zu mein Gott, wie ich ein Spott
Bin unter meinen Feinden,
Ich ruf hinauf,
Ach Herr wach auf,
Laß deine Güt' erscheinen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Wie ist es mir doch kommen,
All meine Macht und Herrlichkeit
Hast du von mir genommen.
So weiß ich doch, wie tief und hoch,
Dein Gnad sich streckt am Ende,
Wie weit und breit,
Barmherzigkeit,
Die wollest du mir senden.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
In Hoffnung thu ich harren,
Gedanken sind mir Herzeleid,
Ach Gott, kehr' um die Karten,
Führ mich doch auf gradem Weg
Zu meinem Land und Leuten,
Zu Kindern mein,
Ach führ mich heim,
Ach Gott thu für mich streiten.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Ich wollt mein Hörnlein gellte,
In Jägerweis', nach gutem Brauch,
Durch's Holz und auch im Felde;
So Gottes Wort, mein höchster Hort,
In meinem Land soll klingen,
Und hüten fein
Die Schäflein mein
Und Gottes Lob besingen.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Gott öffne deine Ohren,
Denn meine Stimme ist schwach vor Leid,
Mein Ruf ist nicht verloren,
Mein Herz und Muth, mein Leib und Gut
Ergeb' ich ihm bei Zeiten,
Ich bin gewiß
Zu dieser Frist,
Er wird wohl für mich streiten.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
In Brabant muß ich warten,
Verheißen ist mir Gnadgeleit,
Wie grün ist nun mein Garten,
Gott gab's, Gott nahm's in Lieb und Leid
Wie es sich schickt auf Erden,
Wie's Gott gefällt
Von ihm bestellt,
Sonst kann nichts anders werden.

Schwer, langweilig ist mir meine Zeit,
Zu Oudemar in Mauern,
Bin ich in Elend und in Leid
Mit schwerem Mund und Trauern.
Ade mein Kind und Land und Leut,
Bald ist es überwunden,
Für meine Noth,
Bescheer euch Gott
So viel sel'ge Stunden.

Volkslied.

In Ketten aufhängen.

1552.

„O wehe, Heinz von Lüder, wie ist um dich mir leid!
Du hast die Stadt vertheidigt so tapfer lange Zeit!
Nun soll, bei Kaisers Bann,
Sich selbst zu retten,

Dich, seinen treusten Mann,
Der Landgraf hängen in Ketten!
O Ziegenhain, unselige Stadt,
Wo ächte Treu' solch' Ende hat!" —

Des Kaisers Abgesandter ruft: „„Hängt ihn an das Thor!""
Da führt' der Landgraf selber den edlen Helden vor:
„Wohlan! aus Kaisers Bann
Mich selbst zu retten,
Will ich den besten Mann
Nun hängen hier in Ketten:
Doch, weil er mir treu war und hold,
Nehm' ich die Ketten von lautrem Gold!"

Des Kaisers Abgesandter wend't nichts dagegen ein,
Der Landgraf schlingt um Lüder nun Kett' und Edelstein,
Hängt ihn nur wenig an
Mit solchen Ketten
Und spricht: „aus Kaisers Bann,
G'nüg' es mich zu erretten;"
Und löset ihn ohn' allen Schmerz:
„Komm, treuer Lüder, an mein Herz!"

Des Kaisers Abgesandter meint: „„das genüget nicht!""
Der Landgraf aber, Thränen und Zorn im Auge, spricht:
„Wollt Ihr des Kaisers Wort
Anders auslegen,
So meidet diesen Ort:
Ihr seid allzu verwegen!
Der Kaiser prüft mich, seinen Mann:
Ob ächte Treu' ich ehren kann!" —

August Kopisch.

Aus der Hessischen Reimchronik. Herausgegeben von Dr. J. V. Adrian *).

Landgraf Philipp von Hessen.

(Bruchstücke.)

Dieser Landtgraff Wilhelm erst nam,
Von Lothringen Fraw Irlandam,
Alls mann schreib Vierzehen Hundert Jar,
1497. Darzu Neunzig vnd Sieben zwar,
Gehn Cassell sie ihm wardt gebrachtt,
Vnd ein sehr schönner Hoff gemachtt,
Ein Sohn Wilhelm sie ihm gebahr,
Doch der nichtt lanng im Leben wahr,
Vber zwey Jahr die Fürstin starb,
Darumb er baltt vmb ein andere warb.
Vonn Meckeleburgk ein Herzogin,
Hiß Anna, ist gefuhrett ein
Gehn Cassell in die furstlich Stadt,
Da mann schon Hoff gehaltten hatt,

*) „Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Druckwerken. Von Dr. J. V. Adrian (Professor in Gießen). Frankfurt a. M. 1846." Mit Recht bemerkt Adrian in der Vorrede in Bezug auf die hessische Reimchronik: „Wer den Ton des Volksliedes nicht durch die hessische Reimchronik tönen hört, bemühe sich nicht um das Verständniß solcher Erzeugnisse." Ueber den Verfasser der Reimchronik äußert sich Adrian S. 136: „Es wird kaum zu ermitteln sein, von wem die hessische Reimchronik verfaßt worden ist. Leibknecht nennt Schrätter; aber die Gründe für seine Ansicht sind nicht gewichtig genug. Unsere Handschrift 410 hat auf dem Titelblatt den Namen: „Valentin Eckolk," und auf der Rückseite dieses Blattes ist bemerkt: „Ob dieser Valentin Eckolk oder wie er sonst genannt wird, Eccelius, Autor oder bloßer Possessor dieser Genealogie sei, ist wohl in Consideration zu ziehen. Ich statuire das Erstere, weil Er solches selbst geschrieben und bis in das Jahr 1597 gehen auch die deutschen Verse dem Genio dieser Zeit conform." —

Alls man schreyb Funfzehen Hundert Jahr
Vnd der Zwanzigst im Weinmonat wahr,
Der Gemahlin ein Ida brachtt,
Dem Herrn ein Son durch Gottes macht,
Der Erst starb baltt, Wilhelm genant,
Der ander Philips ist bekant,
Zu Marpurg am Sanct Brixentag,
Deß Morgens nach dem Funften schlag,
1504. Im Funfzehen Hundert Vierten Jahr
Dieser Landtgraff geboren wahr,
Funfzehen Hundert vnd Neun man zelt,
Alls seine Abscheidt von dieser Weldt,
Landtgraff Wilhelm der mittler nam,
Vnd vom Elendt zur Ruge kam,
Am Eilfften tag im Hewmonatt
Starb er zu Cassell in der Stadt,
Gehne Marpurgk man sein Leichnam furth,
Da er zur Erdt bestattet wurdt.

Landtgraff Philips, von dem ich meldt,
Das ist der groß vnd tapffer Heldt,
Der mitt großer fürstlicher That,
Gahr nahmhafftig gemachet hatt
Sich selbs vnd dießes Fürstenthumb,
In aller Weldt mitt Preiß vnd Rhumb,
Sein Herr Vatter im abging baltt,
Da er allein Funff Jahr wahr altt,
Darumb in seinen jungen Jahre
Viell Anstoß in dem Lande wahre.

Die Mutter wollt han das Regiment,
Die Reth wahre vntter sich zertrenntt,
Etliche beygestannden findt
Der Fraw Mutter vnd Ihrem Kindt,
Den anndern das nichtt wahr im finn,
Wahre anderß wo gerichtet hinn,
Daher sich ein Entpörung fandt,
Wahrd die Regenden-Veyd genannt,
Derhalb zu Wormbs vff dem Reichstag,
Dem Kayser Carolo anläg
Die Mutter vnd etlich der Reth,
Das Er mitt gnadt zulassen thet,
Daß der junge Fürst an die Handt
Die Regierung in diesem Lanndt,
Zur sich möchtt nehmen vor der Zeitt,
Weill großer Verstanndt vnd Weißheit,
An ihm wardt allbereit gespurt,
Solches vom Kayser verstattet wurdt.

1522. Der Edle Franz von Sickinngen,
1523. Durch Veyd in schaden thet bringen
Die Stadt Wormbs vnd den Stifft zu Trier,
Auch Pfalz, Hessen vnd andere mehr,
Vom jungen Fürsten sprach mit Hohn
Ein Kindt ich mitt eim Apfell söhn,
Der junge Fürst, auß tapferm muth,
Zum Krieg sich baltt rüsten thut,
Seim Roß ein Apffell vff den schwanz
Vonn Goltt bandt, vnd sucht den Franz,
Darzu kamen auch der Pfalzgraff,
Vnd dann zu Trier der Erzbischoff,
Zerschossen ihm sein schloße gutt,
Ein Holz den Franz erschlagen thutt,
Sein Mutwill vnd sein großer Prachtt,
Haben Ihn so vmbs Leben bracht.

1524. Christinam von Sachsen erborn,
Zum Gemahl er hatt erkorn,
Ein Furstin tugentsamb vnd mildt,
Ein außerleßen Weibeßbiltt,
Gehn Cassell man sie zu im furth,
Ein trewe Landts Mutter sie wurdt,
1525. Alls sich darnnach thet baltt herfur
Die erschreckliche Bawren Vffruhr,
Der junge Fürst vast der Erste wahr,
Der Angreiffen durfft dieße schar,
Eine tapffer redt er da gefurth,
Das sich solch Vffrubr nichtt geburt,
Der redt sich wundert mancher man,
Und griff den Feindt desto khuner ahn.
Beym Babst vnd seinem falschen thandt,
Der Fürst erstlich hieltt hartt die Handt,
Daß Luthers glauben Lehr und Schrifft,
Hielt er fur lautter ketzerisch gifft,
Verfolgt all die ihm hingen ahn,
Wardt aber baltt ein ander mann,
Alls er so schön in teutscher Sprach,
Daß New Testament vertiret sach,
Vnd daselbig mit Vlaiß durch laß,
Durch Gottes genadt er baltt genaß,
Das er das Herz zur Wahrheit kahrt,
Vnd wie Paulus bekehret wardt.

1526. Ein Landtag balt zu Homberg hielt,
Alle Monch vnd Pfaffen er befiehlt,
Sie sollten sicher kommen dar,
Vnd mitt Gottes wortt machen klar,
Daß ihr sach darein sey gegrundt,
Vnd Luthers Lehr sich Kezers fundt;
Alls die gelarten Monch im Landt,
Daselbs umher waren bey der Handt,
Vnd nichtt bewießed ihre sach,
Auß Gottes Wortt, auch das geschach,
Das viell dem Babsttumb wurden gram,
Vnd vberhandt die Wahrhaitt nam,
Daselbs geschlossen wardt mitt rath,
Das man balt gahr abschaffen that,
Was nicht in der Schrifft wahr fundirt,
Vnd den Gottesdienst reformirt,
1527. Weill der fromb Fürst auch wahrt gewahr,
Das der Monch abgöttische schar,
Wehrenn ein faul fressig gesindt,
Daraus der Weldt kein Nuz entstündt,
Vnd solch Stiftung erst wahre gerichtt,
Vff Schulen, darein man vnderrichtt,
Die Jugent : vnd dann fürs Armuth,
Derhalb hatt er das Closterguth
Zu solchem Brauch auch wieder brachtt,
Eine hohe Schull fürs Landt gemacht,
Vnd dan Vier hohen Hospital
Fürs Armuth im Land überall.
1534. Balt thut der Fürst ein khuner that,
Der sich manch man verwundert hat,
Herzogk Ulrich von Wirtenberg zwar,
Seines ganzen Landes vertrieben wahr
Wohl Fünfzehn Jahr : König Ferdinand
Daselb Landt hatt in seiner Handt,
Sein Freundt in haben all verlahn,
Niemandt durfft sich seiner nehmen ahn,
Landtgraff Philips, sein Vetter gut,
Der fast eines tapffern Helden Muth,
Macht sich schnell auff mitt großem hehr,

Schlegt die Königschaar auf der Wehr,
Jagt sie baltt auß dem ganzen Landt,
Stellets dem Herzog wieder zur Handt,
Brengt auch die sachenn zum Vertrag,
Das er das Lanndt behalten mag.

1546. Alls baltt in dem volgenden Jahr,
Der Krieg wieder den Kayser wahr,
Der die Luttherischen woltt zu grundt
Thillgen vnd den Schmallkaldischen Bundt,
Landtgraff Philips zu Feldt sich thutt,
Vnd der Churfürst zu Sachßen gutt,
Mitt einem gahr trefflichen Hehr
Die Herren gerüst wahrn zu der Wehr,
Aber der Krieg nichtt woll außschlecht,
Weill die Bundesgenossen wieder rechtt,
Nicht hillten All, wie fichs gebuertt,
Vnd der Furst nichtt allein regiert
Den Krieg, und man kein Vollge thatt
Sein Vorschlagen vnd guttem rath,
Darüber die ganz Sach turbirt
Und der Churfürst gefangen wirdt.

Denn Landtgraffen man vberredt,
Das er sich auch ergeben thet
Vff gnadt dem Kayser in sein Handt,
Das vnuerterbet plieb sein Landt,
Wie woll mann ihn vertröstet fein,
Daß er nicht sollt gefangen sein,
Doch die Verhafftung beider Herren
Biß inn das sechste Jahr thet wehren.
1552. Da hatt Lanndtgraff Wilhelm der Son
Einen Bundtnuß getroffen schon,
Mitt dem Könnig auß Frankenreich,
Mitt Herzog Morizen deßgleich,
Von Sachßen, vnd Markgraff Albrechtt
Von Brandenburg, die Herren rechtt,
Ein großes Kriegsvolk versamlet han,
Vnd Kayser Karlen griffen ahn,
Vnd ihm der massen zugesetzt,
Das er loißgebenn muß zu letzt,
Die gefangene Fürsten beidt zu gleich,
Vnd darzu schaffen in dem Reich,
Das man hinfurth sollt pleiben lahn
Die Augspurgische Confession.

1567. Endtlich vonn dießem Jammerthall
Der Furst verschiedt christlich vnd wohl,
Alls man zehldt Funfzehen Hundert Jahr,
Auch Sieben vnd Sechzig furwahr,
Am letzten Tag im Merz Monnatt,
Deß Abents nach Vierschlagen spat,
Alls er hatt Drey vnd Sechzig Jahr,
Vnd lengern Lebenß wirddig wahr,
Zu Cassell wardt sein Leich bestatt,
Gar manch mennsch die betrawert hatt,
Vnd daß zwar nicht an groß Ursach
Im Lanndt ein großer Riß geschach,
Ein trewen Vatter hatts verlohrn,
Wie man findther wohl hatt erfahrn,
Der arm Mann fühlts teglich mit nott,
Vnd klagt deß frommen Fursten thodt,
Mitt Neglen soltt außgraben gehrn,
Wennß möglich wehr den altten Herrn,
Vnser Sündt brenngtt schwer Regiment,

So leufft die Weldt auch fast zum endt,
Gott wollt vnns Allen gnedig sein,
Das wir mögen behalttenn rein
Sein thewres Wort, ob wir dan schon,
Alhie soln Creutz vnd Leiden hon,
Nimpt solches doch Endt, wer dem Wort glaubtt,
Der wirdt vffs Creutz dorth haben Freudt.
Wir bitten Gott, er wollt regiern,
All unser Furften, das sie führn
Das Regiment christlich vnd wohll,
Wie nach seim Wort geschehen soll.

Landgraf Georg I. von Hessen-Darmstadt und der Eichenzweig.

1577.

Habt von eingesenkten Zweigen,
Liebe Leser, schon vernommen
Habt auch selber schon dergleichen
Von der Pflanze abgenommen,
Von den Rosen, von den Nelken,
In den Boden sie gesenket,
Daß die Zweiglein nicht verwelken,
Oftmals drauf den Blick gelenket.

Doch von grünen Waldeszweigen
Ward euch schwerlich schon berichtet,
Spräch' ich gar vom Zweig' der Eichen,
Hieltet ihr es für erdichtet;
Doch nicht so will ich erjagen
Meinem Lied den Namen „Dichtung"
Baare Wahrheit will ich sagen. —
Nun, zu jenes Waldes Lichtung! —

Seht ihr dort nicht einen Reiter
Mit den Jagdgenossen traben?
Ha, wie sprengt er lustig weiter,
Sprenget lustig über'n Graben;
Wie sich frisch die Augen regen,
Frisch von Leben, Kraft und Muthe,
An der Seite klirrt ein Degen,
Und ein Zweiglein wallt vom Hute.

„„Willst du mir den Namen sagen
Jenes Führers von dem Trosse?""
Landgraf Georg kehrt heim vom Jagen,
Reitet nah' schon seinem Schlosse;
Und sein Blick mit Wohlbehagen
Ruhet auf den blanken Scheiben
Doch des Herzens heißes Schlagen
Läßt ihn schneller vorwärts treiben.

„Wär' es jetzt vielleicht geschehen?"
Lispelt's von dem bärt'gen Munde;
„Schwalbenflug und Windeswehen,
Gebt mir die beschwingte Kunde!"
Landgraf Georg hat's kaum gesprochen,
Als aus seines Schlosses Hallen,
Schnelle Reiter vorgebrochen
Und die Festposaunen schallen.

„„Herr, ein Sohn ist Euch geboren,
Euch und Eurer lieben Frauen!
Als der Erbprinz auserkoren!"" —
Darf er seinen Ohren trauen?
Darf er jenem Blitzesleuchten
Höchster Freude sich ergeben?
Darf es ihm die Augen feuchten?
Hat er neues Recht auf's Leben?

Und der Landgraf springt vom Pferde,
Beugt sein Knie dem höchsten Willen;
Blicket sinnend auf die Erde,
Denket Manches nach im Stillen:
„War mein Vater nicht gefangen,
Als ich einst ihm ward geboren?
Meine Jugend — schnell vergangen!
Meine Aeltern — früh verloren!"

„Als der Jüngste eingesenket
In dies kleine Fleckchen Erde,
Hat mich früh der Wunsch gelenket,
Daß es groß und größer werde.
Aus Entbehrung und aus Sorgen,
Doch auch süßer Liebe Schooße,
Hebt aus Heute sich ein Morgen,
Hebt die Knospe sich der Rose."

„Doch noch lieber zu vergleichen
Einem jungen Eichenstamme
Und dem ersten Sproß der Eichen,
Nimm, Herr, meines Dankes Flamme!"
Und der Landgraf reicht vom Hute
Jenes Zweiglein, und er steckt es
In die Erd' mit frohem Muthe,
Und ein güt'ger Himmel deckt es.

Hundert vier und dreißig Jahre,
Unter Sohn und Sohnessöhnen,
Breitet es die laub'gen Haare,
Die mit Sonnengold sich krönen.
Längst schon leckt um es die Flamme,
Seine Keimkraft ward zu nichte;
Doch von Georg des Ersten Stamme
Treiben Zweige, Blüth' und Früchte.

K. Buchner.

Das Eichenreis Landgraf Georgs I. von Hessen.

24. September 1577.

Es prangt in Darmstadt vor dem Schloß
Ein Eichbaum alt und riesengroß;
Er hat der Geschlechter viele geseh'n,
In Freuden und Leiden vorübergeh'n,
Geborgen in des Schlosses Schooß.

Einst reitet Landgraf Georg zum Wald,
Das Hüfthorn ruft, die Peitsche knallt.
„Frisch auf, Gesellen, zum fröhlichen Jagen,
Daß wir ein Wildpret nach Hause tragen!"
Und aus dem Thor geht's alsobald.

Sie reiten in den Wald hinein,
Es schwindet d'rin des Tages Schein.
Sie rennen und laufen und jagen und birschen;
Herr Landgraf Georg fängt einen Hirschen,
Den schleppen sie nach Kranichstein.

Das Waidwerk hat nun aufgehört,
Ein gutes Gläslein wird geleert:
„Es lebe Landgraf Georg von Hessen,
In seinen Wäldern gibt's königlich Essen;
Das Trinken ist bei ihm geehrt!"

Man lagert sich im frohen Kreis,
Und singt ein Lied der Jagd zum Preis.
Die Eichen werfen kühligen Schatten,
Behüten die Glieder vor trägem Ermatten,
Brennt auch die Sonne noch so heiß.

Da läuft ein Mann zum Schloß gewandt,
Aus Darmstadt ist er weggerannt,
„Herr Landgraf, ein Söhnlein ist Euch geboren!"
— Wie klinget so lieblich die Kunde zu Ohren —
„Euer Gemal hat mich gesandt!"

Des Fürsten Augen glänzen hell,
Daraus strömt sanft ein Thränenquell;
Vor Freude kann sein Mund nicht sprechen,
Es möchte sein Herz ihm schier zerbrechen.
Man wirft sich auf die Gäule schnell.

Sie reiten bis vor Darmstadts Thor,
Da kommt ein langer Zug hervor;
Man reichet dem Vater den lächelnden Knaben:
„An dir will ich Freuden in Fülle haben!"
Zum Himmel hebt er ihn empor.

Ich dank' Dir Gott, mit heißem Fleh'n,
Daß Du mich ließ't ein Knäblein seh'n;
Mein Erstgeborner soll Ludwig *) heißen,
Der Name klinget in süßen Weisen,
Auf frommen Wegen laß' ihn geh'n!"

Als er ihn an sein Herz gedrückt,
Da fällt ihm ein, er hätt' gepflückt
Ein frisches Eichreis beim fröhlichen Jagen,
Und hätte seine Mütze vor der Sonne Plagen
Sich festiglich damit geschmückt.

Und schnell nimmt er von seinem Hut,
Das Eichenreis mit frohem Muth.
Da sie nun kommen auf den Wall vor'm Schlosse,
In die Erde senkt er die grüne Sprosse
Behutsam, wie der Gärtner thut.

„Schlag' Wurzel, wachse, werd' ein Baum,
Geschmückt mit grüner Blätter Saum.
Wie Stürme über die Gipfel wehen:
So mögen sie spurlos vorübergehen,
An Sohn und Enkel wie ein Traum!"

Noch prangt der Baum in frischem Grün,
Die Wolken täglich d'rüber zieh'n
Und Georgs Geschlechter in den alten
Gemächern über Hessen walten!
Und ewig frische Zweige blüh'n!

H. Künzel.

Ludwig V., der Getreue, Landgraf von Hessen.

1622.

Im Osten und im Westen war schon der Krieg entbrannt
Der dreißig Jahr verheerte das deutsche Vaterland,
Als drohend Graf von Mannsfeld mit seiner wilden Schaar
'Gen Darmstadt zog, der Feste die starken Schutzes baar.

Weh dir, Landgraf von Hessen! Weh dir und deiner Stadt!
Euch beide hart zu strafen der Feind geschworen hat;
Weil ihr zu ihm nicht haltet. Doch dies ist beiden fern
Denn treu bleibt Landgraf Ludwig dem Kaiser, seinem Herrn.

*) Ludwig der Fünfte.

Entsetzen faßt die Bürger, die meisten fliehn in Eil
Und auch Herrn Ludwig winket in rascher Flucht nur Heil.
Bestürmt dazu vom Volke flieht er in Bauerntracht
Mit Johann seinem Sohne bevor noch weicht die Nacht.

Mannsfelds Trompeten blasen; die Thore öffnen sich
Hinein ziehn wilde Schaaren, sie blicken grimmiglich.
Man suchet Landgraf Ludwig. — Doch der ist ja entflohn! —
Wie dies der Mannsfeld höret, spricht er: „Dies heischet Lohn!"

Er sendet rasche Völker zum Odenwald hin
Den Grafen zu verfolgen und dann, mit hartem Sinn,
Befiehlt er seinen Schaaren zu plündern Stadt und Land
Als Sühn', daß seiner Rache der Landgraf sich entwand.

Jetzt hub denn für die Städter ein Jammer an und Graus,
Die wilden Horden stürmten des Herrn, des Bürgers Haus,
Und plünderten und raubten mit thierisch wilder Wuth
Und mordeten und sengten und badeten im Blut.

O jammervolle Tage, die Darmstadt da erlebt!
Noch heut', nach langen Jahren, das Herz darob erbebt.
Drum blickt zurück ihr Alle, die ihr nach Krieg verlangt,
Blickt hin! und ob des Wortes euch sicher selbst dann bangt. —

Der Landgraf eilt indessen den Bergen zu mit Hast
Und gönnt dem siechen Körper, dem Sohne nimmer Rast.
Schon nehmen Wald und Hügel ihn gastlich schirmend auf
Da sieht er Knechte nahen im raschen, eil'gen Lauf.

Die Hütte eines Köhlers verbirgt ihn alsobald;
Sie kann die Flücht'gen schützen im einsam stillen Wald.
Der Köhler kennt den Grafen, verehrt und liebt ihn gar,
Doch bangt ihm, denn sein Bleiben den Seinen ist Gefahr.

Schon nahen die Verfolger: „Hast du den Herrn gesehn?"
So sprachen sie zum Köhler; doch der will nichts verstehn.
Indessen gibt sein Zittern der Antwort andern Sinn;
Das merkt der Troß der Häscher und zieht daraus Gewinn.

Sie stürmen in die Hütte; die Flücht'gen finden sie
Bei Weib und Kind des Köhlers, der sinket in die Knie.
Als jetzt der Führer brauset: „Wer sind die Beiden hier?
„Auf sprich! — Sonst weh euch Allen, dem Weib, den Kindern, dir!"

Die Degen sind geschwungen, die Opfer sind bereit
Sie jammern, doch — sie schweigen. Da bricht dies Weh und Leid
Das Herz des edlen Grafen, er tritt hervor und spricht:
„Laßt sie! denn den ihr suchet bin ich, ich läugn' es nicht."

Wie jubeln da die Feinde; die Armen giebt man frei,
Doch mit der Grafen Freiheit ist es zur Stund vorbei.
Gefangen führt man Beide des Feindes Lager zu.
Indeß daheim der Köhler nicht Rast mehr hat noch Ruh.

* * *

Gefangen sitzt der Landgraf im engen Kämmerlein,
Sein Blick ist trüb und sinnend. — Wo mag sein Denken sein! —
Es war bei Weib und Kindern, die wohl Gefahr umgiebt,
Es war bei seinem Volke, das wahr und treu er liebt.

Da tritt herein Herr Friedrich, der Churfürst in der Acht,
Mit ihm der kühne Mannsfeld, sein' einz'ge Stütz und Macht.
Der spricht zum Herrn mit Drohen: „Willst halten du hinfür
„Zu uns, dann lohnet Freiheit und Ruhm und Ehre dir."

„Doch bleibst du ferner feindlich 'gen unsre Sach gesinnt,
„Dann wehe all' den Deinen! Noch eh der Tag verrinnt
„Sind sie in unsern Händen, mit ihnen Volk und Land
„Und alle soll'n empfinden des Siegers harte Hand."

Auch spricht noch Churfürst Friedrich mit sanfterm Wort und Blick:
„Ach Vetter, edler Landgraf nicht stoßet uns zurück!
„Wir sind ja eines Glaubens, laßt einen Sinns uns sein
„Auf daß die Pfalz, mein Erbe ich wieder nenne mein!"

„Wohl sind wir eines Glaubens!" spricht drauf der Landgraf mild.
„Wohl ist uns Luthers Lehre gemeinsam Hort und Schild;
„Doch gleich dem Herrn der Welten ehr ich den Kaiser auch
„Und halte meine Eide, das ist bei mir so Brauch.

„Doch will bei ihm ich flehen für euch, für eu'r Geschlecht,
„Daß Gnad' er läßt ergehen, statt hart und strenges Recht.
„Doch mit dem Schwert zu kämpfen, 'gen ihn! dies sei mir fern,
„Denn nie brech ich die Treue dem Kaiser, meinem Herrn."

* * *

Nacht wars und wieder sitzet bei trüber Lampe Schein
Graf Ludwig still und sinnend im engen Kämmerlein.
Sanft schlummert ihm zur Seite trotz Haft, trotz Sturm und Wind
Der draußen heult und brauset, Johann sein theures Kind.

Da horch! — es pocht am Fenster — empor da schreckt der Graf.
Da pocht es wieder leise. — Wie Glück der Ton ihn traf,
Drauf schreitet er zum Fenster und öffnets still und sacht,
Zwei Augen sieht er leuchten wie Sterne durch die Nacht.

Wohl sind es Hoffnungssterne, vom Himmel ihm gesandt,
Denn jetzt vernimmt er Laute, so treu und so bekannt. —
Bei Gott, es war der Köhler, bei dem der Feind ihn fand,
Und der als Rettungsengel jetzt wieder vor ihm stand.

„Herr Graf, auf säumt nicht länger!" spricht er mit leisem Ton,
„Bereit zur Flucht ist Alles für euch, für euren Sohn.
„Seitdem man euch gefangen, bei mir, durch meine Schuld,
„Hat' ich nicht Rast noch Ruhe, mich triebs mit Ungeduld.

„Den theuren Herrn zu retten. Drum auf! nicht weit von hier
„Da stehn zwei gute Rosse, ich holt' beim Feind sie mir.
„Auch kenn ich gute Wege und eh die Nacht verrinnt
„Seid glücklich ihr geborgen daheim bei Weib und Kind."

Wie danket da Herr Ludwig dem Herrn mit frohem Muth,
Daß solche Herzen schlagen im Volke treu und gut.
Den Sohn dann rasch er wecket, der weiß nicht wie's geschieht
Als schon durchs offne Fenster der Vater mit ihm flieht.

Der Köhler führt behutsam sie jetzt dem Garten zu;
Ihr leiser Schritt stört nimmer die Wächter in der Ruh.
Bald liegt das Dörfchen ferne, bald nimmt der Wald sie auf,
Da finden sie die Rosse, jetzt geht es fort im Lauf. —

Der Graf mit seiner Linken den Sohn drückt an die Brust,
Indeß die starke Rechte den Zügel faßt mit Lust;
Zur Seit der Köhler reitet! — Hui! über Stock und Stein,
Durch Wald und Feld im Fluge gehts in die Nacht hinein. —

„Herr Landgraf, reitet schneller! Um Gott nicht rückwärts schaut
„Ich höre durch die Stille verrätherischen Laut,
„Es klingt wie Rossestampfen. Hört nur — es naht sich schon!"
Der Landgraf hört's und fester drückt er ans Herz den Sohn!

„Um aller Heil'gen Willen, gebt eurem Roß den Sporn,
„Hört nur, wie's fernhin klinget, das ist des Pfälzers Horn,
„Man ist auf unsrer Fährte; auf Landgraf, nicht gesäumt."
Der Landgraf hörts und blutig sein Roß im Schmerz sich bäumt.

„Ist erst die steile Höhe, die vor uns liegt, erreicht,
„Dann sind wir wohl geborgen, bergab gehts rasch und leicht."
Doch weh! das Roß ermattet, nur langsam klimpts empor
Und schon bricht aus dem Walde der Feinde Schaar hervor.

„Herr Graf, wir sind verloren! Auf, eilt und säumet nicht
„Allein erklimmt die Höhe, mich rufet andre Pflicht
„Ich bleibe hier im Thale und halt' die Feinde auf
„Bis dahin trägt euch sicher das Roß die Höh hinauf."

Der Graf in Schweiß gebadet eilt vorwärt's unverwandt;
Im Thal da hält der Köhler das Schwert in starker Hand,
Sein Auge folgt dem Grafen. „Herr Gott, ich fleh zu dir
„Bis er die Höh erreichet gieb Kraft und Ausdau'r mir."

Da brauset aus dem Walde der Feind wie Sturm herfür!
Du arme, treue Seele jetzt gehts zu End mit dir!
„Fort über ihn!" so brüllt es — doch stockts — welch wirr Gedräng
Denn fest steht unser Köhler und Thal und Paß sind eng.

Da ziehen sie die Schwerter, der Köhler hoch es schwingt,
Wie fallen da die Hiebe, daß weit es blitzt und klingt.
Schon liegen manche Feinde erschlagen auf dem Grund
Doch blutet auch der Treue aus mancher tiefen Wund.

Und immer rastlos weiter Herr Landgraf Ludwig fleucht,
Bald hat sein Roß die Höh, den Rettungspunkt erreicht.
Da schnauben wild die Feinde und führen grimmen Schlag
'Gen ihren tapfern Gegner der jetzt der Macht erlag.

Schon fühlt er sich verloren! doch schlägt die blut'ge Hand
Noch manche tiefe Wunde, streckt manchen in den Sand.
Jetzt sinkt er, da den Wunden das Leben rasch entrann
Und über seinen Körper hinweg fliegt Roß und Mann.

Sein sterbend Aug' noch suchet den Grafen, doch er sieht
Ihn nimmer, denn Herr Ludwig bergabwärts längst schon flieht.
„Hab Dank mein Gott gerettet ist er, jetzt sterb ich gern,
„Nun nützte ja mein Leben dem Grafen, meinem Herrn."

Er sprichts und sinkt zurücke; sein Herz, sein Auge bricht:
Verklärt schwebt seine Seele empor zum Sternenlicht. —
Sein Lob soll hoch erschallen, ja immerdar aufs neu,
Denn So für den Herrn zu fallen, das nenn ich Hessentreu.

* * *

Herr Landgraf Ludwig sitzet daheim bei Weib und Kind
Inmitten seines Volkes und Tage sanft und lind,
Sie lächeln ihm, da wieder die Friedenssonne scheint,
Doch denkt er oft des Treuen und oft sein Auge weint.

Dann spricht er zu den Seinen: „Die Treue hoch verehrt!"
„Ich habe sie erprobet und ihren hohen Werth.
„Drum webt im Leichentuche mir noch den Wahlspruch ein:
„Treu seinem Gott, dem Kaiser will Landgraf Ludwig sein'"

Ernst Pasqué.

Die vierhundert Pforzheimer.

6. Mai 1622.

Georg von Baden zog zum Streit
In blut'ger, unheilvoller Zeit,
Vor Tilly's wilden Schaaren
Sein Vaterland zu wahren.

Dem Herrscherstab, dem Fürstenhut
Entsagt der Fürst mit starkem Muth,
Und spricht zu seinem Sohne:
„Sitz' Du auf meinem Throne!

Mich ruft zum Kampf die höh're Pflicht,
Die Noth ist groß! Hilft Gott uns nicht,
Wird uns das Schwert bekehren
Von Luthers reinen Lehren.

Doch ferne sei mir's, Mord und Brand
Zu locken in mein friedlich Land;
Ich will das Schwert erfassen
Und Dir das Scepter lassen.

Nimm's hin, mein Sohn! und trag' es weis'
Zu Deines Volks und Gottes Preis,
Des heil'gen Rechts Beschützer,
Der Schwachheit Unterstützer."

Er sprach's und schwang sich auf sein Roß;
„Leb wohl, du meiner Ahnen Schloß!"
Viel heiße Thränen rannen,
Doch rastlos ging's von dannen.

Da half kein Rath, kein warnend Wort,
Ein blind Verlangen trieb ihn fort,
Wie einst in bessern Zeiten
In offner Schlacht zu streiten.

„Der Feigling sucht den Hinterhalt,
Ich trau' auf meines Arms Gewalt;"
So rief er, „kühn Beginnen
Muß uns den Sieg gewinnen."

Und unaufhaltsam rückt er vor,
Und trifft den Feind*) vor Wimpfens Thor,
Viel Tausend wohlgerüstet,
Die all' des Kampfs gelüstet.

Die Trommel ruft, das Schwert wird bloß,
Wie Blitze folgen Hieb und Stoß,
Es donnern die Kanonen,
Die Freund und Feind nicht schonen.

Und mancher stürzt' und mancher sank,
Und Mancher kämpfte sterbenskrank,
Hat schweren Tod gelitten,
Denn blutig ward gestritten.

Es stach der Sonne heißer Brand
Den Fürsten, der im Freien stand;
Doch kühles Obdach hatten
Die Feind' im Waldesschatten.

Da hat gar mancher Held geklagt;
Der Markgraf streitet unverzagt,
Und Mancher muß erbleichen
Vor seines Armes Streichen.

Doch sieh! welch schwarzer Höllenkampf
Steigt dort empor und stört den Kampf?
Horcht, wie es kracht und wettert
Und Alles rings zerschmettert!

Des Fürsten Heer wird schnell zersprengt,
Und Herr'n und Knechte flieh'n vermengt;
Ein Schreckensruf verkündet:
Das Pulver ist entzündet!

Umsonst war Bitten, Mahnen, Droh'n,
So Muth als Ordnung war entfloh'n;
Doch focht, vom Feind umgeben,
Der Markgraf für sein Leben.

Nun spitzt das Ohr und hört die That,
Die nirgend ihres Gleichen hat,
Vernehmt sie und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Ein Häuflein klein, doch edler Art
Hat um den Fürsten sich geschaart,
Aus jener Stadt gebürtig,
Des Schwabenlandes würdig.

Sie standen vor dem Fürsten dicht
Wie Säulen fest, und wankten nicht,
Sein theures Haupt zu retten
Aus ew'ger Knechtschaft Ketten.

Und Mancher stürzt' und Mancher sank,
Das Blut der treusten Herzen trank
Der nimmersatte Boden,
Ein weites Feld von Todten.

Sie kämpften bis der Letzte blieb:
„O weinet nicht, ihr Mütter lieb!
Der Ruhm von euern Söhnen
Wird alles Land durchtönen!"

So ward der edle Fürst befreit
Durch seiner Bürger Tapferkeit;
Denn Lieb' ist besser Wehre,
Als Furcht und mächt'ge Heere.

Und Ihr, Ihr Herren edeln Bluts,
Begebt Euch Eures stolzen Muths,
Und ehret und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Eduard Brauer.

---

*) Die liguistische Armee unter Tilly.

Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt und das Gymnasium zu Darmstadt.

12. April 1629.

„Was der Vater mir geboten,
Was ich selbst mir anbefahl,
Jenes Wort des edeln Todten,
Jenes Wort der eignen Wahl:
Eine Schule, gut und tüchtig,
Der Gelahrtheit Schirm und Hort.
Eine Schule, rein und züchtig,
Sei nicht länger bloßes Wort!"

„Endlich in das Blau der Lüfte
Strecke sich's durch Quadern aus;
Hier, wo meines Stammes Grüfte,
Hier, wo meines Lebens Haus,
Wo vor zweiundzwanzig Jahren
Ich dies Leben selbst begrüßt,
Will ich pflegen, halten, wahren,
Was des Lebens Reiz versüßt."

Es geschieht. An stillem Orte
Hebt die Schule sich empor;
Mählich wölbt sich Gang und Pforte,
Steigen Treppen, glänzt das Thor:
Nach dem Hof, welch zieres Wappen!
In dem Hof, welch frischer Quell! —
Der Gelahrtheit Ritter, Knappen,
Alsobald seid an der Stell'!

Eines Tags, da man zu Neune
Sechszehnhundert zwanzig schreibt,
Der April im Morgenscheine
Seine zwölfte Woge treibt,
Oft von Pulverdampf umhüllet,
In der Zeiten Qual und Noth,
Hat sich treu und wahr erfüllet
Unsres zweiten Georg Gebot.

Wie die guten Städter schauen:
Wie sich Alles drängt heran!
Wie sich Alles will erbauen,
Aus den Gassen, auf dem Plan! —
Seht die Mäntel, bunt und faltig,
Seht der Lehrer festen Gang,
Seht die Schüler vielgestaltig,
Höret ihren Festgesang!

Durch des Schlosses weite Hallen
Geht's zum schöngefügten Saal,
Und mit inn'gem Wohlgefallen
Sieht es Georg und sein Gemal;
In dem Auge Glück und Segen,
Auf der Lippe Dank und Gruß,
Treten sie dem Zug' entgegen
Und dem Rector Klinckerfuß.

Festlich steht des Landes Adel,
Schwarz des Städtleins Geistlichkeit,
Seine Räthe, ohne Tadel,
Sind um Landgraf Georg gereiht:
Festgesang und Festgebete, —
Würdig hochgelahrter Art,
Und romantisch klingt die Rede
Kanzler Wolfs von Todtenwart.

Als der hehre Act vollendet,
Geht's zur Kirche still und kühl,
Hoch zum höchsten Herrn gewendet
Ist Bewußtsein und Gefühl;
Mit der Orgeltöne Rauschen
Mit der Predigt strömt es fort,
Wie sie All' der Weihe lauschen
Heil'gen Werks an heil'gem Ort!

Jene Lehrer, fünf gezählet,
Ihrer Schüler Dutzendzahl,
Sehn wir bald gequält, gestählet
Durch die Pest und Kriegesqual;
Landgraf Georg ging zu den Todten,
Zu den Todten sein Gemal,
Doch die Schule ward zum Boten
In der Zeiten Abendstrahl.

K. Buchner.

Der Sturm auf Alsfeld.

1646.

In dem alten Lande Hessen
Nenne mir die ält'ste Stadt,
Wo einst Kaiser Karl gesessen,
Luther einst gepredigt hat,
Die zur neu gereinten Lehre,
Sich vor allen hat bekannt,
Gern für Vaterland und Ehre
Ihre Streiter ausgesandt!

Ihre Streiter! Ja sie stritten,
Alsfelds Söhne stritten gut;
Komm: ich führe dich inmitten
Pulverdampf und Rauch und Blut:
Sechszehnhundert sechsundvierzig,
Jahr der würgevollen Schlacht,
In dem Weine kühl und würzig
Werde oft noch dein gedacht!

Sind es Deutsche, sind es Brüder,
Die so finster auf sich sehn,
Alsfeld, deiner Söhne Glieder
Mit der blut'gen Sichel mäh'n?
Feuerbälle nach dir jagen,
Deiner Wälle Kraft versehrt,
Deine Mauern dir zerschlagen,
Deine Häuser dir zerstört?

Habt ihr alsobald vergessen,
Daß von neunundsiebzig Jahr
Philipp: Herr von Niederhessen
Und auch Herr von Alsfeld war?
Daß er mit dem Feuerblicke
Euch zur Liebe auferzog,
Daß er Niederhessens Glücke
Mit dem Glücke Alsfelds wog?

Doch im wüsten Gang der Zeiten
Trennen Vater sich und Sohn:
Gilt es hier für Georg zu streiten,
Kämpft man dort um Wilhelms Thron.
Alsfeld war dem jüngern Stamme
Zugetheilt und festverzweigt; —
Sieh' wie rasch die Feuerflamme
Schon von Dach zu Dache steigt!

In der Kirche Sankt Kathrinen,
Die so manches Grab bedeckt,
Haben kummervolle Mienen,
Frau'n und Kinder sich versteckt:
Ihr Gebet verklingt im Sturme,
Und es schweigt ihr Festgesang, —
Horch: da rauscht vom Kirchenthurme
Weltgerichts-Trompeten-Klang!

Eine Bombe sinkt hernieder,
Wühlt bei Gräbern sich ein Grab,
Schreckensvoll die zarten Glieder,
Stürzt zugleich ein Weib herab:
Ihren Säugling fest umschlungen,
Gleich dem Säugling schnell entseelt,
Von des Todes Kraft bezwungen
Ist die Angst, die sie gequält.

Mählich besser wird's im Kampfe,
Denn der Büchse fehlt das Blei;
Während dort aus Pulverdampfe
Kugel, Kugel drängt auf's Neu',
Ruft man: „Auf des Pfarrers Dache,
An den Kanten, hoch und scharf,
Haftet fest für Kampf und Rache
Unser nöthigster Bedarf!"

Selbst Magister Happel winket
Eifrig nach dem Dach hinauf:
„„Was an Blei heruntersinket,
Schmettre in des Feindes Lauf!
Gibt nicht Jeder gern sein Leben
Ruft das Vaterland ihn wach,
Und sollt' ich das Blei nicht geben
Freudig selbst vom eignen Dach?""

Doch wer mag sich wohl vertrauen
Solchem luftig hohen Sitz,
Drauf des Feindes Augen schauen,
Drauf er lenket seinen Blitz?
Schnell — noch zagen alle Geister,
Vollgeschüttet ist das Maas, —
Steigt zum Dach der Bürgermeister,
Steigt der tapfre Konrad Haas.

Und Magister Happel reichet
Ihm hinauf das scharfe Beil;
Jeder handelt, Jeder schweiget,
Denn hier gilt's geschäft'ge Eil';
Zu der Erde sinkt in großen,
Schweren Massen das Metall,
Und in Kugeln umgegossen,
Stürmt es in der Feinde Fall.

Rückgedrängt ist schon die Masse
Von dem Markte nach dem Thor,
Sieh' da treibt die Mainzergasse
Frischer, hoher Brand empor!
Gleich der buntgezackten Fahne,
Gleich dem farbig-hellsten Strauß,
Ist es nicht, ererbt vom Ahne
Unsres Bürgermeisters Haus?

Ruhig sieht er in das Feuer,
Haus und Hof und Gut vergehn,
Was noch mehr ihm lieb und theuer,
Soll ja drinnen auferstehn.
Nur noch mehr geschäftig, sendet
Er des abgehau'nen Blei's,
Das den Abschiedssegen spendet,
Geistlich, aber tödtlich heiß.

Und so hat sich die Gemeine
Niederhessens bald zerstreut,
In dem falben Abendscheine
Ist sie schon von Alsfeld weit:
Ihr Gesangbuch scheint verloren
Auf dem allzuraschen Gang,
Und manch Opfer ward erkoren
Von der Kugeln Klingelklang.

Von dem Dach der Bürgermeister
Zu den Seinen niedersteigt,
Und ihm huld'gen alle Geister,
Und er fühlt sich froh und leicht;
Aber dankbar den Magister
Happel er dem Volke zeigt:
„Seht, ihr lieben Herrn, das ist er,
Der mir frisch das Beil gereicht."

K. Buchner.

Prinz Friedrich II. von Hessen-Homburg bei Fehrbellin.

1675.

„Ziehet, Prinz von Hessen-Homburg, unserm kleinen Heer vorauf,"
Sprach der große Friedrich Wilhelm, „nehmt den besten Reiterhauf,
Spähet nach den Feindesschaaren; aber laßt euch nicht verleiten,
Schnell und wagend, wie ihr immer, mit der Uebermacht zu streiten."

An der Spitze seiner Schaaren treibt er durch das grüne Feld
Ueber Berg und Wiesenthalen und erspäht des Feindes Zelt.
Hu! da blickt es ihm herüber, und die hellen Waffen blitzen;
O, wie winkt es ihm hinüber, lockend mit den Schwerterspitzen!

Fern herüber fliegt verwegen mordbegieriges Geschoß,
Und es streift des kühnen Helden kampfbegierig Schlachtenroß;
Und der Reiter spornt den Rappen, und es folgen ihm die Schaaren,
Und vermessen stürzen Alle in die tödtlichen Gefahren.

Schwingen sie behend die Schwerter, fällt auch mancher Heldenstreich,
Sinkt auch mancher kühne Schwede auf die Wiese todt und bleich,
Zehen fechten gegen Tausend, die an ihrem Blut sich letzen,
Ihres Ruhmes junge Scharten an den Siegern auszuwetzen.

Armer Prinz von Hessen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Mitten unter Feindeskugeln aller Hülf' und Rettung baar!
O, wer möchte da die Streiche, die an ihre Panzer schlugen,
Und die rothen Wunden zählen, so die tapfern Streiter trugen!

Armer Prinz von Hessen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Jetzo bist du überwunden und verloren immerdar! —
Doch den Donner des Geschützes hört der Kurfürst in der Weite,
Und er ahnet was geschehen, und er fliegt zu Kampf und Streite.

Wie die graugepeitschte Woge an die Felsgestade braust',
Wie der Sturmwind an den Wipfeln alter Eichenwälder saust',
Flog herbei mit seinem Volke Friedrich Wilhelm wohlgerüstet,
Wie Orion's Sterne funkeln, wenn er durch die Nacht sich brüstet.

Und der Feinde dichte Rotten seh'n den starken Helden nah'n,
Seh'n die tapfern Brandenburger, und ein Zittern faßt sie an.
Tausend heiße, rothe Quellen fließen plötzlich nach dem Sande:
Flieht, ihr kühnen Schweden, fliehet: fliehet schnell in eure Lande!

„Großer Kurfürst Friedrich Wilhelm, der den großen Sieg gewonnen,
Der das Werk zu Ende brachte, das bei Rathenau begonnen,
Sei gepriesen Landesvater, Landesretter immerdar,"
Ruft ihm jubelvoll entgegen seine Brandenburger-Schaar.

„Lebt der Prinz von Hessen-Homburg?" fragt er ernst, und voller Bangen
Kommt der Ritter schuldig, reuig, todtenbleich herbeigegangen.
„Prinz, ihr habt den Tod verdienet für die übereilte That."
Tod verdient von seinen Brüdern, ruft der ganze Kriegesrath.

„Aber soll mich Gott behüten, diesen Tag, der Feinde Schrecken,
„Mit dem Blute eines Prinzen meines Stammes zu beflecken!
„Tretet her und dankt dem Himmel, daß der Sieg der unsre war!"
Und es knieten alle nieder, und es dankte Gott die Schaar.

Julius Curtius.

Ludwig VI. und das Glockenspiel zu Darmstadt.

1670.

Zu Utrecht in dem Dome steht
Herr Ludwig, Graf zu Hessen.
Sein Auge sinnend sich ergeht
Auf einem Stein, der dessen,
Der einst gelebt, ihm Kunde gibt;
Was er gehofft, was er geliebt,
Sagt ihm im Stein der Todte.

„Zum Sterben bin ich, Herr, bereit;
Harrt doch auf anderm Sterne
Der Seele mein Unsterblichkeit,
Drum sterb', o Herr, ich gerne."
So lautete der Theil der Schrift,
Der tief das Herz des Grafen trifft,
Der ihn versenkt in Sinnen.

Wol dir, spricht leise jetzt sein Mund,
Du hattest festen Glauben!
Und selbst der Tod in letzter Stund
Konnt' nimmer dir ihn rauben.
Glaubt' ich doch auch so fest wie du,
Dann zög' ins Herz mir Trost und Ruh!
Wer gibt mir diesen Glauben?

Da horch! Durchs hohe Fenster klingt
Ein Lied von hellen Glocken.
Der Landgraf hört's! Ins Herz ihm dringt
Ein himmlisches Frohlocken.
„O Jesus meine Zuversicht!"
So tönt das Lied, das zu ihm spricht:
An ihn mußt du dich wenden!

Und auf die Kniee sinkt der Herr,
Schaut selig auf nach oben;
Sein Herz ist leicht, das vorhin schwer,
Kann Gott den Herren loben.
Und nach inbrünstigem Gebet,
Gestärkt er aus dem Dome geht,
Gestärkt fürs ganze Leben.

* * *

Was hebt in Darmstadt sich ein Bau
Im alten Herrensitze?
Ein Thurm streckt nach des Himmels Blau
Verlangend Dach und Spitze,
Und drinnen hängen groß und klein,
Der Glocken viel, und voll und rein
Vermögen sie zu singen.

Herr Ludwig denkend jener Stund,
Als durch der Glocken Singen
Ihm Trost und Hülfe wurde kund,
Ließ diesen Bau vollbringen.
Damit die Glocken jeder Zeit
In Glück und Lust, in Schmerz und Leid,
Stets mahnend ihn umklingen.

* * *

Die Jahre fliehn; Herr Ludwig liegt
Zu Tode krank. Ergeben
Er sich in Gottes Willen fügt,
So war ja stets sein Leben.
Und zu den Seinen spricht er still:
„O weinet nicht! So Gott es will,
Seh'n wir uns drüben wieder.

„An ihn nur glaubt, dann ist der Schmerz
Der Erde zu ertragen,
Der Glaube senkt ins wunde Herz
Stets Trost in trüben Tagen.
Auf Jesum hofft und baut allein
Dann wird euch nimmer bange sein
Vor ernster, letzter Stunde."

Er spricht's und sinket matt zurück;
Da tönt die zweite Stunde
Und sieh; verklärt trifft jetzt sein Blick
Die Seinen in der Runde.
Denn feierlich dringt in den Saal
Ein hoher, herrlicher Choral,
Von Glocken hell gesungen!

„O Jesus meine Zuversicht!"
So haucht er noch, dann schwinget
Die Seele sich empor zum Licht,
Und Licht den Saal durchdringet.
Die Sonne war's, in goldner Pracht
Schien wieder sie nach Winternacht,
Ein Bote neuen Frühlings!

* * *

Und heut noch hört man Stund um Stund
Es hell vom Thurme klingen,
Die Glocken mit metall'nem Mund
Dort hohe Lieder singen.
Wenn Trost in's gläub'ge Herz dann quillt,
Ist Ludwigs heil'ger Wunsch erfüllt,
Sein Bau prangt nicht vergebens!

Ernst Pasqué.

Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt oder die Begegnung bei Heusenstamm.

29. März 1764.

Der Morgen graut, es schimmern goldne Funken
Hoch um den blätterlosen Hain,
Und in der Fenster weite Reih'n,
Ob hier ein Kranich aus der Luft gesunken,
Vielleicht ein Stein sein rothes Blut getrunken? —
Das alte Schloß ist Jagdschloß Kranichstein.

Heut' schweigt der Lärm, der sonst in tausend Wellen
Hervorgefluthet aus dem Jägerhorn,
Und links und rechts gestrebt durch Busch und Dorn.
Das Jagdroß weilt in seinen Ställen;
Nur ungeduldig lautes Hundebellen
Ruft häufig wach des Jägers Zorn.

Heut' schweigt der Lärm; durch seine Zimmer schreitet
Ludwig der VIII., bleibt oft sinnend steh'n,
Manch Bildniß an den Wänden zu beseh'n,
Und wie das Auge dran vorüber gleitet,
Hat eine Landschaft sich ihm ausgebreitet,
Um die der Jugend Zaubernebel weh'n.

Nicht jene Landschaft, die sich abgeschlossen,
Dem hellen Teich mit Schwänen eingestreut,
Noch heute gern des Städtlers Blicken beut,
Wenn er hinaus mit fröhlichen Genossen
Zum Weine zieht mit blanken Jagdgeschossen,
Zum edlen Waidwerk, das die Seele freut.

Noch einmal blickt der Landgraf nach dem Bilde
Theresia's und nach dem Kaiser Franz,
Umgeben von der Kinder blüh'ndem Kranz:
Hier waren ihm die freundlichen Gefilde
Emporgetaucht aus Liebe, Kraft und Milde,
Und halb versunknem Sonnenglanz.

Im Silberhaar, mit tief gebeugtem Rücken,
Gleich einer Pappel, die sich zitternd rührt,
Wird Landgraf Ludwig durch den Gang geführt
Den heute noch die Hirschgeweihe schmücken,
Von dannen sie zum Hof hinunterblicken
Stolz, wie dem Zackenwald gebührt.

Ein Wagen hält. Die treuen Rosse fliegen
Schnell übers Feld und durch den Buchenhain,
Um den die Märzenveilchen Düfte streu'n,
Schneeglöckchen über's Eis des Winters siegen,
Die Lerchen hoch sich in den Lüften wiegen
Und schnee'ges Wasser träufelt über'n Rain.

„Nach Heusenstamm!" so spricht die welke Lippe
Landgrafen Ludwigs vor sich hin;
„Dort werden sie anheut vorüberzieh'n!"
Und wieder lenkt in waldiges Gestrüppe,
In eines Hohlwegs zackiges Gerippe
Der raschen Pferde feuriges Bemüh'n.

Hier ist der Ort. Die dunkeln Tannen schweigen,
Es schweigt die Flur, doch mit der Stunde Klang,
Die g'rade jetzt vom Dorf herüber drang,
Wird auch der Kaiser sich dem Landgraf zeigen,
(So sprach sein Bote) sich ihm gnädig neigen.
Und näher schon tönt Ruf und Rosseklang,

Der Kaiser ist's Theresias Anvermählter,
Es ist der gute Kaiser Franz,
Sein Joseph ist's im frischen Jugendglanz;
Als Deutschlands König, als vom Reich Gewählter,
Die Wange röther und das Aug' beseelter,
Zieht er dahin zu Frankfurts Mauernkranz.

Dort will der Vater ihn zum Dom geleiten,
Zum alten Römer, zu dem Roßmarkt auch,
Zu Pomp und Fest und lang bewährtem Brauch:
Schon sieht er sich die Zeil hinunterreiten,
Hört Vivatruf und lautes Glockenläuten,
Und Festmusik im frischen Morgenhauch.

Da hält der Zug. Vom hohen Kutschenschlage
Steigt Kaiser Franz, es folgt ihm rasch der Sohn,
Und zitternd spricht mit würdevollem Ton
Ludwig der VIII.: „An so schönem Tage,
Dran selbst verstummt des Alters strenge Klage,
Darf ich nicht fehlen an des Kaisers Thron."

„„Kommt mit nach Frankfurt! denkt der schönen Zeiten
Als Ihr im Heidelberger Thal
Mir zugebracht die Kunde meiner Wahl!"" —
„O gnäd'ger Kaiser, dieses liegt im Weiten,
Gern möcht' ich Euch und Euren Sohn begleiten,
Doch müd und schwach wank' ich im Römersaal."

Der Landgraf spricht's und eine junge Fichte
Dient ihm als Stütze, und zum holden Blick
Kommt einmal noch die Jugendzeit zurück,
Als wenn sie sich von sel'gen Welten flüchte;
Auch um des Kaisers würdig-ernst Gesichte
Spielt Heiterkeit und frisch gekeimtes Glück.

Und ihrer hohen Herrin denken Beide,
Der Kaiserin Theresia:
Stets war mit Huld sie Landgraf Ludwig nah';
Er zog für sie zum blutgetränkten Streite,
Im Fürstenpomp und in des Jägers Kleide
Freut er des Blicks sich, welcher auf ihn sah.

Als nun der Worte Wiederspiel geendet,
Da nimmt der Kaiser freudig Ludwigs Hand,
Und drückt sie fest und hält sie unverwandt:
„Ihr seid der beste Freund, der mir gesendet!"
Der Kaiser spricht's. Zum Wagen hingewendet
Ist Jeder schnell und eilt durch Flur und Land.

Indeß in hohen, reichgeschmückten Tagen
Vater und Sohn zu Frankfurt sich ergeh'n,
Juwelenlichter um die Scheitel wehn,
Läßt Landgraf Ludwig eine Münze schlagen,
Auf ferne Zeit die Kunde noch zu tragen
Von Heusenstamm und seinem Wiedersehn.

K. Buchner.

Anmerkung. Ludwig der Achte war vor allen Fürsten seiner Zeit ein Freund und Anhänger des kaiserlichen Hauses. Die von ihm zärtlich verehrte Maria Theresia machte ihn im Jahr 1741 zum General-Feldmarschall und ihr Gemal, welchem Ludwig das Dekret der Kurfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte, schenkte ihm bei seiner Krönung einen kostbaren Brillantring, worin das Bildniß Maria Theresia's und einen auf 7000 fl. geschätzten Degen. Als späterhin Kaiser Franz seinen Sohn Josef nach Frankfurt begleitete, wo er zum Kaiser gewählt und gekrönt wurde, trafen beide hohe Personen mit dem damals schon 74jährigen Landgrafen Ludwig auf einem Waldflecken bei Heusenstamm, zwischen Seligenstadt und Frankfurt zusammen. Es war der 29. März 1764. Der altersschwache Landgraf hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch länger fortsetzen zu können. (Göthe's Werke, Octav-Ausgabe, 17 Bd., S. 310.) Nach Andern mußte er sich von Zweien seines Gefolges halten lassen. (Dieffenbach, Versuch einer Geschichte der Residenz Darmstadt. S. 74.) Vielleicht geschah Beides. Kaiser Franz soll bei dieser Gelegenheit ausgerufen haben, Landgraf Ludwig sei sein bester Freund. Der Landgraf ließ in der Folge zur Erinnerung an jenen Tag eine Denkmünze schlagen. Das Jagdschloß Kranichstein, unweit Darmstadt, war viele Jahre hindurch der Aufenthaltsort des Landgrafen Ludwig des Achten.

Des Landgrafen Ludwig VIII. Tod.

17. October 1768.

Vom nahen Jagdschloß Kranichstein
Nach Darmstadt brauset ein Gespann,
Sechs weiße Hirsche ziehen d'ran,
Der Wagen schließt Herrn Ludwig ein.

An dem Theater hält der Zug;
Der alte Herr steigt hastig aus;
Schon harret seiner stumm das Haus,
Die Glocke eben sechse schlug.

Ein ernstes Stück wird aufgeführt:
Schnell wird ein reicher Kaufmann arm
In London, und der Gläub'ger Schwarm
Nach seiner Habe gierig spürt.

Es tritt mit Klagen auf ein Weib,
Verloren hat sie Hab' und Gut,
Verloren ihres Lebens Muth,
Verloren ihrer Schönheit Leib.

Die gute Frau spricht drauf das Wort:
„Auf Menschen kann ich nimmer bau'n,
Der Gnade Gottes muß ich trau'n,
Die Erde ist nur Prüfungsort!"

Der Landgraf ruft: „Recht Mütterlein,
Der Gnad' allein vertrau' ich mich!"
Erhebt noch einmal hastig sich,
Und schläft dann ruhig für immer ein.

Auf Gnade hat der nur gebaut,
Der viele Gnaden selbst verlieh;
Daß ihn sein Glaube täuschte nie,
Bekannt' der Fürst im Sterben laut.

H. Künzel.

Die Hessen auf der Bresche von Badajoz in Spanien *).

6 -- 7 April 1812.

Vollendet ist der Sonne Lauf,
Feurig glühen ihre letzten Strahlen
Drohend steigen schwarze Wolken auf,
Die in Abendgluth sich blutig malen;
Schaurig hüllet die Natur
Sich in finstre Schatten ein
Und es schweiget jede Creatur.
Einsam schreitet nur allein
Abgemeßnen Schrittes durch die Nacht
Noch der Posten, welcher wacht
In der Feste unten am Glacie. —
Horch! jetzt rufet er: „qui vit!"
Nein, es war des Todtenvogels Schrei,
Der, im Feindeslager aufgeschreckt,
An der Feste flog vorbei.
Oft schon hat er uns geneckt!
Ihm verleiht der aberwitz'ge Wahn,
Thöricht, die prophet'sche Gabe,
Als künd' er den Todesengel an
Und berufe Opfer zu dem Grabe. —
Horch! es stöhnt und ächzt
Dort im Schutte und Getrümmer
Jener Bresche. — Nein, es krächzt
Nur das Käuzchen. Immer
Hör' ich's zu derselben Stunde,
Wo der Posten an dem Thurme steht,
Wenn vor Mitternacht die Runde
Auf dem Walle hin und wieder geht.
Auch mag's Mancher nicht wohl leiden,
Denn sein Krächzen soll nicht Gut's bedeuten.
Will's wohl glauben,
Daß es uns nicht's Gutes mag verkünden.
Dennoch soll es uns den Muth nicht rauben
Und uns stets auf unserm Posten finden.
Sind wir nicht die alten wackern Hessen?
Hat der Sieg uns nicht schon oft gelacht
Wenn wir uns mit Kampfbegier gemessen
Mit dem Feind in blutig, heißer Schlacht?
Fanden wir nicht bei Zornosa schon
Unsers Muthes ehrenvollen Lohn?
Standen wir nicht brav und kühn
In der Schlacht bei Medellin?
Rückten wir nicht muthig wacker vor
In dem Kampf bei Mesa de Ypor?
Oder in Asturiens hohen Felsenrücken,
Wo der Spanier nie dem Mauren wich,
Ließen wir uns siegreich dort nicht blicken,
Als der Feind bei Salas setzte sich?
Krönt' uns nicht der Sieg an beiden Orten,
Wie im Süden dort, so hier im Norden?
Ward nicht hier, wie dort die feindliche Kanone
Unserm Muth zum wohlverdienten Lohne?
Pochte nicht das Herz des tapfern Hessen hoch,
Als von Arzobispo sich der Feind zurücke zog?
Und in Talavera de la Reina's Völkerschlacht
Schlugen sich die Hessen nicht bis in die Nacht?
Zogen sie dann muthig nicht zum Tajostrande,
Als der Feind sich nach der Mancha wandte,
Und als dort auf's Neu entzündet sich der Krieg,
Theilten sie nicht bei Almonacid den Sieg?

---

*) Aus: „Zum Fest der alten Lieb' und Treue der braven Kameraden, zur Erinnerung an unsern letzten Kampf in Spanien vor 40 Jahren, gewidmet von ihrem alten Waffenbruder Georg Phil. Maurer. Darmstadt am 6. April 1852."

Fochten sie nicht tapfer in dem Heere,
Als der Spanier 30 Tausend streckten die Gewehre
Bei Ocana, in der Mancha Herz? —
Achtete der Hesse je Gefahr und Schmerz?
D'rum, mag Todtenvogel, oder Käutzchen schrein,
Muthig wird der Hesse stets im Kampfe sein!

Eingeschlossen hat des stolzen Britten Uebermacht.
Die zu Lusitaniens Schutze er hierher gebracht,
Uns mit seinen Bundsgenossen zwar
Hier in dieser Feste Wallen;
Doch wir trotzen standhaft der Gefahr
Und an unserm Muthe soll sich seine Kraft zerschellen!
Drohend donnerts aus den feindlichen Geschützen
Lange schon in unser krieggewöhntes Ohr,
Und wenn auch, getroffen von des Todes Blitzen,
Manchen Braven blutend unser Herz verlor,
So wird darum doch des Hessen Muth nicht sinken,
Sollt' der Tod ihm auch aus tausend Feuerschlunden winken:
Kühn entschlossen und bereit
Stehet er gerüstet da zum Streit. —

Doch, was regt sich dort am Horizonte?
Gleich den Meereswogen strömt es durch die Nacht;

Sieh'! es flimmert dort im bleichen Monde,
Als bereite sich der Feind zur Schlacht.
Näher stets und näher kömmt's herangezogen,
Schweigend wogt es von der Ferne her,
Wie die schwarzen, sturmbewegten Wogen
Auf dem fernen Abendmeer.
Sieh'! es blitzt, wie nahes Wetterleuchten,
Dort im Rücken an der Citadelle;
Praßlend folgt mit schnellen, leichten
Donnern jetzt der Schall des Blitzes Helle. —
Auf! an eure Posten, tapfere Hessen!
Jetzo will der Feind sich mit uns messen.
Horch! auch auf der rechten Flanke,
An der Palmas Pforte, hör' ich 'was —
Brüllend stürzt der Feind dort in die Schranke:
Wie das stürmet ohne Unterlaß!
Jetzt, Kam'raden, stehet auf den Breschen
Muthig trotzend der Gefahr!
Unsern heißen Kampfesdurst zu löschen,
Bietet die Gelegenheit sich dar.
Seht! nun drängt's in dichten Haufen
Sich heran auf dem Glacie:
Theuer sollen sie das Wagestück erkaufen,
Uebeln Lohn für ihre saure Müh'!
Nimmer soll's dem kühnen Feind gelingen,
Wo wir kämpfen, in die Feste einzudringen.
Ha! schon stürzet, gleich der wilden Fluth,
Sich der Feinde Strom hier in den Graben —
„Feuer!“ — Halt! Kam'raden, mäßigt euren Muth:
Ruhig, fest entschlossen wartet bis sie haben
Unsre Breschen erst bestiegen —
Jetzt! Kam'raden! **„sterben, oder siegen!“**
Ha! wie schmettert durch die dichten Glieder
Unser tödtliches Geschoß und mäht,
Gleich der Sichel, sie zu Hunderten danieder,
Wo der Hessen Siegesfahne weht!
Horch! es öffnet mit des Donners Krachen
Sich der Minen Höllenrachen;
Wie aus speiendem Vulkan
Schlägt die Flamme himmelan;
Hundertfach verbreitet sich der Knall
In des Echo's aufgeschrecktem Wiederhall,
Und es bebt umher der Feste Grund
Ueber diesem Schreckensschlund:
Weithin, unter der Verstümmelten Gewimmer,
Schleudert's das zerborstene Getrümmer.

Grollend brüllt der Donner der Geschütze
Durch die kalte, mitternächt'ge Luft,
Feurig zucken schlangenzüng'ge Blitze
Und der enge Kampfplatz wird zur Gruft;
Blutig roth entzündet flammt der Himmel
Und es ras't das heiße Kampfgetümmel.

Hundertpfünd'ger Bomben Rachen
Bersten jetzt mit lautem Krachen,
Mit zertrümmertem Gesteine
Fliegen der Zerschmetterten Gebeine
Sausend durch die Luft
In die offne Gruft. —

Streitet muthig hier
An dem Cavalier!
Seht! da wollen sie herein!
Schlaget wacker drein,
Meine Kameraden!
Werfet die Granaden
In die dichten Rei'hn! —
Hört ihr, wie sie schrei'n?
„Ha, wie glüh'n die Röhre
Unserer Gewehre“ —
Nehmt die Pique zur Hand!
Haltet tapfer Stand!
Seht! da drängt sich's wieder:
Stoßt sie nieder!
Bravo! meine Brüder:
Ha! sie weichen
Unsern Streichen:
Victoria! ihr Lieben,
Unser ist der Sieg geblieben!“

Ja, Kam'raden, unser ist der Sieg;
Doch hat theure Opfer er verlangt!
Aber anders ist es nicht im Krieg:
Blutend fühlt's das Herz, doch bangt
Dem Soldaten nicht, wenn seine Brüder
Rafft der Heldentod an seiner Seite nieder. —

Ach! auch Du, mein Trauter, o mein Freund!
Den das Bruderband so innigst mir vereint,
Mußte Dich das Schicksal schon so früh erreichen?
O, auch Du, mein Bruder, mußtest mir erbleichen!
Konnte Dich auch selbst die Freundeshand nicht schützen?
Ach, auch Du mußt' hier Dein edles Blut verspritzen!
Schwarz entquoll der Lebensstrom dem Herzen,
Kalt und starr ist nun die warme Brust,
Die so liebend schlug in Freud' und Schmerzen,
Die ich oft umschlang in Lieb' und Lust.

Trüb', erloschen sind der Augen Sterne;
Abgestorben ist der treue Blick!
Aus des edlen Herzens Demantkerne
Strahlt nicht mehr der Seele Glanz zurück;
Und der Mund, der reinen Seele Pforte,
Ist versiegelt von des Todes Hand:
Nimmer hör' ich mehr des Freundes Worte,
Die mein treues Herz so gut verstand! —
Heiße Thränen, die der Schmerz vergießet,
Edle Perlen, die die Freundschaft weint,
Trocknet! Wenn auch mich der Tod geküsset,
Wird der Freund dem Freunde ja vereint. —
Lebe wohl! mein braver Kriegsgefährte,
Lebe wohl in jenem Sternenzelt!
Ja, zu rein und edel für die Erde,
Schiedst Du siegend hier, als junger Held!
Lebet wohl! Ihr Braven und ihr Lieben,
Lebet wohl, die siegend Ihr geblieben!
Aus dem Heldenblute, das Ihr hier vergossen,
Sind des Lorbeers ew'ge Kränze Euch entsprossen.

Aber sehet, wo der Feind zurücke
Hat vom Kampfplatz eben sich gezogen
Drängen sich auf's Neue schwarze Wogen:
Näher brausen sie im Augenblicke!
Brüder seid bereit
Abermals zum Streit!
Muthig, wackre Hessen, nur gefochten!
Euch wird abermals ein Lorbeerkranz geflochten.

Schmetternd raset durch die Reihe
Schon das tödtliche Geschoß auf's Neue;
Wüthend, gleich dem tobenden Orkan,
Stürmt der Feind zur Bresch' hinan;
Doch entschlossen auf den Parapeten
Stehen wir dem Heer' von Bajonnetten
Muthig gegenüber,
Und wir fallen lieber
Von des Heldentodes Streichen,
Als daß schimpflich wir dem Feind weichen.
Dichter immer wird nun das Gedränge
Und die Breschen sind bereits erstiegen:
Doch da kömmt's zum heißen Handgemenge
Und der Feind muß abermals erliegen.
Sausend wüthen die gewalt'gen Waffen
Durch die dichten, hartbedrängten Glieder,
Weit und schauderhaft die Todeswunden klaffen
Und es stürzet Leiche über Leiche nieder.
Von dem blutgefärbten, tödtlichen Getrümmer
Ziehet eilig sich der Feind zurücke
Bei der Brüder kläglichem Gewimmer,
Die er hinterläßet dem Geschicke. —
Wild empöret jauchzt der rohe Muth
Bei dem Anblick seiner Feinde Blut,
Und die siegestrunknen Blicke weiden
Sich an des gefall'nen Feindes Leiden. —
Doch die Menschlichkeit behauptet bald ihr Recht,
Und der Krieger ehrt sein Handwerk schlecht,
Der an dem besiegten Feinde nicht
Liebevoll erfüllet ihre heil'ge Pflicht:
„Auf! ihr Brüder, traget aus dem Streite
Die verwund'ten Feinde hier bei Seite!“ —

Edler Jüngling, Dir ward auf der Bresche Krone,
Statt des Lorbeers nur der Tod zum Lohne!
Doch Du wolltest, da Du sie erstiegen,
Ja nur ruhmvoll sterben, oder siegen.
Kaum noch blühtest Du in voller Kraft der Jugend,
Strebend nach der höchsten Heldenthat,
Als Du fielst ein Opfer Deiner Heldentugend.
Ehre! dem, der sich der Ehre selbst geopfert hat!

Ruhig war es auf dem Kampfplatz nun geworden,
Einhalt war gescheh'n dem wilden Morden;
Doch es war der Streit noch nicht entschieden
Und erneuern sollte sich des Kampfes Wüthen.
Jetzt, zum dritten Mal, mit größrer Macht
Wogt es durch die finstre Nacht: —

Nun wohlan, es sei!
Hört ihr das Geschrei?
Wie es dröhnt an allen Orten,
Auf den Wällen an den Pforten!

„Werft die Feuerkugel dort aus der Batt'rie!“
Helle, wie der Tag, gelichtet
Strahlet jetzo das Glacie,
Und es liegen aufgeschichtet
Die Verwundeten am Boden
Grausenhaft vermischet mit den Todten.
Bei dem jammervollen Wimmern
Ihrer unglücksel'gen Brüder,
Und des Feuers bleichem Flimmern,
Rieselt es den Feinden durch die Glieder;
Bei dem schauderhaften Anblick feiern
Sie noch einen Augenblick, ehe sie den Kampf erneuern;
Doch das Licht verflackert jetzt im Dampfe
Und sie stürzen blind heran zum Kampfe.
Jetzo kommen sie der Brüder Tod zu rächen
Und die eig'ne Schmach:
Doch sie können unsern Muth nicht brechen:
Unser bleibt zum dritten Mal der Tag!
Heil **Victoria!** ihr Brüder,
Singet frohe Siegeslieder!
Auf der Wahlstatt steh'n wir siegestrunken,
Opfernd dem gewalt'gen Kriegesgott
Tausende der Feinde, die gesunken
Und gefunden hier den Heldentod.

* * *

Aber auf dem Feld der Ehre traue Keiner seinem Glücke!
Denn der Kriegesgott ist falsch und lohnt mit Tücke:
Und der Götze opfert seine Priester dem Geschicke.

Ach! indem wir auf den Breschen siegen
Und der Feind muß weichen unserm Muth,
Hat er anderwärts den Wall erstiegen
Und den Sieg errungen ohne Blut;
Denn die weitgedehnten Festungswerke
Waren hier und da nicht wohl bewacht
Und der spärlichen Besatzung Stärke
Ueberbot des Feindes Uebermacht;
Und das Haupt, das überwachet, fehlte,

Denn es floh der feige Philippon *),
Als der Kampf noch unsre Herzen stählte,
Ehrenlos, mit unserm Fluch', davon.

Schmerzlich hören wir die böse Kunde
Auf der **sieggekrönten Stätte,**
Und der Lorbeer wird zur übeln Stunde
Uns zur harten Eisenkette.

Tief erschüttert von des Schicksals Schlage,
Blicken traurig wir mit stummer Klage
Auf die theuren Todesopfer nieder,
Die auch wir dem falschen Gott gebracht,
Auf die vielen treu geliebten Brüder,
Die gefallen, ach umsonst! in dieser Nacht.

Doch **umsonst seid ihr ja nicht gefallen,**
Denn ihr starbt den schönen Heldentod;
Euer Ruhm wird ewig laut erschallen,
Denn Ihr fielt, wie Ehre Euch gebot!

G. Maurer.

Das Lied vom Prinzen Emil von Hessen.

1812. 1813.

Wie lodert so hell das Feuer
In finstrer Mitternacht,
Wer stehet von tausend Leichen
Umlagert, auf einsamer Wacht?

Wer sind die müden Krieger,
Entschlummernd auf Schnee und Eis?
Wer hat sie grausam gebettet
Den Adlern und Wölfen zur Speis'?

Wie brausen und sausen die Stürme
Die Haide hinauf und hinab;
Sie werfen mit wildem Geheule
Sie Leichentücher auf's Grab!

Es schimmert kein Stern am Himmel
In finstrer Winternacht,
Vier Männergestalten nur halten
Am Feuer einsam die Wacht.

Noch bluten die klaffenden Wunden,
Gebohrt vom verfolgenden Feind;
Ihre zitternden Glieder durchwärmet
Das Feu'r, das nur Fetzen bescheint.

Die durchlöcherten Mäntel breiten
Sie mit den Armen aus,
Und bau'n einem Fünften zum Schutze
Sich selbst vergessend ein Haus.

Und schauen mit sorglichen Blicken
Auf den Fünften in ihrer Huth;
Und freuen sich selig im Herzen,
Daß in seligen Träumen er ruht.

So steh'n sie im Kreise gebannet
Durch die lange, bange Nacht;
Und schüren schweigend die Flammen,
Und halten getreulich die Wacht.

Das Feuer erlischt. Da bepurpurt
Die Sonne des Himmels Saum,
Die Viere stehen noch stille,
Sie träumen den ewigen Traum.

Doch der Fünfte wohl erhalten,
Drückt ihnen noch einmal die Hand:
„Träumt fort, ihr treuen Gefährten,
Schlaft ruhig im fremden Land!

Ich kann euch nicht lohnen die Treue,
Eine Treu', wie die Welt sie nicht kennt;
Ein König könnt' ich nicht lohnen
Euch Vieren vom Regiment!"

Wohl rinnet der Thränen manche
Hinab auf das Eis und den Schnee;
Die Viere bleiben stehen,
Nicht fühlend des Fünften Weh!

Wer sind die hohen Gestalten
Und wer der Fünfte zumal?
Vier hessische Leibgardisten! —
Prinz Emil, ihr Feldmarschall.

H. Künzel.

Prince Emilius of Hessen-Darmstadt.

From Hessen-Darmstadt every step to Moskwa's blazing banks,
Was Prince Emilius found in fight before the foremost ranks;
And when upon the icy waste that host was backward cast,
On Beresina's bloody bridge his banner waved the last.

---

*) On s'attendit à récevoir les ordres du Gouverneur, on avait envoyé de tous les points, pour connaitre ses intentions, on ne le trouva pas parceque déjà il n'était plus dans la place.

Cfr. Rapport au Ministre de la Guèrre; par le Chef de Bataillon au Corps Imp. d'Artillerie Lespagnol et le Capitaine du Génie Lefaivre, certifié et signé par 3 Colonels, 5 Chefs de Bataillon et 42 Officiers subalternes.

His valour shed victorious grace on all that dread retreat;
That path across the wildering snow; athwart the blinding sleet;
And every follower of his sword could all endure and dare,
Becoming warriors strong in hope or stronger in despair.

Now, lay and dark, along the storm the demon Cossacks sweep
The hungriest must not look for food, the weariest must not sleep;
No rest, but death, for horse or man, whichever first shall tire; —
They see the flames destroy, but neer may feel the saving fire.

Thus never closed the bitter night nor rose the savage morn,
But from that gallant company some noble part was shorn,
And, sick at heart, the Prince resolved to keep his purposed way,
With stedfast, forward, looks, nor count the losses of the day.

At length beside a black-burnt hut, an island of the snow, —
Each head in frigid stupor bent toward the saddle bow, —
They paused, and of that sturdy troop, that thousand banded men,
At one unmeditated glance he numbered only ten!

Of all that high triumphant life that left his German home,
Of all those hearts that beat beloved or lookt for love to come,
This piteous remnant hardly saved his spirit overcame,
While memory raised each friendly face and called each ancient name.

Then were his words serene and firm — „Dear brothers it is best
That here, with perfect trust in Heaven, we give our bodies rest;
If we have borne, like faithful men, our part of toil and pain,
Where'er we wake, for Christ good sake, we shall not sleep in vain."

Some uttered, others lookt assent, they had no heard to speak;
Dumb hand were prest, the pallid lip approacht the callous cheek;
They laid them side by side; and death to him at least · id seem
To come attired in mazy robe of variegated dream.

Once more he floated on the breast of old familiar Rhine,
His mother's and one other smile above him seemed to shine;
A blessed dew of healing fell on every aching limb,
Till the stream broadened and the air thickened and all was dim.

Nature has bent to other laws of that tremendous night
Past o'er his frame exposed and worn and left no deadly blight;
Then wonder not that when refresht and warm he woke at lost,
There lay a boundless gulf of thought between him and the past.

Soon raising his astonisht head he found himself alone,
Sheltered beneath a genial heap of vestments not his own;
The light increast the solemn truth revealing more and more;
His soldiers corses self-despoiled closed up the narrow door.

That very hour, fulfilling good, miraculous succour came,
And Prince Emilius lived to give this worth deed to fame.
O brave fidelity in death! O strength of loving will!
These are the holy balsam-drops that woful wars distil.

R. M. Milhes,
Mitglied des Parlaments 1840.

Prinz Emil.

Von Hessen-Darmstadt jeden Schritt, bis Moskau's Flammengluth
Focht Prinz Emil in erster Reih mit wahrem Heldenmuth;
Als dann das Heer auf eis'ger Flur zu Tode wird gehetzt,
Auf Beresina's Brücke weht sein Banner noch zuletzt.

Siegreichen Glanz goß aus sein Muth auf all den düstren Zug,
Der ihren Schritt durch Eis und Schnee, der blind macht, endlos trug;
Und die da folgen seinem Schwert durch Regen, Eis und Schnee,
Bald hoffen sie, bald fasset sie verzweiflungsvoll ihr Weh.

Der Hunger darf nicht schrei'n nach Brod, den Müden darf kein Schlaf
Erquicken, da ihn der Cosack sonst mit der Lanze traf;
Nicht Ruh für Roß und Mann, nur Tod, wer zögernd rückwärts weilt,
Das Feuer wärmt nicht, das er sieht, es tödtet, den's ereilt.

Schließt sich die bitter kalte Nacht, steigt auf der junge Tag,
Ein edler Theil der tapfern Schaar in Todesschlummer lag;
Im Herzen krank, hält ein der Prinz den blutgetränkten Pfad,
Mit hellem Gruß, mit hellem Aug', so oft der Tod auch naht.

An einer Hütte, schwarz verbrannt, langt endlich an der Zug,
Und jedes Haupt beugt sich im Schmerz herab zum Sattelbug;
Sie halten; — und vom ganzen Trupp der tapfern Heldenschaar
Wird schnell sein Aug', um ihn vereint, ach zehn, nur zehn gewahr.

Von allen, die da zogen fort, laut jubelnd und gesund
Vom heim'schen Boden, küßten warm beim Abschied Liebchens Mund,
Dies ärmlich Häuflein übrig ist, gerettet wunderbar,
Ihr nasses Auge wird bald der Geschiedenen gewahr.

„Das Beßte ist," ruft fest der Prinz und mild den Brüdern zu,
„Daß unsern Leibern wir im Schutz des Herrn gewähren Ruh;
„Und haben wir getreu bis jetzt getragen Angst und Pein,
„Wird unser Schlaf in Jesu Christ auch nicht vergebens sein."

Sie winken Beifall; schon verstummt ist ihnen Herz und Mund,
Sie drücken schweigend sich die Hand und lagern auf dem Grund;
Und Seit' an Seite liegen sie auf eis'gem ödem Raum,
Der Tod scheint ihnen wenigstens zu nah'n in süßem Traum.

Noch einmal weilen sie im Geist am lieben Vater Rhein,
Noch einmal schau'n sie Liebchens Blick, des Mutterauges Schein;
Erquickung fällt wie sanfter Thau auf jedes Glied herab,
Bis rings das Eisfeld stille wird, so stille, wie das Grab.

In dieser furchtbar kalten Nacht, vom furchtbarsten Gebot
Verschont den Prinzen die Natur, von ihm bleibt fern der Tod.
Kein Wunder, daß; als warm und frisch am Morgen er erwacht,
Er kaum sich noch besinnen kann auf Alles vor der Nacht.

Als er erstaunt das Haupt erhebt, sieht er sich ganz allein,
Erwärmt von Kleidern, die alsbald erkennt er als nicht sein;
Das Sonnenlicht enthüllet die erhabene Wahrheit bald:
Der Treuen nackter Leib, die ihn geschützet, liegt da kalt.

Ihm nahet Rettung wunderbar noch zu derselben Stund,
Zu rühmen seiner Hessen That mit dankerfülltem Mund;
O, deutsche Treue bis zum Tod, der Liebe heil'ge Kraft!
Das ist der Wunderbalsam, den der grimme Krieg uns schafft! —

H. Künzel.

Romanze von dem Prinzen von Homburg.

An die Prinzessin Wilhelm von Preußen.

1813.

Fürstenblut geflossen
In der Lütznerschlacht —
Wie so gern vergossen,
Willig dargebracht!
Kattenblut, Hessenblut,
Schönes deutsches Blut!

Es entrann dem Kühnen
All sein Lebensblut,
Freudig zu versühnen
Schlechten Fürstenmuth.
Rothes Blut, warmes Blut,
Schönes Opferblut!

Und es tönt kein Wehe
In des Vaters Schloß —
Homburg an der Höhe
Zeugt noch manchen Sproß.
Reiches Blut, junges Blut,
Schönes Prinzenblut!

Für des Landes Sache
Floß auch eures gern
An dem Tag der Rache,
Brüder jenes Herrn.
Kattenblut, Hessenblut,
Schönes Freiheitsblut!

Wendet schnell die Rosse,
Boten, heimathwärts;
Auf dem Königsschlosse
Zagt ein Schwesternherz!
Stolzes Blut, mildes Blut,
Schönes Frauenblut!

Du von Homburg's Höhen
Herrlich Fürstenkind,
Wirst ihn wiedersehen,
Lebenslust gewinnt.
Freudig Blut, Heldenblut
Schönes Bruderblut!

Alle Herzen schlagen,
Herrin, ja für Dich;
Alle Zeugen sagen
Deinen Namen sich.
Reines Blut, frommes Blut,
Schönes deutsches Blut!

Max von Schenkendorf.

Valet an's liebe Vaterland

von dem freiwilligen Jäger

Karl Baur,

seinen braven Kameraden geweiht, zu singen in der Abschiedsstunde *).

1814.

Ade, mein liebes Vaterland!
Will fort für dich zur Schlacht:
Jüngst als ich Büchs und Degen nahm,
Hab' ich an dich gedacht.

An dich und an den besten Mann,
An Vater Ludewig;
An euch gedacht ich allererst,
Zu allerletzt an mich.

Hätt' ich um eitel Glanz und Ehr'
Den Degen umgethan, —
Wär' dann nicht werth der heil'gen Zeit,
Wär' dann kein deutscher Mann.

Und wär' kein wackerer Soldat,
Und könnt' es auch nicht sein:
Dann in der Stunde der Gefahr
Fiel mir mein' Sünde ein.

Und jede Kugel, die da käm',
Und pfeifend um mich führ' —
Ha! — dächt' ich — die hat Gott gesandt,
Die Kugel, die gilt dir.

Ich bückte mich und könnt' nicht schau'n
Dem Tod in's Angesicht,
Und wär' zur Schmach für's Vaterland
Ein elend-feiger Wicht.

Nun aber ehrlich deutsch ich bin,
Und fest gestützt auf Gott,
Geh' ich mit Freuden in den Kampf,
Mit Freuden in den Tod.

Ade, ade, lieb Vaterland!
Nur du treibst mich zur Schlacht,
Denn als ich Büchs und Degen nahm,
Hab' ich an dich gedacht.

---

*) „Gedenkbuch der Freiwilligen des Großherzogthums Hessen von 1813—1814. Zusammengestellt und seinen braven Kameraden gewidmet von dem ehemaligen freiwilligen Jäger Ernst Becker. 1853."

Ludewig I., Großherzog von Hessen.

Der 10. April 1830.

Er war — und wie verwais't die Hülle
Vom hohen Geiste schweigend liegt:
Sinkt auf uns nieder dumpfe Stille,
Als ob der Tod die Welt besiegt.

Ja, unser Volk liegt überwunden!
Wir steh'n betäubt und fassen's nicht:
Der Glanz der Sonne ist verschwunden,
Wenn eines Vaters Auge bricht.

Wir sah'n die schwarze Stunde kommen,
Wir wähnten uns gefaßt und stark;
Sie kam, der Funke ist verglommen,
Und Todesgrau'n dringt uns durch's Mark.

Die Mutter*) schied, und winkt beim Scheiden
Der Hoffnung Gruß dem Vater zu;
Der Himmel hört's und öffnet Beiden
Die Pforte zu dem Land der Ruh.

Sie sind vereint! Nach sel'gen Höhen
Schwang sich zum Herzen auf das Herz,
Sie jauchzen nun im Wiedersehen;
Doch, ach, uns bleibt der Trennung Schmerz!

Sie waren unser, wie die Ihren!
Das fühlen wir mit Leid und Lust:
Und möcht sie Gott dem Blick entführen,
Ihr Bild lebt fort in unsrer Brust.

Sein theures Bild wird uns umschweben,
Verklärt, wie es der Enkel schaut,
Im tiefsten Herzen ewig leben:
Denn da steht sein Altar erbaut.

Wer wird auch deß vergessen können,
Der Allen wollte Helfer sein?
Wenn wir den Namen Vater nennen,
So fällt uns Vater Ludwig ein.

Er war ein Mann; ihr Männer, klaget,
Bergt nicht die Thränen, Ihm geweint!
Das Leid, so ihr um Ludwig traget,
Tragt ihr um einen Menschenfreund.

So weit des Forschers Auge reichet,
Sind Hessens Herrscher treu und gut;
Doch keinem Seiner Väter weichet
An Treusinn Er und Edelmuth.

Für's Höchste seh'n wir ihn entbrennen,
Nie wich Er von der Milde Bahn;
Hätt' Er die Welt beglücken können,
Mit seinem Blut hätt' Er's gethan.

Die Herrschaft trug Er als ein Lehen,
Die Tugend war sein Eigenthum:
Solch ein Besitz kann nicht vergehen,
Unsterblich ist ein solcher Ruhm!

Rein, wie es kam aus Gottes Händen,
Blieb auch sein Herz in falscher Zeit;
Vom Rechten war's nicht abzuwenden:
Denn es war ganz voll Biederkeit.

Wer hat von allen Seinen Ahnen
So viel als Er gedacht, gethan?
Er führt Sein Volk auf neuen Bahnen
Zu höh'rer Wirksamkeit hinan.

Der Landmann sä't auf wüsten Gründen,
Auf öden Haiden wallt die Saat,
Und Schnitter sieht man Garben binden,
Wo einst der Dorn gewuchert hat.

Der Städte Pracht hat Er erhoben,
Mit manchem edlen Bau geziert,
Das Werk muß seinen Meister loben,
Und wunderbar ward's ausgeführt.

Ihr, Bürger Darmstadt's, Ihr vor Allen,
Die Seine Näh' beglücket hat,
Zu Ludwigs Asche müßt Ihr wallen,
Ein Denkmal ist Ihm Eure Stadt!

Er baute in der Weltgeschichte
Auf's Neu der Hessen Namen ein;
Und Der nur droben im Gerichte
Kann Seiner Thaten Lohner sein.

Gleich wie der milde Thau befeuchtet
Rings alle Blumen auf der Flur;
Gleich wie des Himmels Sonne leuchtet,
Belebend jede Creatur:

Hatt' Er für Alle Eine Liebe
Umfaßte sie mit Einem Blick,
Und wirkt mit väterlichem Triebe
Für Seines Volkes Ruhm und Glück.

Wer schirmte so der Geister Freiheit?
Wer ehrte so das freie Wort?
Ihn schreckte nicht der Dinge Neuheit,
Zum Bessern wirkt Er fort und fort.

Sein Gottesdienst war — mäßig Leben,
Und Sein Gebet — Arbeitsamkeit,
Sein Glaube — Höherm nachzustreben,
Sein Himmel — Andrer Seligkeit.

So standhaft, wie Heroen waren,
Den Vätern gleich an Männlichkeit,
Ging er die Wege der Gefahren
Im wilden Sturm empörter Zeit.

Des Staates Ruder fest erfassend,
Den Blick den Sternen zugewandt,
Vor Klippen nicht, noch Sturm erblassend,
Lenkt Er Sein Schiff, das Vaterland.

---

*) Die Großherzogin Louise.

Er lenkt es kräftig, klug und weise,
Den Seinen stets ein starker Hort,
Und führt von sturmbedrängter Reise
Das Schiff gerettet in den Port.

Perikles wird Er Seinem Lande;
Ein Solon an erhab'nem Sinn,
Führt Er durch des Gesetzes Bande
Sein Volk zur Eintracht Tempel hin.

Ermüdet von des Lebens Drängen,
Sucht Er der Musen heiteren Hain,
Und bei Euterpes sanften Klängen
Vergaß Er oft des Lebens Pein.

Wer mochte solchen Trost beneiden
Ihm, der so Vielen Tröster war?
Wer sich nicht freu'n bei Dessen Freuden,
Der uns so manche Lust gebar?

Nun hat jed' Lied ihm ausgeklungen,
Ihm lohnt nicht irdischer Gesang;
Zum Reich der Geister aufgeschwungen,
Entzücket Ihn der Sphären Klang.

Karl Baur.

Die Ludewig'ssäule am 14. Juni 1853.

Es tönet heut' ein Wunderklang
Durchs treue Hessenland,
So rein wie himmlischer Gesang,
Als Segens Unterpfand;
Er tönet aus dem Bild von Erz,
Ihn kennet jedes Hessenherz.

Das ist der Klang der Lieb' und Treu',
Die Volk und Fürsten eint;
Die uralt zwar, doch ewig neu
Im Hessenstamm erscheint;
Drum sei gegrüßt Du ehern Bild,
Das auf uns schauet segnend mild.

Ein lang Jahrhundert endigt sich,
Seit uns geboren ward
Der Vater Hessens, Ludewig,
Von seinem Volk erharrt,
Du prangest auf der Säule Schaft,
Unsterblich Bild von Geist und Kraft.

Er war so bieder, willensstark,
Liebt' Wahrheit, Ehre, Recht;
Die waren seines Lebens Mark!
Fürwahr der kannt' ihn schlecht,
Der anders glaubte seinen Sinn —
So sah sein Volk, die Welt auf ihn.

Und Großherzog hieß er nicht blos
Von Hessen und bei Rhein,
An Geist und Seel war er groß,
Wie konnt' er anders sein;
Und was er schuf mit seinem Wort,
Das lebt durch Sohn und Enkel fort.

Drum töne ewig heil'ger Klang,
Durchs treue Hessenland,
So rein wie himmlischer Gesang,
Als Segens Unterpfand;
Tön' ewig rein Du Bild von Erz,
Wahr' treu den Klang Du Hessenherz!

H. Künzel.

Die Ludewig'ssäule.

In duftig milder Juninacht,
Bevor der Freudentag erwacht,
An dem vor hundert Jahren Ihn
Zuerst das Licht der Welt beschien,
Da nahen hold und feierlich
Drei Feeen seiner Säule sich,
Sie schweben alle drei hinan,
Wie lebend sie umschwebt den Mann.

Drei Liebesfeeen sind es wohl
Und vielbedeutend als Symbol:
Die Erste, mild von Angesicht,
Volksliebe ist's, wer kennt sie nicht!
Mit ernsten Mienen dann die Zweit',
Die Liebe der Gerechtigkeit,
Und die so schwärmend blickt empor,
Kunstliebe ist die Dritt' im Chor.

Wie segnend schweben jetzt die Drei
An dem ehrwürd'gen Haupt vorbei,
Und sieh, wo ihre Hand geweilt,
Da wird die Nacht vom Licht zertheilt:
Dicht ob des alten Herren Stirn
Erglänzt ein dreifaches Gestirn,
Die Strahlen wunderbar und rein
Leuchten in jedes Herz hinein.

Die Sterne flammten — und die Feeen
Sah leise dann in's Schloß ich geh'n;
In seinen Räumen sind zu schau'n
Gar oft wohl diese weißen Frau'n.
O mögen sie so bald nicht ruhn,
Viel haben segnend sie zu thun
Und zünden wie voreinst dem Ahn
Dem Enkel jetzt die Sterne an.

Dräxler-Manfred.

Drittes Buch.

Mundarten des Großherzogthums Hessen und bei Rhein.

I. Oberhessen.

Der Vogelsberg.

(In Vogelsberger Mundart.)

Mitgetheilt von E. Wiegand.

Wei oanst dear Doiwel sich geage uësse Herrgott uffgelehnt hatt', um vunn feallem aus em Himmel enaus gejagd wearn sollt', do boat e' sich ersch noch dei Gnoad aus, deß enn doch uëß leiber Herrgott entwearre'r iwig Herchehan, Elweshause oder Sichehause erunner sterze möacht, wail ear do doch vielleicht uff e Strubdach falle, unn sai Leabe erhahle kinnt.

Uëß leiber Gott in seiner Langmauth, dear ja neit die Dued des Seanders weall, thaut em de Gefalle unn leäßt enn iwig Herchehab'n erunner schmaiße; unn reachtig, der Robekail kimmt uff e Strubdach ze falle. E' poar Reappe hatt 'r sich frailich zeknackt, unn ach om Fauß seall e sich en klane Schare geduh'n hawwe. Hierdorch kom's, doß sich dieser saubere Geseall oanige Zeit in uësserer Geagend bis zu seiner Wirrerberstealling vewaile must.

Von uësserer Geagend hott e überenſig behabt, sei gefeil em su gaut, daß er glabt, sei unn dei heisige Meansche wiarn goaß fear die Doiwel geschaffe, unn wann dei veile Vügel, vorablich dei Wachtelmeännerche neit wiarn, dei en immer im Schloaf stiarn deathe, su deafts en eiwes onkomme, deaß e sain bleibende Uffenthalt do neämme death. Zu seiner Vasseledanz trieb 'r allerlai Koatzwail, wovuhn aich goasse Obende verziehle kinnt, doch nortz weage dem Rome Vugelsbergk a'n Geschichtche.

E oarmer Schmeid, dear ag gearn emol dei Fraide de Wealt gekost hätt, woar su domm, unn verschraibt em sai Siehl, sehr veil Gealdunnd sehr drei Johr, dei em der Doiwel deine sollt. Dei Sach ieß em su glablicher, deaß saich der Doiwel ach emol als Schmeid versucht hobe kinnt, wenn merr bedeankt, deaß jo der gruße Kaiser Pieter vunn de Russe veile Juhr spiarer ag sai Pleasir dron gehatt hott, dei Ziëmmermanns-Profeassion ze learne. Der Schmeid hat sich ewwer iam Cuntract ausgehahle, doß der Doiwel noch dene 3 Juhr ach drei Prube vunn sainer Geschicklichkait unn Piffigkeit ablege mieëßt.

Wei naun dei drai Juhr iëhrem Eann noh woarn, do fings earscht uëssem Schmeid ohn, schmurig ze wearn; das Easse und Trianke, wovuhn err suast e su grußer Fraind woar, fiëng alle Toag ohn, em wiënger ze schmeacke, unn von dem schiene Schmealzerche, doß 'r sich in der leatzte Zait angezoge hatt, wuer bald naut mieh zausefeatze.

Deaßhalb irrt er ach ganz zerstürt in de Fealler unn Wealler erum unn wußt saim Leabe kan Roth. Do troff sichs, per Zaufall, daß em e ahl bucklich Waibche begeahnt, unn ihn weage seim üwwele Ausstäh zur Readt seatzt. Er waicht aus, unn säkkt err in's Gesiächt, daß sei em doch kahn Trust geabe kinnt. Sei awwer säckt, wer waß, freasch eraus! E verziehlt err alſo sai Geschiächt mit dem Doiwel, unn daß die Zait der Prub bahl gekomme wier. Sei miärkt sich fer Allem dei drai Prubstücker, unn säckt zau em, er wiar a dummer Hans, en soll dau wei sen hahse thiät.

Zauierſt : Dau giſt dem Doiwel e Hahnd voll vunn Daine krauſe Hoarn, dei ſoll e grod ſchmiere.

Zwaddens : Mußt Dau e Diang ſchmiere, deaß ſaich zau zwaerla brauch liäßt, z. B. wu mer e Feuerſchipp unn e Krauthack eraus mache kann; hieruff freakſt De de Doiwwel woas deaß geabe ſoll; ſpreacht e, e Schipp, ſu ſchmaißt'es kromm und ſäckſt Pruſt de Mahlzeit, e Hack ſulls geabe.

Dreattens : Leäßt Dau Dei Fra ſich in em Backtrugk voll Daik erimm wealgern, ſchnaidſt dann Dei Fearrer-Beatt uff, unn loaßt ſe ſich ach do drinn orrendlich wealze, deann ſeatzt De ſe uff e Vugelsſtang, und freagkſt de Doiwel, wos deß fer e Vugel wiar? Die Antwort blaibt e Derr gewieß ſchillig! —

Obsgleich ueſſerem Schmeid noch nait goaß e wuhl woar, ſu woar e doch in eabbes getrüſt. —

Wei nau der Doag zur Prub kom, unn derr Schmeid de Doiwel ſchun ſu halb driumphirn ſoh, ſäckt e Brauerhearz lach neit zu freuh, zur Arwait.

1) Er gitt em alſu zauierſcht dei krauſe Hoar. Mai Doiwel alſo mit en uff de Ambus unn feängt on ze hämmern; je mieh err awwer druff ſchmaiſt, eamm ſe groad ze ſchmaiere, deaſte krauſer wearn ſe!

Wei em nu der Schweatz alleweage erausläft unn der Orem ausgidd, gieabt er deaß Prubſteack verloarn! —

2) Mai Schmeid alſo gidd zur zwadde Prub unn heallt em e Steack Aiſe hin, daß wei e Schipp ausſieht, unn freackt enn, wos ſull deaß geabe? Mai Doiwelche ſeackt goaß trouhearzig, unn es mahnt es heätts reacht klug gemacht, woas wird deaß geawe ſelle, as wei e Schipp! Der Schmeid awwer ſchläckts in zwaa Hikk krumm unn ſeäckt, gruße Dank, e Krauthack ſoll's geabe! —

Woar der Doiwel ſchon verdutzt, daß er zwamol im Exame dorchgefalle iß, ſo wußt e gar neit, wos er ſan ſollt, wei em der Schmeid den bewußte Vugel zaigt; Hei iß em, wei ſchu mieh gruße Männer, der Verſtahnd ſtieh gebliewwe!

Nachdem earn vou alle Saide in Ugeſchain genomme unn norz e gewiſſe Aehnlichkeit mit errer Kroppganß oder errer Ilmetritſch gefunne hatt, woar e außer ſich, weil er jetzt erſcht gemerkt hott, daß en der Schmeid hinnerſch Licht geführt hott unn weage ſaim Wierrerwiealle geage dei veile Vügel in ueſſerer Geagend ach noch auze wiell! — Er hott alſo geſchworrn, daß er ſai Leabtog unn in der goaſſe Wealt ſu kan Vugel geſiehn hätt' wei in dem verfluchte Vugelsbergk und is mit Geſtank in die Luft gefahrn! —

Vunn ſealler Stunn an hott ueſſere Geagend den Nohme „Vugelsbergk."

Brief eines Vogelsberger Soldaten aus dem Kriege an seinen Bruder in die Heimath.

Leiber Brauder!
Schreib Dau mer goar naut mieh
Vau Futtraſchirn un Plingern;
Scheck Geald, boß bait maich dos,
Aich ka doch neit verhingern;
Dau hoſt mai Siel ka Nud
Bei Deier decke Lies,
Do hoi gitts annerſt her
Hai kreit mer Neappeſtieß.
Dau waſt, daß Aich Der ſchrieb
Mer hätte dei Spannier von Deckebach gejagd,
Un doß, doß wur ach wuhr,
Allan ſei kuhma wierrer
En ſchlue Der mei Siel,
Dei goaß Armie dernierrer. —
Do hieß lef, lef ſei kumme,
Deß gruß en kla Gewiehr
Fing greulich on ze brumme,
Dei Kueln fluhe Der wei Hahel durchenan
Es fuhr Der mer an durch mei link Bureban
Do loag aich oarmer Tropp
Der Doiwel hol mit goar em blautge Kopp;
Aich heulte Notz wei Waſſer,
Aich grawwelt' uff, wollt lafe,
Mai Bure woarn zerreſſe,
Aich hatt ach, mit verlab, für Angſt e ninn geſch....

Aich san Der, scheck mer Geald,
Un grieß mer uësser Lies;
Scheckst Dau mer ower naut
Do wearn aich werlich bies.

Dau Dau mers in en Breib
Un scheck mers uff der Post,
Wann Dau nur oiwes Leib
Zu Deinem Brauder host.

Aich bleibe Dain oarmer on zwa Ban
geblessirter Brauder

Hammichel Derrkles.

An
main Brauder Hancurt
cibdo en zeglaich obzegeawwe.

Volksliedchen.

(Mundart an der Grenzgegend der Wetterau nach dem Vogelsberg hin.)

Aich sai(n) [1] d'r hezegealle [2] gout;
Worre, [3] dou m'r aach?

Wann aich daich see(n), [4] doo lächert's maich;
Worre, aich daich aach? [5]

1 ich bin. 2 herzegülden, d. h. von ganzem Herzen, in hohem Grade. 3 nicht wahr, gelt.

4 sehe. 5 d. i. ich lächere dich auch.

Schlafliedchen.

(In der Alsfelder Mundart.)

Sause, Kingche, sause.

Sause, [1] Kingche, sause!
Kätzche well net mause;
Kätzche well net fleißig sein,
Schlaf', mein liebes Kingche, ein!
Sause, Kingche, sause!

1 d. h. schlafe. — Melodie: Erk's deutsche Volkslieder, 3. Band, 1. Heft, Nr. 7.

Der Schlitzer Veteran.

(In der Schlitzer Mundart.)

(„e" neigt sich in der Aussprache häufig zu „i," und „a" zu „o." Auch diese Mundart liebt die Vorschlagsylbe „ge" in einigen Zeitwörtern, z. B. „gewer," werden, „geschwatz," schwatzen, „gegläu," glauben.)

Gon [1] Awend, Baest! [2] Gon Awend, Klas!
Bas [3] guckt er mich so a?
Jä, jä, ich sen [4] en Veteran,
Mi Zeiche [5] hon [6] ich da (auf die Brust schlagend).

No, setzt Auch [7] uf de Owebank,
Ihr Liet! [8] — Halt Rauh, [9] ihr Keng! [10] —
Etzt well ich Auch emal verzehl,
Be's [11] in der Staad nächt [12] geng.

De Morjend geng der Spaß schond los,
Es war noch net recht Dag(k),
Da trommelte se dorch de Staad
O [13] schosse Schlag(k) uf Schlag(k).

O nachd [14] — es war e Herrlichkeit,
Ihr gelle Herze-Keng! [15] —
Marschierte mer, [16] be sellemal, [17]
Be's fort nach Rußland geng.

Met Fahne on Musik füra,
On onse Offizier
De lesse [18] der ons ahle Kiez [19]
Met Stecke exerzier.

Nachd macht der Parr e Predget [20] her,
O be e [21] fertig war,
Da hell [22] der Kreisrath au noch et, [23]
Ich schleff [24] der äwer rar. [25]

1 guten. 2 Sebastian. 3 was. 4 bin. 5 d. i. mein Felddienstzeichen. 6 habe. 7 euch. 8 Leute. 9 Ruhe. 10 Kinder. 11 wie es. 12 gestern. „ehndeknächt" heißt: vorgestern, ehegestern. 13 und.

14 nachher, dann. 15 so viel als: ihr herzlichsten Kinder. „gelle" güldene. 16 wir. 17 selbigmal, damals. 18 ließen. 19 alte Käuze. 20 Predigt. 21 und wie er. 22 hielt. 23 eine. 24 schlief. 25 d. i. herrlich.

O nachd — du, Liesche, lang[26] mer doch
E Köllche,[27] — so, 's es[28] got! —
Da kame der[29] zwelf Mäderchen,
De war'n be Melch o[30] Blot.

Met Wiß o Roth scheh[31] abgethab,
(De Denger war'n Auch keck,[32])
De steckte ons de Zeicher a
An onse Kerchereck.[33]

Nachd äwer kam des Allerbest,
Im Werttshus in der Staad

26 d. i. bringe. 27 ein Köhlchen (auf die Pfeife). 28 ist. 29 dir. 30 und. 31 schön. 32 so viel als: frisch, munter, hübsch. 33 unsere Kirchenröcke, d. i. unsere besten Röcke.

Da gab der'sch Sopp o Fleisch o Worsch
O Brade on Solat.

O Wie,[34] der gab's genung(k) o sat,
Wier tranken en be Born,[35]
Ich traff mich äwer ordentlich,
Ich daecht; Hit[36] es net morn.[37]

O korz o got, das san[38] ich Auch,
Ich well mich glich laß henk,
Bann[39] ich net uf mim Dodebett
Noch a der Dag(k) gedenk!

34 und Wein. 35 d. i. wie Wasser. 36 heute. 37 morgen. 38 sage. 39 wenn.

Der Fleischträger Römer *).

Gedicht in der Wetterauer Mundart (Salzhausen), verfaßt im Jahr 1794 von

Karl Friedrich Langsdorf,

geboren 1772 zu Homburg, gestorben 1852 zu Salzhausen.

Wäi gitts, Härr Langsdorf? goure Dooch!
Do sai mr so mennannär!
Doos gung dr mol en aanär Raasch! —
Aich huun uch Schdekkär Oisseflaasch,
Aas schiinär, wäi ds annär!

Aff gäst koom aich vuu Laabach här;
Do goobs e Schaiweschäise.
Dr Uwwärfirschdär Zimmärmann
(Ach wärrlich, 's ess e gourär Maun!)
Leßt aach de Babbe grouse.

Doos woor e Hezz on woor e Schdaab!
En woor e Last zom schdärwe!
Naa owwär aich nidd foul un moocht
Mai Hoisse roff en liif en doocht,
Ds Zoük möcht soßt värdärwe.

Moid woor aich; säzt maich hinnäre Baam.
Do koom e Dunnärwärrär!
Ds Fauär fuur däi Kroüz un Zwärch;
E dekkär Raa vuum Buchchälsbärch
Näzt maich ds off ds Lärrär.

Moo iis! aich sai doch immär fruu,
Soll maich dr Doiwäl hole!
Mol eß äß hibsch, mol eß äß schläächt,
Mr nimmts, wäis uusär Härrgott määcht,
Där kanns uus nidd gemole!

Jo, Härrche, wann aich nidd su weer,
Woos sell aich oormär Schlokker!
Drim huun maich aach di Loüd su gärn;
Aich komm zou manchem schiine Härrn,
On mache Schbäß wäi Zokkär.

So schduurn dr dann däi Marrärchär,
On all däi Kinnär lache!
Ach, Riimär, denk aich, best de doch
E aalär Kärl, traibst izzed noch,
Mai Siil, Schdourennesache!

Doch — woos aich saat — aich koom noch
Bäärschd,
Zom Urhon, Pärrnärs Schwoocher;
Doos eß dr dann e Mann su fai,
Der gitt mr schditts zwaa Gliisär Wai
Vuum groüneschdärrär Loochär.

*) Der Fleischträger Römer aus Langd, einem Dorfe in der Wetterau, ohngefähr zwischen den beiden Landstädtchen Nidda und Laubach gelegen, pflegte zu jener Zeit wöchentlich einmal Ochsenfleisch von Laubach wo des kleinen gräflichen Hofes (Solms=Laubach) wegen besser geschlachtet wurde, zu holen und die Wohlhabenderen der Gegend von Nidda damit zu versorgen. (Im Gedichte sind namentlich genannt die Orte Salzhausen, Nidda, Geisnidda und Berstadt.) — Das Gedicht stellt Römer dar, wie er in Salzhausen, einem einsamen Salzwerk bei Nidda, (seit 1825 auch ein besuchtes Solenbad,) ankommt und den Verfasser, damals ein 22jähriger Jüngling, anredet. Nach der eigenthümlichen Weise dieser Leute kommt er aus dem Hundertsten in's Tausendste. Das Bild soll treu nach dem Leben gezeichnet sein und erhielt sich darum seit beinahe 50 Jahren in dem Munde Vieler, — der zahlreichen, aber meist gänzlich verdorbenen Abschriften, die sogar unbefugter Weise und unter den ärgsten Entstellungen den Weg in öffentliche Blätter gefunden haben, nicht zu gedenken. — Die im Gedichte vorkommenden Persönlichkeiten sind so harmloser Art, daß sie nicht als ein Hinderniß, dasselbe dem Druck zu übergeben, betrachtet werden konnten; sie dürften vielmehr dazu dienen, bei den Nachkommen der im Gedicht Genannten, — denn von diesen selbst sind nur noch ganz wenige am Leben, — das Interesse für dasselbe zu erhöhen. — Die Erläuterungen und Anmerkungen fügten wir in der Absicht bei, um mannichfaltigeren Interessen zu genügen.

Sai Schwäsdär därt ze Gaisnidd hott
E Maddche, Härr, zom Fräsſe!
Drim goob aich 'r e Schdekk gor ſchii!
Se leßt maich aach nidd aamol gii,
Aich kräie mai ſe Aeſſe.

Däi bäärſchdär Waibsloüd komme dekk,
Os Kromärſch offzewäkke;
Do ſchbaßt en lacht dr Kammärrod
Med ſaim Härr Muſje Candidod, --
Mr maant, mr moeſt värräkke.

Aich koom uch ijt zom Sobbärndent, —
Aer aß dann äbbets Schinke, —
Där ſchenkt mr ſchditts de Brandewai.
Härr, ſaar aich, aich well mainer Frai
Norts ſai Geſondhait drinke.

Aer eß gewaals uffrichtig, ach!
Su läiblich, wäi ſai Schwäsdär; —
Jo, wurre, wär mr Froündſchaft dout,
Diim ſain aich bärze-gälle-gout,
Där eß mai allärbäſtär.

Sai Maddche eß ſu wuſſelich,
Däi kann dr ebbes ſchbringe!
Härr, wann mr aas buuchmoürich iß,
Un gaa die Wäll ſu mürriſch biis :
Doos ſai mr ſchläächte Dinge!

Schuu dauſichmol huun aich geſaat :
Off Faas ſain aich värbichtär,
Als off däi Suud en Langsdorfs Haus!
Do ſiin aich doch Joor en Joor aus
Nurts froündliche Geſichtär.

Jez traan aich noch mai Flaaſch noch Näid,
Zom Ambmann, zom Inſchbäkdär;
Därnoch laaf aich zou maanär Fraa,
Verzeel 'r aus dr Wärreraa,
Un mach ſe offgewäkkdär.

Zom Hälfe huun aich izzed naud;
Mai Suu eß ausgewaanärt.
Aeß woor em vörm Soldore bang.
Dr annär hott ſaich noch nidd lang
Därt on e Menſch väraanärt.

Anmerkung. Die Selbſtlauter, unter welchen ein Strich angebracht iſt, müſſen ſehr ſtark durch die Naſe geſprochen werden, z. B. mai (mein), ſai (ſein), ſai (ſein), Wai (Wein), Raa (Regen), gaa (gegen), maa (mein), naa (nein), aas (eins), aamol (einmal), uns (uns), Suu (Sohn), ſchuu (ſchon), vuu (von), ſiin (ſehen), ſchiin (ſchön), moo iis (mag's ſein), huun (haben), traan (tragen), väraanärn (verändern, verheirathen —) u. ſ. w.

Mr für mär, mir. Es iſt ein Fehler der gemeinen Mundart hieſiger Lande überhaupt, und nicht blos der Volksſprache, daß ſie das wir und mir in der Art verwechſelt, daß ſie letzteres für erſteres gebraucht; „da ſind mir" ſtatt „da ſind wir."

Aß gäſt, als geſtern, — eine eigenthümliche Redeweiſe, ſo viel wie : zur Zeit von geſtern, am geſtrigen Tag. Eben ſo : „als in voriger Woche geſchah's," d. h. in der Zeit der vorigen Woche, alſo während der vorigen Woche u. ſ. w. — Die gemeine Mundart gebraucht noch ein als, welches die Schriftſprache ebenfalls nicht kennt. „Ich kam als in die Stadt," deutet an, daß der Sprecher zu einer gewiſſen Zeit manchmal oder auch öfter in die Stadt kam.

Man erinnere ſich der kurzen Hoſen der altväteriſchen Tracht, welche ohne Hoſenträger getragen wurden; ſie mußten, wenn ſie den Leib zu ſehr zwängten, auf die Hüften heraufgehoben werden, was beſonders nöthig ſein mochte, wenn ſich ein Laſtträger in ſchnellren Gang ſetzen wollte. Denn laufen iſt nur der allgemein übliche volksthümliche Ausdruck für ſchnellen Gang.

Zoük, Zeug — nämlich das Fleiſch in ſeiner Kieze.

Ein dicker, das heißt ein dichter, alſo ein heftiger Regen, ſo wie man ſagt : ein dicker Brei, was ſich auch nicht auf die räumliche Ausdehnung, ſondern auf die Dichtigkeit der Maſſe bezieht.

Der Vogelsberg, das öſtliche Grenzgebirge der Wetterau.

Bis auf die Haut.

Moo iis, wörtlich : mag es, ſo viel wie : mag's immerhin ſo ſein! Die ganz eigenthümliche Form iis für es, das ſonſt äß lautet, kommt nur in dieſer feſtſtehenden Redensart vor.

Die gemeine Mundart, namentlich die Volksmundart, kennt die abgeleitete Form denn und wenn nicht, sondern gebraucht für sie die ursprünglichere dann und wann. Dann kommt im 7., 8. und 11., wann im 6. und 7. Verse des Gedichtes vor, wo im Hochdeutschen denn (verstärkend) und wenn (bedingend) stehen würde.

Die Redensart „Studentensachen" gründet sich auf die Meinung, daß Studenten vorzugsweise närrische Streiche machen.

Ein feiner Mann, so bezeichnet die Volkssprache den Gebildeten; den letzteren Ausdruck kennt sie nicht. Erst der Kleinstädter, der überhaupt schon eine gezwungene Sprache spricht, redet von gebildet sein.

Wein von Grünstadt in der Rheinpfalz, wo der Genannte begütert war.

Der nichts weniger als ursprüngliche und in der That auch sehr abgeschmackte Ausdruck Frauenzimmer ist bis jetzt nicht in die Volkssprache übergegangen; hier heißt es Weibsleute. Wenn der Erzähler die Verstädter Weibsleute nennt, so meint er vorzugsweise die vornehmen Frauenzimmer von Verstadt, welche ihre Verwandten in Geisnidda besuchen. Er sagt, sie kämen dick, was so viel heißt, wie oft; denn dick bedeutet hier wie oben im 4. Vers, dicht, d. h. in kurzen Zeiträumen auf einander. Aufwecken bedeutet ermuntern, erheitern. S. im vorletzten Verse.

Das verketzerte Wort Musje bedeutet so viel als einen jungen, noch unselbstständigen Menschen, und ward, bevor die Sprachreinigung in den letzten 25 Jahren diesen Ausdruck nach und nach beim Volke vertilgte, bei jedem gebraucht, den der Sprechende für ein wenig vornehm hielt, oder den er ehren wollte. Herr Musje heißt also so viel, wie Herr junger Herr, ähnlich wie Herr Junker.

Dann äbbets, dann eben. Dann steht hier keineswegs zeitanzeigend, sondern ist, wie oben schon bemerkt, das hochdeutsche denn, welches nur das zeitanzeigende eben verstärken soll. Es ist also zu übersetzen : er aß denn eben, oder : er aß gerade.

Schenken für einschenken, darreichen.

In dem Munde des Volks haben die Beiwörter oft ganz andre oder doch eine abweichende Bedeutung, als in der Sprache der Gebildeten. Aufrichtig zeigt hier ein gerades, offenes, biederes Wesen, keineswegs aber Offenherzigkeit an. Uns dünkt hier der volksmäßige Sinn des Wortes der richtigere. Manchmal macht aber auch der gemeine Mann aus bloßer Unbeholfenheit des Ausdrucks Fehler, die mit seinen Gedanken im Widerspruch stehen. So pflegt er z. B. niederträchtig für herablassend oder leutselig zu sagen. „Ein niederträchtiger Mann" ist ein Lob.

Läiblich, leiblich, d. h. beleibt, wohlbeleibt; nicht zu verwechseln mit loiblich, lieblich.

Wurre, nicht wahr; offenbar verwandt mit woor, wahr. Das Treuherzige, was in diesem Ausdrucke liegt, tritt besonders in folgenden Worten hervor :

Aich sain dr härze-gälle-gaout;
Wurre, daon mr aach?
Ich bin dir von ganzem Herzen gut;
Nicht wahr, du mir auch?

Härze-gälle-gaout. Der Sinn dieses Wortes ist : von ganzem Herzen gut; über die sprachliche Bedeutung von gälle vermögen wir keine Auskunft zu geben.

Suud oder Sode, d. h. Siederei, Salzwerk, nämlich Salzhausen.

Der Verfasser dieses Gedichts, der älteste Sohn dieses Hauses, hatte, die Schwestern ungerechnet, noch sieben Brüder, die sich alle gern mit dem Fleischträger zu schaffen machten.

Lauf' ich, so viel wie eil ich. S. oben.

Die Grenze zwischen dem Vogelsberg als dem Gebirg und der Wetterau als der Ebene ist völlig schwankend, da beide durch hügeliges Land in einander übergehen. Wenn Römer, dessen Dorf, Langd, in der Wetterau liegt, sagt, er wolle seiner Frau aus der Wetterau erzählen, so meint er damit die flache Ebene (die sogenannte offene Wetterau), aus der er dann kommt, im Gegensatz zu der hügeligen Gegend um Langd.

Der Dorfnachtwächter.

Von K. F. Langsdorf.

Naujoors-Noocht! Loss maich met Gsesaa [1]
Elf Auer [2] ezzed [3] bloose!
Aich stuurn [4] hei mourerseelche laa [5]
Ass Wäächter dorch dei Stroose. [6]

Wei schlieft des gaase [7] Dorf su söus,
Wann aich em Dinkel [8] dabbe
Un Maul enn Aage [9] offsperrn möus,
Un nooch dem Schloof hei schnabbe. [10]

Möud sain aich noch ass wei e Hond
Vuum Aerrwern [11] enn vuum Höure. [12]
Doch, ess mer Laib on Siil gsesond,
Se hotts naut se bedöure. [13]

Wei schworz enn kaal [14] ess izt di Wäll [15]
On steller wei e Möusje!
Nuurts zeelt uus [16] raicher Schols [17] sai Gäll,
Verwoort erst hibsch sai Höusje,

Määcht Lääre [18] zou; soocht [19] heert mern [20] denn
Dubblone Deschvoll bläștern! [21]
Härrngaa [22] mai sechs lebendche Kenn [23]
Dei hingern [24] noch vuu gestern.

Wuhäär wirds leiwe Bruudche morrn [25]
Firr Aauch, [26] ihr Würmcher, komme!
Des Gäller-Zoole [27] gitt doch forrn, [28]
Sost wird mersch [29] Hemd gkenomme.

Ach! wann mai Fraa mai Schekfool wesst,
Se görr [30] noch en der Aeäre! [31]
Därt [32] rout se saaft [33] en Jesu Chrest,
Zou deem well aich izz bääre. [34]

Dei Kapp erst ob! [35] de Stoob [36] gkestözt!
Dei Henn [37] hibsch droff gkefaale!
Wei därt e Stärn dorch Wolke blözt,
Suu löucht Gott en maich Aale! [38]

Er säät mer: Sai sefrirre, [39] Hans!
On fass de Sproch ze Härze:
Neid [40] emmer glecklich määcht der Glanz!
Aach Härrn huun [41] Angst on Schmärze.

Jo horch! wei därt dei Kranke all
En's raiche Haakoors [42] jemmern!
Do gitts haut Noocht e Duures-Fall, [43]
Dann horch! dei Oeule wemmern.

Wei flattchern [44] se dei Kröuz un Quäär!
Mer seibt des Licht verläsche.
Bai Stäffe [45] därt gitts [46] annerst häär,
Do heert mer lostig dräsche.

Dann raiche Aeärne [47] lostig määcht!
Doch gien [48] ('s ess zom Bedauern)
Uff dausig [49] oorme Doogluhns-Knäächt
Nuurts [50] zwanzig raiche Bauern.

Uus Joost därt met der Haadladerrn [51]
Gitt, nooch dem Beih se [52] gkukke,
Firrn Frost aach Struu [53] en Stall se zerrn,
Dann ferkinn [54] well dei Mukke. [55]

Baim tröuwe Lembche [56] sezt gkebekt
E Mürrerche [57] oom Oowe,
Un hott kaa Holz — se freiert, streft, [58]
Un singt, de Herrn se [59] loowe;

On spennt un neeht dei gaase [60] Noocht
On engstigt saich ims Zoole. [61]
Vuum Houste ess se aach gkebloocht,
Des Aaler [62] hott sai Quoole.

Aach straicht er [63] goor sche [64] spez dei Loft
Dorch Schaiwe vuu Babaier, [65]
Dann alle Stroose sai voll Doft,
Ass wei e schworzer Schleier.

Ezt wairer! [66] — Mord Schwiernuut mai Baa! [67]
Doos haast [68] mer mool gkestuuse!
Wer stäält grood en de Weeg de Waa? [69]
Ai, krei doch dei Franzuse!

Sait gester Oowed [70] stitt der Gaul
Em Frost hei [71] ohn Erboorme —
Des Deier [72] hengt sai Schlabber-Maul,
Der Fuhrmann sezt em Woorme.

Do saufe se sech knöbbel-dek [73]
Un Alles speilt di Koore; [74]
Horch! ezzed wird des Wirtshaus flek! [75]
Se flabche saich dei Schwoore! [76]

Blout, Schnaps enn alle Söuerai
Flöust drenn wei Hoink [77] enn Vorrer! [78]
On durchenaa fehrt Flouch enn Schrai:
Ach helf, ach helf, Gkevorrer! [79]

Doos ess mer a Naujoors-Noocht fai!
Doos kann aich nitt gkelaire! [80]
Dei Krenk moog hei der Wäächter sai!
Aich gien hei wek ens Waire. [81]

Stell kann mer därt em Owwerdorf
Dorch Noocht un Näwwel wannern.
Nuurts kraint die Foon, [82] der Wend gitt schorf,
Aa Gikkel [83] reist dem annern.

Hei schmaist e Loare [84] off un zou,
Därt määkert Gaas [85] un Lemmche,

---

1 Gesang. 2 Uhr. 3 jetzt. 4 stöbre. 5 hier mutterseelchen allein. 6 Straßen. 7 ganze. 8 im Dunkeln. 9 und Augen. 10 schnappe. 11 Arbeiten. 12 d. i. Viehhüten. 13 so hat es nichts zu bedeuten. 14 kalt. 15 Welt. 16 unser. 17 Schulze. 18 Läden. 19 sacht. 20 man ihn. 21 pflastern. 22 hingegen. 23 Kinder. 24 hungern. 25 morgen. 26 euch. 27 das Gelder-Zahlen. 28 geht doch voran. 29 mir das. 30 weinte. 31 Erde. 32 dort. 33 sanft. 34 beten. 35 ab. 36 Stab. 87 Hände. 38 Alten. 39 zufrieden. 40 nicht. 41 haben. 42 Johann Konrads. 43 Todesfall. 44 flattern. 45 Stephan. 46 geht es.

47 Ernte. 48 gehen. 49 tausend. 50 nur. 51 Handlaterne. 52 zu. 53 Stroh. 54 denn ferkeln. 55 Mutterschwein. 56 Lämpchen. 57 Mütterchen. 58 strickt. 59 zu. 60 ganze. 61 um das Zahlen. 62 Alter. 63 ihr. 64 zu. 65 Papier. 66 weiter. 67 Bein. 68 heißt. 69 Wagen. 70 Abend. 71 hier. 72 Thier. 73 knüppeldick. 74 Karten. 75 flügge. 76 Schwarte. 77 Honig. 78 und Butter. 79 Gevatter. 80 leiden. 81 in's Weite. 82 d. i. Windfahne. 83 Hahn. 84 Laden. 85 Ziege.

Oms Kälbche bröllt im Stall dei Kou,
Hei gärrt[86] e Kend oms Memmche.[87]

Därt gkigkakts hell met Gais![88] Worim?
Stell stell! do klärrern[89] Deiwe!
Mer heert debai e Zirre-St mm,[90]
Dei fische gärn im Treiwe.

Husch! da! se wurre[91] maich gkewoor!
Seltanne[92] säht se laafe!
Doos woor en[93] Zait! Morrn mach aichs klor,[94]
Do gitts e gruus gruus Straafe![95]

Kaan Lärme izt! dann huuch stouriert
Uus Pärner[96] därt säi Brerich.[97]
Do eſſ er goor nitt gärn gkestiert.
Doos weer, mai Siil! aach derig.[98]

Mer denk emool, woos su e Mann
All möus em Kobb bekraise![99]
En Kabb un Schloofrok schraibt he[100] dann
Dei Noocht durch; raacht[101] sai Paise.

Do määcht er sain Naujoorwunsch gout
Firr Scholdes[102] on firr Schäbbe,[103]
On maache[104] Stich gitts, där nitt blout,[105]
Morrn aus der Kirche se schläbbe.[106]

Därt sezt sai Kirche-Senioor
Im Feester[107] met der Brelle,
Liest Beiwel,[108] singt firrs naue Joor,
Enn bööust firr aale[109] Grelle.

Un henne[110] in deſſ Höust[111] stait[112]
Uus Hanjörg[113] zou saim Leibche.
Gieh! — säht se — blei vuum Hals mir wait!
Därt eſſ dai Härzes-Deibche!

Do brozt er fort, — se reift em schie[114]
Un flennt[115] faustdekke Drobbe.
Naa! säär[116] er, Lisbett, nemmermie!
Ezt well se saich verrobbe,[117]

On griemt saich duud. Uus Hanjörg gitt
Därt en d'e Spennstob spöule.[118]
Do fehlt kaa Bursch, kaa Maddche nitt, —
Dei singe, jauchze, wöule.[119]

Woos siehn aich ezt dei Gaſſ edorch[120]
Im waire Feld därt onne?
E Irrwisch, wei e dekker Lorch,[121]
Der söuft oom Wiſſebronne.

Schau, wei er därt su glöuig gitt,
Un blazt en honnert Lichter!
Oom wille wille Wall[122] därt stitt
Der Kärl, un schnaid Gkesichter!

Aich laafe furt — doch hei,[123] woos hällt
Maich oon der Kirchhofs Mauer?
Woos schwäbt wei Laiche? blinkt wei Gäld?
Woos ströubt sich oon der Schauer?[124]

Woos biebſ't su soocht, — woos söuselt fai
Wei Sommerloft dorch Fechde?[125]
Ach Gott! des Noochts e Wäächter sai
Doos eſſ e hort Gkeschechte!

Doch naa! Mer seiht aach menche Spaſſ
Dorch Feester bai de Lambe,[126] —
Mer heert aach veil, — schlaicht dorch di Gaſſ
On lest sai Paisge dambe.

Stell — horch! Wei härzegelle[127] leib
Drenn zwaa zesamme schmazze!
Doch — morrn eſſ wirrer alles treib,[128]
Do sain se wei die Kazze!

Ezt droll aich noch did[129] Stroos enob,[130]
Dei eſſ ganz stell wei Duure![131]
Nuurts schnoorcht baal hei baal därt aans krob,[132]
Nuurts heert mersch Möusche schruure.[133]

On, wei der liftje[134] Döuwel, huscht
E schworzer Ratz vuum Gkiwwel!
Des Wiesel, wais on leiblich,[135] muscht
Saich därt em Struugkeriwwel!

Därt schlaicht e Fochs zom Höuerstall[136] —
Woort! Träff ich daich, dou Limmel!
Baff! haa! uus Jägers Bikſeknall
Der raibt em schuu[137] de Kimmel.

Woos autscht! ach wieh! uus Noochbersmann
Eſſ oo di Haad[138] gkedroffe,
Der aach dem Fochs zor Offbaſſ[139] stann!
Izt kimmt des Dorf gkeloffe.

Off aamool bornt[140] der Stall vom Schoſſ —
Mer diicht,[141] mer leſcht em Stelle —
Mer zwingts, gottluub! met Waſſergoſſ —
Kröucht wirrer en sai Helle.[142]

Bewoort des Fauer[143] un des Licht!
Wei oft soll aichs Uch singe?
Domet der Stood[144] naut Laads[145] gkeschicht!
Loobt Gott de Herrn der Dinge!

Der biese Faind traibt Noochts sai Speil.
Doch jezz eſſ Alles rouig,
Nuurts rauscht uus Millersch Klabbermell[146]
On knarrt em Ais drai-schouig.

Nuurts horrt mer noch e Honds-Gkehöul
On Kazze blärrn un dennern;[147]
Nuurts scharrn on schnaufe Päächters Göul.
Des Wärrer[148] well sich ennern.

---

86 weint. 87 Mutterbrust. 88 Gänsen. 89 klettern. 90 Judenstimme. 91 wurden. 92 dorthin 93 ihnen. 94 d. i. bekannt. 95 Streifzug. 96 unser Pfarrer. 97 Predigt. 98 thöricht. 99 im Kopf begreifen. 100 er. 101 raucht. 102 Schultheiß. 103 Schöffen. 104 manchen. 105 blutet. 106 zu schleppen. 107 Fenster. 108 Bibel. 109 und büßet für alte. 110 hinten. 111 dessen Häuschen. 112 steigt. 113 Johann Georg. 114 schön. 115 weint. 116 sagt. 117 zerraufen. 118 spielen. d. h. schwatzen, kosen. 119 wühlen. 120 hindurch. 121 im Holsteinischen „Lork“: Kröte. 122 Wald.

123 hier. 124 Scheuer. 125 Fichten. 126 Lampen. 127 herzegülden. 128 trüb 129 diese. 130 hinab. 131 Todte. 132 jemand grob. 133 schroten. 134 lustige. 135 lieblich. 136 Hühnerstall. 137 schon. 138 Hand. 139 Aufpassen. 140 brennt. 141 vertuscht. 142 Hülle. 143 das Feuer. 144 Stadt. 145 nichts Leids. 146 Klappermühle. 147 donnern. 148 Wetter.

Ezt gien aich noch oons Härrnhaus därt,
Dann baald haasts wirrer : bloose.
Därt eſſ Daas,[149] Schmaus enn gkruus Conzert,
Do glääfts[150] wait en di Stroose!

Do trääht[151] mersch mench Naujoorsgkeſchenk!
Naut baim Joſtizrooth dronne!
Dann alles hott ſu ſai Gkelenk —
Där wird naut gäwwe konne, —

Där hott veil Aerwet,[152] veil Verdroſſ,
Veil Kenn[153] un Nooringsſorje.
Läbt ſtell on brov, haßt Weltakenoſſ,
Aechzt Noochts bis oon de Morje.

Sai Fraa, goor leib, eſſ immer krank.
Därt bäät er off de Kneie!
Ach trieſt daich, Dormer! Gott ſai Dank,
Aach Unglliks-Joore fleie![154]

Wanns ſchworz, wei izt, off Aeäre wird,
Se löucht uus hell ſai Hemmel!
Un wachſem ſchaut der gkruuſe Hird
Off uuſer klaa[155] Gkewemmel!

Des Läwe eſſ e kraus Gkemeſch
Zomm Kraie[156] enn zomm Lache,
Der aa fengt ſchier em Schloof de Feſch,
Der anner kaan[157] em Wache, —

Moo ins![158] Doos eſſ mer alles räächt!
Soll maich der Henker hoole!
Mer nimmts, wei's uuſer Herrgott määcht,
Der kanns nus nitt gkemoole![159]

Wei ſtell eſſ endlich ezt alenn![160]
Em gaaſe Dorf wei Läiche!
Kaa Möuſi reegt ſich ezzed[161] drenn,
Mer heert di Zait io ſchläiche! —

Izt horch! Zwölf Auer ſchlääts! Blez! Knall!
Buff! Boff! aus honnert Flinne!
Dei Stärn gien off, dei Wolke all
Un ſchworze Newwel ſchwinne.

Wei Speigel löucht uus Schnie on Ais,
Es glezzern Selwerblokke![162]
Dem Durſt kimmt Trank, dem Honger Spais,
Klink Klank aus alle Gklokke!

Dehuu! Dehuu![163] Naujoor, Glik zou!
Reift loſtig bei mai Hörnche.
Muſik, Daas, Speil, en Koſſ dezou!
Der Tornmann[164] bleeſt vuum Törnche.

E fraarig[165] Joor der gaaſe Wält!
Fort Krankhet, Gkroom[166] un Sorje!
Ach daſſ, wei aich, uus Herrgott wölt!
Se wern mer[167] all gkeborje.

149 Tanz. 150 glänzt es. 151 trägt. 152 Arbeit. 153 Kinder. 154 fliehen. 155 klein. 156 Weinen. 157 keinen.

158 mag es, meinetwegen. 159 malen. 160 an allen Enden. 161 jetzt. 162 Silberflocken. 163 dahn, dahn. 164 Thürmer. 165 freudig. 166 Gram. 167 ſo wären wir.

D's Läidche vo(n) d'r Wearrerah.[1]

(Friedberg und Umgegend.)

Die Wearrerah, die Wearrerah,
Däi eaß vom deutſche Reich die Ah,[2]
Do wihſt[3] d'r Waas[4] eann Gehrſcht eann Koarn,
Eann abch die Nus obm Heckedoarn,
Eann uff de Aeppelbehm d'r Wein,[5]
Su gout, aß wäi e[6] kimmt vom Rhein.
Die Wearrerah ſoll leawe!

Die Wearrerah, die Wearrerah,
Doo bloikt[7] die Wiſſ' eann doft d's Hah,[8]
Doo fläißt d's Waſſer heall eann freſch,
Eann heppe[9] ean d'r[10] Bach die Feſch,[11]
Eann uff de Aeſt eam[12] groine Wahld
Do peife Vifel[13] junk eann ahld.
Die Wearrerah ſoll leawe!

Die Behrje eann d'r Wearrerah,
Wäi gleaßern däi eam Moarrjedah![14]
Eann wann ſealt[15] aach kahn Traub'[16] mihn wihſt,
Eann dofir m'r die Quetſche[18] lihſt,[19]
Dann[20] denkt, ſü gibt's noun ean d'r Wealt,
D's Nau,[21] doas kimmt, d's Ahld, doas fällt. —
Die Wearrerah ſoll leawe!

Se Friwwrig[22] ean d'r Wearrerah,
Do kräit m'r Sache allerlah,
Do trinkt m'r von d'm beſte Wein,
Eann eßt m'r, wärrlich doas eaß fein!
Joa, ſchunn die Ahle[23] hunn geſaht[24]
Sealt[25] von d'r goure[26] Schnoawwelwahd.[27]
Die Wearrerah ſoll leawe!

Ahch Treu eann Ehrlichkat, däi zwaa
Däi woahſe eann d'r Wearrerah.
Uhns Firſchte ſain 's[28] läib eann gout,
Eann kimmt d'r Feind, ſe hunn mer[29] Mout;
Joa, komm' nuhrts wirrer her, Franzus,
Die Wearrerah gihr uff deich lus! —
Die Wearrerah ſoll leawe!

1 Wetterau. 2 Au. 3 wächſt. 4 Waizen. 5 d. h. Aepfelwein. 6 er. 7 blüht. 8 duftet das Heu. 9 hüpfen. 10 „Bach" wird weiblich gebraucht. 11 Fiſche. 12 im. 13 Vögel. 14 Morgenthau. 15 dort. 16 Traube; auch: "Draubel." 17 mehr. 18 Zwetſchen. 19 lieſ't.

20 ſo. 21 Neue. 22 zu Friedberg. 23 Alten. 24 haben geſagt. 25 dort. 26 guten. 27 Schnabelweide; Johann Juſt Winkelmann in ſeiner gründlichen Beſchreibung der Fürſtenthümer Heſſen und Hersfeld rühmt (S. 177) in Hinſicht der fruchtbaren Gegend von Friedberg, die Kaiſer hätten ſich oft hier aufgehalten der herrlichen Schnabelweide wegen. 28 uns. 29 haben wir.

Die Wearrerah, die Wearrerah,
Do leabt m'r ahch näit zou genah,[30]
Do hot m'r nohch d'r Erwet Frad[31]
Eann uff d'r Kirb[32] sein Loßberkat,
Do greint die Gei[33] eann brommt d'r Baß,
Eann dahnzt sich Borsch eann Madche naß!
Die Wearrerah soll leawe!

Eann gibt 'r[34] aus eann sucht e Frah,
Se[35] gibt nuhrts ean die Wearrerah!
Schtoatsmarercher,[36] gescheid eann schihn,
Däi feandt 'r do, woas[37] wollt 'r mihn?
Waß Goatt! ahn Keaßmaul[38] nuhrts von ahm,
Ihr gibt nohch dem[39] eann weirer kahm[40] —
Die Wearrerah soll leawe!

30 genau. 31 nach der Arbeit Freude. 32 Kirchweihe. 33 Geige.

34 ihr. 35 so. 36 d. h. prächtige Mädchen. 37 was. 38 Kuß. 39 nach dem (d. i. Mädchen). 40 weiter keinem

D's Ammiche,[1] mei(n) Schätzi.

(Friedberg.)

Ihr sollt emol mein Ammi sehn!
Doas Madche hott sein Mucke!
Eann[2] wann Dou mahnst, säi wihr' näit[3] schihn,
Do wirschde deich vergucke.

Doas eaß[4] emol e Mensch,[5] däi hott
D'r Backe wäi e Ruse,
'N Hals wäi Healfeban,[6] waß Goatt!
Eann woas konn[7] säi geschmuse![8]

Eann Abge[9] hott se D'r[10] eam[11] Kopp,
Däi wearft se ronderimmer,[12]
Eann uffem Kopp 'n schihne Zopp,
Eann woas lacht säi D'r immer!

Woas soll aich D'r noach väil do sahn,[13]
Säi eaß e Zuckerstengel,[14]
Eaß näit se[15] grubß eann näit se klahn,
Eann singt[16] — no![17] wäi 'n Engel.

Eich sahn's,[18] eich hunn se goar sche[19] läib,
Eich mehcht se bahl gefreasse![20]
Kahn Abgebleack — sain eich e Däib! —
Kennt' eich D'r sche[21] vergeasse.

Säi hott[22] maich oawwer ahch rehcht gehrn,
Rehcht gehrn, — waß Goatt eam Himmel! —
Oach, wann mir[23] zwa e Pärche wihrn,
Do wihr eich D'r eam Himmel!

Aß[24] säi meich läibt,[25] kann goar näit fehn;[26]
Eich moahcht su mein Betroahchting.
Etz[27] loß D'r emol d' Spaß verzehn,[28]
Eann geaww' e Bissi Oahchting!

Noach goar näit lang, sein m'r groareann[29]
D'r Hoahrtg[30] eanonner gange,
Su ganz minahn,[31] do horr[32] ohm Eann[33]
D's Wällche[34] ohngefange.

Do sahr[35] eich groar ohm Heckerahn:[36]
„Guck', Schätzi,[37] alleweilche,
Etz sein m'r emol gaanz elahn,[38]
Etz geast[39] De m'r e Mäulche!"[40]

Do saht säi: „Nahn!"[41] Do sahr eich: „Joa!"
„Oach!" sahr eich, „gealle[42] Schätzi!
De geast m'r ahch e Mäulche, joa!
Guck, häi,[43] guck, uff doas Blätzi!"[44]

Do wollt säi oawwer noach näit drohn,[45]
Eann saht: „Gib nuhrts,[46] Deich kenn' ich,
Hunn eich D'r emol d' Weann[47] gedohn,
Dann kimmst De m'r bestennig."

Eich läiß se oawwer goar näit gihn:
„Oach Ammiche, mein Schätzi!" —
Eann, wuppdich! ihn[48] eich maich versehn,[49]
Harr'[50] eich D'r joa e Schmätzi.

Oach su e Maul,[51] wäi eich ahns krog,[52]
'S kann naut[53] Soißersch geawwe;
Eich leacke noach d's Maul denohch,
Als kräir'[54] eich's Keaßmaul eawwe.

„Oach Ammiche, mein Ammiche,
„Dou beast eann blaist[55] mein Schätzi!
„Geall,[56] Ammiche, läib Ammiche,
„Dou geast[57] m'r noach e Schmätzi?"

1 Anne Mariechen. 2 und. 3 nicht. 4 ist. 5 nicht im verächtlichen Sinne, sondern so viel als: eine starke, tüchtige Weibsperson. 6 Elfenbein. 7 kann. 8 kosen, vertraulich sich unterreden. 9 Augen. 10 dir. 11 im. 12 rundherum. 13 sagen. 14 Zuckerstengel, ein Liebkosungswort. 15 zu. 16 singt. 17 nun. 18 sage es. 19 zu. 20 fressen. 21 sie. 22 hat. 23 wenn wir. 24 daß. 25 liebt. 26 fehlen. 27 jetzt. 28 erzählen.

29 gerade-zu, genau, just. 30 Hartig ein an Wald sich anlehnendes Obstbaumfeld; vergl. althochd. „hart" Hochwald, Bergwald. 31 mit einander. 32 hat. 33 am Ende. 34 Wäldchen. 35 sagte. 36 Heckenrain. 37 Schätzchen. 38 allein. 39 giebst. 40 Küßchen. 41 nein nein. 42 güldenes. 43 hier. 44 Plätzchen. 45 dran. 46 nur. 47 Willen. 48 ehe. 49 versehe. 50 hatte. 51 Kuß. 52 kriegte, bekam. 53 nichts. 54 kriegte, bekäme. 55 bleibst. 56 gelt. 57 giebst.

Hannes eann Mädleene.[1]

(Umgegend von Friedberg.)

'S woar emool e langer Raa(n),[2]
Doo bleabb[3] die Näid[4] dann aach näit klaa(n);[5]
D's Wasser, deazz[6] gong ean die Hih,
Eann Wiß eann Week,[7] däi woar'n e Sii,
Dann alles woar iwwer eann diwwer.[8]

Eatzt driwwe[9] woar e Schteack[10] vom Oart[11]
Eann hiwwe[12] aa(n)s[13] e bissi fort,
Eann wollt' m'r oo(n) die Breacke[14] hii(n),
Doo mußt m'r uff 'r Mauer giih(n),
Aach däi woar schuu(n)d innig 'm[15] Wasser.

Eatzt hiwwe woar kaa(n) Wirthshaus näit,
Aß[16] m'r e Kännche[17] goure[18] kräit,[19]
Eann aach kaa(n) Koahrte[20] woar'n näit doo,
Eann oo(n) d'm Himmil noach naut bloo[21] —
Doas woar, mai(n)er Siil! e Schlammassil.[22]

Nou(n) driwwe wohnt aam[23] Borsch sai(n) Schatz,
Eatzt deank' m'r saich oo(n) dem sain Blatz;
Hee(n)[24] hätt' se goar sche geern gekeaßt,
Doach wäi enibb?[25] wann hee(n) doas weaßt'! —
D's Herz eam Laib horr 'm geschlabbert.[26]

Woas dour e[27] nou(n)? Eatzt hoallt e schii(n)
Vo(n) saine Kommeroare[28] zwii(n)[29]:
„Gebreurer,[30] healft m'r aus d'r Nuuth!
Eatzt geatt m'r Rooth,[31] soft sain[32] aich duut!
Die Moadleene konn naut mii(n)[33] woarte."

Doo säät d'r aa(n): „Gedold, doas eaß
Kaa(n) klaa(n) Geschwätz, doas hott sai(n) Fleaß![34]
Dann vom Versaufe, wer doas moo(n),[35]
Doo sain aich D'r kaan Freunn devo(n).
Däi Moadleene, däi moo(n) noach woarte."

„„Naa(n), Brourer, naa(n)! doas moo(n) säi näit!
Drimm schafft nuurts Rooth, wäi säi maich kräit;
Die Läib, däi leaßt m'r goar kaa(n) Rouh,
Waß Goatt! säi girrt[36] eann aich dezou. —
Die Moadleene konn naut[37] mii(n) woarte.""

Nou(n) säät d'r Dreatt: „Eatzt hiirt maich oo(n),
Denooch[38] Kuraaschi, eann dann droo(n)!
Eatzt folkt[39] maim Rooth eann giiht nuurts hii(n)
Eann hoallt au Backtröö[40] alle zwii(n)!
Die Moadleene soll naut mii(n) woarte!"

Doo läiffe[41] se meatt honnert Baa(n)[42]
Eann deare[43] all ir Backtröö draa(n).[44]
Eann wuu m'r sicht, guckt aa(n)s[45] eraus
Eann freekt[46]: „Nó! wu will doas enaus?
Woas wonn[47] dann däi Borsch nuurts gebacke?"[48]

Gebacke? — Naa(n), doo weaßt 'r[49] naut!
D'r Hannes will zou sai(n)er Braut.
„Woas? Braut?" — Nó, wann ses[50] noach näit eaß,
Se[51] wird ses noach, doas eaß geweaß!
Giiht, beandt uch[52] die Blatz'[53] oo(n) die Gaasin![54]

Eann schwinn, aß deat[55] m'r Amen saa(n),
Doo saalte[56] se die Tröök oonaa(n),[57]
Eann dräie[58] Hooke,[59] aß aam graust,
Eann aach e Blatsche[60] ean d'r Faust, —
„Eatzt firoo(n), Kuraaschi, Gebreurer!"

Nou(n) kimmt d'm aan sai(n) Motter noach:
„Oach! Neakleesi,[61] se blaib m'r doach!"
Joa! wuu harr aaner Zeit zoamm Hiirn![62]
Fort geang's, aß deat's d'r Daiwil fihrn,
Aß wollte se haut noach nooch Frammfert.[63]

Eann hoi![64] aß wäi m'r schleekt 'n Tromp,[65]
Doo woar'n se schuu(n)d oom Heackeschtomp;[66]
Eann schwinn, aß wäi m'r dout 'n Peaff,[67]
Doo woar schuu(n)d oo(n) d'r Näid d's Scheaff,
Eatzt Oahchting, soft giiht's wäi bai Belgradd!

Die Näid, aß mäich[68] se sich's zer Ehr',
Aß wann säi e gruuß Wasser wär',
Däi leatt gedeallig[69] Schubbch uff Schubbch,[70]
Eann driwwe woar'n se ean aam Schwubbch.[71]
„Gebreurer, eatzt hu(nn) m'r[72] gewonne!"

Die Leut, däi läiffe all minaa(n),
Eann saare: „Soll m'r näit gesaa(n)!"[73]
Eann freekt aa(n)s:[74] „Nó, woas eaß de Miir?"[75]
Se häis: „E Schteackelche giiht fiir,
Suu seaht 'r au Leabbte[76] kaa(n)s wirrer!"

---

1 Magdalena. 2 Regen. 3 blieb. 4 die Nidda. 5 klein. 6 dies. 7 Wiese und Weg. 8 über und über. 9 drüben. 10 Stück. 11 d. i. Dorf. 12 hüben, diesseits. 13 eines. 14 Brücke. 15 schon unter dem. 16 daß. 17 Kännchen, ein kleines Maß für Flüssigkeiten. 18 guten, d. i. Branntwein. 19 kriegt 20 Spielkarten. 21 nichts blau, d. h. der Himmel hellte sich noch nicht auf. 22 ein böser und verdrießlicher Zustand; ital. schiamazzo, Geschrei, Lärmen. Die eigentliche Bedeutung des Wortes „Schlammassil" dürfte sein: was Geschrei und Lärmen verursacht. 23 einem. 24 er. 25 hinüber. 26 zitternd, gewackelt. 27 thut er. 28 Kameraden. 29 zwei. 30 Gebrüder, Brüder. 31 Rath. 32 sonst bin. 33 mehr. 34 Schwierigkeiten. 35 mag. 36 weint. 37 nichts, nicht. 38 darnach.

39 folgt. 40 eure Backtröge. 41 liefen. 42 mit hundert Beinen. 43 thaten. 44 tragen. 45 d. i. jemand. 46 fragt. 47 wollen. 48 backen. 49 ihr. 50 sie es. 51 so. 52 bindet euch. 53 Schmitze, Platze. 54 Geißel, Peitsche; dieses bezieht sich auf den Gebrauch, daß auf Dörfern, wenn ein Bursche Verlöbniß (Weinkauf) hält, die andern Bursche vor das Haus, worin das Freudenfest stattfindet, mit Peitschen und alten Gießkannen kommen und klatschen und trommeln, worauf der Bräutigam ihnen gewöhnlich einen freien Trunk giebt. 55 thät. 56 seilten, banden mit Seilen. 57 an einander. 58 trugen. 59 Haken. 60 Platsche, das breite Brett zum Festschlagen des aufgeladenen Mistes. 61 Nicläschen. 62 Hören. 63 Frankfurt. 64 hui. 65 schlägt einen Trumpf. 66 Heckenstumpf. 67 Pfiff. 68 machte. 69 litt geduldig. 70 Schub. 71 in einem schnellen Schwung. 72 haben wir. 73 sagen. 74 d. i. jemand. 75 Mähr. 76 Lebtage.

Moadleenche, guck! wer kimmt doo? wer?
„Ai, Hanneſi,[77] wu kimmſt De her?
Ai, beaſt D's oarrer[78] beaſt D's näit?" —
„„Aich komme groarean aus d'r Näid;
Die Eangelänner konnes näit beaſſerk""

Eann wuppdich! hong hee(n) ihr oom Hals,
Eann dreackt ſe reecht eann keaßt ſe alls[79]
Doo ſicht m'r, woas die Läib näit dout!
Woas ſchmatzt hee(n) eann woas ſchmeackt's
'm gout!
Reecht, Hanneſi, reecht! wuhl bekomm'
D'rſch![80]

Eatzt wäi ſe ſaich hu(nn) fort gekeaßt,
Aich ſäi's[81] uch geern, wann aich's noach weaßt',
Eann zehlt' uch aach die Mäuler[82] all;

Genunk! 's gong uch Knall uff Knall,
'S horr[83] aam d's Maul gloat[84] gewäſſert.

Nou(n) woar'ſch baal Oowet:[85] „Eatzt
adjees!
Eann noach e Maul, leab wuhl! adjees!"
Säi guckt 'm heannenoch[86] e Schteack,
Eann moahcht' 'n reecht verläibte Bleack. —
„Oach, Hanneſi! Hannes! mai(n) Läiwes!"

Eam Wirthshaus woar'n ſe gloat wäi voll,
Doo woar die Schtubb geſchwubbchte voll.[87]
„Nooch[88] honnert Joor," doaht Alles ſaa(n),[89]
„Verzehlt's eam Oart noach Gruuß ean Klaa(n),
Eann ſeanges[90] die Borſch zou d'r Gaiſe."

77 Hänschen. 78 oder. 79 in einem fort. 80 dir's. 81 ſagte es. 82 Küſſe.

83 hat. 84 ganz und gar. 85 Abend. 86 ihm hinten nach. 87 voll zum unfreiwilligen Hin- und Herbewegtwerden. 88 nach. 89 ſagen. 90 ſingen es.

Owedläidche vom Bräuem führſch Ammiche.

E Wearreraer Stennche.

Schloff wuhl, ſchloff wuhl, mein läiber Schatz!
Gunn Nohcht! ſchloff wuhl! gunn Noahcht!
's hott ſich Alles, Houn eann Spatz,
Schuhnd lang eans Bett gemoahcht.

Eann Alles ſchleft, nuhris eich noach näit,
Eich komme noach ße gihn,
Eann ſinge d'r e Owedläid,
Mein Schatz, woas willſte mihn?

Aach Ammiche, läib Engelche!
Schloff wuhl, deck deich hibſch zou!
Die Engelcher eamm Himmelche,
Sein ſchihner näit aß dou.

Eann drahmſt de hibſch, ſu denk' ohn meich!
Aich ſein d'r joa ſu gout;
Imm deich, läib Ammiche, imm deich,
Geaww eich joa Gout eann Blout.

Wäi gleatzern d'r näit all die Stern',
Däi ohn d'm Himmel ſtihn;
Säi hunn deich ahch, läib Herzi, gehrn,
Drimm gleatzern ſe ſu ſchihn.

Eann wäi d'r Muhnd ſu läiblich eaß!
Woas ſoll m'r näit geſahn!
Mir eaß, aß kräir' eich dauſig Keaß
Groar eann von dir minahn.

Joa, Ammi, ſei dou nuhris mein Braut,
Woas ſein eich do e Kerl!
Gahn meich eaß do de Rothſchild naut,
Dou beaſt mein Kruhn, mein Perl!

Dann eich hunn deich goar mächtig läib,
Dou beaſt mein ahnzig Frahd!
Oach nahn, ohn deich kimmt joa kahn Däib,
Eann dout d'r naut ße Lahd.

Ohn mir mußt de dein Vorſch geſpihrn,
Kahn Ahg douhn eich d'r zou;
Dann wann d'r eabbes deht baſſiern,
Do härr eich goar kahn Rouh.

Eann moarſe froih, wann's väier läut,
Groar uff de Gloackeſchloak,
Do breng eich d'r meat groi Gekräut
'n Strauß zoamm goure Doak.

Eann lahf d'r ohn dein Bettche hin,
Su ſchwinn, aß wäi e Gaul,
Eann ſahn: Wäi beaſt de doach ſu ſchihn!
Eann geawwe d'r e Maul.

Do wachſt de uff.... Ihr läiwe Keann,
Woas ſicht m'r do e Broahcht! —
Etz ſein aich meatt d'm Läid om Eann;
Etz, Ammiche, gunn Noahcht!

Anmerkung. Bräuem, Bräutigam. Houn, Huhn (altd. huon, wetterauiſch ou = altd. uo). Herzi, Herzchen (alle auf s, ſch, ſt, ß, z auslautende Wörter bilden ihre Verkleinerungsform wetterauiſch mit i, die übrigen mit che, d. i. chen). geſahn, geſagen = ſagen. dauſig, tauſig (altd. tûsinc) = tauſend. Ammi, Anne Marie. Borſch, Burſch = Liebhaber. geſpihrn, geſpüren = ſpüren. eabbes, etwas. Broahcht, Pracht.

D's Männche uffm Ast.

E Verzehling.

(W e t t e r a u.)

Eß wem's drimm eaß, der komm' efür
Eann horch', dann eabbes eaß demihr!
Aich geie nochhet weirer kahm;
Dann wer näit kimmt, der blai dehahm.

E Männche woar, deaß gong ean Wahld
Sein Kaffidepee, doas stonn kahld;
Drimm saht' die Frah: „Doas mächt m'r Brast!"
Gih ean de Wahld eann hoall 'n Ast!"

Drimm gong d's Männche ean de Wahld,
Do woarsch 'm oawwer doch ße kahld;
Drimm gong e ehrscht ean's Pirrer'sch Haus
Eann bahft sein Kennche Korze aus.

Hehn hatt's 'm näit imsost gedirmt,
Dann su e bloer Zworn, der wirmt;
Nuhrts näit se väil, sost kimmt e noach
Ean Groawe eann ean's Lameloach.

Eann wäi e noun sein Beilche nimmt,
Se guckt' e, oab kahn Jäjer kimmt,
Eann dabbilt fort eann kimmt ean Wahld,
Do ston e Ahchbahm, der woar ahld.

Eann ohn d'm Ahchbahm woar e Ast,
Der hatt' die Gahning von 'r Last,
Do packt hehn on eann staikt einuff,
Eann wäi d's Ungleck woar e druff.

No? gealt ihr Leut', doas mohcht' e fein!
Woas dour e Kennche Branndewein! —
Eß neawe dron konnt' hehn näit stihn,
Do soaß e druff — Woas wollt 'r mihn?

„Eß nuhrts Gedold, dou mußt m'r oabb!"
Hehn säht's zoum Ast eann hähkt eroabb,
Eann hähkt, aß hehn v'rhairer schweatzt,
Aß wammer für de Blatte setzt.

Hehn hähkt, aß alle Hahk hehn kreast,
Eann hähkt, eann hähkt, d'r Ast häil feast
Eann doat kahn Riwwel von 'm Krach,
Do flucht e gloat d's Ungemach.

No! wammer will eann's dout's ahm näit,
Do simelirt m'r, wäi m'r'sch kräit.
Hehn simelirt eann soann doach naut,
Do wollt' e soahrn aus seiner Haut.

Uff ahnmol dohcht' e ean seim Kopp;
„Woas batt meich all doas schlehcht Gekloop!
Eich wuppge, eann do muß e oabb!"
Hehn wuppgt, eann blomb! — do gongs enoabb.

Sealt läie Ast eann Mann eann Beil.
Eann kahns hott seich gerehkt e Weil'; —
Eß woar e Somp do on d'r Ahch,
Doas woar e Gleck, do fäil e wahch.

Deletzt, do kreucht e on de Bahm,
Do kimmt's 'm für, aß wäi e Drahm,
Eann wäi's 'n deucht, sein Bahn wihr' fromm,
Do sär e: „Hannes, doas woar domm!"

Hehn nimmt sein Ast eann säht kahn Woart,
Eann heckilt fort, eann kimmt eans Oart, —
Do sahn se noach von seallem Strahch:
Mach's, wäi d'r Hannes uff d'r Ahch!

Dann woar ahch noach e rehchter Streit,
Wu on dem Mann sein Huppaß leit;
D'r Ahn, der dirmt's d'm Kennche gleich,
D'r Anner d'm V'rstirrermeich.

Eß hihrt, ihr Herrn, eann loßt uch sahn:
Hahkt ihr 'n Ast, gruß oarrer klahn,
Se setzt uch nuhrts näit voarne druff,
Sost giht's uch bihs, eann ihr schnappt uff.

Anmerkung. eß demihr, ist der Märe = zu erzählen, zu sagen. (Schon im Heldenbuch 1590, Bl. 164: Wer klopffet so ernstliche? — Was mag der maere sein?) Der Brast, das Herzbrechen, der Kummer. ean's Pirrer'sch Haus, in des Peters Haus. bahft aus, pafft aus = trinkt auf einen Wurf-(zug) aus. imsost, ümsust (altd. umbe sust), umsonst. gedirmt, getirmt = bestimmt, zugedacht (altd. türmen, determinare). Gahning, Gegenung, d. h. ungefähre Größe. v'rheirer, verheiter = ärger (bei Rosenblüt: Einen verheien = ihn ärgern, unwillig machen). kreast, krostet = kreistet, krächzt, stöhnt. kahn Riwwel, keinen Ribel = kein geriebenes Krümchen, d. h. gar nichts. gloat, glatt = gar. wammer, wann man. wuppge, wuppigen = wippen (niederdeutsch wuppen). särе, sagt er. V'rstirrermeich, Verstehе ihr mich = Verstand (der Versteht-ihr-mich).

Owedläidche von 'm Läibhoawwer.

(Wetterau.)

Alles eaß su demmrig schuhnd,
Eann di Stern däi gleatzern
Drowwe meatt dem läiwe Muhnd,
Eann di Stroahn, däi zweatzern.

Oach! d'r Himmel eaß su blo
Wäi meim Schatz sein Age,
Eann d's Erdreich stiht d'r do,
Mahnt m'r näit, 's deht rahche.

On dem Wahld, do giht d'r Weand
Eann di Behm däi rausche.
Komm, mein Schatz, mein gealle Keand,
Losses Mäuler dausche!
Oach, eich hunn deich joa su läib,
Herzgebobbelt Schätzi!
Host dou maich dann ahch rehcht läib?
Komm sealt uff doas Blätzi!

Moarje gitt's 'n schihne Doak,
Eann di Räling singe,
Dann aich hihrn d' Woachtelschloak
Aus d'm Koarnfeld klinge.
Spürste näit sealt von d'r Ah
Koil e Leftche komme!
Guck, wäi ahch vom Oweddah
Blinke all di Blomme!

Oach, die Ruse sein su ruth,
Wäi meim Schatz sein Backe!
Sealt eaß ahch noch Owedruth
Goar e schihner Blacke.
Sichste, gealle Schätzi, sealt!
Geaww e Mäulche, Läibche!
Läiwer joa dann all di Wealt,
Beaste m'r, mein Däubche!

Oach! eich sein d'r goarsche gout,
Gourer, wäi meim Leawe.
Joa mein letzte Drobbe Blout
Doun eich im deich geawwe.
Ammiche, mein herze Keand.
Joa mein Läib hott Dauer.
Dann, guck, ean meim Herz do brennt
Naut wäi Läiwesfauer!

Anmerkung. zweatzern, zwitzern = flimmern. Mahnt, meint. näit, nicht (altd. niet, niut, vergl. unten naut). 's deht, es thät'. gealle, gülden. Herzgebobbelt = wovon einem das Herz voll ist, daß es aufgequallt, aufgeht (bobbeln, poppeln = quallen. S. Schmeller's bayer. Wörterb. I., 291), ein Liebkosungsausdruck. geatts, gibt's (altd. gît statt gibt). Die Räling, die Röhlinge = grünen Wasserfrösche (v. röheln = röcheln, grunzen, brüllen. S. Schmeller's bayer. Wörterb. III., 78). Blacke, Placke. goarsche, gar ze = gar zu. Drobbe, Tropfen. im, üm = um (altd. üm, umbi). herze, herze (altd. hërzi) = herzig. naut = nichts (altd. nût, vergl. oben näit). Läiwesfauer, Liebesfeuer (Feuer altd. für).

Sagen aus der Umgegend von Staden in der Wetterau.

Ean d'r Wearreraa lair [1] e Schtädtche uff 'm goar schiine Blätzi oo(n) d'r Näid, [2] doas haaßt Schtoare, [3] doas woar firr Aalersch [4] e gruuß Schtoahdt, säi eaß oarrer [5] ean de Krije zoamm grißte Daal [6] innergange. Eatzt vo(n) dem Schtädtche verzehlt m'r allerlaa. Wann 'r druff Baß hu(nn) [7] wollt, suu will aich uch [8] e poahr Schteackilcher verzeh(n). [9]

Wammer se [10] Schtoare d'm Innerdoar [11] erausgiiht eann iwwe [12] de Broil, [13] se kimmt m'r iwwig [14] 'n Schteahk [15] ean die Oosgaß; [16] wammer nou(n) wairer giiht de Muckschter [17] Weahk [18] d'r Noahchtwaad [19] enuff iwwe de Meattilgroawe [20] ean de klaane Bruch, se kimmt m'r deleatzt [21] ean de Wisse uff Lenner, [22] däi sai(n) de Schtearer, [23] säi laie oarrer [24] e Virtelschtonn vo(n) Schtoare, eann m'r haaßt se de Aa(n)hoob. [25] Doo, saa(n) die Leut, doo hätt firr Aalersch e Kluuster geschtanne. M'r maa(n)t oarrer näit, aß miilich [26] wäär', dann wann's Wasser wiist [27] eann gruuß wird, doo eaß sealt [28] alles iwwer eann diwwer. [29] Nó genunk! vom Amthaus ean Stoare, doas oo(n) d'r Breacke lait, wuu m'r ean's [30] aalt Schloaß giiht, doo giihr [31] e Gank innig d'r Eare, [32] der, saa(n) [33] se, geang biß ean de Aa(n)hoob, eann wammer d's Noahchts die Noahchtwaad eann de klaane Bruch enuffer [34] giiht, se giihr alls [35] e groo Mennche mearr amm. [36] Just [37] eaß näit; [38] eatzt hiirt nuurts oo(n)! 'S woar emool, doo gräiwe [39] se eam Aa(n)hoob, eann doo gräib aach e Maad [40] d's Schteack vo(n) irer Herrschaft. Woas geschicht? Wäi se suu griibt, eann aan Scheappe [41] voll Eare nooch d'r annern

1 in der Wetterau liegt. 2 an der Nidda. 3 heißt Staden. 4 Alters. 5 ist aber. 6 Theil. 7 Acht haben. 8 euch. 9 erzählen. 10 wenn man zu. 11 Unterthor. 12 und über. 13 Brühl, eine Wiese mit Sumpfstellen. 14 über. 15 Steg. 16 Ochsengasse. 17 Mockstädter. 18 Weg. 19 Nachtweide. 20 Mittelgraben. 21 zuletzt. 22 Länder. 23 Stadener. 24 sie liegen aber. 25 Einhof. 26 möglich. 27 wächst. 28 dort. 29 über und über. 30 in's. 31 geht. 32 unter der Erde. 33 sagen. 34 hinauf. 35 immer, gemeiniglich. 36 mit einem. 37 d. i. geheuer. 38 nicht. 39 gruben. 40 und da grub auch eine Magd. 41 Schüppe.

Eben so würde er vom Vogelsberg, an dessen Fuße doch Langd liegt, als von etwas Entferntem reden.

Zom Hälfe, wörtlich: zum Helfen, zur Hülfe, nämlich im Hauswesen.

Römer sagt hier, sein Sohn habe Angst gehabt, Soldat werden zu müssen, weshalb er denn lieber (als Handwerksbursche) auf die Wanderschaft gegangen sei. Die Redensart stammt aus der Zeit, als der Bedarf an Soldaten willkürlich ausgehoben wurde und noch nicht das Loos entschied.

Veraanern heißt verheirathen. Was die Wurzel dieses Wortes ist, wäre noch zu untersuchen; sie würde gewiß auf eine sinnvolle Bedeutung führen. „Ein Mensch," sächlichen Wortgeschlechts, bedeutet ein unverheirathetes Weib, und der Ausdruck hat im Munde des Volkes eben so wenig, wie „Weibsleute," eine geringschätzige Nebenbedeutung. Aehnlich bedeutet im Hochdeutschen der Ausdruck „ein Mensch", männlichen Wortgeschlechts, nur einen Mann, und zwar in der Regel gleichfalls nur einen unverheiratheten. — Da Römers verheiratheter Sohn seinen eigenen Haushalt angefangen hat und für den Vater so gut als nicht mehr da ist, so nannte er den jüngeren, der noch dem älterlichen Hause angehört, schlechthin seinen Sohn, als hätte er nur den einen. Der gemeine Mann ist in seinem Gedankenausdruck nicht logisch strenge; dafür sagen seine Abweichungen von der logischen Ordnung oft viel mehr, als sich durch Worte umschreiben lassen würde. —

Die Wetterauer Mundart, überhaupt volltönender als das Hochdeutsche, läßt das å ungleich häufiger und entschiedener hören, und unserm kleinen Wortsatz im Gedichte nach zu urtheilen, stehen sich die Wörter, welche o, und die, welche å zum Hauptlaute haben, der Zahl nach ungefähr gleich. Zur besseren Vergleichung lassen wir einige ähnliche Wörter hier folgen:

går, gar	—	Joor, Jahr
wåår, ich war	—	woor, wahr
nåch, nach	—	noch, noch
Dååch, Tag	—	doch, doch
	—	doocht, ich dachte.
åwwͤer, aber	—	owwͤar, ober.

Es geht aus diesen Beispielen zugleich hervor, wie oft sich das a des Hochdeutschen in unserer Mundart in das tönendere å und o verwandelt. Beim Lesen wird man übrigens leicht dahin gelangen, den ungewohnten Buchstaben å richtig und fließend auszusprechen, wenn man sich vorstellt, man habe ao zu lesen, z. B. gaor, und dann aus dem Doppellauter den einfachen Mittellaut nimmt.

Die Bezeichnung der Selbstlauter einer Schriftsprache beruht fast allgemein auf bloßem Herkommen, und oft bezeichnet der Buchstabe weiter nichts, als daß hier ein Selbstlauter vorkomme, während ein ganz anderer (den die Nation kennt) ausgesprochen wird. Im Deutschen, das sich im Richtigschreiben vor vielen Sprachen auszeichnet, gilt diese Bemerkung besonders vom a und e. Hier nur zwei Beispiele, die sich bei einigem Nachforschen sehr vermehren lassen. Wir schreiben „erzählen," oder wenn man das dehnende, lautlose h durch die Verdoppelung des Selblauters ersetzt: „erzäälen," sprechen aber „ärzeelen" aus; eben so schreiben wir „ich wär'" und „wer fragt," sprechen aber aus „ich weer" und „wär fragt." Mit Ausnahme derjenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort ein a hat, (wie in den Wörtern Aeste von Ast, Wärme von warm, Lämmer von Lamm,) wird im Hochdeutschen überhaupt der Laut ä fast immer mit dem in der deutschen Schrift viel gemißbrauchten Buchstaben e ge-

schrieben, so daß das geschriebene e häufiger wie ä zu lesen ist, denn wie e. Wie ä lautet es in den Wörtern essen, wessen, messen, lesen, geben, Leben, eben, Eber, Leber, echt, Welt, Welle, Erde, Erbe, welcher, der, des, es, in der Vor- und Nachsilbe er u. s. f.; wie e in Ehre, edel, Esel, Ekel, elend, jeder, mehr, Meer, gehen, in der Vorsilbe ge und der Nachsilbe e u. s. w. — Zur Uebung in der richtigen Unterscheidung des ä und e setzen wir noch folgende Wörter aus der Wetterauer Mundart hierher:

haͤr, her	—	Heer, Heer
waͤr, wer	—	weer, ich wäre
Waͤll, Welt	—	well, ich will
baͤst, der beste	—	best, du bist
aͤß, es	—	eß, er ist
saͤll, dort	—	sell, ich soll.

Die Wetterauer Mundart zeichnet sich vor dem Hochdeutschen auch noch durch ihren Reichthum an Doppellautern aus, und wir gaben uns die sorgfältigste Mühe, sie richtig aufzulösen und zu schreiben. Aus dem Hochdeutschen vermögen wir uns nur drei Doppellauter zu entsinnen, wenn man nicht etwa das ui in dem Empfindungslaute pfui (der in der Wetterauer Mundart fui lautet) noch hinzurechnen will. Als Schrift zeichnen sie sich durch ihre falsche Schreibweise aus. Sie sind:

das ai, theils mit ai, meist aber mit ei geschrieben, in sein, Saite, Seite, weiß, Waise, Weiser, Feier, Laib, Leib, Neid, Zeit, bei, sei, zwei u. s. w.

das aͥu, in den Wörtern, welche im Stammwort au haben, mit äu, sonst aber mit eu geschrieben, in Heu, Feuer, Zeuge, Gräu-el, Bäume u. s. w.

das au, in Laub, grau, Baum, Auge, aus u. s. w. oder in folgenden Wörtern:

Eis	—	äußern	—	aus
Ei	—	euer	—	au
beide	—	Beute, Bäue	—	Bau
leiten	—	Leute, läuten,	—	Laut
heiter	—	heute, Häute,	—	Haut
heiser	—	Häuser	—	Haus
Breite	—	Bräute	—	Braut
reich	—	räuchern	—	Rauch
leicht	—	Leuchter	—	Lauch.
feil	—	Fäule	—	faul.

Daß die vorstehend gewählte Bezeichnung aͥu statt äu oder eu die richtige sei, davon wird man sich überzeugen, wenn man z. B. lieset: Haͥ-u, was zusammengezogen, das Wort Heu gibt, wogegen Hä-u oder He-u ganz andere, für uns nur schwer auszusprechende Wörter geben.

In der Wetterauer Mundart sind uns dagegen 10 Doppellauter bekannt, ohne daß wir behaupten möchten, alle damit erschöpft zu haben. Nämlich:

ai, in aich, ich; Waib, Weib; Drai, Treue, u. s. w. aͤi, in daͤi, die; waͤi, wie; kraͤi-e, kriechen, bekommen, u. s. w.

oi, in Doiwaͤl, Teufel; Oiß, Ochs; Hoisse, Hosen; Hoink, Honig, u. s. w.

oͥu, in Froͥund, Freund; Loͥud, Leute; groͥuße, grüßen; Zoͥuk, Zeug, u. s. w.

au, in naud, nichts; Haus; Fauaͤr, Feuer; dausich, tausend, u. s. w.

au, in faul, faul; gaut, gut; daut, er thut, u. s. w. ou, z. B. zou, zu;
oe, (nicht zu verwechseln mit dem einfachen Laute ö,) z. B. in moed, müd; moest, ich müßte;
ea, z. B. in Peach, Pech;
ie, z. B. in Diente, Tinte.

Der Laut ei kommt in der Wetterauer Mundart so wenig vor, als im Hochdeutschen. Unsers Wissens ist er nur einigen niederdeutschen Mundarten eigen, und gewiß einer der häßlichsten Laute, welche zusammengesetzt werden können, so wie denn auch der Laut ai der Wetterauer Mundart nicht zur Zierde gereicht.

Die Dehnung der Silben, d. h. daß die Stimme auf dem Selbstlauter verweilen soll, haben wir bei einfachen Selbstlautern jedesmal dadurch angezeigt, daß wir denselben verdoppelten; bei Doppellautern kommt der Fall, daß sie willkürlich verlängert oder verkürzt werden könnten, der Natur der Sache nach nicht vor. Wir haben hierdurch die in der Rechtschreibung des Hochdeutschen noch üblichen zwei besonderen, eben so störende, als verkehrte Dehnungszeichen, nämlich die Einschiebung eines lautlosen h nach dem Selbstlauter (z. B. in Wahrheit, Währung, Lehre, Sohn, Röhre, Ruhm, Rührung, statt Waarheit, Wäärung, Leere, Soon, Rööre, Ruum, Rüürung) und die Einschiebung eines stummen e nach dem i (z. B. in Liebe, Biene, Wiese, statt Liibe, Biine, Wiise,) nicht nöthig gehabt. — Die Schärfung der Silben, d. h. daß die Stimme vom Selbstlauter schnell zum Mitlauter übergehen soll, haben wir folgerichtig durch die Verdoppelung des auf den Selbstlauter folgenden Mitlauters angezeigt, und dabei die nicht minder, als die Einschiebung des dehnenden h und e, störende Verkehrtheit, womit im Hochdeutschen statt kk — ck, statt ss — ß und statt zz — tz geschrieben wird, (z. B. Locke statt Lokke, daß statt dass, jetzt statt jezzt,) ebenfalls vermieden. Wo weder Dehnung noch Schärfung der Silbe eintritt, sondern sowohl der Selbstlauter als die Mitlauter ihr natürliches Tonverhältniß behalten, stehen ihre Buchstaben auch nur einfach.

Bei den vielen langen Selbstlautern würde die Wetterauer Mundart noch weit voller lauten, als sie wirklich lautet, wenn nicht mehrere, namentlich das gedehnte a, häufig stark durch die Nase ausgesprochen würden. Wir haben dies jedesmal durch einen unter den Selbstlauter gesetzten Strich angedeutet. Mit dieser Lautbildung ist zugleich etwas so Eigenthümliches in der Betonung verbunden, daß wir bezweifeln, daß es Jemand, der die Mundart nicht gehört, gelingen könne, den Laut zu treffen. Als Beispiele mögen folgende Wörter dienen:

Raa, Regen,	Suu, Sohn,
traan, ich trage,	huu, haben,
maant, er meint,	fuu, von,
naa, nein,	schuu, schon,
gaa, gegen,	uus, uns,
Waa, Wagen,	Wai, Wein,
moo, ich mag,	mai, mein,
gii, geben,	sai, sein,
schii, schön,	fai, fein.

Da unter den Mitlautern das n der eigentliche Nasenlaut ist, so hat zwar allerdings die fragliche Aussprache einige Aehnlichkeit mit der Aussprache des n, allein es würde demohnerachtet ganz falsch gewesen sein, dieselbe durch ein stummes n anzudeuten, denn abgesehen davon, daß jeder stumme Buchstabe ein Widersinn und Anlaß zu Irrthum im Lesen ist, so ist in obigen Nasenlautern wirklich kein Mitlauter enthalten;

man kann sie, wie jeden reinen Selbstlauter, forttönen lassen, während ein darauf folgender Mitlauter, z. B. ein n, sie sogleich abschließen würde, sobald er mit ausgesprochen wird, wie dies bei den Wörtern traan und uus der Fall ist.

Wenn im Hochdeutschen ein n vor einem g oder k kommt, so wird das n nicht streng, sondern als Kehllaut ausgesprochen, z. B. in bang, Bank, ich fing, der Fink, singen, sinken u. s. w. Dasselbe findet bei der Wetterauer Mundart statt, z. B. in gung, ging.

Von keiner geringen Bedeutung ist es, daß nicht auf tonlose Silben ein Ton gelegt werde, indem dieser Fehler die ganze Haltung einer Mundart verdirbt. Dergleichen Silben sind:

die einsilbigen Wörter ar, er, dar, dir, mar, mir oder man, aß, es, das, das, bas, bis, — e, ein (der Artikel), em, ihm, en, in, en, on und un, und, de, du, den, se und ze, zu, di, die;

die Vorsilben ar, er, far, ver, und ge;

die Nachsilben ar, er, dar, tar u. s. w.; char, al, chal u. s. w.; narn, nart, narsch, — e, be, we u. s. w.; che, em, — ich, lich, tich u. s. w.; und isch.

Wenn man solche Silben mit einem andern Buchstaben geschrieben sieht, als man es gewohnt ist, (hier namentlich mit ä statt e,) so ist man nur zu geneigt, denselben im Lesen den vollen Ton zu geben, statt sie halb zu verschlucken. Wir würden gerne mit Tonzeichen nachgeholfen haben, wenn nicht durch das Uebereinanderbauen der Zeichen der Druck am Ende etwas Ungeheuerliches erhalten haben würde.

Eine Mundart, welche noch durch keine Schrift festgehalten wird, bedient sich ihrer vollen Freiheit, und es entstehen zahllose Abschattungen in ihrer Lautung, welche die Schwierigkeiten, sie richtig zu schreiben, nicht wenig vermehren. Die Selbstlauter, besonders der kleineren Redetheilchen, ändern sich, je nachdem das Lautverhältniß oder der Ausdruck der Rede dazu auffordern. So lautet im Gedichte das Wörtchen und bald en, bald on, bald un, und wir erinnern uns, von den zärteren Geschöpfen unter den Redenden oft ien gehört zu haben, und wie weichen di und däi für die, so wie se oder ze und zou für zu nicht von einander ab!

Eine sinnige Eigenheit eines solchen Naturzustandes einer Mundart, — und namentlich ist es unserer Wetterauer Mundart eigen, — ist, daß sich die Lautung oftmals nach der Person ändert, mit welcher der Redende spricht, und häufig auch nach dem Alter und den Verhältnissen des Letzteren verschieden ist. Die Männer unter einander sprechen rauher, als die Frauen oder als wenn sie mit Vornehmeren sprechen; ebenso sprechen die Kinder und die Einwohner der Landstädtchen zärter als die Alten und die Dorfbewohner, und überhaupt die jüngeren Geschlechter glätter, als die Aussterbenden. Die volleren Selbstlaüter machen feineren Platz oder erhalten sich nur in alten Zusammensetzungen.

Die betrübende Folge dieser Fessellosigkeit ist aber, daß eine solche Mundart mit der abgehenden Schrift auch der Grundlage einer dauernden Selbstständigkeit entbehrt, und es ist bei dem wachsenden Verkehr und der sich erweiternden Bildung des Volkes nicht zu bezweifeln, daß der Einfluß des Hochdeutschen dergestalt gesteigert werde, daß er das Uebergewicht über das Heimathliche erlangt und die unvergleichlich kräftige Mundart sich nach und nach gänzlich abschleift.

---

erimmer[42] wirst, doo blait[43] 'r uff aa(n)mol die Scheappe heanke, eann säi doocht[44] ean irem Seann, säi wäär' doo innig e Rais oarrer innig e Baamworzin[45] geroore.[46] Nou(n) heabbt säi eann heahbt, aß müßt 'r d'r Herzbeannil[47] krache, 's giihr[48] aach e Bissi ean die Hib, oawwer 's woar kaa(n) Gedanke, aß[49] säi ir Scheappe eraußer breecht.[50] Eatzt hott säi gedoocht: Nó, de mußt doach emolche geseah(n),[51] woas doo fir e U(n)gleacksdeank[52] innig d'r Eare lait. Wai säi oarrer[53] guckt, se[54] mächt säi e Poahr Aage, wäi e Boack wann's kissilt;[55] dann doo honk ir Scheappe oo(n) 'm Heankil vo(n) 'm gruuße gruuße Keassil, eann der woar gestreache voll Geald. Wann säi eatzet[56] bibichemäusicheschteall[57] geschweeje hätt eann hätt alls ean ir Schirrduch[58] enean[59] geschärrt eann gerafft, se hätt se ir Leawedoahk genunk hu(nn)[60] konne; suu hott se oarrer gemaa(n)t, säi müßt den Keassil eruff heawe[61] eann kräit wirrer ir Scheappe eann doaht geheawe,[62] aß se kreast.[63] Säi broocht 'n oawwer kaa(n) Bissi mii(n)[64] eruff, eann doo kreasch se ohne Iwwerlejes[65] Annern zou, däi sealt erimm gräiwe: „Ir Leut, helft!" Doo doaht's uff aa(n)mol 'n Rappil, eann d'r Keassil meattsammt d'm Geald woar innergesunke eann se horr[66] 'n ir Leabbte[67] naut[68] mii(n) geseah(n); nuurts[69] d'r Heankil woar doo gebleawwe, den hatt säi oo(n) d'r Scheappe heanke. —

Eatzt wammer vo(n) Schtoare nooch Bloowild[70] giiht, doo muß m'r ean d'r aale[71] Doahrmiteerer Tirmenai[72] iwwig de Wi(n)gilsbeerk.[73] Den Weahk giiht aach emol e Mann ean d'r Noahcht eann wäi hee(n) oo(n)'s[74] eerscht Schteak oom Wi(n)gilsbeerk kimmt, suu breannt doo e Fauerche[75] uff d'm Acker, doas breannt suu gaa(n)z schteall eann's fläije koar kaa(n) Issin[76] devo(n) uff. Hee(n) hott sai(n) Bedroahchting driwwer eann nimmt sain Schteacke[77] eann schärrt e Bissi Kohn[78] devo(n) eann giiht fort. Wäi e nou(n) de annern Moarrje wirrer fereack[79] kimmt, see deankt e[80] doach: „De[81] willst emolche siih(n), woahs doas firr e Fauerche woar," eann giiht oo(n) d's Blätzi. Doo findt e oawwer kaa(n) Kohn eann naut, aß wann goar naut doo geweast wäär'; wäi hee(n) oawwer nooch deene Kohn guckt, däi e eweackgeschärrt hott, doo laie[82] doo laurer schiine Ducoate. —

Iwwig den Wi(n)gilsbeerk zäikt[83] aach d'r weall[84] Jäjer. E Mann aus Laadheacke[85] eann e Schustergeseall aus Schtoare meatt saim Schatz, däi hu(nn) ean d'r Noahcht uff d'm Bloowiller Weahk die Laadheacker Danne[86] uff 'm Wi(n)gilsbeerk ean aam Fauer[87] geseah(n), eann uff aa(n)mol eaß suu e Lärme eann e Weand[88] geweast, aß[89] m'r gemaa(n)t hott, die Beem[90] eann alles deeht innerschdreewërscht[91] gewoarfe wäärn eann d'r jingst Doahk wäär' doo, eann bai dem all hott saich kaa(n) Baam gereekt.[92] Ach wonn[93] froierhi(nn) annern Leut geseah(n) hu(nn), aß bai suu 'm Lärme, den d'r weall Jäjer mächt, aus 'm oabbgeschoaffene Thoarn[94] ean[95] d'm aale Schloaß se Schtoare,[96] der deneekst[97] d'm Meattilgroawe eaß, e lank Schtang eraus komme wäär' meatt 'r gruuße gruuße healle Leuchte, eann däi hätt doo gehonke, biß d'r Zukk v'rbai[98] geweast wäär'. — Doas eaß oawwer wuur,[99] aß d'r aalt Hannheannerich[100] emol ean d'r Noahcht vo(n) Bloowild komme eaß, eann doo eaß e Herr fir 'm hergange ean 'm reatzeruure[101] Mantil, dem eaß e noochgange, eann uff aa(n)mol woar der Herr naut[102] mii(n) doo eann

---

42 herum. 43 bleibt. 44 dachte. 45 oder unter eine Baumwurzel. 46 gerathen. 47 Herzbendel, Herz-schnur. 48 geht. 49 daß. 50 brächte. 51 sehen. 52 Unglücksding (verwünschender Ausdruck). 53 aber. 54 so. 55 hagelt. 56 jetzt. 57 piepchenmäuschenstill. 58 Schürze. 59 hinein. 60 haben. 61 heben. 62 that heben. 63 daß sie krächzt. 64 mehr. 65 Ueberlegung. 66 hat. 67 Lebtage. 68 nicht, nichts. 69 nur. 70 Blofeld, ein Dorf, eine Stunde von Staden. 71 alten. 72 Grenze, Grenzgegend. 73 Weingartenberg, ein Berg bei Staden in althessischer Grenze, welcher noch im vorigen Jahrhundert mit Reben bepflanzt war. 74 und wie er an's. 75 Feuerchen. 76 Funken. 77 Stecken. 78 Kohlen. 79 zurück. 80 er. 81 du. 82 liegen. 83 zieht. 84 wilde. 85 Leidhecken, ein Dorf, eine halbe Stunde von Staden. 86 Tannen. 87 in einem Feuer. 88 Wind. 89 daß. 90 Bäume. 91 unterst zu oberst. 92 geregt. 93 wollen. 94 Thurm. 95 in. 96 zu Staden. 97 zunächst. 98 Zug vorbei. 99 wahr. 100 Johann Heinrich. 101 grellrothen. 102 nicht, nichts.

d'r Hannheannerich hott innigem [103] Gallje geseasse. Doo kreasch e denooch [104] eann doo hiirt 'n e Fleeschter [105] Mann, der koom aus d'r Schtearer Minn [106] meatt Meahl eann hott de Hannheannerich innigem Galje efirgezoue [107] eann horr [108] 'n uff saim Gaul meattgenomme. Eann noach waaß ka(n) Meansch, wäi d'r Hannheannerich groarean [109] die Schteahk iwwig die Greawe [110] gefonne hott eann die Breacke iwwig die Näid, [111] aß hee(n) [112] ean e gaanz anner Feald innig de Gallje komme eaß. — Eann aach emol horr e Mann aan [113] zweerch iwwig de Beerk komme geseah(n) eann hott firr saich gedoocht: Nó, wuu will deer hi(nn) zweerch iwwiges [114] Feald? Wäi hee(n) 'n oawwer sicht komme oo(n) die Laadheacker Hoh(n), [115] doo schrait [116] e groahd driwwig [117] eweack eann eaß alls fort gange. Doo hott saich oawwer d'r Mann kaa(n) klaa(n) Bissie gefeecht [118] eann hott saich haam gemoahcht. —

---

103 unter dem. 104 darnach. 105 Florstädter; Florstadt (in der Mundart: „Flooscht") ist ein Dorf bei Staden. 106 Stadener Mühle. 107 hervorgezogen. 108 hat. 109 gerade-in, just. 110 Stege über die Gräben. 111 Nidda. 112 er. 113 einen, jemanden. 114 über das. 115 Hohlweg. 116 schreitet. 117 darüber. 118 gefürchtet.

Kinderliedchen und Kinderreime aus der Wetterau.

Miller Miller Moahler.

(Von den Kindern gesungen beim Anblicke eines Schmetterlings oder auch des Mühlknechts, der das Mehl auf die Dörfer bringt und die Frucht zum Mahlen abholt.)

Miller [1] Miller Moahler,
Geabb m'r 'n Sack voll Doaler,
Geabb m'r 'n Doaler ean die Haa(n)d,
Se [2] foahrn aich meatt nooch Engellaa(n)d.

1 Müller, auch: Schmetterling; in Baiern ist „Milemale" ein Kinderwort für: Schmetterling. 2 so.

Liedchen beim Anblicke eines Storches.

Stoahrk [1] Stoahrk Staane, [2]
Fläi [3] iwwer Haane! [4]
Fläi iwwersch Beckersch Haus,
Stuuß drei Weck eraus!
Mir aan, [5] dir aan,
Dahrme Schealme goar kaan. [6]

1 Storch. 2 d. i. langbeinige Gestalt (bei Menschen nur von weiblichen Personen). 3 fliege; auch: „fläik." 4 Hanau. 5 einen. 6 keinen; das „n" ist klingend, mit stumpfem „n" wäre „kaan" so viel als: „keine."

Liedchen beim Anklicke eines Raben.

Roawe Roawe Dorrbaa(n)! [1]
Die Leut saa(n), [2]
De häst [3] aa(n). [4]

1 Dürrbein. 2 sagen. 3 du hättest. 4 des Reimes wegen statt: „aa(n)s," eines, nämlich Bein.

Saft Saft Sinn.

(Beim Losklopfen der Rinde vom Weidenstäbchen, um eine Weidenpfeife zu machen.)

Saft Saft Sinn!
Koann [1] ean die Minn, [2]
Schdaab [3] oan die Bach!
Dout mai(n) Paische 'n healle healle Krach.

1 Korn, Roggen. 2 in die Mühle. 3 Staub.

Droß droß drill.

(Wenn man ein kleines Kind auf dem Knie reiten läßt.)

Droß [1] droß drill! [2]
D'r Bauer horr e Fill, [3]
D's Fillche will näit laafe,
D'r Bauer will's verkaafe.
Droß droß drill!
D'r Bauer horr e Fill.

1 reite (mit hupfendem Körper). 2 trolle trabe. 3 hat ein Füllen.

Batsche batsche Kichelche.

(Wenn man einem kleinen Kinde die Händchen zusammenklatscht.)

Batsche batsche Kichelche! [1]
Mir eann dir e Schickelche, [2]
Mir eann dir e Heallerche,
Sai(n) m'r [3] zwaa Geseallercher.

1 Küchelchen. 2 Schühchen; „Schuck" Schuh. 3 sind wir.

Volksliedchen.

Gealt, mai(n) Schatz, doas sai(n) d'r [1] Sache!
Wann aich mearr [2] 'r Annern lache.
Gealt, mai(n) Schatz, 's dout d'r wii, [3]
Wann aich zou 'r [4] Annern gii(n).

1 dir. 2 mit. 3 weh. 4 einer.

Das Liedchen, welches die Kinder beim Losklopfen der Rinde vom Weidenstäbchen, um eine Weidenpfeife zu machen, singen wird auch in folgender Weise gehört:

Saft Saft Sinn!
Koann ean die Minn,
Schdaab ean die Bach!
D'r Miller hott [1] sai(n) Fraa verloarrn.
E sucht se innerm [2] Dach.
D's Meusi [3] hott se fonne, [4]
D's Kätzi schluck [5] die Dromme, [6]
D's Häsi läif [7] 'm Beeark [8] enuff
Eann hott zwaa ruure Schdrimbercher [9] oo(n),
Eann wäl d's Häsi wirrerkoom, [10]
Doo woar mai(n) Paische ausgedoo(n) [11] (doon) doo(n)!

1 hat. 2 unter dem. 3 Mäuschen. 4 gefunden. 5 schlug. 6 Trommel. 7 lief. 8 Berg. 9 rothe Strümpfchen. 10 wiederkam, 11 ausgethan, d. h. die Rinde vom Holze gelöst.

Räthsel.

Voarne wäi e Saul,[1]
Meatte[2] wäi e Knaul,
Eann heanne[3] wäi e' Panneställ.[4]
Woas eaß doas?

1 Schusterable; in der Kölnischen Mundart: Sübl; schwedisch syl. 2 mitten. 3 hinten. 4 Pfannenstiel.

(Auflösung: eine Elster [Atzel].)

Es soll sich halters Kainer mit der Lieb abgewe.

(Gegend von Butzbach.)

Es soll sich halters Kainer mit der Lieb abgewe,
Se bringt so manche schiene Kerle ims Lewe.
Gestern hat mer mai Trutschel die Lieb ofgesaht,
Aich hun se verklaht.[1]

So giehts, wammer[2] die Mensche zum Tanze läßt geie,[3]
Do muß mer in Aengste un Sorge 'rum schweife,
Do führt se der Deuwel zum Schultze saim Hans,
Der führt se zum Tanz.

Nu schmeckt mer kai Esse un schmeckt mer kai Trinke,
Un wann aich soll ärwern,[4] so möcht ich versinke,
Un wann aich sollt schwätze, aich hätt se net[5] lieb,
Dann wär ich e Dieb.

Un wann aich gestorwe bin, dann loßt mich begrawwe,
Un loßt mer vom Schreiner siwwe Brerrer[6] abschawe,
Un loßt mer zwa feurige Herze druf male,
Aich will se bezahle.

Un loßt mer anstimme die Sterwesgesänge:
Do leit[7] nu der Esel die Quer un die Länge,
Im Lewe do hot mer sai Liewesaffärn,
Ze Dreck muß mer wern.[8]

1 verklagt. 2 wenn man. 3 gehen. 4 arbeiten. 5 nicht. 6 Bretter. 7 liegt. 8 werden.

Des Kränzi.

(Mundart zwischen Butzbach und Friedberg.)

Gritt. Noochbersche,[1] westersch[2] dann aag schund, daß den Owend e Kränzi[3] eß en der Eck dronne bei's Hammechils[4] Anne Moarie?

Noochbersche. Woas, e Kränzi? a woas eß dann doas, Gritt? do hun eich joa noach goar naut devo[5] gehirt.

Gritt. Wester dann doas noach näit?[6] do kimmt mer sesomme, wäi die Viernehme, Männer en Weiwer, en do werd Kaffee getrunke en Krebbil dezeau[7] gegesse oawwer[8] woas mer groad hot. Etzt woar ah's[9] se Dorem,[10] do woanere[11] schund mih,[12] — doas woar oawwer feer[13] die Junge, do koome Uch joa bei fufzehe Maarercher[14] sesomme, en woarn bei fufzehe Meste Verschoas[15] zeau laurer Krebbil gegebakke. En wäi se de Kaffee offem Desch harre[16] stih, se koome aag e Stecker zehe Borsch dezeau. Däi woarn näit engeloare,[17] se woarn oawwer doach haamlich bestellt woarn; weil se nu do woarn, se konnt mersche[18] doach aag näit fot haasse gih.[19] Däi trunke nu de Kaffee met en huhn[20] aag di Krebbil helfe esse. Doas hot nu di Ale[21] kapetoal geärgert. Doas merkteſe aag bal. Woas däre[22] oawwer däi Borsch? däi koome her en legte sesomme en hun Uch joa e gaanz Oachtil[23] Ehmge Wei[24] lange[25] losse. Wäi se den nu harre, se legteſe des Fäßi[26] of de Desch, en hu[27] se-

1 Nachbarin. 2 wißt ihr es. 3 Kränzchen, Gesellschaft. 4 Johann Michaels. 5 davon. 6 nicht. 7 dazu. 8 oder. 9 eines. 10 zu Dorheim. 11 waren ihrer. 12 mehr. 13 für. 14 Mädchen. 15 Vorschuß, d. i. das beste Mehl. 16 hatten. 17 eingeladen. 18 man sie. 19 gehen. 20 haben. 21 Alten. 22 thaten. 23 Achtel. 24 Wein. 25 d. i. holen. 26 Fäßchen. 27 haben.

lang getrunke, bis kah Riwwilche[28] mih drenn woar. Doas soll joa gedauert hu bes di Noacht üm zwo Auer.[29]

Noochbersche. Woas de sehst,[30] Gritt! Seit wann es dann doas met dene Kränzercher Mohre?[31]

Gritt. Seit den Wenter. Häi[32] komme se oawwer dereest of; däi se häi gehale hu, däi woarn näit so gruß. Se woarn näit all komme, däi se engeloare harre, en Annere, däi sich drof gespreʒt harre, däi koome näit dezeau.

Noochbersche. No, doas muss ich sah,[33] so Ebbes hun ich aag noach näit erläbt en sei[34] schund so aalt woarn. Die Welt kimmt doach alle Toag weirer, en mer sieht aag, daß die Bauern wirrer[35] Gäld hu, en daß der Wahs[36] Ebbes gelt. Wann doas näit weer, se[37] misteses aag wuhl bleiwe losse.

Gritt. A noh, däi huns joa geaut woh,[38] doas sei reiche Leut; uhser Ahner kannsen[39] nateerlich näit noachmache, en wannse ihr Brut offem Berkwerk verdäine miste, dann wehrschen[40] aag vergih so konneses oawwer.

Noochbersche. Waaste woas, Gritt, do ess wuhl Mancher debei, der hot se väil Scholde wäi eich en deau;[41] se losses oawwer näit oh[42] sich komme, en de Gruße der muss doach gemoacht weern, als wammersch[43] näit west![44]

Gritt. No, woas ess[45] all demet; se hu noach näit Ureegt[46] däi Leut, — wammersch kinnde, dere[47] mersch[48] aag. Brauche dann däi Viernehme en dem Friwwerg[49] en en dene annern Städ elahn[50] alles Geauts se[51] genäise? Naa[52] der Bauer kann sichs aag emol geaut schmecke losse. Däi Leut sei nor se schleegt,[53] sonst derese als emol Ebbes näit ohsehe en deres fer sich behaan.[54] Esses dann näit genunk, daß mer dem reiche Gezeug alles deau[55] muss, soll mer näit aag emol ebbes Geauts genäise? Naa, noach Reegt huse[56] däi Leut, wannses deau.

Noochbersche. Joa, schwäʒ deau, woas de wid,[57] zeau meiner Zeit hot mer geläbt en harre kah[58] Kreuzercher en hot aag geaut[59] gesse en getrunke. Oawwer alleweil[60] do wonnse[61] all viernehm sei, en besonnersch däi junge Weiwer. Doas sieht mer aag oh dene gruße Flerrhauwe, däise alleweil drah[62] met Blomme[63] drof, en oh dene Grolle,[64] däise veermache. Do maanese nu Wonner, wäi oabscheulich schieh[65] doas weer en es stihren[66] doach all naut,[67] der Bauer guckt doach eraus. Esses dann nerre[68] Schann? alleweil drah die Berkmannsweiwer viernehme Hauwe, wannse of de Friwwerger Mahd[69] gih. Wannse aag als bezoahlt weern, däise of dere[70] setze; do hun ich oawwer eʒt von Ahner gehert, däi hot sich schund vir zwaa Joahr so Hauwe losse mache en sei haut[71] noach näit bezoahlt. En so humer[72] noach mih.[73] Doas kimmt oawwer all doher, wammer de Viernehme en Allem noachmache will. En of däi Kränzercher gäwwich goar naut, doas ess Grußdeauerei, do wonnse sich nor demet seh losse. Es werren[74] oawwer noach vergih, wäisen[75] komme ess.

Gritt. Eich glaawe, Ehr ärgert Uch do driwwer? Giht, woas seit Ihr[76] e ahfällig[77] Fraa!

Noochbersche. A woas kannst deau mich dann ahfällig haaffe? deau best joa norz[78] noach e Läusdink.

Gritt. Om En[79] wollter[80] Uch aag noach met aam[81] zänke? Giht lus! Wammer Uch norz als goar naut[82] verzehle deht![83] Gith! gith!

---

28 d. i. Bischen. 29 Uhr. 30 du sagst. 31 Mode. 32 hier. 33 sagen. 34 bin. 35 wieder. 36 Weizen. 37 so. 38 wagen. 39 kann es ihnen. 40 würde es ihnen. 41 und du. 42 an. 43 wenn man es. 44 wüßte. 45 ist. 46 Unrecht. 47 thäten. 48 wir es. 49 Friedberg. 50 allein. 51 zu. 52 nein. 53 d. i. einfältig; „schlegt" mit kurzem „e" bedeutet : schlecht. 54 behalten. 55 thun. 56 haben sie. 57 willst. 58 keine. 59 gut. 60 jeʒt. 61 wollen sie. 62 tragen. 63 Blumen. 64 an den Locken. 65 außerordentlich schön. 66 steht ihnen. 67 nichts. 68 nicht eine. 69 Markt. 70 thäten. 71 heute. 72 haben wir ihrer. 73 mehr. 74 wird ihnen. 75 wie es ihnen. 76 die verschiedenen Formen : „ihr," „ehr," „er" dürfen nicht auffallen. 77 einfältige. 78 nur. 79 Ende. 80 wollt ihr. 81 einem. 82 nichts. 83 thäte.

Der Fuchs on der Wolf.

(Mundart in der Gegend von Gießen und Wetzlar.)

Der Fuchs hot emol dem Wolf von dem Mensche seiner Sterk verzehlt. Ka Deier,[1] saat er, kennt em Gehepart hole,[2] on se mißte List brauche, om sich vör em ze rerre.[3] Do antwort der Wolf: „Wann aich nortz[4] emol aan[5] ze sihn bekäm, aich willt doch wohl uf en luusgihn." „„Dozou kann aich der verhelfe,"" saat der Fuchs, „„komm nortz morje freih zou mer, su will aich der aan weise."" Der Wolf kimmt freihzeirig, on der Fuchs gung mer[6] em oon de Wäg, wu der Jejer alle Dog herekom. Zeerscht kom e aaler abgedankter Soldot. „Is dos e Mensch?" froogt der Wolf. „„Na,"" antwort der Fuchs, „„dos wor aner.[7]"" Dernochert kom e klaaner Buub, der in die Schuul wollt. „Is dos e Mensch?" „„Na, dos will erscht aner wärn.[8]"" Endlich kom der Jejer, die Doppelflint uf em Buckel on de Herschfänger oon der Seit. Do saat der Fuchs zum Wolf: „Seihste, do kimmt e Mensch, uf den mußte luusgihn; aich will maich owwer fortmache in mei Loch."

Der Wolf gung nu uf de Mensche dar. Der Jejer, wei der en seiht, saat: Schaad, daß aich ka Kueln gelaare[9] hun, — legt oon on scheißt dem Wolf dei Schroot ins Gesicht. Der Wolf verzeiht dos Gesicht mörderlich; doch läßt er sich nit verdutze on giht vöran. Do git em der Jejer die zwett Laaring.[10] Der Wolf verbeißt dei Schmerze on rickt dem Jejer doch uf de Belz. Do zeiht der sein Herschfänger on git em links on rechts dichtige Hibb, daß er vun owe bis unne blourig[11] zum Fuchs zericklaaft on heult.

„No, Brourer Wolf," saat der Fuchs, „wei biste met dem Mensche fertig gewoorn?" „„Ach,"" saat der Wolf, „„su hun aich mer dem Mensche sei Sterk nit vörgestellt. Erscht nohm er en Stecke vun der Scholler[12] on bleis enein; do fluck[13] mer ebbes ins Gesicht, dos kitzelt maich ganz mörderlich. Dernochert bleis er noch emol in de Stecke, do fluck mersch[14] om dei Naas wei Blertz[15] on Haaelwerrer.[16] On wei aich em ganz noh wor, do zuck[17] er e blank Repp aus em Leib, dodermit hot er su ferchterlich uf maich luusgeschlaan, daß aich baal[18] dud leie[19] gebliwe wär."" „Seihste," saat der Fuchs, „wos de[20] por e Großmaul seist.[21] De werfst dos Beil su weit, daß de's nit werrer[22] hule kannst."

---

1 kein Thier. 2 halten. 3 retten. 4 nur. 5 einen. 6 mit. 7 einer. 8 werden. 9 geladen. 10 Ladung. 11 blutig. 12 Schulter. 13 flog. 14 mir es. 15 Blitz; die Einschiebung des „r" ist sehr gebräuchlich, z. B. Kirnd (Kind) u. s. w. 16 Hagelwetter. 17 zog. 18 bald. 19 liegen. 20 du. 21 bist; aich sein, de seist, er benn, mer benn, der bidd, se benn. 22 wieder.

Proben der Hinterländer Mundart bei Biedenkopf.

Von Dr. L. Glaser.

Knabengespräche.

(Knaben kommen aus dem Wald; ein anderer begegnet ihnen.)

Düe 'bu wätt' dah' hih'? (Du, wo willst du dann hin?)

Do 'nib, äich soll mol nohch Mechels Stoffel, aut freje. (Da hinüber, ich soll einmal zu Michels Stophel, etwas zu fragen.)

Owwa, Jerje, 'n Bähreplatz, alles geräre voll schwoze Bähre, dribb biww'm Esch:bergk nohch de diffe Lächa 'nib. (Aber, Georg, ein Beerenplatz, alles gesäet voll schwarze Beeren, drüben über'm Eschenberg nach den tiefen Löchern hinüber).

Seihſt'n, mäi Moul, 'bie ſchwotz? (Siehſt du mein Maul, wie ſchwarz?)

Och, düe, binne'm Roßbergk häwwe mer aach kräije, die 'born gütt, ſo decke, 'bie mäi gruße zehwe; deſſe Annern ſei mer do g'wähſt. (Ach, Du, unter'm Roßberg haben wir auch gekriegt (bekommen), die waren gut, ſo dick, wie meine große Zehe; dieſen Nachmittag *) ſind wir da geweſen).

Deß Schetze Hannes hätt aach Schleene abgebleckt en hätt' ſe en' Schepper g'doh', deß es viel gewwe ſellt? (Des Schützen Hannes hat auch Schlehen abgepflückt und hat ſie in den Schöpfer gethan, daß es viel geben ſollte.)

Och, ihr Lei're; äich hätt' e Krübs met ſiſſe Melche metnomme, en die äs mer oll decke 'bore. (Ach, ihr Leute! Ich hatte einen Krug mit ſüßer Milch mitgenommen und die iſt mir all' dick geworden.)

(Ein vorübergehender Knabe gibt Veranlaſſung zu Streit.)

Wett' dah' ſchmäiße? D' wärſt obgezäikt (Willſt Du dann ſchmeißen? Du wirſt angezeigt.)

(K. ſchlägt und läuft fort.)

Jörge, lähſ' ſchwinne, däß d' ee kräiſt; hou' em ene, hou' em ene! (Georg, laufe geſchwind, daß du ihn kriegſt, hau' ihm eine, hau' ihm eine).

(Ein anderer zu einem andern.)

Gumm'mohl do, den Honne guckt dem Fenſter eneh'. (Guck' einmal da, der Hund guckt dem Fenſter hinein.)

Giſt' e 'rohba, Honne! (Gehſt du herab, Hund!)

Wätt' en gih lebße, den äs gor ſchlemme, 'e wärd däich bäiße. (Willſt du ihn gehen laſſen, der iſt gar ſchlimm, er wird dich beißen.)

Mäich? 'Bos glähbſt de dah', äich 'bärd doch där gebanne? (Mich, was glaubſt du dann; ich werde doch den bannen?)

Do hoſt der Stäcka, off 'n! (Da haſt du den Stecken, auf ihn!)

Hannes, geihſt' e merre of inſern Ackern? Aeich ſoll inſa Mähd häm' rüfa. (Hannes, gehſt du mit auf unſern Acker? Ich ſoll unſre Magd heimrufen.)

'Bu äs där dah? (Wo iſt der dann?)

Biwwe 'm Schwotzebachs Wähgk, gläiche binne 'm Gäierſchoß; gih märre, äich gäwwe d'r aach 'n gläſerne Knigkern, seihſt' e do der, 'bonn de märre geſt. (Ueber 'm Schwarzenbach's Weg, gleich unter 'm Geierſchuß; geh' mit, ich gebe dir auch einen gläſernen Knickern, ſiehſt du, da den, wann du mit gehſt.)

No jo, 'bonn de mer aach der Platz wätt sah', 'bo de die Roupe häſt kräije? (Nun ja, wann du mir auch den Platz willſt ſagen, wo du die Raupe haſt kriegt? (bekommen?)

Jo, owwa d'm Emmel's Ouuſt naut **) geſai't! (Ja, aber dem Emanuels Auguſt nichts geſagt!)

(Gehen; einer will einen Stock aus dem Schmutz aufheben).

Läß 'n leie, 'bos wätt' de dah' d'mätt? (Laß ihn liegen, was willſt du dann damit?)

Neh', den Stäcka äs noch gütt, der well äich mer nomma. (Nein, der Stecken iſt noch gut, den will ich mir nehmen.)

'Bie wäire äs 's dah' of ouern Acken? (Wie weit iſt es dann auf euern Acker?)

Sett onne kimmt ä gläige; do die dräi Acken fei inſam Vetta Theoffel. (Dort unten kommt er gleich; da die 3 Aecker ſind unſerm Vetter Theophil.)

Düe, Douba's Philepp hätt däs Lina en däs Emile vort't mätt ärr Gärre gehoue; ſe 'bonn 'n ohzäige. (Du, Daubers Philipp hat die Lina und die Emilie vorhin mit einer Gerte gehauen; ſie wollen ihn anzeigen.)

*) „Annere" erinnert an das engliſche afternoon, Nachmittag.
**) naut, das engliſche naught, nichts.

Du, dätt, en Hosse, von hie kennt' ma der geschäiße. (Au, dort ein Hase, von hier könnte man den schießen). U. s. f.

(Leute sprechen mit einander.)

Aeich glahwe, däß mer häire ken Räh' mih kräije. (Ich glaube, daß wir heute keinen Regen mehr bekommen.)

Oh, noh decke, däß äs aa mihlich; 'ber kann däß encke gewesse? (O, noch tüchtig, das ist auch möglich; wer kann das gewiß wissen?)

Anmerkung. Die Dialecte des Hinterlandes weichen im Ganzen von denen des sonstigen Oberhessens, von den Wetterauer, Vogelsberger, selbst den um Gießen wesentlich ab. Auch läßt sich eine Verschiedenheit der einzelnen Hinterländer Striche nicht lang verkennen, wenn man z. B. die Edergegenden um Hatzfeld, Dodenau und Battenberg mit dem Lahngrund, diesen wieder mit dem Breidenbacher Grund oder der Gladenbacher Gegend vergleicht. Als Gemeinsames möchte ich etwas Singendes, Gezogenes, Hellvocales bezeichnen. Die volltönigen groben, in O überschlagenden A-Laute (das volle niederdeutsche a in den englischen Wörtern all, fall, walk etc.) des Vogelsbergs sind zwar vorhanden (ich will sie o bezeichnen), doch in gemilderter Form. Sonst liebt der hiesige Dialect die reinen A, O und U nicht; die letzteren lauten hier „ü." Ä-, E- und I-Laute in gedehnten, gezogenen Diphtongen, ferner Nasenlaute, beinahe wie im französischen en oder an (ich will sie schreiben ah'), herrschende End-E, wo sie nicht hin gehören, besonders eingemengte sonderbare Provinzialismen oder Grammatikalfehler sind das dem Fremden bei hiesiger Gegend am meisten Auffallende. Etwas Näheres möge sich der Leser aus vorstehenden fingirten Gesprächen entnehmen, worin es übrigens unmöglich ist, die Art der hiesigen Betonung, Dehnung und Schärfung ordentlich anzudeuten, so daß doch nur solche, welche Eingeborne wirklich sprechen hören, eine richtige Vorstellung der Hinterländer Mundart bekommen.

II. Starkenburg.

Die weiße Fra im Schloß zu Dammstadt.

(Darmstädter Mundart.)

Von der weiße Fra hob ich allahand geheert, schon mei Vatta unn Großvatta wußte zu verzähle. Wann domols e Saldoht uf dem lange Gang im Schloß Poste gestanne is, hot er gemaant, er mißt die Schwerhacke kriege, do is manch Werfche [1] gege die Forcht genumme wore. Die Weiß soll e reich Gräfin von Oalaminde gewese seyn. Sie hatt ihre Mann in de beste Johr begrowe lasse, und manchmol wors ihr ganz wohrm ums Heaz. E Wittfra is freilich e Ast, wo an Bledche noch dem annern erunnerschmeist, am Enn is er rappelderr. Die Gräfin Agnes hett nun gor ze gern zu ihre zwa Kinnercha nach de zwate Mann gehatt. In der Näh lebte der Ritta Albrecht, e Staatsmann, besonnersch wann er uf seim Gaul vorbeigestaabt is. Sie hott ihm gefalle, er ihr. Hamlich, schickt siem e Briefche, wo obedruf e feirig Heaz obgebildt wohr und leßt em sage, wanns ihm recht wär, ihr wär's aach recht, so wollte se e Päerche were. Mei Ritta aber segt, sunst mit dem greßte Vergnige, aber jetz kennt er net, bis der Doht vier Aage geschlosse hett. Domit hot er sein Eldern gemaant, die er bis an ihra Doht fläge und net verlosse wollt. Die Gräfin ower versteht en miß und denkt nur an ihr Kinna, die ihr doch gor ze lieb wohre. Sie greint und waaß sich nett ze helfe. Endlich schickt se en olda Cujon, es wor ihr Hofmeista, mit dene Klane in de Wald, daß er se umbringe sollt, und verspricht ihm zum Deiwelsdank e Schloß und enn Kumb voll breißische Tholer. Der Uldemu [2] schleppt die Klane in die Hecke und mecht se kabutt. Allei jetz treibt en sein Gewisse, er hot kei Ruh und kei Rast meh, bis Alles dem Richta gestanne und gebießt wor am Galge. Der Fra Gräfin konnt mer [3] nix duhe, dann ihr wißt die Rett [4] von de große und klane Dib. Awer e Pilga aus dem Morgeland, der gleich dernochert uf dem Schloß wohr, hott ihr de Text gelese und verkindigt, sie mißt — nett feirig, sonnern weiß gehe, bis der ganz Stamm von dem Herzallerliebsta ausgestorwe währ. Nu seyn awer mit dem Ritta die mehrste Ferschteheisa [5] in Deitschland verwannt, er wor nemlich e Grof von Zollern. Des hott mein Pilga nett iwerlegt; es werd also noch lang währn, eh daß die weiße Dam zur Ruh kimmt. Jedesmol drei Dag vorme Dohtesfall leßt se sich in de Schlessa sehe, seifzt und rabbelt mit eme Gebund Schlissel, und Jedes waaß, was der Mähr is.

---

1 Schluck Branntewein. 2 Erzschurken. 3 man. 4 Rede. 5 Fürstenhäuser.

Ich wollt' e Bäämche staije.

(Darmstädter Mundart.)

Ich wollt' e Bäämche [1] staije,
Das nei ze staije wor,
Do baikte [2] sich die Aestercher,
Ich fiel in's grine Gras.

Ach, wenn es nor mei Schätzche wißt,
Daß ich gefalle wär,
Do däht se gleichen weite Sprung,
Bis daß se bei mer wär.

1 Bäumchen. 2 beugten. — Melodie: Erk's deutsche Volkslieder, 2. Band, 4. Heft, Nr. 35.

Darmstädter Local-Possen von E. Streff*).

1.

Aus: „Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund."

(Personen: Knippelius, Metzger. Katharine, seine Frau. Fritz, Student. Bärbel, Karlchen, ihre Kinder. Puttel, Bierbrauer. Margarethe, seine Frau. Sabine, ihre Tochter. Nachtschatten, Kammmacher. Valentin, Schneidergeselle. Ein Auslaufer. Mehrere Polizeidiener. Eine Magd. Volk.)

Vierter Act.

Vierte Scene.

Knippelius.

Der Jung dauert mich, owwer ich kann-em net helfe. Ich halt's for's Best, ich schick-en widder nooch Gieße, daß-em die Straach vergehn, dann ich hob gehehrt, wann Ahner rechtschaffe studirn deht, do kennt gor kah anner Narrheit in seim Kopp ufkumme. So hot's mei Vadda seelig mit mir aach gemocht. Ich hatt do e Aag uf e Mädche in der Nochberschaft geworfe, — Evche hot se gehaaße — un wie's mei Vadda net zugewwe wollt, aus driftige Grinde, stell ich mich jo mir nix dir nix uf die Hinnerfihß un soog: es hilft un batt nix, ich nemm-se doch, un wann der Deiwel uf Stelze geht! Mei Vadda seelig wor e verninftiger Mann un wor lang in Schlesinge gewäse, wos sehkt der dazu? Kah Silb! Awwer e poor Woche druf kimmt er mit eme Brief in der Hand un sehkt: Balser, do how' ich en Brief krickt vun eme gute Freind in Dibborg, er breicht en Gesell, mach dich ferdig. Des wor mer e Schlook in's Kondohr, owwer ich hob gewißt, daß mei Vadda seelig kahn Spaß verstanne hot, pack der mein Bindel und stolber nooch meim Dibborg. Do how-ich zwaa Johr bei Ahm nomens Blenz geschafft, des wor e orndlicher Mann un hot die beste Wersch in ganz Dibborg gemocht. Ohfangs wor ich e ganzer Narr, un hob de Kopp henke losse, wie e krank Schoof, owwer nochgehends hot sich's verlohrn, ich hob geschafft wie e Feind, breß druf geschlecht un Werscht mache helfe, un do driwwer is mer mei Liebschaft aus dem Kopp kumme. Un wos wor'sch so gut! Des Evche hot indesse en Gewerzkreemer genumme, hot Stange in Kopp krickt, die Haushaldung wor schlambig un lidderlich, un es hot e bees Enn mit-er genumme. — Des Puttels Mädche is, soweit mer hehrt, ganz orndlich: wo se owwer schun versproche is, soll mei Fritz sein Schnawwel davoh losse, wo er ohnedem vor de erschte zeh Johr an kah Heirothe denke kann.

Fünfte Scene.

Knippelius. Fritz (eine Schürze vor, mit aufgestreiften Hemdeärmeln).

Fritz.

Wos dann mit dem iwwerig gebliwwene Speck gemocht sollt wern?

Knippelius.

Wos Dunnerwetter, wie kimmst-de zu dem Ufzuck?

---

*) Elias Niebergall aus Darmstadt, pseudonym E. Streff, war geboren in Darmstadt als Sohn des Kammermusikus Niebergall; besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und dann die Universität Gießen, wo er Theologie studirte. Von da begab er sich nach Dieburg, wo er eine Hauslehrerstelle bekleidete und von wo er mehrere, durch ihr bedeutendes Erzählungstalent ausgezeichnete Novellen in belletristischen Blättern veröffentlichte, sowie auch das Lustspiel in Darmstädter Mundart: „Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund," welches damals auf verschiedenen kleinen Theatern mit vielem Erfolg gegeben wurde. Später erhielt derselbe eine Lehrerstelle an einer Erziehungs-Anstalt in Darmstadt und ließ den „Datterich" drucken. (Darmstadt 1840. 2te Aufl. Friedberg 1855.) Körperliche Krankheiten und eine tiefe Hypochondrie, die ihn befiel, rieben seine Kräfte auf und er starb als junger Mann im Anfang der 40er Jahre in Darmstadt. Die beiden genannten Lustspiele in Darmstädter Mundart sind in ihrer Art classisch.

Fritz (gleichgültig).

Ich hob drauß dem Melcher e bisje Worscht hakkele helfe.

Knippelius.

Schlookfluß! Sieht er net aus, wie e gelernter Metzjer! No, es is schee vun der, daß-de beim Vadda sei Metjé net verachtst. So wor ich als Bub aach, do wor des Worschthakkele mei greeßt Bläsihr. Den narrige Rock host-de aach in de Schank gehenkt, den Unfloth vun-eme Hund host-de obgeschafft — alle bunehr. — Jetz setz dich nor orndlich uf die Hose — des Werschthakkele will ich der weiter net verwehrn, nor Alles mit Moos un Ziel, daß dei Wissenschafte kah Noth drunner leide, dann du sollst mer widder nooch Gieße. Geh her, drink emol mit mer! No, wos is des for e Gesicht? Ich kann mer'sch denke, wos-der im Kopp erum geht — drink, es werd nix draus, es geht net.

Fritz (trinkt, stellt das Glas hin und seufzt).

No, soll dann der Speck volligsd unner die Worscht gehakkelt wern?

Knippelius.

Des bressirt net. Mach dich ferdig, in e Wochener vier machst-de widder nooch Gieße.

Sechste Scene.

Vorige, ein Auslaufer.

Auslaufer.

Wann Se Lust hette, do bring ich Ihne e Buch zor Eisicht, des is der Mih werth, daß mer'sch kaaft.

Knippelius.

Wie schreibt sich's dann?

Auslaufer.

Es hot's e Dammstädter fabricirt, e gescheiter, studirter Mann, dem mer'sch gor net ohsieht, awwer er hot's hinner de Ohrn sitze. Des Buch fihrt de Titel: der Fihrer dorch Dammstadt, un werd iwwerahl reißend gekaaft.

Knippelius.

Wolle-Se mich zu eme Na(rr) mache? Des schlecht Ding kaafe? Wann's noch haaße deht: der Ohfihrer dorch Dammstadt, do ließ ich mer'sch eher gefalle, dann wer'sch kaaft, is ohgefihrt.

Auslaufer.

Sie losse jo kah gut Stickelche droh!

Knippelius.

Wos brauch' ich en Fihrer, wo mer weist, daß die kadohlisch Kerch net viereckig is, un wo des Rothhaus steht! Wos Der mer soge will, how-ich schun längst widder vergesse. Wer wisse will, wie's in der Stadt aussieht, der kann jo sei Aage ufduh. Wann Se awwer des Ladernemennche howwe, do henk ich nei Kreizer droh, die soll's werth sey, weje de scheene Bordrätter.

Auslaufer.

Es soll e Wort sey, ich bring's Ihne. Adjees!

(Ab.)

Siebente Scene.

Knippelius. Fritz.

Knippelius.

Do iwwerlahfe se ahm mit so zammegeschmierte Bicher, als wann mer des Geld zum Fenster enaus zu werfe hett. Do wort ich liewer noch e poor Woche, do krie ich des Buch doch zu lese, wann mer die Leit Worschtbabier verkaafe. Gell du kannst gor nix schwätze? Schneid mer nor so kah Gesicht, wie e Hausknecht, wo kah Drinkgeld krickt!

Fritz (räuspert sich).

Sehe Se, Badda, ich hob ebbes uf dem Herze —

Knippelius.

Des merkt mer schun die ganz Zeit. No, eraus mit, nor kah Sparjemente, die kann ich net riche.

Fritz.

Ach, es is mer lahd, daß ich studirt hob.

Knippelius.

Mir aach, Gott soll's wisse, un meim Geldbeidel am allerlahdste! Du wer'scht hinnedrin doch noch de Buckel voll Schulde howwe, Berschje!?

Fritz.

Gewwe-Se Ocht, Sie wern mer net Unrecht gewwe. Ich hob kahn Luste gehatt, des wisse-Se, un es hot Hitz genug gekost, bis ich nor emol dorch die Klaß geritscht wor, un hatt des Exame mit Ach un Krach bestanne. Wer wor awwer droh schuld? kah annerer Mensch, als die Mudda: die hott emol abselut gemahnt, ich mißt emol als Dokter de Leit e Unnerkunft uf dem neie Kerchhof verschaffe.

Knippelius.

Wann's meim Sinn noochgange wehr, wehrsch-de Sahler worn.

Fritz.

Do derzu hatt ich aach kah Schneid *).

Knippelius.

No, zu wos dann. Daagdiewe?

Fritz.

Des wern-Se net von mer denke. Wie ich nooch Gieße bin kumme, do hatt ich immer mein Bekummer, daß ich so weit vun Ihne ewek wor, un kennt Ihne net unner die Aehrm greife.

Knippelius (wohlgefällig).

Schee vun der, Fritz.

Fritz (ermuthigt).

Mit dem Medezin studirn wollt mer'sch aach net in de Kopp, des is der Ihne e Sauerei, des glaawe-Se gor net.

Knippelius.

Do muß mer sich droh gewehne.

Fritz.

Ich how-en orndliche Obschei dageje krickt. Wann ich mer als do gedenkt hob: sich, jetz kennst-de bei deim Badda sey, un kennst em beispringe, daß er net

*) Lust.

soviel zu duh hett; un hob mer des so recht aussimelirt, wie ich newe Ihne deht steh am Hackkloz: do is mer's allemol ganz lahdmithig worn.

Knippelius.

Ja, des is emol jetz net mehr zu ennern.

Fritz (lebahft).

Un doch, Vadda — Sie derfe mer'sch awwer net iwwel nemme — enschullige Se's mit meiner kindliche Lieb! —

Knippelius.

Wos werd do widder zum Vorschei kumme!

Fritz.

Ich wor Ihne dorch un dorch melancholisch; — kah Esse un kah Drinke hot mer mehr geschmeckt — (bei Seite) Gott verzeih' mer mei Lijje! — (laut) ich bin erumgedorzelt wie e Schatte. Do hot mer dann e Dokter gerootbe, ich sollt's Studirn ufgewwe, des deht mer de Kopp als nor noch mehr vericke, un do how-ich —

Knippelius.

No, wos?

Fritz (schnell).

Do how-ich gemocht, daß ich relegirt worn bin, un jetz bin ich do, un will Ihne Ihr Lewe versihße.

Knippelius (auf's Höchste überrascht).

Versihße?! Versauern willt-de mer mei Lewe, du schandborer Mensch, du! Muß mer des aach noch erlewe!

Fritz (an der Thüre).

Jetz wisse Se's, Vadda — iwwerleje Se sich's. Ich hob als Kind so hannele misse. (Ab.)

Knippelius.

Ja, als e ungerootbe Kind, Galjenogel!

Achte Scene.

Knippelius, Frau Knippelius, Bärbel.

Fr. Knippelius.

Gott, wos verfihrt der Mann widder vor e Gekrisch, drei Heiser weit muß mer'sch hehrn kenne und die Nochberschleit misse denke, mer hette uns an de Kepp! Wos is dann los?

Bärbel.

Gewiß iwwer de Fritz, do wollt ich wette.

Knippelius (erbittert zu seiner Frau).

Jetz host-de's mit deine dumme Blehn! O, ich hob mer'sch gedenkt, ich hob's glei brofezeit! Schmeißt des Geld in de Dreck, mer howwe jo zuviel!

Fr. Knippelius (zu ihrer Tochter).

Wahßt du, wos der Mann will?

Knippelius.

No, so reißt eier daawe Ohrn uf: der Fritz is regalirt! Alleweil hot er mer'sch gestanne.

Bärbel.

Do howwe mer de Frost!

Fr. Knippelius.

Des is kah so groß Uhglick. Mer howwe de Fritz jo doch von Gieße ewek gedoh.

Knippelius.

Wie de's verstehst in deim ahfellige Sinn! Jetz derf er net mehr nooch Gieße; wie soll's dann do mi'm Studirn geh? he?

Fr. Knippelius.

Ich mahn, des Ding mißt mer mache kenne. Do deht mer sich an sei Brofesser wenne in eme heefliche Schreiwens, un deht-en die Sach recht auslehje; die losse'n gewiß widder nooch Gieße, daß er fortstudirn kann, do drum kann er jo als redegirt sey.

Knippelius.

Geh, schwei, es werd mer schlecht! Hest-de mer nor selwigs-Mol gefolgt! Ich hob's jo immer gesogt, zum Studirn hot er kahn Kopp; sei Frah Mudda do hot owwer gemahnt, er hett die Gescheidigkeit mit Leffel gefresse : als uf des Studirn los, wie der Bock uf de Hawwerkaste. Ja, folg Ahner de Weibsleit! Wahßt-de dann, wos er jetz wern will?

Fr. Knippelius.

No, Dokder, wie ich's immer hob howwe wolle.

Knippelius.

Gepiffe, owwer kah Dokdor : Metzjer will er wern!

Fr. Knippelius.

Daß Gott erbohrm!

Knippelius.

Do brauchst-de net zu lamendirn. Wos bin ich dann, un ich wor-der doch aach net zu schlecht gewäse! Mir zu Gefalle moog er jetz iwwrigens wern, wos er will, meintweje Ladernebutzer : ich wesch mei Hend in Unschuld.

Bärbel.

Wos wern do des Puttels driwwer juwele, wann se hehrn, daß es mi'm Studirn doch noch zu beese Heiser gange is!

Fr. Knippelius.

Wos dauert mich der ohrm Jung!

Knippelius.

Dauern?! Es werd'em recht geschehe sey, do setz' ich mein Kopp geje e Nuß-school. No, er soll Metzjer wern : mir is Alles ahns!

Bärbel (sieht durch's Fenster).

Wos renne dann do die Leit so zamme? Dunnerschdoog, do kimmt der Fritz, un fihrt die Frah Gevaddan am Ohrm — mer mahnt, sie wehr ohmächtig — des Bienche is aach dabei, un fihrt sei Mudda uf der annere Seit : es muß ebbes bassirt sey, die Leit bleiwe aach all steh.

(Knippelius und seine Frau eilen an's Fenster.)

Fr. Knippelius.

Ach, sie muß schlecht worn sey, sie sieht aus wie e Handuch, und des Bienche kreint ferchterlich : spring um Gotteswille Ahns enaus!

Knippelius.

Sie kumme jo erei. Do muß ebbes Orndliches der Mehr sey, dann die hot sonst Nerve wie Batzestrick.

Neunte Scene.

Vorige. Fritz und **Binchen** führen **Frau Puttel** herein und setzen sie in einen Sessel, Neugierige drängen sich nach.

Fritz.

Do hette mer Ihne im Druckene, Frah Gevaddan. Vadda, gewwe-Se geschwind vun dem Biddere her, do werd's Ihne glei besser wern.

Fr. Puttel.

(Wehrt mit der Hand).

Knippelius.

Wos wälscht-se dann? Des kann jo kah Sau versteh.

Bärbel.

Jo, ich hob's verstanne — sie will kahn Schnabs.

Knippelius (zu Fritzen).

Mit deim Schnabs! Er hilft wohl in viele Fäll, owwer bei ere Ohmächtigkeit balt er nix. Do is Odlewang.

(Binchen knieet weinend neben ihrer Mutter nieder und streicht sie mit wohlriechenden Wassern an, unterstützt von Fr. Knippelius und Bärbel.)

Fritz (zu Frau Puttel).

Gewwe-Se sich nor zufridde! Es wor jo nor e vergäwenser Schrecke — er hot jo Kahns gebisse.

Knippelius.

Wos is-er dann zugestoße?

Fritz.

Es wor e wohr Glick — ich how-em owwer for die Werm gewwe! (Leise zu Binchen.) Do siehst-de jetz, wos der Nochtschadde for e Fitch is: nimmt die Bah uf die Ochsel, un laaft, als deht's hinner'm brenne.

Binchen (ohne ihn zu beachten).

Muddache! Ach! — Sinn-Se widder bei sich?

Knippelius (zu Fritz).

Ei so soog dann ins drei Deiwels Nohme —

Fritz.

Ja so, Sie wisse's noch net? Wisse Se net, letzt is ausgeschellt worn, es wehr e doller Hund hier. — Ich geh-der vorhin do iwwer die Gaß, un begäjen der Frah Gevaddan un dem Bienche — do der bees Nochtschadde wor aach dabei.

Knippelius.

Un der doll Hund?

Fritz.

Der kimmt glei, worte-Se nor e Bisje. Wie ich an-en vorbei geh un schwing *), do kreische uf Ahmol die Leit — es wor grood an der Viehofsgaß — do kreische die Leit: der doll Hund! Ich guck mich um, un seh aach werklich so en wolfsstrahmige Hund erbei renne: de Schwanz hot er henke losse un die Zung ohrmslang zum Hals eraus gestreckt. Des Puttels miss's scheint's net gehehrt howwe, dann die sinn als duschuhr ihrn Gang fortgange, bis der Hund e poor Schritt hinner'n wor: do

*) Die Mütze abziehen.

hehrn se's, wie die Leit kreische, un gucke sich erum. En Krisch duh un in e Ohmfaß — wollt' ich soge, in e Ohmacht falle wor Ahns bei der Frah Gevaddan, un den Nochtschadde, den hätte-Se sehe solle, der wor mit Ahm Satz ere Hausdihr drin. Gott verdoppel, denk' ich, spring-der erbei un verkaaf-der mit meim Aaichstock dem Hund ah uf die Schnut : dort hot-er geleje un wor mausrackedoht. Nu how-ich un des Bienche die Frah Gevaddan ufgepackt un howwe-se erei gebrocht, weils neher zu uns wor.

Knippelius (faßt Fritzen an der Hand).

Schee gehannelt, Fritz — des wor wie e rechter Christ — nor sein Neckste net im Stich gelosse! (Erblickt die Neugierigen). Wolt-er rahse! Do wern kah Maulaffe fahl gehalde! (Sie entfernen sich tumultuarisch). Lumbezeik! (Klopft Fritzen väterlich auf die Schulter). Fritz, du host zwor beese Sache in Giese gemocht — schwei mer, es hot sei Richdigkeit! — owwer verdorwe best-de net. Ich will der'sch net noochdrooge. Wann-der dann des Studirn net gefellt, so sattel meintweje um, un wer in Gottes Nohme e Metzjer un e brover Mann!

Fritz (erstaunt).

Vadda, Sie mache mich glicklich, bis uf Ahns —

Knippelius (mit einem Blick auf Binchen).

Bscht! — nix verrechent!

Fritz (bittend).

No, Vadda! Warum dann net?

Knippelius.

Wer'sch wahß, werd's wisse. Ob un zor Ruh! (Bei Seite). Es ging aach net, un wann ich aach wollt.

Zehnte Scene.

Vorige. Nachtschatten.

Fritz (zu seinem Vater).

Der kimmt hinneher, wie die Frah vun Bensem.

Nachtschatten.

Sie verzeihen, daß ich mir die Freiheit nehme; aber die Stimme des Mitgefühls spricht lauter, als die Etikette. (Eilt auf Frau Puttel zu). Hochgeschätzteste Frau Puttel, welch' schreckliches Ereigniß —

Fritz (schiebt ihn unsanft zurück).

Ich deht liewer noch e Bisje ärjer kreische, wo die Frah net bei sich is! Sinn-Se verrickt?

Nachtschatten (überrascht).

Ach, Sie sind es? Von Ihnen bin ich Dergleichen schon gewöhnt. (Stellt sich neben Binchen). Sie sind wohl sehr erschrocken, süßes Kind?

Fritz (für sich).

Duckmeiser, verdammter! (Reißt ihn noch heftiger weg und stößt ihn in die andere Ecke des Zimmers). Do kenne-Se steh bleiwe! Wann so viel Mensche um de Sessel erumstehn, krickt die Frah gor kan Othem. Nemme-Se doch Ihr Bisje Verstand zusamme! Jetzt dricke-Se sich erbei : wehrn-Se vorhin bei der Spritz gebliwwe.

Knippelius.

Wos host-de dann mit dem Mensche vor, Fritz?

Fritz.

Es is e Schnelllahfer, Vadda, vorhin hot er sei Kunst bewisse.

Fr. Puttel (mit schwacher Stimme).

Um e Hoor wor-ich des Dohts! Ich seh noch dem Hund sein ferchterliche Rache, wie er'n geje mich ufgerisse hot! Gott steh am bei!

Binchen (freudig).

Ach, Gott sey Low- und Dank, sie kann wieder schwätze!

Knippelius (bei Seite).

Ja, wann die Weibsleit emol net mehr schwätze, do is Maddeh am Letzte.

Fr. Puttel.

Wo is er, der brov Mann, daß ich-em mei Dankborkeit obstatte kann.

Nachtschatten (drängt sich herbei).

Ich bin entzückt, Ihr theures Leben aus aller Gefahr gerettet zu sehen!

Fr. Puttel.

Herr Nochtschadde, kumme-Se neher! (Er tritt an den Sessel und faßt ihre Hand). Wann Sie net geweſt wehrn, hett mich der doll Hund am End in Sticker verrisse, wo ich dazu mei schwazmerinoen Klahd ohhob — ich wohlt's doch ausloſſe, mer mahnt, es hett-mer geschwant. (Betrachtet ihr Kleid.) Voller Spritz bis eruf, ahner newe'm annern! (Zu Binchen). Des kannstde morje in kalt Wasser ausweſche; wann die Flecke nor erausgeh, es wor e Kriskinnche vun meim Mann.

Fritz (hält Fr. Puttel ein Riechfläſchchen vor).

Riche-Se noch e Bisje, Frah Gevaddan, es is gor gesund vor'n Schrecke. (Bei Seite.) Wann der Kerl net uf neie Bradicke ausgeht, loß ich mich unnerschtder-ewwerscht ufhenke. Wos er dere Puttelen vorpischpert — der lickt gewiß widder, daß Ahm die Aage iwwergehn. Ich will dem Ding doch emol zugucke, wieweit er sei Unverschämtheit dreibt: dann werd-er effentlich blamirt.

Nachtschatten (zu Frau Puttel).

Pflicht, Menschenpflicht, weiter nichts! Seyen Sie versichert — einen Hund todt schlagen — Kleinigkeit — wahre Kleinigkeit — ich bedauere nur —

Fr. Puttel.

Ach, wos! Sie brauche gor nix zu bedauern — Sie worn mei Schutzengel — Ihne verdanke ich mei Lewe un daß mei Klahd net ganz de Katze is: mei Dank werd owwer net ausbleiwe, uf Barohl, er werd net ausbleiwe!

Knippelius (heimlich zu Fritzen).

Ich mahn, du heſt jo de Hund doht geschmisse?

Fritz.

Nadihrlich; — worte-Se nor: ich will nor emol sehe, wie weit der Kerl sei unverscheemte Lijje dreibt.

Fr. Puttel (pathetisch).

Wie kann ich Ihne vegelde: foddern-Se! Ihne kann ich nix obschlooge!

(Fritz hat sich indessen neben Binchen gestellt und redet lebhaft zu ihr. Anfangs scheint sie kalt; nach und nach aber erheitert sich ihre Miene.)

Nachtschatten (zu Fr. Puttel).

Ihre Güte beschämt mich. Ach, ich wüßte ein Kleinod, zu dem ich aber kaum die Augen aufzuschlagen wage, weil mich die Strahlen seiner Herrlichkeit blenden! (Er wirft zärtliche Blicke auf Binchen, welche sich abwendet.)

Knippelius (für sich).

Des is e rechter Kumediant!

Fr. Puttel.

Ach so? des gensig Mädche? des wolle-mer schun mache! Awwer wo is dann mei Mann, die schleecht Schlofkapp? Dehre is Alles ahnerlah!

Knippelius.

Nemme Se's net vor iwwel, Frah Gevaddan, ich hob so äwe nooch-em geschickt.

Fr. Puttel.

Danke Ihne! wos werd der e Frahd howwe, wann er hehrt, wos ich for ere Gefohr entgange bin.

Knippelius (für sich).

Des freegt sich!

(Fritz und Binchen treten auf die eine Seite des Vordergrundes).

Binchen.

Du hest mich also net geuhzt?

Fritz (legt die Hand auf's Herz).

Ich hob-der sowenig en Bosse gedoh, als ich des Pulwer erfunne hob! Wie gesogt, die ganz Geschicht rihrt blos vun meim Vadda her, un der hot's net so bees gemahnt.

Binchen.

Owwer die Olte!

Fritz.

Loß mich nor mache: die will ich schun uf unser Seit bringe, un den Nochtschadde do fihr-ich iwwer'n Dreck, do geww-ich mei kanonisch Cerevis druf.

Bärbel (schleicht herbei).

No, brotzt-er net mehr min-anner?

Fritz (ärgerlich).

Drick dich, Kalfaktern, die de bist, un steck dei vorwitzig Noos in's Nehkerbche! Dir bin ich so noch uf der Muck, hiht dich nor!

Bärbel.

Seyn-Se nor halb so grob, gnediger Herr! (Sie geht auf die Seite.) Wann er mich nor net verreth! Er hot de Valdin bestimmt gekennt.

Elfte Scene.

Vorige. Herr Puttel.

Puttel.

Gun-Dach beisamme! (Wirft einen Blick auf seine Frau.) Jammerschad for den scheene Hund; alleweil bin ich-em begägent, sie howwe'n gedrooge, e Stootshund, sog-ich. No, wos macht mei Fraache?

Fr. Knippelius.

Es geht soweit widder besser.

Fr. Puttel (seufzt).

Ja, besser! Ich bin so ferdig wie e ausgebloose Ei. Ich wor in ere scheene Gefohr! Wann's net noch Mensche gäb, wo sich mehr um Ahm bekimmern, als du, do wehrsch'de e Wittmann.

Puttel.

Ja, die Leit misse sich aach um Alles bekimmern. (Zu Knippelius.) Es dauert mich nix, als der schee Hund. Ich how-en genau gekennt. Gescheit wor-er, wie der listig Deiwel, un batsch-dich! werd er doll!

Knippelius.

Des sind mer aach bei de Mensche : grood die Allergescheitste schnappe immer.

Fr. Puttel (wendet sich indignirt zu Fr. Knippelius).

Redd mei Mann aach noch dem Hund des Wort, wo mei Lewe uf der Schnepp gestanne hot! Is es net zum Dollwern?

Puttel (zärtlich).

Mach-der kahn Kummer, Fraache, doller wersch-t-de net, als de bist, der Hund hot dich jo net gebisse.

Fr. Puttel (grimmig).

Wort, loß uns nor daham sey, ich will dich bedolle!

Puttel (hat es überhört).

Gefehrlich bleibt's immer. Die Bolezey sollt besser invögelirn : hett' ich wos bei der Sach zu soge, jeder doll Hund mist mer sein Maulkorb drooge!

Knippelius.

Un Sie mißte'n-em ohlehje!

Puttel.

Wos iwwrigens des Rehere vun äwe dem Hund bedrifft, so kann ich mit diene. Es wor Ahner vun dere korzhärige Ohrt, wo glei mit gestutzte Ohrn uf die Welt kumme, un gehn schwernothsgern in's Wasser; die Roose vun dere Raß sinn gespalte, daß mer ganz bequem e Faust enei lehje kann.

Knippelius.

Der Herr Gevadda hot owwer werlich en rechte Hundsverstand, des muß mer'm losse.

Puttel.

Ja, verstehn-Se, es wor vun jeher mei Liebhawerei. Der Hund, vun dem ich so äwe geredd hob, wor unner Brider sei zwah Kallin werth.

Fr. Puttel.

Do wehr er mer liewer wie du, un wann-de die zwah Kallin im Sack hest. Jetzt halt mer dei Maul!

(Sie erhebt sich, tritt in die Mitte des Zimmers, und spricht mit vieler Würde :)

An mir is es jetz, mein Dank zu beweise : hett mich der Hund gbisse, so mißt ich's bleiwe losse. — Ich redd net alah vun meim Lewe : meiner Dochter ihrsch is fast äwesoviel werth : dehre ihrsch is aach gerett worn. Mer hot heidiges Doogs viel Exembel, daß Mensche undankbor gewäse sinn, owwer zu dene gehehr ich net, do kann jedes de Puttel frooge. Is es net wohr, Puttel? (Sie hält einen Augenblick inne) — Kannst-de net redde?

Puttel (zu den Uebrigen).

Des wollt ich mahne, sie kann merkwerdig dankbor sey, wann se will.

Fr. Puttel.

Drum-äwens will ich mich aach jetz net hinne finne losse. Wo is der edelmithig Mann, wo uns unser Lewe gerett hot? — Ich seh-en vor meine Aage, owwer er is zu bescheide — er schehmt sich.

Nachtschatten.

(Tritt vor und will reden).

Fr. Puttel (huldvoll).

Schweie-Se, mei liewer Herr Nochtschadde — glei werd die Reih an Ihne kumme, losse-Se mich nor ausredde. Ich wehr e schlecht Frah, wann ich Demjenige net vergelde wollt, wo sei aage Lewe for Ahm in die Schanz geschlooge hot.

Fritz (leise zu Binchen).

Des schlecht Oos duht, als het er de Hund kabenirt.

Fr. Puttel.

Derntweje soog-ich jetzt laut, un will schlecht sey, wann ich mei Wort net halt : — (zu Nachtschatten gewendet) Wo is der rechtschaffe Mensch? Er soll kumme : ich will em mei Bestes gewwe, wos ich hob : kah Annerer soll mei Dochda howwe.

(Sie streckt die Hand nach Nachtschatten aus, welcher äußerst einfältig dasteht, Fritz aber eilt herbei und ergreift sie).

Fritz.

Ich hob des Glick gehatt, Frah Gevaddan, Ihne behilflich zu sey —

Fr. Puttel (im höchsten Grad erstaunt).

Wos? Du!

Knippelius (zu seiner Frau).

E schwernothser Bub! Wos will mer mache?

Fr. Knippelius.

Loß-en nor emol gewährn.

Binchen (etwas schüchtern).

Ja, Mudda, der Fritz un kah annerer Mensch : — der Herr Nochtschadde sinn schnell in e Haus gelaafe. Sie worn glei vun sich, ich hob owwer Alles gesehje.

Nachtschatten.

Unerhört! Aber auf Ehre, so lasse ich mich nicht zurückweisen.

Puttel (gutmüthig).

No, Fraache, du host dich desmol widder emol gebritscht.

Fr. Puttel.

Schwei! (zu Fritz). Des is e anner Korn : do muß ich mei Wort zuricknemme.

Fritz.

Des wehr schee, Frah Gevaddan! Vadda, lehje-Se doch e gut Wort for mich ei.

Knippelius (zu seiner Frau).

Der oosig Jung setzt Ahm orndlich uf Schrauwe.

Fr. Knippelius.

Er benimmt sich recht fei.

Nachtschatten (tritt giftig auf Fritzen zu).

Meine bisherige Geduld ist jetzt gänzlich erschöpft. Ich weiß nicht, wie ich Ihr Betragen nennen soll, lächerliche Anmaßung oder Narrheit : aber soviel weiß ich, daß ich meine wohlbegründeten Ansprüche auf jenes Frauenzimmer um keinen Preis aufgeben werde. Haben Sie mich verstanden?

Fritz.

Sie scheine e korz Gedächtniß zu howwe, weil-Se schun vergesse howwe, wos ich Ihne letzt im Herrngorte gesogt hob. Weil-Se owwer doch so schandbor unver-

scheemt sinn, so will ich emol do de gejewertige Leit soge, wos-Se for e bees Frichtche vor sich howwe. Der Mensch do, wo vor Ihne steht, Herr Gevadda, hot sich letzt in seiner Vollheit im Schwane iwwer Ihne ausgeloffe, un hot gesogt, Sie wehrn Ahner vun dene gude Hambel, vor die's Schad wehr, daß se net glei mit Herner uf die Welt kumme wehrn: des Gescheidst an Ihne wehr, daß-Se Geld hette.

Puttel (zwingt sich zum Lachen).

Des wehr doch e Bisje e growwer Spaß gewäse, so zu soge, Herr Schochtmadde.

Fritz.

Verlosse-Se sich druf, Herr Gevadda, er hot's gesogt. Es hatt mich e guter Bekannter von der Hochschul in Schwane rufe losse, do how' ich's gehehrt. Wolle-Se's leigene?

Nachtschatten (zu Fr. Puttel).

Glauben Sie es nicht, wertheste Frau Puttel; wie sollt ich dazu kommen? So einen achtungswerthen Mann —

Fr. Puttel (gereizt).

Es wehr owwer aach e Schann un e Schimp, nemme-Se mer'sch net iwwel.

Fritz (zu Fr. Puttel).

Sehe-Se, ich hett mein Rand*) ganz gehalte, owwer soll ich ruhig zugucke, wann Ihne so e Kerl am Nannsahl erumfihrt? Wos er Ihne nochgesogt hot — ich schehm mich orndlich, owwer es is mei Schulligkeit: bei alle Leit hot er gesogt: des Binche do kehm em vor wie e verwinscht Brinzeß, un Sie wehrn der feirig Drach, wo se bewache deht; — Sie hette sich aach falsche Zäh eisetze losse.

Fr. Puttel (fährt wüthend auf Nachtschatten zu).

Wos, du schlechter Kerl, host-de des gesogt? Du Schnabseil willt mer en iwwele Nohme mache?! Ich e feiriger Drach? Bin ich dei feiriger Drach, he? (Nachtschatten retirirt.) Ich falsche Zäh?! Host-de mer schun in's Maul geguckt, du Hungerleider? Dei scheele Aage kratz' ich-der aus deim Käsmaddegesicht! Du willst mei Dochda? Ich will-der des Maul sauwer halte, du hergeloffener Doogdieb, du! Ich will der'sch weise! (Sie hält ihm die geballte Faust unter die Nase; er weicht nach der Thüre zurück.)

Knippelius (begütigend).

Losse-Se'm nor sei Bisje Lewe!

Zwölfte Scene.

Als Nachtschatten gerade im Begriff ist, sich fort zu machen, erscheinen **mehrere Polizeidiener.** Er fährt erschrocken zurück.

Erster Polizeidiener.

Sie wern entschullige; es soll gewiß hier e Mensch sich befinne, Nohmens Nochtschadde.

Fr. Puttel.

Ja, do is er, steckt-en ei, daß er vun de ehrliche Leit eweck kimmt, der Hallunk!

Erster Polizeidiener.

Des soll aach gescheh. (Zu Nachtschatten). Alleh, duzwitt, Sie sinn Arrestant!

Nachtschatten (erschrocken).

Wer? ich?

---

*) Mund.

Erster Polizeidiener.

Ich glaab, der frebkt aach noch. (Faßt ihn am Kragen und zieht ihn fort.)

Knippelius.

Wos hot-er dann pexirt?

Zweiter Polizeidiener.

Er is zwahſpennig dorch's Stinkgäßje gefohrn, un do steht e Kriminalsstroof druf.

Knippelius.

Sie sinn mer e rechder Spaßmacher!

Zweiter Polizeidiener.

No, ich will's Ihne soge, er hot falsche Kasseschei mache helfe, un do werd er nooch Breiße abgeliwwert.

Puttel.

Do derfor bliht-em e lewenslenglich Dohtesstroof wie e Weck uf dem Lohde.

Knippelius.

Er krickt de Staabbesem.

Zweiter Polizeidiener (tritt wichtig auf Knippelius zu).

Ich wann (warne) Ihne freundschaftlich, halte-Se Ihne Ihrn Hund ei, odder lehje Se'm en Maulkorb um die Schnut : wie's der Bolezeirooth odder sunst Ahner vun uns erfehrt, howwe Se finf Gulde uf dem Buckel. Adjehs!

Knippelius.

Ich will's ausrichte. Fellmich!

(Die Polizeidiener mit Nachtschatten ab.)

Dreizehnte Scene.

Die **Vorigen**, ohne Nachtschatten.

Knippelius (zu Puttel).

Mit dem Mensche hot's e bees End genumme. Sie kenne sich gradelirn, daß Se ihr Dochda net an so en Bedrijer eweck geworfe howwe.

Fritz (stößt seinen Vater).

Losse-Se mich net im Stich, Vadda.

(Er tritt mit einer anständigen Verbeugung vor Fr. Puttel.)

Frah Gevaddan, ich hob mein Blahn ufgewwe, zu studirn : ich wer jetz Metzjer, un iwwernemm emol meim Vadda sei Gejchäft. Ich hob Ihne ihr Bienche gern : gewwe-Se mer se, wann ich Maaster bin. — Gell, Binche, du host nix dageje?

Binche (birgt beschämt ihr Gesicht in's Schnupftuch).

Fr. Puttel (freundlich).

Des kimmt mer e Bisje geschwind. Awwer, du host uns unser Lewe gerett, Fritz; ich hob Demjenige mei Dochda versproche : wos ich emol soog, dobei hot's sei Bewenne. Wann-de Metzjermaaster bist, dann kumm widder, ich will des Bienche so lang ufhewe. Der Puttel is es zufridde, es froogt sich nor —

Knippelius.

Ich for mei Dahl geb mein Kunsens; des Binche werd-mer zwor noch e Bisje bees sey vun weje — no, ich will schweie — es worn schwernothſe Geschichte : — owwer wann der Fritz emol is, wos sei Vadda is, soll er'sch widder gut mache. Bist-de's zufridde, Binche? — No, so geb' mer en Kuß! (Küßt sie.)

Fr. Knippelius (zu Fr. Puttel).

Frah Gevaddan, des Herz boppelt mer vor Frahd. Kumm, Binche, krick mich um de Hals, ich hob-der de Fritz schun lang zugedenkt gehatt (Umarmt sie).

Puttel.

No, un du, Bärwelche? Du stehst jo so ellahns do?

Bärbel.

Ich frah mich iwwer die Annern.

Vierzehnte Scene.

Vorige, Valentin (in völligem Staat).

Valentin (verlegen beim Anblick der Gesellschaft).

Ich empfehl-mich Ihne. Sinn der Herr Knippelius net do?

Knippelius.

Do stehn-ich jo vor Ihne, gucke-Se nor. Wos steht zu Befehl?

Valentin.

Ich hett Ihne unner vier Aage — (wirft verlegene Blicke auf Bärbel).

Knippelius.

Soge-Se's glei — es sinn lauder Bekannte, die derfe Alles wisse.

Valentin (zögernd).

Mei Unkel hot mer heit sei Geschäft iwwergewwe —

Knippelius.

Un do wolle-Se sich rekummandirn? Sie sinn e broover Mann, un duhn net so viel Lappe in die Hell, wie die annern Schneider: ich wer Alles bei Ihne mache losse, wie seither aach.

Fr. Puttel.

Un mei Mann soll's aach duh.

Valentin (verlegen).

Dank Ihne, awwer derntweje bin ich eigentlich net kumme (Sieht sich verlegen um).

Bärbel (stößt ihn heimlich an).

Soog's nor, Valdin, alleweil is grod die best Zeit.

Knippelius.

No, wos howwe-Se sunst for e Ohlijje? Deitsch von der Lewwer eweck!

Valentin (ermuthigt).

Weil mer mei Unkel des Geschäft gewwe hot, derntweje hot er gesogt, sollt-ich mer Jemand ohschaffe, wo mer helfe deht —

Knippelius.

Als breß druf Geselle genumme, daß's kracht!

Valentin.

Verzeihe-Se, er mahnt, e Frah wehr besser. (Blickt Bärbeln an).

Knippelius.

Alleweil rich-ich de Broode, Frah Gevaddan! (Scherzhaft drohend zu Valentin und Bärbel). Schwernoths Volk, als die Olde iwwer'n Leffel balwirt!

Valentin (bittend).

Gewwe-Se mer Ihr Bärwelche!

Knippelius (abwehrend).

Bscht! Alles hot seine Zeit, sehkt der weise Salomo: des geht net so uf de Stutz! Ersch Jwwerlehjung!

(Valentin und Bärbel knieen vor ihm nieder und ergreifen seine Hand.)

Knippelius.

Verrutscht eich die Knie net mit dene Theaderbosse!

Valentin.

Gewwe-Se mer des Bärwelche, ich kann net ohne-se lewe!

Fritz (zu seinem Vater).

No, gewwe-Se se'm, sunst meegt-er am End sterwe.

Fr. Puttel.

Jetz mache Sie's, wie ich's vorhin gemocht hob: soge-Se: ja.

Puttel.

Duhn-Se'n de Gefalle!

Fr. Knippelius.

Sie basse zusamme; soog: ja.

Knippelius.

No, in's drei Dei— steit uf! Wolle-Se sich battuh en Klotz an's Bah henke, so kann ich's net hinnern. Ich kenn' Ihne als en orndliche Mensche: wann der Fritz sei Hochzeit helt, sollt-er eier aach halte.

(Beide springen auf und umarmen ihn.)

Bringt mich nor net um's Lewe!

(Die Gesellschaft gruppirt sich; in der Mitte die Aeltern, auf beiden Seiten die Brautpaare.)

Fritz (zu Binchen).

No, hoſt-de dein liewe Nochtschadde vergesse?

Binchen (hält ihm den Mund zu).

Ach, schwei-mer vun Dem!

Valentin (zu Bärbeln).

No, how-ich dich net erowert?

Bärbel.

Grood wie der Ridda in dem scheene Buch, wo sei Freilein noch krickt hot.

Valentin (heimlich zu Fritzen).

Du sollst aach bedankt sey, daß de mich net verroothe host.

Fritz (ohne ihn zu verstehen).

Wos?

Valentin.

Du host mich doch gekennt? Wann de mich krickt heſt, ich glaab, du heſt mer mit deim oosige Beil de Hernkaste eigehaage. Ich hob der owwer aach die Bah geworfe!

Fritz.

Du worscht's? Jetz guck emol! Ihr seyd mer zwah Sauwere!

Bärbel.

No, sey nor still, — es wor des Erschtemol, daß er do wor.

Knippelius (tritt pathetisch vor).

Jetz noch aah Wort, korz un bindig! Spitzt eier Ohrn, ihr Gelbschnäwwel do, un schweit emol still: de Weibsleit will ich's net zumuthe, dann die kenne net. (Zu F. Puttel.) Verzeihe-Se, Frah Gevaddan.

Mer hehrt vun viele Mensche im graueste Olderduhm un in de zukinftigste Zeite oftmols soge: der Ehstand is e Wehstand. So sehkt zum Exembel der Franzos: le Marriahsch — (nach einigem Besinnen.) No, wie's weider geht, fellt mer net bei, genunk, es hott e jedwedd Nation ihrn Spruch dervor, un des laaft All uf Ahns enaus. Die Leit howwe Recht un Unrecht, wie mer'sch nimmt. Nix Schenneres in der Welt, als wann sich Zwah aus purer Lieb enanner nemme, wie ich's vun Eich hoff: do is die Frah dem Mann sey Aagappel, un der Mann der Frah ihrer, un Ahns laaft for'sch Anner dorch's Feier. How' ich Recht, Herr Gevadda?

Puttel (wischt sich die Augen).

Sie redde werlich wie geschmiert, es werd Ahm orndlich waachherzig um's Gemith erum.

Knippelius.

Ich will owwer de Fall setze, daß in ere Eh' kah Ahnigkeit zu dreffe is, wo die Frah die Hose ohhott, un laaft Kaffathe, un der Mann muß dahahm die Winnele wesche un Kinchesbrei koche, bis die gneedig Frah aus der Visitt hahm kummt: des is die vakehrt Welt, liewer uf dem Blocksberg gesesse zeh Johr lang! Derntweje sorg ich eich zwah junge Leit: kumm mer Kahner, der sich unner de Pandoffel bringe leßt! Nemmt's eich ad nodam! Seyd fleißig un ehrlich, dann werd-er eier Auskumme howwe, un des net zu frih, wie seller Lumb gesogt hot. Ich for mei Dahl winsch eich Glick un wos sunst der Gebrauch is.

Puttel.

Vivat hoch! Die Brautleit solle lewe!

Fritz und Valentin.

Un die Schwiejeräldern danewe!

Der Vorhang fällt.

Ende.

2.

Aus dem: „Datterich*)."

(Personen: Datterich, Particulier. Bennelbächer, Spirwes, Knerz, seine Freunde. Dummbach, Drehermeister. Babette, seine Frau. Marie, seine Tochter. Schmitt, Drehergeselle. Steifschächter, Schneidermeister. Bengler, Schuhmachermeister. Fritz Knippelius, Metzgermeister. Evchen, Mariens Freundin. Lisette, Kellnermädchen. Polizeidiener. Zwei Musikanten. Einige Handlanger. Ein Wirthsjunge. Ein kleiner Junge.)

Erstes Bild.

Vierte Scene.

Datterich, Schmitt (setzt sich an einen anderen Tisch) und Lisette.

Datterich (für sich).

Den kennt mer vielleicht melke, er hot so en guthmihdige Zug um die Nos herum. Lasse sie emol des, Lisettche, ich will noch e Bisje pausiren. (Zu Schmidt.)

---

*) „Datterich. Localposse in der Mundart der Darmstädter. In sechs Bildern. Friedberg. Scriba. 1855. Zweite Auflage."

Wolle Se sich net liewer daher setze? Sie hawwe hier e besser Aussicht un kenne die Soldate vabeimaschirn sähe.

Schmidt.

Wann Se's erlauwe, da bin ich so frei.

Datterich.

Sie hawwe mer so e bekannt Physionomie, ich mahn, ich mißt Ihne kenne. Sinn Se net, um Vergebung der Herr Assesser Ranft?

Schmidt.

Sie vazeihe, ich haaß Schmidt un bin meiner Brofession e Dreher.

Datterich.

Ach, alleweil kenn ich Ihne! Was haw-ich erscht Ihne ihrn Herr Vadda so gut gekennt! Mer worn Dutzfreind. Er is doch recht gesund?

Schmidt.

Vazeihe-Se, de Michelsdaak worn's siwwe Johr, daß er doht is.

Datterich.

Mei schwernoths korz Gedächtniß: Ich war ja mit bei der Leich. Ja, so lahd hat mer noch kahner gedah. — Also Dreher sinn Se? Dazu braucht mer alleweil gescheite Leit: Sie scheine mer aach ganz des Schenie dazu zu hawwe, Sie hawwe so geistmäßige Aage.

Schmidt.

Mache Se mich net schaamrethlich.

Datterich.

Die Wahrheit zu redde, liebes Freindche, des ziert de Mana: ich bin so e deutscher Michel und sag's grad, wie mer'sch um's Herz is. Gut deitsch odder an Galje! Es freit mich werklich ausnehmend, so en liebenswerdige junge Mensche kenne zu lerne. Wie schmeckt Ihne der Wein?

Schmidt.

Ach, er is net iwwel, soviel ich davon vasteh — ich komm selte in's Werthshaus.

Datterich.

Erlauwe-Se! (versucht ihn.) Der is werlich recht gut — ich hatt da vorhin so en beese Rambaß. Lisettche, e Glas! (Zu Schmidt.) Nachher geb ich en Schoppe; ich wollt eigentlich fortgeh, awwer Ihne zu Gefalle will ich noch dableiwe.

Schmidt.

Sehr schmeichelhaft.

Datterich.

Also solid sinn Se aach, komme net oft in die Werthsheiser — des gefellt mer ausnehmend, un seyn Se iwwerzeigt, wo ich Ihne helfe kann, duh ich's: dann — (geheimnißvoll.) wie Se mich da sehje, mei Stimm gilt ebbes an alle Kollege.

Schmidt (schüchtern).

Derft ich Ihne froge, mit wem ich die Ehr —

Datterich (wichtig).

Mei Name is Datterich. Gäjewertig bin ich ohne Amt — (hochtrabend.) früher bekleidete ich eine Stelle im Finanzwesen — ich hab se niddergelehkt, dann Sie misse wisse — (geheimnißvoll.) ich hatt en Große zum Feind — mei Verdienste um des Finanzielle sinn vakennt worn. Ich wollt beferdert sey — nix da! Da hobt-er

aach Deß, haw-ich gesagt (mit einer Bewegung, als würfe er etwas hin) un hab mich in's bescheidene Brivatläwe zurickgezoge.

Schmidt.

Ich wollt, Sie hette des Amt noch, do kennte Se vielleicht mache, daß mich die Dammstädter als Mahster recebirn dehte.

Datterich.

Lasse Se mich gewährn. Ich sag's Ihne im Vadraue — es dauert kah halb Johr, do haaßt's; der Datterich is widder ohgestellt, un Selwiger is ab, un dann wer ich mich an Ihne erinnern: Sie sinn Drehermeister in Dammstadt! (trinkt.)

Schmidt.

Sie sinn sehr gihtig. Mammesell, noch e Budell!

Datterich.

Des reimt sich. Nemme Se rohde, der is hier vorzüglich.

Schmidt (zu Lisetten).

Bringe-Se uns rohde! (Zu Datterich.) Enschullige Se mei Freiheit, awwer es deht mer werlich nethig — ich bin jetz soweit in der Reih, awwer ich derf als noch net mei eige Werkstadt ufschlage: ich bin e Bessunger, un die Dammstädter wolle mich net ufnehme.

Datterich.

Nor Geduld! (Scherzhaft drohend.) Hawwe-Se sich schon so was ohgeschafft? Es is net gut, daß der Mensch allein sey; ich geb Ihne Beifall. Sie hawwe also schon so e lieb Mädche, wo uf Ihne baßt?

Schmidt.

Ach — ja — so — net grood —

Datterich.

In eme halbe Johr sinn Se Mann und Frah. Ich laad mich eweil uf die Hochzeit ei. (Stutzt mit ihm an.) Uf die Brautleit! Sähe-Se, Freindche, ich bin der greeßt Freind vom Ehstand — un doch bin ich leddig.

Schmidt.

Korjos! Un wie is des zugange?

Datterich.

Des will ich Ihne sage. Auch ich war in Arkadien geboren, sehgt Schiller; ich wor aach emol jung, un wann ich aach net Ihne ihr ohngenehmes Eissere hatt, so hatte mich doch die Mäderger gern. Gewwe Se Acht — ich erzehl's net gern, dann es is e drauerig Geschicht — awwer weil's Sie sinn — es wahß-es sonst kah Seel — Ihne will ich's bei ere Flasch Rohde verdraue.

Schmidt (geschmeichelt).

Mammselche, e Flasch Rohde.

Datterich.

Asmannsheiser! Also gut, ich fang der Ihne Bekanntschaft mit eme Mädche oh — e wahrer Engel, e Staatsmädche war'sch: gescheit, brav, schee, heislich, korz Alles wor se. Es wor so weit gut, unner uns wor Alles richtig — do kimmt ihr Vadda — des wor Ahner von dene Hochgestochene — un sehkt: Nein! — Ich leid's net, sehkt-er. Mei Luwische erzehlt mer des un die helle Drehne sinn er die Backe erunner gelaafe.

Schmidt.

Des ohrm Mädche!

Datterich.

Ja wohl, des ohrm Mädche! En Baron sollt-se heirahde. Sie kenne sich en Begriff von meiner Lag mache; awwer ich war korz resolvirt. Des Läwen ist der Gihder hechstes nicht, haw-ich zu mer selbst gesagt, zieh mei schwarze Klahder ab un begeb mich in dem Baron sei Loschement: er hot owwe enuf im Drauwe loschirt.

Lisette (für sich).

Der lickt widder, daß die Balke krache.

Schmidt.

Vagesse Se des Drinke net. (Sie stutzen).

Datterich.

Wie ich hihkam, sitzt er in seim blimmige Schloofrock uf seim Kanabee und lutscht Kaffee. Ich guck der'n Jhne oh: es wor e widderwertiger Mensch, un so derr, daß er e Gaas zwische de Herner hett kisse kenne. „Wer sind Sie?" frehkt er mich. Jetzt konnt ich awwer mein innerliche Gram net mehr zurickhalte. „Ich schreib mich Datterich und verlang Rechenschaft von Jhne iwwer mei gestehrt Läwensglick!" haw-ich gesagt un haw-en mit eme dorchbohrende Blick ohgeguckt. (Er springt im Affect auf.) Mei Herr Baron hot e Gesicht gemacht, so lang! „Was scheer ich mich um Jhne ihr Läwensglick," sehkt er iwwer e Weilche un steit uf. „Awwer ich scheer mich drum, Sie Donnerwedda!" kreisch ich un sterz uf en zu, da hot er awwer schon die Klingel gehatt un hot droh gerisse, daß die Kordel abgeplatzt is. Des war sei Glick. „Ich will Jhne nix Beeses winsche," sagt' ich, „awwer des Gewidda muß Jhne uf de Kopp fahrn!" ich geh fort — uf der Drepp sinn mer vier Bediente begäjent und sinn all zurickgehuft, so schreckhaft haw-ich ausgesähe.

Schmidt.

Des haaßt mer Korasch.

Datterich.

Ja, die besitz ich in eme hohe Grad. Gewwe-Se nor Acht, wies weiter geht. Ich schick der Jhne en gute Freind noch deselwige Daag in mein Drauwe und laß meim Barenche sage, es sollt de dritte Daag an die Balleseich komme — dort wollte mer uns dreffe. Ich schieß-der Jhne nu, wie der Deiwel, misse Se wisse; ich schieß-der Jhne e nassauisch Sechskreizerstick uf sechzig Gäng aus dem Maul, ohne daß ich Jhne de Mund verletz, wann's nur soviel erausguckt — nächstens wolle mer die Brohb mache.

Schmidt.

Ich bin's aach so iwwerzeigt.

Datterich.

Also haw-ich mich vor meim Mann net geferdht. Der Daag kam; — er denkt mer mei Lebdaag: — es war grad Freidaag un die Judde hatte Lawerhitte: — un richtig, mei Baron kimmt ohgestoche mit noch eme Annere in Uniform.

Schmidt.

No?

Datterich (langsam, stößt sein Glas kräftig auf).

Mer schieße uns! Er hatt de erschte Schuß. Batschdich peift mer sei Kuchel am Backebort vabei. Der Kerl macht kahn Spaß, dacht' ich bei mer selbst, du willst-em uf de Belz brenne, daß de'n los bist. Ich leg der Jhne oh. —

Schmidt.

Dem mog des Herz gekloppt howwe!

Datterich.

Ob's em gekloppt hot; Mei Barenche macht sich-der ganz klah, un so schmaal,

so schmaal, er wehr Ihne dorch e Stoppnadelsohr gange. — Jetz how-ich en uf dem Korn — er war valohrn — sei Gesicht wor wie Keesmodde —

Schmidt.

In Dem seiner Haut hett ich net stäcke mehje —

Datterich.

Glaab's Ihne ohne geschworn. Awwer, basse-Se Acht, es sollt net so komme. Wie ich-der alleweil losdricke will, setzt sich der so e Schmaaßmick, so ahner von dene dicke, blaue Schmaaßert, graad uf mei Visier un butzt sich ganz bumadig die Fihß. Ich schittel — des Oos bleibt sitze; — mei Gäjesekendant kreischt : „schiiße Se doch, nein Herr, un zittern Se net so!" — vastehn Se, er hat geglahbt, ich deht zittern, veil ich die Osemick erunner schittele wollt — „Ich zittre nie, Sie Dunnerwedda! es is nor e Schmaaßmickl" kreisch ich em zu, un drick los — un dreff nix! (faßt Schmidt bei'm Arm) un dreff nix!!

Schmidt.

Ja, so e Schmaaßert! — mer sollt's net denke.

Datterich.

Sie hawwe Glick, sagt' ich; der Schmaaßert wor Ihne ihr Schutzengel. Jetz hatt er widder de Schuß. Ich denk : adje Battie, un nemm mer vor, de Kerl gewiß net zu fehle, wann ich noch emol uf en feiern deht; dann, des wußt ich, bei dem Racker hengt des Läwe an eme Zwernsfadem — do knallt's un ich lei uf der Erd und hehr nor noch, wie mei Gäjemann sehgt : der hat de Krach ohne Dokder. Ich war ohmechtig, ewäck, wie dem Babbe sei Duus, un wie ich widder zu mer komme bin, hatt mer die Kuchel de vorderschte Backe ufgerisse un ich hab dahahm in meiner Stub geläje.

Schmidt.

Is des davoh do näwe an Ihne ihrm Backebort?

Datterich.

Des schreibt sich davoh her.

Lisette (spöttisch).

Ich mähn, ich wehr dabei gewäse, wie Se blessirt worn sinn.

Datterich.

Sie, Engelche? Da hett ich gewiß mehr Glick gehatt.

Lisette.

Ohne Spaß. War'sch net selwigesmal, wie Se den blatternarwige Krickmann draus im Heesche zum Beste hawwe hawwe wolle, un er hat Ihne mit der Budell uf's Ohr gehaue?

Datterich.

So schee Se sinn, so voller Uhz stäcke Se. Awwer, Liebche, mache Se so kah Späß, der Herr da kennt am End glahwe, es wehr so. Also weider —

Schmidt.

Un Ihr Luwische?

Datterich.

Ich hab siwwe Woche uf-em Sack geläje. Endlich bei mei'm erschte Ausgang erfahr ich, daß ihr Vadda geschwind die Geläjenheit benutzt hatt un hot se mit dem Baron koppelirn losse. Sie wor'n uf sei Gihder in Holland : awwer es hat kah Verteljahr gedauert, da hot ihr Vadda in die Zeidung setze lasse : „Freinden und Verwandten zeige ich hiermit das frühe Hinscheiden meiner Dochda Luwise, verehelichte Baronin Dings, an und bitte um stille Beileidsbezeigungen."

Schmidt.

Die hat der Kummer um's Läwe gebracht.

Datterich.

Nix annerscht. O ich Unglicklicher, dacht ich, un seit däre Zeit haw-ich mer vorgenomme, leddig zu bleiwe.

Schmidt.

Sie hawwe's gehalte. Lisettche, do leit unser Schulligkeit.

Datterich (fährt in den Sack).

Des kann ich net zugewwe!

Schmidt.

Sie nemme dem Herrn nix ab.

Datterich.

Lisettche, unnerstehn Se sich und lasse Se sich von dem Herr — (rasselt mit den Schlüsseln in der Tasche).

Lisette (spöttisch).

Ach, Herr Datterich, duhn-Se nor die Haud aus-em Sack: ich wahß ja wie die Akzje stehen.

Schmidt (zu Datterich).

Sie beleidige mich. —

Datterich.

No, wann des is, da wolle mer'sch gut sei lasse — uf e annermol is die Reih an mir.

Lisette (für sich).

Ja, wann die Kuh en Batze gilt.

Datterich (zu Schmidt).

Wo enaus zu's gehn-Se?

Schmidt.

In die Schloßgaß.

Datterich.

Da geh ich e Stick Wähks mit Ihne. No, Lisettche, gäwwe Se mer zum Abschied noch e Kußmeilche.

Lisette (für sich).

Uf's Maul schmeiße will ich-der. (Laut.) Gehn Se nor fort.

Datterich (pathetisch).

Sie sähe mich net ehr widder, Sie Grausame, als bis —

Lisette.

No?

Datterich.

Heit Awwend, wann ich von Drahse hahmkomm.

(Beide ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des ersten Bildes.

Zweites Bild.

Erste Scene.

Traisa. Wirthschaftslocal im Freien. Auf der einen Seite des Vordergrundes sitzt Dummbach, seine Frau und Tochter, auf der andern Bennelbächer und Spirwes.

Dummbach.

Ich geh net gern an so Orde, wo mer kah Zeidung zu läse krikt.

Marie.

No Vaddache, wann mer hahm komme les ich se Ihne all vor.

Dummbach.

Ich bin werlich gespannt uf die Franzose. Eh mer sich umguckt, hot mer se widda un werd=se so bald net los; dann des is so ihr Art, daß se de Krieg in annern Lender spiele.

Frau Dummbach.

Do kennt mer widda de ganze Daag am Hährd steh un kennt franzeesch Supp koche.

Dummbach.

Allerdings. Iwwrigens haw' ich aach, wie ich äwe bemerk, die Beilag im Sack stäcke. (Zieht ein Zeitungsblatt hervor und liest.)

Marie.

Daß der Schmidt net komme is, wo er sich doch denke konnt, daß mer spazirn geh dehte.

Dummbach.

Er werd bei de Gemahnderäth erum lahfe, daß se'n ohnemme.

Spirwes (am andern Tisch).

Unsa guta Datterich bleibt aus. Wann er nor do wehr, do kennte mer doch e Spielche mache.

Bennelbächer.

Ich for mei Dahl spiel net mehr mit em: ma kann nor beim valihrn. Mit seine poor Batze, wo er in seim brodkrimmelige Sack hot, will er Ahm des Geld erausluppern: wie er gewinnt, do werd's vafresse un vasoffe, un Ahm sei Geld is aus dem Spiel. Valihrt er, do bleibt er'sch Ahm schullig un mer krikt nix, un iwwadem bemohkelt er, daß mer'm net genug uf die Finger gucke kann. Mich soll er lahfe losse.

Spirwes.

No, jeda Mensch hot sei Schwachheite.

Dummbach (zu seiner Frau).

Do driwwe sitzt aach der bees Spirwes. Deht er mer mei Rechnung bezohle. (Spirwes sieht herüber.) Fellmich, Herr Spirwes! Aach erausgange bei däre scheene Witterung?

Spirwes.

Ja, bei so schee Wedda muß mer sich eraus mache.

Dummbach (für sich).

Awwer wort, ich will=der des Geld noch aus de Rippe bringe!

Spirwes (leise zu Bennelbächer).

Daß der Deiwel aach grood den Kerl herfiern muß!

Dummbach (zu seiner Frau).

Do findt mer die beese Kunne. For'sch Werthshaus howwe=se Geld.

Spirwes (zu Bennelbächer).

Do will mer sich e Vagnihje in der freie Nadur mache, un steeßt glei uf so en Liewe, der'sch Ahm nicht genne duht.

Frau Dummbach (zu ihrem Mann).

Aerjer dich nor net.

Bennelbächer (zu Spirwes).

Schlage-Se sich-en aus dem Sinn, ich mahn, er mißt des Wohrte bei Ihne gelernt howwe.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Datterich, gleich darauf Schmidt.

Dummbach.

Do kimmt noch Ahner von de siwwe Sihße; der hot noch gefehlt.

Marie (ängstlich).

Ach Gottche, ma mahnt, der Schmidt wehr bei-em.

Dummbach.

Es hot sey Richtigkeit — er is es.

Frau Dummbach.

E sauwer Gesellschaft, des muß ich soge.

Datterich (zu Spirwes und Bennelbächer).

Willkommen, meine Freinde!

Spirwes.

Mer howwe gemahnt, Sie kehmte net.

Datterich.

E Deitscher helt sey Wort: wann's Mihlstah geräjent hett, wehr ich ohne Barbleh drunner hergange. (Nachläßig) Wie is der Eppelwei? (Nimmt Bennelbächers Glas und trinkt.)

Bennelbächer (nimmt ihm das Glas vom Mund).

Bleiwe-Se nor net aus!

Datterich.

Die Brih hat so e ahgenehm Essigseire. (Zu Schmidt.) Was trinke mir dann, Freindche? (Indem er ihn vorstellt.) Sie sähe hier en neie Freind, de ohgehende Drehermeister Schmidt.

Bennelbächer (zu Spirwes, leise).

Den werd-er gut auszukkele.

Schmidt (bemerkt jetzt erst die Dummbachische Familie, und geht zu ihr).

Ach, Sie sinn aach da? Wie steht's, Marieche?

Marie.

Recht gut, Kall. Warum bist-de dann net mit uns gange?

Dummbach.

Mer hatte zu-der geschickt, du wor'st awwer net dahahm. Wie kimmst-de dann zu Dem, den wo de do bei-der host?

Schmidt (geheimnißvoll).

Des sag ich Ihne uf e annermol. (Leise zu Marien.) Er macht, daß ich recebirt wer.

Marie.

O geh, loß dich nix weiß mache: der macht-der kahn Somma und kahn Winda.

Schmidt.

Do host-de de Vastehtermich net davoh. Ich wer wisse, was ich wahß.

Datterich (nähert sich, sehr artig).

Gehorschamer Diener, Herr Dummbach. (Deutet auf die daliegende Zeitung.) Es steht alleweil blitzwenig drin.

Dummbach.

Doch, vazeihe Se, wer die Verhältnisse vasteht, wo äwe in Eiroba ihrn Umlahf howwe, der findt des Wichtigste in de geringste Nachrichte. Zum Exempel, wann do steht: der un der Ferscht macht e Raaß do un do hih, do raast er net for sey Pläsihr wäje, sonnern des hot sey bolitische Raube. Vastehn Se? So is-es mit Allem.

Datterich.

Was Sie awwer aach so genau unnerricht sinn!

Dummbach.

So is-es mit Allem. Zum Beischbiel: Die Franzose vagreßern sich uf Unkoste annerer unsivelisirder Nazione in Afrika, um de Russe de Wähk nooch dem Kaukasus obzuschneide. Allgemei hehrt ma von Iwwerschwemmunge; die Vikdoria hot dabse losse, un, wann ich mich net err, die Gloria aach; ferner: Alles rist't; die Franzose hawwe Geil im Vogelsberg gekaaft, un der Kenig von Werdemberg schickt exbräß Leit nooch Persje, daß se Geil hole. Mahne Sie, all' diese Ereignisse wehrn so per Zufall?

Datterich (der sehr aufmerksam zugehört hat, zuckt die Achseln).

Ja, da leßt sich Manches driwwer redde.

Dummbach.

Alleweil werd Pahris inwennig un auswennig mit Fordifikazione vazingelt, daß Kahns enin un eraus kann — ich wahß net, wieviel Thern's ellah gäwwe — Dann — (Datterich verräth Zeichen der Ungeduld.) — Dann — hehrn-Se mich aus. — Der Don Kallos sitzt in seim Frankreich un die Christine in ihrm Neapel; (nimmt eine Prise) in Erland sinn die Leit des ewig Kadoffelfresse mihd, weil-en der O'Connell gesagt hat, es gehbt noch bessere Speise: die Schwäwelfrag mit Neapel is zwar so weit erleddigt —

Datterich (höflich unterbrechend).

Die Großzimmerer solle e Gesandschaft geschickt hawwe: sie hette dorch die Streichfeierzeige schon so viel Schade, un wehrn rujenirt, wann aach noch der Schwäwel uffschlage deht.

Dummbach.

Des is mer unbekannt. Allein in der Schweiz balge sich die Herner mit de Klaue erum; in Hannover is mer mit der Verfassung noch immer in unwilliger Beziehung; in Pordegal hat mer neierdings Insurgente endeckt: — Wann mer nu Des all zusamme nimmt: — was halte Sie von der Sach?

Datterich.

Schlimm, sehr schlimm, uf Ehr.

Dummbach.

Während dem Des vorgeht, sitzt der Sultan in seim Diwan un lacht ins Feistche. Der baßt blos druf, bis sich ganz Eiroba an de Kepp hot: dann kimmt er. Mir erläwe's net, awwer sie wern sähe, daß ich recht hob: in funfzig Johr sinn mer all Derke!

Datterich.

Der Deiwel, do derfe mer ja kahn Wei mehr drinke!

Dummbach.

Wos halte-Se iwwrigens von der spannische Fraag?

Datterich.

Ja, da wahß kah Staatsmann e gescheit Antwort druf.

Dummbach.

Ich wahß es awwer: des werd noch gedahlt, wie Bole. Dann in Algier —

Datterich.

Vazeihe Se, ich hab ebbes Nehdiges mit eme Herr dort zu redde — mer setze nachher des interessante Gespräch fort. (Datterich und Schmidt gehen an den andern Tisch.)

Spirwes.

Hot er Ihne de Sack voll Brofezeihunge gäwwe?

Datterich (setzt sich).

Ich hob satt. Awwer, meine Herrn, wolle mer net e Bisje in Wolfgang Reiters zwei un dreißigblätterige Gebetbuch blättern?

Bennelbächer (kurz).

Ich spiel net.

Datterich.

Korjos. No, da vertreiwe mer uns die Zeit mit unnerhaltende Reddensarte. Was gilt alleweil e Batzelaabche?

Spirwes.

Frooge Se, wos e Batzestrik kost, ich kaaf Ihne ahn.

Bennelbächer.

Sie wehrn e wohrer Zierrath for en Galje.

Datterich (mit einem Blick auf Schmidt).

Bscht! Menaschirn Se sich, Freind!

Bennelbächer.

No, es wor gut gemahnt.

Frau Dummbach (zu Marien).

Sie howwe schunt die zwaht Budell.

Marie.

Un der Schmidt hot-se alle bahd bezahlt.

Dummbach.

Von dem Mensche muß er sich losse, obwohl er sehr verninftige Einsichte in der Bolidik hot, — sunst —

Frau Dummbach.

Do kann er sei poor Kreizer los wern.

Datterich.

In Nirnberg werd immermorje e Selbstmerder gekeppt.

Spirwes.

Ja, dort sinn se schwernothsstreng.

Datterich (zu Bennelbächer).

Hawwe-Se aach Ebbes for des Hermannsmonement unnerschriewe?

Bennelbächer.

Wann ich des Geld zu fresse hett! Mir setzt aach Kahner ahns, wann ich emol doht bin.

Datterich.

Sie läwe im Gedächtniß von Ihre Freind, da braucht mer kah Monement.

Spirwes.

Warum will mer dann Dem zwah setze?

Schmidt.

Wie so zwah?

Spirwes.

In Mainz steht ja schon ahns; es wor doch Der, wo die Buschdawe erfunne hot?

Datterich.

Nein, liewer Freind, des war e ganz Annerer: Der hat Deitschland befreit.

Spirwes.

Ganz wohl, des wisse mer aach, awwer er hot Blicher geh'aaße, des wor der Maschall Vorwärts.

Datterich.

Aach net. Der Hermann hat vor lange Zeite geläbt un hot die Remer abkamesolt.

Bennelbächer.

Ich will nix von dene Monemente wisse. Ich war in Gernsem, wie se dem Scheffer do ahns gesetzt howwe: Gott, wann ich noch droh denk! Mer hot gemahnt, der Deiwel hett sein Sack mit Mensche ausgeleert gehatt: Alles wor-der Ihne finde-deier un for sei Geld hot mer net emol ebbes krije kenne. Mei Frah is mit Ahm Schuck hahmkumme un mir hat so e Rheiflejjel mei Peif aus dem Maul gestoße, daß se kabutt gange is. Ahmol bei eme Monement un net mehr.

Spirwes.

Do howwe-Se ganz mei Reljon.

Datterich.

Sie sinn mer scheene Padriote! Wann der Hermann net gewäse wehr, do hette die Remer Deitschland ganz unerjocht.

Schmidt.

Alleweil dehte mer vielleicht ladeinisch schwätze.

Bennelbächer.

Des wehr recht gut, do deht mer doch aach dene Advekate ihr ladeinische Brocke vasteh.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Zwei Spielleute, ein Geiger und ein Clarinettenbläser treten auf.

Schmidt.

Des is dem Paganini sei Bruda.

Datterich.

Wos? Ei der kann's noch besser; dann der Paganini geit blos uf ahner Seit; un Der uf drei.

Spirwes.

Ja, un gibt's doch wolfeler.

Bennelbächer.

Mer wollen-en en Grosche gäwwe, daß se ufhebrn.

Marie (zu ihren Eltern).

Horcht-er? sie spiele en Kerwewalzer, den howw-ich uf der Bessunger Kerb vorm Johr mi'm Kall gedanzt.

Frau Dummbach (zu ihrem Mann).

Er laut fast grood, wie der Straußisch Walzer, der uf unserer Hochzeit gespielt worn is.

Datterich (zu Schmidt).

Hawwe-Se kahn klahne Grosche? Ich mehkt net wächsele lasse.

(Schmidt gibt ihm den Groschen.)

Datterich (zu den Spielleuten).

He! Bscht! Freind, mit Eirer Gei!

Der Geiger (kommt näher).

Solle mer emol spiele: „in der Stadt Mainz war ein Soldat?"

Datterich.

Ich wollt, Ihr wehrt bei em. Da is e Grosche: wann-er gar net gespielt hett, herr-er sechs Kreizer krickt.

Der Geiger (steckt den Groschen ein).

Sie vastehn ka Kunst.

Datterich.

Gebt uns e sterker Drommelfell, dann vastehn mer-se eher.

(Der Geiger geht brummend an den andern Tisch.)

Dummbach.

Ihr hobt eier Sach recht gut gemacht. Da! (gibt ihm Geld.) do dafor spielt-er uns noch de Lauderbacher.

(Die Spielleute beginnen ihre Musik wieder.)

Datterich.

Trink-Se schnell aus, meine Herrn, die Kerl geie un blose uns de Eppelwei noch saurer. (Hält sich die Ohren zu.) Wann se ufhern, meine Herrn, sage se mersch, dann ich hab mei Ohrn net gestohle.

Spirwes.

Wos der Kerl an seiner Klanett kaut!

(Datterich fängt an zu pfeifen.)

Der Geiger (tritt giftig auf ihn zu).

Uhze Sie sich mit annern Leit, wann-Se wos wisse wolle! Gucke-Se en annern Wähk, wann-Se unsa Spiel net hehren wolle odder ich haag Ahm die Gei uf die Badderie, daß er des Zawwele kricht, Sie —

Datterich (kaltblütig zu den Andern).

Guckt emol de beleidigte Kinstlerstolz! (Zu dem Geiger.) Ich will Eich emol en Roth gäwwe: kinftig fihrt als Bahwoll nach un dahlt-se an die Zuherer aus, eh-Er mit Eierm Concert ohfangt, dann werd sich kahner die Ohrn zuhalte, mei liewer Krazmichel.

Der Geiger.

Sie sinn mer vieler zu schlecht —

Datterich.

Geit Eich hahm und vaderbt des Wetta net!

Schmidt.

Laßt Eier Grobheite un geht Eiern Wähk!

Datterich.

Macht e Paus, Liewer, die hehr ich von Eich am Allerliebste.

Der Geiger (boshaft).

Jetzt grood net. (Er winkt seinem Begleiter und die Musik beginnt von Neuem; Datterich hält sich die Ohrn zu; die Musikanten gehen spielend ab.)

Datterich (ruft ihnen nach).

Halt! Kommt iwwermorje zu mer, ich hab Meis in meiner Stub, Ihr sollt mer e halb Stunn musezirn, daß se kabutt gehn!

Spirwes (zu Datterich).

Der hot Ihne emol de Krage erausgemocht.

Bennelbächer.

Ich hett mersch von so eme Bellmann net gefalle losse.

Datterich.

Was wollt ich dann mit-em mache? So e Mensch is kah Gäjestand for mein Zorn: je mehr so Ahner um sich speit, desto mehr Spaß macht mer'sch. So wollt ich's grad hawwe.

Dummbach.

Mer mahnt Wunner, wos der for e diffensil Gehehr hett. Der Mann hatt ganz Recht; ich loß mer aach mei Mettjeh net stumpirn.

Frau Dummbach.

Es zickt owwer do, wie all nix guts. Mer wolle uns liewer in e Stubb setze.

Marie.

Ja, sonst howwe-De morje widder en Backe, so dick.

Dummbach.

Mer mahnt, ihr Weibsleit wehrt von merwe Daaig. No, so kummt!

(Sie gehen ab.)

Datterich (zu Schmidt).

War des diejenige, welche —

(Schmidt nickt mit dem Kopfe.)

Datterich.

Net iwwel. Wann's Ihne Spaß macht, will ich Ihne emal morje e Mädche

weiſe — es is e Bäsche von mer: da gucke Se ſich die Aage blind, un, wos des Beſt is, ſie hat Majes und ihr Vadda ſitzt im Gemahnderath.

Bennelbächer.

Herr Datterich, ich hab kah Geld mer bei mer, wolle Se mer gefelligſt die nein un dreißig Kreizer gäwwe, wo Se mer am vawichene Mondaag ſchullig geblimwe ſinn?

Datterich (ſtellt ſich, als höre er es nicht).

Der alte Dummbach is werlich der greeßt Zeidungsna(rr), den mer zwiſche-m Rhein un Mai finne kann.

Bennelbächer.

Guck, do will des Oos nix hehrn!

Datterich.

Meine Herrn, ich ſtimm davor, daß mer noch e Bisje uf's Dippels Hof geht, do is äwe e Bergſträßer, der ſucht ſeines Gleichens, uf Ehr.

Bennelbächer.

Wann ich mit ſoll geh, do gäwwe-Se mer die bewußte nein un dreißig Kreizer.

Datterich.

Des hätt ich vageſſe. No komme Se nor, uf dem Dippelshof ſolle Se's hawwe — (Zu Schmidt). Sie gehn doch aach mit uns?

Schmidt.

No ja; eigentlich ſollt ich mich e Bisje mehr um de Herr Dummbach bekimmern, er hot gern, wann ich-en e Bisje unnerhalt.

Datterich.

Wann-Se e Zeidung wehrn, hett-er Ihne noch liewer.

Spirwes.

Warum ſoll dann net do gebliwwe wern?

Datterich (deutet hinter die Couliſſen).

Dort gucke-Se! Kenne-Se Den?

Spirwes (ſteht ſchnell auf).

Der Deiwel, des is jo der grob Bengler. Alleh, meine Herrn, dem mag ich net in die Kralle falle.

Datterich.

Haw-ich's net geſagt? Der kennt Ahm die Seel aus dem Leib reiße un mit Fihße druf erum drähte, ſo en Gift hat er, wann mer emal e Rechnung e halb Johr lenger ſteh leßt. Wos e Glick, daß er uns net kennt, dann es is e ſchähler Giwick.

Spirwes.

Ja, Gottlob, uf zwanzig Schritt kann er en Menſche net von eme Schaaf unnerſcheide.

Datterich.

Es giebt Menſche, bei dene kann ich aach de Unnerſchied net finne, un wann ich an ihrer Seite geh. (Er geht an Spirwes Seite nebſt den Uebrigen ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Bildes.

Drittes Bild.

Fünfte Scene.

Datterich (allein).

Wann Kahns mehr an de Koborjer valohrn hat, als wie ich, do macht gewiß Kahner Bankrott. Mir zu Gefalle hette alle Ferschte von Eiroba ihr Minz erunner setze derfe, dann ich hatt nix, ich hob nix un wer nix hawwe. Geh emol her du ohrm Greschje! (Ziebt einen Koburger aus der Tasche). Gell dei Herr Vadda will nix von der wisse un die Zeit is der lang worn in dem Sack, wo de gor kah Kamerade hast? No, wort, Herzje, ich bring dich doch unner die Leit, du sollst e lustig Herrschaft grijje, ich geb dich de Musegande. (Er betrachtet den Groschen mit Rührung). Dreest dich mit mir! Bei uns Mensche geht's grood so: wann mer unser Dienste gedah hawwe un mer sinn iwwerflissig, do degradirt mer uns aach, un mer gelte aach net mehr for voll, ausser im Werthshaus, un selbst do helt's manchmol schwer, bis mer's dazu bringt. (Nach einer Pause). Was for en Dreester werd mer dann der Himmel heit schicke? Der Schmidt, — des is e guter Mensch, mit dem muß ich mich halte. Ich muß mich em nothwennig mache: er muß sich in mei Bäsje verschamerirn, dann is mei Spiel gewunne, dann kann er mich net enbehrn, un so em Verliebte kimmts uf e Poor Flasche de Daak net ah. — Der Deiwel — do kimmt owwer Ahner der Drepp eruf gedappt, den kenn ich an seim Gang — — des is wahß Gott der unbeeflich Bengler! Heiliger Bafanucius, steh mer bei! (Läuft umher). Der Kerl is im Stand un haagt mich in meim eigene Kwatier — so Schuster sinn des Deiwels — Kah Nijjel — nix do! — Halt! — An eme Kranke werd er sich net vagreife! — (Er bindet sich schnell sein Schnupftuch um den Kopf und wirft sich auf's Bette. Es klopft mehrmals heftig an; er antwortet mit lautem Stöhnen).

Sechste Scene.

Datterich mit gebrochenen Augen auf dem Bette liegend, Bengler.

Bengler.

Lickt die Eil noch uf der faule Haut! Gästert widder voll gewäse, he? Des Geld versoffe, statt mich zu bezohle?

Datterich (schlägt die Augen wieder auf).

Ach lieb Großmutta — sinn-Se widder do aus der Derkei?

Bengler.

Wos, Kerl! Sinn-Se noch voll? Ich will Ihne begroßmuttern! Mei Geld — odder — Sie wisse, wos ich Ihne gedärmt hob.

Datterich (breitet die Arme aus).

Komm' an mei Herz, Hulda! Was willst du, schwatzbärtiger Krieger? Willst du mir vabieten, auf dem Deppich der Nadur zu wandeln?

Bengler.

Er helt mich in seim Suff vor en Teroler, weil er von Debch schwätzt. Wort, Dos, ich will dich nichtern mache! (er rüttelt ihn). Geld will ich, odder Ihr Buckel soll mer'sch bezohle!

Datterich
(mit einer durch das Rütteln abgesetzten Stimme).

Es lijje jetz Bi-i-i-ihrn — genug — hunne — wos for e Bech — wann Ahns kehmt — Schiddel doch — des ohrm Be-em-che net — so! Schorsch — du iwwer — dreibst's!

Bengler (tritt verwundert zurück).

Er muß doch net voll sei. Entwedder is er meschukke odder leit er im Fiewer.

Datterich (scheint zu sich zu kommen).

Dreier Freind, Alonso, kanst-de mer zwah breißische Dahler lehne? (Schwach). Du willst mer die Auge zudricke?

Bengler (wüthend).

Herr! — Nor net gestorwe, dann do kennt ich aach mit zor Leicht gehn: erscht bezohle-Se mich, dann kenne-Se in Gottes Nohme mache, wos Se wolle.

Datterich (vagirt wild mit den Armen).

Verräder, willst du deinen Judassold? Nimm diesen Edelstein aus Persiens Krone! (Matt). Ha — ich sterbe!

Bengler (in der Stube umherlaufend).

Do leit des Laster jetz un is am Obflattern! Net genug, daß er im Läwe die Leit um ihr Sach gebracht hot: — er balwirt-se noch dorch sein Doht! — (Grimmig den Stock schwingend). Wos deht ich-en so gern haage, awwer er spihrt doch nix mehr un es wehr aach net ganz menschefreindlich. (Stürzt an's Bett). Awwer wort, wer mer nor widder gesund, do will ich der'sch weise! (Er ballt die Faust und geht ab).

Datterich

(springt auf, schägt einen Entrechat und dreht ihm eine Nase).

Grob bist-de, awwer doch noch net gescheit genug! Wie mich der Himmel hett schmeiße wolle, hett ich mich doht gestellt, wie e Kläwwer, do wehr-er gewiß zurickgehuft.

Hett ich nor mei Stiewel von dem Doseschuster: der werd aach schon widderspenstig. Do stehn mei un sperrn die Meiler uf. (Es klopft an). Is dann heit der Deiwel ganz los? Awwer vor de Annere ferch ich mich net. Entrez!

Siebente Scene.

Datterich, Schmidt.

Datterich (mit offenen Armen).

Des is Recht! Wort gehalte! Wo komme-Se her?

Schmidt.

Von daham. Ich wollt Ihne zu eme Spaziergang abhole, es is heit so schee draus.

Datterich.

Glei Deierster, ich will mich nor e Bisje obrappele. (Er kleidet sich an). Stäckt Ihne des schee Mädche noch im Kopp? Wann-Se Ebbes an se auszurichte hawwe, ich besorg's Ihne.

Schmidt.

Ach, do des Evche?

Datterich (indem er den Rand seines Hutes mit Tinte schwärzt).

Sie is ganz verna(rr)t in Ihne.

Schmidt.

Losse-Se's emol vor der Hand sei; — ich hab driwwer nochgedocht — der Wei war mer e Bisje im Kopp —

Datterich.

No, mer redt nor davo. (Kommt an seine Stiefel; höchst verwundert.) Ei der Deiwel! Jetz gucke-Se emol die schlechte Schuster! Vor verzeh Daag vorgeschuht: —

varisse! Ja un glahwe-Se, ich kennt mei annern drei Poor krijje? Des sinn wohre Landlijjener, die Schuster! — Wos mach ich? — Jch kann net vor die Schwell.

Schmidt.

Wisse-Se wos? Sie ziehe-se als eweil oh un gehn mit mer hahm, do gäww'-ich Jhne e Poor von meine, wann se Jhne basse.

Datterich.

Ja die Schuhmacher, die howwe e Gewisse, des läßt sich ziehe wie Bech. (Zieht die Stiefel an.) E schee Fußwerk! Awwer so was schenirt en große Geist nek. Komme-Se, Sie gehn uf meiner rechte Seit un bedecke mit christlicher Lieb mei Bleese. Auf nach Sewillja! (Beide ab).

Mundart der Bergstraße.

Kinderlied.

(Mundart in der Gegend von Alsbach.)

Stork Stork Stane,
Fligk iber Hane,[1]
Fligk iber's Bäckerhaus,
Gukke drei Boppe[2] 'raus,
D' An' spinnt Seide,
Die Anner' wickelt Weide
Die Dritt' gibt on 'n Brunne,
Hot e Kindche funne;
Wie soll's haaße?[3]
„Hokkele Hokkele Gaase."
Wer soll's hebe?
„Der Bäcker odder der Peter."
Wer soll die Winnele wäsche?
„'S Kathche mit der Lappentäsche."
Stork, Stork, Stork!

1 Hanau. 2 Puppen.

3 heißen. — Melodie: Erk's deutsche Volkslieder. 2. Band, 3. Heft, Nr. 56.

Frühlingslied*).

Summer, Summer Maaje!
Die Hinkel[1] lege die Aajer;
Sie lege se hinner's Loch,
Do finne mer[2] se doch!
Ha ri ro,
Der Summer der is do!
Bretzel drein, Gillewein,[3]
Alle gute Sache 'nein!
Staab aus! Staab aus!
Dem Winter gehn die Aage aus;
Sie feilen uns die Blumen,
Sie bringen uns den Summer!
Ha ri ro, der Summer der is do!
Frau Mutter is en' brave Frau,
Sie gibt uns was aus ihrem Haus:
Aajer eder[4] Speck,
So gehn mer gleich eweck.[5]

*) Dieses Lied singen die Bergsträßer Kinder zum Beginn des Frühlings. Mit einem von bunten Bändern ausgeschmückten Tannenstrauch in der Hand ziehen sie von Haus zu Haus, und erhalten von den Leuten allerlei Geschenke, als: Eier, Speck u. dergl.

1 Hühner. 2 wir. 3 Guldenwein, d. h. vom besten Wein.

4 oder. 5 weg. — Melodie: Erk's deutsche Volkslieder, 2. Band, 2. Heft, Nr. 36.

Mundart des Odenwaldes.

Bemerkungen eines Odenwälder Bauers über Frack, Hut und Kappe.

Ein Odenwälder Bauer, der früher die Tuchmacherei im Kleinen getrieben hatte, hörte den Artikel: „Weg mit Hut und Frack", aus Nr. 55 des Allgemeinen Anzeigers, der mit Held unterzeichnet war, laut vorlesen. Da läßt er sich also vernehmen:

„Meinad [1] der Held muß doch e ganzer Kerl sein, daß er so üwer die garstige neumodische Hüt, Hose un Kappe losfahre thut; do hott er owwer ach ganz recht, do is awwer Niemand dro schuld, als wie die Spitzbuwe Fawerikke; zeerscht hawwese dene orme Duchmachercher 's Broud vorm Maul weckgenumme und hawwese kabut gemocht, dernot hawwese die schäine kortze un enge Hose un lange Strümp un die houche Stiwwel obgebrocht un hawwe lange und weite Hose ufgebrocht, daß jo die Leut recht viel Duch brauche un die Strumpwewer ag nix mäi verdiene, un ganz zeletscht hawwese jetz ehr Dücher so dünn gemoocht, daß mer ahm dorch die Hose 's Käsebroud im Leib sicht, awwer des wor en als noch net genunk, ag die Hutmacher wollte se verderwe, und deswege hawwese die garstige düchene Kappe un die babirne Hüt ufgebrocht, un die Fräck sin nor dodevor do, daß aner mäi [2] Röck hawwe muß. Mäi [3] Dreispitz-Hut des is doch ag e Kleidungsstück vor de Summer un vor de Winder, un vor de Sun un vor de Rege, un die hätt mer losse solle; die kan mer ufschloge, schäi [4] unnern Orm nemme un kan en schäi ohpacke, wan mer en Serwiteur mache will, soll ahm die Sun net ins G'sicht scheine, sou schläigt mern uf aner Seit runner, un regents odder schneits, so mächt mer en ganz runner, un do is mer im Knick un im G'sicht g'schützt."

---

1 bei meinem Eid. 2 mehr. 3 mein. 4 schön.

Tanzreime aus Lindenfels.

1.

Häww' e gor so schein Schätzel,
Wanns nor e so bleibt,
Unn so stell ich's vor's Finschter
Unn ärger die Leit.

Häww' e gor so schein Schätzel,
Awwer reich is es net,
Unn was batt mich der Reichthum
Beim Geld schlof ich net. —

Mein Schätzel is fort
Unn will nimmein kumme,
Unn der Stock der steht noch
Unn trägt widder Blumme.

Wann alle Leit heiern,
Do heier ich a,
Unn do heier ich mein Modder,
Do häww ich e Fra.

Die Linnefelser Mädchin
Sein gor e so klug,
Unn sie gewwe ihr Hoor
For e Franzehalsduch.

2.

(Aus Glattbach, einem nahe gelegenen Dorf, kommen Bauernmädchen um auf der Lindenfelser Kirchweih zu tanzen; aber sie finden keine Tänzer und die eifersüchtigen Lindenfelserinnen, die sich noch dazu dem „Landvolk" gegenüber als Städterinnen fühlen, höhnen sie also :)

Die Glattbächer Mädchin,
Stein draus vor der Deer,
Unn sie trete die Buwe :
Danz a e mol mit meer!

Sie kenne e weil trete,
Sie kenne e weil stein,
Denn die Linnefelser Mädchin,
Die danze zu schein.

Der Lindenfelser Bursch geht über Feld und singt :

Wenn ich nach Michelbach geh,
Schwenk' ich mein Hütel in d' Höh'!
Wann ich stück naufe kumm,
Schau ich mich rumdidum —
Seh ich wol Lindefels steïn,
Awwer mein Schätzel nimmeïn.

Reese-Rapport vumme Oorewäller Bauer über die Eisebahn vunn Mannem uff Heerelbergk.

Potz Sapperment, was meent er, henn[1] ich g'sehe!
Ich weeß noch gar nit, wie mer is geschehe.
Die Eisebahn iss gange, deß loßt eich verzehle,
Deß iss e Herewerk, es kann sich gar nit fehle.
Wie ich de Zins 'em Herr Geheimerath gebrocht, —
Er will mit 'm Rescht noch waarte, — hot er g'frogt :
Ob ich die Eisebahn aach schunn gesehe hett,
Heut ging se aan, 's wär Schaad wann ich's verseime deeth.
Ich denk', deen Weegk will ich mich nit verdrieße losse,
Unn geh' vorr's Mann'mer Thor, aach anzeseh'n die Bosse.
Kotz Blitz, was henn se doo Gebäuer uffgestellt!
So groß unn lang, deß koscht gewiß e Heeregeld.[2]
Der Bahnhoof heeßt's — der Langezell'r iss nicks dergege, —
Na, denk' ich, du gehscht 'neïn, doch war ich ganz verlege.
Gleich kummt so Ener her unn jagt mich keck enaus,
Doch Herre, häw' ich g'sehe, die loßt mer eïn unn aus.
Mir[3] g'ringes Bau'revolk steh'n üw'rall hinne draan.
Ich guck mich um unn denk : du kummsch wu annerscht aan.
Ich geh de Bau enunn'r unn uf die anner Seit'.
Doo basse se. Uff eenmool awer heeßt's, es kummt!
Horch, was war deß e Piff, horch, horch, wie's schnauft unn brummt!
Doo isch's, — verschrocke bin ich, die Wohrheet eich ze saage.
Dann 's kummt im volle Laaf e großer schwarzer Waage;
Nit annerscht hott's mich g'mahnt, als wie e Ungehei'r,
Dann vorn' unn hinne 'naus speit's an eem Stück fort Fei'r.
Unn was mich heut noch wunnert, 's geht so flott,
Ganz ohne Ochse, Geil, ganz ohne „haar unn hott"![4]
Unn wie geht's? Langsam eerscht, dann awer peilgeschwind,
Wettrenne, wärrlich! könnt's mit jedem Werbelwind,
Unn hinne hängkt e ganss Reih' vunn Wähe[5] draan,
Mit Leut unn mit Gepäck. Vivat die Eisebahn!
's iss in 're Verrtelstunn in Mannem, gelt die Wett?
Wammer[6] noor aach derzu, wie Ann're, Batze hett!
Ich meecht eich gar zu gern emool so mitkutschiere,
Doch unsereens därf nit vunn soo was proffetiere.
Doo mitzefahre, muß erschrecklich deier sein,
Neen, deß iss nicks vor Een, der trinkt noor Batzeweïn.
Aach iss es Deiwelswerk, do könnt' mer leicht feehl dappe
Ich reit uff Heerelbergk unn heem uff's Schuschters Rappe.
E kleeni Bierwerthschaft iss bei der Eisebahn,
Mit erre[7] scheene Summerwerthschaft neewe draan.
Doo schteht was druff vunn "Rescht", verschtanne häw' ich's nit,
Was ejentlich dann vor e Rescht gemeent iss mit.
Ich b'stell m'r e Schoppe Bier unn duh zwee Kreiz'r eraus.
Doo heeßt's : he, guter Freund, drei Kreizer koscht'sr doo haus.[8]
Aha, denk' ich mer glei, so werrd m'r[9] g'macht gescheid,
Jetzt iss mer's aach ganz kloor, was doo der „Rescht" bedeit.
Doo häw' ich so nit gaar e kleeni Schtunn gesesse,
Unn zu meïm deire Bier e Käsebrod gegesse.
Doo heeßt's mit eenemmool : horch, horch, sie kummt retour,
Unn richtig kummt se her peilschnell die Herefuhr.
Knapps iss se nooh bei eem — unn in eem Hui vorbei.
Deß Dings iss nit ganz juscht, — es streeft an Zauberei.
Wann's gut geht, loww' ich's, — mich macht's duf'lig ganz unn dumm,
Meer faahrt die Eisebahn tuschur[10] im Kopp erumm.

---

1 habe. 2 Heidengeld. 3 wir. 4 in der Fuhrmannssprache : links und rechts. 5 Wagen. 6 wenn man. 7 einer. 8 draußen. 9 man. 10 franz. toujours.

Gespräch zwischen einem Forstmeister, einem Bauer und seiner Frau.

Bauer. Gu'n Tag, Herr Forstmaster.

Forstmeister. Setzt euch.

Bauer. Mit Verlaab.

Forstmeister. Wie geht es euch?

Bauer. 's is mer net so recht räächt [1] un schun a Weil. Mei Geblüts is mer sau uffrührisch un 's stäßt mer deck [2] uff, daß mer, mei Ad! [3] der Herzbennel ordentlich krache thut. Ich heb' mer a schun brauche [4] losse, 's hot eberst [5] nicks gepatt [6] un des Apethekerssaches kun [7] ich net nemme.

Mer hobe a en Oleigents [8] an en, Herr Forstmaster. Ma Fra soll's em emol verzeile.

Bäuerin. No, sau horch er emol! Am Suntag sein mer [9] in die Kerch gange. Mei Herle [10] un mei G'schwei [11] worn ach derbei. Do is sei Woldförster mit seiner [12] ach derzu kumme un hot zu mer gesat: Anlies, gest [13] heb' ich dich uffgeschriebe, weil de [14] Futter gemocht host im Verkeschlag.

Wos? heb' ich gesat, des red er net wie an rechtschaffener Mann; un wenn er mer sau kömmt, sau will ich en sau zu Schanne moche, daß kan Hund mei [15] an Stick Braut von em nemmt. Mant er, ich wißt net, daß er en Aichbaam unberuffe gehollt hot zu seiner neue Hoffert? [16] Do is ebe [17] seine [18] uff mich drei un hot mer an Stuß uff die Mampel [19] gebe, daß ich met meim Nochtmolsmutze [20] schier uff die Molpertsbause [21] in die Wies gesterzt wär, un hot gegrische: wos willt du, du willt mein [22] schlecht moche, reg dich norr, du mit deiner Hooranke, [23] or [24] ich geb' der ans in die Laffitte, [25] daß der die rauth Brüh iber dein Gosche [26] laft. Sell [27] waas [28] jeder, daß an Haus net hält, wonn kan Holz derbei is, des mer unberuffe gehollt hot. [29]

Do hot mich ebe der Zorn norr sau in alle Lüfte gehobe, un wie ich se heb' an der Kartause [30] kriege un er [31] die Nesthaube [32] von eren Laispäd [33] runner reiße wolle, sau is zu erem Gottesglück der Parre [34] kumme un hot Friede gebotte.

No wöll [35] ich en norr gebitt haun, [36] Herr Forstmaster, daß er dem Woldschütz sei Geschreibsel net glabt. Daß ich im Verkeschlag gewäst wär, sell is meiner Seil! gewiß un wohrhaftig erstunke und erloge. Ich heb' norr so an klan Bissel nebrümm [37] gegraßt.

Forstmeister. Gut, ich werde die Sache untersuchen; aber ihr und der Waldschütze liegt auch immer in den Haaren.

Bäuerin. 's is wohr, etter [38] ich will em ach soge, worüm. Guck er, des Woldschütze seine is de hoffährtigst un rachgierigst Fra im ganze Dorf. Weil ehr Mann an Schütz is, se mant se, se wär's; [39] un wonn se mer on meim Acker or on meim Gorte vorbeigeit, sau strüppt se mer 's Korn ob, or röppt [40] mer mei Planze aus un trägt se ham. [41] Ich heb's ach 'em Borgermaster schun vörgeschmisse, etter der hot's mit ehr, [42] un schneit mer an G'sicht, als gottersprich [43] ich wär schold.

Forstmeister. Wie geht es sonst?

Bauer. A, 's geit als sau anne! [44] Daß die Fraun [45] un der Zeern [46] uffgehobe sin, sell gefällt de Leut recht. Vorgest is der Grof ze reite kumme. Deß muß mer etter soge, 's is gor an niederträchtiger [47]. Herr. Er hot mit olle Kinn [48]

---

1 recht wohl. 2 oft. 3 bei meinem Eid. 4 d. h. sympathetische Mittel. 5 aber. 6 geholfen. 7 kann. 8 Anliegen. 9 wir. 10 Großvater. 11 Schwiegermutter. 12 d. h. seiner Frau. 13 gestern. 14 du. 15 mehr. 16 Hofreithe, Hofstätte. 17 aber. 18 d. h. seine Frau. 19 Brüste. 20 Nachtmahlskleid. 21 Maulwurfshaufen. 22 d. h. meinen Mann. 23 Haarumschlag im Nacken. 24 oder. 25 Gesicht. 26 Mund. 27 selbiges, solches, das. 28 weiß. 29 ein zur Beschönigung des Holzdiebstahls verbreiteter Aberglaube. 30 Schopf. 31 ihr. 32 eine etwas vornehmere Haube. 33 d. i. Scheiteln der Haare. 34 Pfarrer. 35 will. 36 haben. 37 neben herum. 38 aber. 39 d. h. etwas Besonderes. 40 rupft. 41 heim. 42 d. h. hält es mit ihr. 43 wolle er sagen, gleichsam. 44 an, hin. 45 Frohnde. 46 Zehnte. 47 d. i. leutseliger. 48 allen Kindern.

gesprocht. In mei Hoffert is ach er kumme, hot im Stall geguckt, hot noch[49] ollem gefrägt un ich heb' ehm a[50] mein Heri un mein Staier[51] rausloffe müsse.

Itzert[52] bin ich ach noch Darmstadt gecitirt gewest, vun wege am Preceß. Obends heb' ich gedenkt, de muscht doch ach emol ins Kumedie geihn, weil's doch sau viel Geld koste thut, wie de Leut soge. No, sell wor otter[53] schoin, des muß wohr sein. Ei, ei! wos hebe se do vor Strach[54] gemocht! Un ani[55] wor derbei, die hot ehr Sach ebe recht gekent. Die hot gesunge, es wor norr amol. Die is gestiege, gestiege wie an Lerche, is gefalle wie an Wachtel, un hot an Triller geschloche[56] wie mei Ban.[57] Ha, ha, ha!

Kumm, Fra, mer wölle[58] ham.

Bäuerin. Wort noch an wink;[59] 's gewettelt[60] sau grausam.

Bauer. Itzert[61] hörts uff. Mer[62] müsse fort. Ich heb' hait noch kan Mumbel[63] Braud gesse, un's Vieg[64] werd ach de Wampe leer haun.[65] Der Herle[66] konn[67] net mee[68] füttren, er is ze liederlich[69] uff de Bane, un de Ochsebu hot de Ohrschlechte.[70]

---

49 nach. 50 auch. 51 Namen, welche gewöhnlich den Ochsen gegeben werden. 52 kürzlich. 53 aber. 54 Streiche. 55 eine. 56 geschlagen. 57 Bein. 58 wir wollen. 59 ein wenig. 60 stürmt. 61 jetzt. 62 wir. 63 Mundvoll. 64 Vieh. 65 haben. 66 Großvater. 67 kann. 68 mehr. 69 d. i. schwächlich. 70 Kinderblattern.

Gespräch zwischen Hans Odel (Hans Adam), welcher Soldat in der Stadt ist und zwischen Hans Jörg, der ihm begegnet.

(In der Mundart des Weschnitzthales.)

Hans Odel. Ei gu'n Tag, Hans Jörg, wou kümmscht du dann her sou früh?

Hans Jörg. Ich kumm' alleweil vun Hammelboch, ich hew e Manne[1] voll Halebëiern[2] gelangt.[3] Näght[4] um zëihe Uhr bin ich mit mei'm Schwähr[5] die Berkstroß awe[6] gange hieher.

Hans Odel. No, wos gitt's dann Neues deham[7] im Durewold?[8]

Hans Jörg. Ei wul, 's gitt mein Aad![9] net veel. Dein *) Atzel[10] iß gescht[11] verreckt, fällt mer alleweil bei, die wou[12] sou schöi geplaurert[13] hot. Du hoscht se hennemols[14] gefange, wie mer hewwe louse[15] müsse.

Hans Odel. Mein Atzel iß verreckt? Wëier,[16] deß dutt mer lahd.

Hans Jörg. Ja, sie hot z'veel vun dem Veeh gefresse, wos dei'm Vatter kaputt[17] gange iß. Ich heb's glei gesoht.

Hans Odel. Mei'm Vatter sein Veeh iß kaputt gange? Wos de[18] net söigscht![19]

Hans Jörg. Ja, all' mi'nanner! wie 'm 's Haus unn die Scheuer obgebrennt iß, do iß 's mit verbrennt.

Hans Odel. Herr Jeises! Mei'm Vatter sein Haus iß obgebrennt?

Hans Jörg. Ja wärlich, wie dein Vatter doudt wor henn[20] se in der Noght die Ampel uff 'm Haborrem[21] steihn losse unn do iß Alles z'samme gebrennt.

---

*) In den Wörtern: dein, mein, sein, schöin, steihn, zwein, houn. gedoun, wird das „n" als ein schwacher Nasenlaut ausgesprochen.

1 Korb. 2 Heidelbeeren. 3 d. i. geholt. 4 gestern Abend. 5 Schwiegervater. 6 ab, herab. 7 daheim. 8 Odenwald. 9 Eid. 10 Elster. 11 gestern. 12 welche. 13 geplaudert. 14 damals. 15 losen. 16 fürwahr, auf Ehre. 17 todt, zu Grunde. 18 du. 19 sagst. 20 haben. 21 Heuboden.

Hans Odel. O du groußer Gott! Mein Vatter iß geschtorwe!

Hans Jörg. J-ja, er hot sich z'veel Breschte[22] gemocht, weil dein zwo *) Schwestern, dein Lissel unn dein Greidel, alle baad[23] zwa Kinner krieft houn,[24] zwein Buwe, unn wor bei ka'm[25] e Vatter dezu do. — Tröischt 'n Gott! 's wor e regtschaffener Mann! Ewwer der Parre horr[26] 'm aach e schöini Leichepreriat gedoun. Sunscht waaß ich holt net veel Neues.

---

*) „Zwein" wird bei männlichen Hauptwörtern, „zwo" bei weiblichen und „zwa" bei sächlichen gebraucht. Man sagt z. B. zwein Buwe, zwo Schwestern, zwa Kinner.

22 Kummer. 23 beide. 24 haben. 25 keinem. 26 hat.

Idiotismen und characteristische sprüchwörtliche Redensarten der Provinz Starkenburg *).

In der Provinz Starkenburg, welche den Odenwald, die Bergstraße und die Ebene zwischen Rhein und Main umfaßt, finden sich die nachfolgenden interessanten Idiotismen und characteristischen sprüchwörtliche Redensarten, zunächst an einzelnen Wörtern: abpflapgen d. h. schlagen; aber d. h. arbeitsam; abkappen, abstumpfen d. h. Jemanden mit Worten etwas so vorhalten, daß er schweigt; äbsch d. h. verkehrt; anlaufen d. h. übelwegkommen; anblaten d. h. anstücken; anthun d. h. behexen, aber auch bekleiden; aufbrechen d. h. zum Reden bringen (z. B. brich ihm das Maul nicht auf, d. h. bring' ihn nicht dahin, daß er Dinge erzählt, die dir zum Nachtheil gereichen); auswischen d. h. Ohrfeigen geben; sich aufblasen d. h. großthun; babbeln d. h. sprechen (besonders von Kindern, wenn sie zu reden anfangen, dann auch: Geheimnisse verrathen); bampeln d. h. nachlässig, herabhängen (die Kleider bampeln auf dem Leib); batten d. h. helfen („batt's nichts, so schadt's nichts"); besabern d. h. sich mit Speichel verunreinigen (daher: Sabermaul); Bettel d. h. geringe Habe; Blesse d. h. bei den Pferden der weiße Fleck auf der Stirne (daher: „er heißt Bleß", d. h. er hat einmal einen bösen Namen); brotzeln d. h. kochen, brodeln; puffen d. h. jemand mit den Händen (Fäusten) schlagen; dapper d. h. hurtig, geschwind; dick (oft) dicksatt d. h. vollkommen satt; (jemand dicksatt haben d. h. ganz überdrüssig sein); dußlich d. h. schwindlich; fegen d. h. viel tanzen, dann an vielen Orten in der Welt gewesen sein, endlich: jemand ausschelten; durchhecheln d. h. über einen Abwesenden Böses sprechen; durchschwingen d. h. jemand mit Stock, Gerte oder Peitsche schlagen; Fraache d. h. Großmutter; fummeln d. h. säubern, reinigen; galern d. h. im Scherz mit einander raufen; Gackel d. h. ein Mensch, der sich geckenhaft, possenhaft benimmt; gaafen d. h. fehlen (besonders Kleinigkeiten); geier d. h. Futter verschmähend (meist vom Hausthier gebräuchlich); Gickel d. h. Hahn; Gothe d. h. Pathe weiblichen Geschlechts; Hährche d. h. Großvater; hapern d. h. Anstände finden; holgen d. h. fortgehen; Hinkel d. h. Huhn (desgleichen ein furchtsamer oder einfältiger Mensch); kickeln d. h. unnöthigerweise oder auf eine kindische Art lachen; kollern d. h. ohne Ursache zanken; knollern d. h. Alles nicht recht finden; langen d. h. herbeiholen (aber auch ausreichen); luck d. h. locker (besonders beim Backwerk); müll d. h. weich, mürb (besonders beim Obst); mucksen d. h. regen; mummeln d. h. von einer Sache, die noch nicht lautbar ist, heimlich sprechen (daher: „es gebt in der Mummelung"); Ohrschlichter d. h. Menschenpocken; otterfett d. h. sehr feist; Pätter d. h. Pathe männlichen Geschlechts; präpeln d. h. in Unmuth sprechen; protzen d. h.

---

*) Vaterländische Berichte für das Großherzogthum Hessen. Von G. W. Freiherr von Wedekind. Darmstadt 1835.

schmollen (wenn 2 Personen aus unbedeutenden Ursachen nicht mit einander sprechen); purzeln d. h. herunterfallen: rappelköpfig d. h. jeden Augenblick anderen Sinnes sein; rappeln (von einem Geräusch); rachgierig d. h. habsüchtig; rack d. h. ganz ermattet bis zur Gliederungelenkigkeit; rehe d. h. steif in den Gliedern (besonders bei Hausthieren); rinsen d. h. eine Sache wiederholt zur Sprache bringen; rücheln d. h. eine Sache zur Sprache bringen, die ein anderer nicht gerne hört; scheel d. h. schielend, einäugig; schepp d. h. schief, ungerade; schofel d. h. schlecht; strampeln d. h. mit den Beinen ausschlagen; Schussel d. h. ein Mensch, der nicht viel überlegt und öfters unbedachtsame und närrische Handlungen begeht, (das österreichische „Schuss'l" oder „Schußpartl"); schrankeln d. h. einen unsicheren Tritt führen, entweder in Folge einer Trunkenheit oder einer Krankheit; Tollpatsch d. h. ein Mensch, der sich in seinen Bewegungen oder im Sprechen ungeschickt benimmt; Trappe d. h. ein Tritt, der sich im lockeren Boden stark ausgedrückt hat; trappeln d. h. kurze Schritte machen (trippeln); Truckser d. h. ein Mensch, der in allen seinen Handlungen sehr langsam ist; sich tummeln d. h. eilen; tummlich oder dormelich d. h. täumlich, schwindlich; Unneressen d. h. das Essen zwischen Mittag- und Abendmahlzeit oder das Vieruhressen; vergeben d. h. vergiften (wie in Oesterreich); verbabbeln d. h. eine Ungereimtheit begehen oder sich dazu überreden lassen, dann: Geheimnisse ausplaudern; verkrumpeln d. h. zerknittern; verthun d. h. verschwenden („auf einen Sparer kommt ein Verthuer"); sich verthu'n d. h. sich übereilen; verprasseln d. h. die Habe auf eine leichtsinnige Weise durchbringen; wackeln d. h. nicht feststehn („es wackelt bei Jemand" d. h. die Vermögensverhältnisse sind im Verfall); Wassem d. h. Rasen; wetterleinisch d. h. träge; Windhaltung d. h. eine vorm Wind geschützte Stelle im Freien (daher: „in der Windhaltung ist es warm"); winsch d. h. verkehrt, verdreht 1) die Leiter ist winsch d. h. die Leiterbäume sind verkehrt oder haben sich geworfen, 2) wenn sich ein Mensch zur Arbeit schlecht anstellt; wunschlich d. h. recht munter und flink, schnell in den Bewegungen des Körpers. Charakteristisch sind folgende sprichwörtliche Redensarten: Er macht den Bündel noch nicht (er ist noch nicht so arm, daß er nicht bezahlen könnte); er lacht in die Faust (freut sich heimlich über eines andern Schaden); er kann eine Faust machen (er ist wohlhabend und kann deßhalb etwas unternehmen); er kann die Hände nicht halten (er entwendet, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet); es gibt zerrissene Hosen (wenn die Sache schlecht ausfällt, wird der Schaden groß sein); er will mit dem Kopf durch die Mauer (eine schwer oder gar nicht ausführbare Sache mit trotziger Beharrlichkeit ausführen wollen); er trägt die Kirche ums Dorf (er sucht eine Sache auf Umwegen zu erreichen, die er auf näheren Wegen leichter erlangen könnte); er muß die Pfanne placken (er muß zuletzt die Schuld Andrer tragen); die Platte putzen (entlaufen); er ist nicht sauber (es ist ihm nicht zu trauen, entweder 1) wegen Unreinlichkeit oder 2) daß er die Mittel hat, um seine Absicht zu erreichen); es hängt ihm auf dem Rücken (er ist einer Sache ganz und gar überdrüssig); wenn's an Bindriemen geht (wenn die Sache zur Entscheidung kommt); er ist nicht recht bei Groschen (er ist nicht recht klug); die Hand im Sack haben (beständig Ausgaben haben); wer nicht hinauskommt, der kommt nicht nach Haus (wer keine Erfahrungen gemacht hat, kann von keiner Sache sprechen); flüchtig wie Haarpuder (recht schnell); er ist nicht kapitelfest (er ist nicht recht gesund); den Karren umwerfen, (Konkurs machen); jemand an der Leine laufen lassen (jemanden herumnarren, wiederholt versprechen und nichts halten); vor dem Zapfen wegläugnen (jemand in's Angesicht eine Sache abläugnen); aus den fünf Nähten schlagen (jemand recht schlagen); es rappelt ihm in der Perrüke (er spricht etwas ganz Verkehrtes) er hat Steine (Dreck) im Sack, (er handelt falsch gegen Jemand, dafür auch öfters: er hat sein Pulver nicht in einen Schuß geladen.

III. Rheinhessen.

E Stickelche.

(Mundart von Bodenheim am Rhein, zwischen Mainz und Worms.)

Es wor emol e Märe,[1] des hot noch zwa Brürercher[2] gehatt, vun dene das ane gar so onartig[3] war. Dene hor[4] emol ehr Motterche e Labrod, e Stück Kees un drei funkelreßneue Penning gewe, un saat, se sollt emol in Wald geh un Arbarn[5] blicke.[6] Des war'n se aach sefrirre[7] un ginge enauser. Wie se draus war'n, verlor'n se sich vun enanner. Uf amol is e britzegroes (kritzegroes) Motterche kumme, un waaßde,[8] war das war? Des war die Motter Gottes. Do hot die Motter Gottes gesaat, wo gehstde dann heene? Ei, Arbarn blicke. Uu wos hostde dann do? Do saat das Märe: E Stück Kees, e Labrod un drei Penning. Do saat das Motterche: Willstde net so gut sei, un mer ab e Bissi gewe? Worum dann net, saat das Märe. Das gure[9] Märe hot dem Motterche Alles gewe. Dodruf war des Motterche ganz erfraat[10] un saat: Weil de so brav warscht, so will ich d'r e Schachtelche gewe; wann d' 's d'haam ufmachst, so duhstd'es iwer e weiß Leinduch[11] halle. Das Märe saat: Sa' Dank. Wie's dann haame kumme is, do hot's Schachtelche ufgemacht; uf amol sin do drei wunnerschene Engel mit blitzebloe Aa'e[12] un schene weiße Flüh'l erumgedanzt. Die hun[13] e Kranz vun Veilcher gefleecht, hun'en uf sein Kopp gesetzt un hun's dann iwer e Rehebohebrick[14] gefährt, schnurgrad in Himmel. — Unner d'r Zeit wor dem Märe sei Brürerche noch im Wald Arbarn blicke. Un zu dem is e alter Mann kumme, da froot[15] d'n Bue, wo er heene geh un wos er bei sich het; er meh[16] em doch e Bissi gewe, dann er het so Hunger. Do saat dar jemerige[17] Bue: Was ich hun, brauch ich for mich. Da is das Männche argerlich wor'n un saat: Sehstde, ich bin dein Harrgott; du duhst mich brauche, awer net ich dich. Dodruf horr'em[18] ab e Schachtelche geschenkt, un denkt emol a, dar dumme Bue hot net emol gesaat: Sa' Dank. So warsch gut. Wie er haam kumme is, horre ah des Schachtelche ufgemacht, — awer wos wor do? 'N alter Grumbus,[19] dar hot e Ruth in der Hand gehatt, un hot d'n Bue ebbes[20] geschlaa, un so, daß er ganz hoch gekrische hot. Vun dar Zeit a is dar Bue frumm wor'n, un sei Schwester hot beim Harrgottche gebeere,[21] daß, wie'r uf emol morjens wackerig[22] wor'n is un erumguckt, wor er mit seiner Schwester im Himmel.

1 Mädchen. 2 Brüderchen. 3 unartig. 4 hat. 5 Erdbeeren. 6 pflücken. 7 zufrieden. 8 weißt du. 9 gute. 10 erfreut. 11 d. i. Betttuch. 12 Augen. 13 ha en. 14 Regenbogenbrücke. 16 möge. 17 geizige. 18 hat er ihm. 19 Teufel. 20 etwas. 21 gebeten. 22 wach.

Der wandernde Zwerg.

(Mundart von Heidesheim, zwischen Mainz und Bingen.)

(In Heidesheim herrscht, wie an manchen Orten, die Sitte, daß an den Winterabenden die Mädchen in den Spinnstuben zusammenkommen, und beim Spinnen sich durch Gesang und Erzählung schauerlicher und lieblicher, ernster und komischer Geschichten, Sagen, Mährchen u. s. w. den langen Abend verkürzen.)

'S war stermisch Werre[1] drauß; der Schnee hot uff de Heiser unn Feller g'lee;[2] die hungerige Veelercher[3] sein vor der Deer unn uff'm Mischt erumg'hippt, um e bische Nahring se[4] finne. Awwer selbst do warn se nit sicher, dann do hunn[5] die Buwe Siewer uffg'stellt, um die Veelercher se fange.

1 Wetter. 2 gelegen. 3 Vögelchen. 4 zu. 5 haben.

In de Stuwwe hunn die Leit am Owe g'sotze,[6] dann der Owend is immer neher erbei kumme. Anzelne Stern hot mer schunn am Himmel blicke sih. In dar Zeit, unn warrlich! 's war nit angenehm drauß, is e klaaner Zwarg ins Ort kumme. Ar hot aam gedauert, so hots en gefrorn. Sei Klaare[7] warn dorchnaß, sei Hoose warn dreckig bis eruf, sei Henn warn ganz steif. Ar gibt an e Finster, kloppt, awwer vergewens; do jaat[8] en e Hund, dort e Maad fort, die argerlich is, weil er[9] Vorsch so lang bleibt.

Am Enn vum Ort lewe zwaa alte Leit. 's Mitterche war ewe vum Beere[10] uffgestanne unn setzt sich ans Spinnerad, um, wie se seet, noch e Stickche Duch vor zwaa Dorehemmer[11] se spinne. Wann die fertig sein, will se met ehrem Mann garn sterwe, dann se sein jetz zwaa unn fuffzig Johr verheirath. 's Vetterche sitzt am Disch, hot e klaa arde[12] Peifche im Maul, e Belzkappche uff'm Kopp unn lest eifrig unn uffmerksam in Pater Awerhaam. Eftersch varzibt er's Maul zum Lache, endlich see're[13] hart: Gretche, 's is doch e nerrischer Kauz, dar gut Pater. Ar waaß orndlich, was die Leit denke, unn ar seets en aach orndlich, na! dar nimmt kaa Blaat vors Maul.

Indem do kloppts am Finster unn rieft: Macht uff! Gott solls eich lohne! 's Vetterche eilt schnell enaus unn leßt de klaane Zwarg erin. 's Mitterche stellt's Spinnrad eweg, um dem klaane Gast ebbes se esse se hole. Se brengt em e paar gequellte[14] Kardoffeln, e bische Botterbrod unn en Deller voll siß Milich. Als das Esse uffgetran war, do dringt dar Zwarg, dar sich eweil am Owe gewermt hat, e klaa bische Milich unn seet: Ich esse zwar sunst so kaa rauh Kost, doch jetz will ich e bische Milich drinke unn dann mei Raas[15] fortsetze. Ich dank eich vun Harze for eier Uffnahm. — Do sei Gott dervor, daß mer eich in der Naacht, unn noch derzu in so er stermisch Naacht, fortlosse solle. Der[16] mißt bei uns bleiwe, morge kennt er weire[17] raase. Der Zwarg awwer wollt dorchaus nit bleiwe. Ich hunn drowwe uff'm Barg noch allerhand se besorge. Halt eich wohl, der wart bald vum mer heern.

Kaum war die Naacht voriwwer, do bricht e gewaltig Gewirre[18] los; 's dunnert unn blitzt in aam Stick, der Wind reißt Beem um, schmeißt die Ziele[19] vum Dach, die Finster rabbele, mer maant, dar jingst Daag wer do. 's Wasser kimmt vum Himmel, als wammersch[20] met Kiwwel erunnerschirre[21] det. Die Leit kreische unn beere unn rufe Gott unn alle Heilige a.

Mitte im Wasser, das die ganz Gaß fillt, kimmt e großer Staa[22] geschwomme; owwe druff stiht der Zwarg unn lenkt de Staa merre[23] lang Stang unn dreibt en de alte Leit vor ehr Haus, die en so gut uffgenumme harre. Doderdorch wendt sich's Wasser unn das Heische der gure Leit bleibt vum Uglick verschont. Der Zwarg ward jetz immer greßer unn greßer unn raaigt endlich bis in die Wolke unn verschwindt. Die gure[24] alte Leit falle uff die Knie unn danke Gott.

Oft fahrn die Bote Gottes aus,
Um se sihn, was die Mensche mache;
Unn was das for en Zwarg gewest,
Das is nit schwer se roore.[25]

---

6 gesessen. 7 Kleider. 8 jagt. 9 ihr. 10 Beten. 11 Todtenhemden. 12 kleines irdenes. 13 sagt er. 14 abgesottene. 15 Reise. 16 ihr. 17 ihr weiter. 18 Gewitter. 19 Ziegel. 20 wenn man es. 21 herunterschütten. 22 Stein. 23 mit einer. 24 guten. 25 zu rathen.

Das Landmädchen in der Stadt.

Waaß werklich nit, was ich do glaawe soll
Vun dene Harrn do in der groſe Stadt.

Die Harrn, denk nor, hunn Spohrn an ehren Stiwwel

Unn Beitsche in de Henn, — for was dann nor?
's sein doch kaa Ritter, dann se hunn kaa Gail,
's sein aach kaa Kutscher, dann se sein so niedlich.
Ich waaß werklich nit, was ich glaawe soll.
Unn Reckelcher hunn se, die sein kordelirt,
So saan sie, glaaw' ich; unn bis an die Ohrn
Hunn se de Hals in Vattermerder stecke,
Des sein die Halskree, denk nor, Ammiche!
Die Naas guckt kaam ervor, unn uff der Naas
Hunn se e goldig Brill noch sitze, maant mer dann,
Die junge Leit, die dere[1] nicks mi sih!
Die Halsducheck stihn uff baare Seide
Ervor, als wie die Herner an de Ochse.
Guck nur emol die Hoose, maant mer nit,
Die mißte platze jeden Schlaag, so eng sein die.
Unn an de Henn do hunn se Hemmerkrause,
Grad wie die Kinner Striffele bei uns
Am Hals hunn. — Was der Deiwel is dann des?
Die hunn jo Werscht[2] im Maul unn rasche[3] dra!
Gih, do gefellt mersch gar nit in der Stadt;
Do laaf ich schnell, so schnell ich laafe kann,
Zu unsern kerschefrische Borsch
Uff unser Dorf enaus.

1 thäten.

2 Würste. 3 rauchen.

Mundarten von Mainz.

Der Meentzer Mench.

(E ald Legend. Nei bearweid vun Philipp Walburg Kramer.)

„O Jerem, ihr wolld mer die Werkstadd einäschern!"
So hot der Hannes gekrische, ganz vum Schrecke gelehmt,
Als ämol Owends mit freche Heschern
Der bees Freind ereingedrunge is unverschehmt.
Sie sein komme, um de Guddeberg auszupände,
Un e Paar hatte Fackeln in de Hende.

„„Du verliß't uf der Stell do die Städd,
Dann was dei war, das is jez mei!
Du michst uf dem Erdbodde dir dei Bett
Un nimmst dir zum Koppekisse än Stei!
Weil dei Geräthschaft mir is zugesproche worde
Vun dem Gericht, dem unumschränkte Orde.""

Un Guddeberg umklammert sei Preß,
Sei Lipp zibbert un sei Aag glibt.
Sei Angesicht bedeckt Leichebleß,
E Scorpion wacht ihm uf im Gemith.
„Mit mei'm Lewe will ich dich nor losse!"
Do winkt der Zorngickel[1] Just de Hescher unverdrosse. — —

Do duht sich Guddeberg uf sei Knie schmeiße
Un hebt andechtig sei Hend empor:
„Erbarm dich meiner, Allgit'ger, un entreiße
Der Hell mich, die sich gege mich verschwor.
O lerne mich zu dulde, mei Erleser,
Du, dem sei Leide war tausendmol greser!"

Do leid[2] im Kloster jez die Morjeglock,
Un Guddeberg durchzuckt do e Gedank;
Er will sich anduhn mit 'm här'ne Rock,
Eh noch die Sunn am Himmel versank,
Er will sich de frumme Mench verbridern,
Der Welt entsage un all de erdische Gidern.

In der Zeit ware vergange viel' Jahr',
Als ämol e Wannersmann in das Kloster tritt,
En alder Mann mit ganz weiß' Haar,
Un um 'n Beichtvadder bei'm Prior bitt;
Wo 'm ä Bruder Erfrischung reicht
Un sich in Bedstuhl dann setzt zu d'r Beicht

Entsetzlich seifzend nu der ald Mann verkindigt,
Was for Schlechtigkeit sei Gewisse drickt:
„Ich miseraweler Kerl hawwe schwer gesindigt!
Un jez, wo ich dem Grab bin nah gerickt,
Do verfolge mich vun der Rei[3] die wilde Schlange
Un mich ergreift e ganz erschrecklich Bange."

„'s war ämol ä Mann, der mit Begeistrung glihte
Vor heil'ge Wisseschaft un Menscheglick,
Der sich im Dienst vun seine Brider bemihte, —
Dem bin ich nah gedrede mit Hinnerlist un Tick;
Un sei Armud war mit mir im Bund,
Do haw' ich sei'm Glick gewe die Dodeswund."

„An dem Guddeberg, dem vun Godd begabde Mann,
Der die gebrief'ne Druckerkunst erfunne hot,
An dem haw' ich gefreweld un bin verfalle in Bann,
Aus dem Land vum Fride bin ich gejagd vun Godd,
Ich bin dem Himmel un mir selwer verhaßt,
Un iwerall wie d'r Kain 'n ungebedener Gast."

Un ä Drehn[4] benetzt die eingefallene Wang
Vum alde Mench: — Guddeberg is es jo gewiß!
Er fald'd sei Hend, schweigt stillche lang
Un besinnd sich, was 'm einst geschehe is.
Dann segned er den Sinder un seegt mit Beewe:
„„Geh hin in Fride, dann dir is vergewe!""

1 Zornhahn. 2 läutet.

3 Reue. 4 Thräne.

Glossen eines Bauern über Gutenbergs Monument *).

Von Friedrich Lennig **).

In's Aangesicht vun aller Welt
Hun se de Guddeberg ze Meenz hoch uffgestellt.
Dar hot de Druck der allererscht erfunne,
Und hot sich doderdorch die Welt zum Freind ge-
wunne.
Das heeſt — de Druck ſo for ze leſe,
Der anner Druck, glaab eich, is lang dervor
geweſe;
Un naoch der Hand hot halt der aan Druck
un der anner
Ganz briederlich beſtanne newer nanner.
Den baaderlaa Druck ſtellt der Guddeberg ſelbſt
vor,
Wie er do ſtieht, — betracht en nor.
Ar helt im linken Arm die heilig Schrift feſcht
weddor,
En Stempel hot er rechts, for was? — For
Stembelbletter!
Dar hot am Enn des Zeir, ei werſcht de net
gedoocht,
Dorch ſeihn Erfinnung aach erſcht uffs Dabeet
gebroocht.
Die Stempel, die duhn Geld indrahe,
Die heilig Schrift, die duht die Wohrheit ſahe;
Deswehe is dar 's Maul mit Krabbe zuge-
ſchloſſe,
Die Stempel — die ſeyn los geloſſe!
E Bauer dar micht aach ſeihn Gloſſe.

Die Statewah is odder ſchihn!
Dar Karl hot e Paar Baan, mer meent ar
wollt mit gihn;
Un e Geſicht, es gibt kaans klorer un geſcheider;
Un hot en Mandel ahn, als wie gemacht vum
Schneider.
Un die zwaa Bilder unne — Sackerlot,
Neſchbeckt! war die ſo ausgeknichelt hot.
Do ſchmuſe der ganz haamlich zwaa,
Mer ſieht der ordentlich, was die enanner ſaa.
Der ahn am Pult ſeet: „Eetſch! do hun eich
was."
Do ſeet der anner: „Krenk! was is dann das?"
Geld langt er emol kaans zum Pult eraus,
Dann ar ſieht gar net ſtolz un batzig aus.
Dar ſtieht, ſucht dem, dar ſitzt, Werm aus
der Nahns ze ziehe,
(So kimmt meer'ſch vor) daß er'n dernohert
draan kann kriehe.
Der Dokter Fauſt weerſch, heeſt's derzu,
Den noch der Deiwel hot gehoolt mit Strimp
un Schuh.
Des anner Bild is odder mehr wie rar:
E Knecht, dar fleißig ſchafft, hinner ſeim Harrn
ſogar!
Drum hun eich meihn Gefinn zwaamol hin loſſe
renne,
Daß ſe e Beiſpiel hun drahn nemme kenne.

Dar drickt am Wellebaam, und met Gewalt
do hält er'n,
Als hätt er Siwnedreißiger ze keltern.
Sein Harr weiſt em de Rick un leeſt die Zeid-
ung,
Wahrſcheinlich Lieherei oder nix vun Bedeidung.
Die Inſchrift is vun Gold, do is ſe aach ge-
diehe.
Wann eich der nor deß klar hätt kenne kriehe:
„Gensflaſch de Guddeberg", deß weer doch un-
beſcheide,
Wann deß dem Guddeberg ſeihn Fraa gar ſollt
bedeide.
S'is halt ladeihn, — ladeihn deß is gelehrt.
Nor deß hun eich der mormele geheert,
S' ſtind druff, daß ganz Eirobia
Zu dar Geſchicht hett Gokes beigedraa.
Awer wie wenig! dann vor Alles auszugleihe
Hot, heeſt's, die Stadt noch tief in Säckel
miſſe ſteihe.
So is es halt! die Leit loſſe ſich liewer drede,
Un loſſe ſich vun Kobb bis zu de Fiße knede
Als wie e ſprocker Nudeldahg,
Un wer'n am End zum Gewwe doch net wahg.
Mer mag dorch aller Harren Länner laafe,
Die mehrſchte Leit die ſollt mer „Gebhard" daafe.
Wie meer im Land hun vor e Orjel termeneert,
Mehr als mer haam hun broocht, hun mer do
gar verzehrt;
Do hot uns alles, Groß und Klahn mit inbe-
griffe,
For unſer Orjel was gepiffe.

Beim Feſt do war eich net zugebe;
An unſer ahm is jo aach nix gelehe;
Die Leit hun ſich jo doch zu Meenz knabs kenne
rehe.
Awwer eich hun ball met, ball ohne Zwerdrei-
wing,
Gewiß neihn-zehemol geleſe die Beſchreiwing;
Un war ſe wiſſe will, kann ſe vun vorn bis
hinne
In alle Zeidunge un i'mme Buch aach finne.
Sey Gott dervor, daß eich mich quele,
Un wie e Atzel alles nochverzehle.
Wie's nor bei ſo viel Leit vun Ahnfang bis
zuletzt
Kahn bludge Kebb hot abgeſetzt,
Is meer zu rund; bei uns, wann do kahn
Brieel falle,
Do maane ſe, die Kerb die weer nix nutz ge-
halle.
Es ſtieht aach i'mme Buch, die Hollänner do
unne
Die dähte ſaa, ſie hette's jo erfunne,
Der Guddeberg hett nix erſunne.
Was geb eich vor des Hollänner-Gekriſch,

---

*) Aus „Etwas zum Lachen" von Friedrich Lennig. Vierte mit dem Nachlaſſe des Verfaſſers vermehrte Auflage Mainz 1846. Herausgegeben von F. Hauſen.

**) Friedrich Lennig, geboren 1797 zu Mainz. Früher Kaufmann, ſpäter in unabhängigem Privatſtande zu Mainz lebend, ſtarb den 6. April 1838.

Vun jehar hannele die jo met faule Fisch;
Die mache's ehren Fresch nooch in de Simp,
Un blose sich dick uff zu ehrem abgne Schimp.
Sich iwerhaabt met fremde Feddern butze
Helt nor vun elf bis zwelf, un kann nix nutze.
Do kimmt mer immer die Geschicht in Sinn,
Wo eich der selbst derbei gewese bin.
S' war so : Der Guddeberg guckt ahm grad
in's Gesicht,
Wo unser ahner als manchmol sein Schoppe
micht.
Dort in der Werthstubb warn zwa Kumerade,
E Ladediener aus 'me Bicherlade,
Un e Gesell, dar Bicher druckt un setzt.
In ahm Continuo hun die vun sich geschwetzt,
De Disch verschlaa, un uff de Guddeberg gedeit.
Un als gekrische : „Meer, meer sein die erschte
Leit." —
Was hot awwer e Annerer die do beschlahe!
„Ich will," so saht der Mann, „emol eich ebbes
sahe."
„Ehr reit do gar en scheene stolze Gaul,
„Awwer eebscht uffgezahmt, ganz annerscht als
am Maul.
„Wann's heit kahn Leit mehr geeb, die Bicher
deete schreiwe,
„Wo wern die morje dann, die Hannel dermit
dreiwe?
„War muß in eier Kich dann erscht die Brote
schleppe,
„Daß ehr das Fett dervun for eich bibsch ab
kennt scheppe?
„Ehr seid am Titelblatt mehr'ndaals schun satt
studeert,
„Wann ehr schun iwwer Gott un Deiwel rese-
neert.
„Do unser Guddeberg, deß war e Krenks-
Schwerneeder!
„Erfinne is die Kunst, noochmache kann's
e Jeder!
„Doch jedem heert seihn Recht; drum saa eich
bis zur Stunn,
„War, was er micht, gut micht, hot Ehr dervun.
„S' is wohr, 's hot's Mancher weit gebroocht
in eierm Fach;
„Drum leßt aach Jedermann jo garn eich eier
Sach.
„Awwer e Schneider, dar en Rock hibsch mache
kann,
„Derf noch net maane, ar — ar wär der Mann!
„Das Sprichwort heeßt zwar : Klader mache
Leid;
„Doch Bicher drucke micht elaans noch nit gescheid.
„E Saafesieder, dar viel dausend Lichter micht,
„Is dessentwehe selbst noch kahn gewaldig Licht.
„Un stickt des Feier aach in seine Lichter dreihn,
„Do kann er doch derbei e kalter Michel seihn.
„War Bicher schreibt, dar hot de Funke;
„Ehr all duht nix als Schwewelhelzer dunke.
„Eich waaß gescheide Leit vun eirer-baade Zunft,
„Die kreische awwer net wie ehr, — die hun
Vernunft.
„Eich nooch wärn aach die Lumpehännler was;
„Aus Lumpe werd's Babier for Bicher, wißt
er das?"
Deß do war freilich gar zu grobb!
Doch die hun's an den broocht met ehrem
Dischgeklobb.
Dem Mann seihn Redd die hot mer gut gefalle,
Drum hun eich der se aach vun A bis Z behalle.

Daß dorch die Druckerei die Welt, hot brof-
fendeert,
Sieht aach e Bauer eihn : s' is Alles uff-
gekleert.
Zu arig is mer noor, was eich hun aach gelese,
Als wann vorhar kahn Sunn wär uff der Ard
gewese,
Un vor dreihunnert Johr die Leit wärn blind
gekrawwelt,
Un bette wie die frischgeworfne Hund gezawwelt.
Daß es ganz dunkel war, glab eich, daß des
nit wohr is,
Wie's aach bei viele Leit, trotz dem, noch jetzt
nit klor is.
S' is leicht die Alte dumm zu schenne,
Die aus em Grab sich net mehr wehre kenne!

Wann eich en Schoppe Weihn im Leib hun
odder zwaa,
S' is ganz kurjos! — do denk eich allerlaa.
Eh mer, docht eich, in e gedruckt Buch hot ge-
guckt,
Do hot mer aach noch net gelohe wie gedruckt.
Gedruckt kann ahner oft un unverscheemt jetzt
liehe,
Un braucht kaahn roth Gesicht derbei ze kriehe.
Awwer was hilft's dem Druck entgehe dowe?
Ar hot's letzt Wort, un kann sich selwer lowe.
Uns Bau'rn, uns arme Trepp, uns duht die
Welt nor schenne;
Nadeerlich! weil mer uns nit selberscht lowe
kenne.
Kennte meer Bauern uns su lowe, wie mer
wollde,
Meer dehte's, daß die Leit uns nit mehr kenne
sollde!

Doch halt, oh! oh! eich schwetze iwerzwerg,
Un kumme jo ganz ab vum Guddeberg.
Dar war, so wie mer heert, recht brav und
wacker.
En Bauer den gemahnt deß Ding halt wie en
Acker.
Der Guddeberg hot gut geseet; das Feld,
Das er geseet hot, is die Welt.
Dar Guddeberg, san eich, dar hot en Waaz
geseet,
Der immer blieht un immer dreht,
Un immer frisch werd abgemeht.
Leeft freilich zwischen Waaz aach als mit unner
E bissi viel vum Deiwels-Unkraut drunner, —
Genug, der Guddeberg hot Guts gestift,
Un Guts, das alle Mensche brifft.
Wo were heit ze Dah die Leit nor uffzutreiwe,
Die viel gedruckte Schein un Zeddel all zu
schreiwe,
For Abfuhr, Ausfuhr, Einfuhr, Schossee, Zoll,
Grundsteier, Umlag, Bier- un Brandeweihn-
Controll,
Hundsteier — (jetzt noch werd vun Katze nix
genumme,

Vielleicht wann unser Harrn des nächstmol
samme kumme?)
Im tiefste Winter, wann dorch Schnee un Kelt
Mer abgeschnitte is vun aller Welt,
Wann kahn Stoosvohel mer die Luft dorchzieht,
Un wann mer hechstens noch im Feld en Huß-
jee sieht,
Do kimmt met seiner Wahr der hinkend Bott,
Un bringt uns, was er Neies hot. -
Die bibelisch Geschicht is jetzt in jedem Haus,
Un unser Kinner larne draus.
Eich predd'ge meine immer : „horcht,
Larnt nor hibsch 's Ahnmolaans un Goddes-
forcht!"

Freilich, uff dare Welt hot Alles seihn zwaa
Seide;
S' is Alles gut un schleecht, un muß sein
Dadel leide.
Was net vum Himmel is, dogehe läßt sich
schmuse,
Nix bessersch als der Weihn, — un dar hot jo
seihn Druse!
Der Weltlaaf, fellt mer manchmol eihn,
Is haltersch so e Ding als wie der Rheihn.
Reißt dar aach hie un do e gut Stick Land met
fort,
Do setzt er'sch widder ahn an emme annern
Ort.
Wer's recht versteht, dar kann en leide un aach
demme;
Ar leßt sich awwer niemols hemme.
War net laveert un will dem Strom entgehe-
fahre,
Dem roth eich lieber gleich die Mih sich ganz
ze spaare;
Un war gar steire will un net de Wind recht kennt,
Dem brofezeih eich, daß er wedderrennt.
Un gieht's aach manchmol hott, wo's haar soll
giehn,
Genug mer hufe net, und bleiwe aach net fliehn.
War so grad alles, meer nix deer nix, uff wollt
halle,
Dem deht am Enn die Welt selbst uff de Buckel
falle.
Drum hun se ganz mit Recht, im Aag vun
aller Welt,
De Gudbeberg ze Meenz hoch in die Luft gestellt.
Wann mancher, wie mer heert, sein Geifer
driwwer leßt. —
Der Gudbeberg dar stieht, seyd ruhig, ar stieht fest.
Ehr dem, meen ich emol, muß seihn, dem Ehr
gebibrt;
Der Gudbeberg zu Meenz hot e groß Werk
vollfihrt.
War, daß er lese kann, sich grämt,
Dar werf än Staan druff, wann er sich net
schämt.

Jerjels Geburt.

Von Friedrich Lennig.

Gleich graddeleert mer, war meich sieht,
Mein Fraa die hot heit Nacht än Bube krieht,
Un was for aan? Ä Kloß, eich hab vor Fraad
geflent;
Jezt hot die Uhzerei uff aanmol all ä End.
Finf ganze Johr hot's fascht gedauert,
Su lang ze zwatt ellaans, mer weern ball ver-
sauert,
Eich hun mein Dahl gefluch t, ees hot sein Dahl
gebeth,
Weil unser Harr Gott uns net sehene däht.
Dar Karle ballt sein Faischt un hot ä Stärk
Un kreischt der in die Welt, als wie ä Derk.
Grad wie aan Droppe Wasser dem annern,
das erkläär
Mer anner jetzt ä Mol, su gleicht er meer;
Ä Naans hot er wie meini, bis uff die Dell,
Die hot er net, vun dare Weinbudell,
Die anner uff der Kerb korz himmel heilige klaan
Erzwaa geschmisse hot uff mein'm Naansebaan;
Mer sieht mer's heit ze Dah noch aan,
Die Dell die hot er net, deß is aach net nadeerlich,
Un, unner uns geredd, net su ganz reppedeerlich.
Sein Hoor die sein ä bissi wohl verguld,
Dodraan is halt sein Motter schuld.
Was duht deß? Doderfor, die Amm, die Anne
Berwel,
Die hot's der erscht gemerkt, do hot er aach
zwaa Werwel :
Zwaa Werwel, is jo weltbekannt,
Deß gibt än doppelte Verstand;
Dann unner jedem Werwel leit ä Hern;
'S is grad als wie ä Persching met zwaa Kern.

Eich will der gleich zum Parre laafe,
Mer wolle heit Middach noch daafe.
Mein Schwiehervatter, 's is zu aarig, naan,
Dar hebt en, mein Fraa hot's annerscht net
gedaan,
Vier Johr hun eich em's Haus gemeid,
Vun wehe dar Verdrießlichkeit.
Naun war eich dort, eich hun's jezt iwwer meich
gewunne,
Eich hun beinoh die Dehr im Daumel net ge-
funne :
Jezt war eich dort, ä Maus die krawwelt an
der Mauer,
Un werd er net wie meer der Gang su sauer.
Der Anfang is gemacht vun meiner Seit, eich
seyn zu gut,
Naun will eich awwer siehn, was ar dergehe
duht.
Eich hunder Zorn genung enunner jezt gefresse,
Verzeihe kann eich, awwer net vergesse;
Der Ärger hockt noch do (auf die Brust deutend), doch
soll, su wie eich denke
Heit der Kinbettwein dervun ewek brav schwenke

Der Name Jerjel is mer aach net su ganz recht;
Zwor vun de Heilige do is jo kaaner schlecht.
Wär'sch annerscht ausgefalle, do wär mein Schwester Gäädche;
Doch besser, 's is ä Bub als nor ä Määdche.
Es wär jo schimperlich, wann mer nix halle däht,
Weil alles sich am End doch um de Achel dreht.
Erscht kumme Roseweck, dann Bretzel, Bund un Kuche,
Do kann ä Jedes viererlaa versuche,
Un aus meim neie Faß do hol eich for de Suff
Finf Verthel Wein un fill's dernoch met Wasser uff;
Deß Bissie muß sich drein verdähle un verziehe,
Als wann ä Mick in Dum däht fliehe,
Ar gilt doch, was er gilt, bedrohe is das net,
Dann war en ä Mol keeft, dar bringt sein Maul jo met.

'S is nor ä Bissi eng zu zwanzigst uff aam Drupp
Um's Bett, hätt eich doch nor ä greeßer Stubb!
'S gieh'n in än klaane Stall zwar viel gedullge Schoof.
Wann nor der Larm mein Fraa net uffweckt aus em Schloof,
Sie is doch garn derbei und leßt sich liewer stehre,
Als daß se ebbes, was geredd werd, net däht heere.
Kaan Fraa, aach wann se noch so schwach aussieht,
Werd vum Schwetze un vum Danze mied.
Mein Fraa die werd sich schun im Kinnbett kechele,
Do helf eich er a ch die Hähnercher als knechele.
Wär nor der neinte Dah schun do, dann Mann un Weib,
Sääť's Sprichwort jo, deß is aan Leib,
Die misse Fraad un Laad minanner drahe.
Dobei duht jederaans, was in sein Fach duht schlahe
Mein Fraa die kocht de Brei, eich kratze aus die Scharr,
Im Jwwerrenzige is es ellaans der Harr.
Am Kindche kann se wickele un wäsche, wie se will,
Do redd eich noch kahn Wort un seyn der Mause still.
Nor 's Winnle Truckene am Owe,
Wann deß lang gut duht, will eich's lowe.
Deß Karlche werd uns aach im beste Schloof als stehre,
Mer werr' en oft um aans un zwaa noch heere,
'S is mer schun bang dervor, weil, wo eich vorne leihe,
Der Wiehebennel uff mein'm Bauch erum werd geihe.
'S muß ausgehalle seyn uff dare Welt
Un koscht aam owwedrein ä Haade Geld,
Straapulver, Schwämm un Brei for's Maul ze stoppe,
Dofor krägt eich än manche gute Schoppe.
Loß, 's werd aach annerscht wääre mit der Zeit,
Ae Nuß die gitt än Baam, aus Kinner were Leit.
'S hot Mancher wie ä Worm in seiner Wieg gestrampelt
Un kimmt jezt ferchterlich dohar gelampelt;
'S hot Mancher sich am Schlutzer satt gezuckelt,
Dar jezt än ganze Hammelsbrote schnuckelt.
Die Hoffnung mecht aam Fraad, 's werd kaum ä Johr vergehn,
Do weißt er seiner Motter schun die Zähn;
In zwaa Johr kann er schun die Gäns in's Wasser jahe,
In drei Johr dichtig uff die Ochse schlah;
An dem erleb eich Fraad in meine alte Dah!

Die Standeswahl.

Von Friedrich Lennig.

Anmol for allemol, eich kanns jo manteneere,
Eich seyn e schwerer Mann, mein Jerjel muß studeere.
Was braucht mer dann am Geld ze laye? loscht!
Un wamm mich's a drethunnert Gille koscht.
Un wär eich a su arem als wie Jobb,
Dar mist studeern, ar hor en grausam gure Kopp.
Meim Nochber Seiner, ar heeßt Schambedischt,
Hot in der Stadt e Premia erwischt;
Un dar, wie soll eich sah, e wunzig klaaner Krotze,
Hot in der krischtlich Lehr weit hinner Meim gesotze.
Des ganz' Ort muß mersch siehn, eich schwörsch fescht un gewiß,
Des Meiner a net uf des Hern gefalle is.

Mer hot vun Juend uff sich sauer schun geploockt,
Bis mersch zu dem Vermehe hot gebroockt;
Was hot mer ausgestann, met Rindvieh un Gesinn;
Deß braucht mein Jerjel net, deß is e Reichmanns Kinn.
Dar, un ich waaß gewiß, 's is reecht, so wie ich's maane,
Muß e Gelehrter gebb', eich hun jo nor de aane.
Giebt er e Advokat, do larnt er a pleddeern,
Un kam-mer mein Prozeß meer em Gemandrath fehr'n,
'S is jo sein aje Sach, — de kann er ibernemme;
Do brauch eich doch kaan annern anzenemme.
Gewinne muß eich doch, dann, Deibel hol,
Eich appeleer noch fufzigmol.
Un wann er das net will, eich hun a nix dergehe,
Do kann er jo uffs Krankedoktern sich verlehe.
Do larnt er's Fieber abduhn, un de Gichtgeschwulscht,

Un gucke no der Sag, un fihle uff de Pulscht.
Eich fiehn en schun for's Bauchweh zu vertreiwe,
Vun dene Zerrerlchen, su for Merdeering schreiwe.
Do nimmt er a mein Geil als in die Kur;
Mer hun jo doch all anerlah Natur.
Am liebschte wär mersch aber, wann er unverdrosse
Sich ded als Parre weihe losse.
Wann er, was e Plesier for mich, un for mein Frah,
Ded uff de Kanzel recht de Leit die Wohrheit sah;
Zu uns ded Alles sah, met hefliche Geberde,
Net annerscht, als: ehr Sohn Herr Hochewerde.

Zu Meentz, hun eich emol en Schoppe ausgebloße,
Dernochernd seyn eich uff en gure Freind gestoße;
Dar hot e parmol sich um's Eck erum gekehrt,
Un bolzestracks mich an die Priesing hingekehrt.
Do, saht ich, giehn mer net enein
Saht ich, eich kann jo net e anzig Wort Latein
Saht ich. Do saht er: loß, was ist dann dran gelebe
Saht er, mer wolle nor emol ä bissi sehe.
Nan, saht ich, dann do drein, do muß mer sich scheneere.
O! saht er, giebt, eich megt mich iber euch bekehre. (Saht er.)
E newwer un erewwer hun mer lang barleert,
Un sein am Enn halt doch enein marscheert.
Do war e Stub, su gruß wie unser Kerch,
Un so gestoppte voll als wie e Perch.
Ganz obe hun eich recht gedocht,
War ach e Kanzel angebrocht.
Uff Stiehl un Benk, der Sitz war kaam verwehrt,
Hun do die Leit der Priesing zugehert.
Sessel hun vorn gestann, herr eich derhaam su aan,
Eich glab 's war purer rurer Saffian.

Ganz in die Heh, in's G'sicht vun aller Welt,
Hun sich vier, fünf Sturente hingestellt;
Do hun die Berschercher, auswennig e su grad,
Latein wie meer nix deer nix uffgesad.

E paar vun dene Harrn, die hun sich dran gewockt,
Un hun se deck recht dichdig ausgefrockt.
Dernocht is anner an en gruße Laie gange,
Un horr e Recheningsexempel angefange.
Dar hot erausgebrockt, in er halb verthel Stunn,
Wie viel als jeder krieht, wann Nein ze dahle hun.
Het eich als junger Borsch deß ach so gut gekennt,
Wär eich met meiner Erbschaft net su angerennt.
Awwer deß allerscheenst, deß hot su newe anne,
E Landkart wersch, hun se gesaad, gestanne.
Deß Zeicks war gehl un ruth un blo, un grasegrihn,
Eich hun's im Anfang for e Kerchefahn versiehn.
Do druff, saht anner, wer die ganz Welt iberhaapt,
Eich hun's em awwer sauber net geglaabt,
Dernochernd hot er a der Ard ihr Zung gewisse;
Wo mer die sehe kennt, deß mecht ich awwer wisse.
Die Welt die ging erum hot er a erblizeert,
Mer mahnt ar het de neie Wein gespeert.
Am Enn horr aner su e Fawel rezedert,
Wie do der Fuchs de Stork zur Imms hot invendeert,
Un's Fresse uff en Deller hot gedahn;
Do kunnt' der anner met seim spitze Maul net dran.
Mein Stork war klieher worn durch aagne Schare;
Was dud dar? Dar hot ach mein Fichsie eingelare,
Un dud des Flaasch in e eng Dippe. Jetz war'sch gut;
Naun hot dar net enein gekennt met seiner Schnut.
Jetzt hot mein Stork for sich ellans gezeecht,
Un hot den ab geutzt: Un das war reecht. —
Un noch su allerhand, wann eich die Zeit wollt stehle,
Do kennt eich noch en ganze Dah verzehle.
De annern Morjet, wie eich ham seyn kumme,
De hun eich mer su fescht, als ebbes vorgenumme:
Anmol for allemol, du kannschst jo manteneere,
Du bischt e schwerer Mann, dein Jerjel muß studeere.

Der Bauer nach der Kur von Wiesbaden.

Von Friedrich Lennig.

Do seyn eich, Gott sey Dank, daß eich do seyn.
Deß is e Kreiz, e Jammer un e Pein!
Eich war im Wißbad, un hun dort die Kur gebraucht,
Weil verzig Woche schun mein ganz Gestell nix daugt.
Wie war eich schun so ferdig und so schlecht;
Mein Glirrer seyn mer noch als wie gekrecht.
Eich hun schun was gefluсht un geschimmt,
Wie nor su ebbes an ahm kimmt?

Beim Starnwerth seelig, (ar hot met ahm Aag geschielt)
Hun mer als junge Borsch als Werfelches gespielt.
Voll ware mer. Do hots Dischbutt gebb' um en Grosche,
Met Stuhlban hun se do ze neint uff mer gedrosche.
Zeit dare Krankheit ist mersch fast,
Als herr eich gestern erscht mein Schleh gefaßt.

Unser Feldscheerer, nan, was wohr is, das is wohr,
Verstieht sein Handwark wie die Sunn so klohr.
Im ganz Großharzogdum fehrt kahner besser
Zeit fünf und dreißig Johr de Benzel un des Messer.

Ar waaß der wie e Blitz die Oder ze verschlah,
Krischtiere gewwe kann er prechtig ab.
Ar hot mich, wie eich's Bett mußt hiere, oft besucht,
Un allerlah ammer broweert als un versucht.
Kahn Dokter aus der Stadt krieht mich net in die Klooe;
Dar kennt mich dorch und dorch, kann annern duhn eich frohe.
Dann wam-mer ahn emol schun dreißig Johr balweert,
Do waaß mer, wu's em fehlt, un waaß, was em geheert.
Ar seht immer zu mer, wann's noch su arig sticht:
„Bazzienzea! 's is nix, als wie des laafend Gicht."
Eich will vun Harze garn jo glawe, was er seht,
Wann's nor emol zu jemand annerscht laafe ded!

Vier Woche lang, su hot ersch hawwe wolle,
Härr eich de Dah e Stinnche bade solle.
Awwer eich hun mich bibsch gedummelt un gehurrelt,
Un hun mich nor ahn Woch de Dah vier Stunn gepurrelt.
Dann was ahn Gaul in viermol fort kann bringe,
Deß misse vier uff ahnmol zwinge,
Eich seyn e Karl, dar sich geweische hot;
Freilich, ob's helfe dud, deß waaß der liebe Gott
Wie eich getrickent war un abgewischt,
Do hun eich Oder losse, daß dersch wischt.
Dernoht hun eich geschrefft, am Enn zu gurer Letzt,
Hun se mer an sechs Blätz Blutihel angesetzt.
Jetz is gewiß kahn beser Troppe Blut meh am-mer,
Saht eich, un seyn enuff gehickelt in mein Kammer.
Mer proweert allerhand; war hangt, dar dud verlange.
Im Bad hatt' eich, es wär beinoh ze Schanne gange,
Noch iwrig Metrezin vun Jemand angetroffe;
Als gut for unser ahn's, docht eich, un hun's gesoffe.
Wie's drunne war, hot's was gepetzt un gerummoort,
Als wam-mer ahns in Leib e Messer hätt gebohrt.
Dorch Schare werd mer klug, des Nächtsmol, loss eich's bleiwe,
Dann 's war zum Schlucke nix, es war for einzereiwe.
Eich hätt dran treiwe kenne giehn:
Drum loß als jeder bibsch, was en nix angieht, stiehn.

De annern Nohmedtah hun eich de haaße Brunne,
Ohne daß eich ahn Mensch hätt drum gefroht, gefunne,
Wie bei em grefchte Feyer uff em Haard,
Quorrelt un brotzelt dort des Wasser aus der Ard.
Deß is der e Gekoch, un e Gegähr,
Mer sollt net mane, daß es Mensche miehlich wär.
Was mah do drunne seyn? ze grawe härr eich Luscht,
Wann's ah die Hell net is, es is in kahm Fall juscht.

Die Haaptsach awwer is der Kursaal, do druff halle
Die Leit gewaltig viel, meer hot er net gefalle;
Dann ar is dumm gebaut. Mer kimmt gar net recht drauß,
Es seyn kahn Stockwark druff, wie uff em annern Haus;
Kahn Armer kann drein wohne un kahn Reicher,
Ar hot jo net emol en ordentliche Speicher! —

Mein Stock un Sack hun eich uff e Seit misse lehe,
Eh eich enein gedarft hun, awwer do dergehe
Hun eich en Zerrel krieht, met nein-e-verzig druff;
Do froht eich: was is deß? deß Ding deß fiehl mer uff.
Do sahte se: deß wär e Zaiche un e Schein,
Daß mer dernochernd mich dād kenne, daß eich's seyn.
Wohar hun die naun grad gewißt uff's Hoor,
Daß eich jetz alt seyn nein-e-verzig Johr?

Der Saal is gruß, un kann viel Batze koschte;
Ar ruht uff acht un zwanzig stahnern Poschte.
Deß seyn ze viel, in meiner Scheier stieht nor ahner,
Dar treht genung; freilich, die is e gut Dahl klahner.
De Borrem reiwe se dort als met Bettstreich ein,
Daß mer bibsch falle kann, und daß er glatt soll seyn.
Die glasern Deere dun grad uff enanner ziehe;
Wam-mersch Gicht noch net hot, de kam-mersch do noch kriehe.
Noch ebbes, denkt emol, uff bade Seite,
Eich hun mich drum befroht, 's seyn Getze vun de Heide;
Stiehn der su Stadewa vun weiße Marmelstahn:
Nix um hun die, fui Deiwel, un nix an.

Vum gruße Saal do gieht mer in die Newwestubb,
Do seyn die meerschte Leit un spiele uff ahm Trupp.
Dort hun se uff em Disch su e rund Ding im Spiel,
Deß leeft erum, wie's Rad an-ne-re Kaffemiehl.
Wie's is, deß waaß eich net, eich glab, 's sitzt ahner unne,
Un wo des Kiebelche hin leeft, dar hot gewunne.
Dort fliehe die Karlin im Ahrblick eweck,
Bald hin, bald har, mer mahnt des Geld wär Dreck.
Do mache die verlehrn Gesichter, wie e Bauer,
Wann's Hutzge zu em kimmt, ganz deiwelmäßig sauer.
Wam-mer vorhar wißt, wie dar Klicker fällt zeletzt,
Hätt unser ahns emol for Spaß ab druff gesetzt.
Kahn Spiel is des bescht Spiel, dann weiß deß is net schwarz,
Un Eckstahn is kahn Kreiz, un Schippe is kahn Harz.
Kahn Deiwel waaß, ob er gewinne dud, do wett eich;
Der Hunneich is mer lieber wie der Hätteich.

Deß Spiel ze Wißbad gieht in ahm Stick
fort, ahn Leyer.
Glei vor em Saal do is e bibscher Weiher:
Dort kumme Sundahs Gäscht aus alle Ekke,
Un schneire Kumblemender zum verrekke.
Un duhn, was vornehm, ahns dem annern um
die Wett;
Grad als wann alles Geld volluff ze fresse hätt'.
Die dreiwe der vun ahns bis in die Nacht ehr
Wese,
Die merschte kumme an un fahre fort in Schese.

Ehr Leit! wann der noch net im Wißbad
wart,
Gieht hin, ahnmol ze siehn, is es doch der
miwwarth.
Naun war eich driwwe, hot's aach nix gebatt,
Seht mer im Sprichwort, no, do hot's aach nix
geschatt; —
Ja schehn! — Mein Knolle Geld war fort in
ahner Woch,
Die Knolle vum meim Gicht, adjes, die hun
eich noch.

Die Kinderzucht.

Von Friedrich Lennig.

Wann's wohr wär, daß mein Annekät
Werklich e Ah uff den Schulmanschter hätt;
Wann sich in Arnst su ebbes uff ded klehre,
Kotz Helle dausend Krenk, wie wollt eich deß
kurreere!
Wie wollt eich dem, eich braicht kan Abbedee-
kerschdroppe,
Die Heyrathsbosse aus de Ribbe kloppe!
Do gebb eich's ehnder noch meim Knecht,
Als su-me Elendskloh, dar met der Fedder fecht.
Dann war sich heit ze Dah zum Schulmanschter
versteht,
Dar hot vun selbscht s' Gelibbt der Armuth
abgelebt.
En Bauern, wie eich seyn, will eich zum
Dochtermann,
Dar Wein micht, daß mer ah sich Roth's
erhole kann;
Dar, wammer zu-em kimmt, ahm aach e Paar
Budelle,
Un net de Dindekruh nor uff de Disch kann
stelle.
Su will eich's huhn, un wann eich neinmol
Unrecht hätt
De leid eich doch kan Widderredd.
Deß wär mer schiehn, die Kinn die misse horje,
Vun der Wieh an, bis daß se sich versorje.
Un seyn se, daß mer kaam an en enuff kann
lange,
Su alt wie Ensel un su gruß wie Hobbestange;
De Buwe die net hehr'n, de Weibsleit beim
Geschnatter,
Hun eich's Recht druff ze schlah, dann dofor
seyn eich Vatter! —
S' is ahm sein Schulligkeit, s' stieht in der
heilig Schrift,
Daß war sein Kinn garn hot, daß darsch als
manchmol drifft.
Gottlob! deß hun eich net uff meim Gewisse,
Daß eich net iwwerig hätt druff un druff ge-
schmisse:
Dann in der Forcht seyn der Mein in die
Heh geschosse.
Eich seyn lang gut, nor muß mer meich gut losse.
Nie hun eich dorchgesiehn, un vorab abgewehrt,
Wann se hun Flich un Schwier im Maul ge-
fehrt;

Do saht eich: „Wann-der net glei dud deß
Fluche spare,
„Solls bitter beeße Kreiz eich dorch die Knoche
fahre!"
Wie eich der su mit Nohdruck hun geredd.
Eich mahne, daß des Fluche nohgelosse hätt.

Gebrummelt hun se als Sundahs Middahs
beim Fresse,
Wann eich des Flaasch Ellaans for Hunger uff
hun gesse;
Do hun eich se geschennt un saht: „Was fellt
eich ein,
„Unnitzig wollt ehr noch, glab eich, un geyer
seyn?
„Freßt ehr nor Kesebrod, do bleibt-er ah gesund
lang,
„Wann's ah net su gut ritscht, die Gorjel is
kan Stund lang."

Am meerschte awwer hun se sich in Acht ge-
numme,
Wann eich besoffe hahm seyn kumme.
Vun owwe bis erunner abgestaabt
Hun eich se do, un Ordnung handgehaabt. —

Awwer mer is der jo, als wer mer glatt e
Narr,
Iwwer sein aigne Kinn jetz nerr-emol net Harr.
Mer mah sich noch su aarg dergehe wehre,
Die Porple muß mer-en in losse ockeleere.
Greift ehr nor unserm Harrgott vor!
Ar krieht eich doch wu annerschder beim Ohr.
Drum warn se blinn un schepp als wie die
Dachse,
Un seyn se der dernoh e Bissi uffgewachse,
Su daß mer sche grad hibsch ded in die Aarwet
brauche,
Do misse se in Schul, for Sache die nix dauche.
For was solls Lese un des Schreiwe seyn?
Dem Bauern dreht deß noch s' ganz Johr kahn
Batze ein.
Les't, wann-deer lese wollt, die Beere uff, die
falle,
Was braicht er eich met Bicher uffzehalle?
Su langs die Kinn net kenne, is mer sicher,
Do mache se sich ah net hinner bese Bicher;

Un hun se 's Schreiwe net gelarnt, losse se s' bleiwe,
Do kenne se sich ab dem Daiwel net verschreiwe;
Do werd en wenigstens doch der Verstann net schief.
Do kritzle se sich aach kan Liewesbrief.

Letzt hun eich Ahn gesiehn uff em Schaffott in der Stadt,
E Halsduch hot der dar vun Eise an gehatt;
Dem huu se 's Hemm vum Buckel weggestruppt,
Un hun-em wie me Gaul de Brand hibsch druff-geduppt.
Wie e Frosch, wam-mern giekt, su horr-er do gezuckt,
S' hun meh als dausend Mensche zugeguckt.
E falsch Quidding war schull an dem sein Fall,
Sunscht wär er noch su ehrlich wie meer All.
Eich hun an Larnerei mein Lebdah net gedoocht,
Un hun's jo doch su weit uff sechzig Johr gebroocht.
Uff e erscht Hibbedeek, s' seyn jetz e Johrer acht,
Hun eich drei Kreiz wie Holzbeck druff gemacht,
Eich mane dann, es hätt gegolle,
Wie eich de Akt ganz um hun stoße wolle,
Uff's Stroh geleht hun eich drum wäre solle.

Des Rechene ellans, des micht de Kobb ahm klohr,
Do hun eich noch Reschbeckt dervor.
Awwer mer is der so, als wär mer glatt e Narr,
Jwwer sein aigne Kiun jetz nerr-emol net Harr.
Do larne se s' Babeer linjeere,
Un kenne net de Pluh grad dorch de Acker fehre;
Do gewwe se sich ab met Foddern krutze,
Un kenne der vor Gott kahn Obstbaam stutze.
Do wisse se wu Moska leit,
Un in der Ortsgemarkung kahn Bescheid.
Do larne se, die Sunn die ded sich net bewehe,
Un mache-s-er grad noh, un dun sich ab net rehe.
Am Enn do wolle se gescheider seyn derhaam,
Als mer selbscht is, un das biggeert un arjert ahm.
Awwer kans wächst mer doch immer de Kobb enaus,
Ey'ch seyn un bleib der Harr im Haus.
Un seyn se, daß mer kaam an-en enuff kann lange,
Su alt wie Ensel un su gruß wie Hobbestange,
De Buwe die net hehr'n, de Weibsleit beim Geschnatter,
Hun eich 's Recht druff ze schlah, dann dofor seyn eich Vatter.

Der Gang auf den Markt.

Ein Zwiegespräch zwischen Margareth und Liese.

Von Friedrich Lennig.

Margareth.

He do! Frah Lies, laaf se net,
Un nemm se unseraans doch met.
Was braiche mer uns abzehetze,
Mer kenne jo bis Meenz minnanner schwetze.
'S is spassig, wann des Maul ahm gieht,
Do kimmt mer vun der Weh un warn die Bahn net mied.

Liese (rückwärts schauend).

Die Margareth, guck e mol an, gut Zeit!
Eich hun an eich gedenkt, grad eh-der kumme seyd.
Knabs hot mer eich geheert, der Winn dar gieht su stark;
No, no! was brengt dann ehr heit uff de Mark?

Margareth.

Was breng eich? Wilbert breng eich, die ganz Nacht
Hun eich met meine Kinner dran gemacht.

Liese.

Kennt ehr dann Wilbert mache?

Margareth.

No, mer nehe
An Katze un an Fichs als Hasezehe.
Die Rawe ropt mer, un mein Bewwel
Micht de Feldhinkel Schneppeschnewwel.
In en Spieß Lerche steckt mer zwa, drei Spatze,
Wie sauer warn ahm doch su e Paar Batze!
Mer senke ab de zahme Sei die Hoor,
Do gewwe's wilde, schwarz als wie e Moor.
An Vorrerschenkel kumme Hinnerklohe.

Liese.

Deß haaßt mer awwer jo die Leit bedrohe?! —

Margareth.

Awwaß! 's is jo kan Gift, de Reiche in der Stadt
Schmeckts koschper, un sie wäre dervun satt.
Was will mer mehr? E Fuchs, e Spatz un aach e Raab,
Su gut als wie e Haas, is Gottes Gab;
Die darf mer net ze Grunn giehn losse,
Sie warn jo doch net umesunst geschosse.
Un owwedrein, was mer net waaß,
Seht s' Sprichwort jo, micht ahm net haaß.

Liese.

Wann-der eraus kummt! — Habt er dann geheert,
Was gestert in der Kerchgaß is basseert?

Margareth.

Innan.

Liese.

Ins Dallese war owets Streit.

Margareth.

Dort, heeßt's jo, wär der nix als Fridd un Anigkeit.

Liese.

Ze winsche wärsch; die arem Frah,
Sie dauert meich; was braucht se awwer ah,
Wo se for sich doch hause kann,
Met siwwe Kinner noch en junge Mann?
Dar glei vum allererschte Morje
For su viel Meiler hot ze sorje?
Eich waaß, daß er met Ahm verdrißlich hot ge-
redd:
Wann eich die viele Leit nor net geheyrat
hätt! —

Margareth.

Bei ehrem erschte Mann, do war sche immer
dreckig,
In ehrem Wittwenstann war sche uff anmol geckig.
An ehren derre Hals e Kreizi met Karalle
Hot se noch angehenkt dem Berschi ze Gefalle.

Liese.

Jetz hot se e gruß Kreiz sich an de Hals ge-
henkt,
Eich glab, sie hätt's schun garn eweck geschenkt.

Margareth.

Ar war noch nerr-emol aus em Zuh, do is sie
For ihn, mehr heeßt's in die Versichrungskum-
benie,
Un horr-em for ehr aje Geld
Noch iwwer Hals un Kobb en Mann gestellt.

Liese.

Was geb se, wann se jetz for sich e Frah
kenne stelle,
Die all die Schmiß ded drah, statt ehr, die uff
se prelle? —

Margareth.

Alt Schrumpel heeßt er sche jetz immer nor,
Ar hot doch ehr Gesicht gestehn gehatt zevor.

Liese.

Der Aelscht horr-em die Nachtmohlskerz ge-
drah,
Un soll jetz Vatter zu em sah.

Margareth.

Sie is recht brav, nor hot se e beeß Maul.

Liese.

Un ar ded ah bassiern, nor saift er un is faul.

Margareth.

Mer redde-nen jo ah nix Beeses noh,
Dann wie se seyn, deß waaß mer jo.

Liese.

Bei dene hot deß Iwwel doch en Grunn.
Awwer der Jonas Knoll met seiner Frah, die
hun
Kan Kinn un ah kan Rinn, un laye doch s'
ganz Johr
Wie Hunn un Katze sich enanner in de Hoor.

Margareth.

Kan Wunner, daß die net zerecht minnanner
kumme,
Die hot den Wischte grad nor wehem Geld ge-
numme;
Den Baakes, dem mer all die Summerflecke
Met gruße Dahler zu hot misse decke;
Un owwedrein is er schalluh un grobb.

Liese.

Sie heilt sich ball die Ahe aus em Kobb.

Margareth.

Die Alde hun se an Aldaar gestummt,
Dort hot se wedder Wille Ja gebrummt.
En purrelnärsche Drost hot er ehr Motter letzt
(Es hot ans zugeheert vun Weidem) vorge-
schwetzt.
„Wann-der dein Mann aach net gefellt, do folg
meim Roth,"
Saht se, „betracht nor als emol dein scheen
Kummod."

Liese.

Deß is e Holz wie ar. Ar horr-aach gute
Seite.
Drum meecht eich em aach net die Ehr abschneide.

Margareth.

Halts Maul! wo nix mehr is, wär s' Schneide
jo e Kunscht,
Ar hot noch viele Nanpe sunscht.
Wie horr-er sein erscht Frah gearjert un gedollt!
An Johr hot se gelebt, Gott horr-er wohl gewollt.
In ehrem Dodeamt hun eich schun vorgesaht,
Daß dar glei widder heuerath.

Liese.

Ehr wißt aach Alles glei.

Margareth.

Deß will eich hoffe.
Mein Zaiche is do drein noch immer ingedroffe.
Wann Ahner noh-em letzte Sebe
Im Dodeamt sich knabs dud rebe,
Un gar nix an sich micht, un läßt gar s' Sack-
duch laye,
Do dud er schwerlich widder fraye.
Wann awwer Ahner no der Kerch
Erum guckt in die Kreiz un Queer un iwwer-
zwerg,
Un wischt vorab de Dreck recht sauber vun de
Knie,
Do horr-er ball e Anneri.
Eich gebb der immer acht, un hun's drum vor-
gesaht,
Daß dar glei widder heyerath;
Dann wann en net sein Schwoher hätt gestoße,
Eich glab, ar ded noch wische an de Hose.
Ar wischt sich doch net sauber, wann er ah
Fort reiwe ded bis an de jingschte Dah.

Liese.

Was gieht uns an, 's dud Jedes, was es
will.
Drum, wie Aus vun-nen redd, do seyn ich
mausestill.

Margareth.

Eich sah der jo immerfort, s' hot Jedes was
bureert,
Wie wäre sunscht die viel Spitznahme ingefehrt?

Liese.

S' is wohr, eich kenne Jederahm sein Klett,
Nor die vun's Errese, die waaß eich net.

Margareth.

Vun's Errese, deß sollt-er vun meer hehre,
Warum die sechzig Johr schun den Spitzname fehre.
Ehr Urgroßvatter hot, wie's allgeman verlaut,
Ahm reiche Harrn vun Meenz die Wingert als gebaut.
Noh bei seim Gutsharrn aus der Stadt
Hot der alt Erres ah e Verdelche gehatt.
Wie do gedingt is woru, hot er seim Harrn zum Schare
De Mischt grad geheniwwer abgelahre;
Do kimmt dar in der Scheeß uff anmol ange- fahre; —
Un wie-er-n hot ze Redd gestellt,
Do hot dar nix gewiſt ze schweze uff der Welt,
Als daß er im Abschneppe eer wär wore.

Liese.

Deß haaßt eich awwer doch de Kobb verlore.

Margareth.

Von seller Stunn, wo dar den Ardum hot gedriwwe,
Is dar Spitznahme an en henke bliwwe.

Liese.

Soll's werklich wohr sein? Nemmt doch Kahm
De gure Name, loßt en Jederahm.

Margareth.

War nimmt en dann? Ob deß aach ebbes dud?
Der Name dar is brav, wär'n nur die Leit als gut.
Verzehle wollt ich eich noch hunnert Straich,
Wäre mer nor schun net uff der gruß Blaich.
Jeß laaf eich in der Stadt mich lahm;
Mer giehn, verleicht um finf minnanner widder hahm.

(Geht ab.)

Liese (allein).

Die hot der was e Maul, die kann die Leit verhetze;
Die läßt met ehre Zähn an ahm kahn ganze Fetze! —
Meer hot se ah schun manches angedicht;
Ey'ch seyn er freindlich in's Gesicht,
Wann eich se schun met ehrem Mann
In meiner Seel net riche kann.
Met ehrem nohgemachte Wilbertsbrode
Do hot se sich verschnappt und selbscht verrothe.
Wie eich der hahm kumm, werd's gesaht,
Ey'ch waaß, dem ganze Ort michts Fraad;
Un morje deide uff se alle Kinn:
„Deß is die Hasemacherschinn!"

Das Mühlrad.

Von Friedrich Lennig.

Stehl' besser! stehl' besser!
Vum Simmer drei Sester,
Ich kann mich for's Mahle
Jo selber bezahle.

Des Näße, des Näße
Muß Alles erseße,
Wo schwerer, wo nasser,
Die Bach hot noch Wasser.

Viel mahle, viel schlucke,
Der Mehlstaab is trucke,
Des Wasser is schlappig,
Die Gorjel micht's babbig.

Wein sauf ich am Krahne,
Dann owwe hot's kahne,
S' kann Alles nix badde,
Ich lay uff de Platte,

Un sperre mein Maul uff,
Do krieht mich kähn Gaul uff,
S' leeft in mich die Krenk doch,
Als wär ich ä Senkloch.

So fällt mer mein Lewe
Kähn Treppche dernewe,
Verbrech kähn Budelle
Beim Schwenke un Stelle.

Vum Zeche un Schlemme
Do werd mer nit warem;
Vum Finne un Nemme
Do werd mer nit arem.

Des Käßi deß seht nix,
Des Mäusi verreth nix,
Wann doppelt ich moltern,
Der Bauer kann poltern.

Er werd doch bedenke,
Am Stähn bleibt viel henke,
Sein Korn dhut nix wiehe,
Was dhut erscht verfliehe.

Statt Vorschuß zum Kuche,
Do liwr' ich em Kleye,
Der Bäcker werd fluche,
Gott mag's em verzeihe

Un klagt er, so krieht er
Kähn Recht, un dann zieht er
Leer ab vor Gericht do,
Er hot sein Gewicht jo.

Gips, Erbsemehl dhu ich
Aach ebbes derzu ich,
Das kann nix verderwe,
'S werd Niemand dran sterwe.

'S reit Jedes sein Gailche;
Die hot ä beeß Mailche,
Die schlumpt for de Nuʒe,
Die duht sich gern buʒe.

Der Ähn micht Honores,
Der Anner Botschores,
Der schmaußt uff de Jagde,
Was Annern sich pachte.

Der babbelt beständig:
„Nein, zehe prozennig,"
Un will dann mit elfe
Seim Nechste noch helfe.

Der do ensiehrt Mädcher,
Der dort feilt Dukätcher,
'S gibt allerlä Diebcher
Vun goldige Liebcher.

Stehl besser! stehl besser!
Vum Simmer drei Sester,
Ich kann mich for's Mahle
Jo selber bezahle.

Meenzer Local-Possen *).

Von Carl Weiser **).

1.

Aus: „Meister Oehlgrün und seine Familie."

Carnevaltheater in 4 Acten vom Jahr 1840.

(Personen: Daniel Oehlgrün, Tünchermeister. Adelheid, seine Frau. Lore und Gretchen, seine Töchter. Baron. Spenlein, Tapezierer. Ganzinoti, ein italienischer Singlehrer. Ein Claqueur. Eine Holzhökerin. Ein Tüncherjunge. Ein Auslaufer. Kammerjungfer Lieschen. — Concertdiener. Bürger und Bürgerinnen. Ein Wirth von Hechtsheim. Bauern und Bäuerinnen. — Die Handlung geht in den ersten drei Acten zu Mainz, im letzten zu Hechtsheim vor.)

Erster Aufzug.

Zimmer bei Oehlgrün.

Erste Scene.

Oehlgrün und Frau Oehlgrün.

Oehlgrün (ist mit Farbenreiben beschäftigt, die Frau puʒt Gemüse.)

Frau Oehlgrün.

Es is aber gar nit permetirt, wann du emohl ebbes in deim Kopp drin host, so kann dir's aach kän Deiwel mehr eraus brenge. — Nu soll sich die Lore so mir nix und dir nix zu 'eme Geschäft resolvire, womit sie sich ernähre kann. — Ei so warts doch ab, un laß dem Meedche Zeit, bis es sich e Resolution gefaßt hot. Pressirt dann des e so?

Oehlgrün.

Hör emohl, Adelheit, du kimmst mer gar ze ähnfällig vor, wege was dann so viele Bosse mit der Lore? Mit dem Gretche host de lang nit so viel Umstände gemacht, die is ohne weiters, gleich wie se zum Nachtmohl gange war in die Nähschul geschickt wore, un hat aach, Gott sei Dank! e perfekt Näthern gewwe; was micht die vor scheen Weiszeig u Kläder, un näht iberwindlings, daß es e wahr Pracht is. Un wann se nix derhäm ze duhn hot, so hot se ihr Kundschaft außerhalb in große Häuser;

---

*) Mainzer Local-Possen, „Meister Oehlgrün und seine Familie," Carnevaltheater vom Jahre 1840 und der „Heirathsantrag im Wochenblatt," Carnevaltheater vom Jahre 1843 von Carl Weiser. Eigenthum des Verfassers. Mainz 1843.

**) Carl Weiser lebt zu Mainz als sehr geachteter Vorstand der Mainzer Löschmannschaft; er ist decorirt.

un wie wäre do die Nähmeedercher behandelt? Morjens ihren delikaten Kaffee, um zehn Uhr Butterbrod un e Schnäpsge, Mittags derfese mitunner aach an der Herrschaft ihrem Disch esse. Um vier Uhr widder Butterbrod und Wein, Owens e scheen Nachtesse, nochdem ihren Sechsbätzner, wanns aach nor zwanzig Kreutzer sind, es is aber doch immer Geld, un mer braucht'r des ganze Johr nit vor e stickelche Muntur zesorge. Aber sag mer emohl, was dann die Lore schun verdient hot? Nix! gar nix! un widder nix! Aber woher kimmt des? — Weils e faul Meedche is, un im Bett leiht bis ihr die Sunn ins Maul scheint; aber die Gretche is jeden Morjen schun um fünf Uhr uff un arbeit vor die Leit, un so kann mer aach nor zu was kumme.

Frau Oehlgrün.

Die Lore schläft, des liebe Kind, es is wor; se schläft sogar jezt noch, ach sunst hätte mer ihre liebe Silberstimme schun längst gehört.

Oehlgrün.

Mein, was geb ich vor e scheen Stimm, do werd mer nit fett dervun, die Meedercher versäume ihr Arbeit, un wärn faul doderdorch. Geld verdiene, des is die Hauptsach, un wo kän Geld is, is kän Fräd. Loß der emohl bis Ostern de Hauszinß erbei singe, do wolle mer emohl sehe wies geht.

Frau Oehlgrün.

Ach, lieber Daniel, du bist heut widder sehr spassig.

Oehlgrün.

Du bist Schuld dran, du verwöhnst mer des Meedche, ziehst se immer der Gretche vor, was sehr abscheulich von dir ist, (hochdeutsch) denn das Herz der Väter und der Mühter — figürlich gesprochen — muß sein, wie eine Kürche worünnen wür uns einander gleich sünd. — Jetzt wähstes!

Frau Oehlgrün.

Aha, das war widder e Klugheitsred auff'm rothe Kopp odder auff'm Deibge, spar se bis uff e annersmohl. Die Lore, so viel de aach immer an er ze kretisire host, werd noch e besser Brod finne, als de der einbildst. Der italienische Sänger, der drei Steg hoch Schambergardche wohnt, hot ihr sein Prodiktschon versproch.

Oehlgrün.

Adelheit blamir dich nit, es häßt Produktscheon un nit Prodiktschon; der mag übrigens e scheener Produkter sein. Des welsch Oos sieht aus und singt wie e Bachstelz, die de Schnuppe hot, der Musjö Ganzinoti. E bische in Gesellschaft gehe, e paar Lieder aus der Stumme vun Portukal singe un dezu uff der Gitarr klimmpere, des is alles was er kann der Plessirmichel.

Frau Oehlgrün.

No wähste was, wenn de dann doch de Verstand Löffelweis getrunke host, un aach Präsident im Deibche bist, so schlag du enmohl e Geschäft vor, worinn dein Dochter e Unnerkumme findt. Ich bin blos die Mutter, hab se unnerm Herze gedrahe, gebore, erzoge un gebildt. Du bist der Vater, du mußt sorge vor dein Kinner.

Oehlgrün.

Sehr vernünftig gesproche — des kimmt selte an dich (hält mit der Arbeit ein und denkt nach). No, wähste was, mer schicke se enuff in die Perlefabrik!

Frau Oehlgrün.

O! — was glabst dann, ich wäre mer dem Meedche sein Auge so verderbe losse in der Perlefabrik. Un mähnste dann, daß der Tapezierer Spenlein, der zu der Lore kimmt, un den reiche Ohme hot, sich entschließe werd, so e Perlehinkel zu heirathe.

Oehlgrün.

Na, dann kann se aach Putzmacherin wäre.

Frau Oehlgrün.

Ja wohl Putzmacherin, jetzt hostes em gewwe! Nit wohr, so im Lade stehn, sich vun de Herrn, die vorbeilahfe mit de Perspectifer betrachte losse, alle Meß nach Frankfort fahre, um die Waar einzukaafe, un im Markschiff vun dene räsende Studente odder Kaafmannsdiener de Kopp voll mache losse, daß se de Frankforter Dum vor en Sauerwasserkrug ansieht? — Nä, do werd emohl gar nix draus!

Oehlgrün.

No, dann will ich dir noch was sahe; loß se Fresir-Meedche wärn, die verdiene noch immer e hibsch Geld. Morgens geht se frisire, un Mittags kann se die Meenzer Zeitung odder's Wochenblätche rum drahe.

Frau Oehlgrün.

Des wär dann nu grad die recht Höh! — De ganze Dag in der Stadt erum renne als wie e Postgeilge, die Madame frisire, de Herren die Hoor schneide, wann se noch welche hawwe, mähnst nit aach noch: Hühneraageschneiderin? Zeitungen erum drahe. Nä, do werd nix draus! Mein Dochter is zu was Höherem gebore.

Oehlgrün.

No dann werd se wahrscheinlich e Lähdecker wäre müsse.

Frau Oehlgrün.

Mein, du siehst nit, was du redt'st. (Man hört Lorchen hinter der Scene singen.) Ah, do läßt se sich schon widder höre! Knapps is se aus'm Bett, so singt se aach schunt. Es is e göttlich Meedche!

Oehlgrün.

Ja, krähe, des is alles, was se kann. Do sehe emohl des Gretche, die hot schunt widder ihr Strickezeug in der Hand un strickt selbst im Gehn.

Zweite Scene.

Gretche. Lore. Vorige.

Lore (singend).

Wünsche Ihnen guten Morgen.

Frau Oehlgrün (hat alles bei Seite geworfen, sie liebkosend).

Gute Morge, mein Deibge! Host de gut geschlofe, mein Kind?

Lore.

Trefflich! (Geht an's Fenster und singt.) O wie hell die goldenen Sterne!

Oehlgrün.

Ja, die Sterne warte, bis de aus'm Bett krichst.

Lore (singt).

O wie herrlich geht die Sonne hinter diesen Bergen auf!

Oehlgrün.

Jetzt mähnt die gar, da drübe des Haus wär e Berg, daß de die überspannt Krenk häst.

Lore.

Ach, Vater, des is ja ein Lied aus der Schweizerfamilie. (Singt für sich etwas Beliebiges.)

Frau Oehlgrün (wohlgefällig).

Nun hör doch, lieber Daniel, den Ton, den Klang, das Schmalz.

Lore (korrigirend).

Schmelz Mutter!

Oehlgrün.

Sing du emohl Butter erbey!

Frau Oehlgrün

Willste dann nit dein Kaffee drinke, mein Goldtöchterche? Aber er werd kalt worn sein. Gretche, geh gleich emohl enaus in die Kich, blos des Feier an un stell'm sein Kaffeeche uff.

Oehlgrün.

Loß do die Lore selbst gehe, du siehst, daß des Gretche Arweit hot. Allo Lore in die Kich un Feier angemacht.

Lore.

Ich Feier anmachen, Vater? Meine Hände beschmutzen? Da ist die Sodaseife viel zu theuer. Und der Geruch nach Rauch, pfui! (Hält ihrem Vater die Hand unter die Nase.) Da riech einmal, wie gut sie nach der Sodaseife riecht. (Singt): „Diese Hand, diese Hand zum Entzücken."

Oehlgrün.

Geh mer eweck mit deiner Sodasäf. Nemm du als Kernsaf von Kause, das is gescheidter. So werd aber das Geld vertändelt! — Am End muß ich noch in die Kich gehe, un dein Kaffee wärme. Nor zu! Ich geh aach bis Freitag mit uff de Mark, un drahe d'r de Henkelkorb hinne noh, wann de mähnst, daß es recht wär. Jetzt gehste gleich in die Kich un michst Feier an.

Lore (singt).

No, no, no, det will ik nit.

Gretche.

Ich wärn dir dein Kaffee wärmen (durch die Seitenthüre ab).

Dritte Scene.

Vorige ohne Gretchen.

Frau Oehlgrün.

Einzig! göttlich! Was des Meedche vor en Verstand, vor e Schenie hot. Sag doch, lieber Daniel, freut dich dann des gar nit?

Oehlgrün.

Ach mein, was kann ich dann an so eme Geblärr vor e Vergnüge hawe? Dich kenn so was ganz verblüffe, ich aber verlange en gesunde, hausbackene Menschenverstand um mich erum. Wo is dann mein Oehlfarbbenzel do hin kumme? Wer hat mer dann schunnt widder mein Oehlfarbbenzel do eweck gedahn? Alles schmeiße ähm die Weibsleut dorcheanner, es is nix sicher voren, als glühend Eisen un Mühlstähn. (Brummend ab).

Vierte Scene.

Gretche (mit dem Kaffee). **Frau Oehlgrün. Lore.**

Lore.

Der Vater ist heute sehr großartig, aber ich mache mir nichts aus seinem Brummen.

Gretche.

Der Vatter hat aach nor unser Glück im Aag, un die gute Lehre, die er uns giebt, sein nor zu unserm Beste.

Lore.

Bist du auch da, du Schwester Superklug? Schweig, oder ich werde das Echo zur Thür hinauswerfen. Du hast keinen Begriff von Bildung und vornehmen Wesen. Wer einmal als Schubkarren geboren ist, aus dem wird sein Lebtag keine Chaise, wenn er auch noch so schön lakirt wird.

Gretchen.

Ich kann dich nur bedauern mit deiner Herzlosigkeit (setzt sich an die Arbeit).

Frau Oehlgrün.

No, no, setz dein Schwester nor nit gar zu sehr erunner. Sie hat freilich die Bildung nit, als wie du, weil du immer ins Theater gehst un dich dort cultivirst, aber sie hat doch aach ihre gute Seite.

Lore.

O ja, es ist ein recht gutes Mädchen, nur hat sie zu wenig Ehrgeiz, und kennt kein anderes als (singt). Ei was braucht man um glücklich zu sein.

Frau Oehlgrün (fällt ein).

Das wird ja den Hals noch nicht kosten! (lachend) es is aber aach e recht schön Liedche, ich globe aus dem Fest der Handwerker. No, was des Gretche anbelangt, is es e recht gut ähnfällig Meedche, das hotse vun ihrem Vatter. Kann se nor so de ganze Dag stichele, un Sunndags e paar Gulde in die Sparbicks werfe, so is se seelevergnügt.

Gretchen.

Des bin ich aach, un wann ich mir aach nur die Fräd dermit verschaffe kann, denen, die ich liebe, an ihrem Namenstag eine kleine Ueberraschung zu machen.

Frau Oehlgrün.

Ja, du bist so weit e recht gut Meedche! (Es klopft). No, wer klopft denn?

Gretchen (schnell).

Das ist Spenlein!

Lore.

Mein Peter? Um diese Zeit? Wärs möglich? Herein!

Fünfte Scene.

Spenlein. Oehlgrün. Vorige.

Spenlein (nimmt an der Thüre von einer Magd einen Korb ab und tritt ein).

Oehlgrün (tritt von der andern Seite auf).

Lore (singt).

Er ist's! Er ist's! Ich glaub es kaum.

Spenlein (lacht).

Auch nicht übel! Warum soll ich es dann nit sein! Das wäre se doch sehn, daß ich der liebenswürdige Spenlein bin. — Gute Morje, Madam Oehlgrün! Gute Morje, lieb Lorge, gute Morje, Papa Oehlgrün! Ich habe allerseits e Bitt an Ihne.

Oehlgrün.

No, emohl eraus dermit.

Spenlein.

Mein Oehm, nit der arme, sondern der reiche, vun vätterlicher Seit, der die geborene Schnuddelmeiern geheirath hot, der hot mer e delikate Sevilat Worscht, e

Stick Westphälinger Schinke un en ganze Hahne zum Present gemacht, so wie aach zwä Budelle 34r aus seim Keller. Un darum wollt ich se bitte, ob se des klän Familienfrühstückelche mit verzehre wolle.

Oehlgrün.

A was, lieber Peter, warum denn das nit, so oft de ze esse un ze trinke brengst, hoste immer Dawel uwär bei mir. So? So? Apropos, lieber Peter, wohnste dann noch in der Bretzelsgaß?

Spenlein.

Nä, ich wohne jetzt in Litra Bab, Nr. Benzel.

Oehlgrün.

So? So? Allo, Adelheit, mach fort un deck de Disch.

Spenlein.

Das is recht schee vun Ihne, daß se mir nicks abschlage kenne. Ohnehin hätt ich e bische was mit Ihne elähns ze redde.

Oehlgrün.

Allähns?

Spenlein.

Ja, ganz elähns, die Mutter Oehlgrün kann aber derbei sein, und Lorche aach, die ganz Familie.

Gretchen (bei Seite).

Mich hot er noch gar nit angesehe.

Spenlein.

Ach Herr je, des Mamsell Gretche hab ich ganz vergesse! Gute Morge, lieb Gretche! Ausgeschlofe?

Gretchen.

O ja, Ich danke Ihne Herr Spenlein.

Spenlein.

Nun, das is scheen von Ihne.

Frau Oehlgrün (den Tisch deckend).

No, Daniel, du stehst widder do, un hälst Maulaffe fähl.

Oehlgrün.

Ich kumme, ich kumme! (Er hilft ihr decken).

Spenlein.

Sie sein immer so fleißig, Mamsel Gretche, lege se doch des Strickezeich hin un frühstücke se e bische mit uns.

Lore.

Ja, setz dich zu uns, wir wollen (singt) trinken, essen, essen, trinken, aufstehen und zu Bette gehen.

Spenlein (küßt ihr galant die Hand).

Lorche, sie sein ähnzig — (nimmt beide Mädchen in Arm und schüttelt sie). Ach, ihr Meedercher, was wird das vor e Vergnüge sein, wenn ich euch zwä so in Arm henke, un mit euch in die Anlage spazieren gehe kann. Im rechten Arm Lorche, mein Fra, un im Linke die Gretche, mein Schwägerin.

Lore.

Das wird sich allerdings recht gut ausnehmen.

Gretchen (seufzend).

Ach ja!

Spenlein.

No, Sie seufze ja, wo fehlts Ihne denn?

Gretchen (verlegen).

O mir fehlt gar niks, ich mähne nur, des mißt sich hübsch ausnemme.

Spenlein.

Allerdings, wann nur Morge schund Hochzeit wär.

Lore.

Ich denke mir so einen Tag sehr reizend.

Spenlein (sich vor Lust die Hände reibend).

Ob un wie! Morgen die Fresirerei, die Anzieherei, des Gefahr uff die Märie un in die Kerch, des Händgewwe un des Jasage, des Kuppelire un dernochent des Esse un Drinke : des Tanze.

Lore (verschämt).

O schweigen Sie, lieber Peter!

Spenlein (immer feuriger).

Dann des Geküß un des Gedrück, un des Lebe wie im Paradies, un des Papa wärn.

Lore.

Peter, bitte, bitte!

Spenlein.

Dann hot mer, eh mer sich's versieht, so en kläne Quarser uff dem Arm, un spielt mit'm un tanzt mit'm un wann's kreischt, in die Wieg mit'm. (Singt) : „Schlaf, Kindche, schlaf, do drausse stehn die Schaaf."

Lore.

O Peter!

Spenlein.

Dann schläft's ein, dann wacht's widder uff un kreischt un spielt, un verreißt alles, un verbricht alles, un die Mama flickt wieder alles, und der Vatter leimt wieder alles.

Lore.

O zu viel, Peter, zu viel! Ihre kindliche naive Beschreibung hebt mich mit Engelsschwingen in ein noch fern liegendes Eden. O Gott, welch schönes Bild!

Spenlein.

O ich kann auch Schwärmer sein.

Gretchen (bei Seite).

Gott, wie glücklich werde sie sein! Brich, aber verrath dich nit, du armes, tiefgequältes Herz!

Oehlgrün (trinkend).

So jetzt macht fort, ihr Kinner, es is alles parat.

Frau Oehlgrün.

Um Gotteswillen, Daniel, was michste dann?

Oehlgrün.

A no, was is dann do? Ich hab nor emohl versucht, ob er nit geschmiert is.

Frau Oehlgrün.

Gott, wie kann mer nor so langweilig sein, un kann die Zeit nit abwarte.

Spenlein.

No jetzt zum Esse! (Er führt Gretchen und Lore an den Tisch). So, des Lorche uff mein Seit, Vatter Oehlgrün dicht neben die Mutter, un Gretche in der Mitt. Es muß grad aussehe, als dehte mer in Zahlbach beim Kaffee sitze.

Oehlgrün (schneidet den Hahn an).

Jetzt werd mit der Proffession umgesattelt, im gewöhnliche Zustand meines Lebens, bin ich Tüncher, Maler un Stukedurer, alleweil wär ich aber en Schneider vorstelle.

Spenlein.

Ein Vorschneider! Ein guter Witz wie vom Langenschwarz. Hahaha! Die Flügel gebe se de Meedercher, als Sinnbild der Leichtfertigkeit.

Oehlgrün.

Den Kopp, den kriecht die Lore, vun wegem krähe, un de Berzel kriecht mein Fra, daß se besser babele kann.

Frau Oehlgrün.

Bleib derhäm mit deim Witz, er klingt nit mehr.

Spenlein (lacht).

Sie wern doch Spaß verstehn. — Mir gebe se die Schenkel.

Oehlgrün.

Nä, Peterche, des ging gege mein alt Gewohnheit, die Schenkel sein vor mich; denn noch immer, wann mer Martinis se Gans gesse habe, da hab ich mer zuerst die Schenkel abgeschnitte, das hähst, ähner is gleich gesse worn, un de annere in Pabier gewickelt vor Nachmittags zu eme Schoppe im Frankforter Hof.

Spenlein.

Auch nicht übel! — Nun hett jeder vorläufig sein Dappe! — So hört, was ich eich ze sage hab.

Oehlgrün (mit vollem Munde).

Ich höre!

Spenlein (aufstehend).

Nun also? — Werthester Herr Oehlgrün, hochzüverehrende Gattin dieses so geachteten Tünchers, Malers und Stuckedurers. Ich werde nicht viel Umstände machen, un die Kerch um's Dorf trage, sondern ganz klar und deutlich erkläre: Ich liebe eure Tochter Lorche!

Oehlgrün (trinkt).

Das ist was Altes!

Spenlein.

Das wohl, aber sie wisse nit, daß ich sie heirathe will?

Oehlgrün.

Das hab ich mir längst eingebildt.

Spenlein.

So? — Nu das is auch nit übel. Allein, was Sie nit gewißt hawwe, un aach nit wisse kenne, is nehmlich des: — daß ich sie nit heirathe kann.

Alle

So?

Spenlein.

Namentlich nit vor einem Jahr, weil mein Oehm, — nit der arme, sondern der reiche, der die geborne Schnuddelmaiern geheirath hot — en Mensch wie aus

Rinszunge gemacht, der gar kähn Begriff von Liebe und Leidenschaft hot, denn er hat erklärt: Lore seiem zu power.

Lore.

Herr Spenlein, mit uns ist es aus.

Spenlein.

No, des wär auch nit übel. Wartefes doch nur ab, un lossese mich ausredde. Ich hab jetzt die Sach ganz anders überlegt; in einem Jahr, do wärn ich meirent, dann hot mer mein Oehm nicks mehr zu befehle, un da mache ich Ihne zu der Madam Spenlein junior. He? das is auch nit übel.

Oehlgrün.

O ja! Das wär allerdings sehr übel. (Mit Würde aufstehend). [Hochdeutsch]. Ein Nävä, der die väterliche Autorität und Einfalt, so wie die mütterliche Rechtschaffenheit und Sorgfalt seines Onkels nicht zu respektüren weiß, ist ein undankbarer Sohn, und ein ungerathenes Kind, an dem der Herr kein Wohlgefallen hat. (Er trinkt). Und darum gebe ich ohne die Einwilligung deines Oehms odder Onkels ebenfalls deine Heirath mit Lore nit zu; erstens vun wege dem Gehorsam, den du deinem Oehm schuldig bist und zwätens, weil er dir dann kähn Penning vermache werd; und drittens, weil die Lore nicks gelernt hot, worauf sie sich ernähren kennt, und viertens; weil sie jetzt erst e Profession lernen soll.

Frau Oehlgrün.

Fängste dann schunt widder an mit dem dumme Zeich. E Meedche un e Profession lerne, mer megt narrig wäre über dich.

Oehlgrün.

Wie's ihne gefällig is, Madam Oehlgrün, meinetwegen aach narrig, wenn's ihne Vergnige micht, awer mach mer nor de Kopp nit doll, sunst werd'r emohl sehn, was es giebt. Korz un gut, die Lore lernt e Geschäft, oder ich schlag alles himmel heilige klän.

2.

Aus: „Der Heirathsantrag im Wochenblatt."

Meenzer Local-Posse in 2 Acten.

(Personen: Schnufler, Oekonomierath. Auguste und Therese, seine Töchter; Louise, seine Nichte; Zöglinge eines Institutes. Dem. Grandgenre, Gouvernante in demselben. Katharine, Magd im Institut. Louis, Oberkellner. Ferdinand Weiler, Angestellter an der Eisenbahn. Fritz und Gustav seine Freunde. Ein Bauer aus der Pfalz. Klug, Speculant. Mad. Brechweinstein, Mad. Borzler, Mad. Bittersalz, Kaffeeschwestern. Ein Aufwärter. Ein Droschkenkutscher.)

Erster Aufzug.

Gewöhnliches Zimmer im Institut; rechts ein Tisch, auf demselben steht ein Tintenfaß; Federn, Zeitungen und Wochenblatt liegen darauf umher.

Erste Scene.

Katharine (allein, ist mit Reinigen des Zimmers beschäftigt).

Ach Gott! was schorgelt mer sich nit de ganze Tag ab in so eme Instidut. — Trepp enuff, Trepp enunner; bald will die äh Mamsell e Glas Wasser, bald die Anner e Stück Gensfett-Brod, bald soll mer die äh zuschniere, bald der Annere das

Kläd uffmache, die äh kreischt: „Katherine, mei Burniß!" die Anner: „Katherine, mei Hut!" die Anner: „Katherine, mei Stiewelcher!" die Anner: „Katherine, mei Räfrock," un do hawwese Räfröck so groß, daß's bald nethig wär vor jede en extra Kläderschank mache ze losse. Ich mecht nor wisse, vor was die Räfröck sein solle? Sie sehe drein aus, als wie so e welscher Gickel, der sich recht uffbläht thut. Vor ähni, die recht krumme Bähn hott, do megese gut sein, weil sich die Röck nit so leicht mit de Haxe verworstele kenne. — Ja, un wann se Owends sich ausziehe, do schmeisese grad alles hin, wo se hinkomme, in die Mitt-Stub enein. Es is käni so ehrlich, daß se ihr Röck uff'n Stuhl hänke deht, Gott bewahr! des is alles gut vor die Kathrine; — und dann dem narrige Oekonomierath sein Töchter, die sein gar glat des Teuwels, was die de ganze Tag vore muthwillige Sträch mache! Letzthin sein jo die schwernots Meedercher hergange und hawemer en Fuchsschwanz angehenkt. Jetzt wie ich uff de Mark kumme bin, hawwe mich all die Leut so angeguckt und hawwe gelacht; do hab ich gedenkt, warum lache dann die Leut so? Do is mer uff ähmol eingefalle, daß ich wahrscheinlich schwarz im Gesicht sein möcht, was ähm aach recht gut passire kann, dann mer muß jo alleweil alle Arweit thun. Die Herrschaft muth't ähm zu, daß mer die Kochheerd und die Oefe selbst ausputzt, un wie leicht is do, daß mer ähmol schwarz im Gesicht werd; jetz wie ich hiniwer zu de Hinkelhoke kumme bin, do fange die widder an ze lache, do hab ich awer ganz spitzfindig gefragt, was is? warum lacht'r? — mit was als mer umgeht, des hengt ähm an. Do hawese noch mehr gelacht un hawe mer den Fuchsschwanz abgehängt un sagte: also Sie geht mit dem Fuchsschwänze um? — Do soll sich emohl e ordentlich Meedche nit driwer ärgere, dann ich bin meiner Lebdag nit mit dem Fuchsschwänze umgange, un des Kalfaktere is ähmol mei Sach gar nit. — Vun all de Meedercher, wie se im Institut sein, is mer kähni der liebst, als des Mamsel Lowische, dem narrige Oekonomierath sei Bästhe. Ach! des is doch e gar gut Meedche, die is so eingezoge vor sich, un sitzt entwedder ganz aläh owe uff ihrm Stibche oder geht im Garte spaziere. Wann die Annere danze un springe, do sitzt se imme Eckelche un kreint. Des arm Meedche muß viel Kummer hawe, ich glab es is e unglicklich Liebschaft. — Ja, so e Liebschaft die kann ähm was ze schaffe mache, ich wähs wie mer's war mit meim Feldwewel, dem bin ich nach noch Frankfort un aach widder zerick, un für was war die ganz Liebschaft? Vor nicks! Jetzt is er fort mit'm Transport. Ach Gott! was hab ich mich damals gekränkt, ich hab ihn noch begläbt bis Großgerau, dort hot er mich noch emohl an sein Herz gedrückt un hot gesagt: „Liabe Kadl, wahn nit, so bold i daham onkumma bin, do schreib i dir glei und donn kounst nochi käma." (Sie weint). Ach Gott, er hott heut noch ze schreiwe! — Jetzt werd awer aach nicks mehr dernach gefragt, der erst best, der kimmt, werd g'heirath un do mag er aussehe, wie er will.

Zweite Scene.

Vorige. Oekonomierath.

Oekonomierath.

Guten Morgen! guten Morgen! liebes Katharinchen, wie gehts? was giebts Neues? Immer noch munter und gesund? Das Aussehen bringts mit sich. Die schönen rothen Backen.

Katharine.

O was die Backe anbelangt, des is Natur und nit geschminkt, als wie e gewisse alt Mamsel im Haus, wannse veleicht glawe.

Oekonomierath.

O daran hab ich noch nie gezweifelt, liebes Katharinchen, aber man muß diese sogenannte alte Mamsel aufmerksam machen, damit sie ja vorsichtig in der Wahl ihrer

Schminke ist, denn es gibt Schminke, die äußerst gefährlich auf die Haut wirkt; so ist z. B. die Wiener Schminke, die besteht erstens aus 2 Theilen Stärkmehl und ein Theil Cochenille, zwar nicht so gefährlich, aber das Stärkemehl verstopft die Poren der Haut, unterbricht die Transspiration und zieht Schnupfen und Kopfweh nach sich. Die Pariser Schminke ist von demselben Nachtheil. — Die beste Schminke, die hier gekauft wird, bekömmt man bei Duch und Heck in der neuen Straße. — Nun hat man aber die Entdeckung einer sehr wohlfeilen, sowie der Haut weniger nachtheilichen und äußerst einfachen Schminke gemacht; — es ist nämlich die Schminke, deren sich die hiesigen Harfenmädchen bedienen. Sie besteht ganz einfach aus 3—4 Strängelchen roth leinenen Garns, welche man zusammenballt und damit die Backen reibt. Es inspirirt ein wenig die Haut und läßt eine sehr schöne schmachtende Röthe zurück. — Jetzt gibt es aber noch eine — —

Katharine.

Erlawese, Herr Oekonomierath, soll ich vielleicht an Ihre Freile Töchter etwas ausrichte, ich muß enunner in mei Kich un emohl noch dem Feier gucke.

Oekonomierath.

Allerdings, liebes Katharinchen, Sie sollen meinen Töchtern sagen, — also nach dem Feuer in der Küche wollen Sie sehen? ganz recht, aber erlauben Sie, liebes Katharinchen, was brennen Sie denn? Steinkohlen oder Holz?

Katharine.

Stähkohle. (Bei Seite). Ach du liewer Gott, wie werd ich den alte Narre los?

Oekonomierath.

Also Steinkohlen? sieh das ist charmant! Darüber kann ich Ihnen vielleicht recht viel Auskunft geben, denn ich bin Vorsteher des Vereins für Steinkohlen, kenne daher dieses aus dem ff, und muß Ihnen sagen, daß es ein himmelgroßer Unterschied ist, zwischen Steinkohlen und Steinkohlen. — Es giebt z. B. : Schmidtgeries und Fettschrothgeries und dann ganze Kohlen. — Auch hat einmal ein gewisser Kaufmann dahier die Leute mit Koaks übertölpelt mit der Versicherung, daß diese besser brennen als Steinkohlen. Er kann allerdings recht haben, wenn er z. B. die Feuerung in Locomotiven, Dampfmaschienen ꝛc. annimmt; aber in gewönlichen Kochöfen ist der Zug nicht stark genug. — Jetzt was das Schmiedtgeries anbelangt, dies hat die Eigenschaft, daß man es mit dem sogenannten Lettich nicht zu vermengen braucht, sondern es vor dem Verbrennen nur etwas mit Wasser befeuchtet und mit Tannenholz Feuer anmacht. Das Tannenholz hat die Eigenschaft, daß es ungeheuer flacker brennt, und daher das Geries, welches man mit einer kleinen Schippe darauf legt, eher in Brand bringt. — Man könnte auch dazu Buchenholz nehmen, allein dies hat die flackrige Eigenschaft nicht, verkohlt etwas mehr, und ist bedeutend theurer im Ankauf.

Katharine (will fort).

Erlawese — —

Oekonomierath (hält sie zurück).

Erlauben Sie, liebes Katharinchen, der Stecken Tannenholz kostet im Durchschnitt nur 7—8 Gulden, indem das Buchen 11—12 kostet; und so ist auch ein großer Unterschied hinsichtlich des Maaßes bei den Steinkohlen; denn da giebt es Scheffelmaaß und Großherzoglich Hessisches Maaß; das ist ein Unterschied von 5 zu 4 — denn 4 Malter Scheffelmaaß geben 5 Malter Großherzoglich Hessisches Maas und so umgekehrt, — Da ich Vorsteher des hiesigen Vereins für Steinkohlen, welchen ich selbst ins Leben gerufen habe, bin, können Sie leicht abnehmen, wie sehr ich die Sach verstehen muß.

Katharine.

Erlawese, Herr Oekonomierath, was soll ich dann an Ihre Mamsel Töchter ausrichte?

Oekonomierath.

Ja, ja, ganz Recht, hab ich Ihnen denn das noch nicht gesagt?

Katharine.

Noch nit e Silb.

Oekonomierath.

Ja, ja, sehen Sie, so ist es, wenn man die dumme Leidenschaft besitzt wortkarg zu sein, und sich nicht über jeden Gegenstand deutlich genug ausspricht; das kömmt aber daher, weil ich bei meiner Großmutter erzogen worden bin, die auch den ganzen Tag nichts gesprochen hat. — Sie, liebes Katharinchen, haben sie freilich nicht gekannt; allein ich muß Ihnen doch eine kleine Biographie von derselben geben. — — Sehen Sie, meine Großmutter war eine kuriose Dame —

Katharine.

Sagese vor alle Dinge, was ich Ihre Freile Töchter ausrichte soll?

Oekonomierath.

Ja, ja, schon recht! Sagen Sie daher meinen beiden Töchtern, sowie auch meiner kleinen Nichte, daß, weil heute das Wetter so außerordentlich schön ist, ich mir vorgenommen habe, sie an irgend einen Belustigungsort zu führen, den sie selbst wählen möchten, und mir darüber Antwort zukommen lassen wollten; aber vor allen Dingen ihre kleinen Schnäppermündchen nicht mitbringen möchten, denn ich kann mir nichts langweiligeres denken, als wenn ein Mensch den ganzen Tag in die Welt hinein schwätzt und ihm der Mund nicht stille steht.

Katharine (bei Seite).

Na, wann der ähmol sterbt, dem muß mer sei Maul extra todt schlage.

Oekonomierath.

Also, liebes Katharinchen, Sie haben doch verstanden, was Sie meinen Kindern ausrichten wollen? Ich habe Ihnen doch alles pünktlich gesagt.

Katharine.

O gewiß, wannse mähne, so sagese mers noch ähmol.

Oekonomierath.

Kann geschehen.

Katharine.

Danke! danke! ich wähs Alles.

Oekonomierath.

Aber auch ganz gewiß? sonst —

Katharine.

Ja, ja, ganz gewiß, ich wähs Alles.

Oekonomierath.

Also, um wieder auf meine Großmutter zu kommen. — Sehen Sie, liebes Katharinchen, meine Großmutter war eine geborene Fräulein Schlagfertig — (Katharine geht unterdessen ab) die den damaligen churfürstlich Mainzischen Hoffriseur geheirathet hat, und diese Art Angestellten stunden sich in jener Zeit äußerst gut, denn — (sieht sich um und vermißt Katharine).

Dritte Scene.

Oekonomierath (allein).

Nein! das ist aber zu arg! läßt mich das Mädchen mitten im Gespräch stehen. — So ist's, wenn der Mensch keine Erziehung hat! solche ordinäre Creaturen passen auch für gar nichts als Kochen, Waschen, Biegeln und Hausreinhalten. Meine Frau,

Gott hat sie seelig, war freilich auch einigermaßen von dieser Leidenschaft geplagt, sie selbst konnte nichts dafür, denn sie wurde so erzogen, ihre Mutter war ein leibhaftiger Satan mit lauter Putzen und Waschen. Meine Töchter sollen dermalen nicht zu so gemeinen Arbeiten erzogen werden. Deßhalb habe ich sie gleich nach ihrer Mutter Tod in dieses Institut gebracht. — Wie kann ein Mann für seine Frau eingenommen sein, die, wenn er nach Hause kommt, ihn mit schwarzen rußigen Fingern begrüßt, oder vielleicht gar aus der Küche entgegeneilt und nach gerösteten Zwiebeln riecht. — Wie doch ganz anders ist's, wenn der Mann in's Zimmer tritt, die Frau sitzt am Klavier und singt: „armes Herz trag deine Leiden" — oder sonst so eine ähnliche Romanze. Wie etwas ganz anders ist es, wenn er mit ihr in Gesellschaft geht, sie spricht ein ganz feines französisch und versteht ihre Bon mots nach allen Seiten hin zu schleudern. — Das nenn' ich bon ton, das nenn' ich Bildung, das ist Erziehung. Pfui! wie lautet es, wenn der Mann statt dem Klavier das Spinnrad schnurren hört, und wenn er die Frau Gemahlin einmal in Gesellschaft führen will, er mit der Entschuldigung abgespeist wird, „ich habe heute Wasch" — Pah! wie klingt das so prosaisch! so ordinär! indem man doch für alle diese Arbeiten um ein Spottgeld Leute bekömmt, die mit der größten Pünktlichkeit diese Geschäfte verrichten.

Der Mainzer Lauerkarcher *).

Von Carl Weiser.

I.

Meine Härrn! ich loß mer gern als was gefalle,
Awer was z'viel is verreißt d'Sack,
Ich hab lang genug das Maul gehalle,
Jetzt werd awer e'mol orndlich ausgepackt.

Sehn' se ich bin e' Karcher, daß sich Gott erbarm',
Schun vun Kurferschtzeite her,
Wann awer nik's z'fahre is do laf dich warm,
Dann der Kurferscht dar lebt nit mehr.

Domols warn ach noch ganz auere Zeite,
Do hawemer noch Schnalle-Schu gedrahe,
Jetzt kann mer awer sein Geil dod reite
Un ans Dampfschiff gehn, un Päckelcher drahe.

Was soll mer dann fahre alleweil?
Es brennt jo alles Stankohle,
Dozu brauch mer kan Karcher und kan Geil,
Dann die misse die Mehd uf'm Kopp ham hohle.

Bis mer alleweil kriht en Stecke Holz z'fahre,
Hot der Gaul schun vor'n Gulde Hai gefresse;
Do is gescheiter mer setzt sich e' nein in d'Bare
Un duht beim Brandewein sein Elend vergesse.

Wann nit grad als e'mol so e Zimmermann deht kumme,
Vor die mer dann die Helzer schlafe,
Dann hette die Schuldleit uns schun lang das Bett genumme
Un mer kennt uns wann mer wolt versahfe.

Mit dene nimt's awer ach noch e' stinkig End'
Mit dene Karmenate-Meiler,
Seit dem's jetzt nit mehr in der Stadt so oft brennt,
Geweses alle weil schund wohlfeiler.

Die Mensche hawe jo Bäuch wie die Engenatze Orgel,
Weil e' jeder nor vor's Fresse sorgt,
Letzt hot ahner gehat acht Lewerklees in der Gorgel
Un is noch nit e'mol dran verworgt.

Un wann mer mehnt mer hett e' paar Gulde,
Do kimmt der Jud un nimt's vor de' Gaul ahm ab,
Dann mer hot jo niks als das bisge Schulde,
Wann awer so e' Ohs wieder kimmt kaaf ich em e' Kapp.

Mer tröste uns halt mit de' Holzmesser,
Was sein die alleweil so zahm,
Das ware sunst wahre Menschefresser,
Jetzt rede se' doch als e'mol mit ahm.

Mit dene wars nun gar nit auszehalle,
Wie die erum gestihe sein am Rhein,
Ihr Hochmuth is 'n awer e' bisge gefalle,
Die trinke alleweil ach en anern Wein.

En Gaul is Knall un Fall verreckt vor Zeite,
Wann er verschluckt hot nor e klan wunzig Fedder,
Jetzt awer kenne mer bald uf de Strohseck reite,
Dann sie fresse jetzt Koppekisse un Unnerbetter.

---

*) Mainzer Carneval-Almanach. 1839. Herausgegeben von dem Hofnarren Sr. Allernärrischsten Majestät.

Mein Groschimmel, der klane Keib,
Es hot mein Fra recht gekränkt,
Warum? Ar hott ihren Salopp im Leib,
Daß em die Kaputz noch am Maul e' raus hängt.

Das haaſt, das werd nit so genumme,
Wie Sie sichs verleicht do denke,
Die Sache sein ufs Pandhaus kumme,
Dann alleweil duht ahm kan Mensch was schenke.

Sunst hot kan annerer fahre derfe,
Als dar, dar e Karcherei gehatt;
Jetzt lißt e' jeder Kafmann sein Geil scherfe
Un fehrt sein Holz selwer in die Stadt.

Do kumese jetzt mit ihre Staatsgeil,
Mit bordirte Hüt un e' Kukart druf stecke,
Ich wolt nor niks als daß se alleweil
Dete all' in ahner Nacht verrecke.

For die Fasenacht do fahre'se ihre Geil bald lahm,
Mer megt die Krenkt glatt kriehe,
Wann's awer brennt, do bleiwese d'ham
Un losse uns arme Karcher die Spritze ziehe.

Do sieht mer kan anziche vun dene Kafleit,
Dar e' mol e Spritz det fahr'n,
O! die Harrn sein gar ze' gescheidt,
Mer mehnt nor grad meer wärn ihr Narrn.

Do haßt's, wer die erst Spritz thut bringe,
Dar krikt zehe Gulde vun der Stadt;
Bis mer awer die krikt, do kann mer springe,
Dann do drowe do haßt's abgewahrt.

Ja! wann vor jeder Spritz zehe Gulde bezahlt det ware,
Do wärn die Harrn Kafleit gleich d'rbei,
Do wollt en jeder Spritze fahre
Un an uns Karcher käm gewiß nit die Reih.

Weil's awer umesunst geschehe thut,
Do lose'se ihre Geil in Ruh,
Dann do dervor sein jo die Karcher gut,
Sie stelle sich lieber hin und gucke zu.

Uff kan Fall kann das jetzt so bleiwe,
Daß mehr immer die Esel sein;
Dene Kafleit muß mer de' Spaß vertreiwe,
Sunst schla e Gewitter in die Karcherei enein.

Wann e'mol wider e' Feier ausbricht,
Do thu ich als deht ich's nit heere;
Ich het jo die Krenk vun dare ganz Geschicht,
Es kann ach e' mol en annerer sein Gail uffschere.

Jetzt wißt' ersch wies uf n'annermol werd gehalle,
Wanns wider brennt, do bleiwemer in Ruh
Un wem's nit so kann gefalle,
Dar stell sich en Stecke derzu.

II.

O! mer sein noch lang nit am End.
Ich thun kan Mendelge driwer decke,
Es is gut, daß 'r mich kennt,
Heit war ich's ach e mohl de annere stecke.

Die Nahse hawe uns als eraus reise misse,
Die Leinreiterei bis bald in die Schweiz.
Soll ahm dann daß awer nit verdrise,
Dann die hawe jetzt ach des Besekreiz.

Die Nektoschiffer, ja du liewer Gott,
Die hawe vun selbst jetzt uffgehehrt:
Bis ahner alleweil e Bälge Ladung hot,
Do is im Voraus schun die Fracht verzehrt.

Zwar die sein jetzt ach nit mehr so bredahl
Die verfluchte Schoppestecher;
Dehne is alleweil alles fahl,
Un in's Schiff do fresse die Mäus Lecher.

Bis die noch Kelle kumme sein mit dene paar Balle,
Die Zeit sein ahm e halb Dutzend Geil verreckt,
Dann sie hawe überall ahngehalle,
Wo unser Hargott hot en Arm erausgestreckt.

Die Fassenacht hott bei dene gar kan End genumme,
Ach! un was hawe die gesoffe,
Die sein Dag un Nacht nit aus de Maske kumme,
Dunnerstags seinse noch als Derke erumgeloffe.

Seitdem aber die Damschiff existire,
Do geweses schun wohlfeiler;
Ihr Hochmuth thut sich jetzt ach verliere,
Un hawe ach nit mehr so bredahle Meiler.

Ganz natirlich, weil's Damschiff viel geschwinder geht,
Do schnappe'sen des Gut vor der Nas eweck;
Das is e Sach, die sich vun selbst versteht,
Awer am End sitzemer alminanner im Dreck.

Die breiche ach kan Geil zum ziehe
Wege dem Feier, was im Kessel brennt;
Ich wollt, daß se all in die Luft dehte fliehe
Die Starnstandahresakrement.

Un wann mer e mohl do mit will fahrn,
Do werd mer vor sein viel gut Geld
Grad als wie die Narrn
Owe newe de Radkaste gestellt.

Ich bin e mohl noch Binge vor zwa Jahr
Wege Familjeangelegenheite,
Do seht ahner zu mer: was will ahr?
Warum? sei er hübsch bescheide.

Do saht ich zu'em, nor niks iwertriwe,
Met de arme Leit e bisje gemach,
Sunst kriht er vun mir de Kimmel geriwe,
Dann ich bin ahner aus der Filzbach.

Als wann mer vor sein gut Geld
Ach noch de Hut mißt abziehe;
Ich will mohl sehn, wem das gefellt,
Die solle des Besekreiz krihe,

Mer wolle mohl sehn, ob daß nit noch e End nimmt
Mit dehne Großmohkel,
Wart e mohl, wann noch e Gesellschaft kimmt,
Do sitze se all uff der Schokel.

Es wäre am End noch soviel Damschiff kumme
Als es Wäge gibt uff der Post,
Daß mer umesunst werd mitgenumme
Un kriht noch derzu die Kost.

Mer ware mohl seh'n ine paar Johr,
Do kimmt's gewiß noch e mohl so weit,
Daß se stehn bis an's rothe Dohr
Un angaschiere dort die Leit.

So geht's emohl ganz gewiß,
Dann es verderbt ahner dem annere de Spaß,
Un wann er glabt, daß er im Druckne is,
Na-n, do sitzt er erst recht naß.

Wann ich e mohl wieder uff die Welt kumme,
Do wär ich Schornstefeger un das bei Zeit,
Dann bei dene werd gar kan Ricksicht genumme,
Wie die schikaniere die Leit.

Die kumme fünf und zwanzigmohl im Jahr,
Wo ich do alleweil wohne,
Do haßt's als, es is wege de Gefahr,
Nan! es is en wege de Bohne.

Die mache jo en Uffwand, bei meiner Ehr,
Daß ahm der Verstand still steht,
Es sein jetzt ach kan Schornstefeger mehr,
Nan, es sein alleweil Kaminräth.

Dann wo was is do hotse der Deiwel derbei,
Un wie blose'se sich uff,
Es is awer niks als Windbeidlerei,
Bei Licht betracht hot doch kaner nix druf.

Warum is mer dene grad so uf ihre Nutze,
Dene Hochmuthsnarrn,
Ich kann mein Schornste ach selbst butze,
So gut als wie die Kasleit ihr Holz fahrn.

Die Kasleit die loßt bei ihrer Hannelerei,
Die Schornstefeber die loßt kratze,
Uns loßt awer ach die Karcherei,
Un so verdient jeder sein paar Batze.

Wann mer uns nit ehlans thut fahre losse,
Un es hehlt widder ahner Holz so e Keib,
Do mache mer wahrhaftig nit lang Bosse,
Un rennen en Scheerbahm in de Leib.

Jetzt nemt eich nor vor uns inacht,
Un kum nor kahner mehr an Rhein,
Sunst werd'er geworfe, daß em der Harzbennel
kracht,
Do sollt'er e mohl spüre, daß mer Karcher sein.

Das Factum.

Von Carl Weiser.

Vor dem hiesigen Correctionell
Auf des Beklagten Stell',
Steht ein schmutz'ger Jud
Des Kalbes-Diebstahls angeklagt,
Ganz bleich und ohne Muth,
Gesenkten Haupt's, zitternd und verzagt. —
Nachdem der Anklagact war vorgelesen
Und alle Zeugen vor der Thür' gewesen,
Schritt man zum Verhör,
Mit Fragen kreuz und quer.
Ein kleiner blasser Mann
Wurd' als Zeuge vorgeführt.
Man sieht ihn forschend an,
D'rauf wird examinirt:
„Wie heißt er?"
„„Hans Perrer Jag.""
„Und woher?"
„„Vun Zahlbach.""
„Wie alt und wessen Standes mag er sein?"
„„E Leineweber sein eich,""
„Ein Leineweber?" fiel rasch ihm jener ein,
„Ein Leineweber?" — setz er sich. —
Unter andern kam auch noch
Ein Bauer als Zeuge vor.
Obschon von Anfang recht beherzt, doch
Er gar bald den Muth verlor.
Nachdem er nun den Eid hat hergesagt,
Ganz barsch der Präsident ihn fragt,
„Trag er die Kirch nicht lang um's Dorf herum;
„Sagt, was weiß er von dem Factum?"
Der Bauer etwas verlegen
Ueber dieses fremde Wort,
Glaubt jedoch des Anstands wegen
Dürft' Kalb man nicht sagen dort,

Und so fing der gute Bauersmann
Ganz gutmüthig zu erzählen an:
„„Es war grad uf'n Freidag früh,
„„Do sein aich uff der Gaagaß hie
„„Beim Berdolt ingekehrt,
„„Weil Jeder aus unserm Ort,
„„Bei dem Mann sein Geld verzehrt;
„„Dann mer krieht en Schoppe dort,
„„Ich kanns Ihne sah'n, er is gar net üwel,
„„Eich sein d'r im Stand und sauf'n aus 'm Küwel.""
Der Präsident ihn d'rauf anfuhr:
„Wir wollen ja nichts wissen von seinem Vinum
„Sag' er uns doch nur,
„Was er weiß von dem besagten Factum."
„„Ei no, der Mann, dem das Factum hot gehehrt,
„„Is aach beim Berdolt ingekehrt,
„„Un wie ar's Factum hott vum Karrn genumme
„„Un hott sein Gaul in Stall gefehrt,
„„Is uff ah'mol do dar Jud do kumme
„„Un um das Kalb erum marscheert;
„„Uff ah'mol bleibt er strackges stih'n
„„Un packt des Factum uff.
„„Er glaabt es deht's Niemand sieh'n,
„„Läft mit dem Factum die Gaß enuff;
„„Merr sein d'r awer gleich hinne drinn kumme
„„Un hun 'm des Factum widder abgenumme
„„Un hun d'rn awer su geschmisse,
„„Daß 'r no' alle Heilige hott gekrische!
„„Su is es, wie eich's hun hargeschwetzt,
„„Dann ich war jo selbst d'rbei,
„„Doch ah'ns sahr' ich noch zeletzt
„„Macht mer nor mein Gaul nit scheu,
„„Eich sein d'r aach nit grad so dumm
„„Deß war n' Kalb un kan Factum.""

Viertes Buch.

Hessische Sagen und Volksschwänke.

Einleitende Bemerkungen zu den hessischen Sagen und Volksliedern.

Eine frische Anschaulichkeit des Volkslebens in Hessen bieten vorzugsweise außer den mundartlichen Mittheilungen die Sagen und Volkslieder, an denen Hessen, ohne nur den Umfang des Landes in Rechnung zu bringen, reicher ist als jedes andere Land. In ihnen erschließt sich recht eigentlich das Gemüth des Volkes; sie sind ein reiner Spiegel, ohne falschen Anhauch. Wie diese Sagen und Lieder aus dem Herzen der Väter gewachsen sind, so klingen sie auch immer wieder dem neuen Geschlechte lieblich und unauslöschlich in die Seele und erfreuen sich durch diese lebendige Wechselwirkung eines unsterblichen Lebens im Volke. Wenn wir im Geiste W. H. Riehls eine naturgeschichtliche Untersuchung des hessischen Volksthums unternehmen wollen, so müssen wir die dichterischen und geschichtlichen Strömungen dieser Volkstraditionen in ihrer ganzen Breite und Tiefe berücksichtigen. Sagen und Volkslieder sind vortreffliche Bausteine zur naturgeschichtlichen Grundlage der Wissenschaft vom Volke, eines Kosmos des Volkslebens.

In Hessen, kann man sagen, wurde zuerst reiche Aehrenlese gehalten. Den Volksliedern ging A. Elwert*) in Hessen nach, von J. G. von Herders „Stimmen der Völker in Liedern" angeregt; die Herausgeber von „des Knaben Wunderhorn" folgten, dann von Erlach, in neuster Zeit Ludwig Erk**) und F. L. Mittler***). Auch unser Landsmann W. von Plönnies bereitet schon längere Zeit eine Sammlung hessischer Volkslieder vor.

Die Sammlungen von Erk und Mittler sind vorzügliche Arbeiten, die nachfolgende Sammler in Hessen höchstens vervollständigen können. Ludwig Erk ist zu Wetzlar 1807 geboren und in der Nähe des uralten Jagdschlosses Karl des Großen, zwischen Darmstadt und Frankfurt a. M., zu Dreieichenhain erzogen, wo sein Vater Lehrer war. Jetzt ist er Lehrer der Musik am königl. Seminar für Stadtschulen in Berlin. Er hat die Volkslieder und, was noch werthvoller ist, deren Melodien aus dem Munde der Landleute in Hessen entweder selbst oder durch gesangskundige Freunde aufzeichnen lassen, zu denen sein Schwager L. Glock, dermalen Lehrer in Messel, und sein Bruder Friedrich Erk, Lehrer der Realschule zu Düsseldorf, gehören. „Als Sammler der Volkslieder, sagt er im Vorwort zu seiner zweiten Sammlung, in seiner heutigen Gestalt (wie es noch gegenwärtig im Munde des Volkes lebt) habe ich gewissermaßen die Pflichten eines Historikers zu erfüllen, indem ich mich bestreben muß, Mitlebenden und Nachkommen ein edles Nationalgut, so weit es für eine lebenskräftige Production anzusehen ist, (denn es steht auch ihr eine Corruption, fast Stück für Stück, zur Seite)

---

*) „Ungedruckte Reste alten Gesanges von A. Elwert. Gießen und Marburg. 1784."

**) „Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Erk und W. Irmer. Leipzig 1843. 1.—6. Heft." 409 Lieder.

„Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk. Berlin 1841. 1.—5. Heft." 106 Lieder.

„Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder der Vorzeit und Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludwig Erk. Berlin 1853—1855." 2 Bände.

***) „Deutsche Volkslieder. Sammlung von F. L. Mittler. Marburg. Elwert. 1855." (886 S.)

mit aller Sorgfalt und Treue zu überliefern. Der Pädagog, der von diesen Liedern Notiz nimmt, möchte häufig Gelegenheit finden, mir Zurechtweisung über die Grenzen meines Werkes zu geben, wenn er voraussetzt, auch diese Sammlung sei entweder der Jugend bestimmt, oder doch vorzugsweise der Verbreitung unter den niederen Volksklassen. Meine Absicht ist eben vielmehr das vorhandene Volkslied in seinem weitesten Umfange, die ganz in den Mund des Volkes übergegangene lyrische Masse als ein Denkmal unserer Gegenwart hinzustellen, indem man einer großen Veränderung im Zustand dieser Dinge entgegensehen darf. — Die wichtigste Förderung verdanke ich dem Umstande, daß für einzelne Lieder 10 — 20 Aufzeichnungen aus den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes in Vergleichung gezogen werden konnten. Wenn auch immer nur die gebildeteren Formen mitgetheilt werden durften, so machte doch eben nur die Vergleichung möglich, die eigentlichen ursprünglichen Characterzüge der einzelnen Lieder zu erkennen und sie von den Verfälschungen zu reinigen, welche muthwillige Lust am Possenhaften, weit öfter noch falsche Auffassungen verschuldeten. — Eine gründliche Forschung auf dem Gebiete des Volksgesanges gibt eben so wichtige Aufschlüsse für die Geschichte der Melodik wie für die lyrische Poesie." —

Ein Volkslied erhält erst Leben und Bedeutung durch seine Singweise, durch welche es auch am längsten im Gedächtniß des Volkes haften bleibt; es geht verloren, sobald es nicht mehr wirklich vom Volke gesungen wird. Deshalb sind die drei Sammlungen Erks von großem Werthe, weil sie die Singweisen unmittelbar aus dem Munde des Volkes aufgezeichnet enthalten. Wir bedauern nur, daß wir mit den Liedertexten nicht auch die Singweisen in unserer Sammlung mittheilen können. Hessen ist gerade am reichsten in den Sammlungen Erks vertreten; in der älteren Sammlung finden sich 112, und in den 4 Heften des Liederhorts bereits 26 Volkslieder aus Hessen. Mittler hat die vollständigste deutsche Volksliedersammlung geliefert; unter seinen 1561 Volksliedern gehören 66 Hessen an. Auch er hat öfters verschiedene Texte eines und desselben Liedes mitgetheilt; dagegen fehlen die Melodien. Ursprünglich hatte er mit der Sammlung der hessischen Volkslieder begonnen, aber bald wurde er zu der Ueberzeugung geführt, „daß — abgesehen von dem rein localen Interesse — eine auf einen einzelnen Volksstamm oder Landstrich beschränkte Sammlung, wenn nicht besondere Eigenthümlichkeiten des ganzen Volkslebens, namentlich der Sprache, prägnant hervortreten, nur als ein Theil der gesammten deutschen Volkslieder, nicht als ein eigenes Ganze, Bedeutung ansprechen könne." Darin lag ihm die Veranlassung, die Sammlung hessischer Volkslieder zu einer Sammlung deutscher Volkslieder zu erweitern.

Obgleich wir die Lieder, welche noch gegenwärtig im Munde des Volkes leben oder früher in Hessen gesungen wurden, für einen nothwendigen Bestandtheil einer Geschichte des hessischen Volkes halten, so kann es doch nicht die Aufgabe des vorliegenden Werkes sein, sie vollständig mitzutheilen; es kommt für unsern Zweck hauptsächlich darauf an, nur eine Auswahl solcher Lieder aus obengenannten Sammlungen zu treffen, die die Sinnesart, die Meinung, den Character des hessischen Stammes am bestimmtesten bezeichnen. Wir halten es für das locale Interesse am zuträglichsten, die Volkslieder nach den Oertlichkeiten aufzuführen, wo sie aus dem Munde des Volkes früher oder später aufgezeichnet wurden. Das eigentlich historische Volkslied, welches berühmte geschichtliche Personen, Orte und Begebenheiten verherrlicht, ist bereits in der zweiten Abtheilung dieses Werkes, der hessischen Liederchronik, berücksichtigt worden.

Zu den hessischen Volkssagen. „Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur und Landschaft besitzt, oder wessen die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Farbe des Himmelsblau anläßt, und zarter, feiner Staub um Obst und Blume setzt." So sprechen die Gebrüder Grimm in ihrer Vorrede zu den „Deutschen Sagen." (S. IX.) Und sie waren es, die zuerst in ihrem hessischen Vaterland aus dem Munde des Volkes die Sagen zu sammeln anfingen, die damals noch als Aschenputtel der Literatur angesehen wurden. „Singen und Sagen ist von jeher," sagt der nach Jacob Grimm trefflichste deutsche

Mythologe, J. W. Wolf, in seiner Vorrede zu den „Hessischen Sagen," „lebendig und unauflößlich verbunden, und wo es nicht mehr mundet, da schmeckt auch der alte Trank nicht mehr, da stirbt das ganze alte Gewand des Volkslebens ab. — — Die Wissenschaft drang in die Tiefen unseres Alterthums, trug Licht in die dunkelen Tage der heidnischen deutschen Vorzeit. Das war eine der größten Thaten der Zeit, deren weitgreifende Folgen zu würdigen unsern Enkeln vorbehalten bleibt. Ihre Urheber haben sich durch sie ein Denkmal aere perennius gesetzt und dankbar werden späte Zeiten den Namen der Brüder Grimm nennen." Um die hessischen Sagen erwarb sich in neuerer Zeit Verdienste Professor Philipp Dieffenbach in Friedberg, der in seinem trefflichen Werke: „Zur Urgeschichte der Wetterau, 1843," 19 Sagen der Wetterau sammelte. An ihn schließen sich Professor Weigand in Gießen, Pfarrer Oeser in Lindheim, in Kurhessen Lynker an, der leider auch schon seine kurze Lebensbahn geschlossen hat. Doch den Ehrenkranz nach Grimm hat sich Dr. J. W. Wolf in Jugenheim an der Bergstraße mit seinen „Hessischen Sagen, Göttingen 1853," errungen, den leider ein früher Tod seinem „heiligen Berufe" entrissen hat. Johannes Wilhelm Wolf war geboren zu Cöln 1817, und starb in der Nacht vom 28. Juni 1855. In seinen früheren Sagensammlungen, seiner „Deutschen Mythologie," seinen „Beiträgen zur deutschen Mythologie," in seiner „Zeitschrift für deutsche Mythologie" hat er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn, mit großer Sorgfalt und Sicherheit der Wissenschaft neue Kreise aufgeschlossen. Er hat, wie er selbst einmal eben so sinnig wie wahr bemerkt, „vielen bis jetzt räthselhaften Gestalten (in der Sage und der Mythe) das Moos abgeschabt;" er hat in der deutschen Sage den Reichthum der mythologischen Bezüge, die „Sache in jeder Sage" nachgewiesen. So hat er im Schnellerts Wuotan, und im Rodenstein Donnar erkannt, und damit gezeigt, daß der „wilde Jäger im Odenwald" keine Erfindung moderner Phantastik und Sentimentalität, sondern eine den Urzeiten der Nation entstammende, freilich zum Gespenst herabgesunkene alte Gottheit ist, für deren Wirklichkeit jedoch jeder Bauer im Odenwald einsteht. Seine „Hessische Sagen" enthalten 278 einzelne Nummern, zu denen ebenfalls Wilhelm von Plönnies 48 Sagen geliefert, der den „Soldatenmund ausbeutete." Wie sich Keiner ein größeres Verdienst um die hessische Sage erworben hat, wie J. W. Wolf, so hat auch kein deutscher Schriftsteller Wahreres und Sinnigeres über die Bedeutung der Sage gesagt wie er. „Fragen wir die neuen Sammler," bemerkt er in der Vorrede (S. VII.), „wer ihnen die Liebe und Freude an diesen Dingen in's Herz gepflanzt, sie werden alle auf die Grimm hinweisen. Aber mit dieser Liebe und Freude ist noch eine andere verbunden, die am deutschen Wesen, die am Vaterländischen, und das ist ein eben so großer Gewinn, als der wissenschaftliche, den wir aus diesen Traditionen ziehen. Sie hoben die Erkenntniß des Tiefen und Sinnigen, was in unserem Volke lebt, sie luden Arm und Reich, und Jugend und Alt, und Groß und Klein an eine und dieselbe Tafel, zu einer und derselben Kost, sie halfen den alten, fast erstorbenen Gemeinsinn wieder mehr wecken, sie waren ein Mittelpunkt, um den sich die Höchsten mit den Niedrigsten einten, und das werden sie mit jedem Tage mehr. Um sie, die Wundererfüllten, geschaart, lernte man das nüchterne Vernünfteln vergessen; wer ihren Geist in sich aufgenommen, den können die raffinirten Romane der neufranzösischen Schule und ihrer deutschen Nachbeter nicht mehr befriedigen, denn arm und widerlich müssen diese Ausgeburten einer befleckten Phantasie und verdorbener Herzen erscheinen, sobald und wo unser Märchen die reinen, bunten Schwingen seiner duftigen Phantasie entfaltet und im leichten Flug Sterne und Sonne unter unsern Füßen erscheinen läßt, wenn die sinnige Sage ihre Aureolen um die Werke der Natur und der längst zum Staub zurückgekehrten Menschenhand spinnt, oder wenn der Schwank seinen kräftigen Tanz tritt, und jubelnd die alte Festfreude des Volkes an unsern Augen vorüberzieht." —

„Haben die Sagen, fährt Wolf fort, solche Macht schon in ihrer natürlichen Gestalt auf jedes nicht ganz erkaltete Gemüth, dann wächst diese Macht noch an Bedeutung, sobald wir sie des Gewandes entkleiden, welches die Jahrhunderte schützend

um sie gewoben haben und sie in ihrem alten Kern schauen. Da wird aus jedem dieser buntfarbigen Bilder ein ehrfurchtgebietendes Denkmal alter Germanenherrlichkeit, vor dem die Väter vor mehr als einem Jahrtausend gläubig ihre Kniee und die eisernen Nacken beugten; da blicken aus ihnen die verloren geglaubten Götter und Göttinnen mit der alten Kraft und dem alten Trotz und Zorn, wie mit der alten Liebe, und Güte und Milde auf uns, wie auf jene nieder; da lernen wir uns stolz als ein Volk wieder fühlen und als das Volk, dem auch in den Finsternissen des Heidenthums Gott der Herr vor Allen nahe war, das er zum mächtigsten und glorreichsten Träger der erlösenden Lehre erkor, das vor allen andern edel und rein und groß da stand, so daß mit Recht einer der besten Römer seinem von unsern Modernen so vergötterten Volk unsere Väter als ein Muster und Vorbild zur Nacheiferung vorhalten konnte."

Hessen mit dem Vogelsberg, dem alten buchonischen Walde, mit dem Odenwald, der Lahn, dem Rhein, dem Main und Neckar, der Bergstraße, mit den Gebieten des ehemaligen Erzbisthums Mainz, des Bisthums Worms, den Klöstern Lorsch und Seligenstadt, ist reich an den vielfältigsten Resten urdeutscher Anschauungen und Lebensformen. Wer der alten Religion, alter Sitte, altem Rechte auf die Spur kommen will, wer sich Denken und Fühlen der Vergangenheit vergegenwärtigen will, der wende sich an die Sagen dieser Gebirge, Thäler und Flüsse. Wir haben darum die Sagen, um auch hier den localen Interessen ganz zu genügen, nach den einzelnen Oertlichkeiten aufgeführt, natürlich nur in characteristischer Auswahl. Ausreichende Vollständigkeit lag eben so hier wie bei den Volksliedern unserem Zwecke fern und dankbar haben wir die Quellen angeführt, aus welchen wir geschöpft haben. —

I. Sagen aus Oberhessen.

Die Fürstinnen von Schotten.

Von W. W. v. Cleberg.

Zu der Zeit, als sich das Christenthum bei den Deutschen ausbreitete, wurde denselben die Lehre des Heils nicht blos von Männern verkündet; auch Frauen waren es, die der Beruf begeisterte, für das Glück ihrer Mitmenschen Ruhe und Reichthum, Erdenlust und Leben aufzuopfern.

Es lebten damals zwei Königstöchter in Schottland, Dichamund und Rosamund, beide jung, schön und reizend, zugleich aber fromm, edel und begeistert. Die Seelen derselben waren durchglüht von den Lehren des Christenthums, und ihre Herzen wurden von der himmlischen Lust entzündet, den Fußtapfen der ersten Glaubensboten zu folgen. Da verließen sie die Berge ihrer Heimath und entsagten den Freuden der Welt. Sie schifften über das Meer und kamen nach Deutschland. Hier säeten sie den Samen der ewigen Wahrheit aus und erquickten die Herzen mit himmlischer Speise. Nachdem sie lange gewirkt, kamen sie einst in den Vogelsberg im Lande Hessen und sahen mit ihrem Gefolge ein schönes Thal, durch welches die Nidda noch als ein Bach fließt. Und als sie von dem Hügel herab in das Tahl stiegen, grasete an den Ufern der Nidda eine Hinde mit zwei Jungen. Ein Wolf aber sprang aus dem Gebüsch und stürzte sich mit geöffnetem Rachen auf die Jungen los. Die Hinde erschrack, doch als sie die Gefahr ihrer Jungen sah, floh sie nicht, sondern eilte ihnen zu Hilfe. Sie stürzte dem Wolf entgegen, der jappend zu ihren Jungen gelangt war und sie eben erwürgen wollte. Sie stieß ihn mit aller Kraft und da er über den unerwarteten Angriff wie erstarrt war und sich grade neben der Nidda befand, so stürzte sie ihn dem steilen Ufer hinab. Die Nidda war aber mächtig angeschwollen und riß den Wolf mit ihren brausenden Wellen fort. Die beiden Fürstinnen waren über den ungewöhnlichen Kampf erstaunt und hatten mit dem Zuge Halt gemacht. Und wie sie noch den Ausgang des Kampfes bewunderten, sahen sie ein Nest auf einem Baume an der Nidda, dasselbe war mit Vögeln, jungen Meißen, angefüllt, welche fröhlich zwitscherten. Da wand sich eine Schlange dem Baum herauf und kroch auf den Ast, wo das Nest stand. Und sie hob ihr Haupt über das Nest und sperrte den Rachen auf, um die Vöglein zu verschlingen: Aber ein Vöglein flatterte aus dem Nest; es floh nicht, sondern vertheidigte seine Genossen. Es flog der Schlange auf den Kopf und pickte und hackte ihr in die Augen. Die Schlange aber, da sie vorwärts schoß, verfehlte ihr Ziel, weil sie nicht sehen konnte, und so stürzte sie in die Nidda, deren tobende Wellen sie mit sich fortrissen. Als die Fürstinnen dies alles gesehen hatten, sprachen sie: „An dem Ufer, wo der Schwache aus Liebe gegen den Starken gekämpft, wollen wir rasten! da hat der Herr das Thun der Räuber vereitelt und dem Wehrlosen Sieg verliehen; da hat der Allmächtige die Liebe beschützt und gesegnet, die sich dahin gab für das Heil Anderer!“ Sie schlugen hierauf an den Ufern der Nidda ihr Lager auf und rasteten daselbst die Nacht

Der Herr erschien aber der Fürstin Dichamund im Traum und sprach: „Vertheidige deine Kinder!“ Da erröthete die Jungfrau, schlug ihre Augen nieder und

antwortete: „Herr du kennst die Vergangenheit und die Zukunft, und weißt, daß in meinem Herzen nie irdische Liebe gewohnt hat, und daß all mein Dichten und Trachten nur auf das ewige Heil gerichtet ist! Warum sprichst du also zu mir!“ Der Herr aber sprach wieder zu ihr: „Vertheidige deine Kinder! und gedenke der Hinde, welche für ihre Jungen stritt!“ Damit schied der Herr von ihr und ließ ihre Seele in Zweifel zurück. Vor großer Unruhe wachte sie aber auf, und sie sann über das Gesicht nach.

Der Herr erschien aber im Traum hiernach auch der Fürstin Rosamunde und sprach: „Vertheidige deine Geliebten!“ Da erröthete die Jungfrau, schlug ihre Augen nieder und antwortete: Herr! dein Auge ist heller, denn das Licht der Sonne, und mein Herz liegt offen vor dir! du weißt, daß dasselbe der Jünglinge nur gedenkt als meiner Brüder, und daß mein Sinnen und Sehnen nur auf dich gerichtet ist und das ewige Heil meiner Seele, und derer die ich von der Blindheit des Aberglaubens befreit habe! Warum sprichst du also zu mir?“ Der Herr aber sprach wieder: „Vertheidige deine Geliebten! und gedenke der Meiße, welche die Genossen ihres Nestes vertheidigt hat!“ Damit schied der Herr von ihr und ließ ihre Seele in Zweifel zurück. Vor großer Unruhe wurde sie aber wach, und sie fand ihre Schwester schon munter. Sie sprachen mit einander und erzählten sich die Gesichte die sie gehabt hatten. Keine wußte sie aber zu deuten und sie sannen bis der Tag anbrach.

Da erschienen zwei Fürsten der Heiden mit Gefolge im Lager und sprachen: „Wir haben vernommen, wie ihr die alten Götter verachtet und ihre Heiligthümer und Hainen zerstört, wie ihr einen neuen Glauben lehrt, der die tapferen Männer sanft macht, und den Muth der Helden in Demuth wandelt. Darum sind wir euch nachgefolgt in dieses Land, wo schon der alte Glaube zerstört ist, daß wir euch fangen und die mit euch sind tödten, im Lande aber wieder die alten Götter verehren lassen.“ Und der Eine sprach weiter zu Dichamund: „Auf gib mir deine Kinder, daß ich sie den Göttern opfere, und du selbst folge mir als Magd!“ Und der Andere sprach zu Rosamund: „Auf gib mir deine Geliebten, daß das Schwert sie verzehre, und du folge mir als Geliebte!“ Da wurde den beiden Jungfrauen die Deutung der Gesichte offenbar, die sie in der Nacht gehabt hatten, und sie verstanden die Rede des Herrn. Darum sprachen sie zu den Fürsten der Heiden: „Sind unsere Lehren gleich sanft, so machen sie doch stark, und pflanzen wir gleich in die Herzen den Baum der Demuth, so trägt derselbe doch die Frucht des Muthes. Sollten wir euch also ohne Kampf die Kinder unserer Lehre geben, daß ihr sie den falschen Göttern opfertet, und unsere Geliebten im Glauben überantworten, daß ihr sie vor den Bildern tödtetet, die selber todt sind und nicht lebendig wie der ewige und allmächtige Gott! Wollet ihr nicht von eu'rem Vorhaben lassen, so kämpfet erst mit uns, daß wir sehen, wessen Gott der stärkere sei!“

Die Heiden aber lachten zu dieser Rede, denn sie verachteten die Schwäche der Jungfrauen, und sprachen: „Es stehet Männern nicht schön mit Weibern zu kämpfen! doch da ihr nicht anders wollet, so kämpfen wir mit euch; aber nicht mit Waffen wollen wir wieder euch streiten, sondern mit nackten Armen. Wir wollen euch fangen und eure Kinder und Geliebten tödten. Und die beiden Jungfrauen erwiederten: „So sei es!“

Da rüsteten sich die Fürsten der Heiden und die Jungfrauen zum Streite. Zuerst ging Dichamund in den Kampf, und sie hatte keine andere Waffe, als ihren Wanderstab. Wie aber der Heide auf sie losschritt, stürzte sich ein Falke von einem Baume herab auf ihn, schlug seine Krallen in sein Gesicht und pickte in seine Augen. Da wurde der Heide verwirrt, und als ihn die Jungfrau mit ihrem Stabe berührte, sank er todt zur Erde, der Falke flog aber wieder auf den Baum. Jetzt trat Rosamunde auf den Kampfplatz gegen den andern Heidenfürsten. Und da derselbe auf sie zuschritt, stürzte der Falke auch auf ihn los. Die Jungfrau berührte ihn aber mit ihrem Stabe, da sank auch er todt zur Erde und der Falke flog wieder von dannen.

Die Heiden aber, welche mit den beiden Fürsten gekommen waren, entsetzten sich und es kam die Furcht des Herrn über sie. Da ließen sie sich taufen und zogen bekehrt nach Haus. Die beiden Fürstinnen aber und alles Volk, das mit ihnen war, machten sich Hütten an der Stelle, wo dieß geschehen war, und bauten daselbst dem Herrn eine Kirche. Und sie wohnten dort bis zu ihrem Tode, die Stadt aber, die dort anwuchs, erhielt nach ihrem Vaterlande den Namen Schotten.

Anmerkung. Die Stadt Schotten liegt am Fuße des Vogelsbergs und soll ehemals zum Zeichen, daß sie die Grenzscheide zwischen der Wetterau und dem Vogelsberg bilde, auf dem Thore nach dem Gebirge zu das Bild eines Vogels, und auf dem Thore nach der Wetterau zu, das einer Fruchtgarbe gehabt haben. In der Kirche befinden sich noch zwei hölzerne Brustbilder der angeblichen Gründerinnen Dichamund und Rosamund. Das Stadtwappen enthält einen Falken. Eine halbe Stunde von der Stadt war ehemals ein heiliger Hain. Das Dörfchen, welches darin entstanden, erhielt davon den Namen Götzenhain, der sich mit der Zeit in „Götzen" abgekürzt hat.

In der Gemarkung der Stadt befindet sich ein mit Wald bewachsener felsiger Hügel, der theils von Natur, theils durch Kunst befestigt gewesen zu sein scheint, und Altenburgskopf heißt. An diesen Hügel sind mehrere Sagen geknüpft, welche hier folgen.

Vor uralten Zeiten war dieser Ort eine Festung für die Bewohner der ganzen Umgegend, wohin sie sich in Noth und Gefahr flüchteten. Einst hatte sich dahin ein König mit seinem ganzen Volk geflüchtet und wurde belagert. Da die Belagerten keine Rettung sahen, so begruben sie ihre Schätze und stürzten dann zum Kampfe heraus. Die Feinde tödteten Alle, konnten aber die Schätze, nach welchen sie hier nachsuchten, nicht auffinden. Diese sollen daher noch dort verborgen sein. Alte Leute wollen von ihren Vorfahren gehört haben, daß früher ein Loch in dem Altenburgskopf gewesen, dessen Tiefe man nicht habe ermitteln können. Jetzt ist keine Spur mehr davon da.

Nach einer andern Sage sah einst ein Schäfer, der in den Altenburgskopf kam, dort eine uralte Frau sitzen, welche emsig spann, zugleich aber auf den Felsen umher gelben Waizen, dem Ansehen nach zum Trocknen, liegen hatte. Der Schäfer nahm sich hiervon mit Bewilligung der alten Frau einige Hände voll, weil er so schönen Waizen noch nicht gesehen hatte. Bei seiner Ankunft zu Haus fand er indeß, daß der vermeintliche Waizen in Körnern von eitel Gold bestand. Er ging hierauf wieder an Ort und Stelle, traf jedoch die alte Frau, wie oft er auch seinen Besuch wiederholte, nicht mehr an.

Der alte Kaß.

Von W. W. v. Cleberg.

In alter Zeit lebte im Vogelsberg ein Mann mit Namen Kaß. Derselbe war mächtig und angesehn; er besaß vieles Vieh und sein war das meiste Land weit umher. Das Gebirge war aber noch meist mit Wald bedeckt, und die wenigen Bewohner nährten sich fast alle durch die Jagd. Das Christenthum war auch noch nicht bis hierher gedrungen und mit den andern Bewohnern war Kaß noch ein Heide. Er war aber fromm, gerecht und tapfer und deßhalb weit in dem Lande berühmt und geachtet. In seinem Alter nannte man ihn den alten Kaß, und er hatte vier Söhne, welche Lutz (Ludwig), Dietz (Dietrich), Götz (Gottfried) und Heinz (Heinrich) hießen. Als diese Söhne erwachsen waren, kam ein Bote des Christenthums in den Vogelsberg, die Leute zu taufen. Derselbe bemühte sich mit aller Kraft, vor Allem den alten Kaß zum christlichen Glauben zu bekehren; denn da derselbe ein so angesehener Mann war, so hoffte er, daß dessen Beispiel auf viele wohlthätig einwirken werde. Die Bekehrung gelang ihm, und der alte Kaß war nunmehr ein eben so eifriger Christ, wie er früher ein eifriger Götzendiener gewesen war.

Aber keiner der vier Söhne wollte sich zur Taufe verstehen. Alle Mühe des Sendboten war vergebens, und umsonst verwendete er eine lange Zeit auf ihre Bekehrung. Als er fortgezogen war, setzte zwar der alte Kaß das fromme Werk fort, allein auch er vermochte nichts. Die Söhne schienen desto mehr den alten Göttern anzuhängen, je mehr ihnen zugeredet wurde, den neuen Glauben zu bekennen. Da wurde der alte Kaß in seinem Herzen betrübt, betete und weinte vor Gott: „O Gott! du Herr

und Schöpfer des Himmels und der Erde! meine Kräfte sind zu schwach, in deine Hand befehle ich meine Söhne und Enkel! du hast ihnen unverdient auf dieser Erde Glück und Segen gegeben, so gib ihnen auch im Himmel unverdient das ewige Heil! Herr! du bist ja allmächtig und deine Wege sind wunderbar! —" Und er ging von seinen Söhnen fort, ohne Abschied zu nehmen und ohne Jemand etwas von seinem Vorhaben zu sagen. — Niemand erfuhr, wohin er sich begeben hatte.

Die Söhne lebten nach seinem Verschwinden lange in Gemeinschaft zusammen. Als aber mehrere Jahre verflossen waren, ohne daß sie etwas von ihrem Vater gehört hatten, theilten sie ihr väterliches Erbe und trennten sich. Der eine, Götz mit Namen, bekam das Land nach Norden zu, in der Gegend, wo jetzt die Städte Lauterbach, Schlitz, Alsfeld, Homberg liegen; der andere, Dietz, empfing das Land nach Osten zu, wo jetzt die Städte Herbstein, Fulda, Schlüchtern, Freiensteinau, Birstein, sind; dem dritten, Heinz, wurde das Land zu Theil, welches nach Süden liegt, wo sich jetzt die Städte Gedern, Büdingen, Ortenberg, Nidda befinden, und der Letzte, Lutz genannt, erhielt das Land nach Westen zu, in der Gegend, wo jetzt die Städte Schotten, Hungen, Ortenberg, Laubach stehen. Ein jeder von ihnen war der reichste, angesehenste und mächtigste Mann in seiner Gegend, und der große Besitz an Land und Gut verschaffte einem jeden zahlreiche Anhänger. Sie wurden alle hochbetagt und bekamen Kinder, Enkel und Urenkel. Die Menge der Nachkommen eines jeden, die vielen Verwandten, die zahlreichen Ansiedler auf den Gütern und die übrigen Leute, welche in der Gegend wohnten, welche Jedem zugefallen war, wurden zusammen nach dem Namen benannt. Es entstanden so vier kleine Völkerschaften mit den Namen Götzinger, Dietzinger, Heinzinger und Lutzinger. Und Jeder war wieder Häuptling des nach ihm benannten Völkleins, denn Jeder wurde stets im Frieden zum Richter und im Kriege zum Herzog gewählt. Die vier Brüder lebten lange in Einigkeit, und als ihre Haare weiß geworden liebten sie sich noch wie in den Tagen ihrer Jugend. Die Nachkommen und Angehörigen eines Jeden hatten aber nicht gleiche Liebe zu den Nachkommen und Angehörigen der Andern. Und als jedes Völklein immer mehr wuchs, da genügte ihm nicht mehr sein Land und die Jagd darauf. Es erhob sich Unfriede und Zwist über die Grenzen der vier Landschaften, und nahm zu von Jahr zu Jahr. Umsonst mahnten die vier Brüder zur Einigkeit, bald wurde von diesem Völklein seine Grenze überschritten, bald von dem andern; die Worte des Friedens und der Einigkeit waren wie ein Same, der auf den nackten Fels geworfen wird. Der Same des Hasses und Zornes ging aber fröhlich auf und seine Frucht war Gewaltthat und Streit.

Da beschlossen die vier Brüder, mit ihren Völkern alle zusammen zu kommen; und sie sprachen zu einander; laßt uns noch einen Versuch machen, den Frieden zwischen uns und unsern Völkern zu erhalten und die Grenzen zwischen den Landschaften in Güte abzumarken; kann es aber nicht sein, so möge das Schwert ein Urtheil geben und der Speer entscheiden, wer Recht hat und wer Unrecht! Und es zog Jeder mit allen streitbaren Männern seiner Landschaft an den Ort, den sie zur Zusammenkunft verabredet hatten. Es war dies die Heide und der Wald um den Taufstein und den Hohenrodskopf im Vogelsberg, wo die Grenzen der vier Landschaften zusammenstießen.

Als Alle zusammen gekommen waren, traten die vier Brüder in die Mitte, nicht weit von dem Taufstein zusammen, und es begannen die Unterhandlungen. Aber sie waren umsonst; keiner konnte mit dem andern einig werden; die sanften Worte verwandelten sich in bittere, die Worte des Friedens in Worte des Unfriedens; es erhoben sich Vorwürfe, Beleidigungen und lautes Gezänk. Jedes Volk ward unruhig und wollte seinem Führer beistehen. Die Männer drängten sich herbei und mischten sich in das Gezänk; es kam zu lautem Toben und es erhob sich ein dumpfes Geschrei, wie es dem Anfall mit den Waffen vorherzugehen pflegt. Schwert und Speer wurden herbei geholt und die einzelnen Völkerschaften stellten sich zusammen und denen gegen-

über, mit welchen sie haderten. — Da schritt plötzlich ein hoher Greis mit schneeweißem Hauptbaar und Bart den Taufstein herab und ging auf die entbrannten Völker zu. Derselbe rief mit kräftiger Stimme: „Halt!" und alles Volk wurde durch diesen Ruf auf ihn aufmerksam, alle schauten nach ihm, und das Wuthgeschrei verstummte. Der Greis aber ging in die Mitte des Volkes, betrachtete die Häuptlinge der vier Völkerschaften mit strengem Auge und rief sie mit ihren Namen. Alles Volk erstaunte und erstarrte, und den vier Brüdern war es, als rufe ihnen Jemand, der Gewalt über sie habe, und dem sie gehorchen müßten. Sie gingen zu dem Greis und standen vor ihm demüthig; und er fragte sie: „Kennt ihr mich nicht?" Und sie sahen ihn an und schwiegen, denn wenn sie ihn gleich nicht erkannten, so war es ihnen doch, als hätten sie ihn schon gesehen, und es befiel ihre Herzen große Ehrfurcht, daß sie nicht zu sprechen wagten. Der Greis hub aber wiederum an und sprach: „Alles auf Erden ist vergänglich, das Reich Gottes aber ist ewig! daß die Züge meines Gesichts eurem Gedächtniß entschwunden, ist Schwäche des vergänglichen Menschen, der wie die Blumen auf der Haide kurze Zeit mit Farben prangt und dann verwelket; daß ihr aber meine Lehre vergessen, daran ist die Verdorbenheit und Verstocktheit eurer Herzen Schuld! Lasset ab von dem Glauben des Verderbens und nehmet an den Glauben des Heils! wendet euch zu dem Herrn, der von Ewigkeit war und in Ewigkeit sein wird! folget dem, welchem ihr nach dem Rathschluß des Allmächtigen euer Leben verdankt, und den der Allweise über die gewöhnlichen Grenzen des Menschenlebens auf seiner Wanderschaft gelassen hat, damit er Denen das himmlische Leben erwerbe, welchen er das irdische gegeben hat!"

Da erkannten die vier Greise ihren Vater! und sie fielen vor großer Ehrfurcht vor ihm nieder und küßten seine Füße; dann erhoben sie sich, umarmten und küsseten ihn und weinten und jauchzten. Und Alle, die gekommen waren, drängten sich herzu! Schwert und Speer, Keule und Pfeile ließen sie voll Scham aus den Händen sinken, und Enkel, Urenkel und Ururenkel kamen, um den Vater ihrer Väter, Großväter und Urgroßväter zu umarmen und zu küssen. Und der alte Kaß herzte und küßte alle liebreich, redete mit Allen milde und weinte Thränen der Freude. Dann hob er seine Augen und seine Hände zum Himmel auf und betete. Und Alle, welche um ihn standen, fielen vor Ehrfurcht auf die Kniee. Sein Gebet war zuerst leise, wurde dann lauter und lauter, so daß es Alle verstanden. Als er aber geendet hatte breitete er seine Hände aus und segnete Alle, die um ihn knieten. Dann erhob er wieder seine Stimme und ermahnte sie, von dem Götzendienst zu lassen und den wahren Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, anzubeten. Und er belehrte sie, flehte sie an und beschwor sie.

Da wurden ihre Herzen erweicht, die verhärtet, und die Augen ihres Geistes offen, die geschlossen gewesen waren. Und alle gelobten von den Götzen zu lassen, und den Gott anzubeten, der den Vater, Großvater und Urgroßvater ihrer Väter und Verschwägerten so wunderbar erhalten und als Boten des Friedens gesendet hatte.

Es wurde ein Stein zum Taufbecken behauen und auf den Berg gestellt, wo der alte Kaß gewohnt und gebetet hatte, seit er von seinen Kindern fortgezogen war. Dort taufte er seine Söhne und Schwiegersöhne, seine Enkel, Urenkel und Ururenkel, deren Männer, Weiber und alle Verwandten und alles Volk, was mit ihnen lebte.

Er blieb bis an das Ende seines Lebens auf dem Berge, wo er so viele Jahre für seine Kinder zu Gott gebetet hatte, und so lange er noch lebte, taufte er noch alle Kinder, welche bei seinen Nachkommen geboren wurden. Und der Berg seines Aufenthalts, wo er seine Nachkommen getauft, wurde der Taufstein genannt.

Einer der Enkel des alten Kaß, welcher Bruno hieß, zog zu demselben und bediente ihn bis an seinen Tod. Derselbe baute am Fuße des Taufsteins und Hohenrodskopfs ein Kirchlein, in das er den alten Kaß begrub. Dies Kirchlein ist im Laufe der Zeit zerstört worden und nur wenige Trümmer, deren Festigkeit der Zerstörungswuth widerstanden, ragen davon noch auf dem Kirchhof zu Breungeshain hervor.

Die Nachkommen des Bruno, die Bruninger, blieben in der Nähe wohnen, und ihr Wohnort wurde nach ihnen Bruningeshain genannt, welcher Ort später in Urkunden bald so, bald Breuningshain geschrieben wurde und jetzt Breungeshain heißt. Dort liegen auch nicht weit von der Kirche einige Stücke des Taufbeckens, welches früher auf dem Taufstein war, und die Bauern schärfen jetzt ihre Aexte an diesem Stein, der einst bei der Bekehrung ihrer Stammväter und nachher viele Jahrhunderte bei der Taufe ihrer Väter zu diesem heiligen Zweck diente.

Anmerkung. Die Berge Taufstein und Hohenrodskopf, von welchen der Erstere eine Höhe von 2371 und der Andere 2076 Fuß hat, sind die höchsten in dem Großherzogthum Hessen. Der Vogelsberg gehörte früher zu dem Lande Buchen, in welchem sich Winfried sehr lange mit der Bekehrung der Heiden beschäftigte. Nicht weit von dem Hohenrodskopf ist eine Quelle, welche der Esel Winfrieds durch einen Fußtritt soll hervor gerufen haben. Bei dem Dorfe Meiches sind die eigenen Fußtritte Winfrieds in einem Felsen zu sehen.

Osimunde von Ilbeshausen.

Von W. W. v. Cleberg.

Osimunde war ein Mädchen, jung und schön, scheu wie ein Reh und doch zugleich stolz wie ein Hirsch. Die Beschäftigungen der Mädchen waren nicht nach ihrem Sinne; sie liebte nicht den Feuerherd, die Spindel oder den Webstuhl; sie besuchte nicht Spinnstuben oder andere Orte des geselligen Verkehrs; sie haßte es mit Burschen zu kosen oder zu liebäugeln. Ihre Gesellschaften waren Jagdhunde und Geschosse; ihr Haus und Gemach waren der Wald und der Schatten der Bäume und des Gebüsches; ihre Freude war es den schnellen Hirsch, den starken Bären, den grimmigen Wolf unter grünen Bäumen und im tiefen Schnee zu verfolgen und zu erlegen. Sie liebte vor Allem im Oberwald auf seinen Bergen und seinen Höhen umherzustreifen. Hier wurde sie einst von einem kühnen verwegenen Jüngling erblickt; derselbe wurde von ihrer Schönheit bezaubert und folgte beständig ihren Spuren. Aber Osimunde wieß ihn stolz und streng zurück; sie verlachte sein Flehen und floh ihn. Da überfiel sie der Jüngling einst des Nachts mit einigen Genossen und wollte ihr Gewalt anthun. Sie aber wehrte sich muthig und der Jüngling konnte sie nicht mit Hülfe seiner Genossen bändigen. Da ermordete er sie in der Raserei der Liebe und entfloh, als er seine blutige That verrichtet, in ferne Länder. Erst nach vielen Jahren, nachdem sein Haar gebleicht und seine Stärke entflohen war, kehrte er in seine Heimath nach Ilbeshausen zurück, um an der Stelle, wo er das Mädchen getödtet, Buße zu thun. Es war Winter und unter Thränen bei Frost und Sturm zog er im Schnee zu der Stelle im Oberwald, wo er die unselige That verrichtet hatte. Dieselbe war von einem dichten fast undurchdringlichen Gebüsch umgeben. Als es ihm aber gelungen war, durch das Gebüsch durchzudringen, zeigte sich seinen Augen ein göttliches Wunder. Das Mädchen lag noch unversehrt und unverletzt da, gerade so, als wie er es vor vielen Jahren verlassen; es schien als sei sie eben gestorben, und während rings Berg und Thal mit Schnee bedeckt waren, das Wasser jedes Bachs sich in Eis verwandelt hatte, und die Bäume ihre nackten Aeste mit Eis und Schnee bedeckt in die Höhe streckten, blühten ringsum die Leiche-Blumen, und der ganze Raum war ein Frühlingsgarten, und die Vögel sangen von den Bäumen herab. Der Mörder fiel wie vernichtet nieder und als er wieder zu sich gekommen war, eilte er der ganzen Umgegend seine Unthat zu bekennen und das Wunder zu erzählen. Alles Volk eilte an die Stelle des Wunders und überzeugte sich von demselben. Da ward an dieser Stelle ein Kloster für reine Jungfrauen gebaut, und als es fertig und eingeweiht war, wurde die Leiche, die bis dahin unverändert geblie-

ben, in dem Kirchlein des Klosters beerdigt. Die Nonnen erlangten von ihrer Heiligen das Recht, selbst in dem Oberwald die Jagd auszuüben und die Beute zu behalten.

Jetzt ist das Kloster längst verschwunden, und von ihm und seinen Schutzheiligen nichts mehr übrig, als diese Sage.

Anmerkung. Ilbeshausen schon um 800 in Urkunden erwähnt, liegt auf der östlichen Seite des Vogelsbergs, ganz nahe an dem Oberwald.

Die steinerne Frau in Herchenhain.

Von W. W. v. Cleberg.

Einst lebte in Herchenhain, einem armen Dörfchen auf einem Bergrücken des Vogelsbergs neben einer nach ihm benannten Höhe, ein begüteter Mann, der drei Kinder hatte, zwei Söhne und eine Tochter. Nachdem er alt und gebrechlich geworden und seine Frau gestorben war, vertheilte er sein Gut und seine sämmtliche Habe unter seine Kinder, die erwachsen und verheurathet waren. Dabei wurde, wie dies häufig bei Bauern geschieht, ausbedungen, daß ihn seine Kinder auf die Reihe erhalten sollten. Im Anfang that dies Verhältniß gut, allein bald wurde der Alte, der nichts mehr besaß und nichts mehr verdienen konnte, den Kindern zur Last, und der Widerwille, ihre Schuldigkeit zu erfüllen, stieg bei ihnen von Jahr zu Jahr. Der Alte erhielt nur unter Murren, Nahrung und Verpflegung, ja die Kinder waren so gefühllos, ihren Unmuth über die Last, die ihnen die Erhaltung ihres Vaters verursachte, durch Schelten, Zanken und Drohungen zu äußern.

Lange trug dieser die Behandlung mit Geduld, theils aus Liebe zu seinen Kindern, theils weil er keinen andern Weg auffinden konnte, die Tage seines traurigen Alters zu fristen. Zuletzt vermochte er aber die Behandlung nicht länger stillschweigend und in Ruhe zu ertragen; er machte dem Sohne, bei dem er sich gerade aufhielt, bittere Vorwürfe, und so kam es zu offner unverhüllter Feindschaft. Da verließ der Greis das Haus seines Sohnes, indem er schwur, dahin nicht mehr zurückzukehren. Er suchte nun Zuflucht bei seinem andern Sohne, allein auch mit diesem kam es zum Streit, und er verließ auch dessen Wohnung, indem er den Schwur wiederholte, den er bei Verlassung der Wohnung seines andern Sohnes gethan hatte.

Als einziger Trost blieb ihm nur noch seine Tochter und er eilte nach deren Wohnung. Diese hatte indeß schon erfahren, was zwischen ihrem Vater und ihren Brüdern vorgefallen war. Sie hatte nun auch um so weniger Lust, ihren Vater aufzunehmen, da sie, obgleich noch nicht lange im Wittwenstande, eine neue Heurath im Werk hatte und fürchtete, daß ihr Bräutigam zurückgehen möchte, wenn er erfahre, welche Last ihr durch die Erhaltung ihres Vaters aufliege. Deshalb verschloß sie ihre Hausthüre, als sie ihren Vater kommen sah, und wies ihn, aus dem Fenster schauend, mit schnöden Worten und Scheltreden ab.

Der Greis entsetzte sich, als sein letzter Trost verschwand, und nachdem er nach einer langen Erstarrung wieder zu sich selbst gekommen war, verfluchte er seine Tochter und verließ unter bitteren Thränen das Dorf, das ihn geboren, und wo er sein langes Leben hindurch gewohnt hatte. Es verfloß hiernach das Frühjahr, wo dieß geschehen war und der Sommer, ohne daß man erfahren hätte, wohin sich der Greis in seiner Verzweiflung begeben hatte. Im Herbst hielt die Tochter Hochzeit und nach der Trauung ging sie mit ihrem Bräutigam in's Feld und auf die Herchenhainer Höhe. Als sie hierbei von solcher etwas herab gestiegen waren, und im niedrigen Gesträuch hin gingen, stolperte sie über einen Gegenstand, den sie darin nicht wahrgenommen hatte; sie sah unwillig nach, und erblickte die Leiche ihres Vaters.

Dieselbe war zu einem Gerippe abgemagert; die Finger waren angenagt, und es schien, als wenn er dies selbst in den Qualen des Hungers gethan hätte.

Da entsetzte sich die Tochter so, daß sie leblos zurück gegen die Felsen fiel, neben denen sie stand; ihr Blick erstarrte und sie verwandelte sich alsbald zum ewigen Denkmal des kindlichen Undanks und der Gottlosigkeit in einen mächtigen Felsen, der noch heute, auf der östlichen Seite der Herchenhainer Höhe an die Felsen gelehnt, dasteht.

Ulrich Mull.

Von W. W. v. Cleberg.

Vor alter Zeit lebte in der Gegend, wo jetzt das Städtchen Ulrichstein steht, ein armer Knabe mit Namen Ulrich Mull, welcher sich durch das Hüten der Geisen sein Brod erwarb. Er hatte einst seine Herde auf den Berg getrieben, der sich ihm Norden von dem Dorf Kölzenhain erhebt und auf dem gewaltige Steine hervorragen, so als wenn sie von Riesen oder Zauberern künstlich aufgeschichtet worden wären. Als er sich diesem Felsen näherte, hörte er eim schwaches Gewimmer und ging deshalb voll Neugierde herzu. Da sah er dann, daß eine große Schlange auf der Erde sich krümmte. Es war aber ein gewaltiger Stein auf solche gefallen, und sie suchte vergebens, sich unter demselben herauszuarbeiten. Der Knabe hatte ein mitleidiges Herz und dachte deshalb nicht an die Gefahr, die ihm durch die Befreiung der Schlange entstehen konnte, welche beinahe die Dicke eines Mannes und die Länge von zwei Männern haben mochte, er ergriff deshalb ein Stück Holz, das in der Nähe lag, und wälzte, indem er sich desselben als Hebel bediente, den gewaltigen Stein von der Schlange. Diese blieb nach ihrer Befreiung zuerst eine Zeit lang erschöpft liegen und kroch dann mit Mühe in eine Höhle zwischen den emporstehenden Steinen, in welcher sie bald verschwand. Der Knabe sah ihr neugierig nach und als sie verschwunden war, setzte er sich auf den Stein, den er von ihr gewälzt hatte, und gab auf seine Geisen Acht.

Plötzlich wurde er aber durch ein Geräusch geweckt, und als er sich umsah, nahm er wahr, daß eine gewaltige Schlange aus der Höhle zwischen den Felsen hervorkam. Dieselbe hatte eine solche Größe, daß die Schlange, welche er befreit, im Verhältniß zu ihr war, wie ein Kind zu einem erwachsenen Menschen. Auf dem Kopfe trug sie eine Krone und ihr Auge leuchtete wie Feuer. Sie wandte sich nach dem Knaben hin und sprach mit freundlicher Stimme: „Du hast mein Kind von großer Qual erlöst, ohne dich zu besinnen oder dir Lohn auszubedingen. Ich danke dir darum und will dir deine Wohlthat vergelten, so weit ich es vermag. Komm her zu mir, ich sehe du bist ein armer Knabe, du sollst aber nun reich werden, und Alles soll wohl gelingen, was du unternimmst!"

Der Knabe war Anfangs erschrocken, ging jedoch auf diese Aufforderung getrost herbei. Die alte Schlange reckte ihren Kopf weit aus dem Felsen hervor, beugte sich über das Haupt des jungen Geishirten und hauchte dreimal über solches hin. Hierauf sprach sie dreimal: „Fahre wohl!" und verschwand dann wieder zwischen den Steinen.

Der Knabe hatte bei den Worten der Schlange gehofft, von derselben einen Sack voll Gold oder Silber, oder doch wenigstens einige Hände voll zu erhalten, und war deshalb nicht wenig erstaunt, als sie ihm blos einigemal über den Kopf hinbließ und dann wieder verschwand. Da er indeß trotz seines kärglichen Unterhalts zufrieden lebte, und keine größere Bedürfnisse kannte, als seinen Hunger und Durst mit den einfachsten Nahrungsmitteln zu stillen und die Blößen seines Leibes noth-

dürftig zu bedecken, was er bei seinem Leben thun konnte, so tröstete er sich bald, daß seine Erwartung nicht erfüllt worden war. Er ging wieder zu seinen Geisen und vergaß, während er solche hütete, den Vorfall.

Als er gegen Abend seine Herde nach Haus trieb, betrachteten ihn alle, welche ihm begegneten, mit erstaunten Mienen, und einige Buben riefen ihm nach: „Du Rothkopf! Du Fuchs!" Er wußte nicht, wie diese hierzu kamen, da er schwarzes Haar hatte, und zog ruhig weiter. Bei seiner Ankunft zu Haus sagte aber seine Mutter zu ihm: „Ei Ulrich! wo hast du deine Haare so gelbroth gefärbt; die glänzen ja, als wären sie von eitel Gold!" Er wollte dies nicht glauben; da hieß ihn seine Mutter, sich in einem Eimer Wasser zu betrachten; und nun überzeugte er sich selbst, daß sie wahr geredet hatte. Er erzählte darauf seiner Mutter, was ihm während des Tags begegnet war, und diese rief erstaunt: „Sei gutes Muths, denn Heil und Glück ist dir zu Theil geworden! du wirst es bald selbst sehen!" Des andern Morgens betrachtete sie wieder das Haar ihres Sohnes und sie wagte nun beinah zu hoffen, daß Gold unter demselben sei. Sie schnitt es ihm deßhalb und ging in die nächste Stadt, wo sich ein Goldschmied befand. Dieser sagte beim Erblicken des Haares: „Das ist das feinste Gold, was ich noch gesehen habe!" und kief es ihr mit vielem Gelde ab. Also war der arme Ulrich Mull auf einmal reich geworden. Sein Haar wuchs so schnell, daß er jede Woche einen Pack abschneiden konnte. Er wußte kaum, wo er mit seinem Reichthum hin sollte, und ließ eine prachtvolle Burg auf dem Gipfel des Bergs bauen, auf welchem die Hütte seiner Mutter stand. Dieselbe wurde nach seinem Namen „Ulrichstein" und auch „Mullstein" genannt, welchen letzten Namen sie im gemeinen Leben führt. Bei seiner Mutter Hütte bauten sich so viele an, daß ein Städtchen erwuchs, das ebenfalls den Namen Ulrichstein führt und im gemeinen Leben Mullstein genannt wird, und von ihm mit Mauern umgeben wurde. Ulrich Mull war aber nicht blos reich, sondern auch weise und rechtschaffen, ein Vater der Armen und eine Stütze der Bedrängten. Er ward von Jedermann geehrt und gab einen mächtigen Grafen, der weit und breit angesehen, von den Seinen geliebt und von den Feinden gefürchtet war. Seinen Nachkommen hinterließ er viele Reichthümer, und sie herschten viele Jahrhunderte auf der von ihm erbauten Burg, bis endlich im Laufe der Zeit seine Familie ausstarb.

Seinen lieben Landsleuten, den schwarzköpfigen Ulrichsteinern, laßt uns übrigens wünschen, daß über jeden einmal die Schlange hauchen möge.

Anmerkung. Die von Ulrich Mull erbaute Burg hat noch lange nach dem Erlöschen seines Geschlechts gestanden und mehrere Belagerungen ausgehalten. Im 15. Jahrhundert ernährten sich ihre Bewohner, wie ein großer Theil des niederen Adels vom Straßenraub. Deshalb zerstörte sie der Landgraf Heinrich I. von Hessen (1269 – 1308) nebst den eine und beziehungsweise einige Stunden davon entfernten Raubschlössern Petershain und Rudlos.

Der Nießgeist von Grünberg.

In der Gegend von Grünberg lag in einem Walde vordem ein Raubschloß, von welchem jetzt kaum noch eine schwache Spur übrig ist, über das aber in dem Munde des Volkes mancherlei Geschichten umgehen. In einer dunkeln Nacht ging ein Mann an dem Rande des Waldes entlang seinem Heimathsdorfe zu. Plötzlich hörte er neben sich im Walde niesen und im Glauben der Niesende sei ebenfalls ein Wanderer, den er der Dunkelheit halber nicht sehen konnte, sagte er: „Gott helf!" Keine Antwort erfolgte, aber nach einiger Zeit nieste es zum zweiten Mal, und wie es schien, noch näher als vorhin. Der Mann, obschon ärgerlich, daß ihm vorhin nicht gedankt worden war, sagte nochmals: „Gott helf!" Wieder keine Antwort; aber

gleich darauf nieste es zum dritten Mal. „Nun," rief der Mann im Zorn, „wenn dir Gott nicht helfen soll, so mag dir der Teufel helfen!" Da erhob sich eine klagende Stimme und sprach: „Hättest du zum dritten Male „Gott helf" gesagt, so wäre ich erlöst gewesen, seit 300 Jahren wandere ich in diesem Walde und warte vergebens auf Erlösung, nun aber muß ich weiter wandern 100 Jahre.

Und heulend und klagend verlor sich die Stimme, in der Tiefe des Waldes.

Er denkt sein Theil.

Oberhessischer Volksschwank.

Von Wiegand.

Vor vielen vielen Jahren hatte Ilbeshausen einen Bürgermeister, der regelmäßig jede Woche einen Schubkarren voll Butter, welche in seiner Gemeinde sehr gut bereitet wird, nach Frankfurt fuhr. Einst, als er seine Waare glücklich und ungewöhnlich früh abgesetzt hatte und ein wenig in Frankfurt herumschlenderte, kam ihm der Gedanke, daß es doch eigentlich schicklich wäre, „sain's Gloichem," dem Herrn Bürgermeister von Frankfurt auch einmal einen Besuch abzustatten. Es war ihm in den langen Jahren, während er in Frankfurt Geschäfte machte, noch nicht möglich gewesen, dieser Pflicht der Höflichkeit zu genügen; auch war ihm, offen gestanden, der Gedanke dazu noch nicht gekommen, der nur einer müßigen Stunde, mithin der Langweile, seine Entstehung verdankte.

Nun war aber der besagte Herr Bürgermeister nicht der Mann, der einen guten Gedanken oder löblichen Vorsatz lange auf seine Erfüllung harren ließ. Gedanke und That war bei ihm in der Regel eins! So auch hier. Es genirte ihn deshalb auch gar nicht, daß gerade nicht die schickliche Stunde zu dergleichen Visiten war. — Er dachte, was brauchts da Umstände, kommt doch ein College zum Andern!

Er also in seiner Pelzkappe, schlichtem Wamse, kurzen ledernen Hosen, vogelsberger Schuhen und Gamaschen in die Wohnung des regierenden Bürgermeisters zu Frankfurt; wird auf erfolgte Anmeldung als Besuch angenommen, grüßt seinen Amtsbruder mit dem traulichen Titel: „Gauten Doag moin's Gloichens!" und eröffnete ihm, daß er dem Drange nicht länger mehr habe widerstehen können, auch einmal seinen Herrn Collegen in Frankfurt zu besuchen. Dieser ist natürlich über die Ehre sehr erfreut und läßt's, wie zu erwarten war, an zuvorkommender Behandlung nicht fehlen. — Es erfolgt eine Einladung zu einem Gabelfrühstück, welches natürlich angenommen wird. — Während desselben unterhielten sich beide Potentaten über den Bereich ihrer Amtsgeschäfte recht angenehm. Der Frankfurter Herr Bürgermeister frug hierbei auch seinen Collegen — im Hinblick auf seine wohlbeschuhten Füße — ob er nach Frankfurt zu Fuß gekommen oder gefahren sei? Hierauf mußte Letzterer natürlich antworten: — Gefahren!

Nach eingenommenem Frühstück wurde der Gast der Frau regierenden Bürgermeisterin vorgestellt und von dieser sehr huldvoll empfangen, auch in sämmtlichen Appartements herumgeführt, wobei namentlich ein Papagay, welcher seinen Discours mit dem Herrn Collegen (wie ihn die Frau Bürgermeisterin gleich ihrem Manne immer nannte) sogleich mit „Spitzbube" 2c. eröffnete, die Aufmerksamkeit des schlichten Vogelsbergers auf sich zog. Nach näherem Betrachten sagte er: „Fra Collegin, su hun mer bai ues grod Vügel!" — Diese war darüber ganz erstaunt und bat, sie bei seiner nächsten Anwesenheit in Frankfurt zu besuchen, ihr aber auch einen Ilbeshäuser-Papagayen mitzubringen. Beides wurde zugesagt. —

Den nächsten Dienstag also erschien versprochenermaßen der Herr Colleg von Ilbeshausen und brachte seinen „Urhoibel" (Nachteule) mit. Nachdem nun der-

selbe mit aller der feinen Zuvorkommenheit behandelt worden war, die seine Stellung als College erforderte, und nachdem die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Häuptern von Frankfurt und Ilbeshausen sich immer mehr befestigt hatten, wurde auch der Ilbeshäuser mit dem Frankfurter Papagayen confrontirt. — Als nun der Frankfurter Colleg des Papagayen (denn diese waren in gewissem Sinne eben so gut Collegen, wie die beiden Herren Bürgermeister) seine Gelehrsamkeit producirt hatte und der Ilbeshäuser sich auch vernehmen lassen sollte, da half alles Bitten und Flattiren des gewaltigen Hauptes von Ilbeshausen nichts, der Vogel bewährte sich als ächter Begleiter der Göttin der Weisheit und blieb seinem Grundsatz getreu:

Reden ist Silber, Schweigen aber Gold!

Auf die drängende Frage des Frankfurter Bürgermeisters, der den Vogel sogleich erkannt hatte und nur seinen Collegen noch ein wenig schrauben wollte, warum denn der Papagay gar nichts rede, wußte der redliche Ilbeshäuser keine andere Antwort, als: „Er diankt soi Thoal!" Seit jener Zeit sagte man dann auch von maulfaulen Menschen: „Er diankt soi Thoal, wie der Calbertshoäuser Papagay!"

Die Görgskirche von Elbenhausen.

Von W. W. v. Cleberg.

Es liegt ein Glöcklein vergraben
Im schmalen Wiesenthal,
Ein Brünnlein ergießt darüber
Des Wassers kühlen Strahl.

Die Alten hört' ich erzählen:
Am Görgstag Morgens früh
Tönt laut die vergrab'ne Glocke,
Selbst Todte hören sie.

Da schlich ich Mitternachts leise,
Von Neugier heiß entbrannt,
Bis zu dem Bühl, drauf einstens
St. Görgens Kirchlein stand.

Ich barg mich, verstohlen zu lauschen,
Still hinter den nächsten Baum,
Des Mondes gekrümmte Sichel
Drang durch den Nebel kaum.

Zwölf schlug die Kirchuhr zu Schotten;
Der Wind trug her den Schall;
Davon erwacht die Gegend,
Verwandelt allüberall.

Es stand auf dem Bühl ein Kirchlein,
Licht drang aus seinem Thor,
An dem Brünnlein hört' ich's rauschen,
Es stieg Etwas hervor.

Ein Priester war's und ein Knabe;
Sie zogen ein Glöcklein auf;
Sie trugen es in das Kirchlein
Und hingen's dort hinauf.

Da tönte das Glöcklein helle,
Gewaltig, wunderhaft.
Wie der Blitz die Nacht, so die Stille
Durchdrang der Ton mit Pracht.

Rings kreiste die Erde mächtig
In schwerem Mutterweh'n.
Aus ihrem Schooße da sah ich
Viel Männer rasch ersteh'n.

Sie schritten zur Kirche und knie'ten,
Von Schmerz und Weh' erfüllt.
Der Priester lag betend voran
Vor Görgens Feuerbild:

„St. Görg, du glühender Wiegand,
Wie ist dein Urtheil schwer,
Weil wir dich einst verleugnet,
Erzürnt dich einst so sehr!

Wir fürchten uns, als du riefest:
Beschützt mein Heiligthum!
Kämpft kühn für mich bis zum Tode!
Wer fällt, hat ew'gen Ruhm.

Wir haben die Glocke vergraben,
Dein Bild weh! gar verbrannt,
Gekniet vor der Heiden-Eiche,
Zum Götzendienst gewandt.

Wann erhebt dein Kirchlein sich wieder?
O laß es bald gescheh'n!
Daß wir nach Jahren und Jahren
Zur ewigen Ruh' eingeh'n!

Und alle Betenden weinen,
Und rutschen auf den Knie'n.
Das Bild zersprüht in Feuer
Ha! wie darin sie glüh'n!

Da kräht von dem Baum so helle
Ein Auerhahn herab.
Froh huschen sie auseinander,
Ein Jeder in sein Grab.

Der Priester und Knabe tragen
Die Glock' zum Born zurück.
In Nebel und Dünst verfließet
Die Kirch' im Augenblick.

Anmerkung. Das schmale Wiesenthälchen zieht von Schotten nach Rainrod hinab und ist großen Theils auf beiden Seiten mit Wald umgeben. Das Görgskirchlein stand auf einem ganz kleinen Vorsprung des westlichen Bergrückens und nur wenige Trümmer sind noch von ihm übrig. Von dem längst ausgegangenen, aus zerstreut liegenden Häusern bestehenden Dorf Elbenhausen, zu welchem das Kirchlein gehörte, findet sich keine Spur mehr. Die Quelle, in welcher die Glocke versenkt worden, liegt der Kirche gegenüber auf der östlichen Seite des Thälchens.

Die sieben Ahorne.

Von W. W. v. Cleberg.

Es trieb mich herauf in geweihter Nacht;
Nach altem Brauch wird der Zauber vollbracht;
Ich umschritt siebenmal die heiligen Sieben,
Und jeglicher Stamm wird mit Blut beschrieben.

Dann lag im Gebet ich und stand erst auf,
Als Mitternacht zeigt der Gestirne Lauf,
Die Götter, die Sieben — o, furchtbares Schauern! —
Ich sah sie, ich sah sie, Männer und Frauen!

Gewürdigt des Anschau'ns, o Schrecken und Lust!
Wie starrte das Auge! wie hob sich die Brust!
In ihr Antlitz da blickt' ich; — ich ertrug sie die Gluten,
Die im Auge der Götter hellleuchtend ruhten.

Sie schauten mich an, sie grüßten mich laut;
Sie luden mich ein, — o beglückender Laut! —
Zu wandern den Weg zu den seligen Hallen,
Zu den Helden, die muthig gekämpft und gefallen.

Gefolgt bin ich ihnen; dir kündet's mein Blut;
Nach der Urväter Brauch, mit der Ahnen Muth.
Mein Herzblut, das kühn ich selber vergossen,
Den Göttern und Helden macht's mich zum Genossen.

Du Freund, der besorgt mich hier aufsucht,
Wart ab meines Lebens schleunige Flucht!
Begrab mein Gebein hier unter die Bäume!
Mein Geist geht ein in der Götter Räume.

Anmerkung. Der hohe Punkt des Vogelsbergs, welcher „die sieben Ahorne" heißt, war in ältester Zeit ein heiliger Ort, wahrscheinlich 7 Gottheiten geweiht. Diese Heiligkeit erwarb ihm den Ruf, daß er die höchste Spitze des Vogelsbergs sei, was nicht der Fall ist. In späteren Zeiten diente er Landstreichern zum Versammlungsort und aus dieser Zeit stammt das Landstreicherlied: Unter den sieben Ohren (Ahorne) bin ich geboren 2c. Die alten Ahorne, welche ehemals den Platz bezeichneten, sind jetzt verschwunden, jedoch sollen sieben neue an ihre Stelle gesetzt worden sein.

Der wilde Stein bei Altenschlirf.

Von W. W. v. Cleberg.

Im wilden Stein, wer liegt darin?
Die wilde Frau mit grimmem Sinn!
Sie liegt im Bett bei Tag in Ruh',
Doch schließt sie nicht die Augen zu.
Sie will niemal belauschet sein,
Drum schau' zur Spalte nicht hinein,
Sonst wird's um dich geschehen sein.

Den Müller aus der nahen Mühl'
Trieb's lang schon zum gewagten Spiel.
Er schleicht so leis zum wilden Stein,
Schaut durch die Spalte keck hinein.
Da liegt die wilde Frau gestreckt,
Auf Moos, mit Fellen zugedeckt,
Die Augen beid' wie Kohlen glüh'n
Und gleich der Schmiede Funken sprüh'n.
Der Müller flieht, er flieht entsetzt,
Als würd' er wie ein Wild gehetzt,
Springt in sein Haus hinein im Nu,
Schließt hinter sich die Thüre zu.
Er hört da, wie mit mächt'gem Schritt,
Die wilde Frau zum Hause tritt.
„Wo berg' ich mich in ein Versteck'
Damit das Weib mich nicht entdeck'!"
Er legt sich auf den Bettkranz hin,
Und eilt den Vorhang vorzuzieh'n.
Die wilde Frau 'ne Gerte schwingt,
Vom Schlag die Thür' in Stücke springt.
In den Hausährn tritt sie hastig ein,
Bückt sich zur Stubenthür' hinein.
Den Müller trifft ihr Gertenschlag,
Da krümmt er sich mit Ach und Klag;
Es war sein letzter Lebenstag.

Anmerkung. Altenschlirf liegt auf der östlichen Seite des Vogelsbergs; seine erste Kirche wurde um das Jahr 800 von dem Bischof von Mainz eingeweiht.

Das Mädchen von Schlitz.

Von W. W. v. Cleberg.

Gar leise verließ das Mägdlein das Haus,
Zur heimlichen Buhlschaft zog es hinaus;
Und als es beschritten des Flusses Steg
Wer kam auf es zu auf schmalem Weg!
Der Vater! wie wird der erzürnen!

„Was soll ich ihm sagen! wo berg' ich den Ring,
Den ich von dem Buhlen heimlich empfing!"
Es reißt ihn vom Finger, da wird er voll Blut,
Im Schreck läßt's ihn fallen; er stürzt in die Flut;
Dort schnappt ihn ein Fischlein behende.

Der Vater er nahet, er kennt es nicht,
Er schaut ihm starr und entsetzt in's Gesicht.
Weit weichet er aus, er schreitet rasch zu:
„Aussätzige flieh', was willst hier denn du!
Geh' birg dich schnell in dein Hüttchen!"

Das Mägdlein kommt hin, wo der Buhle sein harrt;
Er kennt es nicht, wie sehr er's anstarrt.
Es redet ihn an, da flieht er geschwind;
Er scheut seinen Athem, er scheut selbst den Wind,
Wenn her von dem Mägdlein er wehet.

Da beugt's sich zur Flut, zu beschau'n sein Gesicht.
Weh'! Aussatz bedeckt es; es kennt sich selbst nicht:
„O wehe, o wehe der schimpflichen Noth!
Zwar leb' ich, doch bin ich den Menschen schon todt,
Die Hölle schon hab' ich auf Erden!"

Es steht an der Fulda ein Weidenbaum,
Da sitzt es im Hüttchen, in schmalem Raum.
An langem Stab ist sein Napf gesteckt;
Die Schell' in der Hand, das Haupt bedeckt,
So fleht's an der Straß' um Almosen.

Wie thut ihm der Frost, wie die Hitze so weh!
Wie quält es der Regen, wie peinigt's der Schnee!
Oft kämpft mit dem Durst und dem Hunger es schwer;
Schon morschet sein Hüttchen und schützt es nicht mehr;
Schon sitzt es drin sieben der Jahre.

Da kommt ein Ritter auf muthigem Roß;
Er ziehet zur Jagd mit blankem Geschoß.
„Gebt mir ein Almosen, o Ritter, o gebt!"
Er schauet das Mägdlein, sein Herz erbebt;
Weiß selbst nicht, wie ihm geschiehet.

„Den Vogel sieh' auf dem Baume hier!
Einen Fisch zerreißt er zum Fraß mit Gier;
Er sei meine Gabe! ihn trifft mein Pfeil!"
Schon stürzt er, das Mägdlein ergreift ihn in Eil'.
Was starr'n, was starr'n seine Augen!

Im Leib des zerrissenen Fisches ruht
Des Mägdleins Ring, benetzet mit Blut,
Es steckt ihn an Finger, ihr Herzelein lacht;
Gesund blüht es auf, wie nach finsterer Nacht
Die Morgenröthe erblühet.

„Süß Mägdlein! mein Bräutlein, das lang ich gesucht,
O endlich kehrst du zurück von der Flucht!
Mein Ringlein trägst du, es weissagt mein Glück.
Komm her an mein Herz! zu den Aeltern zurück!
Komm mit mir! komm mit zum Altare!

„Komm mit zum Altare, die Aeltern sehn's gern!
Sie scheuten den Knecht, doch ich wurde zum Herrn.
Glück ward mir beschieden in blutigem Krieg;
Doch jetzt erring ich den süßesten Sieg;
Komm mit mir! komm mit zum Altare!"

Der Riedesel Name.

Von J. W. Wolf.

Ein Kaiser verirrte sich eines Tages auf der Jagd im Walde und kam in große Noth und Gefahr seines Lebens, als ihn ein Ritter sah und den Erkannten auf den rechten Weg und zu seinem Gefolge brachte. Zum Dank dafür schenkte ihm der Kaiser so viel Land, als der Ritter in drei Tagen auf einem Esel umreiten könne. Der Ritter saß sofort auf und des Landes war keine geringe Strecke, welches er also zum Eigenthum erwarb. Von dem Ritt auf dem Esel nannte ihn der Kaiser aber Rittesel, welches später zu Riedesel wurde und gab ihm des Thieres Kopf in sein Wappenschild.

Die Lahn hat gerufen.

Von J. W. Wolf.

Noch immer, ehe eins in der Lahn bei Gießen ertrunken ist, hat sie gerufen und das haben die Müller und Bleicher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesmal Mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf, schlägt starke Wellen und dann ruft es mit lautem Schrei aus dem so aufgeregten Wasser:

die Zeit ist da!
die Stund' ist da!
wär' nur der Mensch da!

Nun hört man mit heimlichem Schauder erzählen: „Die Lahn hat gerufen, es ertrinkt bald wieder eins," und das ist auch allemal zugetroffen, es ist bald darauf wirklich eins in der Lahn ertrunken.

Bei Neustadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen: „Ich will einen Menschen haben, einen Menschen will ich haben." Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn, denn es wird ihnen bange.

Die Teufelskanzel im Hangelsstein bei Gießen.

Von J. W. Wolf.

Wenn man den Weg von Gießen nach Heibertshausen geht und kommt an dem großen Steinbruch im Hangelstein vorbei, so sieht man gleich rechts im Walde ein hervorragendes Felsstück, das heißt die Teufelskanzel, denn da soll der Teufel alle Jahr einmal des Nachts predigen.

Die vermauerte Thüre.

Von J. W. Wolf.

Eine solche befindet sich in dem Speisesaal des freiherrlich Riedesel'schen Schlosses Eisenbach und von ihr gibt es folgende Sage. Jedesmal, wenn in dem Saal zwölf zu Tische saßen, kam durch diese Thür, nie aber durch eine andere, der Dreizehnte dazu, so daß die schlimme Zahl voll wurde und einer aus der Gesellschaft binnen Jahresfrist sterben mußte. Da hat man die Unglücksthür zuletzt vermauert und und seitdem wurde es anders und wie oft auch noch zwölf Gäste sich zur Tafel setzten, es erschien kein Dreizehnter mehr.

Die treue Frau von Dalwigk.

Von J. W. Wolf.

Reinhard V. von Dalwigk, der Ungeborne genannt, weil er durch einen Kaiserschnitt zur Welt kam und durch das Erwärmen in dem Bauche frisch geschlachteter Schweine erhalten wurde, wurde einst (1448) in dem Schlosse Weidelburg von dem hessischen Landgrafen Ludwig belagert. Als er sich nicht mehr halten konnte, versuchten

seine Freunde, ihn durch List zu retten. Sie verbargen ihn in einem mit Speck gefüllten Sack und luden diesen auf einen Esel, um ihn so unbemerkt durch die Belagerer zu entführen; aber die List mißglückte: Reinhard wurde entdeckt und fiel in des Landgrafen Hände. Eine andere Sage erzählt, der Fürst habe durchaus verlangt, daß sich Reinhard in Person stelle. Da stieg Reinhards Frau in's feindliche Lager nieder und ließ sich vor den Landgrafen führen, dem sie weinend zu Füßen fiel, indem sie ihn um Gnade für ihren Gemal bat. Da sprach der Landgraf, obgleich er sich vorgenommen, nicht einen Hund auf dem Schloß leben zu lassen, solle doch ihr sammt ihren Frauen uud Mägden vergönnt sein, mit dem, was jeder lieb wäre und sie tragen könne, frei abzuziehn. Der Junker aber und die andern Männer sollten bis auf weitern Bescheid oben verbleiben. Der Landgraf setzte ihr für die Haltung dieses Versprechens seine fürstliche Treu zum Pfande. Nachdem sie sich wieder zur Burg begeben, bereitete sie sich mit ihren Frauen zum Abzug und gab denselben ihre Kleider und Kleinode zu tragen; sie selbst aber nahm ihren Mann auf den Rücken und also zogen sie ab. Da meinte zwar der Landgraf, von dem Junker sei in der Beredung keine Rede gewesen, doch sie sprach: „Was würde mir anders lieb und kostbar sein, wenn ich meinen Herrn in Todesgefahren hinter mir wissen sollte? Und bedünkt mich, Euch nicht zuwider gethan zu haben, weil mir erlaubt worden, mit zu tragen, was mir lieb sei; deßhalb habe ich meinen theuersten Schatz mit mir genommen." Solche Liebe und Treue brach des Landgrafen Zorn und er gab seinen blutigen Vorsatz auf.

Der Hausberg bei Butzbach.

Von J. W. Wolf.

Die Spitze des Hausbergs heißt Hoinbornkopp oder Hoinkopp. Auf der Seite bei Hochweisel nach Niederweisel ist eine Stelle, welche man Hoinjerplatz nennt, wo vor Zeiten alljährlich von den Bewohnern der umliegenden Dörfer Markt und Tanz gehalten wurde, welchen man den Hoinjermarkt oder das Hoinjerfest nannte. Auf der andern Seite des Berges stand ein Hof, welcher die Jssel hieß. Er ist noch nicht lange abgebrochen, und das Ackerfeld in Wald verwandelt. Diese Namen sind der Sage nach so entstanden.

Auf dem Hausberg hatte ein alter heidnischer Gott seinen Aufenthalt und die alten heidnischen Bewohner wallfahrteten dahin, um ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Auf dem Hoinjerplatz befand sich sein Bild und dort geschahen auch die Opfer. Daraus wurde in der Folge das Hoinjerfest.

Andere erzählen, auf dem Hausberg hätte eine alte Burg gestanden, welche Hoinjerburg geheißen, wovon der Gipfel des Berges noch seinen Namen trage. Jn einem verschütteten Brunnen befänden sich noch die Schätze dieser Burg verborgen. Aus der Ferne wären später Leute gekommen und hätten in der nahegelegenen Kapelle schwarze Hühner geopfert.

Auf dem Gipfel des weiter westlich gelegenen Berg's, der Hessel, liegt ein Platz, der jetzt noch als Tanzplatz benutzt wird und der Gickel heißt.

Die beiden Schwestern.

Von J. W. Wolf.

Jn einem Dorfe in Oberhessen lebten zwei Schwestern, davon war die Eine arm, die Andre reich. Eines Tages ging die Arme zur Reichen und sprach, sie solle ihr doch sagen, wie sie es anfangen müsse, um auch reich zu werden. Die Andere

hieß sie mit in ihre Küche gehen, schmierte sich selbst und ihrer Schwester die Füße mit einer Salbe ein und sagte, Alles was sie jetzt thue, das solle sie auch thun. Dann trat sie auf den Heerd und sprach:

„Fahr auf und fahr nieder,
Fahr nicht in alle Ecken wieder,"

und kaum hatte sie so gesprochen, so fuhr sie durch den Schornstein hinaus. Die Andere wollte ihr gleich thun, hatte aber das Wort „nicht" in der zweiten Zeile des Versleins überhört, und sprach:

„Fahr auf und fahr nieder,
Fahr in alle Ecken wieder,"

da fuhr sie auch durch den Schornstein in die Höhe, stieß sich aber unterweges überall an, so daß sie ganz voll Blut war, als sie oben herauskam.

Nun flog sie ihrer Schwester nach, und Beide kamen bald auf einer großen Wiese an. Hier waren schon gar viele andere Weiber versammelt, und ein grauer Mann führte einer jeden einen schwarzen Geisbock zum Reiten vor. Die Böcke fingen nun an, wie toll mit ihren Hexen herumzuspringen und zu tanzen, dabei ward gejubelt und geschrieen und der graue Mann spielte dazu auf.

Als aber die Stunde schlug, fuhren auf einmal alle Hexen fort durch die Luft, nur die arme Frau wußte nicht recht, wie sie es anfangen solle. Auf einmal fing der Bock an mit ihr fortzuspringen und hielt nicht inne damit, bis er an ein großes Wasser kam; hier warf er sie ab und verschwand. Sie raffte sich auf und schaute sich um, konnte aber die Gegend nicht erkennen. Zwei Tage lang ging sie an dem Wasser hin und her und suchte nach einer Brücke oder einer Fähre, traf aber keinen Menschen an und kam fast um vor Hunger und Durst und Ermüdung. Am dritten Tag stand plötzlich der graue Mann wieder neben ihr und sagte, wenn sie sich ihm jetzt ganz zu eigen geben, auch ihm die erste Seele (das erste Kind) versprechen wolle, so werde er sie nach Hause schaffen. Die Frau willigte ein, und der Graue fuhr mit ihr fort durch die Luft und ließ sie wieder durch den Schornstein ihrer Schwester hinabfallen. Vorher aber hatte er sie gefragt: ob er mit ihr essen solle, oder ob sie mit ihm essen wolle? Sie hatte gesagt, sie wolle mit ihm essen, und von dem Tage an brachte er ihr Alles, was sie zur Speise bedurfte, auch Geld und was sie sonst haben wollte, so daß sie ihren Wunsch nach Reichthum erfüllt sah, freilich um einen Preis, den kein ordentlicher Christenmensch gegeben hätte, denn das erste Kind, welches sie bekam, war des Teufels.

II. Sagen aus Starkenburg.

Darmstadt.

Walther von Birbach.

Walther von Birbach der kühne Mann,
Dienet Marieen!
Sein Sinn auf neue Siege sann.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmstadt ist ein Festturnier
Dienet Marieen!
Drum sprengt er durch das Waldrevier.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria, Himmelskönigin,
Heut gib mir Sieg, du Siegerin!“

Sein Herz in Freuden schwimmt und schwebt
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin ist ihm der Geist entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr:
Da steigt sie nieder vom Altar,

Hebt ihm den Helm vom Haupte sacht,
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Harnisch löst sie leis und schlau
Und schnallt ihn an, die schöne Frau.

Sie nimmt ihm Harnisch, Schwert und Schild
Und spornt sein Roß durch's Korngefild.

Nicht lange währts, sie ist zurück,
Gibt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt sein Geist aus sel'gem Traum.

Noch einmal neigt er sich dem Bild
Und spornt sein Roß durch's Korngefild.

„Herr Ritter, wollt ihr zum Turnei?
Zu spät, zu spät, schon ist's vorbei.“

Und wer ist's, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann.“

Walther von Birbach? spottet nicht,
Sonst fühlt ihr seines Arm's Gewicht.

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnelein.

Und wie er lauscht, thut jeder Mund
Mit Preisen seinen Namen kund.

Drei Ritter kamen vom Turnei:
„Ach edler Sieger, gib uns frei!

„Wir bieten hohes Lösegeld,
Dein starker Arm hat uns gefällt.“

Da tagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin.“ —

„Nicht meine Kraft hat das gethan:
Kein Lösegeld darf ich empfahn.

„Ihr müsset dienen lebenslang,
Dienen Marieen!
Der lieben Frau, die euch bezwang,
Alle Himmel geben ihr Ehre.“

Karl Simrock.

Der Herrgottsberg bei Darmstadt.

Von J. W. Wolf.

Vor alter Zeit sollte auf dem jetzigen Herrgottsberg eine Kirche gebaut werden und zwar in Folge eines Gelübdes, welches die Gemeinde Bessungen zur Zeit einer allgemeinen Noth gethan hatte. Man schaffte das Material dazu hinauf, Holz, Steine,

Alles, was zum Bau nöthig war und wollte denselben in Angriff nehmen, als man eines Morgens alles das am Fuße des Berges wieder fand. Man hielt dieß für ein Werk böser Menschen und trug Holz und Steine wieder herauf, aber am folgenden Morgen fand man es von neuem im Thal. Da beschloß der Baumeister selbst Wache zu halten und ging nebst einigen Gesellen Abends auf den Berg, wo er sich versteckte. Gegen Mitternacht sah er eine schwarze Gestalt, die das Holz nahm und mit Leichtigkeit herunterwarf, die größten Balken, wie die gewöhnlichsten Dielen. Obschon erstaunt und einigermaßen erschrocken, wagte sich der Baumeister doch hervor und fragte den Schwarzen, wie er sich erkühnen dürfe, das für des Herrn Haus Bestimmte frevelhaft vom Platz zu werfen und die Arbeit also zu hindern. Da lachte der Schwarze höhnisch und sprach: „Eben weil ihr solch ein Haus bauen wollt, hindere ich die Arbeit, wolltest du mir eins bauen, es stände schon da, bevor der Tag anbricht.“ Der Baumeister, ein kluger Mann, besann sich schnell und sprach: „Wohlan, das Haus soll dein sein, wenn es bis Morgen früh fertig dasteht.“ Er merkte nämlich wohl, mit wem er zu thun hatte und bedang sich nur aus, daß der Schwarze nach dem bereits fertigen Plan bauen müsse, was auch zugestanden wurde. Zufrieden mit seinem Handel ging der Baumeister nach Bessungen zurück und geraden Wegs zum Pfarrhaus, wo er sich mit dem Pfarrer berieth, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Da läuteten unerwarteter Weise alle Glocken der Kirche und verwundert strömte die Gemeinde zusammen und Jeder fragte, was das wohl bedeute? Der Pfarrer trat unter sie und ermahnte sie, sich rasch zu einer feierlichen Prozession auf den Herrgottsberg zu bereiten. Es dauerte nicht lange, da zog ganz Bessungen, das Kreuz an der Spitze unter Gebet und Gesang dem Berge zu, auf dessen Höhe die Kapelle schön im ersten Gold der Morgensonne strahlte. In der Thür stand der Teufel und rieb sich schon lang die Hände vor Freude, als er aber die heiligen Lieder hörte, wie sie näher und näher drangen, wurde es ihm schwül und schwüler. Da blitzte ihm plötzlich das Kreutz entgegen, es rückte gleichfalls seinem Bau näher, er sah, daß er überlistet war und eilte von dannen, so daß die Prozession ungestört in die Kapelle einzog. Aber er beschloß sich zu rächen und alle zu tödten, die eben in der Kapelle waren: er riß einen ungeheuren Felsblock los, erhob sich mit demselben in die Luft und warf ihn gegen das Dach des Kirchleins. Wäre ihm sein Wurf gelungen, dann hätte nicht mancher Bessunger sein Leben gerettet, aber der Schutz Gottes war mit den Andächtigen, der Stein prallte ab und fiel, ohne Schaden zu bringen, neben der Kirche nieder. Da liegt er denn noch und als Wahrzeichen sieht man an der Stelle, wo ihn der Böse gefaßt hatte, dessen Krallen eingedrückt.

Andere sagen, nicht der Baumeister, sondern sein erster Geselle habe bei dem Bau gewacht und dem Teufel seine Seele verschrieben, um des Baumeisters Tochter, die er liebte, zu gewinnen. Der Meister, erfreut über die rasche und schöne Vollendung des Baues, habe sie ihm auch sofort gegeben und die Hochzeit sei gefeiert worden. Da habe es Abends dreimal an die Thüre geklopft, der Bräutigam sei herausgetreten, um nachzuschauen, wer da sei, aber nicht zurückgekehrt. Am folgenden Morgen habe man frische Blutspuren vor der Kapelle gesehen.

Die Teufelskralle auf dem Herrgottsberg.

Der Teufel ist ein dummer Wicht;
Trotz aller argen Ränke
Führt mancher Schalk ihn hinter's Licht,
Das zeigen tausend Schwänke.

Bei Darmstadt liegt ein Fels im Wald,
Drauf steh'n des Teufels Krallen;
Der Böse hat die Faust geballt,
Als er ihn lassen fallen.

Am Herrgottsberge zeigt man noch
Eine geräum'ge Stelle;
Da stand vor grauen Jahren hoch
Die heiligste Kapelle.

Doch dem verwitterten Gestein
War länger nicht zu trauen;
Da riß das Haus der Meister ein,
Es schöner aufzubauen.

Der Teufel das mit Freuden sah,
Verkleidet kam er eilig:
„Ei, Meister, ei, was machst du da?
Ist dir das Haus nicht heilig?"

Allein der Meister kannt' ihn schon,
Und rief: „Gesell, bedenke,
Dem Pfäfflein bauen wir zum Hohn
Hier — eine neue Schenke."

Der Böse dachte: Gut für mich,
Und mir nur zum Gewinnste!
Verdingt' als Werkgeselle sich,
Und that getreue Dienste.

Und schnell gefertigt war das Haus,
Eh' noch drei Tag' verstreichen;
Er eilt und suchet einen Strauß,
Der Schenke muntres Zeichen.

Indessen hat der Meister still
Ein Kreuz hervorgenommen;
Das stellt er hin als sichre Wacht:
Nun laßt den Argen kommen!

Hu! wie zurück der Teufel prallt,
Als er das Kreuz gesehen!
Wie fleucht er durch die Lüfte bald
Zu nahen Felsenhöhen!

Er reißt den schwersten Felsblock aus;
Er schwingt ihn in die Lüfte:
Gib Acht, nun fährt dein frommes Haus
Tief in des Abgrunds Klüfte!

Allein der dumme Teufel schwang
Den Stein schief von den Höhen,
Und ruhig blieb am Bergeshang
Das fromme Kirchlein stehen.

Wie das geschah? Heiß war der Stein
Und senkte sich zum Falle;
Drum drückte sich auch tief hinein,
Man sieht sie noch, die Kralle.

August Nodnagel.

Drei Brunnen bei Darmstadt.

Von J. W. Wolf.

Bei Darmstadt, nach Reinheim zu, liegen die drei Brunnen, auch Milchbrunnen und Kinderbrunnen genannt; daraus stammen alle Darmstädter.

Das Gewölbe auf dem heiligen Kreutzberg bei Darmstadt.

Von J. W. Wolf.

Auf diesem Berg stand in katholischen Zeiten die Kapelle zum heiligen Kreutz. Als man einmal an der Stelle grub, fand man einen Altar und als die Arbeiter weiter graben wollten, stürzten sie plötzlich in ein unterirdisches Gewölbe, worin ein steinerner Tisch stand, auf dem ein Handschuh lag und neben dem Handschuh eine große Schlange. Was dieß zu bedeuten hatte und wovon der Handschuh herrührte, das weiß Niemand.

Der Schatz im Schloß zu Darmstadt.

Von J. W. Wolf.

Landgraf Ludwig VIII. lag eines Nachts in seinem Bette, da hörte er ein Geräusch in dem Zimmer und als er um sich schaute, sah er einen geisterhaften Mann, der vor seinem Bett stand und ihm mit der Hand winkte, mit ihm zu gehen. Obgleich nun, wie jedermann weiß, der Landgraf ein Herr war, der keine Furcht kannte, so zögerte er doch und schlug es dem Geist ab.

Am andern Morgen ließ er seinen Hofprediger kommen und erzählte demselben von der Erscheinung, fragte ihn auch, ob er der Aufforderung des Geistes folgen solle? Der Prediger stimmte ein, sofern der Geist kein böses Begehren an ihn stelle; vielleicht sei ja der Landgraf zu dessen Erlösung berufen. Als nun in der folgenden Nacht der Geist sich abermals zeigte, erhob sich der Landgraf, zog sich an, nahm seinen Stock, ein schönes spanisches Rohr, und folgte ihm. Da führte ihn der Geist in die Gewölbe unterm Schloß, die so ausgedehnt sind, daß sich einmal ein Maurer darin verirrt hat und lange nicht herauskommen konnte; auch sagt man, es führe aus ihnen ein unterirdischer Gang bis an die Tanne, nach andern bis an den Herrgottsberg, wo man noch heutzutage die Oeffnung eines Ganges sieht. Lange gingen sie in den Gewölben fort, da wurde es lichter um sie, ohne daß der Landgraf unterscheiden konnte, woher das Licht kam. Er stand aber in einem großen, runden Gewölbe und rings an den Wänden sah er große Fässer stehen, welche mit Geld gefüllt waren. Da lehnte er den Stock an die Wand und ging umher, sich die Fässer näher zu beschauen. Das dauerte eine Weile, da sprach der Geist: „Siehe dieser ganze Schatz ist deinem Sohn bestimmt, du genießest nichts davon. Jetzt aber komm, denn meine Zeit ist abgelaufen." Der Landgraf ging mit dem Geist zurück, vergaß jedoch in der Eile, seinen Stock wieder zu nehmen, und kam also auf sein Schlafzimmer, wo der Geist verschwand.

Morgens wäre er fast versucht gewesen, die ganze Geschichte für einen Traum zu halten, wenn ihm nicht sein spanisches Rohr gefehlt hätte; das aber war verschwunden und nirgends zu finden. Er ging nun, von mehreren Maurern begleitet in die Gewölbe und suchte, ob er den Weg, den er nächtens gemacht, wieder finde, doch das war unmöglich. Da hat er denn die ganze Sache zu Protokoll gegeben und dazu gesetzt, er könne sie mit einem Eid bekräftigen.

Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig IX., war zwar ein vortrefflicher Fürst, hatte aber nicht des Vaters Muth und Entschlossenheit. Weil er nun die Geschichte von dem Geist wußte, hat er nie auch nur eine Nacht in dem Schloß schlafen wollen, sondern meist in Pirmasenz und anderswo gewohnt.

Der Hort im Fürstenschloß.

Im alten Schloß, im tiefsten Grund
Verborgen, ruht ein Hort,
Doch keiner Seele worden kund
Ist noch, allwo der Ort.

Es ist ein riesengroßer Leu
Von eitelfeinem Gold,
Der in den Augenhöhlen zwei
Demante feurig rollt.

Des Hauses Ahnherr also macht
Es alte Sage kund —
Hat ihn versenkt zur Mitternacht
Tief in der Erde Grund.

Hier rastet still der goldne Leu
Mit Augen von Demant,
Bis daß ein Enkel fromm und treu
Einst herrschen wird im Land;

Der sich mit ächter Vaterhuld,
All' jeder Noth erbarmt,
Und durch des Wohlthuns fromme Schuld
Am Ende selbst verarmt.

Dem wird der Ahnherr freundlich nah'n
In mitternächt'ger Hut,
Und ihm die Stelle zeigen an,
Allwo der Löwe ruht.

Wol mancher Enkel harrte sein,
Er aber hält sich fern,
Und harrt Jahrhundert aus und ein
Auf einen solchen Herrn.

Denn ob auch mancher sich voll Huld
All' jeder Noth erbarmt:
Noch ist kein Enkel durch die Schuld
Des Wohlthuns ganz verarmt.

C. Merck.

Das Schloß zu Darmstadt.

Von J. W. Wolf.

Der Erbauer des alten Schlosses zu Darmstadt gab — wie er denn ein sehr gütiger und gern vertrauender Herr war, dem Baumeister, der dasselbe aufrichten sollte, einen großen Schatz, um damit alle Kosten des Baues zu bestreiten. Als das Schloß nun so weit fertig war, wie man jetzt sieht, vergrub der Meister den Rest des Schatzes und entfloh, nachdem er noch einen guten Theil davon zu sich gesteckt hatte. Als er später in der Fremde starb, fand er keine Ruhe im Grab; er muß jede Nacht an das Schloß nach Darmstadt, wo er an der Mauer kratzt und zwar an der Stelle, wo der Schatz liegt. Erst wenn derselbe wiedergefunden ist, wird der Geist Ruhe finden.

Der ungetreue Baumeister.

Der Meister, der es einst gebaut,
Umwandelt still zur Geisterstunde,
Das alte Fürstenschloß und schaut,
Ob es noch steht auf festem Grunde.

Und wenn er spähend nun erkannt,
Daß fest noch steht des Schlosses Mauer,
Da flucht er seiner Meisterhand,
Die es erbaut zu solcher Dauer.

Und ängstlich huscht er hin und her
Und kratzt und klaubt an jeder Blöße,
Und fort und fort ist sein Begehr,
Wie er den Stein vom Mörtel löse.

Da naht des Hauses Schützerin;
Die weiße Frau mit stillem Drohen
Und störet ihn in dem Beginn
Und alsobald ist er entflohen.

Der Meister, der es einst erbaut,
Das Schloß mit seinen Felsenwänden,
Dem ward ein großer Schatz vertraut,
Damit er soll den Bau vollenden.

Er aber ward am Schatz zum Dieb,
Und barg verzagt, was er entwendet,
Im tiefen Fundament. Es blieb
Der Bau des Schlosses unvollendet.

Zur Hälfte steht es auf dem Platz,
Ein Riesenwerk, das ewig dauert;
Zur andern Hälfte liegt der Schatz
Im tiefen Fundament vermauert.

Und als die Straf' ihn nun bedroht,
Da wandt er sich und floh von hinnen;
Doch seinem Richter nach dem Tod,
Dem konnt' der Meister nicht entrinnen.

Nicht früher kann er seinem Haupt
Im stillen Grabe Ruh' erwerben,
Bis daß der Schatz, den er geraubt,
Gekommen an den rechten Erben.

Um Mitternacht muß er herauf,
Muß seiner Hände Werk verfluchen,
Und muß hinunter und hinauf
Die Mauern zu zerbröcklen suchen.

Des Hauses Ahnfrau aber wehrt
Des Meisters unheilvollem Streben;
Denn wenn der Schatz zurückgekehrt,
Dann wird der letzte Erbe leben.

Dann ist das alte Fürstenschloß
Zerstört in seinen Fundamenten;
Und mit des Hauses letztem Sproß
Wird das Geschlecht der Ahnfrau enden.

Sie aber, die es schützet, muß
Für schwer zu söhnendes Verschulden
Hinunter nach des Himmels Schluß
Und bittre Höllenqual erdulden.

Was er zu stürzen ist bedacht,
Sucht ängstlich jene zu erhalten.
Das ist zur stillen Mitternacht
Der Geister grauenvolles Walten.

Schon mancher wackre Veteran
Sah in des Schlosses düstern Hallen
Auf ihrer mitternächt'gen Bahn
Die Geister still vorüberwallen.

C. Merck.

Erscheinungen im Schlosse zu Darmstadt.

Von J. W. Wolf.

Seit alter Zeit weiß man, daß im Schloß die weiße Frau umgeht. Landgraf Ernst Ludwig schlief einst neben seiner Gemalin, als diese plötzlich erwachte und die weiße Frau in dem Zimmer erblickte, welche ihr winkte und ihr sagte : „Komm und hebe den Schatz." Wie es scheint, hat die Landgräfin gezögert, dieß zu thun, oder sie hat etwas anderes dabei versehen, kurz der Geist verschwand und sie hörte nur noch die Worte : „Jetzt muß ich so lange herumgehen, bis Landgraf Ludwig IX. zur Regierung kommt und den Schatz hebt."

Ein anderesmal hat Ernst Ludwig den Schatz heben wollen, aber da erschien ihm die weiße Frau und sprach : „Du kannst das nicht. Jetzt sind noch goldene Zeiten, aber einst werden schwere Zeiten kommen und großes Unglück, dann wird das Haus Hessen durch den Schatz gerettet werden."

Unter der Regierung Ludwig VIII. hat sich die weiße Frau oft sehen lassen und gesagt : „Wenn der Prinz (Ludwig IX.) an die Regierung kommt, dann wird der Schatz aufgehen, wie der Mond aus den Wolken, aber Zeit und Stunde sind nicht bestimmt." Auch hat sie sich oft beklagt, sie sei durch böse Geister von ihrem rechten Ruheplatz vertrieben worden und habe nur in der Schloßkirche Ruhe vor denselben; sie sei der Schutzgeist des Schatzes. Einmal sagte sie geradezu : „Ludwig IX. ist mein Erlöser. Amen." Als man sie fragte, ob sie dieselbe sei, wie die weiße Frau im Schloß zu Berlin, sagte sie : „Mit der habe ich nichts zu schaffen." Als einer sie eines Abends abfragen wollte, sprach sie : „Du sollst mich nicht anreden, sondern nur den linken Fuß vorsetzen, dann will ich selbst schon reden."

Der allgemeinen Annahme zufolge liegt der Schatz entweder im Waschhaus, wo man das Holz hinwirft, oder in dem zugemauerten Gewölbe zwischen dem grünen Thor und dem Mönchentreppchen.

Feuerbeschwören.

Von J. W. Wolf.

Es hat einmal ein Fürst von Hessen gelebt, der große Zaubereien kundig war und u. a. auch über das Feuer Macht hatte. Wenn es irgendwo brannte, dann kam er hinzu, ging dreimal um die Flamme herum, besprach sie und warf ein Brod hinein. Dann hatte sie keine Gewalt mehr, weiter um sich zu greifen und das Feuer war bald gelöscht.

Das Zauberhorn.

Von J. W. Wolf.

Es war einmal ein Landgraf von Hessen, der hatte einen Diener, der hieß Johann und verstand sich auf feine Künste, besonders was die Jagd betrifft. Er besaß nämlich ein wunderbares Horn und wenn der Landgraf irgend ein Wild schießen wollte, so brauchte er nur zu sagen : „Johann blas das Horn," und hatte nicht einmal nöthig, das Wild zu nennen. Sobald Johann blies, kam das Thier, welches der Landgraf sich wünschte und lief ihm in den Schuß.

Der Advokat und der Teufel.

Von J. W. Wolf.

In Darmstadt lebte einmal ein Advokat, das war ein rechter Leuteschinder, der den armen Bauern das Fell über die Ohren zog, einen Proceß über den andern auf den Hals jagte, sie von Haus und Hof trieb und Rechnungen machte, daß selbst den reichen Leuten in der Stadt die Augen darob überliefen. Der ging eines Tages mit einem ganzen Sack voll Papieren nach dem Ried zu. Da gesellte sich unterwegs ein Mann zu ihm, der war fast gekleidet, wie ein Odenwälder Kaffer; er trug einen breitrandigen Hut, langen blauen Rock und kurze Hosen, hatte aber ein paar Beine, wie Storchbeine so mager und dürr. Der ließ sich in ein Gespräch mit dem Advokaten ein, und lachte dabei zu allem was der Advokat sagte und das Lachen klang so höhnisch und grell, daß es denselben kalt überlief. Er schaute sich den Kaffer genauer an, aber der hatte ein Gesicht, wie andre Leute auch. Erst als er ihm zuletzt nach den Füßen guckte, da ging ihm ein Licht auf und er sah, daß er den leibhaftigen Teufel zur Seite hatte. Da wurde es ihm noch schwüler und er überlegte bei sich, was zu machen sei. Er dachte, es sei am Ende das Beste, seinen Begleiter merken zu lassen, daß er ihn kenne und sprach keck heraus: „Was habt ihr denn im Ried zu schaffen, gibt's in der Hölle keine Arbeit mehr?" Der Böse lachte und sprach: Aha, wir kennen uns, ich muß eine Seele da holen, die schon lange für mich reif ist und die die Leute oft zu mir wünschen". Im Ried, dachte der Advokat und bekam neuen Muth, da bin ich also nicht gemeint, und er unterhielt sich getrosten Herzens mit dem Teufel über seine Schelmereien und Plackereien, rühmte sich ihrer auch und lachte darüber, wobei denn der Teufel jedesmal herzlich mitlachte.

Als sie so ihres Weges dahin gingen, kam ein armer Metzger ihnen entgegen, der trieb ein Schwein nach Hause und das Thier schnüffelte und grunzte bald hier, bald dort im Koth herum. Der Metzger war dessen müde und rief: „Der Teufel soll dich holen, wenn du nicht voran gehst!" Sogleich war der Advokat bei der Hand und sagte: „Da greif zu, das Vieh ist dein." Aber da kam's heraus, daß der Advokat noch schlechter war, als selbst der Teufel, denn der Böse sagte: „Das ist nicht so schlimm gemeint, laß dem armen Mann seine Sau, er muß die ganze Woche davon leben." Der Advokat lachte ihn darüber aus und meinte, der Teufel habe doch ein gar zu weiches Herz, und fuhr dann fort, noch viel ärgere Schandthaten von sich zu erzählen.

Als sie in den nächsten Ort kamen, hörten sie ein Kind flennen und die Mutter des Kindes schaute aus ihrem Fenster, ballte eine Faust und schrie: „Wilt du dein Maul halten, oder der Teufel soll dich holen!" Aber das Kind flennte fort. Da stieß der Advokat wiederum seinen Kameraden an und sprach: „Du, nimm's doch, wenn du kein Esel bist, es gehört ja dein." Aber der Teufel lachte, ging seines Weges weiter und sprach: „Du hättest es nicht stehen lassen, aber ich nehm's nicht, denn es ist der Mutter einzig Kind und sie würde sich todt grämen, wollte ich zugreifen. Das war so schlimm nicht gemeint." Jetzt lachte ihn der Advokat noch mehr aus und sprach: „Du bist mir ein schöner Teufel, wenn ich so dächte, dann wäre ich längst am Bettelstab."

So gingen sie weiter und der Schinder erzählte immer lustiger von seinen Thaten, bis sie an den Ort kamen, wo er gerade einem armen Bauern das Bett unter dem Leibe weg verkaufen wollte. Der Bauer stand mit seinen Nachbarn zusammen auf der Gasse vor dem Hause. Als er den Advokaten sah, fiel er und sein Weib demselben zu Füßen und sie baten ihn unter Thränen, sie doch nicht ganz unglücklich zu machen; aber der Advokat lachte und sprach zum Teufel: „Jetzt sollst du einmal sehen, wie ich das mache," gab dem Bauern einen Fußtritt und sagte: „Fort ihr Canaillen, Alles wird verkauft." Da erhob sich der Mann in hellem Zorn und schrie: „O du Henkersknecht, dich muß noch der Teufel holen, oder Gottes

Wort ist gelogen!" Da lachte der Teufel laut auf und sprach: „Siehst du, Kamerad, das ist von Herzen so gemeint," faßte den Advokaten und riß ihn durch die Luft mit sich fort, und hat man nie wieder eine Spur von ihm gesehn. Die Darmstädter Advokaten haben sich alle mögliche Mühe gegeben, diese Geschichte zu vertuschen und geheim zu halten, es hat jedoch nichts geholfen.

Wie einmal der Teufel von einem Hessen geprellt wurde.

Von J. W. Wolf.

Ein Mann, dem es schlecht ging, schlich trübselig durch den Wald und dachte mehr an's Sterben, als an's Leben. Da trat ein grüner Jäger auf ihn zu und fragte ihn, was ihm fehle. „Mein Haus und Hof ist abgebrannt," antwortete der Mann, „und ich kann sie nicht wieder aufbauen, denn ich habe kein Geld und ohne Geld arbeitet keiner für mich. Meine Aecker müssen gepflügt und geeggt und gesäet werden und alle meine Knechte haben mich verlassen." „Wenn's nur das ist," sprach der Jäger, „dem kann abgeholfen werden. Ich will dir dienen, wenn du mir nur immer Arbeit gibst, hast du aber keine für mich, dann bist du mein. Willst du das?" Der Mann dachte: „Arbeit will ich schon immer für dich haben, daran soll es nicht fehlen," und ging den Vertrag ein. Das Erste, was er dem Fremden, der Niemand als der böse Feind war, zu bauen aufgab, war natürlich das abgebrannte Haus, aber das machte demselben nicht lange Arbeit, es stand schon am folgenden Morgen da. „Nun ackere und egge meine Aecker," sagte der Mann, dem jetzt schon ein bischen schwül wurde, und am folgenden Morgen war alles Land in der schönsten Ordnung und der Böse sagte lachend: „Wo ist mehr Arbeit?" „Baue mir eine Straße bis zur Stadt," sagte der Mann, dem der Angstschweiß in dicken Tropfen auf die Stirn trat, denn er sah wohl ein, wie leichtsinnig er gehandelt hatte, schlich auch den ganzen Tag trüb und finster umher. Das sah seine Frau und fragte ihn, was ihm denn jetzt noch fehle, da er ja Alles schöner besitze, als vor seinem Unglück. Er wollte Anfangs nicht mit der Sprache heraus, endlich sagte er ihr Alles und verschwieg ihr nicht, daß er nicht manchen Tag mehr zu leben habe, weil der Böse alle aufgetragene Arbeit so gar schnell fertig bringe. Da lachte sie, sprach, da sei leicht zu helfen und gab ihm einen so guten Rath, daß er wieder ganz heiter wurde.

Am folgenden Morgen kam der Böse wieder und fragte hohnlachend: „Wo ist mehr Arbeit?" „Komm mit mir," sprach der Mann und ging mit ihm auf einen Sandbuckel, nahe bei seinem Hause: „Das Seil am Brunnen ist faul," sprach er dort, „drehe mir aus dem Sand ein Seil, welches meinen Kindeskindern noch aushält." „Das hat dir ein anderer gerathen, der klüger ist, als du," rief der Böse wüthend und verschwand, während der Bauer ihn herzlich auslachte.

Der Griesheimer Kuckuck.

(Ein Volksschwank.)

Von J. W. Wolf.

Die Griesheimer werden spottweise „Kuckuck" gerufen, das schreibt sich davon her. Sie hatten einmal einen Kuckuck gefangen und hielten den für eine so große Naturmerkwürdigkeit, daß sie ihn durch eine Deputation feierlich dem Landgrafen überbringen ließen. Der Landgraf that, als ob er das Thier sehr bewundere und

sprach: „Ihr könntet mir noch eine Freude machen, wenn ihr mir auch das Nest des raren Vogels bringen und mir zum Geschenk machen wolltet.“ „Das müssen wir erst mit unsern Mitbürgern berathschlagen,“ sprachen die Deputirten und gingen nach Griesheim zurück. Dort wurde sogleich der Gemeinderath zusammenberufen und ihm die Frage vorgelegt. Sprach der Bürgermeister: „Das Nest des raren Vogels ist das ganze Eichenwäldchen drüben, wie sollen wir dieß nun nach Darmstadt bringen?“ Sie beriethen drei Tage darüber, machten an Ort und Stelle selbst Pläne, aber es wollte nicht gehn. Da schickten sie die Deputation wieder zum Landgrafen und ließen ihm sagen, das Nest gäben sie ihm gern, aber er müsse es sich selbst holen. Nachdem der Landgraf herausgebracht, was sie unter dem Neste verstanden, sprach er: Er danke für das schöne Geschenk, aber er wolle der Merkwürdigkeit willen das Nest da lassen, wo es Gott hingesetzt habe. So verloren die Griesheimer den schönen Eichenwald und erwarben sich als Ersatz dafür den Spottnamen „Kuckuck.“

Andere sagen, die Griesheimer hätten gehört, die Landgräfin wolle sich eine Kuh halten und hätten ihr aus angeborner Liebe für ihre Fürstin eine Wiese geschenkt, damit die Kuh darauf weiden könne. Da hätte einer gesagt, wenn die Landgräfin eine Kuh halte, dann müsse man, um dem Landgrafen auch eine Freude zu machen, ihm zwei geben. „Was sagt ihr?“ fragte der Bürgermeister, der nicht gut hörte. „Wovon ist die Rede für den Landgrafen?“ „Von der Kuh, Kuh!“ schrie der Andere. „Recht so,“ sagte der Bürgermeister, „wir wollen es im Rath verhandeln,“ und schlug dem Gemeinderath vor, dem Landgrafen einen „Kuku“ zu schenken und damit derselbe auch seinen Unterhalt habe, das Eichwäldchen dazu, welches dann der Landgraf mit gnädigstem Dank angenommen.

Bergstraße.

Das Schatzheben bei Niederbeerbach.

Von J. W. Wolf.

In einer Mühle bei Niederbeerbach brannte oft auf dem Hofe ein Feuerchen, so daß kein Zweifel blieb, es müsse ein Schatz da vergraben sein. Man ließ einen Schatzgräber kommen und der sprach, er bedürfe, um den Schatz zu heben, zwölf kühner und unerschrockener, kräftiger Männer. Diese fanden sich und er stellte sie am folgenden Abend um die Stelle herum in einem Kreise auf, befahl ihnen kein Wort zu sprechen, sich nicht von der Stelle zu rühren und ja bei Leibe keine Furcht zu haben, möge nun kommen, was da wolle. Alsdann ging er in die Mühle und begann seine Beschwörung.

Bald flog das Hofthor auf und es fuhr ein Heuwagen herein, der hoch beladen war, aber nur ein Rad hatte, so daß es jeden Augenblick schien, er falle um. Er fuhr auf die zwölf Männer zu und als sie steif standen, hart an ihnen vorbei, aber sie ließen sich nicht schrecken und hielten aus.

Darauf kam eine andere Erscheinung, die noch viel gefährlicher aussah, (man wußte sie mir nicht mehr zu nennen) aber die Männer ließen sich auch da nicht irre machen.

Endlich sprang der Teufel selbst in den Hof und rief: „Ihr wollt den Schatz nehmen, ihr habt Recht, aber dafür muß ich einem von euch den Hals umdrehen.“ Da liefen sie aber alle Zwölf, was sie konnten, der in die Mühle, der in die Scheune, jener in den Stall und verkrochen sich, während der Teufel ein Hohngelächter aufschlug, denn nun versank der Schatz tiefer, als er vorhin gelegen hatte und alle Mühe, ihn zu heben, war umsonst.

Ritter Georg von Franckenstein.

Hessische Sage, erzählt von H. E. Scriba, Pfarrer in Niederbeerbach.

Einst entwickelte sich in dem Katzenborn ein scheußlicher Lindwurm, der, da er im Brunnen bald keinen Raum mehr fand, aus demselben plötzlich hervorstieg und nun die ganze Gegend in Angst und Schrecken setzte, indem er alles, was er nur an lebenden Creaturen habhaft werden konnte, Menschen und Thiere, mit unersättlicher Wuth würgte und verschlang. Ganz vorzüglich lüstern zeigte er sich aber nach dem Fleische junger Mädchen, und nur mit solchem gesättigt, zog er auf eine Zeitlang sich auf sein Lager am Katzenborn zurück, weßhalb ihm denn auch täglich ein solches Opfer von den Bewohnern des Thales geleistet wurde. Zu derselben Zeit aber wohnte in dem nächsten Haus bei der Linde in der Mitte des Dorfes das schöne Anne-Mariechen, die Tochter eines verarmten Ritters, welcher den Herren von und zu Franckenstein als Knappe und Förster diente. Zwischen dieser, der Rose des Thales, und dem Junker Georg von Franckenstein hatte sich ein zartes Verhältniß geknüpft. Da aber dasselbe ihren beiderseitig auf ihre Ehre eifersüchtigen Vätern ein Geheimniß bleiben mußte, so gaben gewöhnlich 3 kleine angezündete Lichtchen hinter dem Fenster Anne-Mariechens die Zeichen zu des Försters Abwesenheit und zu ihren geheimen nächtlichen Zusammenkünften unter der Linde. Kurz vor dem Erscheinen des Wurms war aber Junker Georg in Begleitung Mariechens Vater, seinem getreuen Lehrmeister in allen ritterlichen Künsten, hinweggezogen, um sich die Ritterspörn zu verdienen. War auch schwer der Abschied, so doch auch nicht ohne eine süße Hoffnung, denn der Junker hatte ihr ja bei allen Heiligen gelobt, sie nach seiner Rückkehr, unbekümmert um allen und jeglichen Einspruch, als sein trautes Gemal heimzuführen. Doch jener Lindwurm erschien; Opfer auf Opfer fielen; aber immer schrecklicher wüthete das Scheusal, immer höher stieg sein grimmiger Heißhunger nach Mädchenfleisch! Da nahm das vor Angst und Schrecken vergehende Volk seine Zuflucht zu der alten Ursula, welche allein draußen vor dem Dorfe, auf dem damals noch unbewohnten Pechkopfe hauste, und mit den Kräften der Natur und den Geheimnissen der Zukunft wohl vertraut, hier ihre mächtigen Zaubertränke braute und ihren Günstlingen prophezeite. Aber ach! ihr Ausspruch lautete: „Nur, wenn ihr dem Wurm das Schönste und Liebste, das euer Thal besitzt, opfern werdet, nur dann wird sein Heißhunger sich stillen, und er wieder in den Born zurückkehren, der ihn erzeugt hat!" O armes Mariechen! du warst das Schönste und Liebste, des Ortes Stolz und Freude, die holde Blume des Thales! darum der Entschluß des verzagenden Volkes dich am heiligen Adventssonntag dem Wurme zu opfern. Da liegt sie, die zu einem so schrecklichen Tode geweihte, am Vorabend des Festes händeringend vor dem Bilde des Gekreuzigten, heiße Gebete zu ihm hinaufsendend und zu der heiligen Jungfrau, deren Namen sie trägt. Doch siehe! da wird es plötzlich hell um sie; 3 Lichtchen flinkern freundlich von dem Franckenstein durch die düsteren Scheiben in ihr Stübchen herein; der Geliebte ist angekommen, und 3 andere Lichtchen strahlen von ihr entzündet zu ihm hinauf, hilferufend für die drohende Gefahr. Und die Liebe glaubet, hoffet ja alles; darum erwartete sie nun auch gefaßter den schrecklichen Tag, und diese hatte auch ihre Hoffnung nicht getäuscht. Denn kaum hatte die Sonne ihre ersten Strahlen über den Breitlohberg gesendet, da stand auch schon der nunmehrige Ritter Georg von und zu Franckenstein, wohlgepanzert und mit Schwert und Streithammer ausgerüstet, am Katzenborn dem Ungethüm gegenüber. Sein erster Gruß, den er der Geliebten zum fröhlichen Wiedersehen bringen wollte, es sollte ja die Kunde ihrer Rettung sein. Schrecklich war der Kampf, der sich dort entspann; denn der Wurm spie Gift und Geifer rings um sich her, und mächtige Buchen fielen gleich schwachen Röhren von den gewaltigen Schlägen seines Schweifes darnieder. Doch mit dem Ritter kämpfte ein gar gewaltiger Gott, der Fürst des Lebens, die Liebe! Wie auch der Wurm wüthen mochte, doch lag er nach einem halbstündigen Kampfe, tödtlich in seinen weichen Seiten verwundet, besiegt vor des Ritters Füßen.

Doch ach, war es nun in einem unseligen Siegestaumel, oder um so besser den letzten Streich zu führen, der dem Scheusal den Garaus machen sollte, genug, der Ritter setzt seinen linken Fuß auf des Ueberwundenen Rücken; der Wurm aber rafft noch einmal seine ganze, noch nicht völlig erloschene Lebenskraft auf, umringelt mit seinem gekrümmten Schweife des Ritters Bein und sendet mit dem spitzen Ende desselben an einer geöffneten Knieschiene sein tödtliches Gift in dessen Blut. Da liegen nun Sieger und Besiegter friedlich neben einander, von dem düsteren Schlafe umfangen, von welchem kein Erwachen mehr ist; laut jubelt und jauchzt das herbei geeilte Volk, aber dort hinter jenem Fenster an dem Hause bei der Linde sinkt entblättert die Rose des Thales in den Staub. Doch so oft in den Wechseln der Jahren bis zur neusten Zeit der heilige Adventssonntag erschien, glänzten jene 3 Lichtchen in den Fenstern jenes Hauses auf, und hinter ihnen erschien Anne-Mariechens bleiches Antlitz, wie es bittend und flehend zum Franckenstein aufschaut; und Jung und Alt im Dorfe sammelte sich dann unter der Linde, um die Zeichen treuer Liebe zu sehen, und sich die Mähre zu erzählen, die von den Vätern auf sie gekommen war. Die Zweifelsucht will zwar wissen, daß der Wurm unter des Ritters Füßen an seinem Standbilde nichts anderes sei, als eine Hinweisung auf seinen Namensvetter, den Drachenbändiger Ritter St. Georg, und jene Lichtchen nichts weiter, als eine Strahlenbrechung eines von außen kommenden Lichtes in den verdüsterten Fensterscheiben, weßhalb man auch nichts mehr in denen des neuen Hauses bemerke; allein gewiß ist jedes liebende Herz ganz anderer Meinung; es glaubt und zweifelt nicht, daß eben durch die Niederreißung jenes Hauses, dem Schauplatze jener Begebenheit, das Geschick seine Vollendung erhalten, und das, was hienieden sich in treuer Liebe bis in den Tod bewähret hatte, nun dort in einer seligen Wiedervereinigung sich gefunden habe, wo kein Tod und kein Scheiden mehr ist. Das einst so klare und helle, vom Katzenborn herabkommende Bächelchen, welches jetzt nur langsam und träge von dem Blute des Wurmes geschwärzt und verdickt, durch die Clinge in das Dorf herabläuft, trägt seit dieser Zeit den Namen Dunkelbach. Und auf dem Pechkopfe, wo einst die alte Ursula hauste, glaubt es, denn es ist wahr, wie die ganze Geschichte, ist es bis zur Stunde noch nicht geheuer, wie es mir Eine vertraut hat, die es genau wissen kann; darum Wanderer hüte dich vor der zwölften Stunde der Mitternacht!

Georg von Franckenstein.

Was flüchten die Hirten mit Jammergeschrei,
Was scheuchet die Herden von dannen?
Zieh'n feindliche Schaaren gewaffnet herbei,
Mit Rittern und Rossen und Mannen?
Nicht Ritter und nicht Roß'
Zieh'n feindlich nach dem Schloß;
Der Lindwurm kam aus dem See hervor
Und sonnt sich drunten im feuchten Moor.

Zerrissen schon hat er mit giftigem Zahn
Die weidenden Lämmer und Rinder;
Packt sorglose Hirten, und weidet sich dran,
Verschlinget die spielenden Kinder.
Verödet liegt das Feld, —
Wo bleibt, wo weilt der Held,
Sich kühn dem Tode für's Volk zu weih'n?
Wo zögert ihr Ritter von Franckenstein?

Da wappnet sich stattlich und waffnet sich gut
Der Ritter mit Hammer und Schwerte.
„Gern opfr' ich dem Volke mein Leben und Blut!
Das ist's, was ich stets ja begehrte!"
Und früh im Morgenstrahl
Dort steht er in dem Thal,
Ein Beispiel trefflicher Ritterschaft,
Und schwingt den Hammer mit rechter Kraft.

Und kämpft mit dem Wurme, bedrängt ihn kühn,
Und trifft ihn mit kräftigem Schwunge.
Da taumelt er nieder in's Wiesengrün;
Der Ritter steht auf ihm im Sprunge:
Noch krümmt der Drache sich,
Doch fest und kräftiglich
Tritt mit dem Fuße der Frankenstein
Dem Wurme Genick und den Nacken ein.

Da windet ihm sterbend der häßliche Molch,
Sich fest um den Fuß mit dem Schweife
Und drückt ihm der Spitze giftspritzenden Dolch
In's Knie durch des Beinharnisch's Reife.
Da fällt der kühne Held.
„Mein Haus ist ja bestellt!
Gewendet hab' ich des Volkes Noth:
So starb ich ehrlichen Ritters Tod!

Und laß' ich hienieden mein irdisches Glück, —
Dort winken die Engel mit Kronen!
Blick' aufwärts, mein Auge, — nicht schaue zurück!
Im Vaterhaus soll ich ja wohnen!"

So ging zum Vater ein
Herr Georg von Franckenstein.
Noch ragt sein schöner Grabstein empor
Zu Niederbeerbach am Kirchenthor.

Albert Ludw. Grimm.

Schätze im Auerbacher Schloß.

Von J. W. Wolf.

Im Auerbacher Schloß liegen große Schätze vergraben, die waren also verwünscht. Es sollte ein Rabe über das Schloß fliegen und aus dem Schnabel eine Nuß in den Hof fallen lassen. Die Nuß sollte Wurzel fassen und zu einem Baum erwachsen, und aus dem Baum eine Wiege gemacht werden und das Kind, was darin zuerst gewiegt würde, sollte den Schatz heben und die Königstochter erlösen könne, welche bei dem Schatze wacht. Als nun Alles so gekommen und das Kind zum Manne geworden war, da träumte es ihm dreimal hintereinander, daß er Mittags in den Schloßhof gehen solle. Am vierten Tage ging er hinauf. Als er in den Schloßhof kam, da that es einen fürchterlichen Schlag und plötzlich stand eine wunderschöne weiße Dame vor ihm, welche ihm sagte, daß er sie erlösen könne und Besitzer aller Schätze werden solle, welche in dem Schloß vergraben lägen. Die befänden sich aber drunten im Keller und bei ihnen läge ein feueriger Hund und eine Ruthe, mit der man den Hund schlagen und forttreiben müsse. Das alles müsse morgen um dieselbe Zeit geschehen. Wenn er dann wiederkomme, solle er aber nicht erschrecken, denn sie werde ihm in ganz anderer Gestalt erscheinen.

Des andern Tags um zwölf Uhr Mittags ging der Mann getrosten Muthes in den Schloßhof. Da that es abermals einen Schlag und aus demselben dunkeln Gang, woraus am vorigen Tage die weiße Frau gekommen war, schoß jetzt eine schreckliche Schlange, die einen Schlüssel im Maul trug. Darüber erschrack der Mann aber dermaßen, daß er laut aufschrie „Helf Gott!" und fortlaufen wollte. Das war aber unnöthig, denn sobald er das Wort aus dem Munde hatte, that es einen Schlag und Alles war verschwunden.

Der Mann sagte seitdem oft, ihm sei nicht mehr zu helfen, er habe sein Glück verspielt. Die Jungfrau mit den Schätzen kann jetzt nicht eher erlöst werden, bis derselbe Rabe wieder eine Nuß in den Schloßhof hat fallen lassen, aus dem Baum, der aus ihr wächst, eine Wiege gemacht, in dieser ein Kind gewiegt worden ist, und dies zum Manne emporwuchs, der das Werk mit größerer Kühnheit vollbringt.

Felsenmeer und Riesenaltar auf dem Felsberg.

Von J. W. Wolf.

Vor Zeiten, als es noch Riesen gab, wohnte ein Paar derselben in der Gegend von Reichenbach, der Eine auf dem Felsberg, der Andere auf dem Hohenstein. Einst hatten sie Streit mit einander bekommen und warfen sich in ihrer Wuth mit ungeheuren Felsblöcken. Dazumal war der Felsberg noch ziemlich kahl, auf dem Hohenstein aber lagen Felsstücke in Menge, so daß der da wohnende Riese gegen seinen Feind im Vortheil war. Er warf auch so heftig auf ihn los, daß der Felsberger in kurzer Zeit unter den Blöcken begraben wurde. Wenn man jetzt noch hart auf den Boden des Felsbergs auftritt, dann brüllt der ungeschlachtete Riese drunten.

Daher kommt es, daß es auf dem Hohenstein so kahl ist an Felsblöcken. Das Einzige, was man noch daselbst sieht, ist eine Wand von des Riesen Haus.

Andere wollen dagegen, der Felsberger Riese sei Sieger geblieben und habe von vorn herein einen Felsblock herüber geschleudert, dessen Wucht den andern erschlagen habe, und das sei die Felswand auf dem Hohenstein.

Nahe der Riesensäule liegt der Riesenaltar, ein mächtiger Felsblock, an dem man vielfache Spuren von Bearbeitung sieht. Gleich der Säule soll auch er, wie schon sein Name sagt, von den Riesen herrühren. Vor dem französischen Krieg kamen die Einwohner der umliegenden Dörfer in den Festen bei ihm zusammen und belustigten sich mit Tanzen, Essen, Trinken und allerlei anderer Kurzweil.

Nicht weit vom Riesenaltar liegt ein anderer großer Felsen, welcher der Riesensarg heißt und ein dritter, der die Teufelskanzel genannt wird, doch sind von ihnen keine Sagen mehr übrig.

Das Ballspiel auf dem Felsenmeer.

Einst trieben auf kahlem Berge
Die Riesen im Frühling ihr Spiel;
Es waren die winzigen Zwerge
Ihr zeitvertreibendes Ziel.

Es mußte die Zwergenschaar wälzen
Granit'ne Blöcke zu Hauf;
Es schleuderten jene die Felsen
Zur flammenden Sonne hinauf.

Die Zwerge kreischten und sprangen
Den Riesen unter die Bein',
Dran sah man die zappelnden hangen
Wie in Nestern die Waldvögelein.

Die Großen lachten, die Kleinen
Erholten sich mählig vom Schreck;
Es war ihnen näher das Weinen
Als Lachen in ihrem Versteck.

Mit Händen fingen die Riesen
Gleich Kindern die Bällchen auf,
Für uns auf dem Berge ließen
Sie liegen die Felsen zu Hauf.

H. Künzel.

Die Zauberpfeife bei Lorsch.

Von J. W. Wolf.

In der Gegend von Lorsch, da wo jetzt der Seehof steht, lag vor Zeiten ein großer See. Die rings gelegenen Dörfer traf einst eine arge Plage, ein Emsenregen, der so dicht war, daß die Felder von Ameisen wimmelten und in wenigen Tagen kein grünes Hälmchen mehr zu sehen war. Die Bewohner wandten sich in ihrer Noth an den Bischof von Worms, daß er durch seinen Segen und sein Gebet die Plage abwende. Der Bischof hieß sie in Prozession die Felder durchwandeln und Gott um Abwendung der Plage flehen. Dieß geschah. Als aber die Prozession in der Nähe des See's an einem Feldaltar stille hielt, da trat ein Einsiedler in die Reihen und sprach: „Mich schickt der Herr zu euch und wenn ihr gelobt, zu thun wie ich euch sage, dann sterben die Emsen im nächsten Augenblick. Gebet mir, jedes Dorf, welches die Plage traf, hundert Gulden; ich werde davon dem Herrn eine Kapelle bauen." Das gelobten Alle gern und willig und sogleich zog der Einsiedler ein Pfeifchen aus seiner Kutte und pfiff. Da flogen alle Ameisen herbei, so daß sich der Himmel von ihnen verdunkelte, und bald standen sie wie ein schwarzer Thurm vor dem Einsiedler, der sie mit einem letzten Pfiff sämmtlich im See versenkte. Als aber der Einsiedler zu den Gemeinden kam und den Gotteslohn verlangte, da schrieen sie,

er sei ein Zauberer und verdiene eher, verbrannt zu werden. So machten es alle zehn Dörfer, doch das schreckte ihn nicht. Er sagte ihnen kurz, sie würden ihre Strafe schon erhalten. Als er aber am letzten Hause des letzten Dorfes war, zog er sein Pfeifchen aus der Kutte und pfiff und siehe da, die Schweine der ganzen Gegend brachen unwiderstehlich aus Stall und Hof und folgten dem Einsiedler, der so rückwärts die Runde in den zehn Dörfern machte, ohne daß Jemand gewagt hätte, ihn zu halten oder auch nur ein Wort an ihn zu richten. So führte er die Heerde bis zum Lorscher See, wo er mit ihr verschwand.

Im nächsten Jahre verheerte ein Grillenregen die ganze Gegend. Da sahen die Bauern wohl ein, wie sehr groß ihre Sünde gewesen und sie wandten sich wieder an den Bischof von Worms um Rath und That, doch dieser wollte nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben und sagte, sie hätten die Strafe wohl verdient. Von Neuem gingen sie in Prozession durch die Felder, um durch Gebet den Zorn des Himmels zu versöhnen Als sie so am Lorscher See anlangten, da kam ein Köhler vom Gebirge daher, neigte sich tief vor dem Venerabile und sprach zu der Menge gewandt: „Die Strafe, die euch getroffen hat, wird alsbald von euch genommen sein, so ihr mir gelobt, daß jedes Dorf mir fünfhundert Gulden zum Bau eines Klosters zahle." Damit waren die Dörfer gern einverstanden und sie gelobten es feierlich. Zugleich langte der Köhler ein Pfeifchen aus dem Sack und pfiff und überall erhoben sich die Grillen und folgten ihm nach dem Tannenberg, wo bald ein riesiges Feuer sie sämmtlich verzehrte. Doch als der Köhler seinen Gotteslohn forderte, erging es ihm in allen zehn Dörfern nicht besser wie dem Einsiedler; er erhielt nicht einen rothen Heller. „Nun, wie ihr wollt," sprach er ruhig und setzte sein Pfeifchen wieder an und hinter ihm her zog alles Wollenvieh der ganzen Gegend und die Bauern standen wie gebannt, so daß keiner ein Wort wagte. Er aber zog zum Lorscher See, wo er mit der Heerde verschwand.

Das folgende Jahr kam und mit ihm ein solches Heer von Mäusen, als ob sie vom Himmel geregnet wären. Nun wo die Noth wieder an Mann ging, konnten die Bauern auch wieder beten und bereuen und die Felder flehend und klagend durchziehen. Als die Prozession wieder am Lorscher See hielt, stand plötzlich ein Bergmännchen in ihrer Mitte, das sprach: „Ich will die Plage schnell von euch nehmen, aber dafür muß jedes Dorf mir tausend Gulden zahlen. Und wenn ihr denn euer Geld nicht Gott zu Lieb geben wollet, so gebt es wenigstens für euren eigenen Nutzen. Ich baue euch dafür einen Damm an der Bergstraße von Hendesheim (Handschuhsheim bei Heidelberg) bis Ramstadt, so daß die Gebirgswasser euren Fluren ferner nicht mehr schaden können." Wie schnell die Bauern wieder mit ihrem Eide waren! Eben so schnell griff auch das gelbe Bergmännchen nach dem Pfeifchen und dem Pfiff folgten die Mäuse zu Millionen. So ging's nach dem Tannenberg, der sich öffnete und als er sich wieder schloß, war weder vom Bergmännchen noch von den Mäusen eine Spur zu sehen. Aber Undank ist der Welt Lohn und den ärndtete das Bergmännchen nicht weniger, als der Köhler und der Einsiedler; doch ließ es wie jene die Strafe auch auf dem Fuße folgen und was war das für eine Strafe! Als es wieder pfiff, da folgten ihm alle Kinder selbst bis zu den Säuglingen die sich von der Brust der Mütter losrissen und hinter ihm drein trippelten. Als der Zug am Tannenberg anlangte, öffnete sich ein großes Felsstück, das Bergmännchen trat in den Berg, die Kinder mit ihm und der Felsen schloß sich wieder und nie sah man mehr eine Spur von den Kindern. Da waren die Bauern mürb, sie trugen, um nicht im nächsten Jahre eine neue Züchtigung zu erfahren, schnell das Geld zusammen und schickten es dem Bischof gen Worms. Seitdem erfuhren sie keine derartige Plagen mehr.

Odenwald.

Die Muttergottes zu Dieburg *).

Inmitten der Stadt Dieburg von Hof und Mauer umgeben stand vor Alters eine schlichte Kapelle **). Ein bedeckter Gang führte vom äußern Thor in dieselbe. Im Innern war sie finster und auch bei Tag wurden die mit alten Bildern, Wappenschildern und andrer Zierrath behängten Wände nur durch die ewige Lampe spärlich beleuchtet. Ueber dem Altar stand in einem Glasschrein ein Bild von der Madonna, in deren Schooß der Gottessohn mit der Dornenkrone ruhte. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde eine vornehme Edeldame aus Dieburg von den Schweden als Geißel weggeführt. Am Vorabend des Tages, an welchem sie ihre Heimath verlassen mußte, besuchte sie noch einmal die kleine Kapelle. Sie empfahl sich der Fürbitte der Gottesmagd, vor deren Altar sie seit ihrer frühesten Jugend gebetet hatte und flehte sie an, ihren Schutz ihr auch in der Ferne angedeihen zu lassen. Am folgenden Morgen begann die Reise, aber siehe da, das Bild der Madonna begleitete die Dame überall hin und jeden Abend stand es über ihrem Lager.

In Schweden angekommen, wurde sie krank und als sie ihr letztes Stündlein herannahen fühlte, ließ sie ihre Kammerfrau zu sich kommen und trug ihr auf, das Bild zu ehren und jeden Abend ein Ave-Maria vor demselben zu beten. Die Kammerfrau that nach dem Tode ihrer Gebieterin eine Zeit lang, wie ihr befohlen war. Als sie aber später einen andern Dienst annehmen mußte, ward ihr die fernere Erfüllung der übernommenen Pflicht lästig, und eines Abends warf sie sich vor dem Bilde nieder, und bat es inständig nach seiner Kapelle zurückzukehren. Da verwandelte sich das Bild mit einmal in eine weiße Taube und flog zurück nach Dieburg, wo man nicht wenig verwundert war, das Madonnenbild eines Morgens wieder auf seinem lang verwaisten Platze zu sehen. Später baute man eine stattliche Kirche über das Bild und noch heut zu Tag wallen jährlich Tausende zu der wunderthätigen Muttergottes nach Dieburg und die Siechen beten um Heilung vor ihrem Altar.

Die Knodener Kunst.

Von J. W. Wolf.

Allbekannt und weitberühmt war die Kunst der Bewohner des Dörfchens Knoden im Odenwald, welche u. a. das Festmachen aus dem Grunde verstanden. Das zeigten sie schon im dreißigjährigen Krieg an einem Trupp fremden Kriegsvolks, der von ihnen erst festgezaubert und dann Mann für Mann todtgeschossen wurde. Einen Offizier dabei, welcher hieb- und schußfest war, schlugen sie mit Stöcken todt und steckten dann seinen Kopf unter eine Brücke, an der von dem Tage an der Geist des Erschlagenen spuckte.

In den jüngsten Kriegszeiten wollte ein Trupp französischer Reiter das Oertchen plündern, da wurden sie von einem Knodener, Namens Rettig, so festgebannt, daß sie einen ganzen Tag lang im ärgsten Regen stille halten mußten und sich nicht regen konnten. Als sie am Abend der Rettig wieder losband, machten sie, daß sie fortkamen. Ein Hauptherenmeister in Knoden war der Bitsch-Nickel. Zu dem sagte eines Tags

*) Mitgetheilt von E. Scriba aus Dieburg. Louise von Plönnies hat die Sage poetisch behandelt.

**) Die jetzige Wallfahrtskirche in Dieburg steht am Ende der Stadt, da der Theil der Stadt, der jenseits lag, im dreißigjährigen Kriege völlig zerstört wurde.

der Pfarrer: „Hört mich Bitsch-Nickel, ich bitte Euch um Eurer Seele willen, lasset doch ab von Eurem höllischen Treiben!“ Der Bitsch-Nickel aber erwiederte, die Zauberei säße in der Maus seiner Hand und wäre nicht mehr herauszuschaffen. Weil er nun ein schöner, großer Bursch war, wurde er von den Preußen um theures Handgeld angeworben und in eine Festung unter die Garnison gesteckt. Als es ihm nicht mehr gefiel, desertirte er eines Abends. Der Commandant aber, der auch Etwas von der Zauberei verstand, that es ihm an, daß er nicht fort konnte. Nachdem er die ganze Nacht gelaufen, stand er Morgens früh wieder vor der Festung. Er verkroch sich den Tag über unter einen Faschinenhaufen. Die zweite Nacht ging es ihm wieder so, in der dritten Nacht aber siegte seine Zauberei und kam nach Knoden. Die Preußen schickten ihm einen Corporal mit sechs Mann nach, die baten den Grafen von Schönberg um die Erlaubniß, den Deserteur einzufangen. Der Graf ließ ihn zu sich kommen, hielt ihm sein Vergehen vor, sagte aber, er wolle die Preußen zurückschicken. „Laßt sie nur kommen, Herr Graf!“ sprach der Bitsch-Nickel und als sie den Abend wirklich kamen und ihn aus dem Bette holten, steckte er sich ein Pfeife an und ging mit nach dem Thal hinunter, bis sie an den großen Felsen kamen, den man den Hochstein nennt. Da sagte er ganz ruhig: „So, jetzt hab' ich Euch weit genug begleitet, ihr könnt hingehen, wo ihr hergekommen seid, ich aber will wieder heim in's Bett.“ Somit kehrte er um, die Preußen aber mußten immer fortmarschiren und konnten nicht einmal den Kopf nach ihm umwenden.

Ein anderer Bauersmann zu Knoden hatte ein Buch von der Knodener Kunst in der Stube auf dem Kammbrett liegen. Als er eines Tags im Felde war, kam ein Fremder in das Zimmer, nahm das Buch und fing an darin zu lesen. Da kamen eine große Menge Raben geflogen, einer nach dem andern zum Fenster herein, bis die ganze Stube voll war. Als aber der Bauer vom Felde aus die vielen Raben nach Hause fliegen sah, sprang er schnell nach Haus und hier sah er nun, was er angerichtet hatte. Rasch eilte er hinauf auf den Speicher, holte einen Kumpf Erbsen herunter und streuete sie unter die Vögel. Dann nahm er dem Andern das Buch aus der Hand und fing an Alles, was derselbe gelesen wieder rückwärts zu lesen; da flog ein Rabe nach dem andern hinaus, bis alle fort waren.

Die Knodener Kunst soll hauptsächlich aus dem 5. und 7. Buch Mosis herstammen.

Der Siegfriedsbrunnen bei Grasellenbach.

Von J. W. Wolf.

Derselbe liegt bei Hilfertsklingen und Grasellenbach im Odenwald und an ihm sollen zwei Männer einander erschlagen haben.

Die Hirtenknaben gingen nicht gerne in den Mittagsstunden in die Nähe des Brunnens, denn sie sagten, alsdann erscheine dort der Siegfried, und der habe Hörner auf dem Kopfe, wie der lebendige Teufel.

Der Burggeist Rodenstein *).

Was reitet vom Schnellerts? was rauscht herab?
Horch, Pferde rennen Galopp und Trapp!
Was knarren die Wagen? horch, Peitschenknall!
Was bellen die Hunde? ho, Hörnerschall!
Der tolle Fritz ist's von Rodenstein;
So zieht er jetzt in die Waldburg ein. —

*) Die Sage ist von vielen deutschen Dichtern mit Benutzung verschiedener Motive bearbeitet worden; so von Ludw. Tieck: „Der wilde Jäger,“ von Langbein: „Der Krieg- und Friedensheld,“ von K. Buchner: „Der Burggeist auf Rodenstein,“ von Gisbert Freiherr von Vincke: „Der Rodenstein.“ Wegen Mangels an Raum habe ich leider diese Dichtungen nicht mittheilen können.
Der Herausgeber.

Einst zog er fern aus mit des Kaisers Heer,
Es stürmten die Türken auf Wien daher;
Sie hätten die Stadt auch erobert gleich, —
Der Rodenstein schützt sie durch kühnen Streich. —
Gerufen steht er vor seinem Herrn;
Der Kaiser lohnet dem Helden gern.

„Nun Ritter, dir dank' ich mein Erbe heut,
Drum nimm, was dir dankbar dein Kaiser beut.
Es haben, so hör' ich, die Väter dein
Verpfändet dein Raubschloß, Burg Rodenstein.
Ich löse wieder die Pfandschaft dir;
Von heute trag' sie als Lehn von mir."

„„Mein Kaiser, ich nehme die Burg zu Lehn,
Und ewiglich sollt Ihr mich dankbar seh'n.
Wo Euch und das Reich je ein Krieg bedroht,
Treu dien' ich im Leben Euch und im Tod.
Aus Todesschlaf und aus Grabesnacht
Für Deutschland zieh' ich noch aus zur Schlacht."" —

Im Frieden zog er zur Stammburg fort,
Treu hält er dem Kaiser und Reich sein Wort.
Begraben zwar liegt er auf Schnellertsschloß;
Dort starb er, — dort stürzt' er mit seinem Roß —
Doch wenn ein Krieg sich entspinnt im Reich,
So hört man Rodenstein's Auszug gleich.

Albert Ludw. Grimm.

Deutschlands Wächter.

Mein Vaterland, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir schwillet mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich fei'r ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!

Der Rodenstein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genossen,
Es blinkte sein Helm und es klirrte sein Schwert,
Als stark er in's Weite geschossen;
Er stürmte die Grenzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und ersang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und selten nur weilt' er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt ihm die Ruhe nicht kommen,
Er freite kein Weib, er zog keinen Sproß,
Was soll denn die Heimath da frommen?
Seine Rast sind die Schlachten in Wald und in Feld,
Sein Bett ist der Boden, sein Schloß ist das Zelt,
Die Braut sein liebes Deutschland.

Für's Vaterland kämpft' er als Mann und als Greis
Wohl fünfzig geschlossene Jahre,
Die bräunliche Locke ward silberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterschlosse verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er gesehen.

Doch nie ist gestorben der mächtige Held,
Und sind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrschet noch stets durch die Hallen;
Und drohen dem Vaterland Krieg und Noth
Dann dröhnt durch die Veste des Ritters Gebot
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken steigen hervor,
Gewappnet auf schattigen Rossen,
Er führt in die Lüfte sie Nächtens empor,
Die dunkeln, wilden Genossen.
Dort raset sein Horn, dort dröhnet sein Schild,
Dort schnaubet sein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimischen Gauen.

So zog er voran noch jeglichen Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brausenden Geisterschlachten;
Doch nahet der Frieden, er sieht es voraus,
Und zieht mit dem wilden Heer nach Haus,
Doch stets noch braust er hernieder:

Mein Vaterland, du bist meine Lust,
Mein Lieb, das ich ewig umfange.
Dir schwillt mein Arm, dir glüht meine Brust,
Dich fei'r ich im brausenden Sange;
Im Ost und im West, im Süd und im Nord,
Ich reite und streite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden.

Wolfgang Müller.

Nächtlicher Reiter.

Von J. W. Wolf.

Eine Frau aus der Haal, einem Hof in der Nähe des Schnellerts, ging Abends spät noch außer dem Hause herum, da kam es ihr vor, als ob ein Mensch sie stark anhauche. Als sie sich umschaute, sah sie daß sie unter dem Halse eines

Pferdes stand, auf dem ein Reiter saß. In ihrer Angst betrachtete sie weder jenes noch diesen näher, sondern lief in die Stube zurück. Da sagten ihr die Leute, es habe eben dreimal an einen Pfosten geschlagen, daß die Fenster gezittert, welches der Schnellertsgeist stets zu thun pflegt, wenn er durch die Haal fährt. In den Protokollen über des Geistes Erscheinen findet sich, daß die Mutter des dort wohnenden Bauern denselben Geist gesehen, wie er auf die Fenster zuritt, worauf es zugleich dreimal stark an dasselbe schlug. Als die Leute herausliefen, sahen sie wie gewöhnlich nichts, hörten aber am andern Morgen, wie der Geist vom Rodenstein kommend zurück fuhr.

Die wilde Jagd auf dem Schnellerts.

Von J. W. Wolf.

Simon Daum ging einmal oben am Waldsaum in der Nähe des Schnellerts herum, als er plötzlich wie ein vollkommenes Jagdgeschrei hörte, dazu Hundehetzen, Peitschenknall und Hörnerblasen. Es kam ihm befremdend vor, daß eine solche Jagd auf dem Berge gehalten werde, denn er dachte im Augenblick nicht an das Geisterheer. Er sagte selbst einem armen Mann, der ihm begegnete und grade nach Oberkainsbach ging, er solle den Weibsleuten sagen, daß sie den Hund einschlössen, indem derselbe bei dem Jagdgetümmel leicht todtgeschossen werden könne. Bei seiner Rückkehr vernahm er aber zu seiner größten Verwunderung, daß man zwar in der ganzen Gegend den schrecklichen Lärm gehört, aber nirgendwo Jemand gesehen habe, der auf den Berg oder herunter gegangen oder geritten sei.

Der Geisterwagen.

Von J. W. Wolf.

Der Pfarrer von Brensbach kam einmal von Kainsbach herunter in die Haal und fragte den Bauern verwundert, was er für einen vornehmen Besuch gehabt habe? Der Bauer sah den Pfarrer erstaunt an und sagte, er wisse von keinem Besuch und habe keinen Fremden gehört noch gesehen. Da erzählte der Pfarrer, als er einige hundert Schritte vom Hofe entfernt gewesen, habe er einen vierspännigen Reisewagen aus dem Hofthor fahren sehen, in welchem er, als derselbe ihm näher gekommen, zwei Herren gesehen habe, deren einer mit mehreren Orden geschmückt gewesen sei. Das ganze Fahrzeug sei kostbar und jedes Pferd mit einem hohen goldenen Federbüschel auf dem Kopf geziert gewesen. Er habe auch nicht unterlassen, seinen Hut abzuziehen und dieser hohen Herrschaft seinen Respekt zu beweisen. Kaum sei er einige Schritte von dem Wagen entfernt gewesen, da habe er sich nochmal nach demselben umgesehen, jedoch keine Spur mehr davon entdecken können. Das sei ihm sonderbar vorgekommen, er sei dann über den Bach gegangen und habe ihn dann wieder in einiger Entfernung erblickt. Der Pfarrer fügte noch die Bemerkung hinzu, die in dem Wagen Sitzenden müßten seines Compliments unwürdig gewesen sein, weil sie gleichsam vor demselben verschwunden wären.

Des Rodensteiners letzter Auszug.

Von J. W. Wolf.

Dieser fand im Jahr 1848 statt, etwa vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Revolution in Paris. Da kamen eines Morgens Leute zu dem Bürgermeister von Reichenbach, welche meldeten, der Rodensteiner, der seit Menschengedenken ruhig gewesen sei, habe sich wieder hören lassen und sei mit dem gewohnten Getöse, unter Wagengerassel, Hundebellen u. a. durch die Luft nach dem Schnellerts gezogen. Der Bürgermeister wollte Anfangs nichts darauf geben, aber die Leute beschwuren es hoch und theuer, und darauf hin sagte er es dem Pfarrer und bat ihn, er möge es doch in die Zeitung setzen lassen. Dieser lachte über die Sache und sagte, es sei Aberglauben, aber der Erfolg hat das Gegentheil gelehrt.

Und als 1850 der Kampf gegen die rothe Sippschaft sich dem Ende zuneigte, da kamen andere Leute zu dem Bürgermeister und erzählten, in der verflossenen Nacht habe der Spektakel wieder angefangen und sei es gerade gewesen, als ob ein ganzes Heer durch die Luft tobe. Damals hat der zeitige Pfarrer es in der Zeitung angezeigt und mancher Leser dieser Blätter erinnert sich dessen wohl noch. Dieß letztemal ging der Zug des Heers vom Schnellerts aus und wandte sich dem Rodenstein zu, wie das jedesmal der Fall ist, wenn ein Krieg in Deutschland zu Ende geht.

Der Kornweg.

Von J. W. Wolf.

Wenn der Rodensteiner durch die Scheune in der Haal fährt, hört man ein Krachen, als wenn ein junger Eichbaum überm Knie zerbrochen würde.

In der Richtung, in welcher der Rodensteiner vom Rodenstein hinüber zum Schnellerts fährt, sieht es auf dem Boden ordentlich wie ein Weg aus, und wo es durch Felder geht, lauft mitten durch das Korn ein Strich; da wächst das Korn viel höher und gedeiht besser, als anderswo auf dem Acker.

Der Wildeweibchenstein.

Von J. W. Wolf.

Nicht weit vom Rodenstein, mitten im Walde, liegt der sogenannte Wildeweibchenstein, eine an einem Berghang aus gewaltigen Granitblöcken aufgethürmte Felsenmasse. Auf einem der obersten Steine bemerkt man ein roh eingehauenes Kreutz und in der Mitte geht ein Spalt hinab, welcher den Eingang zu einer Höhle gebildet haben soll.

In dieser Höhle wohnten vor Zeiten zwei wilde Weibchen. Das eine derselben war sehr schön, so daß ein Jäger um seine Liebe warb. Bald schenkte es ihm ein gar holdseliges Knäbchen, aber da war — man weiß wie so Jäger sind — des Jägers Liebe alle und er kümmerte sich lange Jahre nicht mehr um das wilde Weibchen und vergaß es endlich ganz. Eines Tages kam er auf der Jagd an den Stein und da er müde von der Jagd war, legte er sich darauf nieder, um auszuruhen und ließ ein Bein an dem Felsen herunter hangen. Indem kam das Knäbchen daher gesprungen. Er erkannte es natürlich nicht, wollte aber sehen, was das Kind da mache, denn er hatte seine Freude an ihm und dachte, wie es dahinkomme und wem

es gehöre. Damit es aber ganz ungestört sei, drückte er seine Augen halb zu, als ob er schliefe. Ein Weilchen darauf kam auch das wilde Weibchen und rief dem Knäbchen zu: „Kind hebe deinem Vater sein Bein auf!“ Da erwachte plötzlich seine alte Liebe von neuem, er sprang auf und drückte das wilde Weibchen an sein Herz, blieb ihm auch von da an treu zugethan.

Die beiden Wildeweibchen sollen allerlei prophezeit und besonders mehremale geäußert haben: „Wenn die Bauern wüßten, zu was die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben (Salbei) gut sind, dann könnten sie mit silbernen Karsten hacken.“ Einmal wurde eins von den Bauern gefangen, da rief ihm das andere nach, es solle nur ja nicht sagen, wozu die wilden weißen Haiden und die wilden weißen Selben gut seien.

Unweit des Wildenweibchensteins liegt die sogenannte Freiheit, ein aus einigen Gebäuden bestehendes ehemaliges freies Reichshaus, wie die Bauern melden. Da wurde vor langer Zeit einmal eine Hochzeit gehalten, auf der die wilden Weibchen erschienen, die Brautleute beschenkten, und tanzten.

Vom Neckar.

(Neckarsteinach.)

Der Landschadt.

Vier Burgen hat sich der Landschadt erbaut,
Der Teufel, der half sie ihm mauern;
Dem hat er sein Leben, sein Lieben vertraut,
Versprach ihm die Hälfte der Bauern.

Sein Weib, seine Kindlein versprach er ihm gar:
„Sie Alle sollst, Teufel, du haben,
Nur mußt du dafür mich noch fünfzig Jahr
Mit Erdenfreuden begaben.“

Das Weib und die Kindlein, die Bauern hat
Der himm'lische Vater gerettet;
Sie liegen begraben an heiliger Statt,
Er liegt in der Hölle gebettet.

Die Häupter der Burgen im Abendroth
Wie trauernde Geister sich baden,
Der Landschadt liegt im Blute todt,
Nicht wird er dem Land mehr schaden.

Die fünfzig Jahre waren entfloh'n,
Da hat ihn die Freiheit erschlagen;
Doch spuckt sein Geist der Welt zum Hohn
Noch oft in unsern Tagen.

Wilhelm Genth.

(Hirschhorn.)

Der letzte Hirschhorn.

Zu Hirschhorn liegt im Sterben
Ein siecher Greis,
Zur Brust das Haupt gesenket,
Wie Silber weiß.

Der spricht: „Vor dreißig Jahren
Da focht ich gut,
Da floß von meinem Degen
Des Gegners Blut.

„Zu Heidelberg am Markte
Erlag er mir,
Der Handschuhsheim, noch seh' ich
Ihn selber schier.

„Es warf sich seine Mutter
Wohl über ihn
Und fluchte mir, dem Mörder,
Als er dahin:

„„So wie du mir getödtet
Den einz'gen Sohn,
So soll auch dir geschehen
Zu blut'gem Lohn!

All deinen Kindern werde
Ein früher Tod!
Der Hirschhorn Letzter, end't
Du selbst in Noth!““

„Wohl sind seit jenem Tage
Im Lauf der Zeit
Eilf Söhne mir gefallen
Im blut'gen Streit.

Noch aber lebt der Zwölfte
In Kaisers Heer,
Darum auch fällt das Sterben
Mir jetzt nicht schwer."

Drauf faltet er zum Beten
Die matte Hand;
Da kommt's herein gerasselt
Im Nachtgewand.

Vom Kaiserheer ein Bote,
In bleicher Hast,
„Was bringst du?" schreit der Alte,
Von Angst erfaßt.

„„Ach! — Euer Sohn"" — so lautet
Des Kriegers Spruch —
„Ich weiß genug! Es hat sich
Erfüllt der Fluch."

Er rief's, da ist erlegen
Sein Herz, der Stein;
So ging der letzte Hirschhorn
Zur Ruhe ein.

V o g l.

(Wimpfen.)

Die drei Schwäne.

Volkssage von Wilhelm Hensel.

I.

Bei Wimpfen auf dem Berge
Wohl weiß ich einen See,
Da saß einmal ein Knabe
Wie Blümelein im Klee:

Und schaute in die Tiefe
In Wehmuth und in Lust,
Als müss' er drin versenken
Die sehnsuchtvolle Brust.

Da ziehen drei der Schwäne
So rein und silberweiß,
Hin durch die tiefe Bläue
Den ahnungvollen Kreis.

„O könnt' ich mit euch ziehen,
Ihr Schwäne wundersam!"
Und auf der Fluth geschwommen
Ein schwankes Brettlein kam.

Der Knabe faßt es sehnend
Und setzt sich freudig drauf,
Und mit den Händchen rudernd
Beginnt er seinen Lauf:

Und folgt den ernsten Schwänen,
Den Schwänen wundermild,
Bis wo des See's Quelle
Inmitten riesend quillt.

Die Schwäne will er fassen,
Sie leuchten ja so nah,
Da ist das Brett verschwunden:
Was wohl dem Kind geschah?

II.

Knabe liegt in duft'gem Moos
Auf smaragdner Wunderaue,
Und aus sel'ger Träume Schoos
Schlägt er auf die Aeuglein blaue.

Drei der Jungfrauen, ernst und mild,
Stehen zu des Bettes Füßen,
Und zum lichten Knabenbild
Neigend sie herübergrüßen:

„Gottwillkommen, Erdensohn,
Hier in unsren reichen Hallen!
Sel'ger Friede sei dein Lohn
Willst du stät hienieden wallen."

„Gerne wohl, ihr Jungfrau'n hold,
Will ich ewig mit euch wohnen
Unterm Dach von Sonnengold,
In dem Haus von Blumenkronen."

Und sie führen weit und breit
Durch den Wunderbau den Knaben,
Daß er mög' in Seligkeit
Sich an Klang und Schauen laben.

Denn die Blümlein allzumal
Singen wunderliche Weise,
Die sich dann in Duft und Strahl
Wiederum als Vögel kreisen;

Und die Vöglein wundersam
Rauschen mit den Flügeln nieder :
Wenn der Ton zur Erde kam
Wird er gleich zur Blume wieder.

Und der Knabe wie vertraut
Blicket in des Schaffens Kreise,
Vor den Augen steht gebaut
Was er sonst geahnet leise.

„Nimmer wend' ich mich von hier!"
Ruft er selig zu den Dreien.
„Knäblein, Knäblein, sieh dich für
Daß dich's nimmer möge reuen!" —

III.

Wohl war vergangen so mancher Tag,
Wohl war vergangen so manches Jahr,
Schön Knäblein immer in Blumen lag,
Vergaß der einstigen Heimath gar.

Da Sang und Klang ihn wieget einmal
In süßen Schlummer, in süßen Traum :
Der zeiget ihm seiner Kindheit Thal;
Es liegt ihm so fern, er schaut es kaum.

Doch faßt ihn Sehnen dorthin, dorthin!
Die Arme streckt er so liebend aus :
Und immer näher tritt seinem Sinn
Das ird'sche, lang vergessene Haus.

Die alten Spiele, die alte Lust,
Das freie Treiben durch Thal und Feld,
Zieh'n jauchzend ihm durch die junge Brust
Und locken hin ihn zur alten Welt.

Mit allen Kräften auf springt der Knab :
Da ist entschwunden das luft'ge Bild,
Doch nicht Erinn'rung — ein Freudengrab
Dünkt ihn das blumige Sanggefild. —

IV.

Knäblein mit den bleichen Wangen
Sag, um Gott, was hat dir so
Deinen Blumensinn befangen :
Knäblein werde wieder froh!

Und sie sinnen neue Spiele
Die verwundersamen Drei,
Daß er zu dem sel'gen Ziele
Wieder neu gezogen sei.

Doch vergebens, all vergebens!
Immer zieht's des Knaben Sinn
Nach der Lust des frühen Lebens
Wie mit Zauberketten hin.

Nicht versteht er mehr die Lieder
So die Blumen ihm vertraut,
Und die Brücken sinken nieder
Die von Sternen sich gebaut.

Mit den Blumen muß er weinen
Die da klagen still und fromm,
Doch er weiß nicht was sie meinen
Nun sein Blumensinn verglomm.

V.

Nach langem Schlaf erwachet
Der Knab' in süßem Weh',
Da liegt er auf dem Berge,
Wohl an dem blauen See.

Drei Schwäne seh'n herüber
Als wie mit Scheidegruß,
Und rühren ihre Schwingen,
Und tauchen in den Fluß.

Er harrt mit bangem Sehnen
Auf ihre Wiederkehr,
Doch ist es all vergebens :
Er schaut sie nimmermehr.

Da steigt er traurig, weinend
Wohl nieder zu dem Thal,
Doch aufwärts muß er steigen
Mit erstem Mondenstrahl.

So kehrt allnacht er wieder,
Nur immer bleicher was,
Und gießet weiße Thränen
So still in's blaue Naß,

Und breitet seine Arme
Weit in die Nacht hinaus,
Und sieht sich schier die Augen
Nach seinen Schwänen aus.

Da will es 'mal ihm scheinen
Als ob sie grüßend nah'n;
Sein Auge geht ihm über;
Hat's nicht mehr aufgethan.

III. Sagen aus Rheinhessen.

Mainz.

Die goldne Luft.

Zu Mainz ist eine Straße, die goldne Luft genannt,
Als einst von Gasse zu Gasse die Pest die Stadt durchrannt,
Und was darin gewohnet hinraffte in die Gruft,
Da blieb allein verschonet, sagt man, die goldne Luft.

Und als die goldnen Lüfte vertrieb der goldne Hauch,
Erheiterten die Grüfte der Stadt sich wieder auch;
Ausgoß von dort allmählig sich neue Bevölkerung
Und füllte bald unzählig die Stadt mit Alt und Jung.

So ward mir jüngst erzählet von Einem, den ich mir
Zum Führer halt erwählet, der zeigte mir die Zier
Der Stadt, die alterthümlich, einst Deutschlands Schutz und Wall,
Jetzt wieder pranget rühmlich nach des Tyrannen Fall.

Die Pest, die hier gehauset, wem ist sie nicht bekannt?
Sie ist es, die durchgrauset das ganze deutsche Land.
Verschont ist nichts geblieben von ihrem Moderduft,
Bis daß sie ward vertrieben von goldner Freiheit Luft.

Fr. Rückert.

Der arme Spielmann.

Zu Mainz ging einst voll Harm und Leid ein Spielmann alt und arm
Mit weißem Haar, im Bettelkleid, die Fiedel in dem Arm.
Wie friert mich so, wie hungert mich, wie bin ich alt und schwach!
Wer, ach, erbarmet meiner sich und nimmt mich unter Dach?
Als ich vor Jahren lustig sang, da priesen sie mich sehr,
Wenn meine Geige hell erklang, war Alles froh umher.
Nun geh' ich armer Greis allein, der nimmer singen kann;
Sie sprechen: Stell' dein Geigen ein, du altersschwacher Mann.
Der Alte ging mit seinem Gram zu Mainz den Rhein entlang,
Als er zu einem Kirchlein kam, draus hell ein Glöcklein klang.
Er stellte still sich in die Thür und sah auf dem Altar
Ein goldnes Bild in reicher Zier von einer Jungfrau klar.
Voll Andacht sah er nach dem Bild und klagte seinen Schmerz;
Ihm war als spräch es süß und mild ihm Trost in's kranke Herz.
Da weinet lang und weinet heiß vor ihm der alte Mann,
Und spielt dem Bild zu Lob und Preis, das Beste was er kann.
Er singt dazu sein Lied und spricht: du kennst der Armuth Schmerz,
Du hörst die alte Geige nicht, du hörst mein warmes Herz.
Und als das Lied zu Ende war und Er wollt' weiter zieh'n,
Da warf den Schuh von Gold so klar das Bild zum Lohn ihm hin.
Der Alte hob ihn küssend auf und dankte tausendmal,
Zur Stadt dann ging er freudig hin, ihn trieb des Hungers Qual.
Die Häscher aber faßten ihn und riefen hart ihm zu:
Ei halt, wo eilst du Alter hin? Gestohlen ist der Schuh. —

Den schenkte mir das Bild zum Lohn, so rief der Alte bang;
Sie aber sprachen drauf mit Hohn : Dem Dieb gebührt der Strang.
Sie glaubten seinem Schwure nicht, verdammten ihn zum Strang,
Sie schleppten ihn zum Hochgericht den stillen Rhein entlang.
Und als er auf der harten Bahn zum kleinen Kirchlein kam,
Da hielt er bei dem Bildniß an und sprach in seinem Gram :
Du selber littest größern Schmerz und gabst für Gott dein Blut;
Ich opfre dir mein armes Herz, nimm mich in deine Hut.
Zum letzten nimmt der alte Mann die alte Geig' hervor
Und singt dazu, so gut er kann, sein Lied dem Bilde vor.
Doch als das Lied geendet war und er wollt' weiter zieh'n,
Den zweiten Schuh von Gold so klar warf ihm die Heil'ge hin.
Voll Staunen und voll Rührung sah das Volk dem Wunder zu :
Sie sprachen : Gott der Herr ist nah', geschenkt ward ihm der Schuh.
Sie fielen reuig auf das Knie und beteten im Kreis
Und mit dem Spielmann sangen sie dann Gottes Lob und Preis.

G. Görres.

W o r m s.

Die Zaubergans zu Worms *).

I.

Streckend Leiche hin bei Leiche,
Griff mit Wuth um sich die Seuche,
Schwarzer Tod genannt;
Aber schrecklicher zu schauen
Sind des Menschen wüth'ge Klauen,
Wenn ein Wahn ihn bannt.

Dem was blutiger Haß ersonnen,
Daß die Juden in die Bronnen
Tödtend Gift gesenkt,
Ward von raubbegieriger Rotte,
Aller Menschlichkeit zum Spotte,
Glauben gern geschenkt.

Und so fielen in den Gauen
Deutschlands, zahllos, Männer, Frauen,
Fielen Kind und Greis;
Aber mit besonderm Geifern
Schien das alte Worms zu eifern
Um den blutigen Preis.

Wohl gab's hier und da ein Herze
Unter Christen, das mit Schmerze
Solchen Frevel sah,
Aber, was es still geschlagen,
Freien Muthes laut zu sagen,
War doch Keiner da.

Dennoch nahm theils hier Erbarmen,
Dort theils Vortheil, sich der Armen
Still und heimlich an,
Und so hatte manche Pforte
Manchem sich zum Zufluchtsorte
Nächtlich aufgethan.

Nie jedoch entsteigt der Hölle,
Aufgeweckt, ein Nachtgeselle
An das Licht herauf,
Ohne daß im engsten Bunde
Aus dem jetzt erschloßnen Schlunde
Folg' der ganze Hauf'.

Ist's der Flammenmacht gelungen,
Daß sie Freiheit sich errungen,
Folgt die Raubsucht nach;
Haben dunkle Höllengeister
Aufgeworfen sich als Meister,
Wird die Mordlust wach.

Und so fand die wüthige Rotte
Hülfe in dem Höllengotte,
Der für seinen Kreis
Spuck und Zauber sich erkoren,
Und unrettbar schien verloren,
Juda's letztes Reis.

Wo in Bangniß vor dem Morgen
Je ein Jude war verborgen,
Selbst in Nächten wach,
Ließ sich eine Gans hernieder,
Schlug verräth'risch ihr Gefieder
Auf des Hauses Dach.

Mocht' ein Häuschen einsam stehen,
Mocht' ein Haus auch angesehen
Bieten Schutz und Wehr,
Kam der Vogel hergeflogen,
Stürzte gleich in dunkeln Wogen
Auch die Rotte her.

*) Der schwarze Tod wüthete 1349.

II.

Aber wo die Noth am höchsten,
Ist auch Israel am nächsten
Immerdar sein Hort;
Läßt er's auch ob seinen Sünden
Fast bis zur Zernichtung schwinden,
Hält er doch sein Wort.

In der Kirche Schooß und Mitte
Lebte ganz nach ihrer Sitte
Aeußerlich ein Mann;
Aber Juda's Stamm entsprossen,
Blieb er seinen Stammgenossen
Heimlich zugethan.

Einer nur, vom Priesterstande,
Der mit ihm im engsten Bande
Trauter Freundschaft stund,
Wußte daß nach Sinn und Lehre
Israel er angehöre
Noch von Herzensgrund.

In des Freundes Priesterhülle,
In des Herzens Drang und Fülle
Trat er nun hinan,
Und mit mächtigem Feuerworte
Sprach er, von geweihtem Orte,
Gegen Spuck und Wahn.

„Hier in diesen heiligen Räumen,
Wagt kein Jude wohl zu säumen,"
Rief er, „dennoch schaut,
Ob nicht auf der Kirche Spitze
Dieser Höllenvogel sitze,
Dem Ihr so vertraut!" —

Und im Sturme ging's von hinnen,
Und als auf der Kirche Zinnen
Keck der Vogel stand,
Ward darob ihr Herz empöret,
Und was göttlich sie verehret,
Spott jetzt und Verfolgung fand.

Durch Geschrei und mit Geschossen
Scheuchten sie den Spuckgenossen,
Und er flog davon;
Und es wich der finstere Glaube
Und die Gier nach blutigem Raube
Mit dem Höllensohn.

Und mit Herz und Seel' ergeben,
So im Sterben, so im Leben,
Seinem Gott getreu,
Ohne Furcht und ohne Zagen,
Durfte an den Tag sich wagen
Israel auf's Neu.

Tendlau.

Rabbi Juda Chasid's Mauer zu Worms *).

Hin zur Frauen-Synagoge,
Die zu Worms am Rhein,
Führt ein Gäßchen, ihr zur Linken,
Dunkel, schmal und klein.

Hier verweilt dein Führer, deutet
Auf die Mauer d'ran,
„Rabbi Juda Chasid's Mauer!"
Sagt' der alte Mann.

Eine Blende ist es aber,
Was dein Aug' erblickt,
Wie von einem Menschenkörper
Rückwärts eingedrückt.

Und befragt dein Blick den Alten,
Was dies heißen soll?
So beginnt er, aufwärtsschauend,
Leis und wehmuthsvoll:

„Dies ist auch noch so ein Denkmal
Aus der düstern Zeit,
Wo zum Bösen uns der Gegner
Allzeit war bereit."

„Aber auf ein herrlich Zeichen
Von der Macht des Herrn;
Unsrer Zeit, ach, ohne Glauben,
Bleibt das Wunder fern." —

„Auf dem Weg zur Synagoge
Ging einst hier ein Weib,
Die den besten Gottessegen
Barg im Mutterleib."

„Plötzlich kommt ein Mensch gefahren,
Lenkt in's Gäßchen ein;
Nein, ein Mensch nicht, nur ein Dämon
Kann's gewesen sein!"

„Wüthend treibt er seine Pferde
Auf das Weib hinan,
Wo im Nu ein Doppelleben
Er zerdrücken kann."

„Todtenblaß drängt sich die Arme
An den kalten Stein,
Schließt, abwehrend, ihre Hoffnung
Mit den Händen ein."

---

*) Rabbi Juda, mit dem Beinamen Chasid der Fromme, starb 1217 zu Regensburg.

„Schon ist ihr der Wüthrich nahe,
Hört sie seinen Spott,
Und empfiehlt in Todesängsten
Leib und Seele Gott.“

„Sieh, da weicht zurück die Mauer
Und verleiht ihr Schutz,
Und der Stein erbarmt sich ihrer,
Menschenwuth zum Trutz.“

„Und vorüber rollt's Verderben,
Rühret sie nicht an;
Denn sie barg im Mutterschooße
Einen großen Mann.“

„Wohl war Rabbi Juda Chasid
Solchen Wunders werth,
Und die Mauer trägt den Namen,
Den die Welt verehrt.“

Tendlau.

Oppenheim.

Das Fenster in Oppenheim.

Von J. W. Wolf.

In der Kirche von Oppenheim ist ein prächtiges Fenster, welches sich vor den andern durch seine Schönheit auszeichnet. Man erzählt von demselben, daß der Meister mit seinem Gesellen gewettet habe, er wolle das schönste aller Fenster in der Kirche machen. Jetzt ging's frisch an die Arbeit, aber als Beide fertig waren, zeigte sich, daß des Meisters Fenster wohl schön, das des Gesellen jedoch bei Weitem besser und künstlicher ausgearbeitet war. Das ärgerte den Meister so sehr, daß er den Gesellen vom Gerüst herabstürzte.

Westhofen.

Reise nach Venedig.

Von J. W. Wolf.

Zum Müller in Flarsheim bei Westhofen kam jedes Jahr im Mai ein schöner Mann mit einem Maulesel, der zwei Fäßchen trug. Dann freuten sich die Knechte und Mägde, denn dann gab's Trinkgelder vollauf, und auch sonst belohnte der Mann jeden Dienst, als wenn er ein Prinz gewesen wäre. Da kam auch einmal die Rede auf Venedig und der Müller meinte, das müsse doch eine schöne Stadt sein. Das glaube ich auch, sprach der Fremde und erzählte so viel von den Herrlichkeiten Venedigs, von seinen schönen Kirchen und Schlössern, daß des Müllers Sohn ein über das anderemal ausrief: „Ei das möchte ich doch sehen, da möchte ich auch einmal hin.“ „Das kannst du haben,“ sagte der Fremde, „und es kostet dich selbst nicht einen Heller, aber du mußt erst trocken hinter den Ohren sein.“

Der Sohn wuchs heran, der alte Müller starb. Einige Jahre nachher heirathete der Sohn und wie der Fremde vorher bei dem Alten eingekehrt war, so kam er jetzt mit seinem Maulesel und den zwei Fäßchen zu dem jungen Müller. Eines Tags sagte er: „Nun habt ihr noch Lust einmal nach Venedig zu reisen?“ „Ja wer dazu Geld hätte,“ erwiederte der Müller. „Wie ich euch schon früher sagte,“ antwortete der Fremde, „es soll euch nichts kosten und ihr logirt bei mir.“ „Ei dann nehm' ich's mit Dank an,“ meinte der Müller. Als nun die Zeit herankam, wo der fremde Mann gewöhnlich weg zu gehen pflegte, fuhr der Müller

eines Morgens früh mit Mehl nach Alzei. Unterwegs mußte er über einen Kreuzweg, an dem ein Birnbaum steht; aber an der Stelle erhob sich plötzlich ein Wind, ergriff ihn und führte ihn durch die Luft fort und ehe sich's der Müller versah, stand er in einer prächtigen Stadt vor einem Marktbrunnen, der von purem Marmor war. Auf dem Brunnen stand aber mit großen Buchstaben geschrieben: Venetia. Noch stand er da und betrachtete den Brunnen und die Schlösser, welche um den Markt herum lagen, als ihn Jemand hinten an den Schultern packte, ihn nach einer Straße zu drehte und so vor sich hin schob. In der Straße ließ der Jemand ihn los, als der Müller aber umschaute, war der Mann verschwunden. Er ging in der Straße weiter und sah ein stolzes, prächtiges Schloß, so schön, wie ihm noch keins vor die Augen gekommen war, daraus trat ein schöner Herr in prächtigen Kleidern, welcher ihn fragte: „Nun Müller, wen suchet ihr?" — „Ja, wen ich suche," sagte der Müller, aber da lachte der Herr laut auf und fragte: „Kennt ihr mich denn nicht?" „Ich wüßte nicht," antwortete der Müller, „ich komme eben aus dem Reich und weiß nicht, wie ich hierher geführt worden bin." „Kennt ihr denn den Mann nicht mehr, der euch jedes Jahr besucht hat?" fragte der Herr; da schaute der Müller ihm schärfer in's Gesicht, aber er konnte sich doch nicht erinnern, ihn gesehen zu haben, er war auch noch allzusehr verwirrt. „Dann geht mal mit mir in mein Haus," sprach der Herr und führte ihn in einen prächtigen Saal, ging aber selbst in ein Nebenzimmer, aus dem er gleich nachher in seinem linnenen Kittel wieder hervorkam. „Aha," rief der Müller erfreut, „jetzt kennen wir uns" und schüttelte ihm treuherzig die Hand. Der Müller blieb vier Wochen bei ihm und der Herr zeigte ihm die ganze Stadt und fuhr mit ihm in der ganzen Gegend herum, wo nur etwas zu sehen war. Er sagte ihm, auch jetzt komme er nicht mehr in's Reich, denn er habe sich in den Jahren bisher Gold genug da geholt, mehr als er verbauen und verzehren könne. Als der Müller fragte, wo das Gold denn liege, sprach der Herr, das sei ein Geheimniß, aber im Reich steckte noch mehr Gold in der Erde als man denke und er sei es nicht allein, der seinen Reichthum da geholt. Dann beschenkte er ihn reichlich und führte ihn eines Morgens wieder auf den Platz vor den Marktbrunnen. Als der Müller nach den Bildern an dem Brunnen schaute, warf der Herr ihm rasch einen Sack über den Kopf, der Wind erhob sich wieder und etwa dreiviertel Stunden später fand der Müller sich unter dem Birnbaum wieder. Er traute Anfangs seinen Sinnen nicht und rieb sich lange die Augen; als er aber, um der Sache ganz gewiß zu werden, in seine Tasche griff, da waren Hände voll Gold darin. Jetzt eilte er Hals über Kopf nach Hause, wo ihn seine Frau, welche ihn bereits todt geglaubt hatte, mit freudigem Erstaunen empfing. Da erfuhr er auch, daß er nicht vier Wochen, sondern vier Monate unterwegs gewesen war. Von dem Gold, welches er mitgebracht, baute er die alte Mühle neu auf und behielt noch ein solches Sümmchen übrig, daß er für den wohlhabendsten Mann in der ganzen Gegend galt.

B i n g e n.

G i s e l a.

Volkslied.

Von Rüdesheim bis Bingen, da ist der Rhein ein See,
Von Strand zu Strande klingen hör' ich ein Lied voll Weh.
Dort stand die Engelgleiche, entgeistert stand sie da,
Das schönste Kind im Reiche, die bleiche Gisela.

Die Drachen und die Heiden ihr Vater Brömser traf,
Er konnt' es nicht vermeiden, sie banden ihn im Schlaf.

Da lag er lang gefangen in unheilvoller Haft,
Bei Ottern und bei Schlangen verging ihm schier die Kraft.

Die Tochter rang die Hände, sie liebt' ihn überaus:
Hilf, mach ein Ende und send' ihn heil nach Haus.

Sie hat so lang gerungen die schönen Hände wund,
Seine Ketten sind zersprungen, der Held entgeht gesund.

Und wie er kommt nach Hause, da ist's ihr Ungewinn:
„Du wirst in stiller Klause nun Gottes Dienerin.

Ein Kloster will ich gründen dem Herrn, der mich befreit:
Da büße meine Sünden, du reine junge Maid."

Sie wollte nicht im Kloster so jung begraben sein,
Sie stürzte sich getroster wohl in den tiefen Rhein.

Die Wellen rauschen, schlingen hinab das schöne Weib:
Beim Mäusethurm zu Bingen am Morgen lag ihr Leib.

Der Vater ging sie schauen, da schlug das Herz ihm schwer,
Viel Klöster thät er bauen, ward doch nicht fröhlich mehr.

Ihr Väter büßt die Sünden nicht an den Töchterlein,
Und wollt ihr Klöster gründen, so geht auch selbst hinein.

Die Legende vom heiligen Rupert.

Nah bei Bingens Felsenufer, wo der Rhein im Wirbel saust
Und im wilden Wellentanze nach der Tiefe donnernd braust,
Lebte an der Mutter Seite einst ein Knabe hold und mild,
Rupert, der an Reiz und Güte war der Mutter Ebenbild.
Zu dem Fürstenthron geboren, eines stolzen Herzogs Sohn,
Der im Streite früh gefallen um die oft bedrohte Kron,
Reizte diesen sanften Knaben nie ihr Glanz mit Perl' und Stein,
Und der Freudenthränen Schimmer schien ihm herrlicher zu sein.
Armen Kindern, die er frierend, weinend auf der Straße fand,
Gab er nach des Heilands Lehre oft das eigene Gewand;
Brachte sie zu seiner Mutter in das herzogliche Schloß,
Flehte in des Mitleids Tönen, während seine Thräne floß:
„Mutter, dies sind eure Kinder, nehmt euch liebend ihrer an,
Was ihr thut an dieser Einem meiner Brüder, habt ihr mir gethan:
Dies ist Jesu Christi Lehre! Theure Mutter, zürne nicht,
Daß wie Christus es geboten, Rupert Brod den Armen bricht!"

Und die Fürstin liebend drückte ihren Knaben an das Herz,
Und in heil'ger Ahnung blickte fromm ihr Auge himmelwärts.
So dem innern Drange folgend und des Heilands mildem Wort
War als zarter Knabe Rupert schon der Armen Trost und Hort.
Wie ein kleiner Engel schwebte rettend er von Haus zu Haus,
Um zu theilen Armen, Kranken seine milden Gaben aus.
Eines Abends kehrt' er selig, einen Himmel in der Brust,
Von den frommen Wanderungen zu der Mutter heim mit Lust.
Sinnend ging er an dem Strande vor dem schönen, klaren Rhein,
Und ihm war, als wiege murmelnd ihn die Flut in Schlummer ein.
Hin an eines Hügels Seite legte Rupert sich zur Ruh,
Und des Schlummers Genius drückte leise ihm die Augen zu;
In den Schlaf des Kindes senkte sich ein himmlisches Gesicht,
Wie der stille Wasserspiegel wiederstrahlt der Sterne Licht.
Eine tiefe Stille herrschte in der Schöpfung weitem Raum,
Hell und glänzend schien die Sonne, wie es nimmer sonst im Traum.
Ihre Strahlen tanzten flimmernd auf dem wunderschönen Rhein,
Der im höchsten Glanze flimmernd schien ein Strom voll Edelstein.
An dem Ufer sah er stehen einen Greis so hoch und mild

Mit dem schönsten Angesichte, ein erhaben, heilig Bild;
Viele muntre Knaben sprangen fröhlich in den hellen Rhein,
Und der Greis wusch in den Fluten alle Knaben weiß und rein.
Aus dem Wasser stiegen Alle schöner, blühender hervor;
Sieh, da hob sich aus den Fluten eine Wunderau empor.
Würz'ge Kräuter, tausend Blumen prangten drauf in süßem Duft,
Hauchten ihre Wohlgerüche in die reinste Maienluft.
Hohe, stolze Bäume strebten aus dem blühenden Gesträuch,
Weiß und rothe Blüthe schmückte sie mit goldner Frucht zugleich.
Zu der Bäume Blüthenkrone aus der Zweige grüner Nacht
Flogen Vöglein auf und nieder in der Federn höchster Pracht.
Und wie neben Blüthen schwellte goldne Frucht im Blätterdrang,
Bei den Vögeln sich gesellte Farbenpracht zu Himmelsklang.
Und der Greis rief alle Knaben auf der Insel Wunderstrand,
Und bekleidete sie Alle mit dem reinsten Schneegewand,
Darauf wies er auf der Blüthen, auf der Früchte Ueberfluß,
Weihte sie den muntren Knaben zum entzückenden Genuß.
Von dem Anblick hingerissen Rupert sprach zum hehren Greis:
„Laß mich mit den andern Knaben auf der Insel sel'gem Kreis."
Sprach der Greis zu ihm: „Auf Erden, Rupert, ist dein Bleiben nicht,
Früh wirst du erhoben werden zu der Heimath höherem Licht.
Reich an Freuden ist der Erde wundervolles Blüthenland
Für ein Herz, das friedlich wallet in der Unschuld Schneegewand;
Aber höhre Wonnen strahlen in des Himmels goldnem Licht,
Und dein reiner Blick wird schauen der Verklärten Angesicht.
Das mit himmlischem Erbarmen deinen Brüdern du gewährt,
Wird in Jesu Christi Armen dir zum reinsten Lohn verklärt,
Denn es bauten fromme Thaten eine Brücke dir hinauf,
Und der Erde goldne Saaten geben dort dir herrlich auf."
Und als Rupert aufwärts blickte, da erhob sich wunderbar
Aus der Insel Blüthenbäumen eine Brücke hell und klar.
Durch der Lüfte blaue Wogen bis zum fernen Himmelsstrand
War der schönste Regenbogen hoch und glänzend ausgespannt.
Viele heil'ge Engel schwebten aus des Himmels sel'gen Höh'n
Hin und her mit leichten Schwingen auf der Brücke, wunderschön.
Hoch von Glanzgewölk umgeben in dem hellsten Strahlenschein
Saß der heil'ge Christusknabe, und Johannes fromm und rein
Kniete vor dem heil'gen Kinde, das in süßer Unschuldlust
Sanft ein weißes Lämmchen drückte an die himmelreine Brust.
Da zwei kleine Engel schwebten hin zu ihm mit dem Gewand,
Welches einem armen Knaben jüngstens schenkte Ruperts Hand.
Christus von den Engeln beiden ließ in das Gewand sich kleiden,
„Rupert hat mir dies gegeben," sprach er zu der Engelschaar,
„Darum will ich ihn erheben, und ihn kleiden himmlisch klar;
Denn ich sag' euch: Was auf Erden ihr an meinen Brüdern thut,
Wird euch hier vergolten werden mit des Himmels höchstem Gut."

Von der reinsten Wonne trunken schlug des kleinen Rupert Brust,
Doch da war der Traum verschwunden und des Himmels Glanz und Lust.
Als er sehnend vor sich schaute, jener Knabe vor ihm stand,
Dem er jüngst in frommer Milde gab das eigene Gewand.
Und des Traumes sel'ge Deutung trug er still in seiner Brust,
Welche Sehnsucht heiß verzehrte nach des Himmels Glanz und Lust.
Dieser Erde Reiz und Freuden schienen ihm so kalt und bleich;
Seine fromme Seele strebte heimwärts nach dem Himmelreich.
Seine ganze reiche Habe gab er Dürftigen zum Theil,
Wallte nach dem heil'gen Grabe. D'raus erblüht der Menschheit Heil,
Weihte dann der Krankenpflege seine letzte Lebenskraft,
Bis der Tod den Geist erlöste aus der Hülle enger Haft:
Auf dem Grabe Ruperts glänzte manche Thräne hell und rein,
Und die Frömmigkeit umstrahlet Ruperts Haupt mit heil'gem Schein.

Louise v. Plönnies.

Fünftes Buch.

Hessische Volkslieder.

I. Oberhessen.

Es steht ein Wirthshaus an der Lahn (auch: an dem Rhein).

Es steht ein Wirthshaus an der Lahn,
Da halten alle Fuhrleut an.
Frau Wirthin sitzt am Ofen,
Die Gäste sitzen um den Tisch,
Den Wein will niemand loben.

Frau Wirthin hat nen braven Mann,
Der spannt den Fuhrleuten selber an.
Er hat vom allerbesten
Ulrichsteiner Fruchtbranntwein
Und setzt ihn vor den Gästen.

Frau Wirthin hat ne brave Magd,
Die sitzt im Garten und rupft Salat,
Sie sitzt wol in dem Garten,
Bis daß die Glocke zwölfe schlägt,
Und wart auf die Soldaten.

Frau Wirthin hat einen braven Knecht,
Und was er thät das thät er recht,
Er thät gern caressieren.
Des Morgens wenn er früh aufstund,
Da konnt er sich nicht rühren.

Wer hat denn dises Lied erdacht?
Zwei Mann Soldaten auf der Wacht,
Ein schwarzer und ein weißer.
Und wer das Lied nicht singen kann,
Der fang es an zu pfeiffen.

Der Ritter und die Königstochter.

Aufgezeichnet in der Erk'schen Sammlung im Hopfgarten bei Alsfeld.

Es ritten drei Reiter wol über den Rhein,
Sie sungen drei schöne Liedelein,
Sie sungen auf dreierlei Stimmen,
Daß Berge und Alles thät klingen.

Dies hörte dem König sein Töchterlein
In ihrem Ruheschlafkämmerlein.
Das Singen ist meine Freude,
Mit den Reitern da will ich es reisen.

Sie ritten durch einen grasgrunigen Wald,
Bis daß sich das Pferdchen wol stille stand;
Sie ritten in einer Eile
Dreihundert und sechzig Meilen.

Er schaute feins Liebchen ins Angesicht:
Feins Liebchen, warum bist du so traurig?
Warum sollt ich denn nicht traurig sein?
Ich bin ja dem König sein Töchterlein.

Warum sollt ich denn nicht traurig sein?
Ich bin ja dem König sein Töchterlein.
Ach hätt ich meinem Vater seinem Rath gefolgt,
Eine Kaiserin wär ich geworden.

Sie hatte kaum das Wort gesagt,
Ihr Köpfchen schon an der Seite lag.
Ach hättest du stille geschwiegen,
Dein Köpfchen wär dir geblieben.

Er kriegt sie bei der schneeweißen Hand
Und schlenkert sie über ein Eichenstock:
Hier sollst du liegen und faulen,
Kein Reiter soll über dich trauern.

Vom plapperigen Junggesellen.

Es waren drei Soldaten,
Die waren Kameraden,
Sie hatten alle drei
Einen heimlichen Rath,
Ja welcher unter ihnen
Das schönste Schätzchen hat.

Es war ja einer drunter,
Der nichts verschweigen kunnte:
Es hat mir gestern Abend
Ein Mädchen zugeredt,
Ich sollte bei ihm schlafen
In seinem Federbett.

Das Mädchen stund an der Wand
Und hört seine eigene Schand:
Gott gebe mir ja Glück
Zu meinem Verstand,
Daß mir der böse Reiter
Nicht kommt an meine Hand.

Es begab sich in die Mitten,
Der Reiter der kam geritten,
Er klopft so leise an
Mit seinem Siegelring:
Schatz schläfst du oder wachst du,
Herzallerliebstes Kind?

Ich schlafe nicht, ich wache,
Ih thu dir nicht aufmachen.
Reit du nur immer hin
In deinem stolzen Sinn,
Da wo du bist gewesen,
Da reit auch wieder hin.

Wo soll ich denn hin reiten?
Es schlafen alle Leute,
Es schlafen alle Leute
Und alle Bürgerskind,
Es regnet und es schneit,
Es geht ein kuhler Wind.

Da drunten auf grüner Heide
Da steht eine Donnereiche,
Da bind du dir dein Pferd
Mit deinem Silberzaum,
Und lege dich darunter,
So schläfst du ohne Traum.

Die drei Weisen aus dem Morgenlande.

Wir kommen hierher von Gott gesandt
Mit diesem Stern aus Morgenland.

Mit diesem Stern in aller Eil,
Kaum dreisig Tag, vierhundert Meil.

Kaum dreisig Tag, für Herodes sein Haus,
Herodes schaut oben zum Fenster heraus.

Herodes sprach aus falschem Sinn:
Ihr lieben drei Weisen, wo wollt ihr hin?

Ihr lieben drei Weisen, bleibt heute bei mir,
Ich will euch geben Wein und Bier.

Ich will euch geben Stroh und Heu
Und will euch halten sicher und frei.

Ach lieber Herodes, das kann nicht geschehn,
Wir müssen den Tag noch weiter gehn.

Wir zogen mit einander den Berg hinaus,
Wir sahen, der Stern stand über dem Haus.

Wir zogen mit einander das Thal hinein
Und fanden das Kindlein im Krippelein.

Wir fanden das Kind, war nackend und blos;
Maria nahms auf ihren Schoos.

Sanct Joseph der sich seiner erbarmt,
Er nahm das Kind auf seinen Arm.

Sanct Joseph zog sein Hemdlein aus,
Gabs Maria, die macht Windeln daraus.

Vom jüngsten Tage.

Aus der Diemelgegend in Kurhessen.

Wenn der jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Beugen sich der Bäume Spitzen,
Wo die lieben Vöglein sitzen;

Kommt der liebe Gott gezogen
Mit dem schönen Regenbogen
Und spricht: ihr Todten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn.

Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Englein sitzen;
Ihr sollt treten auf die Bahn
Und unsern Herrn Jesus Christus beten an! —

Feinslieb im Grabe.

Es schliefen zwei verborgen
In einem Federbett
Vom Abend bis zum Morgen,
Bis daß die Sonne sie weckt.

Ade mein Schatz, jetzt reis' ich,
Jetzt reis' ich weit von hier;
Bis über das Jahr im Sommer
Dann komm ich wieder zu dir.

Und als das Jahr herum nun war,
Die Zeit war mir zu lang.
Ich dachte wieder nach Hause
Zu meiner Mariann.

Und als ich wieder nach Hause kam,
Guten Morgen fing ich an:
Ach großer Gott im Himmel,
Wo ist denn meine Mariann?

Dein Feinslieb ist gestorben,
Heut ist der dritte Tag.
Das Jammern und das Weinen
Hat sie unter die Erde gebracht.

Jetzt will ich auf den Kirchhof gehn,
Will suchen Feinsliebs Grab,
Und will mein Feinsliebs rufen,
Bis daß ich Antwort hab.

Und als ich auf den Kirchhof kam,
Den Grabstein schaut ich an:
Ach großer Gott im Himmel,
Ist der denn meiner Mariann.

Ach schönster Schatz bleib draußen,
's ist gar ein finstrer Ort.
Man hört kein Glöcklein läuten,
Sieht weder Sonn noch Mond,
Und auch kein Vöglein pfeifen:
Dein schönster Schatz ist todt!

Der Abschied.

(Niedergeschrieben auf der Ruine Gleiberg bei Gießen von Ch. W. Stromberger, 1845.)

Wo gehst Du hin Du Stolzer
Was hab' ich Dir Leid gethan,
Daß Du an mir vorübergehst
Und schaust mich gar nicht an?

Du schlägst Deine Augelein unter Dich,
Du schämest Dich meiner so sehr,
Als wenn ich Deines Gleichen nicht
Niemals gewesen wär'.

Du brauchst ja nicht zu trotzen,
Du bist mir noch vieler zu jung,
Denn Deines Gleichen, wie du bist,
Die find't man überall.

Der Abschied ist geschrieben,
Das Körblein ist gemacht,
Wärst Du mir treu geblieben,
Keinen Andern hätt' ich mir erdacht.

So nimm nun das Körblein in die Hand,
Und lege den Abschied drein,
Daß wir so viele tausendmal
Geschieden müssen sein!

Maria's Wanderung.

(Aus dem Fulda'schen und aus Oberhessen.)

Maria die wollt wandern gehn,
Wollt alle Länder ausgehn,
Wollt suchen ihren Sohn.

Was begegnet ihr auf der Reise
Ein hübscher feiner Mann,
Ganz traurig schaut sie ihn an.

Habt ihr denn nicht gesehen
O Jesum meinen Sohn,
Den ich verloren hab?

Ja ja ich hab ihn gesehen
In einem Judenhaus.
Ganz traurig schaut er raus.

Was trug er auf seinem Haupte?
Eine spitzige, dornige Kron,
Das Kreuz das trug er schon.

Wo soll ers dann hintragen?
Aus Jerusalem vor die Stadt,
Wo er gekreuzigt ward.

Maria die stund auch dabei
Und weinet bitterlich
Um ihren Herrn Jesu Christ.

Maria laß das Weinen sein,
Die Wunden sind ja klein,
Das Himmelreich und das ist mein.

Maria kniet sich nieder
Auf einen Marmelstein
Und betet ganz allein.

Und wenn der Sünder sterben will,
So ruf er Jesum an,
So wird er bei ihm sein,
Dem Sünder gnädig sein.

Falscher Sinn.

Aus Obergleen bei Alsfeld.

Jetzt kommt die Zeit, daß ich wandern muß,
Mein Schatz, mein Augentrost!
Wann wirst du wiedrum kommen,
Daß du mich erfreuen thust?

Und wenn ich wiedrum kommen thät,
Was würd es helfen dich?
Eine kleine Zeit werd ich dich lieben,
Heirathen aber nicht.

Und wenn du mich lieben thust,
Heirathen aber nicht,
So bitt ich dich schön Schätzelein,
Verführ mich aber nicht.

Und wenn ich dich verführen thät,
Die Schuld wär selber dein,
So oft als ich gekommen bin,
Hast du mich gelassen hinein.

Ich hab dich herein gelassen
Aus lauter Lieb und Treu,
Die Eh hast du mir versprochen:
Gelt Schelm, es hat dich gereut?

Es ist kein Aepfelchen noch so roth,
Es wächst ein Kernlein drin,
Ein Knab von achtzehn Jahren
Führt schon ein falschen Sinn.

Junge Hasen, die man schießen kann,
Die laufen in dem Wald;
Junge Mädchen muß man lieben,
Sonst werden sie zu alt.

Und wenn sie alt und runzlig sind,
Verstell'n sie ihr Gesicht.
Spricht Einer zu dem Andern:
Nimm du sie, ich mag sie nicht.

Die du nicht willst, die mag ich nicht.
Wer Teufel? mag sie dann?
Man lädt sie in eine Kanone,
Schießt sie nach Amsterdam.

Nach Amsterdam zu schießen,
Sie sind den Schuß nicht werth.
Nur Schad für Blei und Pulver,
Das man verschießen thät.

Liebesschmerzen.

Kirtorf bei Alsfeld.

O Liebe wie lang soll ich noch,
Tragen das bittere Joch?
Du sagst du liebest mich

Aber du hassest mich;
Alles scheint finster und trüb,
Weil du vergissest die Lieb!

Wenn du mein Schätzlein willst sein,
Mußt du mich lieben allein;
Mußt hübsch zu Hause bleib'n,
Mußt andre Burschen meid'n:
Wenn du dasselbe nicht thust,
Hast du zum Lieben keine Lust.

Auf Felsen und Marmorstein
Mußt du mich lieben allein.
Geh' hin und lasse sie,
Hör', was ich sagen will:
Trau nur der Schönheit nicht gar,
Denn sie bringt große Gefahr.

Die Müllerin.

Mündlich aus Hopfgarten bei Alsfeld.

Ich weiß mir eine Frau Müllerin
Ein wunderschönes Weib,
Die wollt ja selber mahlen,
Das Geld wollt sie ersparen,
Wollt selbst der Mahlbursch sein,

„Guten Tag, guten Tag, Frau Müllerin!
Wo stell ich hin meinen Sack?"
„„Stell ihn in jene Ecke,
Zu andern Bauern Säcke!
Kannst mahlen, wenn du willst.""

Und als der Müller nach Hause kam,
Vom Regen war er naß:
„Steh' nur auf, Frau Müllerin stolze,
Leg' du das Feuer voll Holze!
Vom Regen bin ich naß."

„„Ich steh nicht auf, laß dich nicht 'rein,""
So sprach die Müllerin fein;
„„Ich hab heint Nacht gemahlen
Mit fünf, sechs schönen Knaben
Vom Abend bis am Tag
Daß ich nicht aufstehn mag.""

„Stehst du nicht auf, läßt mich nicht ein"
So sprach der Müller fein;
„Thu ich die Mühl verkaufen
Das Geld thu ich versaufen
Beim rothen kühlen Wein,
Wo schöne Jungfern sein."

„„Thust du die Mühl verkaufen,
Was mach ich mir daraus!
So bau ich mir die Zweite
Dort oben auf der Haide,
Wo frisches Wasser quillt —
's kann mahlen, wer nur will.""

Jungbrunnen.

Mündlich aus Obergleen bei Alsfeld.

Wenn alle Wasser fließen,
So soll man trinken.
Wenn ich mein Schatz nicht rufen, ja rufen darf,
So thu ich ihm winken.

Wol winken mit den Augen
Und treten auf den Fuß;
Es sitzt eins in der Stube, ja in der Stube,
Das mir noch werden muß.

Warum sollt es mir nicht werden?
Ich seh sie ja so gern.
Sie hat zwei schwarzbraune Aeugelein, ja Aeugelein,
Sind heller als zwei Stern.

Und auch zwei rothe Backen,
Sind röther als rother Wein.
Denn solches Mädchen findt man nicht, ja findt man nicht,
Wol unter dem Sonnenschein,

Ach herziger Schatz, ich bitte dich,
Ach laß mich gehen!
Denn deine Leute schmähen mich, ja schmähen mich,
Ich muß mich schämen.

Was frag ich denn danach,
Nach schlechten Leuten;
Und so lieb ich doch noch einmal, ja doch noch einmal,
Das schöne Mädchen.

Der Kukuk als Liebesbote.

Mündlich aus Obergleen bei Alsfeld.

Der Kukuk auf dem Zaune saß,
Es regnet sehr und er ward naß.

Er rupft ihm eine Feder aus
Und trug sie vor des Goldschmidts=Haus

Ach Goldschmidt, lieber Goldschmidt mein,
Schmied meinem Schatz ein Ringelein.

Schmieds ihm an seine rechte Hand,
Dann wolln wir ziehn ins Niederland.

Ins Niederland da mag ich nicht,
Keine langen Kleider trag ich nicht.

Denn lange Kleider und spitze Schuh
Die kommen keiner Dienstmagd zu. —

Das kriegerische Mädchen.

Hessisches Soldatenlied. Mündlich aus Obergleen bei Alsfeld.

Ein Liedlein wolln wir singen,
Mit Freuden ein schönes Lied
Von einer kapitänischen Dame,
Die hatte die Soldaten so lieb.

Ein Körblein trug sie am Arme,
Einen schönen Strauß in der Hand.
Sie ging so lange spazieren,
Bis daß sie das Lager fand.

Und als sie vor das Lager,
Wol vor das Lager kam,
Da kam der kapitänische Vater
Und schaute das Mädchen nicht an.

Ach Mädchen, ach liebes Mädchen,
Ach Mädchen ach wärest du mein:
Schöne Kleider solltest du haben,
Ich will dich frisiren mit Gold.

Ach Vater, ach lieber Vater,
Ich habe Lust in die Welt.
Frei bin ich als Knabe geboren,
Frei lustig zieh ich ins Feld.

Im Felde da gibt es Kanonen,
Im Felde da möcht ich wol sein,
Da hört man die Trommeln und Pfeiffen.
Fürs Vaterland bin ich bereit.

Abschied.

Mündlich aus Butzbach in der Wetterau.

Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus, ade!
Feinsliebchen das schaute zum Fenster hinaus,
ade!
Und wenn es denn soll geschieden sein,
So reich mir dein goldnes Ringelein,
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Und der uns scheidet, das ist der Tod, ade!
Er scheidet so manches Jungfräulein roth,
ade!
Und wär doch geworden der liebe Leib
Der Liebe ein süßer Zeitvertreib.
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Er scheidet das Kind wol in der Wiegen, ade!
Wann werd ich mein schwarzbraunes Schätzelein
kriegen? ade!
Und ist es nicht morgen, ach wär es doch heut,
Es macht uns allbeiden gar große Freud.
Ade, ade, ade!
Ja, scheiden und lassen thut weh!

Der Schäfer und der Edelmann.

Mündlich aus Alsfeld.

Es zog ein Schäfer zum Thor hinaus, hurrah!
Der Edelmann schaute zum Fenster heraus, hurrah!
Ist das dem armen Schäfer sein Sohn?
Er hat so schöne Kleider an.

Ach Edelmann, laß mir mein Sohn am Leben, hurrah!
Ich will dir sechshundert Stück Schaafe geben, hurrah!
Sechshundert Stück Schaafe ist mir kein Geld,
Ich will den Schäfer lassen hängen ins Feld.

Ach Edelmann, laß mir mein Sohn am Leben, hurrah!
Ich will dir sechshundert Ducaten geben, hurrah!
Willst du mir sechshundert Ducaten geben,
So soll dein Sohn meine Tochter nehmen.

Keine Edelmannstochter heirath ich nicht, hurrah!
Ich bin so jung und heirathe noch nicht, hurrah!
Bist du so jung und heirathest noch nicht,
So bin ich so stolz und nehme dich noch nicht.

Drei Röselein.

Aus Butzbach in der Wetterau.

Jetzt geh', ich an's Brünnele, trink aber nicht,
Da such' ich mein herztausigen Schatz, find ihn aber nicht.

Da laß ich meine Aeugelein um und um geh'n,
Da seh' ich mein herztausigen Schatz bei einem Andern ste'hn.

Und bei einem Andernstehn seh'n, ach das thut weh!
Jetzt behüt' dich Gott herztausiger Schatz, dich besuch ich nimmer mehr.

Jetzt kauf' ich mir Tinte und Feder und Papier
Und schreibe meinem herztausigen Schatz einen Abschiedsbrief.

Jetzt leg' ich mich nieder auf's Heu und auf's Stroh,
Da fallen drei Röselein mir in den Schooß.

Und diese drei Röselein sind rosenroth:
Jetzt weiß ich nicht, lebt mein Schatz oder ist er todt!

Was ich möchte.

Mündlich aus Gießen.

Ach was wird mein Schätzchen denken,
Daß ich bin so weit von ihr.

Gerne wollt ich zu ihm gehen.
Wenn der Weg so weit nicht wär.

Gerne wollt ich bei ihm schlafen,
Wenn die Nacht sechs Jahr lang wär.

Gerne wollt ich ihm was kaufen,
Wenn ich wüßt, was rathsam wär.

Gerne wollt ich mit ihm sterben,
Wenn der Tod nicht bitter wär.

Gold und Silber, Edelstein —
Schönster Schatz und du bist mein.

Du bist mein und ich bin dein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

II. Odenwald.

Der Baum im Odenwald.

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest,
Da bin ich schon viel tausendmal
Bei meinem Schatz gewest.

Da sitzt ein schöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderschön;
Ich und mein Schätzlein lauern auf,
Wenn wir mitnander gehn.

Der Vogel sitzt in seiner Ruh
Wol auf dem höchsten Zweig;
Und schauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er alsogleich.

Der Vogel sitzt in seinem Nest
Wol auf dem grünen Baum.
Ach Schätzel, bin ich bei dir gewest,
Oder ist es nur ein Traum?

Und als ich wieder kam zu dir,
Gehauen war der Baum;
Ein andrer Liebster steht bei ihr,
O du verfluchter Traum!

Der Baum der steht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz;
Da liegt der Schnee und ist so kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

Lenore.

Es stehn die Stern am Himmel,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell:

Mach auf, mein Schatz, dein Fenster,
Laß mich zu dir hinein!
Kann nicht lang bei dir sein.

Der Hahn der thät schon krähen,
Er singt uns an den Tag,
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich her geritten,
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

Herzallerliebste Meine,
Komm, setz dich auf mein Pferd!
Der Weg ist reitenswerth.

Dort drin im Ungarlande
Hab ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Heide
Da ist mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten,
Komm Schatz zu mir herauf,
Weil fort geht unser Lauf!

Die Sternlein thun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell,
Die Todten reiten schnell.

Wo willst mich dann hinführen,
Ach Gott, was hast gedacht
Wol in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster, schlaf
Bis an den jüngsten Tag!

Brenger?

Sancte Catharina.

Aus Neunkirchen.

Der Kaiser und der König
Die stritten Tag und Nacht
Wol um die Sanct Katharina,
Weil sie die Schönste war.

Der Kaiser sprach : Katharina.
Du sollst mein eigen sein.
Ach nein, du stolzer Kaiser,
Das kann fürwahr nicht sein.

Der Kaiser und der König
Faßten sich einen grimmigen Zorn
Und warfen die Katharina
In einen tiefen Thurn.

Darinnen sollst du liegen
Bis auf den jüngsten Tag.
Bis dich die wilden Thiere
Und Würm verzehret habn.

Ach nein, die wilden Thiere
Und Würm verzehren mich nicht,
Ich hab mein Gott und Vater,
Erhält mich wunderlich.

Und als elf Tag herumme warn,
Der Kaiser den Thurn aufschloß,
Da saß die Katharina
Und blüht wie eine Ros.

Der Kaiser sprach : Katharina,
Wer hat dich dann es ernährt,
Daß dich es die wilden Thiere
Und Würm nicht haben verzehrt?

Ach nein du stolzer Kaiser,
Die Würmlein verzehren mich nicht;
Ich hab mein Jesum Christum
Mein Bräutigam viel zu lieb.

Der Kaiser und der König
Die hielten ein heimlichen Rath
Und ließen der Sanct Katharina
Wol hauen ein großes Rad.

Und als das Rad nun fertig war,
Da war es noch nicht genug,
Da mußten noch sieben und siebzig
Dreischneidige Messer dazu.

Und als nun alles fertig war,
Katharina fiel auf ihre Knie
Und bat ihren Herrn Jesum Christum
Um einen Donnerschlag.

Da kam ein großes Wetter,
Ein ungestümer Wind,
Schlug so viel tausend Menschen,
So mancher Mutter ihr Kind.

Und wer dies Lied wol singen kann,
Der sing es des Tags einmal,
Dem wird seine arme Seele
Bei Gott nicht gehen verlorn.

Die Auswanderer.

Lindenfels.

Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Jetzt ziehn wir nach Amerika;
Die Wagen stehn schon vor der Thür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Alle die mit uns anverwandt
Geben uns zum letzten Mal die Hand.
Ihr Brüder, weinet nicht so sehr,
Wir sehn uns nun und nimmermehr.

Und wenn das Schiff im Meere schwimmt,
So werden Lieder angestimmt.
Wir fürchten keinen Wasserfall
Und denken : Gott ist überall.

Drum wendet euren trüben Blick,
Wir hoffen auf ein bessres Glück.
Denn tausend Seelen geht es gut :
Dies tröstet uns und macht uns Muth.

Und als wir kamen vor Baltimore,
Da streckten wir die Hände empor
Und riefen : auf Victoria,
Jetzt sind wir in Amerika!

Der Tannenbaum.

Auf der Neunkircher Höhe.

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du edler, grüner Zweig,
Du grünest ja im Winter,
Im Sommer allzugleich.

Wol heute oder morgen
Da bleib ich noch bei dir,
Wann aber kommt der dritte Tag
Da scheid ich ganz von dir.

Wann kommst du aber wieder,
Herzallerliebster mein?
Wanns schneiet rothe Rosen
Und regnet kühlen Wein.

Es schneiet keine Rosen
Und regnet auch kein kühlen Wein,
So kommst du auch nicht wieder,
Herzallerliebster mein.

Wenn ich auch wiedrum käme,
Was würd es helfen dich?
Ich habe dich geliebet,
Aber heirathen thu ich dich nicht.

In meines Vaters Gärtchen
Legt ich mich nieder und schlief,
Da träumet mir ein Träumelein:
Es regnet über mich.

Ein Haus ließ ich mir bauen
Von Rosen und Thymian,
Von Buchsbaum ausstaffiret,
Von Rosen und Thymian.

Als ich das Haus erbauet hatt,
Beschert mir Gott was nein,
Ein Bürschchen von achtzehn Jahren,
Das soll mein eigen sein.

Des Müllers Töchterlein.

Zu Lindenfels und auf der Neunkircher Höhe.

Unser Müller thut mal sehen,
Was in seiner Mühle geschehen.
Die Mühle die thut so stille stehn,
Als ob Niemand darinnen wär.

Die Mutter steht wol in der Kammer
Und schlägt ihre beiden Hände zusammen:
Wir hatten nur ein einziges Töchterlein,
Doch bald wird sie des Todes sein.

Durch das Wasser bin ich gegangen,
Ach das Rad hat mich gefangen.
Ihr sollt mit mir zu Grabe gehn,
Wie es thut einer Braut anstehn.

Dort oben in dem Himmelsgarten
Da thut mein Bräutgam mich erwarten.
Da oben bei Gott in der Ewigkeit
Da steht mein Brautbett schon bereit.

Die Mordwirthin.

Auf der Neunkircher Höhe.

Es warn einmal zwei Bauernsöhn,
Die wollten mit einander gehn
Wol ins Soldatenleben.

Sie blieben aus eine lange Zeit,
Sie machten auch eine große Beut
An Silber und an Golde.

Sie kamen an Frau Wirthin Haus.
Frau Wirthin schaut zum Fenster naus
Mit ihren schwarzbraunen Augen.

Frau Wirthin, hat sie die Gewalt,
Zwei Reiter über Nacht zu behalt,
Zwei Reiter zu logiren?

Ach wenn ich die Gewalt nicht hätt,
Was wär mir dann meine Wirthschaft nütz,
Zwei Reiter zu logiren?

Sie deckten einen schneeweißen Tisch
Und trugen auf gebratenen Fisch
Und eine Kann mit Weine.

Frau Wirthin, trag sie uns nur auf,
Wir haben noch Silber und rothes Gold
Und englische Ducaten.

Und als die Mitternacht anbrach,
Die Frau zu ihrem Manne sprach:
Laß uns den Reiter erwürgen.

Laß Reiter sein, was Reiter sein,
Bleib du im Bette liegen;
Es bleibt uns nicht verschwiegen.

Die Frau doch in dem Hemd aufsprang,
Nahm Oel und machts im Pfännchen warm
Und goß es dem Reiter in Halse.

Sie kriegt ihn an ihrer schneeweißen Hand
Und trug ihn in den Keller in Sand:
Hier lieg und bleib verschwiegen.

Und als der andre Morgen anbrach,
Der Reiter zu der Wirthin sprach:
Wo ist der andre Reiter?

Der Reiter der ist nicht mehr hie,
Der ist geritten in aller Früh;
Der Reiter ist schon weiter.

Der Reiter kann so weit nicht sein,
Im Stall da steht sein Rösselein
Mit Sattel und mit Zeuge.

Habt ihr dem Reiter was zu Leid gethan.
So habt ihrs eurem Sohn gethan,
Der aus dem Krieg ist kommen.

Die Frau wol in den Brunnen sprang,
Der Mann sich in der Scheuer erhang.
Sind das nicht Mordthaten,
Die sie begangen haben? —

Treu und Falsch.

Auf der Neunkircher Höhe.

Verdenk mirs nicht, daß ich dich meide,
Da du so falsch und ich so treu.
Soll dann mein Herze Schiffbruch leiden,
So reißt das Band der Lieb entzwei.
Drum sprich mich frei von aller Pflicht;
Verdenk mirs nicht, verdenk mirs nicht!

Wer wird ein solches Herze lieben,
Das allenthalben naschen geht?
So mit betrübten Augen sehen,
Wies jedem nur zu Dienste steht?
Und was nach fremdem Athem riecht,
Das lieb ich nicht, das lieb ich nicht.

Ich will nicht mehr die Gaß betreten,
Allwo du gegenwärtig bist;
Will auch in jener Kirch nicht beten,
Allwo du gegenwärtig bist;
Ja wo ich dich werd sehen stehn,
Werd ich fortgehn und dich nicht sehn.

Hab ich dich nicht recht treu geliebet
Als ein aufrichtig treuer Freund?
Hab keine Falschheit ausgeübet
Und habts recht treu mit dir gemeint.
Jetzt aber werd ich so veracht,
Für meine Treuheit ausgelacht.

Die Leineweber.

Neunkircher Höhe.

Die Leineweber haben eine saubere Zunft,
Harum ditscharum —
Mittfasten halten sie Zusammenkunft,
Harum ditscharum —
Aschegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel, dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aschegraue, dunkelblaue.

Die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Harum ditscharum —
Der nicht sechs Wochen lang hungern kann,
Harum ditscharum —
Aschegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel, dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aschegraue, dunkelblaue.

Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,
Harum ditscharum —
Das eine ist gestohlen, das andre ist nicht sein,
Harum ditscharum —
Aschegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel, dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aschegraue, dunkelblaue.

Die Leineweber haben auch ein Schifflein klein,
Harum ditscharum —
Da fahren sie die Mücken und die Flöhe drein,
Harum ditscharum —
Aschegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel, dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aschegraue, dunkelblaue.

Die Leineweber machen eine zarte Musik,
Harum ditscharum —
Als führen zwanzig Müllerwagen über die Brück,
Harum ditscharum —

Aschegraue, dunkelblaue, — mir ein Viertel, dir ein Viertel —
Fein oder grob, Geld gibts doch, aschegraue, dunkelblaue.

Alte Liebe rostet nicht.

Mündlich aus Neutsch im Odenwald.

Ach was thut mir mein Herzche so weh,
Weil ich es bei meinem Schätzchen in Ungnad' steh',
In Ungnad steh' das kränket mich so sehr,
Ich soll mein Schatz verlassen, und das thut weh.

Petersilie, du grünes Kraut,
Was hab ich meinem Schätzchen so Vieles vertraut,
So vieles vertraut das sag' ich ihm ja nicht;
Die alte Liebe rostet nicht!

Kurzer Bescheid.

Von der Neunkircher Höhe.

Schön Schätzchen, wackres Mädchen, mach mir die Thür auf!
Es friert mich an mein Füßchen; ich halt's nicht mehr aus!"

„„Friert dich es an deim Füßchen, zieh' Strümpfelchen an,
Und warte ein Weilchen, bis ich auf machen kann!""

„„Dauert dir es zu lange, so geh' wied'r nach Haus,
Doch bleibe mein Schätzchen, auf morgen nicht aus!""

„Läßt du mich nicht eine, so geh' ich nach Haus,
Und bleibe für morgen und immer ganz aus."

Schäferleben.

Aus König im Odenwald.

Ob ich gleich ein Schäfer bin,
Führ ich doch ein stolzen Sinn.
Führ ich doch ein solches Leben,
Das mit lauter Lust umgeben,
Wechsle meinen Schäferstab
Nicht mit Kron und Scepter ab.

Morgens wenn ich früh aufsteh
Und zu meiner Heerde geh,
Ruf ich mit vergnügtem Schalle
Meine Schäflein aus dem Stalle
Auf die grüne Wiese hin,
Wo ich stets alleine bin.

Meinen Hund das treue Thier
Hab ich Tag und Nacht bei mir.
Ob ich schlafe oder wache,
So bewacht er meine Schafe
Und vertreibt mir alles Leid
Bis zur späten Abendzeit.

Wenn ich hungrig und durstig bin,
Treib ich zu dem Wasser hin,
Da ich meine Schäflein wasche;
Lang aus meiner Schäfertasche
Butter, Käs und Brot herfür:
O wie herrlich schmeckt das mir!

Wird mir mal die Zeit zu lang,
Sing ich einen Waldgesang;
Dehne mich auf meinem Stecken,
Oder ruh an grünen Hecken
Und ergreife die Schalmei,
Diese macht mich sorgenfrei.

Wird es Nacht, so treib ich ein,
Ei was kann wol schöner sein?
Dann kriech ich in meine Hütte,
Oder leg mich auf die Krippe.
Und so bleibt es doch dabei:
Lustig ist die Schäferei!

Liebeskummer.

Von der Neunkircher Höhe.

Am Sonntag am Montag in aller Fruh,
Da trug sich eine traurige Botschaft zu,
Dieweil ich von mein'm Schätzchen hab' Abschied genommen,
Ich sollte doch noch einmal zu ihr kommen!

Und als ich zu ihr gekommen bin,
Da thät sie mir was klagen in aller Still':
Ich sollt' sie nicht verlassen in keiner Noth,
Ich sollt' sie treulich lieben, bis in den Tod.

„Schau an mein bleiches Angesicht,
Schau, wie mich die Lieb' hat zugericht't;
Wollt wünschen, s' wär' wahr, ich läg' im kühlen Grab,
So wär' ich all' mein Trauren und Weinen ab!"

„Mit Trauren muß ich schlafen gehn,
Mit Trauren muß ich wiederum aufstehn;
Mit Trauren und mit Weinen verbring' ich meine Zeit,
Dieweil ich nicht kann haben, was mein Herz erfreut."

Dornen und Disteln stechen sehr,
Aber falsche Zungen noch viel mehr,
Kein Feuer ist auf Erden, es brennt auch nicht so heiß,
Als verborg'ne Liebe, die Niemand nicht weiß.

Mädel ruck, ruck, ruck.

Auf der Neunkircher Höhe.

Mädel ruck ruck ruck an meiner grünen Seite,
Ich bin dir gar zu gut ich mag dich leide!
Wenn's die Leut nicht wehrn,
Sollst mein Schätzel werd'n
Komm mit mir den grünen Hafer schneiden
Ich bin dir gar zu gut, ich mag dich leiden!

Schönes Mädel mein,
Sollst mein eigen sein!
Komm mit mir in grünen Garten,
Meine schönsten Blumen abzuwarten.

Wenn du mich wirst hören,
Sollst mein Weibchen werd'n.
Ich hab's dir längst zugeschworen,
Und dich für mein Schätzchen auserkoren.

Mädel glaub's sicherlich,
Ich verlaß' dich nicht!
Komm nur her an meine linke Seite,
Du bist gar zu schön, ich mag dich leide!

In dem Böhmerwald
Weht (Geht) der Wind so kalt,
Wo die Vöglein so schöne pfeifen.
Und die Buben nach rc.

Vater zank nur nicht,
Bei'm Mädel war ich nicht;
Ich war drüben in des Nachbars Stuben,
Spielt' zum Zeitvertreib wol mit den Buben.

Wenn wir heime geh'n,
Scheint der Mond so schön,
Scheint der Mond an meines Vaters Lädchen:
„Karl! wo bleibst du so lang? wol bei dem Mädchen?"

Mutter brummt nur nicht!
Das Mädel laß ich nicht.
Ich hab's ihr nun einmal zugeschworen
Sie zu meinem Weibchen auserkoren.

Bergmannslied.

Auf der Neunkircher Höhe.

Frisch auf, frisch auf
Der Bergmann kommt;
Er hat sein helles Licht
Schon angezündt.

Schon angezündt;
Es gibt sein'n Schein,
Und damit so fahren wir
In's Bergwerk hinein.

In's Bergwerk hinein,
Wo die Bergleute sein;
Da hauen sie das Silber und Gold
Aus Felsenstein.

Der Eine gräbt das Silber
Der Andere das Gold;
Dem schwarzbraunen Mädelein,
Dem sind sie hold.

Bergmannslied.

Mündlich aus dem Odenwald.

Glück auf, Glück auf! der Steiger kommt,
Denn er hat sein Grubenlicht
Schon angezündt.

Hat er es angezündt, so gibts ein Schein,
Und damit so fahren wir
Zu dem Bergwerk hinein.

Zu dem Bergwerk hinein, wo die Bergleut sein,
Und hauen das Silber und Gold
Aus dem Felsenstein.

Der eine haut das Silber, der andre das Gold,
Und dem schwarzbraunen Mägdelein
Sind die Bergleut hold.

Die Bergleut die sind hübsch und fein,
Und wo die Bergleut sein,
Da ist gut sein.

Die Graserin.

Auf der Neunkircher Höhe.

Es ging ein schwarzbraun Mädchen
Des Morgens früh ins Gras.
Es ging ihr alle Morgen
Ein schöner Soldat nach.

Der Soldat breit sein Mantel
Wol auf das grüne Gras
Und bat das schwarzbraune Mädchen,
Bis daß es bei ihm saß.

Was soll ich bei dir sitzen?
Ich hab ja noch kein Gras.
Ich hab ein schlimmes Mütterchen,
Die schlägt mich alle Tag.

Hast du ein schlimmes Mütterchen,
Schlägt sie dich alle Tag,
So sag, du hättst dir geschnitten
Den kleinsten Finger ab.

Soll ich meine Mutter belügen?
Das steht mir gar nicht an.
Viel lieber wollt ich sagen :
Der Soldat geht mir nach.

Ach Mutter, liebe Mutter,
Geb sie mir einen Rath :
Es geht mir alle Morgen
Ein schöner Soldat nach.

Ach Tochter, liebe Tochter,
Den Rath den geb ich dir;
Laß du den Soldat laufen,
Bleib noch drei Jahr bei mir.

Ach Mutter, liebe Mutter,
Der Rath der ist nicht gut;
Der Soldat ist mir lieber
Als all mein Hab und Gut.

Ist dir der Soldat lieber
Als all dein Hab und Gut,
So nimm zusammen deine Kleider
Und scher dich von mir fort.

Ach allerliebste Mutter,
Der Kleider sind nicht viel;
Geb sie mir tausend Thaler,
So kauf ich was ich will.

Ach Tochter, liebe Tochter,
Der Thaler sind nicht viel;
Dein Vater hat sie verrauschet
Bei Würfel- und Kartenspiel.

Hat sie mein Vater verrauschet
Bei Würfel- und Kartenspiel,
Das reut mich all mein Leben lang,
Daß ich seine Tochter bin.

Wär ich als Knab geboren,
So zög ich in das Feld.
Die Trompeter ließ ich blasen
Wol für mein eigen Geld.

Das Mühlrad.

Auf der Neunkircher Höhe.

Dort droben auf hohem Berge
Da steht ein prächtiges Haus,
Da schauen drei schöne Jungfräulein
Des Abends und Morgens heraus.

Die eine die heißet Susanna,
Die andre Bernharte allein,
Die dritte die will ich mir nehmen,
Die soll es mein eigen sein.

Dort drunten im tiefen Thale
Da treibet das Wasser das Rad,
Da mahlt man nichts als wie Liebe,
Da mahlt man früh und spat.

Das Mühlrad, das ist zerbrochen,
So hat nun die Lieb ein End,
Und wenn sich zwei Herzlieb thun scheiden,
So geben sich beide die Händ.

Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden,
Wer hat sich das Scheiden erdacht?
Es hat sich ein frisch junges Mädchen
Das Scheiden mit Thränen erdacht.

Der todtwunde Knabe.

Aus dem Odenwald.

Es wollt ein Mädchen früh aufstehn,
Wollt im grünen Wald spazieren gehn.

Und als sie in den Wald rein kam,
Da fand sie einen verwundeten Knabn.

Verwundet war er, ja von Blut so roth,
Und als man ihn verband, war er schon todt.

Ei soll ich denn sterben und bin noch so jung,
Ich bin noch so ein jung frisch Blut,
Ich weiß kaum wie das Lieben thut.

Ich bin kaum alt achtzehn Jahr.
Ich soll schon kommen auf die Todtenbar.

Sag Schätzchen, wie lang willst du um mich trauern gehn?
Bis daß alle Wasser zusammen gehn.

Alle Wasser kommen ja nimmer zusammen,
So nimmt denn mein Trauern kein End nicht mehr.

Liebeskummer.

Mündlich aus dem Odenwalde.

Schönster Schatz auf Erden,
Ich liebe dich allein.
Ich hoffe, du sollst mein werden,
Mein eigen sollst du sein.

Gibst du mir Wein zu trinken
So thu ich dir Bescheid,
Und thust du mir mal winken,
So ist mein Herz erfreut.

Alle Freud ist mir genommen
Vor lauter Traurigkeit:
Ich habe mein Schatz gesehen
In einem schneeweißen Kleid.

Und wenn ich ihn hab gesehen
Und nicht mehr sehen kann,
So thut mir mein Herz so wehe,
Es brennt wie Feuer und Flamm.

Glaub nicht der falschen Zungen,
Die dich so sehr veracht.
Die mir mein Schatz mißgönnen,
Den sag ich gute Nacht.

Ach Schätzchen, könntest du kommen
Zu mir wol an das Bett,
Dann könnte ich sicher schlafen,
Wenn ich dich in Armen hätt.

Manche Nacht hab ich gesessen
Bei dir, herztausender Schatz!
Und hab den Schlaf vergessen,
Mit Lieben zugebracht.

III. Rheinhessen.

Die Kindesmörderin.

Mündlich aus Oppenheim am Rhein.

Es hütet ein Schäfer wol an dem Rhein,
Der hört drei kleine Kinder schrein;

Er hört sie weinen und sieht sie nicht,
Er weiß nicht, wer ihre Mutter ist.

Eure Mutter will heute Hochzeit halten,
Sie darf kein grünes Kränzlein tragen;

Ein grünes Kränzlein darf sie nicht tragen,
Sie hat drei junge Kinder begraben.

Das Erste hat sie ins Wasser geworfen,
Das Zweite hat sie im Sand begraben,

Das Dritte hat sie im Wald versteckt,
Mit Laub und Gras wol zugedeckt.

Soll ich den Kleinen ihr Mutter sein?
Viel lieber will ich des Teufels sein!

Und wie die Braut das Wort aussprach,
Der Teufel herein zur Thüre sach.

So komm nur her, du schöne Braut,
Du hast deinen Himmel in die Hölle gebaut.

Er führte sie zu dem Fenster hinaus;
Ihr Haar blieb hangen am Birnenbaum.

IV. Starkenburg.

Bergstraße, in der Gegend von Darmstadt und Frankfurt a. M.

Lied der Hessen-Darmstädter als dieselben im Jahr 1813, gleich nach der Hanauer Schlacht, die Franzosen aus Frankfurt vertrieben.

Mündlich aus Dreieichenhain bei Frankfurt a. M.

Potz hundert! Potz tausend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frankfurt am Main,
Da hat es geschossen,
Als wär'n es Franzosen,
Die Stadt woll'n sie stürmen,
Ja stürmen mit Gewalt;
So grausam hat's knallt!

Potz hundert! Potz tausend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frankfurt am Main,
Mit Hohobizzen
Und Waldhornnizzen,
Mit Trummlen und Pfeifen,
Mit aller Musik,
Als wär' es im Krieg.

Potz hundert! Potz tausend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frakfurt am Main,
Der Waldplatz thut knallen,
Als wollt' er umfallen;
Da haben die Hessen
Parade gemacht:
Das Herz hat gelacht!

Potz hundert! Potz tausend! was fällt mir jetzt ein?
Zu Frankfurt am Main,
Unser Herzog soll leben,
Sein Kronprinz daneben!
Und alles, was hessische Landsleute sein,
Die schließ' ich mit ein.

Rheinweinlied.

Von Matthias Claudius*), Melodie von Joh. Andre.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herrn Zecher!
Ist solch ein Wein nicht mehr!

Er kommt nicht her aus Ungarn oder Polen,
Noch wo man franzmänn'sch spricht;
Da mag St. Veit, der Ritter, Wein sich holen!
Wir holen ihn da nicht!

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel und so stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall in deutschem Reiche;
Denn viele Berge hört!
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

*) Matthias Claudius, genannt Asmus oder der Wandsbecker Bote, geboren 1747 bei Lübeck; war 1776 zum Ober-Land-Commissarius, d. h. zum Mitglied einer unter Moser's Oberleitung „zur Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes“ gebildeten Commission ernannt worden, deren Bemühungen einzig darauf gerichtet sein sollten „dem guten fleißigen Unterthan seine Abgabe leichter, sein Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn zufrieden mit sich selbst und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen. Claudius redigirte die Zeitung vom Januar 1777 an. Aber an Seeluft gewöhnt, konnte er das trockenere Clima Darmstadt's nicht ertragen, gab seinen Dienst auf und trat schon am 22. April 1777 seine Rückreise in seine Heimath an.

Claudius wohnte in dem Hause des Baron von Friedrich auf dem Louisenplatz (1853) Lit. J., Nr. 14. Claudius soll das berühmte Lied während seines kurzen Aufenthaltes in Darmstadt gedichtet haben. Die Veranlassung habe ich oft auf folgende Weise in Darmstadt erzählen hören: Die nach Griesheim führende Lindenallee ging damals bis zum sogenannten „neuen Thore,“ also ohngefähr bis zur Mitte des jetzigen Louisenplatzes. In einer sehr heiteren Gesellschaft im Gasthause „zur Traube“ wurde Claudius, nachdem manches Glas trefflichen Rheinweines geleert worden, von seinen Freunden aufgefordert, zur Ehre des Rheinweines ein Lied zu improvisiren. Er ging vor's Thor und dichtete in der Allee (der heutigen Schnurstraße) auf- und abwandelnd, das Lied, das in allen Welttheilen gesungen wird.

Thüringen's Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht; — man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt;
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns allewege
Uns freuen und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir geben ihm den Wein.

Abschied.

Mündlich aus der Bergstraße.

Wenn ich an den letzten Abend gedenk, als ich Abschied von ihr nahm :,:
Denn die Sonn schien nicht mehr,
Ich mußt' scheiden von ihr,
Doch mein Herz blieb stets bei ihr!
Nun adje, adje, adje! nun adje, adje, adje,
Nun adje! Schatz lebe wohl! :,:

Meine Mutter hat gesagt : ich soll mir 'ne Reiche nehmen,
Die da hätt' viel Silber und Gold : :,:
Ei, viel lieber wollt' ich ewig in der Armuth leben,
Als daß ich dich verlassen sollt'.
Nun adje ꝛc.

Großer Reichthum bringt mir keine Ehr',
Große Armuth keine Schand'; :,:
Ei, so wollt' ich, daß ich tausend Thaler reicher wär',
Und hätt' mein'n Schatz an der Hand!
Nun adje ꝛc.

Und wenn mein Schätzlein bei mir ist,
So bin ich seelenvergnügt; :,:
Jetzt aber ist mein Schatz so weit von mir,
Da bin ich ganz betrübt!
Nun adje, adje, adje ꝛc.

St. Hubertus.

Mündlich aus dem Ruckgau.

Spring auf, spring auf, feins Hirschelein,
Spring auf auf deine Füße!
Springe auf und laufe fort
In das wunderschöne Ort;
Meine Kugel thut sich rühren.

Der Jäger in dem Busche stand,
Seine Büchse thut er laden :
Lade ein und schieße drein,
Denn es muß geschossen sein,
Meine Kugel die muß knallen.

Ach Jäger, lieber Jäger mein,
Warum hast du mich geschossen?
Denn mein junges frisches Herz
Das muß leiden bittern Schmerz,
Meine Augen stehn mir offen.

Ach Hirschlein, liebstes Hirschlein mein,
Was trägst du auf deinem Haupte?
Was ich auf meinem Haupte trage,
Das darf ich schon jemand sagen :
Jesus Christus der am Kreuze.

Wer hat das schöne Liedlein erdacht?
Zwei junge Jägersbursche.
Auf der Straß und überall,
Wo sie nur beisammen warn,
Haben sie es ja gesungen.

Klosterleben.

Mündlich aus der Bergstraße und dem Odenwald. Im ehemaligen Oberamt Amöneburg beim sogenannten Handschlag von den Brautleuten gesungen.

Mir gefällt das Ehstandsleben
Besser als das Klostergehn.
In das Kloster mag ich nicht,
Ich bin schon zur Eh verpflicht.

Mutter, laßt euch doch erbarmen
Und verschaff sie mir ein Mann,
Der sich drückt an meine Brust
Und zum Heirathen machet Lust.

Des Nachts wenn ich zum Bettchen gehe
Und gedenk an all mein Noth.
Komm und lindre meine Pein:
Denn ich mag nicht mehr ledig sein.

Ach was wird die Mutter sprechen,
Wenn ich sie verlassen muß:
Laß sie sprechen was sie will,
Ich will heirathen in der Still. —

Waldvögelein.

Mündlich aus Alsbach an der Bergstraße und Babenhausen.

Ich ging durch einen grasgrünigen Wald,
Da hört ich die Vögelein singen.
Sie sungen so jung, sie sungen so alt
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hört ich so gerne wol singen.

Sing zu, sing zu Frau Nachtigall,
Sing mir von meinem Feinsliebchen,
Sing mir es so hübsch, sing mir es so fein,
Heut Abend da will ich bei ihr sein,
Will schlafen in ihren Armen.

Der Tag verging, schön Abend kam,
Feinsliebchen das kam gegangen,
Es klopfte so leise mit seinem Ring:
Steh auf mein herzallerliebstes Kind,
Ich habe schon lange gestanden.

So lange gestanden hast du noch nicht,
Ich habe noch nicht geschlafen,
Ich habe gedacht nur in meinem Sinn:
Wo bleibt mein herzallerliebstes Kind?
Wo bist du so lange geblieben?

Wo ich so lange geblieben bin,
Das darf ich dir Schätzchen wol sagen,
Wol bei dem Biere, wol bei dem Wein,
Allwo die schönen Jungfern sein,
Da bin ich auch jederzeit gerne.

Ihr Jungfern nehmt euch wol in Acht,
Traut ihr nur keinem Manne;
Sie verheißen euch viel und halten kein Theil,
Sie führen euch nur am Narrenseil
Und lassen euch stets in Schande.

Soldatenlied aus den Kriegsjahren 1813—1815.

Mündlich aus der Bergstraße.

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland ich muß fort! :,:
Eine Zeit lang muß ich scheiden,
Eine Zeit lang muß ich meiden
:,: Mein geliebtes Vaterland! :,:

Nun adje, herzliebster Vater,
Nun adje, so lebet wohl! :,:
Wollt ihr mich noch einmal sehen,
Steigt auf jenes Berges Höhen,
Schaut herab ins tiefe Thal,
Seht ihr mich zum letztenmal.

Nun adje, herzliebste Mutter,
Nun adje, so lebet wohl! :,:
Hat sie mich zum Schmerz geboren,
Für die Feinde (aufgezogen) auserkoren:
O du grausames (großes) Herzeleid! :,:

Nun adje, herzliebstes Mädchen,
Nun adje, so lebe wohl! :,:
Liebster Schatz thu nicht verzagen,
Helfen wir die Feinde schlagen;
Liebster Schatz verzage nicht,
Du bleibst doch mein sanftes Licht!

Nun adje, herzliebster Bruder,
Nun adje, so lebe wohl! :,:
Weil wir jetzo müssen scheiden,
Für das Vaterland zu streiten,
Und muß gehen vor den Feind:
Darum manches Mädchen weint!

Nun adje, herzliebste Schwester,
Nun adje, so lebe wohl! :,:
Liebste Schwester ich muß sagen,
Ich mögt bald vor Gram verzagen;
Weil du mich so sehr geliebt,
Drum bin ich so ganz betrübt!

Die Trompeten hört man (thun schon) blasen
Draußen auf der (dort auf jener) grünen Heid! :,:
O wie lieblich thun sie blasen! —
Vater und Mutter zu verlassen:
O du grausames Herzeleid! :,:

Große Kugeln hört man sausen,
Aber kleine (und der kleinen) noch viel mehr. :,:
O so bitten wir Gott im Himmel, :,:
Wenn's nur einmal Friede wär'! :,:

Der Deserteur.

Mündlich aus dem Odenwald und der Bergstraße.

Nun adjes, jetzt reis' ich fort,
Und wol in ein anderes Ort;
Dieweil ich aber weggereiset bin, :,:
So ging mir's schlimm!

Und als ich an die Grenze kam,
Hielten mich die Bauern an;
:,: Sie führten mich zu dem Richter hin, :,:
Ob ich Beurlaubter bin?

Hört, ihr Herrn insgemein,
Ich will euch gehorsam sein;
Ihr müßt mir aber eine Bitte gewähren :,:
Daß ich nicht darf sterb'n.

„Deine Bitte könn'n wir nicht gewähren,
Mache dich bereit zum Sterb'n;
Hast du aber ein Feinsliebchen allhier, :,:
So nimm Abschied von ihr!"

Als ich zu der Herzallerliebsten kam,
So fing sie zu weinen an.
Schönster Schatz, weine nicht so sehr,
Du betrübest mich ja noch viel mehr,
Weine nicht so sehr!

Wenn ich nun gestorben bin,
Wo begräbt man mich denn hin?
In ein Grab von Marmelstein,
D'rauf ein Kreuz von Helfterbein.
Jetztund schlaf' ich ein!

Wer hat denn dies schöne Lied erdacht?
Zwei Grenadiere auf der Wacht;
Und zu Darmstadt wol in der Stadt
Wo mein Schatz gelegen hat.
Jetztund gute Nacht!

Das goldene Ringlein.

Aus der Bergstraße.

Bald gras ich am Neckar,
Bald gras ich am Rhein,
Bald hab ich ein Schätzel,
Bald bin ich allein.

Was hat mich mein Grasen,
Wann die Sichel nicht schneidt?
Was hat mich mein Schätzel,
Wenns bei mir nicht bleibt?

Und soll ich dann grasen
Am Neckar, am Rhein,
So werf ich mein schönes
Goldringlein hinein.

Es fließet im Neckar,
Es fließet im Rhein,
Soll schwimmen hinunter
Ins tiefe Meer nein.

Und schwimmt es das Ringlein,
So frißt es ein Fisch,
Das Fischlein soll kommen
Aufs Königs sein Tisch.

Der König thät fragen,
Wems Ringlein soll sein,
Da thät mein Schatz sagen:
Das Ringlein ghört mein.

Mein Schätzlein thät springen
Bergauf und bergein,
Thät mir wiedrum bringen
Das Goldringlein fein.

Kannst grasen am Neckar,
Kannst grasen am Rhein,
Wirf du mir nur immer
Dein Ringlein hinein!

Der Jäger.

Mündlich aus Offenthal bei Frankfurt a. M.

Es jug ein Jäger Wild und Schwein
Bei Tag und Nacht, bei Mondenschein.
Allemal, allemal so so so
Allemal bei der Nacht.

Er jug sie durch einen grünen Strauch,
Da sprang ein schwarzbrauns Mädchen heraus.

Schwarzbrauns Mädchen, lauf nur nicht!
Meine Hunde die halten dich.

Deine Hunde die halten mich nicht,
Sie wissen meine hohe Sprünge nicht.

Er warf ein Ringlein vor ihren Fuß:
Ich weiß wol, daß ich sterben muß.

Und sterb ich heut, so bin ich todt,
Befehl ich mich dem lieben Gott.

Es wuchs ein Blümlein auf ihrem Grab;
Es brachs ein junger Jäger ab.

Er steckt sichs auf sein Federhut
Und trugs fürs Kaisers, Königs Gut.

Die Nonne.

Mündlich aus Dreieichenhain bei Darmstadt.

Ich stand auf hohem Berge,
Schaut in das tiefe Thal,
Da kam ein Schiff geschwommen,
Darin drei Grafen warn.

Der jüngste von den Grafen,
Der in dem Schifflein saß,
Der gab mir Wein zu trinken,
Kühlen Wein aus seinem Glas.

Was gibts mir Wein zu trinken,
Kühlen Wein aus deinem Glas?
Ich thu aus lauter Liebe
Und Treue thu ich das.

Ich weiß von keiner Liebe,
Weiß auch von keiner Treu.
Ins Kloster muß ich ziehen,
Dem Kloster bleiben treu.

Willst du ins Kloster ziehen,
Willst werden eine Nonn,
So will ich das Land ausreiten
Bis ich vors Kloster komm.

Des Nachts dem Ritter träumte
So angstvoll und so schwer,
Als wenn sein trautes Liebchen
Ins Kloster gangen wär.

Der Graf zu seinem Reitknecht sprach:
Sattl mir und dir ein Pferd,
Wir wollen das Land ausreiten,
Der Weg ist reitens werth.

Und als sie vor das Kloster kamn,
Ganz leise klopft er an:
Wo ist die jüngste Nonne,
Die letzt ist kommen an?

Es ist noch keine ankommen
Und kommt auch keine heraus.
Dann wolln wir das Kloster anstecken,
Daß sie muß kommen heraus.

Wollt ihr das Kloster anstecken,
Das liebe Gotteshaus,
Wir wolln euch lieber geben,
Die jüngste Nonne heraus.

Da kam die Nonne gegangen
In einem schneeweißen Kleid,
Die Haare warn ihr geschnitten,
Zur Nonne war sie bereit.

Sie hieß ihn auch willkommen,
Willkommen im fremden Land:
Wie seid ihr hier her gekommen,
Wer hat euch hier her gesandt?

Sie gab ihm auch zu trinken
Aus ihrem Becherlein.
Das dauerte keine Viertelstunde,
Sprang ihm das Herz entzwei.

Mit seinen Sporn und Nägeln
Macht sie das Gräbelein.
Mit ihren zarten Händen
Legt sie ihn selber nein.

Mit ihrer hellen Stimme
Sang sie den Lobgesang;
Mit ihren zarten Händen
Zog sie den Glockenstrang.

Die Jüdin.

Mündlich aus Frankfurt.

Es war ein stolze Jüdin,
Ein wunderschönes Weib,
Die hatt ein schöne Tochter,
Ihr Haar war schön geflochten,
Zum Tanze wollt sie gehn.

Ach Tochter, liebste Tochter!
Das thu mir aber nicht;
Es wär ja eine Schande
Vorm ganzen jüdischen Lande,
Wenn du zum Tanze gehst.

Die Mutter kehrt den Rücken;
Zur Thür sprang sie hinaus,
Sprang wol über die Straßen,
Wo Herrn und Schreiber saßen,
Dem Schreiber sprang sie zu.

Ach Schreiber, liebster Schreiber!
Wie thut mein Herz so weh!
Läg ich nur eine Weile
Wol an deiner Seite,
Bis es mir besser wär.

„Ach Jüdin, liebste Jüdin!
Das kann fürwahr nicht sein:
Wenn du dich ließest taufen,
Susanna sollst du heißen,
Meine Herzallerliebste zu sein.“

Ach Schreiber, liebster Schreiber!
Schreib meiner Mutter nen Brief;
Schreib mich und dich zusammen
In Gottes heil'gen Namen,
Daß ich eine Christin sei.

Der treue Knabe.

Mündlich bei Dreieichenhain.

Es war einmal ein feiner Knab,
Der liebt sein Schätzchen sieben Jahr,
Wol sieben Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein End nicht mehr.

Er reist wol in ein fremdes Land,
Unterdessen ward sein Schätzchen krank,
Ja krank, ja krank bis in den Tod,
Drei Tag, drei Nacht redt sie kein Wort.

Sobald der Knab die Botschaft kriegt,
Daß sein Herzliebchen krank da liegt,
Verließ er gleich sein Hab und Gut,
Wollt sehn, was sein Herzliebchen thut.

Guten Tag, guten Tag, Herzliebchen mein,
Was machst du hier im Bett allein?
Dank dir Gott, dank dir Gott, mein feiner Knab,
Es heißt bald fort mit mir ins Grab.

Nicht so, nicht so, Herliebste mein,
Die Lieb und Treu muß länger sein.
Er nahm sie sanft in seinen Arm,
Sie war schon kalt und nicht mehr warm.

Geschwind, geschwind bringt mir ein Licht,
Sonst stirbt mein Schatz, daß es Niemand sieht.
Er rief und schrie aus heller Stimm:
Jetzt ist mein Freud und Alles hin.

Er ließ sich machen ein schwarzes Kleid,
Das trug er in großem Herzeleid
Wol sieben Jahr und noch viel mehr;
Sein Trauern nahm kein End nicht mehr. —

Straßburg.

Mündlich aus der Bergstraße.

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So mancher Soldat.

So mancher, so schöner,
So braver Soldat,
Der seinen Vater und Mutter
Verlassen hat.

Verlassen, verlassen,
Es kann nicht anders sein,
Zu Straßburg, ja zu Straßburg
Soldaten müssen sein.

Der Vater, die Mutter,
Die gingen vors Hauptmanns Haus:
Herr Hauptmann, liebster Herr Hauptmann,
Gebt mir meinen Sohn heraus.

Euren Sohn kann ich nicht geben
Um noch so vieles Geld,
Euer Sohn und der muß sterben
Im weiten, breiten Feld.

Im weiten, im breiten,
Allvorwärts vor dem Feind,
Wo manches schöne Mädelein
Um ihren Liebsten weint.

Sie weinet, sie trauret,
Sie klaget gar so sehr:
Ade, mein tausig Schätzelein,
Wir sehn uns nimmermehr. —

Müllertücke.

Mündlich aus Dreieichenhain.

Es wollt ein Müller spazieren gehn,
Wol in den Wald spazieren gehn,
Wol in den Wald spazieren.

Und als er in den Wald rein kam,
Drei Räuber ihm entgegen kamn,
Drei Räuber und drei Mörder.

Guten Morgen, mein liebes Müllerlein,
Hast du kein schönes Weibelein,
Wir wollens dir theuer bezahlen.

Der Erste der zog den Beutel raus,
Er zog dreihundert Thaler raus
Dem Müller für sein Weibchen.

Der Müller dacht in seinem Sinn:
Das ist kein Geld für Weib und Kind,
Mein Weibchen ist mir lieber.

Der Zweite zog seinen Beutel raus,
Er zog sechshundert Thaler raus
Dem Müller für sein Weibchen.

Der Müller dacht in seinem Sinn:
Das ist kein Geld für Weib und Kind,
Mein Weibchen ist mir lieber.

Der Dritte zog den Beutel raus,
Er zog neunhundert Thaler raus
Dem Müller für sein Weibchen.

Der Müller dacht in seinem Sinn:
Das ist schon Geld für Weib und Kind,
Ich will sie fahren lassen.

Und als er nun nach Hause kam,
Sein Weibchen ihm entgegen kam,
Gar freundlich that sie lachen.

Guten Morgen, mein liebes Weibelein,
Geschwind sollst du im Walde sein,
Dein Vater liegt im Sterben.

Geschwind ging sie ins Kämmerlein,
Zog an ihr schwarzbraun Kleidelein,
Ihren Vater zu betrauern.

Und als sie in den Wald rein kam,
Drei Räuber ihr entgegen kamn,
Drei Räuber und drei Mörder.

Guten Morgen, mein liebes Weibelein,
Ist sie dem Müller sein Weibchen,
Das wir so theuer bezahlen?

Sie faßten sie bei der schneeweißen Hand
Und führten sie untern Eichenbaum,
Darunter sollte sie sterben.

Ach Gott, das hat mein Mann gethan,
Der soll kein Glück an mir mehr han
Im Himmel und auf Erden.

Ach wenn das doch mein Bruder wüßt,
Der jetzo bei dem Jäger ist,
Der sollte sie alle zerschießen.

Kaum hatte sie das Wort gesagt,
Da kam ihr Bruder von der Jagd,
Der that sie alle zerschießen.

Er faßt sie bei der schneeweißen Hand,
Er führt sie in ihr Vaterland:
Hierinnen sollst du wohnen!

Und als drei Tag herummer warn,
Der Jäger den Müller zu Gast thäten laden,
Zu Gast war der geladen.

Willkommen, willkommen, liebs Schwägerlein!
Wo bleibet denn mein Schwesterlein
Mit ihrem Kindlein kleine?

Es ist ja heut schon der dritte Tag,
Daß man sie auf den Kirchhof trug
Mit ihrem Kindlein kleine.

Er hatte das Wort kaum ausgesagt,
Sein Weibchen ihm entgegen trat
Mit ihrem Kindlein kleine.

Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb'
Du hast mein Schwester zu den Mördern geführt'
Gar bald sollst du mir sterben!

Es wär eine Schande.

Mündlich aus Dreieichenhain.

Mein Schatz ist mir lieber als Rosmarin,
Es ist mir für tausend Ducaten nicht feil.

Tausend Dacaten ist auch ein schön Geld;
Mein Schatz ist mir lieber als all die Welt.

Ich wollt wünschen, es wäre heut noch wahr,
Wir beide wir stünden wol vor dem Altar.

Und wenns unsre Eltern nicht haben wollen,
Daß wir uns beide heirathen sollen,

Und unser Heirathen ging wieder zurück,
So wärs eine Schande für mich und für dich.

Die junge Schnur und die alte Schwieger.

Mündlich aus der Gegend von Darmstadt.

Willst du meinen Sohn denn haben?
Sprach die alte Schwieger.
Ja ich will ihn haben, ja ich muß ihn haben,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Hochzeit halten?
Sprach die alte Schwieger.
Hier in dem Haus, schmeißn euch heraus,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn 's Bett hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Sechs alte Strohsäck machen auch ein Bett,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Brot hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
In dem Bäckerladen da ist Brod zu haben
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Fleisch hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
In dem Fleischerladen da ist Fleisch zu haben,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Bier hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Wo der Kegel hangt ist der Bierschank,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Wein hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Wo der Kranz hangt ist der Weinschank,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdet ihr denn Geld hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
In dem Säckel wirds schon stecken,
Sprach die junge gleich wieder.

Wo werdt ihr denn eur Haus hernehmen?
Sprach die alte Schwieger.
Jagen wir euch heraus, haben wir gleich ein Haus,
Sprach die junge gleich wieder.

Ei so möcht ich mich erhängen,
Sprach die alte Schwieger.
Hier habt ihr 'n Strick, wünsch euch viel Glück,
Sprach die junge gleich wieder.

Die arme Seele.

Mündlich aus der Bergstraße.

Es sangen drei Engel einen süßen Gesang,
Sie sangen, daß es Gott im Himmel erklang.

Und als der Herr Jesus ging den Oelberg hinauf,
Da weckt er seine zwölf Jüngerlein auf.

Steht, steht auf, betet alle mit mir,
Meine Zeiten und Stunden sind gekommen herfür.

Und als der Jesus zu Tische saß,
Mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl aß,

Judas der Verräther saß auch dabei,
Der wollt des Herrn Jesus sein Verräther sein.

Er verrieth ihn hinunter bis in den Tod,
Bis daß der Herr Jesus sein Leben beschloß.

Und als er nun kam vor die himmlische Thür,
Da stund auch ein armer, armer Sünder dafür.

Ach Sünder, ach Sünder, was weinst du so sehr?
Wenn ich euch anschaue, so wein ich vielmehr.

Ach Sünder, ach Sünder, was hast du für Noth?
Ich hab übertreten die zehen Gebot,

Hast du übertreten die zehen Gebot,
Knie nieder, knie nieder und bete zu Gott,

Und bete zu Gott wol mit allem Fleiß,
So werden dir all deine Kleider schneeweiß.

Bet immer, bet immer, bet allezeit,
So wird dir Gott schenken die himmlische Freud.

Die himmlische Freud und die selige Stadt,
Die immer und ewig kein End nicht hat.

Im Himmel, im Himmel sind der Freuden so viel,
Da sitzen die Engel und halten ihr Spiel.

Sie sangen dem Herrn einen Lobgesang,
Daß es mit Freuden im Himmel erklang.

Die ungetreue Braut.

Mündlich aus Dreieichenhain.

Ein Mädchen von achtzehn Jahren
Hatte schon zwei Bursche lieb, ja lieb,
Hatte schon zwei Bursche lieb.

Der Erste das war ein Schiffer,
Der Zweite eines Kaufmanns Sohn.

Und sie thät die Mutter fragen,
Welchen sie sich nehmen sollt?

Laß du den Schiffer fahren,
Nimm dir den Kaufmannssohn.

Und als vier Wochen herumme warn,
Da fing die Hochzeit an,

Da kam ein Herr geritten,
Er setzt sich oben an.

Wer soll dem Herrn aufwarten?
Wer soll sein Diener sein.

Ich brauch jetzt keinen Diener,
Ich tanz jetzt mit der Braut.

Und als sie dreimal herumme warn,
Zum Fenster flogen sie naus.

Da unten unter dem Fenster
Da steht ein Feigenbaum,

Da hat er sie zerrissen
Mit lauter Feuer und Flamm.

Sechstes Buch.

Geographische Bilder.

Flächeninhalt des Großherzogthums Hessen nach der neueren Kreiseintheilung (1854).

Von Dr. Hügel, Geh. Obersteuerrath *).

Provinzen:

I. Starkenburg. Kreise:	Geogr. Q.-M.	II. Oberhessen. Kreise:	Geogr. Q.-M.	III. Rheinhessen. Kreise:	Geogr. Q.-M.
1) Darmstadt	5,4.	11) Gießen	7,3.	22) Mainz	3,7.
2) Bensheim	4,2.	12) Alsfeld	10,1.	23) Alzei	5,7.
3) Dieburg	8,7.	13) Biedenkopf	11,0.	24) Bingen	3,6.
4) Erbach	6,2.	14) Büdingen	4,4.	25) Oppenheim	5,8.
5) Großgerau	8,7.	15) Friedberg	6,5.	26) Worms	6,2.
6) Heppenheim	4,7.	16) Grünberg	4,4.		25,0.
7) Lindenfels	6,7.	17) Lauterbach	9,8.		
8) Neustadt	3,5.	18) Nidda	7,8.		
9) Offenbach	6,2.	19) Schotten	5,9.		
10) Wimpfen	0,5.	20) Vilbel	3,3.		
	54,8.	21) Vöhl	2,4.		
			72,9.		

I.	Provinz Starkenburg	54,8.
II.	" Oberhessen	72,9.
III.	" Rheinhessen	25,0.
	Großherzogthum Hessen	152,7 Geogr. Q.-M.

Uebersicht der Bevölkerung des Großherzogthums Hessen nach der Zählung im Dezember 1852 **).

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissentirende.
	I. Provinz Starkenburg.					
1)	Residenzst. Darmstadt mit Bessungen	30,465	26,603	3,072	633	157
—	19 Dörfer ꝛc.	23,808	22,779	183	846	—
	Zusammen Kreis Darmstadt	54,273	49,382	3,255	1,479	157

*) Aus dem Notizblatt des Vereins für Erdkunde und verwandte Wissenschaften zu Darmstadt. 1855.

**) Aus dem Notizblatt des Vereins für Erdkunde.

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissen-tirende.
2)	Stadt Großgerau	2,226	2,131	30	62	3
	29 Dörfer	26,299	23,485	1,613	1,196	5
	Zusammen Kreis Großgerau	28,525	25,616	1,643	1,258	8
3)	Stadt Bensheim	5,104	284	4,730	90	—
	„ Gernsheim	3,488	188	3,197	103	—
	32 Dörfer ꝛc.	21,240	16,655	37,67	766	51
	Zusammen Kreis Bensheim	29,832	17,128	11,694	959	51
4)	Stadt Heppenheim	4,344	194	4,050	100	—
	15 Dörfer ꝛc.	19,683	5,005	14,223	454	1
	Zusammen Kreis Heppenheim	24,720	5,199	18,273	554	1
5)	Stadt Lindenfels	985	644	340	1	—
	„ Hirschhorn	1,966	111	1,814	41	—
	„ Neckarsteinach	1,450	1,082	312	56	—
	100 Dörfer ꝛc.	32,177	19,335	12,197	642	3
	Zusammen Kreis Lindenfels	36,578	21,172	14,663	740	3
6)	Stadt Wimpfen	2,737	2,458	238	38	3
	4 Dörfer ꝛc.	1,309	1,283	26	—	—
	Zusammen Kreis Wimpfen	4,046	3,741	264	38	3
7)	Stadt Offenbach	13,087	8,731	2,330	1,067	959
	„ Dreieichenhain	965	898	37	30	—
	„ Seligenstadt	3,208	81	2,938	189	—
	„ Steinheim	1,327	104	1,136	60	—
	29 Dörfer ꝛc.	29,695	13,090	15,615	949	5
	Zusammen Kreis Offenbach	48,282	22,904	22,119	2,295	964
8)	Stadt Dieburg	3,680	303	3,233	144	—
	„ Babenhausen	1,965	1,837	54	74	—
	„ Hering	515	328	187	—	—
	„ Reinheim	1,491	1,440	6	45	—
	65 Dörfer ꝛc.	44,984	30,861	11,684	1,421	18
	Zusammen Kreis Dieburg	51,635	34,769	15,164	1,684	18
9)	Stadt Neustadt	944	792	67	85	—
	Flecken Höchst	1,449	1,269	18	126	—
	„ König	1,731	1,621	30	80	—
	„ Vielbrunn	1,105	893	204	—	8
	38 Dörfer ꝛc.	12,771	11,035	1,573	163	—
	Zusammen Kreis Neustadt	18,000	15,610	1,892	490	8

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissentirende.
10)	Stadt Erbach	2,325	2,185	140	—	—
	„ Beerfelden	3,003	2,782	45	176	—
	„ Michelstadt	3,414	3,080	120	214	—
	43 Dörfer ꝛc.	15,110	14,171	929	10	—
	Zusammen Kreis Erbach	23,852	22,218	1,234	400	—
	Ganze Provinz	319050	217739	90,201	9,877	1,213
	Darunter 24 Städte	92,974	60,039	28,355	3,450	1,130
	374 Dörfer ꝛc.	226076	157700	61,846	6,447	83
	II. Provinz Oberhessen.					
1)	Stadt Gießen	9,049	8,272	483	288	6
	„ Allendorf a. d. L.	1,338	1,269	1	68	—
	„ Großenlinden	1,251	1,204	4	43	—
	„ Königsberg	457	445	1	—	11
	„ Lich	2,444	2,355	20	69	—
	„ Stauffenberg	621	621	—	—	—
	43 Dörfer ꝛc.	30,209	29,170	44	965	30
	Zusammen Kreis Gießen	45,369	43,336	553	1,433	47
2)	Stadt Grünberg	2,456	2,453	3	—	—
	38 Dörfer	17,388	17,104	13	249	22
	Zusammen Kreis Grünberg	19,844	19,557	16	249	22
3)	Stadt Alsfeld	4,228	4,133	16	79	—
	„ Grebenau	810	626	4	186	—
	„ Homberg a. d. O.	1,735	1,665	6	61	3
	„ Romrod	1,110	1,007	2	101	—
	68 Dörfer ꝛc.	26,610	25,811	48	726	25
	Zusammen Kreis Alsfeld	34,499	33,242	76	1,153	28
4)	Stadt Lauterbach	3,525	3,509	15	1	—
	„ Herbstein	1,919	10	1909	—	—
	„ Schlitz	2,861	2,857	4	—	—
	66 Dörfer ꝛc.	22,085	21,913	108	64	—
	Zusammen Kreis Lauterbach	30,390	28,289	2,036	65	—
5)	Stadt Biedenkopf	3,015	3,003	12	—	—
	„ Battenberg	1,376	1,250	39	87	—
	„ Breidenstein	393	392	1	87	—
	„ Hatzfeld	1,138	1,138	—	—	—
	79 Dörfer ꝛc.	29,564	29,008	40	504	12
	Zusammen Kreis Biedenkopf	35,486	34,791	92	591	12

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden.	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich: Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissentirende.
6)	Marktfleck Vöhl	788	651	1	136	—
	" Altenlotheim	538	508	—	30	—
	" Eimelrod	431	402	1	28	—
	" Niederorke	151	151	—	—	—
	" Thalitter	386	386	—	—	—
	15 Dörfer ꝛc.	3,803	3,595	3	205	—
	Zusammen Kreis Vöhl	6,097	5,693	5	399	—
7)	Stadt Vilbel	2,823	2,210	481	115	17
	25 Dörfer ꝛc.	19,935	14,841	3,736	1,355	3
	Zusammen Kreis Vilbel	22,758	17,051	4,217	1,470	20
8)	Stadt Friedberg	5,242	4,261	610	371	—
	" Assenheim	970	845	45	80	—
	" Münzenberg	909	785	3	121	—
	" Oberrosbach	1,233	1,201	8	24	—
	" Staden	555	438	17	100	—
	39 Dörfer ꝛc.	30,301	21,644	7,709	948	—
	Zusammen Kreis Friedberg	39,210	29,174	8,392	1,644	—
9)	Stadt Büdingen	2,921	2,804	19	91	7
	" Wenings	993	902	2	89	—
	39 Dörfer ꝛc.	15,846	14,188	75	733	50
	Zusammen Kreis Büdingen	18,960	17,894	96	913	57
10)	Stadt Nidda	1,920	1,841	20	57	2
	" Hungen	1,199	1,102	8	89	—
	" Lisberg	493	493	—	—	—
	" Ortenberg	1,065	969	11	80	5
	66 Dörfer ꝛc.	30,832	30,011	62	757	2
	Zusammen Kreis Nidda	35,509	34,416	101	983	9
11)	Stadt Schotten	2,413	2,302	9	102	—
	" Laubach	2,068	1,950	10	108	—
	36 Dörfer ꝛc.	17,014	16,710	43	261	—
	Zusammen Kreis Schotten	21,495	20,962	62	471	—
	Ganze Provinz	309617	284405	15,646	9,371	195
	Darunter 37 Städte	66,830	60,410	3,765	2,604	51
	514 Dörfer ꝛc.	242787	223995	11,881	6,767	144

Nr. der Kreise	Städte und Zahl der Landgemeinden	Gesammte Zahl der Einwohner.	Darunter befinden sich : Evangel.	Kathol.	Juden.	Dissen-tirende.
	III. Provinz Rheinhessen.					
1)	Stadt Mainz	36,741	5,317	28,823	2,125	476
	„ Castel	3,360	225	3,022	113	—
	21 Dörfer	24,191	2,512	21,039	622	18
	Zusammen Kreis Mainz	64,292	8,054	52,884	2,860	494
2)	Stadt Bingen	5,383	335	4,585	463	—
	„ Gaualgesheim	2,082	104	1,927	51	—
	24 Dörfer	22,342	9,932	11,277	598	535
	Zusammen Kreis Bingen	29,807	10,371	17,789	1,112	535
3)	Stadt Alzei	5,382	3,311	1,665	319	87
	Marktfleck Flonheim	1,766	1,364	275	127	—
	„ Odernheim	1,861	1,418	268	71	104
	45 Dörfer	28,465	19,781	7,581	1,007	96
	Zusammen Kreis Alzei	37,474	25,874	9,789	1,524	287
4)	Stadt Worms	9,690	5,908	2,555	871	356
	„ Pfeddersheim	2,063	1,606	367	75	15
	41 Dörfer	38,380	24,295	12,022	1,269	794
	Zusammen Kreis Worms	50,133	31,809	14,944	2,215	1,165
5)	Stadt Oppenheim	3,218	1 456	1,489	204	69
	Marktfleck Wörrstadt	2,027	1,575	358	93	1
	42 Dörfer ꝛc.	38,696	22,300	14,698	1,458	240
	Zusammen Kreis Oppenheim	43,941	25,331	16,545	1,755	310
	Ganze Provinz	225647	101439	111951	9,466	2,791
	Darunter 11 Städte	73,573	22,619	45,334	4,512	1,108
	173 Dörfer	152674	78,820	66,617	4,954	1,683
	Ganzes Großherzogthum	854314	603583	217798	28,734	4,199
	Darunter 72 Städte	233377	143068	77,454	10,566	2,289
	1061 Dörfer ꝛc.	620937	460515	140344	18,168	1,910

Allgemeine geographische Verhältnisse des Großherzogthums Hessen. Gebirge und Gewässer.

Von Dr. Fr. Voltz *).

Das ganze Großherzogthum Hessen wird von drei Theilen gebildet, welche ihrer geographischen Lage nach zwischen dem 25⁰ 33′ und 27⁰ 20′ östlicher Länge und dem

*) Aus : „Ueberficht der geologischen Verhältnisse des Großherzogthums Hessen von Fr. Voltz. Mainz 1852.“

49° 13′ und 51° 20′ nördlicher Breite liegen und ihrer Größe nach ganz verschieden sind. Es hat nämlich:

Oberhessen	74	Quadratmeilen,
Starkenburg	54	„
Rheinhessen	25	„
zusammen also	153	Quadratmeilen Flächeninhalt.

Die Provinzen Starkenburg und Rheinhessen bilden ein Ganzes, welches nur durch den Rheinstrom getrennt ist. Die Grenzen dieser beiden Provinzen sind: gegen Norden das Gebiet des Herzogthums Nassau, der freien Stadt Frankfurt und des Kurfürstenthums Hessen; gegen Osten: Baiern und Baden; gegen Süden: Baden, und gegen Westen: Rheinbaiern und Rheinpreußen. Zu der Provinz Starkenburg gehören drei von Würtemberg und Baden umschlossene, in südöstlicher Richtung liegende Parzellen mit der Stadt Wimpfen.

Der nördliche Theil des Großherzogthums, die Provinz Oberhessen, zerfällt in mehrere Theile, welche sowohl unter sich, als auch von dem Haupttheile getrennt sind. Die Grenzen des Haupttheiles sind gegen Norden: Preußen und Kurhessen; gegen Osten: Kurhessen; gegen Süden: dasselbe und Frankfurt; gegen Westen: Hessen-Homburg, Nassau und Preußen. Die Provinz läuft nach Norden hin in einen schmalen Streifen aus, welcher das Hinterland genannt wird und der wiederum von der noch nördlicheren Herrschaft Itter durch preußisches, kurhessisches und waldeckisches Gebiet getrennt ist. Diese besteht aus drei verschiedenen Theilen, deren größter von kurhessischem und waldeckischem, die Gemarkung Höringhausen, sowie das nordwestlich davon liegende Kirchspiel Eimelrod ganz von waldeckischem Gebiet umschlossen sind.

In der Nähe von Frankfurt liegen mehrere Dörfer, Vilbel, Niederursel, Steinbach, Rödelheim und ein Walddistrikt, theils von kurhessischem, theils von diesem, nassauischem und hessen-homburgischem Gebiete umgeben. In der Wetterau liegen als kurhessische und nassauische Enclave die Aemter Dorheim und Reichelsheim und im Vogelsberg der kurhessische Bezirk Ruhlkirchen.

Gebirge.

Zwei Gebirge, deren höchster Punkt eine Höhe von 3131 Fuß erreicht, gehören fast ausschließlich dem Großherzogthume an, nämlich der Odenwald in dem südlichen und der Vogelsberg in dem nördlichen Theile. Außer diesen berühren das Land mehr oder weniger die Hard, der Taunus und die westphälischen Gebirge.

1) Odenwald.

Zwischen Rhein, Main und Neckar gelegen, nimmt dieses Gebirg einen Flächenraum von ungefähr 45 Quadratmeilen ein. Es macht fast die Hälfte der Provinz Starkenburg und zwar ihren südlichen und östlichen Theil aus und ist ihr einziges Gebirg.

Der Theil des Odenwaldes, welcher Hessen angehört, hat eine Längenausdehnung von etwa 14 Stunden, und zwar erstreckt er sich von Süden nach Norden. Die größte Breitenausdehnung dieses Theiles mag ungefähr 10 Stunden betragen. Er besteht aus vier Gebirgszügen die sämmtlich von Süden nach Norden parallel laufen und in enger Verbindung mit einander stehen.

Der westlichste dieser Gebirgszüge begrenzt die Rheinebene und zieht sich der Bergstraße entlang hin. Seine vorzüglichsten Höhen sind der Melibokus 2079 Fuß und der Frankenstein 1589 Fuß.

Die zweite Gebirgsreihe ist in ihrem nördlichsten Theile sehr verzweigt, zieht sich aber in ihrem Hauptstreichen doch parallel mit der ersten und zwar etwa von Waldmichelbach bis Reinheim, welche beide Orte für Hessen als ihre äußersten Endpunkte angesehen werden können. Sie enthält die bedeutendsten Höhen des Odenwaldes,

nämlich den Hardberg bei Waldmichelbach 2381 Fuß, die Neunkirchener Höhe 2362 und die Tromm 2216 Fuß.

Längs des linken Mümlingufers zieht sich von dem vorigen der dritte Gebirgszug, der durch die Beerfelder Höhe mit dem östlich daran gelegenen in enger Verbindung steht und sich bis Obernburg am Main erstreckt. Die höchsten Kuppen dieses Zuges sind: der Morsberg (bei Oberkainsbach, gegen 2000 Fuß) der Otzberg 1477, der Breuberg 1227 Fuß.

Die vierte und östlichste Bergreihe des Odenwaldes ist die bedeutendste und zieht sich im Norden an dem rechten Mümlingufer, im Süden zu beiden Seiten des Gammelsbaches hin. Dieser Zug enthält die Sensbacher Höhe 2219 Fuß, den Würzberg 2163 Fuß, Eulbach 2046 Fuß, Beerfelden 1594 Fuß. Dieser Theil des Odenwaldes steht durch die vom Würzberge aus nach Süden sich verzweigende sogenannte Hohetrasse mit dem Katzenbuckel bei Eberbach, dem höchsten Berge des Odenwaldes, in Verbindung. Er wird von der Sensbacher Höhe nur durch das Thal des Itterbachs getrennt.

Abfall. Der westliche Theil des Odenwaldes hat den stärksten Abfall, während die östlich gelegenen Gebirgezüge weniger steile Gehänge zeigen. Die höchsten Kuppen finden sich im Süden und es verflacht sich das Gebirg in der Richtung von Süden nach Norden, also nach der Mainebene hin mehr und mehr, so daß das am nördlichen Ende gelegene Darmstadt nur noch eine Seehöhe von 589 Fuß hat.

Bergformen. Langgezogene, durch tief eingeschnittene Thäler getrennte Gebirgsrücken sind für den Odenwald charakteristisch. Doch finden sich auch hin und wieder ziemlich schroff ansteigende Berge mit sehr malerischen Felspartieen.

Thäler. Die Richtung der Thäler ist derjenigen der Hauptgebirgszüge entsprechend. Die beiden Hauptthäler, nach welchen die Flüsse des Odenwaldes größtentheils ihren Lauf nehmen, nämlich des Mains und Neckars, können als Querthäler angesehen werden, während die übrigen kleine Längenthäler sind. Das Thal des Mains berührt den hessischen Odenwald gar nicht, während das des Neckars auf einer kurzen Strecke zwischen Eberbach und Neckargemünd die Grenze gegen Baden ausmacht. Das Neckarthal ist gerade an dieser Stelle sehr schön und sucht unter den übrigen Thälern Deutschlands seines Gleichen. Von den beiden Hauptwasserscheiden des Odenwaldes, dem Gebirge der Neunkirchener Höhe und dem Sandsteingebirge von Hammelbach und Beerfelden aus bemerkt man den Zug der Thäler in der Richtung von Süden nach Norden und umgekehrt. In ersterer ziehen sich die Thäler der Modau und Gersprenz mit einer Menge kleiner Seitenthäler deren Hauptrichtung dieselbe ist, und die Mümling mit ihren vielen kurzen Querthälern auf beiden Seiten. Das Mümlingthal ist wohl das schönste des ganzen Odenwaldes.

Nach Süden gerichtet ist das schöne und häufig besuchte Birkenauer Thal, das sich von Lindenfels bis Weinheim erstreckt. Ferner ziehen die Thäler des Ulven-, Finken- und Euterbachs in dieser Richtung.

Von den kleineren Seitenthälern sind noch das Schönberger, Hochstätter, und Balkhäuser Thal zu nennen.

2) Der Vogelsberg.

Der Vogelsberg nimmt fast den ganzen östlichen Theil der Provinz Oberhessen ein. Er ist das höchste Gebirg des ganzen Landes, indem seine bedeutendste Höhe, der Taufstein, 3131 Fuß hoch ist. In seiner größten Ausdehnung von Süd-West nach Nord-Ost hat er eine Länge von etwa 16 und eine Breite von 10 Stunden. Er schließt sich gegen Süden eng an die Rhön an.

Der Habitus des ganzen Gebirges ist von dem des Odenwaldes ganz und gar verschieden. Von einer zu einer Hauptgruppe vereinigten Anzahl von Höhen laufen radial nach allen Richtungen hin einzelne Höhenzüge aus, welche mit ihrer Entfernung

vom Hauptgebirgsstocke an Breite zu- aber an Höhe abnehmen und sich theils an die benachbarten Gebirge anschließen, theils nach der Wetterau und der Fulda hin verflachen. Der höchste Theil des Vogelsgebirges wird durch den Taufstein gebildet, welcher mehr dem östlichen Theile des Gebirges angehört; südwestlich davon liegt der 2693 Fuß hohe Bilstein und nordwestlich der etwas höhere Geiselstein, welche zusammen zu einer Felsengruppe vereinigt sind. In enger Verbindung mit diesen Höhen stehen noch der Siebenahorn, der Forellenteich, Ulrichstein, der Eckmannshain und die Feldkrücker Höhe (2590 Fuß). In der Nähe der Taufsteinsgruppe befinden sich noch der Hoherodskopf und die Herchenhainer Höhe 2963 Fuß. Auf dem östlichen, dem Fuldagebiete angehörenden Theile des Gebirges ist der Rösselberg die bedeutendste Höhe, welche ebenfalls mit dem Taufstein in enger Verbindung steht.

Gebirgsformen. Die Form der Berge des Vogelsgebirges ist die überhaupt den Basaltbergen eigenthümliche Kegelgestalt. Obwohl diese bei dem Ganzen auf überraschende Weise hervortritt, so zeigt sie sich doch bei den einzelnen Bergen nicht so deutlich. Diese sind mehr lang gezogen, nach ihrer Basis zu sich verflachende Rücken, oft mit ziemlich starkem Abfall nach den Thälern zu. Man kann daher mit Recht von dem Vogelsgebirge sagen, daß es als Ganzes genommen einen ungeheuren Kegel darstellt, von dessen Spitze aus Furchen nach allen Punkten seiner Basis hingehen.

Thäler. Wie schon oben erwähnt, gibt es in dem Vogelsberge keine Hauptrichtung, welcher die Thäler folgen. Auch sind dieselben nicht besonders ausgezeichnet durch pittoreske Formen, wie man sie im Odenwalde antrifft, obwohl sich hin und wieder recht schöne und malerische Punkte darin finden, wie in dem Thale der Nidder, zwischen Lißberg und Hirzenhain, dem des Seemenbachs nach Büdingen zu. —

Die bedeutendsten Thäler sind die der Wetter, Horloff, Nidda, Nidder, des Seemenbaches, der Bracht, Schlitz, Schwalm, Ohm und Wieseck.

3) Hinterländer Gebirge.

Unter diesem Namen begreife ich den Theil der rheinisch-westphälischen Gebirge, welche ausschließlich das sogenannte Hinterland bilden. Das ganze Gebirge zieht sich von den Ardennen her durch die Eifel über den Rhein hin und nimmt den großen Raum zwischen der norddeutschen Ebene, dem Taunus und Vogelsberge ein. Der Theil, welcher dem Großherzogthume angehört, hat eine Länge von etwa 14 und eine durchschnittliche Breite von 3 Stunden. Die Hauptwasserscheide des westphälischen Gebirges zieht sich in einer ziemlich geraden Richtung von Siegen nach Paderborn und darüber hinaus. Der westliche Abfall des Gebirges gehört ganz dem Flußgebiete des Rhein, dagegen der östliche und südöstliche, theils dem der Weser, theils dem des Rhein an. In dem hessischen Theile trennen die bedeutenden Höhen zwischen Biedenkopf und Hatzfeld beide Flußgebiete.

Abfall. Im Allgemeinen ist der Abfall des Gebirgs nach Osten hin ziemlich steil; doch wird an einigen Orten die Steilheit dadurch etwas vermindert, daß das bunte Sandsteingebirge höher hinansteigt, wodurch denn eine allmähliche Verflachung eintritt. Die einzelnen Berge haben meist einen sehr bedeutenden Abfall und die oft romantischen Thäler sind gewöhnlich von steilen Bergwänden eingeschlossen.

Bergformen. Langgestreckte, oben häufig etwas abgeplattete Bergzüge sind für das Schiefergebirge im Allgemeinen charakteristisch und geben seinen Thälern in Verbindung mit den steilen, dunkeln, oft von grotesken Felspartieen bedeckten Gehängen den eigenthümlichen Reiz, welcher manche derselben so berühmt und anziehend gemacht hat.

Thäler. Unter diesen sind es vorzüglich zwei, welche für das Hinterland von Wichtigkeit sind, das der Eder und das der Lahn. Die Quellen beider Flüsse befinden sich ganz nahe bei einander nebst der der Sieg an dem Ederkopf, etwa 3 Stunden von der hessischen Grenze entfernt in Westphalen. Die Eder nimmt zuerst eine ganz nördliche Richtung, biegt aber nach einem Lauf von einigen Stunden nach Osten um

und behält, mehrere sehr bedeutende Krümmungen abgerechnet, im Allgemeinen diese Richtung bis zu ihrer Vereinigung mit der Schwalm bei. Innerhalb der Grenzen von Hessen macht das Edertbal mehrere äußerst auffallende Krümmungen, wie namentlich zwischen Hatzfeld und Battenberg. Es trägt den allgemeinen Charakter der bedeutenderen Thäler des rheinischen oder westphälischen Gebirges vollständig an sich.

Das Lahnthal zieht, wie das Ederthal, quer von Westen nach Osten durch das Hinterland, macht indessen nicht die auffallenden Biegungen wie jenes. Zwischen beiden Thälern finden sich die größten Höhen des Hinterlandes, wie die Sackpfeife bei Hatzfeld 2680 Fuß, Hasserod bei Biedenkopf 2501 Fuß.

4) Hard.

Die Hard erstreckt sich von den Vogesen aus in nördlicher Richtung parallel mit dem Rheinstrom durch die baierische Rheinpfalz und sendet ihre nördlichsten Ausläufer bis nach Rheinhessen hin. Das Gebirg, welches sonst nicht arm ist an großartigen Naturseltenheiten, wie zumal in Rheinbaiern, zeigt sich bei uns zumeist nur als niedriges Hügelland. In dem westlichen Theile von Rheinhessen erreichen indessen einzelne Berge eine beträchtliche Höhe, wie der Eichelberg bei Fürfeld 1280 Fuß, der Warteberg bei Alzei 1140 Fuß.

Die Form des Landes ist die hügelig-wellenförmige, aus der einzelne mehr domförmige Berge, wie der Wisberg bei Gauböckelheim, oder der Kegelform noch mehr genäherte Berge, wie zumal der Eichelberg, hervorragen.

Unter den Thälern zeigt sich nur eins als Längenthal, nämlich das der Selz, welches vom Donnersberg aus von Süden nach Norden durch die fruchtbare Gegend hinzieht. Es ist fast stets offen und nur selten wird es von rebenbekränzten niedrigen Bergen etwas eingeengt. Von den übrigen kleineren Thälern erwähne ich nur noch das des Apfelbachs, welches an einigen Partieen, wie zwischen Neubamberg und Wöllstein, plötzlich den ganzen Charakter der Gegend ändert, indem man sich auf einmal aus einer fruchtbaren lachenden Gegend in eine öde, aber groteske Gebirgslandschaft versetzt sieht.

5) Taunus.

Der Taunus berührt nur auf eine Erstreckung von wenigen Stunden mit seinem nördlichsten und schmälsten Ende das Großherzogthum. Er zeigt sich hier, wie überhaupt in seinem ganzen Auftreten, als ein lang gezogenes Gebirg von ziemlich steilem Abfalle, das uns aber auf der kleinen Fläche, welche es bei uns einnimmt, nur wenig Charakteristisches zeigt.

Die bedeutendsten Höhen des Großherzogthums Hessen.

(Nach Hügel's Karte von Hessen.)

1) Hinterländer Gebirge.

1) Sackpfeife	2,680′	7) Taubhaus	2,210′
2) Hohe Warte.	2,582′	8) Dünberg	2,016′
3) Hasserod	2,501′	9) Ludwigshütte.	1,145′
4) Görzberg	2,385′	10) Biedenkopf (Marktplatz) .	1,129′
5) Reichersberg	2,261′	11) Gladenbach	1,052′
6) Struthkopf bei Battenberg	2,219′	12) Eckelshausen (Brücke) . .	1,044′

2) Vogelsberg.

1)	Taufstein	3,131′
2)	Herchenhainer Höhe	2,963′
3)	Bilstein	2,693′
4)	Feldkrücker Höhe	2,590′
5)	Auerberg	2,008′
6)	Romrod (Kirche)	1,248′
7)	Lauterbach (Post)	1,198′
8)	Ruppertenrod	1,180′
9)	Schellenhausen	1,149′
10)	Grünberg (Markt)	1,097′
11)	Stauffenberg (Ruine)	1,082′
12)	Alsfeld (Markt)	1,062′

3) Wetterau.

1)	Schränzer bei Butzbach	1,255′
2)	Ronneburg	991′
3)	Butzbach (Markt)	803′
4)	Friedberg (Burghof)	642′
5)	Gießen (Markt)	640′
6)	Büdingen (ref. Kirche)	544′
7)	Nidda	534′
8)	Düdelsheim	508′
9)	Heldenbergen	504′
10)	Lindheim (Rathhaus)	492′

4) Odenwald.

1)	Hardberg	2,381′
2)	Neunkirchener Höhe	2,362′
3)	Sensbacher Höhe	2,219′
4)	Tromm	2,216′
5)	Würzberg	2,163′
6)	Melibokus	2,079′
7)	Felsberg	2,063′
8)	Eulbach	2,046′
9)	Bornholz	1,964′
10)	Steinkopf	1,618′
11)	Lindenfels (Schloß)	1,616′
12)	Beerfelden, Ursprung der Mümling	1,594′
13)	Frankenstein	1,589′
14)	Otzberg	1,477′
15)	Auerbach (Thurm)	1,474′
16)	Freienstein	1,474′
17)	Zeller Kopf	1,418′
18)	Schnellerts	1,410′
19)	Tannenberg bei Seeheim	1,365′
20)	Breuberg	1,227′
21)	Roßberg bei Zeilhard	1,206′
22)	Starkenburg	1,191′
23)	Bollwerk bei Lichtenberg	1,137′
24)	Ludwigshöhe bei Darmstadt	974′
25)	Pfirschberg	950′
26)	Hexenberg	870′
27)	Erbach	849′
28)	Michelstadt (Kirche)	834′
29)	Lengfelder Kirche	815′
30)	Oberramstadt	812′
31)	Fürth (Kirche)	773′
32)	König	720′
33)	Brensbach (Kirche)	696′
34)	Niederramstadt (Kirche)	694′
35)	Großbiberau	651′
36)	Umstadt (Brücke)	647′
37)	Spachbrücken	646′
38)	Reinheim (an der Bach)	645′
39)	Darmstadt (Stadtkirche)	589′

5) Rheinhessen.

1)	Eichelberg bei Fürfeld	1,280′
2)	Warteberg bei Alzei	1,140′
3)	Goldacker	1,095′
4)	Signal I. bei Ockenheim	1,092′
5)	Bei Spiesheim	1,052′
6)	Bei Wörrstadt	1,014′
7)	Petersberg bei Odernheim	987′
8)	Wörrstadt (Rathhaus)	853′
9)	Pfadberg	812′
10)	Wackernheim	801′
11)	Niersteiner Warte	773′
12)	Rochuskapelle bei Bingen	760′
13)	Alzei (Markt)	685′
14)	Oppenheim (höchster Punkt der Hauptstraße)	432′
15)	Niederingelheim (Kirche)	412′
16)	Niederolm (Kirche)	409′
17)	Worms (Markt)	390′
18)	Mainz (Pegel)	323′
19)	Bingen (Pegel)	309′

Gewässer.

Das ganze Großherzogthum Hessen gehört nur zweien Flußgebieten an, nämlich dem des Rheins und dem der Weser. Bei weitem der größte Theil des Landes schickt seine Gewässer dem ersteren, während nur der östliche Theil des Vogelsbergs, ein Theil des Hinterlandes und die Herrschaft Itter Abdachung nach der Weser haben.

A. Stromgebiet des Rheins.

Der Rhein erreicht die Grenze des Landes oberhalb Worms und behält von da an bis Mainz seine frühere nördliche Hauptrichtung bei, verändert sie aber bei letzterer Stadt, indem er sich fast in einem rechten Winkel gegen Westen wendet, und verläßt endlich bei Bingen das Großherzogthum. Sein Lauf durch Hessen mag etwa 12 Meilen lang sein. — Das breite Rheinthal ist auf der linken Seite von der Hard, auf der rechten von dem Odenwalde eingefaßt und dehnt sich von Mainz aus zwischen Taunus und Odenwald zu einer noch größeren Ebene aus, welche erst in größerer Ferne von den Bergen des Spessart, der Rhön und des Vogelsberges geschlossen wird.

Die Hauptnebenflüsse des Rheins auf dem von uns zu betrachtenden Gebiete sind folgende:

1) Der Neckar.

Dieser ergießt sich zwar nicht innerhalb des Großherzogthums in den Rhein, aber er berührt die Grenzen des Landes und nimmt einige kleinere Flüßchen auf diesem Wege auf. Zuerst bildet er die östliche Grenze des abgelegenen Bezirkes Wimpfen, dann begrenzt er die Provinz Starkenburg auf der Strecke zwischen Eberbach und Neckargemünd. Bei Hirschhorn empfängt er den von der Hirschhorner Höhe herabkommenden Finkenbach, nachdem sich dieser kurz vorher mit dem Ulfenbach, welcher seinen Ursprung hinter Waldmichelbach nimmt, vereinigt hatte. Bei Neckarsteinach nimmt er die Steinach auf, welche, meist durch badisches Gebiet fließend, fast parallel mit dem Finkenbach läuft.

2) Die Weschnitz.

Diese entspringt bei Hamelbach, fließt anfangs nordöstlich, wendet sich aber bald gegen Westen und verläßt bei Weinheim das Gebirg. Kaum in die Rheinebene eingetreten, ändert sie abermals ihren Lauf, indem sie sich gegen Nordwesten wendet, und theilt sich sogleich in zwei Arme, die sich bei Lorsch wieder vereinigen, worauf ihr Lauf wieder westlich wird. Nachdem sie zuletzt noch einmal nordwestliche Richtung angenommen, fließt sie bei Biblis nach 14stündigem Laufe in den Rhein.

3) Die Modau.

An der Neunkirchener Höhe entspringend, fließt die Modau zuerst gegen Norden, bis sie sich bei Oberramstadt nach Westen biegt. Bei Eberstadt tritt sie in die Ebene und theilt sich zwischen hier und Pfungstadt in zwei Arme, von denen der eine bei Stockstadt (eigentliche Modau) der andere in der Nähe von Hofheim unter dem Namen des Sandbachs in den Altrhein sich ergießt.

4) Der Landgraben.

Er durchzieht die sogenannte Riedgegend der Länge nach, indem er ziemlich beständig nordwestliche Richtung einhält, nimmt bei Trebur den von Osten herkommenden Schwarzbach auf und ergießt sich bei Ginsheim in einen Arm des Rheins.

5) Der Main.

Er berührt in der Gegend von Seligenstadt zum erstenmale das Land, zieht sich von da mit mannichfachen Windungen, einen Halbkreis bildend und nach einander

die Grenze zwischen dem Großherzogthum, Baiern, Kurhessen und Nassau bildend und das Frankfurter Gebiet durchfließend, bis Kostheim, wo er sich in den Rhein ergießt. Sein Thal verflacht sich von Aschaffenburg aus immer mehr und bildet zuletzt mit dem des Rheins die große Ebene, deren wir schon oben Erwähnung thaten.

Das Wasser des Mains ist, weil er in Baiern lange durch das Gebiet des bunten Sandsteins fließt, röthlich gefärbt und unterscheidet sich dadurch sehr von dem des Rheins. Dieser Unterschied ist sogar noch eine gute Strecke unterhalb seines Einflusses in dem Rheine wahrzunehmen. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind:

a) Die Mümling.

Sie entspringt zu Beerfelden und hat von da bis Neustadt nördliche Richtung; hier aber wendet sie sich gegen Nordosten und ergießt sich bei Obernburg in Baiern in den Main. Ihr ganzer Lauf hat etwa eine Länge von 4 Meilen, während dessen sie durch eins der schönsten und fruchtbarsten Thäler des Odenwaldes fließt.

b) Gersprenz.

Sie entsteht durch Vereinigung mehrerer Quellbäche, von denen einer bei Oberostern, ein anderer an der Neunkirchener Höhe quillt. Nach Vereinigung dieser beiden bei Bockenrod fließt sie mit nördlicher Richtung bis Dieburg. Zwischen hier und Babenhausen geht aber diese allmählig in eine nordöstliche über. Sie ergießt sich bei Stockstadt auf bairischem Gebiet in den Main. Ihr ganzer Lauf beträgt ungefähr 6 Meilen.

Aus Oberhessen ist als Nebenfluß des Mains nur

c) Die Nidda

zu erwähnen. Sie hat ihre Quelle auf der Nordseite des Taufsteins im sogenannten Landgrafenborn; sie verläßt bei Nidda den Vogelsberg, behält aber ihre ursprüngliche südwestliche Richtung noch bis Assenheim bei, wendet sich dann ganz südlich und fällt nach sehr vielen Krümmungen bei Höchst im Nassauischen in den Main. In der Wetterau nimmt sie die ebenfalls aus dem Vogelsberge kommenden Flüßchen Horloff und Wetter auf der rechten und die Nidder auf der linken Seite auf.

Dem Rhein fließt aus Oberhessen zu:

6) Die Lahn.

Sie entspringt am Ederkopf in Westphalen, fließt von hier bis Marburg östlich, von da bis Gießen südlich, wendet sich hier nach Südwesten und geht endlich ganz nach Westen bis zu ihrer Mündung bei Niederlahnstein unweit Koblenz. Sie berührt Hessen in zwei verschiedenen Gegenden: zuerst fließt sie quer durch das Hinterland und dann berührt sie die Grenze des Landes bei Gießen und verläßt es, nachdem sie eine kurze Strecke bei Gießen hindurchgeflossen ist. Ihre Hauptnebenflüsse sind:

Aus dem Hinterlande auf der rechten Seite die Pferf, die Salzböde und mehrere kleinere Bäche.

Aus dem Vogelsberge die Ohm, die von Ulrichstein kommt und in der Nähe von Marburg auf ihrer linken Seite einmündet; die Lumda, aus der Gegend von Grünberg kommend und bei Lollar einmündend, und die Wieseck, welche bei Gießen einströmt.

B. Stromgebiet der Weser.

Die Weser entsteht bekanntlich aus der Vereinigung der Werra und Fulda bei Münden. Die Letztere fließt auf der östlichen Seite des Vogelsberges etwa $2\frac{1}{2}$ Meilen weit durch Hessen. Ihr fließt aus dem Vogelsberge die Schlitz zu, welche aus der

Vereinigung der Altfell und Lauterbach entsteht, sowie die Jossa. Die Schwalm, welche ebenfalls aus dem Vogelsberg kommt, vereinigt sich bei Efze in Kurhessen mit der Eder und fließt mit dieser in die Fulda. Die Eder kommt vom Ederkopf, wie die Lahn, fließt aber nordöstlich und berührt Hessen zweimal, zuerst in vielfachen Krümmungen das Hinterland und später die Herrschaft Itter durchfließend; hier nimmt sie die Itter auf. Durch das Kirchspiel Eimelrod fließt die Diemel, welche sich bei Karlshafen direkt in die Weser ergießt.

Allgemeine geognostische Verhältnisse des Großherzogthums.

Von Fr. Voltz.

Das Großherzogthum Hessen besitzt auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume eine bedeutende Anzahl von Gebirgsbildungen. Denn mit Ausnahme der Kreide- und Juraformation sind fast alle Formationen vertreten, wenn auch manche von ihnen nur auf einen kleinen Raum beschränkt sind oder nur die Grenzen berühren. Der größte Theil des hessischen Odenwaldes gehört der sogenannten Primitivbildung, dem Granit, Gneuß, Syenit ꝛc. an, die hin und wieder von jüngeren plutonischen Gesteinen durchbrochen werden. Die älteren plutonischen Gesteine, wie Diorite, finden sich besonders im Hinterlande und in Rheinhessen, der Basalt vorzugsweise im Vogelsberge, wo derselbe eine Verbreitung hat, wie vielleicht nirgends in der Welt. — Was die neptunischen Bildungen betrifft, so findet sich das rheinische Schiefergebirge in dem ganzen Hinterlande und der Gegend nördlich von Gießen fast als die einzige Formation, auf welche sich dann in der Wetterau das Todtliegende und die Kupferschieferformation auflagern. Letztere erscheint schön entwickelt und unmittelbar auf der oberen Abtheilung des rheinischen Schiefergebirges, dem Posidonomyenschiefer ruhend, in dem nördlichsten Theile des Landes, der Herrschaft Itter. Hiernach sehen wir in großer Verbreitung zwischen Odenwald und Vogelsberg und diesen auf drei Seiten umgebend oder vielmehr von seinen vulkanischen Massen durchbrochen und stellenweise auf denkwürdige Weise verändert, die Triasgruppe, deren ältestes Glied, der bunte Sandstein, jedoch fast ausschließlich als ihr Vertreter erscheint, während der Muschelkalk und Keuper sehr wenig verbreitet sind.

Ueber der Trias fehlt, wie schon bemerkt, die ganze Jura- und Kreideformation. Auf den älteren Karten und auch noch auf der des Herrn Hauptmann Becker ist zwar zwischen Gießen und Marburg und auch auf der südlichen Seite des Vogelsbergs Quadersandstein angegeben. Indessen beruht diese Angabe auf einem Irrthume, welcher in dem zweiten Jahresbericht der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde von 1849, Seite 40, durch Herrn Professor Credner erklärt und berichtigt wurde. Man ist nämlich hierbei der Angabe von Kreuzer in seiner geognostischen Beschreibung der Umgegend von Marburg gefolgt, welcher den dort auftretenden bunten Sandstein mit diesem Namen belegt hat, wahrscheinlich ohne damit jenes Glied der Kreideformation bezeichnen zu wollen.

Der Mangel der genannten beiden Formationen wird durch das Vorhandensein einer anderen Bildung ersetzt, welche sowohl technisch wie wissenschaftlich das größte Interesse hat. Hessen besitzt nämlich eine jener großen Tertiärbildungen, welche sich uns als aus Binnenmeeren entstanden darstellen und deren Flora und Fauna, bei vielen Abweichungen von den heutigen in denselben Gegenden, den Uebergang zu der jetzigen Schöpfungsepoche zeigen. Es ist dieses das sogenannte Mainzer oder mittelrheinische Tertiärbecken, dessen Ablagerungen sich als der mittleren Tertiärepoche angehörend erwiesen haben. Es nimmt fast den ganzen Landstrich zwischen Taunus, Odenwald, Vogelsberg und den Vogesen ein, erstreckt sich häufig über die Grenze des Großherzogthums hinaus und ist endlich überlagert von den Diluvialmassen der Wetterau und des Rheinthales.

Nachfolgende Zusammenstellung der in unserem Gebiete auftretenden Gebirgsbildungen wird dazu dienen, sich bei einem Blick auf die Karte eine vorläufige allgemeine Uebersicht davon zu verschaffen.

A. Neptunische Bildungen.

Gebirgsbildungen.	Verbreitung.
I. Alluvium	Rheinebene.
II. Diluvium.	Gießen, Wetterau, Rhein, Bergstraße.
III. Tertiärformation	Mainzer Becken, als Theil desselben, die Wetterau und einzelne Stellen im Vogelsberg, wie Laubach, Ettingshausen, Altenschlirf 2c.
IV. Triasgruppe :	
a) Keuper	Wimpfen, Angersbach.
b) Muschelkalk.	Michelstadt, Wimpfen, Lauterbach.
c) Bunter Sandstein . . .	Odenwald zum Theil, Wetterau zum Theil, Itter zum Theil.
V. Kupferschieferformation	Itter, Wetterau.
VI. Todtliegendes	Battenberg, Wetterau, Langen, Nierstein.
VII. Steinkohlenformation	Westlichster Theil von Rheinhessen.
VIII. Rheinisches System :	
a) obere Gruppe	Itter, Battenberg, Gießen.
b) mittlere Gruppe	Gegend von Gießen.
c) untere Gruppen	Hinterland, Butzbach.

B. Metamorphosische Bildungen.

Taunusgestein (Sericitschiefer) . . .	Bingen, Friedberg.

C. Urgebirg.

Granit, Gneuß, Syenit.	Odenwald.

D. Plutonische Bildungen.

I. Porphyr	Gegend von Darmstadt, Wöllstein, Fürfeld, Siefersheim, Dexheim bei Oppenheim.
II. Grünsteine	Hinterland, Wetterau, Darmstadt, Dietzenbach, Niederwiesen, Wendelsheim, Tiefenthal, Weinheim bei Alzei.
III. Serpentin	Frankenstein.

E. Vulkanische Bildungen.

I. Basalt	Vogelsberg, Wetterau, Odenwald, Nierstein bei Oppenheim.
II. Phonolith	Salzhausen, Eschenrod.
III. Nephelinfels	Meiches im Vogelsberg.

Das Verbreitungsgebiet des Basalts in Hessen.

Von Fr. Becker *), Major im Großh. Generalquartiermeisterstabe.

Einen sehr wesentlichen Antheil an der Constituirung der zu betrachtenden Landestheile nimmt der Basalt und seine Laven einschließlich der verwandten Bildungen des Dolerits und Phonolits, sowie des Trachyts.

Im Odenwalde tritt der Basalt oft, jedoch stets in vereinzelten Partien auf, deren ausgezeichnetste der Roßberg, 928 P. F. hoch, bei Roßdorf, und der 1136 P. F. hohe Otzberg sind. Nur diese beiden Basaltberge haben eine beträchtliche kegelförmige Erhebung über das umliegende Terrain ohne große Ausdehnung; die anderen Vorkommen sind unbedeutender, wenn auch nicht in ihrer Verbreitung, doch hinsichtlich ihrer Erhebung. Diese Fundorte für Basalte sind die Stetteritz bei Gundernhausen, Firstberg bei Großbieberau, Steinbuckel bei Dippelshof, einige Kuppen in dem bunten Sandstein, welcher den Otzberg begränzt, Auerbacher Schloßberg, Gegend von Mittershausen, und im nördlichsten Odenwalde die Gegenden von Messel, Urberach, Philippseich. Am Otzberg und am Steinbuckel bei dem Dippelshofe, zeigen sich die verändernden vulkanischen Einwirkungen auf das umgebende vom Basalte durchbrochene neptunische Gestein.

Im Mainthal bei Steinheim ist noch die sich wenig über die Thalebene erhebende Doleritmasse von nicht unbeträchtlicher Verbreitung, zu bemerken, bei welcher namentlich der darin vorkommenden Opale zu gedenken ist.

Trachyt findet sich nur in zwei isolirten Partien im Gebiete des Todtliegenden, nämlich an der Thomashütte in der Sporneiche bei Messel, in ausgezeichnet prismatischer Absonderung, und am hohen Berg zwischen Dietzenbach und Heusenstamm.

Im badischen Odenwalde findet sich die Doleritmasse des 1930 P. F. hohen Katzenbuckels bei Eberbach, des höchsten Punktes des Odenwaldes, ferner der Dolerit von Neckarelz und der Basalt des Steinberges bei Weiler ohnweit Sinsheim.

Die Basalte der linken Rheinseite beschränken sich auf ein isolirtes Vorkommen bei Wachenheim und ein sehr beschränktes bei Nackenheim, beide im Gebiete des bunten Sandsteins.

Um so beträchtlicher ist das Auftreten des Basaltes auf der rechten Mainseite.

In zusammenhängender ziemlich gleichförmiger Masse und einen Flächenraum von etwa 40 Quadratmeilen einnehmend constituirt er das Gebirge des Vogelsberges, dessen höchste Punkte im Oberwalde (Feldkrücker Höhe, Herchenhainer Höhe, Ulrichsteiner Schloß, Taufstein) 2000 — 2400 P. F. hoch ansteigen. Im Inneren dieser zusammenhängenden Masse treten nur einige Tertiärbildungen auf. Ringsum auf der Grenze der Hauptmasse zeigen sich mehr oder weniger ausgedehnte Basaltmassen, deren Lage durch die Namen Ronneburg, Hardegg, Glauburg, Assenheim, Fauerbach, Friedberg, Gießen und Staufenberg auf beiden Lahnseiten, Amöneburg, Homberg an der Ohm näher bezeichnet wird. Auf der Nordostseite finden sich längs der Grenze kleine isolirte Partien im Sandstein, und auf der Südostseite hängt der Basalt des Vogelsberges mit dem des Rhöngebirges durch einen breiten Terrainstreifen in der Gegend von Schlüchtern, den Gebirgssattel zwischen Kinzig und Fulda bildend, beinahe zusammen.

Besondere Erwähnung finden hierbei die Dolerite von Wilhelmsbad, von Markköbel, von Ginheim bei Frankfurt, nördlich von Allendorf an der Lumda, nördlich von Homberg an der Ohm und bei Alsfeld; endlich die Phonolite zwischen Oberwiddersheim und Salzhausen.

Nordöstlich vom Vogelsberg fallen noch die Basaltgebilde des über 2000 P. F. hohen Knills und des Habichtswaldes östlich von Cassel, mit einer großen Anzahl zerstreuter basaltischer Kuppen im Gebiete des bunten Sandsteins, in den Bereich der Uebersichtskarte.

---

*) Fr. Becker, geognostische Skizze in den Beiträgen zur Landeskunde I. S. 97.

Während im Taunusgebirge der Basalt nur in wenigen isolirten Partien im Grauwackengebiete zwischen Wiesbaden und Idstein auftritt, bildet er auf der rechten Lahnseite den größten Theil des Gebirges des Westerwaldes, wo seine zusammenhängende Masse nur durch die Braunkohlen- und Thonablagerungen unterbrochen wird. Wie am Vogelsberge ist auch am Westerwalde die Basaltgränze durch mehrere isolirte Partien, in dem umgebenden Grauwackengebiete, begleitet.

Im Allgemeinen bestehen die höheren Theile des Basaltgebirges und insbesondere die mehr oder weniger kegelförmig sich erhebenden Theile aus säulen- oder kugelförmig abgesonderten festen Basalten. Die in sehr beträchtlicher Ausdehnung vorhandenen flacheren und niedrigeren Gebirgstheile, deren basaltische Natur durchaus nicht aus den nur isolirt auftretenden Kegelbildungen zu erkennen ist, bestehen mehr oder weniger aus porösen Laven von mannichfacher Absonderung und Structur.

Die Contactwirkungen des Basalts mit den ihn begränzenden plutonischen und neptunischen Bildungen zeigen sich vielfältig. Trümmergesteine mehrfacher Art, vulkanisirte, verbrannte, verglaste Sandsteine (Buchit) und Molasse, prismatisirter Braunkohlenthon u. s. w. sind nicht selten, und beweisen das spätere Durchbrechen dieser Gesteine durch Basalt auf das deutlichste.

Der Vogelsberg ist vielleicht die größte zusammenhängende Basaltmasse, welche sich auf der Erde findet. Außerhalb der Grenzen der Uebersichtskarte mögen von den größeren Basaltmassen und andern vulkanischen Bildungen hier genannt werden: der Kaiserstuhl im Breisgau, isolirt aus dem Rheinthal emporsteigend, das Siebengebirge, zum Theil Trachyt, das Rhöngebirge, Böhmische Mittelgebirge (Gegend von Carlsbad und Töplitz), Auvergne.

Vegetations-Verhältnisse des Großherzogthums Hessen.

Vom Garten-Director G. Schnittspahn *).

Die Anzahl sämmtlicher im Großherzogthum Hessen wild wachsenden Gewächse kann man annähernd auf 3700 Arten annehmen; sie gehören 109 Pflanzenfamilien und 705 Gattungen an. — Die geschlechtlosen Pflanzen Acotyledonen o Cryptogamen sind die zahlreicheren, sie zählen 2437 Arten in 232 Gattungen und 12 Familien. Nach der Zahl der Arten ordnen sie sich nachfolgend.

	Familien.	Gattungen.	Arten.
1)	Schwämme, Mycetes,	113	1626
2)	Laubmoose, Musci,	47	402
3)	Flechten, Lychenes,	31	192
4)	Lebermoose, Hepaticae,	12	112
5)	Algen, Algae,	20	75
6)	Farnkräuter, Filices,	8	20
7)	Schachtelhalme, Equisetaceae,	1	9
8)	Armleuchter, Characeae,	1	8
9)	Bärlappen, Lycopodiaceae,	1	5
10)	Wurzelkeimer, Rhizospermeae,	3	3
11)	Natterzungen, Ophioglosseae,	2	2
12)	Traubenfarn, Osmundaceae,	1	1

Von diesen geschlechtslosen Pflanzen gehören die Schwämme größtentheils dem feuchten Waldboden an, viele leben auf faulen organischen Resten und eine sehr große Menge ernährt sich als höchst schädliche Schmarotzer auf den Blättern und

*) Vergleiche G. Schnittspahn's Flora der Gefäßepflanzen des Großherzogthums Hessen. 3te Auflage. 1853.

krautartigen Theilen höher entwickelter Pflanzen. Viele davon sind giftig, Andere werden genossen; unter den Letzteren kommen Agaricus campestris der Champignon, Morchella esculenta die Morchel, Helvella esculenta die Lorchel und Merulius Cantarellus der Pfifferling, am meisten zur Anwendung. — Die Laubmoose bewohnen gleichfalls zum größeren Theil den Wald, hohe Bergregionen, Felsen, Mauern und die Dächer alter Gebäude, auch schlechte Wiesen bergen eine Anzahl, fast gleich vorkommend sind die Lebermoose, nur lieben sie meist noch mehr einen feuchten schattigen Standort. — Die Flechten sind theils Waldbewohner, theils trifft man sie auf höheren Berggegenden, sie wuchern auf dem Boden, an den Rinden der Bäume und Sträucher auf Steinen und Felsen. Von den dem Menschen nützlichen Flechten finden wir das isländische Moos Cladonia islandica, auf den Höhen des Vogelsberges, seltner auf dem Taunus und dem Odenwalde, sowie die Farbeflechten, Lecanora parella und tartarea an Basalt- und Granitfelsen des Vogelsberges und des Odenwaldes. Die Algen und Armleuchter gehören mit wenigen Ausnahmen dem Wasser an, die Wurzelkeimer lieben sumpfig-torfigen Boden, die Schachtelhalme wachsen theils auf trocknem Boden, theils in Wälder und endlich theilweise als schädliche Unkräuter auf Wiesen und in Sümpfen. Von dieser Familie wird Equisetum hyemale von den Schreinern zum Abschleifen der Fourniere benutzt. — Die Farnkräuter, Traubenfarn, Natterzungen und Bärlappen sind Bewohner bergiger und schattiger Waldungen, theilweise auch sumpfiger Wiesen und überschwämmter Orte. Angewendet wird von diesen der Pollen des Lycopodium clavatum, unter dem Namen Herenmehl und einige Farnwurzelen.

Die deutlich blühenden Gewächse zählen 1290 Arten in 473 Gattungen und 97 Familien, davon sind 351 Einjährige ☉, 75 Zweijährige ⚇, 755 Ausdauernt und 109 Baum- und Straucharten. Die Pflanzen dieser Abtheilung, welche mit einem Samenblatt keimen (Monocotyledones Juss., Endogenae Lind., Acroblastae Rchb.) bilden bei weitem die geringere Hälfte, sie vertheilen sich in 16 Familien, zählen in 97 Gattungen 303 Arten. Nachstehende Tabelle enthält diese Abtheilung in ihrem Zahlenverhältniß.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Gramineae, Gräser,	42	105
Cyperoideae, Halbgräser,	5	73
Orchideae, Knabenkräuter,	15	34
Liliaceae, Lilien,	8	22
Junceae, Simsen,	2	19
Fluviales. Fluthenkräuter,	3	15
Sarmentaceae, Zaukenlilien,	4	7
Aroideae, Arongewächse,	4	7
Thyphoideae, Kolbenarten,	2	5
Juncagineae, Halbsimsen,	2	3
Irideae, Schwerdtlilien,	1	3
Colchiaceae, Zeitlosen,	2	2
Alismaceae, Froschlöffel,	2	3
Amaryllideae, Narcissen,	2	2
Hydrocharideae, Wasserfreuden,	2	2
Butomeae, Wasserviolen,	1	1

Es erhellt aus dieser Uebersicht, daß die Gräser, Gramineae und Halbgräser bei weitem in überwiegender Menge auftreten, wie den überhaupt die Familie der Gräser nächst den zusammengesetzt blühenden Pflanzen (Compositae) die artenreichsten sind. Von den wildwachsenden Monocotyledonen sind für den Menschen von besonderer Wichtigkeit aus der Familie der Gräser die Futtergräser. Die am häufigsten auf unseren Wiesen vorkommenden besseren Arten sind: Das englische Raigras, Lolium perenne; das Geruchgras, Anthoxanthum odoratum; der Wiesenfuchsschwanz, Alopecurus

pratensis; das Lieschgras, Phleum pratense; das Glanzgras, Baldingera colorata; das Fioringgras, Agrostis vulgaris, alba und canina; das Honiggras, Holcus lanatus; das französische Raigras, Arrhenatherum elatius; das Wiesenrispengras, Poa pratensis; das Knaulgras, Dactylis glomerata; der Schaafschwingel, Festuca ovina; der Wiesenschwingel, Festuca pratensis; der hohe Schwingel, Festuca elatior; der weiche Hafer, Avena pubescens und der Goldhafer Avena flavescens. Von genannten Grasarten werden von manchen Ortschaften, wie von Griesheim, Fehlheim rc. vielfach die reifen Samen gesammelt und ein lebhafter Handel, besonders nach Wien, Berlin und Metz betrieben. — Sonst benutzt werden: die langen steifen Halmen des Steifhalms, Molinia coerulea, zum Reinigen der Pfeifenrohre, die langen zähen Blätter der Rasenschmiele, Aira caespitosa, zum Polstern von Stühlen rc. Die graue Simse, Juncus glaucus, in ihren Halmen zum Anbinden der Reben; die Wurzelen und Samen der Herbstzeitlose, Colchicum autumnale, in der Pharmacie (Radix et Semen Colchici); die jungen Schößlinge des Spargels, Asparagus officinalis, als Gemüse und dessen Wurzelfaser, Radix Asparagi, in der Pharmacie; von dem Calmus, Acorus Calamus, die Wurzel, Radix Acori calami, sowie die des gefleckten Arons, Arum maculatum, Radix aronis seu ari maculati, in den Apotheken; die Blätter des Rohr- und Igelkolbens, Typha latifolia und angustifolia und Sparganium ramosum, dienen den Böttichern unter dem Namen Liesch zum Ausbessern schadhafter Faßdauben.

Die Classe der Pflanzen, welche mit 2 Samenblättern keimen (Dicotyledonen, Juss., Exogenae, Lindl., Phylloblastae, Rchb.) zerfallen in 4 Ordnungen mit 81 Familien, 376 Gattungen und 960 Arten, in den einzelnen Familien vertheilen sie sich nachstehend.

A. Einhülligblühende Pflanzen, Monochlamideae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Polygoneae, Knötriche,	2	24
Chenopodeae, Melden,	7	21
Salicineae, Weiden,	2	17
Euphorbiaceae, Wolfsmilcharten,	2	13
Urticeae, Neßlen,	4	7
Cupuliferae, Kuppelfrüchte,	5	6
Coniferae, Zapfenbäume,	4	5
Sanguisorbeae, Wiesenknöpfe,	3	4
Santalaceae, Santelen,	1	4
Betulineae, Birken,	2	4
Callitrichineae, Wassersterne,	1	4
Thymeleae, Seidelen,	2	3
Amaranthaceae, Fuchsschwänze,	1	2
Aristolochiae, Osterluzeiarten,	2	2
Halorageae, Halorageen,	1	2
Ceratophylleae, Hornblätter,	1	2
Hippurideae, Tannenwedelen,	1	1

Aus dieser Abtheilung treffen wir in der Anwendung: den Wachholderstrauch, Juniperus communis, in seinem wohlriechenden Holze, seinen Blättern und Beeren, Lignum, folia et baccae Juniperi, den Lärchenbaum, Larix europaea, als Brenn- und Werkholz, sein Harz zu Terbenthin. Die Weißtanne, Abies pectinata, als Brenn-, Bau- und Werkholz. Die Fichte, Abies excelsa, als Bau- und Werkholz; desgleichen die Kiefer, Pinus sylvestris, von der man außerdem noch das Harz, Resina alba und die Knospen, Turiones pini, in den Apotheken verwendet. Die Gattung Populus liefert in allen Arten ein leichtes, für viele bauliche Zwecke sehr geeignetes Holz; von der Gattung Salix, Weide, verwendet man die meisten Arten zum Flußbau, von Vielen,

besonders von Salix vitellina, Dotterweide und viminalis, Hanfweide, benutzt man die jungen Schößlinge zu Band- und Flechtwerk. Die beiden Erlenbäume, Alnus glutinosa und incana geben ein leichtes Brenn- und Werkholz, die Birken, Betula alba und pubescens geben Brenn- und Werkholz, die jungen Reißer dienen zu Besen, der Triebsaft kann zu Baumwein benutzt werden. Die Hagebuche, Carpinus Betulus, die Eichen, Quercus Robur und pedunculata, sowie die Buche, Fagus sylvatica, liefern das beste Brenn- und Werkholz, sowie die zahme Kastanie, Castanea vesca, außer ihrem Holze gleich der Hasselnuß, Corylus Avelana, genießbare Früchte geben. Die Feldulme, Ulmus campestris, liefert besonders für den Stellmacher ein sehr brauchbares Werkholz, der Hopfen, Humulus Lupulus, dient in seinen weiblichen Blüthenzäpfchen zur Bierwürze, die jungen Austriebe benutzt man häufig als Gemüse. Das Kraut des Glaskrautes, Parietaria officinalis, ehedem officinell, dient jetzt nur noch zum Reinigen von Glaswerk. Die große Nessel, Urtica dioica, kann zu Gespinsten verwendet werden, das junge Kraut dient zur ersten Fütterung der Gänse. Asarum europaeum, die Haselwurz, liefert dem Apotheker Haselwurzkraut, Herba Asari, sowie der Seidelbast, Daphne Mezereum, seine Rinde, Cortex Mezerei. Von der Gattung Rumex, Ampfer, dient Rumex Acestosa und scutatus zu Gemüsen, Rumex Hydrolapatum und aquaticus, Halbergaul liefern ihre Samen zu Thee bei Ruhrkranken, sowie außerdem noch die Wurzelen von Rumex conglomeratus, nemorosus, obtusifolius und crispus dem Pharmaceuten ihre Wurzel unter dem Namen Radix Lapati acuti abgeben. Polygonum Fagopyrum und tataricum, Buchweizen, erzeugen mehlreiche Samen für Brod und zur Mastung geeignet; die Hirschzunge, Polygonum Bistorta, liefert Radix Bistortae, Hirschzungenwurzel. Die wild wachsenden Arten aus den Familien der Melden und Fuchsschwänzen sind fast alle lästige Unkräuter und endlich ist Poterium Sanguisorba, die Becherblume, unter dem Namen Bibernelle eine beliebte Küchengewürzpflanze und gleichzeitig mit dem ihr nahe stehenden Sinau, Alchemilla vulgaris und dem Wiesenknopf, Sanguisorba pratensis, ein gutes Futterkraut.

B. Kronblühende Pflanzen, Corolliflorae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Labiatae, Lippenblüthler,	22	53
Scrophularineae, Scrophelkräuter,	13	52
Boragineae, Boretschen,	13	22
Primulaceae, Schlüsselblumen,	8	15
Gentianeae, Enziane,	5	12
Orobancheae, Erdwürger,	2	8
Solonaceae, Nachtschattenarten,	6	7
Convolvulaceae, Winden,	2	6
Lentibulariae, Linsenkräuter.	2	6
Plantagineae, Wegriche,	2	6
Jasmineae, Jasminen,	3	3
Plumbagineae, Grasnelken,	1	2
Globulariae, Kugelblumen,	1	1
Verbenaceae, Eisenkräuter,	1	1
Apocyneae, Apocynen,	1	1
Asclepiadeae, Schwalbenwurze,	1	1

Man benutzt aus dieser Abtheilung den Samen des Sandwegerichs, Plantago arenaria, unter dem Namen Flohsamen, Semen Psyllii, das frische Kraut des Eisenkrautes, Verbena officinalis, unter der Benennung Herba Verbenae, Marrubium vulgare, Andorn, liefert Herba Marubii Andornkraut; die Betonie, Betonica officinalis Betonienkraut, Herbae Betonicae, die Gundelrebe Glechoma hederacea, Erdepheukraut Herba hederae terrestris. Die Blumen von Galeopsis ochroleucha gelber Hohlzahn,

liefern einen Thee unter dem Namen Flores Galeopditis. Die Gattung Mentha, Münze, kann in all ihren Arten als Thee verwendet werden, von den wilden Arten ist es Mentha Pulegium, welche das Poleikraut Herba Pulegii, abgibt; wichtiger sind die häufig angebauten und hier und da verwilderten Mentha viridis die grüne Münze, Mentha piperita Pfeffermünze und Mentha crispa, Krause Münze, welche Herba Menthae viridis, Herba Menthae crispae und Herba Menthae piperitae liefern, aus welch letzteren das Krausemünzöl und das Pfeffermünzöl gewonnen werden. Clinopodium vulgare gibt die Wirbeldoste Herba Clinopodi und Thymus Serpillum den Quendel, Herba Serpilli. Die gebräuchliche Schlüsselblume, Primula officinalis, liefert in ihren Blüthen Flores Primulae, einen Thee. Von den Ehrenpreisarten, Veronica, wird das junge Kraut der Bachbunge, Veronica Beccabunga, als Salat benutzt; das Gnadenkraut, Gratiola officinalis, liefert das Purgirkraut Herba Gratiolae; Digitalis purpurea, der rothe Fingerhut, gibt sein Kraut Herba Digitalis, die Blüthen von Verbascum Thapsus und thapsiforme geben einen bei Brustbeschwerden wohlthätig wirkenden Thee, Flores Verbasci. Bei den Nachtschattenarten kommen sehr stark wirkende Medicamente vor so von Solanum Dulcamara, das Bittersüßholz, Stipites Dulcamarae; von der Belladonna, Atropa Belladonna, das Kraut und die Wurzel, Herba et radix Belladonnae; vom schwarzen Bilsenkraut, Hyosciamus niger, das Kraut, Herba Hyosciami; vom Stechapfel, Datura Stramonium, das Kraut und der Samen, Herba et Semen Daturae. Endlich können die Beeren von Physalis Alkekengi genossen werden. Die Boragen liefern mehrere Medicamente von untergeordnetem Range, so Anchusa officinalis, das Ochsenzungenkraut Herba Buglossi, Cynoglossum officinale das Hundszungenkraut Herba Cynoglossi, wird auch zur Vertreibung der Ratten empfohlen. Pulmonaria officinalis das Lungenkraut, Herba Pulmonariae, Symphitum officinale die Schwarzwurzel oder das Beinwell, Radix Consolidae majoris, Lithospermum officinale der Steinsaamen, Semen Lithospermi und endlich benutzt man die Blätter der Borage, Borago officinalis, als Gewürz in unseren Küchen. Von den Enzianen wird bei uns jetzt nur noch das Kraut des Tausendguldenkrautes, Erythraea Centaureum, unter dem Namen Herba Centaureae minoris und ehedem der Fieberklee, Menyanthes trifoliata, unter dem Namen Herba Trifolii fibrini angewendet. Die Schwalbenwurzen liefern von Cynanchum Vincetoxicum eine Wurzel Radix Vincetoxici Hundswürger, welche gegen den Biß toller Hunde empfohlen wird und endlich gibt der zu den Jasminen gehörige Eschenbaum, Fraxinus excelsior, ein gutes Brenn- und noch weit besseres Werkholz.

C. Kelchblühende Pflanzen, Caliciflorae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Compositae, Zusammengesetzt blühende Pflanzen,	50	134
Leguminosae, Hülsenfrüchte,	18	64
Umbelliferae, Dolden,	37	55
Rosaceae, Rosen,	15	50
Stellatae, Labkräuter,	3	19
Ericeae, Heiden,	6	15
Campanulaceae, Glockenblume,	5	14
Onagrariae, Onagrarien,	5	13
Crassulaceae, Fetthennen,	2	8
Caprifoliaceae, Geißblätter,	3	7
Dipsaceae, Karden,	4	7
Valerianeae, Baldriane,	2	6
Paronychiae, Bruchkräuter,	4	6
Saxifrageae, Steinbreche,	2	5

Familien.	Gattungen.	Arten.
Ribesineae, Stachelbeeren,	1	4
Salicariae, Weideriche,	2	3
Araliaceae, Epheue,	2	2
Portulaceae, Portulake,	2	2
Rhamneae, Faulhölzer,	1	2
Ambrosiaceae, Ambrapflanzen,	1	1
Lorantheae, Riemenblumen,	1	1
Corneae, Hartriegel,	1	1
Cucurbitaceae, Kürbise,	1	1
Aquifoliae, Stechpalmen,	1	1
Celastrineae, Spindelbäume,	1	1

In dieser Abtheilung erscheinet die Familie der zusammengesetzt blühenden Pflanzen, Compositae, als die zahlreichste Pflanzenfamilie überhaupt des mittleren Deutschlandes unter den deutlich blühenden Gewächsen.

In der Anwendung ist von den Kelchblüthlern.

Von den Heiden: Die Beeren der Heidelbeere, Vaccinium Myrtillus, unter dem Namen Baccae Myrtillorum.

Von den Glockenblumen: Die Wurzel und das Kraut der Rapuncel, Campanula Rapunculus, zu Salat und Gemüse.

Von den zusammengesetzt blühenden Pflanzen: Die Scorconere, Scorzonera hispanica, in ihrer Wurzel als Gemüse, desgleichen die Haferwurzel, Tragopogon pratense.

Der Giftlattig, Lactuca virosa, liefert Herba lactucae virosae, Giftlattigkraut.

Der ausdauernde Lattig, Lactuca perennis, zu Salat, der Löwenzahn, Leontodon Taraxacum, als Salat und die Wurzel, Radix Taraxaci, in der Pharmacie, die wilde Cichorie, Cichorium Intybus, als Futterpflanze und Caffeesurogat.

Der Wiesenbertram, Achillea Ptarmica, liefert die deutsche Bertramswurzel, Radix Ptarmicae, und die Schafgarbe, Achillea Millefolium, das Schafgarbenkraut, Herba Millefolii, und ist außerdem eine gute Wiesenpflanze.

Chrysantemum Parthenium liefert das falsche Mutterkraut, Herba Parthenii und das gemeine Mutterkraut, Matricaria Chamomilla, die so sehr vielfach gebrauchten Chamillenblüthen, Flores Chamomillae. Der Wohlverlei, Arnica montana, eine in allen ihren Theilen in der Medicin angewendete Pflanze, Radix, herba et flores Arnicae. Die Gattung, Artemisia, Beifuß, ist in den Arten Artemisia vulgaris in der Wurzel, Radix Artemisiae und in Artemisia Absynthium, Wermuth im Kraute Herba Absynthii, gebräuchlich Tussilago Farfara, Huflattig, liefert Herba Farfarae und die Pestilenzwurzel, Petasites officinalis, wurde ehedem in ihrer Wurzel, Radix Petasites, gebraucht. Serratula tinctoria, die Scharte, wurde früher als Farbepflanze benutzt und die verschiedenen Klettenarten, Arctium, liefern die Klettenwurzel, Radix Bardanae.

Aus der Familie der Karden, Dipsaceae, gilt Succisa pratensis wegen ihrer abgebissenen Wurzel unter dem Namen Teufelsabbiß Radix morsus diaboli, hier und da noch als eine wichtige Pflanze. Die Baldriangewächse, Valerianeae, liefern in Valeriana officinalis eine sehr heilsame Wurzel, Radix Valerianae und geben in Valerianella olitoria einen sehr bekannten Salat, Feldsalat, Rüßchensalat oder Schmalzkraut. Von den Labkräutern, Stellatae, ist der Waldmeister, Asperula odorata, als Gewürzpflanze bekannt. Unter den Geißblättern, Caprifoliaceae, sind die Blüthen des Hollunders, Sambucus nigra, als schweißtreibendes Mittel unter dem Namen Flores Sambuci sehr bekannt, man verwendet noch von dieser Art die Beeren, sowie die des Attichs, Sambucus Ebulus, unter dem Namen Baccae Ebuli. Aus der Familie der Misteln, Lorantheae, verdient die als Baumschmarotzer häufig vorkommende Mistel, Viscum album, wegen des schleimigen Saftes ihrer Beeren zu Vogelleim, Erwähnung.

Die Doldengewächse, Umbelliferae, werden vielfach angewendet, so sind Myrrhis bulbosa unter dem Namen Körbelrübe, Bunium Bulbocastanum, die Erdkastanie, Apium graveolens, der Zellerie, Pastinaca sativa, der Pastinak und die Carotte, Daucus Carotta, in ihren Wurzeln als Küchenpflanzen bekannt, in medicinischer und technischer Beziehung verdienen der Kümmel, Carum Carvi, in seinem Samen, Semen Carvi, die gemeine Bieberneile, Pimpinella Saxifraga, in ihrer Wurzel, Radix Pimpinellae, der Wasserschirling, Cicuta virosa, in seinem giftigen Kraute, Herba Cicutae virosae, der gescheckte Schierling, Conium maculatum, in seinem gleichfalls giftigen Kraute, Herba Conii maculati, die Sumpfsilge, Thyselinum palustre, in ihrer Wurzel, Radix Seleni palustris, der Haarstrang, Peucedanum officinale, in seiner Wurzel, Radix Peucedani, der Roßfenchel, Oenanthe Phellandrium, in seinem Samen, Semen Phelandrii, der Sanikel in seinem Kraute, Herba Saniculae und die Mannstreue, Eryngium campestre, in ihrer Wurzel, Radix Eryngii, Erwähnung. Von den Epheugewächsen liefert der Epheu seinen Gummi Hederae. Von den Kürbispflanzen gibt die Zaunrübe, Bryonia dioica, die Zaunrübenwurzel, Radix Bryoniae. Sämmtliche zur Familie der Johannisbeeren, Ribesineae, gehörige niedere Sträucher werden in ihren Beeren vielfach verwendet. Der zu den Portulaken, Portulaceae, gehörige gemeine Portulak, Portulaca sativa, ist als Suppen- und Salatpflanze angerühmt. Von den Nachtkerzen, Onagrariae, ist Oenothera biennis wegen ihrer markigen Wurzel zu Salat unter dem Namen Rapondica bekannt. Von den Rosen, Rosaceae, sind die Arten der Gattungen Prunus, Pflaume und Kirsche, Rubus, Himbeere, Pyrus, Apfel und Birne, Sorbus, Eberesche, Mespilus, Mispel, Crataegus, Weißdorn, Cotoneaster, Steinmispel Amelanchier, Felsenbirne, Fragaria, Erdbeere und Rosa, Rose, wegen ihrer theils genießbaren, theils zu andern Zwecken tauglichen Früchte, sehr geschätzt, viele der stärkeren hierher gehörigen Bäume geben feines Werkholz. Die Nelkenwurz, Geum urbanum und rivale sind in der Pharmacie in ihren nelkenartig riechenden Wurzeln, Radix caryophyllata, bekannt, ebenso in neuester Zeit das Kraut der ulmblättrigen Spierstaude, Spiraea Ulmaria. Die Heckenkirsche, Prunus Radus, ist in ihrer Rinde, Cortex Pruni Padi, der Sauerkirschenbaum in seinem Harze, Gummi Cerassi und der Schlehenstrauch in seinen Blüthen, Flores Pruni spinosae und die Hundsrose in ihrem Samen, Semen Cynosbati, gleichfalls in der Pharmacie angewendet. Was nun endlich die auf der höchsten Entwicklung der kelchblühenden Pflanzen stehende zahlreiche Familie der Hülsenfrüchte, Leguminosae, betrifft, so bietet uns dieselbe in ihren wild wachsenden Arten zunächst eine Menge sehr nahrhafter Futterpflanzen wie den Wundklee, Anthyllis Vulneraria, sämmtliche Arten der Gattungen Trifolium, Melilotus, Medicago, Lotus, die meisten Vicia, Lathyrus, Onobrychis und Ornithopus Arten. Coronilla varia, die Buntwicke stehet im Verdacht einer Giftpflanze; der gebräuchliche Steinklee, Melilotus officinalis, liefert dem Pharmaceuten seine Blüthen, Flores Meliloti und die Hauhechel, Ononis spinosa, ihre Wurzel Hauhechelwurzel, Radix Ononidis. Das Kraut der Färberginster, Genista tinctoria, wurde früherhin als ein gelbfärbendes Farbenmaterial benutzt.

D. Stielblüthler, Thalamiflorae.

Familien.	Gattungen.	Arten.
Cruciferae, Kreuzträger,	27	58
Ranunculaceae, Ranunkeln,	14	44
Alsineae, Sandkräuter,	8	26
Caryophyllaceae, Nelken,	6	21
Geraniaceae, Storchschnäbel,	14	5
Violariae, Veilchen,	1	9
Hypericineae, Johanniskräuter,	1	8
Fumariaceae, Erdrauchgewächse,	2	7
Malvaceae, Malven,	2	6

Familien.	Gattungen.	Arten.
Papaveraceae, Mohngewächse,	2	5
Droseraceae, Sonnenthaue,	2	4
Lineae, Leingewächse,	2	4
Polygaleae, Kreuzblumen,	1	4
Acerineae, Ahornarten,	1	3
Elatineae, Tannelkräuter,	1	3
Cistineae, Cistrosen,	1	3
Berberideae, Sauerdorne,	2	2
Nymphaeaceae, Wassernymphen,	2	2
Resedaceae, Reseden,	1	2
Tiliaceae, Linden,	1	2
Oxalideae, Sauerkleearten,	1	2
Balsamineae, Balsaminen,	1	1
Rutaceae, Rauten,	1	1

Aus dieser Abtheilung wird angewendet: Von den Rauten Rutaceae. Die Wurzel des Diptams, Dictamnus Fraxinella, unter dem Namen Radix Dictamni in der Pharmacie. Von den Sauerkleearten, Oxalideae, die beiden Arten der Gattung in ihren Blättern zu Kleesäure. Von den Ahornarten, Acerineae, geben sämmtliche Arten ein brauchbares Tischlerholz, der Spitzahorn, Acer platanoides, enthält in seinem Triebsafte etwas Zucker. Von den Linden, Tiliaceae, geben beide Arten ein leichtes, zu Schnitzarbeiten geeignetes Holz, die Rinden geben Bast und die Blüthen, flores Tiliae, ein bei Brustbeschwerde wirksamen Thee. Von den Malven, Malvaceae, werden die Blüthen der wilden Malve, Malva sylvestris, flores Malvae, sowie die Wurzel, Kraut und Blüthen des Eibisches, Althaea officinalis als radix, herba und flores Altheae bei Brustbeschwerden angewendet. Von den Nelken findet die Wurzel und das Kraut des Seifenkrautes, Saponaria officinalis, als radix et herba Saponoriae in der Pharmacie ihre Benutzung. Von den Kreuzblumen, Polygaleae, gewinnt man von Polygala amara das bittere Kreuzblumenkraut, herba Polygalae. Die Sonnenthaue, Droseraceae, liefern in Drosera rotundifolia, das Sonnenthaukraut, herba Rorellae. Von den Veilchen, Violariae, gibt das Ackerveilchen, Viola arvensis das Freisamkraut, herba Violae arvensis. Von den Reseden, Rehedaceae, benutzt man Reseda lutea unter dem Namen Wau oder Gilbkraut zum Gelbfärben. Die größere Familie der Kreuzträger, Cruciferae, liefert in ihren wildwachsenden Arten, erstens für den medicinischen Gebrauch: den weißen Senf, Sinapis alba: Semen Erucae. Der schwarze Senf, Sinapis nigra: Semen und Oleum Sinapeos nigrae. Die gemeine Winterkresse, Barbarea vulgaris: Herba Erysimi, selten angewendet. Die Brunnenkresse, Nasturtium officinale: Herba Nasturtii aquatici. Der Meerrettig, Cochlearia: Radix Cochleariae. Der Leindotter, Camellina sativa: Oleum Myagri. 2) Sonst angewendet sind: die oben schon erwähnte Brunnenkresse, Nasturtium officinale, als Salat. Die Wurzel des Meerrettigs, Cochlearia Armoracia, als Speisebeilage. Der Samen des Leindotters, Camelina sativa, zu Oel. Die Blätter des Waids, Isatis tinctoria, zum Blaufärben als Surogat und Verfälschung des Indigs. Die Familie der Erdrauchgewächse, Fumariaceae, liefert in dem gebräuchlichen Erdrauch, Fumaria officinalis, das Erdrauchkraut, herba Fumariae und in dem zwieblichen Lerchensporn, Corydalis bulbosa, die runde Hohlwurzel, Radix Aristolochiae fabaceae. Die Mohngewächse, ausgezeichnet durch ihren betäubenden Milchsaft geben in dem gemeinen Feldmohn, Papaver Rhoeas, die Klappermohnblätter, Flores Papaveris Rhoeados, als Brustmittel, und das Schöllkraut, Chelidonium majus, das herba Chelidonii. Von den Berberizensträucher, Berberideae, wird der gemeine Sauerdorn, Berberis vulgaris, in seinen säuerlichen, dabei kühlenden Beeren zum Einmachen, die Rinde zum Gerben der feinen Lederarten und der grünlichgelbe Bast bei der Mundfäule als Heilmittel verwendet. Endlich benutzt man von der Familie der Hahnenfußarten, Ranunculaceae, die Wurzel

des Christophskrautes, Actaea spicata, als radix Acteae spictae, das Kraut der Sturmhutarten, Aconitum Napellus und Cammarum unter Herba Aconiti. Das Feigenwarzenkraut, Ranunculus Ficaria, dient zu Salat und die Küchenschelle, Anemone Pulsatilla, liefert dem Pharmaceuten die Küchenschellenwurzel, Radix Pulsatillae. —

Nach den oben gegebenen Uebersichten der Dicotyledonen sind die artenreichsten Familien: die Compositae mit 134 Arten, die Leguminosae mit 64 Arten, die Cruciferae mit 58 Arten, die Umbelliferae mit 55 Arten, die Labiatae mit 53 Arten, die Scrophularineae mit 52 Arten und die Ranunculaceae mit 44 Arten. —

Das Großherzogthum Hessen, welches im Ganzen 153 □Meilen Flächeninhalt hat und zwischen dem 25° 33′ und 27° 30′ östlicher Länge und zwischen dem 49° 13′ und 51° 20′ nördlicher Breite gelegen ist, besteht aus 3 ungleich großen, von einander fast unabhängigen sogenannten Provinzen, welche durch das Vorkommen mittelhoher Gebirgen mit vielen Thälern, weiten Niederungen und Flußbecken eine große Variation der Gewächse darbietete. Wir können die größere nördlich gelegene Provinz Oberhessen für die Vegetabilien in die fast ausschließlich aus Basalt gebildete Bergregion des Hinterlandes, des Vogelsberges und theilweise des Taunus und in die Niederunsgregion der Flußgebiete der Lahngegend und der Wetterau abtheilen. Die Bergregion des Vogelsberges ist theilweise mit kräftigen Laubwaldungen bedeckt und gehet dann stellenweise wieder in weite humos-torfige und theilweise versumpfte Wiesen über, der entsprechende Theil des Taunus mehr aus schieferartigen Gesteinen gebildet ist reichlich bewaldet. Die Niederungen der Flußgebiete bestehen meist aus einem kalkig-thonigen Boden und treten vielfach mineralische Quellen auf, wodurch das Erscheinen einzelner, den Marinen-Gegenden angehörigen Pflanzen sich erklärt. — Die südlich gelegene Provinz Starkenburg begreift zunächst den höheren östlichen Theil, den Odenwald auf seiner östlichen und südlichen Abdachung aus Sandstein und theils Muschelkalk, auf der westlichen und nördlichen Abdachung dagegen aus meist granitartigem Urgebirg bestehend. Gegen Norden und Westen flacht sich diese Provinz in die den Odenwald umziehende Main- und Rhein-Niederung aus: zunächst dieser beiden Flüsse ist ein reicher angeschwemmter Thonboden; mehr nach dem Gebirge hin zeigt sich eine weit ausgedehnte Sandebene. Laub- und Nadelwaldung durchsetzen diese ganze Gegend vielfach.

Die Provinz Rheinhessen, der westliche, jenseits des Rheins gelegene Theil, besteht aus jüngerem Gebirge von kalkig-thonigem Boden, sie ist in ihrer Oberfläche ganz unregelmäßig, Niederungen und flache enge Thäler wechseln beständig mit niederen Bergen ab. Der Feld und Weinbau hat fast alle Waldungen verdrängt, ausgedehnte Wiesen sind nur in der unmittelbaren Nähe des Rheins und nach der westlichen Grenze hin. Von Mainz nach Bingen hin zieht ein ausgedehntes steriles Sandland, theilweise mit Kiefernwaldung bewachsen. Rheinhessen zählt viele seltne Pflanzen, doch werden durch die stets steigende Benutzung des Bodens dem Vorkommen wildwachsender Pflanzen allenthalben Schranken gesetzt und manche Seltenheit ist bereits aus dem Dasein daselbst verschwunden. —

Die Industrie des Großherzogthums Hessen.

Nach Denninger in Mainz *).

Die Stadt Offenbach, vor dem Anschluß an Preußen zum deutschen Zollverein, in commerzieller Beziehung kaum mehr als ein Dorf, hat sich seit 1828 in industrieller Beziehung so gehoben, daß jetzt daselbst 95 größere und kleinere Fabriken in voller

*) Aus: „Rede des Abgeordneten Denninger von Mainz in der Sitzung erster Kammer Großherzoglich Hessischer Landstände am 13. November 1852."

Thätigkeit sich befinden, durch welche 6000 Arbeiter, in Männern, Frauen und Kindern bestehend, beschäftigt werden. Es sind dieselben mit wenigen Ausnahmen sämmtlich Großherzogliche Staatsangehörige, die zum Theil in Offenbach selbst, zum Theil in dessen näherer Umgebung wohnen. Der Lohn, welcher diesen 6000 Menschen vergütet wird, beträgt im Durchschnitt wöchentlich 5 fl. per Kopf, von 2 fl. aufwärts bis zu 18 fl., folglich im Jahr 1,500,000 fl. und einschließlich des in dieser Stadt beschäftigten Comptoirpersonals 60,000 fl. mehr. Wenn nun auch der Werth der zu Offenbach erzeugten Fabrikate schwer zu ermitteln ist, so steht doch fest, daß nach einer darüber angestellten möglichst genauen Berechnung derselben, inclusive 1,500,000 fl. für Tabak, zu $6^1/_2$ Million fl. per Jahr angenommen werden kann. Sämmtliche, in der Zahl von 95 zu Offenbach im Betrieb befindliche Fabriken produciren mit Ausnahme derer für Wagen- und Maschienenbau, für Tabak, Filz- und Seidenhüte, Baumwollgewebe, Wachstuch, Bleiweiß, Seife u. s. w. größtentheils nur kurze Waaren. 60 Procent sämmtlicher Erzeugnisse gehen nach Preußen, 40 Procent derselben nach anderen Staaten des Continents, nach England und nach Amerika; nach Oesterreich aber davon nur sehr wenig. Was diese Fabrikation überhaupt, insbesondere aber was die kurzen Waaren, namentlich Portefeuille-Arbeiten angeht, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Fabrikation derselben zu Offenbach höher steht, und in größerem Umfange betrieben wird, als irgend an einem andern Orte, selbst wie in Frankreich und England. So wird es, um für Letzteres nur ein Beispiel zu gebrauchen, genügen anzuführen, daß von einem auswärtigen Handlungshaus innerhalb der ersten sechs Monate dieses Jahres für 30,000 fl. allein von Porte-monnais zu Offenbach erkauft und bezogen worden sind.

Die Lederfabrikation Rheinhessens — die in der Provinz Starkenburg und Oberhessen betriebene kommt hier nicht in Betracht, da sie über die Grenzen dieser Provinzen hinaus keinen Absatz hat — nimmt, was Leistung und Ausdehnung angeht, unbezweifelt den höchsten Rang ein, und dürfte nicht leicht ein Land der Erde aufzufinden sein, wo deren Erzeugnisse nicht vorkommen. Die in besagter Provinz erzeugten Leder dürfen zu einem Werth von $2^1/_2$ Million fl. alljährlich angenommen werden. In Betrieb befinden sich daselbst 3 größere und etwa 10 kleinere Fabriken, die zusammen 1,300 Arbeiter beschäftigen, und ihnen einen Lohn von 300,000 fl. alljährlich vergüten. Das in Rheinhessen erzeugte Leder zerfällt in mehrere Sorten, wobei lakirtes und gefärbtes die Mehrheit, Sohlleder aber die Minderheit bilden. Nach Preußen gehen derselben $^4/_{10}$, nach Oestrreich $^1/_{10}$, nach Südeuropa, Schweden, Dänemark, Hamburg, England und Amerika $^5/_{10}$ sämmtlicher Leder.

Die Tabaksfabrikation Hessens nimmt unter den Industriezweigen dieses Staats einen sehr bedeutenden Rang ein. Sie findet mächtige Vertreter in allen drei Provinzen des Großherzogthums und dürfen die im Gesammtgebiet desselben bestehenden Fabriken auf ungefähr dreißig angenommen werden, nicht gerechnet die große Anzahl jener Leute, welche wohl über Tausende mit ihren Familien und einigen Arbeitern so zu sagen in allen Städten und Dörfern des Großherzogthums mit Cigarrenwickeln sich beschäftigen, worunter nicht Wenige sind, die über Millionen derselben alljährlich erzeugen. Während das Großherzogthum mit die größte Schnupftabaksfabriken des Continents besitzt, gibt es außerdem nicht Wenige, welche bis zu 50,000 fl. für Eingangszoll auf amerikanische Tabake alljährlich bezahlen. Die Gesammtfabrikation der hierher gehörenden Artikel umfaßt eine Quantität von ungefähr 45,000 Centner Rauchtabak, 15,000 Centner Schnupftabak und 150 Millionen Cigarren. Die erstere Sorte zu 40 fl., die Zweite zu 60 fl. per Centner und die Cigarren 8 fl. per 1000 gerechnet, so erzielt diese einen Werth von 3,900,000 fl. alle Jahre wiederkehrend. Von Rauchtabak wird ungefähr $^1/_3$, von Schnupftabak $^2/_3$ und von Cigarren ungefähr $^2/_5$ oben angegebenen Quantums alljährlich nach Preußen abgesetzt, was zusammen einen Werth von 1,680,000 fl. ausmacht. Jeden hessischen Patrioten wird

es mit Freuden erfüllen, zu erfahren, in welch' ganz außerordentlicher Ausdehnung dieser Fabrikationszweig in unserm Lande betrieben wird, wie viel Menschenhände, die sich auf Tausende belaufen, durch ihn beschäftigt, welche Summen, dem Ausland abgewonnen, so dem Inlande zugeführt werden.

Oberhessens Fabrikation an Leinen- und Baumwollengeweben, namentlich aber an Packtuch, hat einen sehr bedeutenden Umfang. 7—8 Fabriken, 5—600 Webstühle beschäftigend, finden sich in dieser Provinz für Erzeugung von Bettzeugen, Barchenten, Hosenzwilchen u. s. w. Für ganz ordinäre Druckkattune sind ebenfalls ungefähr 200 Webstühle beschäftigt, von welchen sämmtlichen Erzeugnissen ungefähr ein Dritttheil nach Preußen abgesetzt wird. Bei weitem wichtiger als obengenannte ist aber die Fabrikation der Packtücher und wird die jährliche Erzeugung desselben in Oberhessen auf 72,000 Stück, à 50 Ellen, geschätzt, welche 6 fl. per Stück, zusammen einen Werth von 432,000 fl. haben. Der Hauptabsatz dieses Packtuches, in der Hälfte des Gesammtquantums bestehend, befindet sich in sämmtlichen Fabrikstädten des preußischen Rheinlandes, dem Bergischen und Westphalen, der andere Theil geht nach unsrer Rheinprovinz, Frankfurt und Gegend. Würtemberg ist es, welches hauptsächlich Süddeutschland mit Packtuch versieht, während das Kurfürstenthum Hessen darin seinen Absatz mehr nach Norden, den Hansestädten hat, welche letztere diesen Artikel exportiren. Auf der Fabrikation solcher Packtücher sind ungefähr 300 Webstühle beständig beschäftigt, während außerdem eine große Menge sogenannter Kleinbauern, den Sommer über dem Feldbau obliegend, im Winter am Webstuhl für Packtuch thätig sind. Die Garnspinnereien und noch manche andere zur Packtuchfabrikation gehörende Nebengeschäfte eingerechnet, wird die Zahl der Personen, welche in Oberhessen mit der Anfertigung von Packtüchern sich befassen, auf 4500 geschätzt.

Die Eisenfabrikation und namentlich die bezüglich Guß-, Schmiede- und Masseleisen wird im Großherzogthum Hessen und vorzüglich dessen Provinz Oberhessen in bedeutendem Umfang getrieben. In dieser Provinz befinden sich sechs Hüttenwerke und in Starkenburg deren Eins, während Rheinhessen ein solches nicht, sondern nur eine dem Herrn von Gienanth gehörige Grube hat, deren Produkt nach der diesem Herrn gehörenden Hüttenwerken in Rheinbayern verbracht und daselbst weiter verarbeitet wird. Das Quantum des alljährlich in Oberhessen und Starkenburg erzeugten Eisens beträgt, den vollen Betrieb der Werke vorausgesetzt, 57,000 Centner an Guß, 18,000 Centner an Schmied-, und 112,000 Centner an Masseleisen; demnach 187,000 Centner zusammen, die berechnet zu 6 fl., $8^1/_3$ fl. und 2 fl. 42 kr. eine Summe von 794,000 fl. ausmachen. Auf den angeführten 7 Hütten sind, die Hammerwerke nicht gerechnet, ungefähr 1000 Menschen beschäftigt, und bedarf es zur Herstellung vorbezeichneter Eisenmasse einer Holzkohlenmenge von ungefähr 7480 Wagen, jeden mit 25 Centner beladen.

Die Michelstädter Hütte ausgenommen, welche jährlich ungefähr 70,000 Centner von Roheisen erzeugt, und welche dasselbe theils auf ihr selbst zu verschiedenen Guß, theils auf zu ihr gehörenden Hammerwerken zu Schmiedeeisen verarbeitet, haben alle oberhessischen Hüttenwerke einen sehr bedeutenden Absatz nach den in Westphalen und der preußischen Rheinprovinz, wo das in Rede stehende Produkt als Holzkohleneisen besonders geschätzt und zu den mannichfaltigsten Gegenständen als Säbelklingen, Messer, Scheeren, Werkzeuge verarbeitet, nach allen Gegenden geführt wird. Außerdem gehen die Gußwaaren in neuster Zeit in ansehnlichen Quantitäten nach der preußischen Provinz Sachsen, wo sie sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Der Absatz nach genannten Städten und Gegenden beträgt bis jetzt alljährlich 44,000 Centner an Masseln, 9,500 Centner an verschiedenen Gußwaaren und 8000 Centner an Schmiedeeisen, zusammen ungefähr 161,500 Centner, zu dem bereits angegebenen Werth, eine Summe von 242,466 fl. bildend.

Die Hessische Industrie im Jahre 1854 auf der allgemeinen deutschen Industrieausstellung zu München.

Von Wieck in Leipzig *).

Die drei hessischen Länder nehmen in ihrer Gesammtheit in der Reihe der deutschen Industriestaaten eine ehrenvolle Rangstufe ein und zeigen sich demgemäß auch stets mit Glanz auf den Industrieausstellungen. Das Großherzogthum Hessen steht in der Liste der in München (1854) ertheilten Auszeichnungen mit sechs großen Denkmünzen, 44 Ehrenmünzen und 37 belobenden Erwähnungen eingeschrieben, während die Zahl, der überhaupt Beurtheilten sich auf 152 beläuft **). Das Kurfürstenthum Hessen trug bei 134 Ausstellern eine große Denkmünze, 20 Ehrenmünzen und 34 belobende Erwähnungen davon. Die Landgrafschaft Hessen erhielt eine Ehrenmünze und zwei belobende Erwähnungen auf nur 10 Aussteller. Im Großherzogthum wird durch eifrige Regierungsbehörden die Industrie nach Möglichkeit gepflegt. Die polytechnische Schule in Darmstadt ist eine vorzügliche Lehranstalt. In mehreren Gewerb- und Fabrikzweigen steht das Großherzogthum oben an. Städte wie Darmstadt, Mainz, Offenbach, Worms, Pfungstadt geben in manchen Artikeln den Ton in Deutschland an. Nach Maßgabe der Gruppeneintheilung und den verliehenen Auszeichnungen führen wir als tüchtige Vertreter wichtiger Industrien im Großherzogthum auf: J. Jordan, wegen seiner Verdienste um die Ausbreitung nützlicher landwirthschaftlicher Maschienen aller Art;

---

*) „Illustrirte Zeitung 602. 13. Januar 1854."

**) Zur Vervollständigung dieser vergleichweisen Uebersicht führen wir die nachfolgenden Bemerkungen des Regierungs-Raths Rößler, (Gewerbeblatt für das Großherzogthum Hessen, Nr. 47, November 1854) an. Nach dem Verzeichniß kamen auf 137 Aussteller (so viel waren es in Wirklichkeit, während der Katalog 152 Aussteller aufführte, die sich zwar zur Ausstellung angemeldet, später aber nichts eingesendet hatten) in dem Großherzogthum Hessen 6 große Denkmünzen, 44 Ehrenmünzen und 37 belobende Erwähnungen, und zwar fallen hiervon:

	Große Denkmünzen.	Ehrenmünzen.	Belobende Erwähnung.
auf Offenbach	2	14	7
„ Mainz	1	9	8
„ Darmstadt	1	8	12
„ Bingen	—	4	—
„ Worms	2	1	2
„ Gießen	—	2	—
„ Jugenheim	—	2	—
„ Michelstadt	—	—	3

sowie je 1 Ehrenmünze auf Alzey, Pfungstadt, Bessungen und Lorsch und je 1 belobende Erwähnung auf Heppenheim, Lauterbach, Pfungstadt, Offstein und Steinheim. Auf die Gesammtzahl von 6798 Ausstellern wurden von der Beurtheilungscommission 287 große Denkmünzen und 1036 Ehrenmünzen erkannt. Die Anzahl der zuerkannten großen Denkmünzen beträgt 4,2 pCt. und die der Ehrenmünzen 15,2 pCt. von der Gesammtzahl der Aussteller. Die Vertheilung dieser Auszeichnungen auf die einzelnen Staaten nach Procenten der Ausstellerzahl jedes Staats ergibt sich für diejenigen Länder, welche 50 und mehr Aussteller zählen, aus nachstehender Uebersicht. Es kommen nämlich auf 100 Aussteller:

	Große Denkmünzen.	Ehrenmünzen.	Im Ganzen Medaillen.
in Baden	7,3	23,7	31
„ Bayern	2,5	10,7	13,2
„ Frankfurt a. M.	—	22,0	22,0
„ Hamburg	2,5	18,7	21,2
„ Hannover	1,8	12,6	14,4
„ Hessen, Kufürstenthum	0,7	15,0	15,7
„ Hessen, Großherzogthum	3,8	28,8	32,6
„ Nassau	1,8	7,2	9,0
„ Oesterreich	6,5	16,0	22,2
„ Preußen	5,0	20,0	25,0
„ Sachsen, Königreich	5,6	20,4	26,0
„ Sachsen-Koburg-Gotha	2,6	17,4	27,6
„ Würtemberg	6,6	21,0	—

W. Büchner in Pfungstadt in Ultramarinen; Michel und Morell in Mainz in Druckschwärzen; Ludwig Marx in Mainz in gebleichtem Schellack und Firnissen; Lennig und Comp. in Bingen in Leim; G. W. Hofmann in Jugenheim und Dr. Philippi ebenfalls in Sago; A. Rheinländer zu Bingen in Stärke; besonders aber auch F. B. Grodhaus in Darmstadt in Seifen (große Denkmünze); Baubel und Martenstein in Offenbach ebenfalls in Seifen; Götzenleuchter, Simons und Comp. in Isenburg, und Carl Gräff in Bingen in Schnupftabaken. Sie stehen sämmtlich in erster Reihe. In der fünften Gruppe begegnen wir Gebrüder Heim in Offenbach mit ausgezeichneten Maschinen für Buchdrucker, Buchbinder und Portefeuillearbeiter, nebst noch anderen tüchtigen Maschinenbauern in Offenbach und Darmstadt. Die berühmten Offenbacher Kutschwagen wurden in den Fabrikanten Dick und Kirschten mit der großen Denkmünze ausgezeichnet. Ueber die ausgezeichneten Modelle für den Unterricht von J. Schröder in Darmstadt haben wir bereits bei Gelegenheit seines russischen Bergbaubitzenmodells ausführlich gesprochen. In der Gruppe der Musikinstrumente und deren Beigehörungen erkennen wir mit Vergnügen eine vorzügliche Fabrikation von Violinsaiten durch P. Pirazzi und Söhne in Offenbach. Offenbach war es auch, das in seinem Ferdinand Ihm für in Bezug auf Geschmack und Ausführung ganz vorzüglicher Wachstücher die einzige diesem Artikel verliehene große Denkmünze erwarb, während alte Wachstuchfabriken anderer Orte sich mit der Ehrenmünze begnügen mußten.

In den eigentlichen Weberwaaren steht das Großherzogthum gegen andere deutsche Länder zurück, wenn auch Michelstadt recht hübsche Fortschritte in Wollenwaaren macht. Dahingegen liefert Offenbach billige Geldbörsen in Massen für die Ausfuhr. Eigenthümlich bedeutend steht das Land aber in lakirten Ledern und Lederarbeiten da. In den Fabriken von Mayer, Michel und Deninger in Mainz, Cornelius Heyl in Worms, und Dörr und Reinhard in Worms überragt es fast alles Aehnliche. Groß steht es da in den Lederfabriken von Melas und Gernsheim in Worms, Maury und Comp. in Offenbach, Spicharz und Nollenberger in Offenbach, Wilhelm Prätorius und Comp. in Alzei. Die Mainzer feine Schuhmacherarbeit ist in weit entfernten Gegenden geschätzt. (Jos. Schuhmacher Sohn in Mainz.) In Portefeuillearbeiten hat bekanntlich Offenbach einen weitverbreiteten Ruf. (Mönch und Comp. in Offenbach.) H. Schuchardt in Darmstadt stand in Filzhüten mit den ersten Hutfabriken Deutschlands in einer Reihe. Eine besondere mainz-offenbacher Industrie ist die der Gießerei kleiner bronzirter Eisenartikel, worin sich Seebaß und Comp. in Offenbach und Krauße und Comp. in Mainz auszeichnen. Ein großes Geschäft wird in diesen kleinen Eisengußgeräthen und Nippsachen gemacht, die, wenn sie auch keinen Kunstwerth, doch in der Regel ein recht gefälliges und zierliches Aeußere haben. An diesen Artikel schließt sich die Fabrikation der hübschen galvanisch-vergoldeten Messingrahmen von G. W. Batz in Offenbach. Die Mainzer Möbel haben sich einen weiten Markt erobert und fanden auch in München Anerkennung (Wolf, Knußmann und Wilhelm Kimbel in Mainz). Mehr noch gefielen uns die Knöpfe von L. Kolbe und Comp. in Bessungen, die Goldwaaren von J. B. Schreger in Darmstadt und die Elfenbeinschnitzereien von L. Lautz in Offenbach und J. H. Friedrich in Darmstadt. Sie wetteiferten mit Wien, Nürnberg, Fürth, Frankfurt, Würtemberg. In der eilften Gruppe glänzte Darmstadt und Mainz, Felix Hochstädter dort, Franz Brazy Sohn hier in Tapeten, Wolfgang Reuter in Darmstadt in Spielkarten. Die Buntpapierfabrikation wird auch mit Erfolg betrieben, J. B. Weber in Offenbach und Gebrüder Wüst in Darmstadt. Im Kupfer- und Stahldruck ist der Name H. Felsing in Darmstadt weit über die Grenzen Deutschland's bekannt, und Jonghaus und Venator in Darmstadt leisten in Landkarten, Farbendrucken und Prägungen Bedeutendes bei sehr billigen Preisen. In Gruppe 12 endlich erfreuten uns die vollkommen gelungenen galvano-plastischen Statuetten und Reliefs von Landschaften aus dem Atelier des Kunstmeisters G. L. von Kreß in Offenbach. Dieser gedrängte Ueberblick des großherzoglich hessischen Kunst- und Gewerbfleißes in einigen hervorragenden Spitzen muß die Ueber-

zeugung nahe legen, daß wir hier es mit einem Lande zu thun haben, in dem viel Kunstgeschicklichkeit und Geschäftsgewandtheit zu Hause sind. Man beschäftigt sich dort freilich nicht hervortretend mit den sogenannten großen Industrieen, aber geht um so sicherer in dem fruchtbaren Felde der kleinen Industrie, wo Geschmack, Erfindungsgeist, Geschick eine schönere Erndte halten können, als in den Schranken der großen Industrie, wo Riesen kämpfen.

Skizzen aus dem Hinterland.

Von Dr. L. Glaser in Biedenkopf.

Vielen ist das Hinterland, jener schmale von Süden nach Norden ziehende Theil der Großherzoglich Hessischen Provinz Oberhessen, nur dem Namen nach bekannt und es erfreut sich gerade bei diesen eben keiner guten Meinung. Besonders pflegen die Bewohner der hessischen Rheinprovinz und der milden Starkenburg sich eine mit Sibirien zu vergleichende, rauhe und häßliche Landschaft darunter vorzustellen. Diese ungünstige Vorstellung mag gerade viel dazu beitragen, daß diejenigen, welche die Neugierde oder sonst eine grausame Nothwendigkeit dahin führt, einen um so günstigeren Eindruck davon bekommen, und die geringe Zahl dieser, von ihrem ehemaligen Vorurtheil Geheilten wird dem Berichterstatter gewiß beipflichten, wenn er es hier versucht, der in Rede stehenden Gegend ihre gebührenden Rechte zu vindiciren. —

Von Gießen führt eine noch nicht alte Straße, anfangs durch sehr lachende Fluren, nach ungefähr 2 Stunden aber durch unfreundlichere Striche am Dünsberge vorbei gerade über den steilen Schneeberg, an dem sie sich in zahlreichen Serpanten glücklich hinabwindet, nach dem ziemlich reinlichen Städtchen Gladenbach; dann zu dem 4 Stunden nördlich gelegenen Biedenkopf, zum Voraus bemerkt, dem Centralpunkte des Hinterlandes, von wo sie sich zu dem letzten Städtchen des Hinterlandes, dem an der Eder gelegenen Battenberg, wendet, von wo unfern sie in's kurhessische Gebiet hinüberführt.

Die nicht zahlreichen Dörfer und Flecken des Hinterlandes bieten keinen sonderlich freundlichen Anblick dar. Da der Boden nichts weniger als productiv, vielmehr die Striche im Lahn- und Edergrund ausgenommen, im Ganzen steril ist, so findet sich eigentlicher Wohlstand nirgends allgemein, wie dieß in der kurhessischen Nachbarschaft im Amte Wetter, im Ebsdorfer Grund und weiter hinaus im Schwalmgrund der Fall ist, und die zerstreut liegenden Dörfer, ohnehin durch die zahlreichen Gebirgskegel isolirt und namentlich der Aussicht in eine weite Gegend beraubt, bieten meistens das Bild einer ärmlichen, öden Einsamkeit dar. Immerhin finden sich hier und da ganz reinliche, nette Bauernhäuser und die sonst ziemlich verwahrloste Haltung der Wohnhäuser ist eher ein Zeichen von Armuth, als Geschmacklosigkeit, denn die an die Wände der Bauernhäuser gemalten Tulpen, Gänse und Gockel zeugen von einigem, wenn auch noch sehr unentwickeltem Kunstsinn. In dem Estricht sind die Häuser in mosaik ähnlicher Manier mit steileingefügten Schieferstücken ausgepflastert und diese wiederstehen der Ausnutzung durch die Fußtritte weit länger, als die sonst gewöhnlichen Sandsteinplatten. Die Meubles und Getäfel der Bauern und Bürger sind größtentheils massiv aus Eichenholz, da die Tanne unter allen Forstbäumen am wenigsten vorkommt, die Dächer nur noch auf wenigen Bauernhütten mit Stroh bedeckt. In Biedenkopf ist die Manier eines dreiseitigen Giebelstocks in der Flanke der Wohnhäuser sehr beliebt.

Es finden sich im Hinterland hin und wieder alterthümliche Reste einer glorwürdigen Vorzeit. Durch Biedenkopf fließt die sogenannte Cottenbach (was dasselbe sein soll mit Chattenbach), an deren Ursprung, wie die Sage geht, ein Chatten-Fürst begraben liegt. Insbesondere ist die Stätte zu erwähnen, wo vordem ein Jagdschloß

Landgraf Ludwigs VIII. im sogenannten Katzenbach gestanden hat, wovon jetzt kaum noch Spuren zu erkennen sind, in dessen nächster Nachbarschaft aber noch die Hütten von den Nachkommen der früheren leibeigenen Bauern bewohnt werden, in deren Munde die Erzählungen von den Jagdthaten jenes Landgrafen, der jährlich 4 Wochen zu diesem Behuf dort zubrachte, fortleben. Nächst diesem verdient das Schloß, dicht über Biedenkopf auf einem das Lahnthal beherrschenden malerischen Kegel gelegen, Erwähnung. Es ist in noch ziemlich erhaltenem Zustand und wurde vor längerer Zeit aus den von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog Ludwig III. zu dergleichen Zwecken bestimmten Mitteln in seinen etwas zerfallenen Ringmauern wieder ausgebessert. Sein Alter mag bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts hinaufreichen, da es der Sage nach von Heinrich des Kindes Sohn, Otto, der in Marburg residirte, erbaut wurde, worauf Landgraf Heinrich II., der Eiserne, der einen Theil der Herrschaft Itter erwarb, dieses Schloß von Zeit zu Zeit bewohnt haben soll. Noch jetzt schrecken sich die Kinder, wenn sie oben an den Mauern des Schlosses spielen, mit dem Ruf: „Flieht, der Eiserne Heinrich kommt!"

Ein ähnliches, doch ganz zerfallenes Schloß, befindet sich oberhalb Hatzfeld an der Eder und ein alter Wartthurm auf dem Burgberg zu Battenberg, das vordem der Sitz eigener Grafen gewesen, bis es Heinrich III., Landgraf zu Oberhessen, an seine Herrschaft brachte.

Eine viertel Stunde oberhalb Battenberg an der Eder liegt ein Dörflein, die sogenannte Gröge, wo, einer früheren Concession gemäß, eine Familie Zigeunervolk geduldet wird, welche hier mit zahlreichen Kindern und Ziegen, eine niedrige Hütte mit einem einzigen Stubenraum bewohnt, und deren alte Mütterchen, immer noch wahrsagend und Speck und Mehl bettelnd, die Ortschaften umher besuchen. Eine eigene Bewandniß hat es mit einer besonderen Raçe, den sogenannten Mäckesen, Nachkommen und Mischlingen der früher umhergewanderten Zigeuner, deren Gewerbe-Handel mit Fayence, Korbflechten u. dergl. ist, die übrigens nicht den Ruf der Ehrbarkeit genießen, indem man mit diesem Wort im Hinterlande einen verächtlichen Begriff verbindet und zu schimpfen pflegt. Als besondere Rarität verdient eine uralte Frau in Battenberg, bekannt unter dem Namen Barbel (Vogelbärbchen), erwähnt zu werden. Diese ist in keinem Kirchenbuche eingeschrieben, keine Gemeinde erinnert sich eines Anrechts auf ihre Person; ohne alle Angehörigen irrt sie von Dorf zu Dorf, einen Stab in der Hand, ihre ganze Habe mit sich schleppend, nämlich den Anzug, den sie trägt, einen Vogel in einem Korb und einen kleinen garstigen Hund neben sich oder in ihrer Schürze. Die ältesten Personen erinnern sich nicht, sie je jugendlich gesehen zu haben und man schätzt ihr Alter jedenfalls über 100 Jahre. Rührend ist ihr Auftreten auf Charfreitag jährlich, wo sie in Geschenken von Kleidern einmal das heilige Abendmahl genießt. Jung und Alt beobachtet sie hierbei mit der gerührtesten Spannung und ein langer Zug Kinder folgt dieser cumäischen Sybilla, wenn sie sich einen oder zwei Tage zuvor in Battenberg sehen läßt.

Bekanntlich zeichnen sich die Hinterländer Landleute durch sehr nationale Trachten aus, was die beliebten Darstellungen auf Porzelan und Leinwand beweisen, die im Nordwesten Deutschland's häufig vorkommen. Vorzugsweise findet sich diese Originalität der Tracht beim weiblichen Geschlecht. Im Schnitt der Mieder, im Bau der Mützen (im Hinterland: Mutschen), besonders aber in der Zusammenstellung der Farben herrscht große Verschiedenheit; jeder Bezirk, oft jedes Dorf hat seine eigne Kleidung und Farben. Ein sehr anmuthiges Gemisch dieser mannichfaltigen Erscheinungen bieten besonders die Jahrmärkte dar, in deren Gewühl jeder Fremde gleich die Landsmannschaften herauszufinden vermag. Eine ziemlich schauerliche Sitte ist, daß sich die Bauernweiber bei Regenwetter mit großen weißen Tüchern umhängen, die einem Leichengewande sehr gleichen. Besonders beim Kirchengang tragen die Weiber blendend weiße, die Wohlhabenderen zu dem mit Franzen und Garnituren besetzte Umwürfe über den Kopf. Das männliche Geschlecht trägt einen einfachen blauen Kittel

und runden breitkrämpigen Hut; Dreimaster bekommt man seltener zu Gesicht. Eine sehr günstige Meinung von dem Fleiß der Landleute bekommt man, indem man die Weiber, auf ihren hohen Absätzen bergauf und bergab wandeln sieht, indem sie im Gehen stricken.

Im Sommer unternehmen Sonntags zahlreiche Gesellschaften in Biedenkopf, oft unter festlichen Aufzügen, Ausflüge auf die nahen Waldblösen, von denen jede ihren besonderen, zum Theil schönklingenden Namen hat, z. B. Schönheit, Kuhleich, Knahendrich u. a. und kehren mit der Nacht unter Clarinetten- und Paukenschall in die Stadt zurück, wo die freudetrunkene Jugend vor dem Auseinandergehen auf dem Marktplatz erst noch einen lustigen Reigen aufführt. Noch vor 3 Jahren wurde ein sogenannter Grenzgang festlich gefeiert, wobei die gesammte Bürgerschaft nebst den Beamten mehrere Tage damit zubrachten, die Grenzlinie des Weichbilds der Stadt durch Dick und Dünn zu verfolgen und unterwegs an bestimmten Punkten Halt zu machen, um neue Grenzsteine einzusetzen oder die alten aufzugraben, dabei aber den ermüdeten Gliedern ihre entsprechende Genugthuung zu verschaffen. Eine sinnreiche Erfindung machte die Vergnügungslust darin, Sonntags bei'm Fünfuhrläuten schon zu Nacht zu essen, worauf noch Stunden zum geselligen Umherschweifen übrig bleiben. Dieser Gebrauch verursachte ohnstreitig die Benennung des Mußglöckleins. —

Wie sehr diese Verhältnisse geeignet sind, in der Jugend Anhänglichkeit an die Vaterstadt zu erwecken, beweist der Umstand, daß die B'—er weibliche Jugend besonders äußerst ungern auswärts Dienste sucht. — In manchen Jahren fällt im Hinterland die Buchecfernerndte sehr ergiebig aus. Ganze Karawanen sieht man dann aus den Gemeinden in den Wald ziehen, mit großen Leintüchern und Hämmern versehen, mittelst deren die Bäume geklopft und ihrer Bürde entladen werden. In solchen Zeiten haben dann auch die Aermeren gute Tage; mit dem Oel der ausgepreßten Buchackern (so heißen die Bucheckern im Hinterland) werden nämlich die verschiedensten Speisen zubereitet. In allen Küchen duften die Kröpfeln, Eisenkuchen oder Waffeln und Kropfenkuchen; die sind, außer dem Pfannkuchen, die 3 vornehmlich vorkommenden Formen von Backwerk; Hauptbestandtheil ist bei allen genannten : Kartoffel und Hafermehl.

Auch die Honorationenklasse sieht sich durch das Institut der in kleinen Landstädten gewöhnlichen Casino's, besonders aber in Biedenkopf durch das Bestehen mehrerer mit gutem Wein versehener Gasthaltereien in den Stand gesetzt, das Leben in der Weise größerer Städte zu genießen und das Vorhandensein vieler Angestellten, namentlich vieler jüngeren Männer, welche zum Theil zum Personal der Biedenkopf benachbarten Eisenhütten gehören, beleben die Gesellschaften recht sehr. Fremde pflegen den besten Eindruck von Biedenkopf mitzunehmen. — Referent nimmt hier die vielen Commis voyageurs, welche das Hinterland von Quartal zu Quartal besuchen, zu Zeugen, — so wenig in diesem Punkte die anderen Städtchen des Hinterlandes zu rühmen sind.

Bis jetzt hat das Hinterland wenig Postverbindung mit dem Norden und Süden; nur zweimal geht der Arnsberger Postwagen nach Gießen und zweimal von da zurück. Doch soll dem Uebelstande durch öftere Post-Chaisen baldigst abgeholfen, auch eine Postverbindung zwischen der westphälischen Laasphe und Marburg über Biedenkopf hergestellt werden.

Das Temperament des Hinterländers ist im Ganzen eher gutmüthig, heiter, als roh und lärmend; seine Sprache weniger bemerklich wegen Eigenthümlichkeit des Dialekts, als auffallender grammatikalischer Unrichtigkeit, wovon hier nur der statt des Accusativ gebrauchte Nominativ und der sächliche Artikel vor jedem weiblichen Eigennamen erwähnt werde. — Mit Vergnügen hört man gewiß den Gesang der Hinterländer Bauernmädchen, welcher etwas schrill und ungeschmeidig lautet, doch durch ein festes, sicheres Ensemble keinen unangenehmen Eindruck macht. — Daß sich unter den Hinterländerinnen auf dem Lande viele Schönheiten finden, ist schon aus den

vielen Bildern von solchen zu muthmaßen; doch ist zu bedenken, daß nur Ideale dem Künstler als Objecte zu dienen pflegen. Die vorherrschend helle Hautfarbe und blonde Haare sind für's Hinterland characteristisch.

Das Hinterland ist durchgängig Gebirgsland. Die zahlreichen Schieferberge liegen dicht zusammen und lassen der Lahn und Eder nur schmale Durchgänge. Das Thal der Ersteren breitet sich eine Stunde abwärts Biedenkopfs bis auf $1/2$ Stunde aus, ist aber größtentheils nur 1000—2000 Schritte weit. In diesen Strecken liegt fruchtbares Ackerland; in übrigen schmalen Thälern sind zum Theil Wiesen, zum Theil Aecker angelegt. Die Abhänge der Berge haben einen ganz dünnen, steinigen Boden und sie belohnen den Fleiß des Feldbauers nicht; — auf den Bergen ist die Buche das herrschende Forstholz, darunter macht die Eiche einen wesentlichen Bestand. Wegen des Mangels an Stroh ist den Einwohnern die Waldstreu beinahe unentbehrlich und doch wäre sie dem dünnen Bergboden dringend nöthig. Auf weite Strecken hin, sieht man fast kein Nadelholz und erst in neuerer Zeit werden die abgetriebenen Waldhöhen damit bepflanzt. Hätte die vorhergehenden Jahrhunderte hindurch Nadelholz darauf gestanden, so müßte jetzt ein tieferer Boden vorhanden sein. Im Ganzen genommen ist zwar Wald im Ueberfluß da, doch größtentheils in unansehnlichem Schlag. Für Jäger hat die Hasenjagd wenig Interesse, da dieses Wild in der That hier rar ist. Dagegen verdient diese Gegend wegen ihres besondern Reichthums an Schnepfen, welche hier, besonders in der Nachbarschaft des höchsten Punkts (der Sackpfeife) nisten, Erwähnung. Auch Auer- und Birkhühner sind hier nicht selten.

Der Viehstand des Hinterlandes ist nur mittelmäßig. Da die Rindviehheerden hauptsächlich im Walde getrieben werden, so sind die muthwilligsten Stücke mit Schellen behängt, damit sie sich nicht in den waldigen Abhängen verlieren. Besonders gut gedeihen die Ziegenheerden, für welche Thiere ein solches Terrain bekanntlich nicht zu schwierig ist. Wegen der klippischen Schieferberge sind die Kühe an den Klauen durchgängig beschlagen.

Wenn die Lahn als tückisches, zerstörendes Wasser verrufen ist, so enthält sie anderseits zu ihrem Vortheil recht viel Fische, namentlich Hechte und Forellen, an welchen letzteren auch die Eder mit ihrem transparenten Wasser sehr reich ist, welche sogar zuweilen Salmen enthält, die von der Weser heraufsteigen.

Was dem Hinterland an Fruchtbarkeit in vieler Beziehung abgeht, wird auf der andern Seite in Bezug auf Schönheit ersetzt. Reisende habe ich sagen hören, unter den vielen Gegenden, die sie des Vergnügens halber besucht hätten, wäre ihnen keines so reizend erschienen, als diese. Von Gießen bis 2 Stunden nördlich von Gladenbach ist sie ohne Interesse; hier aber entfaltet sich auf der Höhe von Dautphe eine dem Auge entzückende Aussicht, den Lahnfluß entlang bis auf das in der Ferne an einem kegelförmigen Berge ruhende Biedenkopf. Noch ausgezeichneter ist die von Battenberg aus weithin reichende Aussicht in das Edergebiet, zu Füßen das Schlachtfeld, auf dem Karl der Große die Sachsen schlug.

Auffallend schnell entwickelt sich das Grün der Wälder. Nach einer warmen, etwas regnerischen Nacht stehen, wie durch einen Zauberschlag, die zahlreichen Berge, die du gestern noch braun sahst, im sanften hellgrün am Horizont.

Wenn es im Hinterland etwas länger als in niederen Gegenden rauh ist, so ist doch kein Mangel an Holz; wenn der Felder nur weniger sind, die den trefflichen Waizen und zarte Oelpflanzen tragen, wenn es an feinen Gemüsen, dem Weinstock und ausgesuchten Obstsorten fehlt, — so verhungert darum der Hinterländer nicht und macht ihm der anmuthige Wechsel seiner Berge und Thäler und das Grün seiner Wälder seine Heimath doch lieb und werth. Es komme, wer von den Schrecken des Buchfinkenlandes gehört hat, im Mai, um selbst zu sehen, und er wird mit Vergnügen an diese arkadiengleiche Landschaft zurück denken. —

Die Burg Friedberg.

Von Günther.

Wer freut sich nicht, wenn er an einem schönen Sommermorgen im Glanze der Sonne die stattliche Burg Friedberg prangen sieht! Wer freut sich nicht, wenn er in die Burg eintritt und die allesordnende Hand wahrnimmt!

Die ältere Geschichte der reichsfreien Burg hat uns Mader in seinen „Sicheren Nachrichten von der Burg Friedberg, Lauterbach 1766" aufbewahrt. Durch ihn wissen wir, daß sie schon i. J. 1217 einen Burggrafen Giselbert hatte, auf welchen der Burggraf Burkard 1219 folgte. Anderwärts kommt 1223 ein Burggraf Winther vor; dann nach Mader ein Ludolph 1228; Ruprecht aus der großen ansehnlichen Ritterfamilie von Carben 1239; im J. 1250 Erwin von Cranichsberg, vulgo Cranßberg, und mit ihm eine Reihe von Burgmannen, unter denen Leo junior, ein Löw von Steinfurt, dessen Nachkommen sich allein von der vormaligen älteren Burgmannschaft bis hierher erhalten haben. Diese Familie ist auch die einzige, welche ihr Burgmannshaus in der Burg noch besitzt: denn früherhin wurde die Burg nur von Burggrafen und der Burgmannschaft bewohnt. Die Inquilinen hatten, als verpflichtet zum Schutze der Burg, eine gewisse Zeitlang in derselben zu wohnen und besaßen größtentheils ihre eigenen Häuser in derselben, die aber theils verschwanden, theils in andere Hände kamen. Die Burg war reich: ihr gehörte die ganze Grafschaft Kaichen und ein Theil der Mörler Mark, beinahe 1200 Morgen Wald. Ihre angehörigen Leute wohnten am westlichen Fuße des Burgbergs im Dörfchen zum Garten, jetzt Vorstadt. Bis zum Jahre 1806 blieb sie die freie Reichsburg, zum rheinischen Ritterkreise gehörig; dann theilte sie das Schicksal des deutschen Reichs. Aus specieller Begünstigung wurde dem Burggrafen, als nunmehr unter hessischer Hoheit stehend, die Erlaubniß ertheilt, die standesherrlichen Rechte ausüben zu dürfen. Durch einen besonderen Vertrag (10. März 1817) trat der letzte Burggraf von Friedberg, Graf von Westphalen-Fürstenberg, die ihm auf die Burggrafschaft zustehenden Rechte an den Staat, mit lebenslänglichem Vorbehalt der Würde eines Standesherrn und eines Burggrafen, ab. Bei seinem im J. 1819 ohne Hinterlassung männlicher Erben erfolgten Tode wurde die Burg mit ihren Zubehörungen und Bestandtheilen dem Großherzogthume gänzlich incorporirt. Sie wurde Domäne.

Da drohten mit Flammenschrift die Todesworte: „Verkauf," „Abbruch!" Da nahte der Ruin. Die Vernichtungswuth wollte ihre Opfer. Gar manche äußere Zubehörungen wurden veräußert: auch die Möbels, Bücher, Geräthe u. s. w., die interessantesten Erinnerungs-Zeichen, die Zeugen des Zeitalters wurden verkauft. Doch wagte sich der „Zeitgeist" nicht an die Hauskapelle mit ihren Einrichtungen des katholischen Ritus im unteren Stocke des Schlosses (Burggrafiat); noch besteht sie, wie das Jahr 1819 sie sah. Freilich mag wohl die Zeit während einer Reihe von 33 Jahren des Verschlusses das Ihrige gethan haben. Und dennoch war dieser Verschluß ein Glück für's Ganze. Der a. h. selige Großherzog Ludewig I. hatte sich beim Anfalle der Burg an das Großherzogthum Hessen die weitere Verfügung über deren Bestimmung und Verwendung vorbehalten. Dies rettete das ganze Burggrafiat vom Verkauf. Es blieb verschlossen bis der a. h. selige Großherzog Ludwig II. befahl, daß das Burggrafiat dem Erbgroßherzoge, Kön. H., zum Absteige-Lokal für seine im Interesse des Landes stattfindenden Reisen nach Oberhessen dienen sollte.

Nunmehr war das schöne imposante Ganze vom Verfall gerettet. Einfachheit vereint mit Geschmack riefen ein Etablissement in's Leben, das stets an seinen hohen Begründer erinnern wird. Das Burggrafiat mit seinem schönen Walle (Bosquet) ist die Zierde Friedbergs und damit der ganzen Gegend, eine Ostaussicht vom Walle aus nach der goldenen Wetterau, im Hintergrunde gekrönt mit den Bergen unserer Schweitz (Vogelsberg) unvergleichlich. Alles um und in dem Burggrafiat verkündet seinen hohen Erhalter. Nur Schade, daß so wenig vom Vorhinigen im Inneren des

Schlosses im Jahre 1819 erhalten werden konnte. Außer der Kapelle sind es nur noch die 19 Porträts von Burggrafen und Burgmannen aus den mittleren und späteren Zeiten, welche auf allerhöchste Anordnung an ihrer Stelle im Saale bleiben mußten, wo sie prangend im alterthümlichen Schmucke Zeugniß geben vom Geschmack ihrer Zeit und von dem „Conservatismus der jetzigen Zeit." Diese Porträts, in deren Mitte Kaiser Joseph sitzend, sind folgende: die Burggrafen Johann Carl von Bettendorf; Joh. Erwin von Greifenclau; Hermann Riedesel zu Eisenbach; Hans Eidel von Diede zum Fürstenstein; Ernst Ludwig v. Breidenbach; Franz Heinrich Kämmerer von Worms, Frhr. v. Dalberg; die Burgmannen J. W. A. Schütz von Holzhausen; Christian Ernst von Schrautenbach; Hugo Johann Philipp Graf Stadion; Johann Georg von Ponikau; Hermann Riedesel; Hugo Philipp Carl Graf zu Eltz; Carl Wilhelm von Wallbrun; Joh. Friedrich Christoph Frhr. Zobel von Giebelstatt; vier Ungenannte, darunter zwei mit Harnisch, von denen Einer wahrscheinlich ein Löw von Steinfurt.

Der Odenwald.

Herr Odenwald, dir schalle
Aus voller Brust ein Lied,
Das durch die Thäler schalle,
Wie wenn der Lindschmidt *) zieht.
Hier wachsen Eich' und Eisen:
Drum ist das Land zu preißen.

Als unsre Ahnen kamen
Von Ost ins deutsche Land:
Da ward nach Odin's Namen
Dies Waldgebirg genannt;
Es brachte Eich' und Eisen,
Drum ward es so beheißen.

Noch sieht des Otsberg Hehrung
Und noch der Freya Stein,
Und das ist die Erklärung
Von Felsen und von Hain:
Daß allzeit sich das Zarte
Hier mit dem Starken paarte.

Jetzt unter hohen Bäumen
Des Hirten Lied erschallt,
Die Mühlenbäche schäumen,
Das Thal in Saaten wallt:
Doch in des Waldes Mitte
Da wohnt die alte Sitte.

An Burschen ist zu schauen
Die kecke, flinke Art,
Die ew'ge Treu an Frauen,
Die Zier an Mädchen zart;
Scharf schießt der Mann zur Scheibe,
Daß er bei Ehre bleibe.

Drum mag sich wohl vergleichen
Des Landes Volk zumal,
An Zier den grünen Eichen,
An Kraft dem Eisenstahl.
Des Landes Eich' und Eisen
Soll man noch heute preisen.

Du frommer Gott, erhalte
Dies Land in deiner Huth.
Daß nimmermehr veralte
Sein altes Eisenblut;
Laß nie von seinen Eichen
Den Stolz der Freiheit weichen!

Karl Heinrich Hofmann.

Der Odenwald *).

Wie grünen die Eichen so frisch und so hold,
Wie glänzet so freudig das sonnige Gold,
Wie rauschen die Quellen so klar und so rein
Hervor aus dem ahnungsdüsteren Hain!
Wie bist Du so schön! Dein Namen allein
Ergreift schon das Herz mit Zaubergewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Es schmiegen sich zwischen den buschigen Höhn
Die Thäler dahin so lachend und schön,
Es klappern die Mühlen am sprudelnden Bach,
Es winket des Kirchthurms moosiges Dach,
Die hallenden Glocken rufen mir wach
Der Sehnsucht innige heiße Gewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

*) Der wilde Jäger.

*) „Gedichte von C. Scriba. Dritte vermehrte und veränderte Auflage. Friedberg in der Wetterau. C. Scriba's Buchhandlung. 1852.

Und Herzen voll Treue und Augen voll Lust,
Und Mädchen mit liebebewahrender Brust,
Und freier Sinn, kein zitternder Knecht,
Und fröhliche Sitte und gastliches Recht —
Wie trägst du das Alles so blühend und echt!
Es zieht mich nach dir mit stiller Gewalt,
Mein grüner, mein herrlicher Odenwald!

Im zerfallenen Schloß beim Abendschein,
Da füll' ich den Becher mit funkelndem Wein!
Es weiden die Heerden auf duftigem Hang,
Es tönet im Wald des Jägerhorns Klang,
Es schallt aus der Tiefe der Glocken Gesang —
Da ruf' ich hinaus mit Donnergewalt:
Hoch lebe mein herrlicher Odenwald!

Und muß ich einst scheiden, ach scheiden von hier —
Mein sehnendes Herz hängt ewig an dir!
Dein blühendes Thal und den düsteren Hain,
Die rauschende Mümling — sie lieb' ich allein;
Und schläft einst mein Auge auf immerdar ein,
So schwebet mein Herz mit letzter Gewalt
Nach dir noch, mein herrlicher Odenwald!

Carl Scriba.

Auf der Bergstraße.

Es steht der Melibokus
Im milden Abendstrahl,
Und heimathlich erglänzen
Die Dörfer in dem Thal.

Um helle Häuser ranket
Der dunkelgrüne Wein,
Da hängen volle Trauben
Vor jedem Fensterlein.

Zufriedne Leute schauen
Und grüßen wohl heraus,
Und frohe Kinder scherzen
Und spielen vor dem Haus.

Es zieht der müde Wandrer
Auf seiner Straße hin;
Sie sind ihm alle fremde,
Und keiner kennet ihn.

Jenseits des Rheins versinket
Der Sonne letzter Strahl,
Und leise Nebelschleier
Erheben sich im Thal.

Franz Kugler.

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenstund'
Wie wandert's sich so schön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn!

Ein Schifflein zieht auf blauer Fut,
Da singt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
In all' die Lust hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozession
Aus der Kapelle zieht.

Und ernst in all' die Herrlichkeit
Die Burg hernieder schaut,
Und spricht von alter, guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das Alles beut der prächt'ge Rhein
An seinem Rebenstrand
Und spiegelt wohl im hellsten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme, treue Vaterland
In seiner vollen Pracht,
Mit Lust und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

Robert Reinick.

Der Main.

Tief in des Fichtelberges Klüften,
Mit grauen Nebeln angethan,
Umweht von nördlich kalten Lüften,
Beginnt der Main die Heldenbahn.
Er kämpft in muthigem Gefechte
Sich hin bis zu dem Vater Rhein,
Und drängt bekränzt mit Weingeflechte,
In seine Ufer sich hinein.

K. Buchner.

Hessens Höh'n.

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Zwischen Taunus und der Rhön,
Die zur Heimath ich erkieset,
Seid mir tausendmal gegrüßet
Ihr, des Hessenlandes Kern!

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Zwischen Taunus und der Rhön,
Wo die frischen Wasserquellen
Zwiefach senden ihre Wellen
Nach der Weser und dem Rhein!

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Wo der Freiheit Lüfte weh'n,
Wo in hoher Buchen Schatten
Frisch noch lebt der alten Katten
Männermuth und edle Treu'.

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Wo manch Kindlein ist zu seh'n,
In dem Aug des Himmels Bläue,
Gold das Haar und Gold die Treue,
Wie in alter, gold'ner Zeit.

Hessens Höh'n, Hessens Höh'n,
Bald werd' ich euch wiederseh'n,
Froh und bald! dann sprossen neue
Blüthen aus der alten Treue, —
Sei gegrüßt mein Heimathland!

Die Lahn *).

Nicht durch des Liedes stolzen Klang
Verherrlicht in den Nibelungen,
Nicht durch der Dichter Wettgesang,
Wie König Rhein, von Ruhm umklungen;
Nein, schlichten Wesens, schöne Lahn,
Wallst du bescheiden deine Bahn!

Doch welcher Lorbeer wäre dein,
Wenn du nach Ehre würdest dürsten!
Hat dir dein Deutschland nicht allein
Zu danken seinen Dichterfürsten,
Ihn, der zu deinem Ufer trat
Und dein Orakel sich erbat?

Und schmücken stolze Burgen nicht
Und Dome hehr auch dein Gestade,
Und ziert ein Land, selbst ein Gedicht,
Nicht reizend deines Laufes Pfade,
Ein Land, das dir sein Herz erschließt
Und reich mit Segen dich umsprießt?

Allein nach Ruhm nicht dürstest du,
Du willst behüten, nur beglücken
Und eilst dem stolzen Strome zu,
Im stillen Busen das Entzücken:
„Viel schöner, als allein zu stehn,
Ist's mit dem Großen untergehn!"

Aloys Henninger.

---

*) Mit Beziehung auf Göthe's Dichtung und Wahrheit. Bd. 22. S. 132. Auf einer Fußreise durch das Lahnthal von Wetzlar nach Coblenz schleuderte Göthe, dem dieser Gedanke, wie er sagt, aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervortrat, sein schönes Taschenmesser in den Fluß, um durch den Wurf entscheiden zu lassen, ob er Maler oder Dichter werden solle. Die Entscheidung war zweideutig, wie alle Orakel; er legte dieselbe jedoch nicht zu seinen Gunsten, doch für seine Neigung zur Malerei aus, ward aber in Folge jener „Grille" dafür der größte Dichter.

Die Weser.

Ich kenne einen deutschen Strom,
Der ist mir werth und lieb vor allen,
Umwölbt von ernster Eichen Dom,
Umgrünt von kühlen Buchenhallen;
Den hat nicht, wie den großen Rhein,
Der Alpe dunkler Geist beschworen,
Er ward aus friedlichem Verein
Verwandter Ströme still geboren.

So taucht die Weser kindlich auf,
Von Bergen traulich eingeschlossen,
Und kommt in träumerischem Lauf,
Durch Reben nicht, durch Korn geflossen;
So windet sie mit treuem Fuß
Zum deutschen Meere sich hernieder,
Und spiegelt mit geschwätzigem Gruß
Der Ufer sanften Frieden wieder.

Doch hat sie in der Zeiten Flug
Gar manche große Mär' erfahren,
Und die bescheidene Woge trug
Viel Herrliches zu fernen Jahren:
Sie sah in ihrer Wälder Schoos
Des Adlers Siegerflügel wanken,
Und vor urdeutscher Arme Stoß
Der ewigen Roma Säulen schwanken.

Und als mit fester Eisenhand
Held Karl den deutschen Scepter führte,
Da war es, wo im Weserland
Sich manche Stimme mächtig rührte,
Da hörte man des Kreuzes Ruf
Mit hellem Klang an den Gestaden
Und sah der Frankenrosse Huf
Sich in den nordischen Wellen baden.

So meldet sie dir manchen Traum
Aus ihrer Vorzeit grauen Tagen,
Und sieht dabei des Lebens Baum
Stets frisch an ihren Ufern ragen;
Es glänzen in der lichten Flut
Der Klöster, Schlösser, Burgen Trümmer,
Des Mondes und der Sonnen Glut,
Der Thürme und der Segel Schimmer.

Und meerwärts durch ihr Felsenthor,
Durch immer wechselnde Gefilde
Strömt sie die Wellen leicht hervor
Wie dichterische Traumgebilde;
In ihren Tiefen klar und rein
Hörst du es seltsam weh'n und rauschen
Und kannst bei stillem Abendschein
Der Nixe Wanderlied belauschen.

Franz Dingelstedt.

Das Flüßchen Darm.

Will denn keiner dich singen, du ärmster unter den Flüssen?
Wird der Gedank' selbst arm, wenn er sich lenket zu dir?
Und doch führest du Gold, der Wahrheit Gold du im Munde;
Wo du im Sande verstummst, rufst du noch Weisheit uns zu. —
Dort aus dem Schooße des Bergs, in schattiger Buchen Umhüllung,
Springt dein reinlicher Quell munter in's Leben hinein.
Wie der geschmeidige Aal durch Gras und Blumen dahinschlüpft,
So durch die blühende Au schlängelst du sanft dich dahin.
Birk' und Erle beschau'n sich gern im Glanz deiner Wellen,
Holdes Vergißmeinnicht lächelt den flüchtigen zu.
Nachtigall flötet dein Lob, dich grüßet der Fink' und die Meise,
Labenden Nectartrank beut'st du dem jubelnden Chor.
Glückliches Kind der Natur, o möchtest du nimmer verlassen
Dein ambrosisches Thal, das dich so mütterlich schirmt!
Aber es treib't dich weiter und weiter verderbliche Neugier;
Ach, aus der Stille des Hains lockt dich die lärmende Stadt!
Frei war früher dein Lauf; doch kaum den Menschen genahet,
Fesseln dich Ufer und Damm, dienst du dem Müller als Knecht.
Keuchend drehst du nun um und um das klappernde Mühlwerk,
Peitschest die Räder im Zorn, stürzest erschrocken hinab.
Zitternd entfliehst du den Banden und wähnst dich geborgen im Wiesgrund,
Siehe, da hemmen auf's neu' Fesseln den eilenden Strom:
Zwar, zum Teiche geschwellt, erhebst du dich breiter und stolzer
Stets doch fühlst du den Zwang, sehnst dich zur Freiheit zurück.
Denn schon naht sich der Schwarm muthwilliger Knaben zum Bad dir
Und der ruß'ge Gesell trübt dir die Woge zur Luft.
Kaum durch enges Gegitter vermagst du dem Lärm zu entrinnen,
Schleichst zu den Mauern der Stadt still und beschämt dich hinab.
Ach, was hast du begonnen, du ärmster unter den Flüssen!

Nun die Stadt dich empfängt, wirst du zum widrigen Schlamm.
Unflath drängt sich zu dir; umsonst dein Sträuben und Murren,
Unter die Gassen gezwängt, tritt man mit Füßen dich gar.
Trauriger Wechsel! o sprich, was kann der Ruhm dir nun frommen
Daß ihren Namen von dir trägt eine prangende Stadt?
Seufzend rufest du aus: O, hätt' ich nimmer verlassen
Dich ambrosisches Thal, nicht mit der Stadt dich vertauscht!
Immer trüber und trüber umwölkt der Gram deine Stirne,
Und kein heitrer Strahl lacht aus dem Auge dir mehr,
Lebensmüd' und betäubt, so stiehlst du dich weg aus dem Leben
Bis, mitleidig, der Sand birgt deine Täuschung und dich.

Karl Baur.

Siebentes Buch.

Geschichte Hessens in Uebersichten

von

Heinrich Künzel.

I. Hessen unter den Römern.

(Vor Christi Geburt bis 496 nach Christo.)

Die Chatten (Chatti), die Vorfahren der Hessen, sind ein hochdeutscher, zu den Sueven gehöriger Völkerstamm, der, wie die Friesen an der Nordsee, vor unvordenklichen Zeiten mit ihrem großen Stammvolke, den Deutschen (diot, thiot, thiudisk,) aus der Hochebene Asiens in das germanische Land eingewandert, unverrückt auf der alten Stelle wohnen blieb, wo seiner zuerst in der Geschichte gedacht wird, während die Sueven (Schweifenden, Schwaben) in ihren Sitzen veränderlich waren.

Seitdem die Germanen mit den Römern in Berührung gekommen, haben wir auch Nachrichten von den Chatten. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus, dem ihre Geschichte fast bis zum Ausgang des ersten Jahrhunderts vorlag, hat uns ihr Heldenbild *) in der Urzeit auf meisterhafte Weise aufbewahrt. Der Sitz der Chatten erstreckte sich im Westen gegen den Rhein, im Osten bis an die Weser und Werra, aber nicht darüber hinaus, lag also innerhalb der Stromgebiete der Fulda und Schwalm, der Eder und Lahn bis zum Rhein und Main hin. Ihr Mittelpunkt und Kern lag an der Eder (Adrana), wo sie sich in die bei den Römern nie genannte Fulda ergießt. Ihr Hauptort Mattium (Maden) wurde sieben Jahre nach der Niederlage des Varus von Germanicus zerstört und verbrannt.

Während demnach in der heutigen Provinz Oberhessen unsers Großherzogthums die unvermischten Nachkommen der Chatten wohnen, haben wir in den beiden Provinzen Starkenburg (nebst dem Odenwald) und in Rheinhessen eine aus Chatten und Celten (dem großen Volksstamm, auf welchem sich in ganz Westeuropa die romanischen Völker aufbauten) gemischte Bevölkerung, zu der auch gallische Helvetier und Vangionen, die nachher zu den Alemannen zählten, ihre Bestandtheile lieferten, weßhalb auch in Starkenburg und Rheinhessen Celtische Alterthümer aufgefunden worden sind. Dagegen waren die Mattiaker (Nassauer) und die Bataver, die schon früh auf die Insel des Niederrheins ausgewandert, chattischer Abkunft. Der Name Chatten ging später in den Namen Hessen über; er findet sich zuerst als Hassii, Hessii, Hesse bei den fränkischen Annalisten des achten Jahrhunderts. (Der Anlaut Ch wandelte sich in H, wie bei Chilpericus in Hilpericus, das tt in ss.) Sie hießen, wie J. Grimm meint, Hessen von einer Art „Kopfbinde und Gewand" (mittelh. haz, haeze), die den ganzen Volksstamm oder den an seiner Spitze stehenden Helden oder Stammgott auszeichnete, obgleich Tacitus ein solches Kennzeichen nicht hervorhebt. Doch wie die Chatten schon im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vor allen germanischen Völkerschaften neben den Cheruskern, unter denen der größte Nationalheld Hermann, der Erretter der deutschen Freiheit in der Teutoburger Schlacht (9 n. Chr.), auferstanden war, von den Römern gerühmt und gefürchtet waren, so auch ihre Nachkommen die Hessen, denen man deßhalb den Ehrennamen „blinde Hessen" **) gab, weil sie immer treu waren wie Hunde, kühn und stark wie Löwen, blind gegen Vorurtheile, blind gegen die

---

*) Die Chatten. Aus der Germania des Tacitus. S. 2.
**) Das Lied von den blinden Hessen. Von K. Ch. Tenner. S. 343.

Gefahren im Kampf für Freiheit und Ehre, für Recht und Wahrheit, für Fürst und Vaterland, blind in der Liebe zu den Eltern, blind wie die Göttin der Gerechtigkeit in Rechtssachen, und blind im Gehorsam gegen das Gesetz. Der Name „blinde Hessen"*) stammt wohl daher, daß Welfe oder Eitelwelfe bei den Hessen, Schwaben und Bayern seit uralten Zeiten in wechselnder Ueberlieferung drei, sieben oder zwölf auf einmal geborene Knäblein hießen, die, weil sich ihre Mutter fürchtete, oder eine böse Schwieger es veranstaltete, heimlich an einen einsamen Ort zum Verhungern oder in das Wasser zum Ertränken getragen werden sollten, aber noch durch die rechtzeitige Dazwischenkunft des Vaters, dem man sie für blinde Welfen (junge Hunde oder Löwen) angab, gerettet und später Stammherren berühmter Geschlechter wurden. Deshalb war der Name ursprünglich kein Scheltwort, sondern ging von einem fürstlichen Geschlechte auf einen ganzen Volksstamm, sowohl der Hessen wie der Schwaben über, erhielt durch den hund- oder katzenähnlichen Löwen auf den hessischen Fahnen Dauer und wurde erst mit der Zeit von neckischen oder höhnischen Einzelnen und Völkern, mit denen die Hessen in Berührung kamen, im Hinblick auf die den neugeborenen Hunden eigenthümliche Blindheit, in gutmüthigem Scherz oder boshaften Ernst mit blind vertauscht.

Mainz**) als die Metropole von Obergermanien (Germania superior), war der klassische Schauplatz der römischen Macht und Militärherrschaft in Deutschland. Von diesem Mittelpunkte aus zogen wie Radien Römerstraßen, Römercastelle und Römerwälle, auch auf das jenseitige Ufer in das Innere Germaniens, über den Taunus, wo sich den Römercastellen gegenüber germanische Ringwälle erhoben, den Main hinauf nach der Nidda, nach der Wetterau und Oberhessen, und nach dem Odenwalde. An vielen dieser Oertlichkeiten finden wir Ueberreste von Bädern, bei Vilbel (villa bella) den herrlichen Mosaikboden, jetzt im Museum zu Darmstadt; bei Vielbrunn im Odenwald; Sarcophage mit Sculpturen und Inschriften, Denkmäler mit halberhabner Arbeit, Kaisermünzen, Gegenstände des religiösen Cultus, des militärischen und häuslichen Lebens, die, jetzt vorzugsweise aufgestellt in den reichhaltigen Sammlungen der Alterthumsvereine zu Mainz, Wiesbaden und Darmstadt, von der Großartigkeit und festgewurzelten Verbreitung der römischen Macht und Bildung an der Rheingrenze und der Umgebung zeugen. Drusus gründete in den Jahren 12 bis 9 am linken Rheinufer, dem einmündenden Main gegenüber, Mainz, das wichtigste Bollwerk der römischen Weltherrschaft im europäischen Norden. Auf die weite Verbreitung und die Wichtigkeit des celtischen Stammes im heutigen Rheinhessen deutet der Name der Stadt Mainz Moguntiacum, civitas Moguntiacensium, der am passendsten vom celtischen Gott Mogus abgeleitet wird, von dem auch der Main (Moganus) den Namen trägt. Außerdem gründete Drusus noch fünfzig weitere Castelle den Rhein hinauf und hinab und weiter in das Land auf der linken Rheinseite hinein, zu denen im Großherzogthum Hessen Worms (Augusta et civitas Vangionum), Oppenheim, Ingelheim, Bingen (Bingium) und Alzei (Alteja) gehörten. Diese alten Römerstädte am Rhein hatten Gemeindeordnungen und bürgerliche Freiheit. Die drei größten Ueberreste der römischen Bauwerke in Mainz sind die Wasserleitung von Zahlbach, der Eichelstein und Castell (castrum Mattiacorum), das als Brückenkopf den Rhein beherrschte. Das Drususmonument oder der Eichelstein hatte eine viereckige Basis von 132′ Länge und Breite, auf welcher das eigentliche Denkmal in Form eines säulenartigen Thurmes ruhte; es beherrschte den Höhenpunkt, auf dem heut zu Tage der Citadelle steht, und sich früher das stehende Feldlager und die Militärstadt der Römer (castrum, heut zu Tage Käſtrich) befand. Die Wasserleitung von Zahlbach, die aus den Quellen zwischen Gonsenheim und Finthen (früher Fontheim, fons, fontana) das Trinkwasser nach Mainz führte, ruht auf Pfeilern mit Bogen von 70—128′ Höhe,

*) Die Hessen. Von Jacob Grimm. S. 4.
**) Das römische Mainz. Von E. Dilthey. S. 71.

von denen noch 56 in Trümmern vorhanden sind. In der Umgebung von Mainz und den Main hinauf bis nach Frankfurt (das ebenfalls römischen Ursprungs ist) fanden sich unter vielen Vieh- und fruchtreichen Dörfern angenehme Landsitze und Bäder (wie zu Vilbel) römischer Großen. Eine doppelte römische Landstraße führte von Castel aus links nach Wiesbaden (Aquae Mattiacae), rechts nach Hochheim, wo sie sich abermals theilte, links über Heddernheim (civitas Taunensium, bei Frankfurt, eine nassauische Enclave, Hauptsitz des Mithrascultus), Bonamös (bona mansio) an der Saalburg vorbei nach Friedberg, rechts nach Höchst an die Mündung der Nidda und nach Frankfurt.

Quer durch Nassau und die hessische Wetterau lief der große Pfahlgraben hin (limes Romanorum), die Reichsgränze, welche die Römer vom unteren Rhein, in der Nähe von Coblenz an (confluentia) in gewundenen Linien bis zur unteren Donau, also über ganz Mittel- und Süddeutschland hinzogen, wo dann die beiden Ströme Rhein und Donau selbst am Rande mit Festungen und Thürmen die Reichsgränze bildeten. Am kleinen Feldberg auf der nördlichen Seite vorbeiziehend, den nördlichen Abhang des großen Feldbergs berührend, von da an eine nördliche Richtung an der Capersburg vorbeinehmend, lief der Pfahlgraben durch die hessische Wetterau *), und berührte die Orte Ziegenberg, Fauerbach, Hochweisel, Pohlgöns, Kirchgöns, Langgöns, Grüningen, Arnsburg, in dessen Nähe altdeutsche Grabstätten, sogenannte Hünengräber sich in Menge finden, die zum Theil aufgedeckt worden sind. Man findet in ihnen Knochen und Asche in Urnen, sogenannte Donnerkeile, wie auch Gegenstände von Bronze, Eisen, Bernstein und Glas. Zwei Stunden östlich vom Pfahlgraben hatten die Römer das Hauptfort, den Schlüssel ihrer Taunusbefestigungen, die Saalburg (Artaunum, Arx Tauni, in der heutigen Landgrafschaft Hessen-Homburg, jetzt beinahe bloß gelegt) errichtet, deren Flankendeckung das Vorwerk Capersburg war. Diesen Römerfesten gegenüber hatten auch die Chatten ihre ersten kunstreichen Festungsbauten versucht, die Ringwälle, von welchen die zwei concentrischen Felsgurten des Altkönig **), die äußere 2000 Schritte, die innere 1400 messend, noch jetzt sichtbar sind. Diese gekrönten oder geschirmten Ringwallhöhen, namentlich diese Höhenringe des Taunus, bildeten nach dem sichtbaren Zusammenhang derselben und nach der Lage der gegenüberliegenden Römercastelle wirklich eine stehende Kette germanischer Höhenbefestigungen (wie auch noch das auf dem Otzberg im hessischen Odenwald liegende Ort Hering heißt); sie waren vorzugsweise zur Vertheidigung der Grenze und zum sichern Zurückzugsort nach einem Angriff bestimmt; sie waren Landes-, Bund- und Gränzheiligthümer, innerhalb welcher indessen schwerlich vorzugsweise die Götter verehrt, Opfer gebracht, Heerzeichen und Trophäen bewahrt, und Volks- und Gerichtsversammlungen (Ding- und Malstätten) gehalten wurden ***). Römische Befestigungen zogen über die Höhen des Odenwaldes †), wo die zweiundzwanzigste Legion als Besatzung lag. Die zwei daselbst bedeutendsten Castellüberreste finden sich zu Eulbach (156′ lang und 140′ breit) und das sogenannte Hainehaus (etwa 258′ lang und breit, unter Hain, Heune verstand das Volk früher riesenhafte Menschen) bei Vielbrunn mit Spuren eines Bades, zwischen beiden drei kleine Vertheidigungswerke. Von dort lief der Pfahlgraben über Mudau, Hausen, durch das Hohenlohische, den Nordgau, durch das Eichstädtische (als limes transdanubianus) bis nach Pförring an der Donau. Die Riesensäule ††) auf dem Felsberg (31′ 8″ lang, 4′ 6″ unten im Durchmesser breit)

---

*) Der große Pfahlgraben, eine römische Grenzbefestigung in der Wetterau. Von Ph. Dieffenbach. S. 101.

**) Die Befestigungen der Deutschen und der Römer am Rhein und in Hessen. Von G. von Meyer. S. 63.

***) Hünenringe und Freisteine in Hessen. Von G. von Meyer. S. 55.

†) Die Römer im Odenwalde. Von Fr. Knapp. S. 94.

††) Felsenmeer und Riesenaltar auf dem Felsberg. Sage von J. W. Wolf. S. 542. Das Ballspiel auf dem Felsenmeer. Von H. Künzel. S. 543.

ist ein Werk römischen Ursprungs unter dem Kaiser Commodus, wie auch höchst wahrscheinlich die 14 sogenannten Hainsäulen von Sandstein (13—27′ lang) bei Mainbullau.

Das heutige Großherzogthum Hessen, namentlich aber die Rheinprovinz, war nach allem dem der klassische und langjährige Schauplatz der Römer- und Germanenkämpfe, unter denen die Chatten die Vorkämpfer am Rheine waren. In der Mitte des dritten Jahrhunderts wurden endlich die Römer von den Germanen, die zwei große Völkerbündnisse gebildet hatten, den Bund der Allemanen und der Franken, zu denen auch die Chatten gehörten, über den Rhein gedrängt. Noch zu Anfang des fünften Jahrhunderts war Mainz der Sitz eines römischen dux; im Jahr 406 und 407 wurde es aber von den Alanen, Vandalen und Sueven erobert und zerstört. Nach Attilas verheerendem Zuge wurde das obere Germania von den Franken unter König Merowig (Meroveus) 454 völlig überwältigt. Die römische Herrschaft, die in Mainz 510 Jahre gedauert hatte, war nun zu Ende; das römische Mainz wurde eine fränkische Stadt, während Worms den Allemanen verblieb. Die Gränze zwischen den Franken und Allemanen wurde aber fortan durch große Steine bezeichnet, die, von Nierstein in den Weinbergen aus, durch die hessische Rheinprovinz bis in die Gegend von Saarbrück zogen. Die Landleute nennen sie noch heute Hunen-, Teufels- oder Höllensteine, auch Kunkel- oder Spindelsteine, weil sie 12—15′ über der Erde und 4′ unter der Erde die Form eines Spinnrockens oder einer Kunkel haben. Solche Steine finden sich bei Nierstein, Niedersaulheim, Wörrstadt, Armsheim, zwischen Uffhofen und Wendelsheim, zwischen Fürfeld und Laubersheim.

II. Hessen unter den Franken, unter eignen Grafen und Herren.

(496–1039.)

Chlodwig (Ludwig 482—511), der Enkel des Merowig, der Besieger der Römer und Allemanen (496), den alle Stämme der Franken (253 zuerst erwähnt) durch Geisteskraft und blutige Mittel unter sich beugte, ward Gebieter über den größten Theil Frankreichs und Deutschlands, der Stifter des großen Frankenreichs. Doch das Geschlecht der Merowinger artete durch Weichlichkeit aus, und das Ansehen der austrasischen Familie der Pipiniden, unter deren erblicher Aufsicht (Hausmeierschaft) die Verwaltung der fränkischen Königsgüter stand, wurde von Pipin von Landen an durch mehrere Geschlechter hindurch so groß, daß Pipin der Kleine (749—768), dessen Vater Karl Martel durch seinen Sieg bei Poitiers (732) Europa von der Herrschaft der Araber gerettet, 749 den letzten Merowinger absetzen, sich mit Zustimmung des Papstes zum König der Franken erklären und so das königliche Haus der Karolinger (von seinem Sohn Karl dem Großen so genannt) gründen konnte.

Der Name Chatten und ihr Land war allmählig im Stamm und Reiche der Franken untergegangen und erst im achten Jahrhundert tauchte der in Hessen umgewandelte Name zum erstenmal wieder auf. Zwar war das Christenthum schon im zweiten und dritten Jahrhundert durch die römischen Legionen an den Rhein gekommen, aber unter Pipin und Karl dem Großen wurde die weltumgestaltende Heilslehre in das Herz von Deutschland, nach Hessen und Thüringen, durch begeisterte Sendboten getragen, namentlich aber ward der Angelsachse Winfried *) der Verkündiger des Christenthums, damit der erste Lehrer und Wohlthäter (Bonifacius) des deutschen Volkes (geboren 680 zu Kirton in Devonshire), dessen Märtyrertod zu Dockum in Friesland am 5. Juni 755 in Hessen als eilfhundertjährige Gedächtnißfeier 1855 begangen worden ist. Die urgermanische Götterdämmerung verschwand mit dem Fällen der uralten heiligen

*) Bonifacius, der Apostel der Deutschen und die Einführung des Christenthums in Hessen. Von August Neander. S. 116.

Eiche zu Geismar *), die dem Donnergott geweiht war, für immer vor dem reinen Lichte des Christenthums; doch suchte das tiefsinnige Volk die Erinnerungen an seine heimische Götterwelt **), die mit Bäumen, Wäldern, Bergen, Felsen, Flüssen, Quellen und Brunnen verwachsen war, in seinen bis zur Stunde theilweise erhaltenen und durch die Wissenschaft geretteten Sagen zu bewahren, die bald dunkel bald heller auf den alten Cultus und den alten Glauben hindeuten, der im christlichen aufging. Mit der Einpflanzung des Christenthums begann in Hessen und Thüringen die höhere Bildung, die Errichtung der Klöster und festen Wohnsitze, der regelmäßige Anbau des Bodens; es begann die Pflege der Wissenschaft und Kunst im Geiste und nach der Anleitung der Kirche. Das erste Kloster baute Bonifacius zu Amöneburg (722), an das sich die Klöster zu Ohrdruf (Orthorp) in Thüringen, zu Fritzlar in Hessen, später das Kloster zu Fulda in Buchonien (im Buchenwalde, der damals Hessen bedeckte) anreihten, in welchem sein thätigster Schüler Sturm ***) erster Abt war. Wie Mainz in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung der Sitz römischer Militärherrschaft war, so wurde dieselbe Stadt durch Bonifacius, ihren ersten Erzbischof (745), der Sitz des Kirchenregimentes in Deutschland. Seine Nachfolger waren große Kirchenfürsten und Staatsmänner, wie Hatto †) (891—913), der die Schifffahrt beförderte, die Felsen im Bingerloch sprengen und an einem Maus-Thurme im Rhein Mauth zahlen ließ, und Willegis ††) (995—1011), dessen Bescheidenheit (das Rad im Mainzer Wappen) noch die volksthümliche Sage gedenkt.

Wie die schon zu Pipins Zeiten (764) von Cancor, einem Grafen des Oberrheingaus, und seiner Mutter Williswinde gegründete Abtey Lauresham †††) (Lorsch) zu fürstlichem Güterbesitz gelangte und von Lullus, dem unmittelbaren Nachfolger des Bonifacius, das Kloster Hersfeld (770) in Hessen gegründet wurde, so erwarb sich die Abtey in Obermühlheim (Mülinheim) durch die Schenkung Ludwig des Frommen [1]) (815), der auf der Rheininsel, Niederingelheim gegenüber, verlassen starb (840), an Eginhard und Emma [2]) als der „Seligen Stätte" einen weitverbreiteten Ruf. Selbst das größte Heldenlied der deutschen Nation, die Nibelungennoth [3]), das entfernt liegende historische Thatsachen in dichterischen Zusammenhang bringt, knüpft schon das heutige Hessen an den Sitz der Burgundionen und ihres Königs Gundicar, an Worms (Borbetomagus) an, und heftet die That, welche die furchtbare Rache im Herzen Chrimhildens heran reifen ließ, die Ermordung Siegfrieds durch Hagen an eine Oertlichkeit im hessischen Odenwald, an eine Quelle „jenseits des Rheins im Waschenwalde," welche neuere Forschung zwischen Hilfertsklingen und Grasellenbach [4]) entdeckt haben will, wo auch ein „modernes" Denkmal errichtet worden ist. Karl der Große (771—814) liebte von allen schönen Gegenden seines großen Weltreichs, dessen Grenzen die Tiber in Italien und der Ebro in Spanien, die Elbe im Norden und die Raab im Osten bildeten, den Rheinstrom zumeist [5]). Der Sachsenkrieg spielt nach Oberhessen; zwischen Battenfeld und Leisa an der Eder schlägt er 770 die Sachsen, er verpflanzt sie nach Sachsenhausen; er hält 738 zu Worms ein Maifeld, gründet zu Neuhausen bei Worms eine Schule. Auf seinen königlichen Kammergütern, die in Höfen (curtes regiae), wie Gernsheim, Nierstein, Heppenheim, in Dörfern und Schlössern (villae),

---

*) Die Donnereiche bei Geismar. Von Ph. H. Welcker. S. 343.

**) Der uralte heidnische Glaube in Hessenland. Von Ch. von Rommel. S. 109. Vergl. das ganze vierte Buch: Hessische Sagen. S. 511—560.

***) Das Kloster zu Fulda und der Abt Sturm. Von A. Neander. S. 119.

†) Der Mäusethurm. Von Rollhagen und Stolterfoth. S. 369.

††) Das Mainzer Wappen. Von G. Görres. S. 344.

†††) Das Kloster Lorsch. Von A. L. Grimm. S. 121.

1) Ludwig des Frommen Tod. Von A. von Stolterfoth. Volkslied. S. 344.

2) Die wiedergefundene Tochter. Eginhard und Emma. Von F. Gruppe. S. 345.

3) Aus dem Nibelungenliede. Uebersetzt von Simrock. S. 353.

4) Der Siegfriedsbrunnen. Sage von J. W. Wolf. S. 546.

5) Rheinsage. Von E. Geibel. S. 344.

und Weilern (vici) bestanden, zu denen auch die großen Reichsforsten mit königlicher Jagdgerechtigkeit, dem Wild- oder Königsbann gehörten, unter andern der Forst zu Dreieich mit einem Schlosse, und der große Föhren- (Tannen-) wald Forehahi, der die ganze Bergstraße einnahm, betrieb er Musterwirthschaften, erbaute er Pfalzen (palatia), wie er solche zu Mainz, Worms, vorzüglich aber zu Niederingelheim hatte, seinem Lieblingsaufenthalte, wie auch später das jetzige Dorf Trebur (Tribur) ein bedeutender Ort mit einer Pfalz war, wo auf einer Reichsversammlung Karl der Dicke abgesetzt wurde (887).

Die altgermanische Gauverfassung bestand darin, daß die einzelnen großen Bezirke, Gaue (pagi) genannt, deren Namen von den Bewohnern, wie der sächsische und fränkische Hessengau, oder von den Naturgränzen, namentlich von Flüssen und Bächen, wie der Wettergau und Rodgau hergenommen, oder, wenn Naturgränzen fehlten, durch große Gränzsteine, wie in Rheinhessen angezeigt wurden, ihre Grafen (comites) hatten, die, wie schon unter den Carolingern einzelne vornehme fränkische Geschlechter, durch Geburt oder Gunst, durch Erbschaft oder Kauf zu vorwiegendem Ansehen gelangt und nur durch das Gegengewicht der Kirche, durch Erzbischöfe und Bischöfe im Zügel gehalten wurden. Diese Grafen führten in ihren Gauen den Vorsitz im Krieg und im Frieden; sie zogen dem Heerbann voran und hielten an den uralten Mal- oder Gerichtsstätten nach dem Herkommen Gericht. Die Gauen waren wieder in kleinere Amtsbezirke, Centen (centum, Hunderte) getheilt, die nicht wörtlich bezeichnet wurden, deren Umfang im Gegentheil je nach Maßgabe der Dörfer und Höfe, die bald hinzukamen bald davon getrennt wurden, veränderlich war. Die Vorsteher derselben, die Centgrafen, die ihr Amt entweder wie die Gaugrafen vom König selbst oder von den Ersteren empfangen, hielten die Centgerichte ab, welche die Rügen oder Strafbestimmungen für kleinere Vergehungen aussprachen. Einzelne solcher Centen wurden auch Grafschaften (comitatus oder comiciae) genannt; so der Centbezirk von Bessungen, der Darmstadt einschloß. Die Centen zerfielen wieder in Marken oder Weiler, denen Markrichter vorstanden. Die Freien waren Besitzer des Grund und Bodens (Allod), sie trugen Waffen und erschienen im Gericht, während die Hörigen (glebae adstricti) diese Vorrechte nicht genossen, sondern auf ihren Huben (Hufen, mansus, ungefähr 30 Morgen) sitzend das Feld bebauen mußten, welches um die großen Herrenhöfe herum lag. Die beiden Gaue, innerhalb welcher der größere Theil der jetzigen Provinz Starkenburg (die frühere obere Grafschaft Katzenellenbogen) lag, waren der Oberrheingau*) (Rhingow) und der Maingau. Der Erstere erstreckte sich südlich vom Main zwischen dem Rhein und dem Odenwald, mit den östlichen Grenzörtern Darmstadt und Ernsthofen; der Maingau dehnte sich bis zum Neckar hin aus und enthielt die drei Gaue: den Blumgau, die Grafschaft Erbach, den Bachgau, zwischen der Mümling und Gersprenz, und den Rodgau, nach der Rodaubach so genannt. In der Regel stimmte die kirchliche Eintheilung in Archidiaconate und Archipresbyteriate mit den Gaudistricten überein. So waren die Sitze des Diakonats im Oberrheingau zu Großgerau und Bensheim, der des Maingaus zu Aschaffenburg, die beide dem großen Kirchsprengel des Erzbisthums Mainz zugehörten. Ein großer Theil der heutigen Provinz Oberhessen gehörte dem Oberlahngau (Loganacgowe) an und dem Niederlahngau, der von Gießen bis Diez ging, und den Gau Einrich, den Stammsitz der Grafen von Katzenellenbogen, in dem Winkel zwischen Rhein und Lahn einschloß; daran reihte sich der Wettergau (Wettereiba, die Wetterau), der, von der Wetter und Nidda durchflossen, sich westlich von Usingen bis östlich nach Laubach, wo sich bei Schotten der Vogelsberg anschließt, und bis zur Kinzig bei Gelnhausen erstreckte, und auch den Kinziggau und den Niddagau mit Frankfurt, Rödelheim und Vilbel umfaßte. Der Gau Königessundra erstreckte sich von Wiesbaden bis Kostheim. Die nordöstliche Spitze der heutigen Provinz Oberhessen, Schlitz und Herbstein, bildete einen

*) Die alten Gauen in Hessen. Von Friedrich Rehm. S. 113.

Theil des Buchgaus, das alte Buchonia, das mit Fulda unter der Abtei gleichen Namens stand. Der Lobdengau mit dem Wormsgau, südlich vom Oberrheingau, umfaßte einen großen Theil des heutigen Rheinhessens, und der Wingarteiba einen Theil des südöstlichen Odenwaldes. Diese altgermanische Gauverfassung zersplitterte sich im eilften Jahrhundert. Bis dahin wurden die Gaugrafen nach ihren Taufnamen und den Gauen genannt, aber von da ab nach ihren Geschlechtern und ihren Stammsitzen oder Schlössern. Ihre Macht wurde mit der Ausbildung des Lehenswesens nach und nach erblich; aus ihnen erwuchsen die großen Gaugrafengeschlechter wie die salischen Conradiner, und die Dynasten, wie das Geschlecht der Grafen von Katzenellenbogen, die ihr Stammwappen (einen aufgerichteten widersichtigen Löwen) und ihre Herrschaft von dem Schloß Alt-Katzenellenbogen am Dörsbach, unweit Diez, ableiteten, einem Lehn des St. Ferrutius-Stiftes von Bleidenstadt. Die Letzteren *) (von 1102—1479) erweiterten ihre Besitzungen zwischen Rhein, Main und Neckar immer mehr und viele alte reichsfreie Dynastengeschlechter, wie die Herren von Zimmern und Dieburg, die Dynasten von Bickenbach und Tannenberg, die Herren von Dornberg, von Franckenstein, von Wolfskehlen, von Rodenstein, wurden ihnen allmählich lehnbar oder verkauften an sie ihre Gerechtsamen und Güter. Graf Wilhelm I. von Katzenellenbogen befestigte Darmstadt (1330), das mit Bessungen ursprünglich ein Würzburgisches Lehn gewesen war. Im Jahr 1403 „war bei dem Rhein, zu Darmstadt" ein glänzendes Turnier **), wie Hans Sachs singt, in welchem „Neun Hessen und siebenzehn Franken" fielen. Mit Landgraf Philipp starb das Haus in männlicher Linie aus, und seine einzige Erbtochter Anna brachte die Besitzungen an den Landgrafen Ludwig den III. von Hessen (1479). Außer diesen Grafen von Katzenellenbogen waren innerhalb des heutigen Großherzogthums noch folgende Grafen, Dynasten und Herren reich begütert und mächtig. Vor allem die Grafen von Ziegenhain, von Nidda, von Gleyberg unweit Gießen, die Grafen von Battenberg und Witgenstein, die Grafen von Nüring, die eine Gerichtsstätte östlich von Friedberg besaßen, die Herren von Hagen-Münzenberg, deren prachtvolles Schloß längst in Trümmern liegt, während ihr anderes Stammschloß Arnsburg schon 1174 in ein Cisterzienser Kloster verwandelt wurde, denen Vilbel, Butzbach, Lich gehörte, und die den Dreieichenhain als Reichslehn besaßen; die Grafen von Falkenstein, von Solms, von Isenburg, von Büdingen, von Eppstein (Eppenstein), von Sayn, von Kleeberg in der Wetterau, die Grafen von Schlitz, die Dynasten von Breuberg im Odenwald, die Grafen von Erbach, die Schenken (pincernae) der Pfalzgrafen waren und ihren Ursprung von Eginhard herleiteten, die Grafen von Berbach, von Heusenstamm, die Herren von Eisenbach, Romrod, von Dornberg, Boyneburg, Dalwigk, von Itter, von Hatzfeld, die Schenke von Schweinsberg und noch manche Andere. Aus diesen hohen Geschlechtern, deren Vorfahren Gaugrafen oder königliche Dienstmannen (ministeriales) gewesen waren, bildete sich der hohe Adel Hessens, während aus andern Freien, die sich in den Dienst der großen Geschlechter zur Vertheidigung ihrer Burgen begaben, und von ihnen mit Gütern belehnt wurden, der niedere Adel entstand. Außer denjenigen Städten, welche durch die Römer gegründet, dann während der Völkerwanderung theilweise zerstört und später wieder aufgebaut worden waren, entstanden von der Zeit Heinrich I., des Finklers, an um einige Königshöfe, Pfalzen, Burgen, Klöster, Kirchen und Zellen herum nach und nach Städte, oft durch Gräben und Wälle geschützt, deren Bürger Waffen tragen und sich darin üben durften. Stadt- und Marktgerechtigkeit machten sie bald zu Mittelpunkten des bürgerlichen Verkehrs, zu Schutz- und Trutzwerken gegen den Adel, der auf seinen Burgen lebte. Innerhalb ihres Weichbildes wurde die Gerechtigkeit von Vögten und Schultheißen, und unter ihrem Vorsitz von 12 oder 7 Schöffen gehandhabt und zwar an bestimmten Gerichtsstätten, oft unter Linden. Die vielen

*) Die alten Grafen von Katzenellenbogen. Von Chr. von Rommel. S. 177.
**) Das Turnier zu Darmstadt. 1463. Von Sebastian Münster. S. 172.

alten „Weisthümer" (so genannt, weil die Schöffen „weisen," d. h. den Ausspruch thun) haben uns die alten Rechtsgebräuche in Hessen erhalten, die in uralten Herrenhoheitsrechten ihre Wurzel haben. Aus den Weisthümern der oberen Grafschaft Katzenellenbogen entstand 1714 unter Ernst Ludwig das noch heute in der Provinz Starkenburg gültige Katzenellenboger Landrecht.

III. Hessen unter den Landgrafen von Thüringen.

(1039—1247.)

Von Ludwig dem Bärtigen bis auf Heinrich das Kind.

Hessen war von 1130—1247, hundert und siebenzehn Jahre lang mit Thüringen vereinigt und theilte, von diesem Lande abhängig, dessen Schicksale. Erst im Jahre 1247 wurde Hessen mit Heinrich dem Kinde, der alle Hoheitsrechte in seiner Hand vereinigte, und im Lande wohnte, eine selbstständige Landgrafschaft. Der Ahnherr der Landgrafen von Thüringen, Ludwig der Bärtige (1039—1056), wahrscheinlich ein Nachkomme Karl des Großen aus Frankreich, erwarb um das Jahr 1039 große Güter am Thüringer Wald, in deren Besitz ihn sein Verwandter, der fränkische Kaiser Konrad II. bestätigte, und erbaute sich auf einem Bergrücken des Thüringer Waldes die Schauenburg. Sein Sohn Ludwig II., von dem salisch-fränkischen Geschlechte der Salier genannt, aber nicht von seinem Sprunge *) aus dem Schlosse Giebichenstein in die Saale, erbaute auf der reizenden Bergkuppe Thüringens die prachtvolle Wartburg, die durch ihre Schicksale eine heilige Stätte wurde, und das Kloster Reinhardsbrunn, wo er seine letzten Lebensjahre als büßender Mönch verlebte. Seinen Sohn Ludwig I. (III., 1123—1140), dem durch seine Gemahlin Hedwig, der letzten Tochter der Gisonen, der Grafen von Gudensberg (Wudenesberg), das Erbe von Gudensberg oder die hessischen Stammlande, d. h. große Güter und Rechte, wie die Schirmvogtei der vornehmsten Stifter und Kloster in Hessen zugefallen waren, belehnte der Kaiser Lothar auf einer feierlichen Versammlung der Reichsfürsten zu Quedlinburg 1130 durch Ueberreichung der Fahne mit der Landgrafschaft Thüringen. Derselbe führte von nun an den Namen eines Landgrafen von Thüringen (comes provincialis). Unter seinem Sohne Ludwig II., der Eiserne genannt, (1140—1172) übten die Vasallen und der Adel auf das Volk einen harten Druck aus, den der Landgraf, zuerst vom Schmied im Walde von Ruhla durch das wiederholte Wort „Landgraf werde hart" mit der Stimmung im Volke bekannt gemacht, mit eiserner Strenge dadurch bestrafte, daß er die widerspenstigen Vasallen, gegen die er auch später eisern blieb, in der Gegend von Freiburg an den Pflug **) spannte und den sogenannten „Adelsacker" umpflügte. Die Blüthe des Mittelalters, gefördert durch die vermittelst der Kreuzzüge wieder hergestellte Wechselwirkung des Orients und des Occidents, brach unter der Regierung seines jüngsten Bruders, Hermann I., (1190—1216) an. Man begann im Spitzbogenstyl die wunderbaren Dome in Deutschland zu bauen, von 1235 an die St. Elisabethenkirche zu Marburg, aber 1314 noch nicht vollendet. Die St. Katharinenkirche ***) zu Oppenheim am Rhein erhob sich von 1262 an im reinsten deutschen Baustyl, die ihrem Grundrisse nach den großartigsten Kirchenbau deutscher Nation, den Cölner Dom (begonnen 1248, also 14 Jahre früher), in verjüngtem Maßstab wieder gibt. Die Wartburg ward unter ihm

---

*) Ludwig der Springer. Von Bruno Lindner. S. 357.

**) Ludwig der Eiserne. 1—5. Von H. Ch. Pfitz. S. 359. Ludwig des Eisernen Mauer. Von Wolfgang Müller. S. 364. Landgraf Ludwig's Auferstehung. Von Th. Oelkers. S. 365.

***) Die St. Katharinenkirche zu Oppenheim. Von F. Hubert Müller. S. 141.

und seiner Gemahlin, Sophie von Oestreich, deren Bruder Leopold als ein nicht geringerer Beschützer des Minnegesangs, denn Hermann selbst von Wolfram von Eschenbach gepriesen wurde, der Vereinigungspunkt, die heilige Stätte der vollendetsten Dichtkunst und edelsten Geselligkeit; dort ertönte aus dem Munde der größten Dichter, unter ihnen Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, der edelste Wettgesang im berühmten „Wartburgkriege" *). Das edle Elternpaar verlobte den eilfjährigen Sohn Ludwig, welcher den Namen des vierten Ludwig und des heiligen **) (1216—1227) erhielt, und schon im 28. Lebensjahre auf dem Wege zur Kreuzfahrt unter Friedrich II. zu Otranto in Italien starb, mit der vierjährigen Tochter des Königs Andreas II. von Ungarn, Elisabeth ***), welche in einer silbernen Wiege und mit vielen Kleinodien nach der Wartburg gebracht wurde, und durch ihren Enkel, Heinrich das Kind, die berühmte und heilige Stammmutter des hessischen Hauses wurde. Nach dem frühen Tode ihres Gemals nahm sie von 1229 ihren Wittwensitz zu Marburg an der Lahn bis zu ihrem Tode, der in ihrem 24. Lebensjahr 1231 erfolgte. Durch ihr frommes, dem Dienste des Herrn und den Werken der Barmherzigkeit geweihtes Leben wurde sie das ächte Vorbild †) des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe. Ihrem Beichtvater Konrad von Marburg (1214—1233), dessen Andenken noch die Ketzerbach in Marburg erhält, gelang es dagegen nicht, die Inquisition in deutschen Landen einzuführen. Als Hermann II., Elisabeths Sohn (1227—1242), während dessen Minderjährigkeit, seine beiden Oheime Heinrich Raspe IV. (1242—1247) und Konrad die Regierung in Thüringen und Hessen geführt, ohne Leibeserben 1242 starb, übernahm der Erstere die Erbschaft der beiden Länder. Er trat sogar auf den Wunsch des Papstes 1246 als Gegenkaiser, deshalb auch „Pfaffenkönig" gescholten, gegen Konrad IV., Kaiser Friedrich II. Sohn, auf, besiegte den Letzteren zwar in einer blutigen Schlacht bei Frankfurt a. M., kehrte aber nach der vergeblichen Belagerung von Reutlingen und Ulm krank auf die Wartburg zurück, wo er als letzter männlicher Sprößling Ludwig des Bärtigen, im Febr. 1247 starb. Damals wurde Deutschlands weltgebietende Machtstellung zu Grabe getragen.

IV. Hessen unter eignen Landgrafen aus brabantisch-hessischem Geschlechte.

(1247—1567.)

Von Heinrich dem Kinde bis auf Philipp den Großmüthigen.

Nach Heinrich Raspe's Tode (1247) erklärten sich der Adel und die Städte in Hessen für Heinrich von Brabant ††) den Enkel der heiligen Elisabeth, deren Tochter Sophie mit Heinrich dem Großmüthigen von Brabant vermählt war, während Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, schon zu Lebzeiten Heinrich Raspe's von Kaiser Friedrich II. auf seine Ansprüche als Sohn von Heinrich Raspe's Halbschwester Jutta hin mit der Landgrafschaft Thüringen belehnt worden war. Nach dem Tode ihres Gemahles (1248) erschien Sophie mit ihrem vierjährigen Sohne,

---

*) Hermann der I., Landgraf von Thüringen und Hessen. Von G. Simon. S. 126.

**) Landgraf Ludwig und der Löwe. Von Ludwig Bechstein. Ludwig des Heiligen Abschied. Von Ad. Bube. S. 365.

***) Die heilige Elisabeth in Marburg 1229—1231. Von Gustav Simon. S. 133.

†) Die heilige Elisabeth. Volkslied. S. 366. Elisabeths Rosen. Von L. Bechstein. S. 366. Der Mantel der heiligen Elisabeth. Von G. Mey. S. 367. Der heiligen Elisabeth Handschuh. Von A. Bube. S. 367. St. Elisabeth. Von J. N. Vogl. S. 368.

††) Heinrich das Kind, Enkel der heiligen Elisabeth, Stammvater des hessischen Fürstenhauses, und die Trennung Thüringens und Hessens. Von Ch. von Rommel. S. 146.

Heinrich von Brabant, wegen seiner Jugend „das Kind" genannt, in Hessen. Er wurde endlich nach einem langjährigen Erbfolgekrieg im Jahre 1263 als selbstständiger Landgraf und Fürst von Hessen anerkannt und ward so der Stammvater der beiden jetzigen hessischen Fürstenhäuser. Hessen bildete damals kein zusammenhängendes, geschlossenes Ganze, sondern war durch die Besitzungen vieler Grafen und Herren, mancher Stifter und Klöster vielfach zerstückt und zerrissen; es blieb aber von Heinrich I. an für immer von Thüringen getrennt und für sich selbstständig. Viel heiße Kämpfe hatte Heinrich I., der mit seiner frommen Mutter bis zu deren Tod (1284) gemeinschaftlich regierte, mit dem Erzbischof Werner von Mainz, mit dem Trotz des stolzen Adels, dessen Burgen er indessen brach, und mit dem Ungehorsam seiner eigenen Söhne zu bestehen. Doch gelang es ihm sein Land zu vergrößern, so namentlich 1265 durch die Stadt und das Amt Gießen, die er von dem Pfalzgrafen von Tübingen erwarb. Er theilte sein Land noch zu seinen Lebzeiten unter die zwei ältesten seiner drei Söhne und starb 1308 den 21. Dezember zu Cassel, wo er den Grund zu einem Schlosse gelegt hatte. Da sein jüngerer Sohn Johannes, der zu Cassel residirte, schon 1311 starb, so ward Otto I., sein älterer Sohn, wieder alleiniger Herr von ganz Hessen, den trotz seiner Friedensliebe die fehdelustigen Zeiten zu manchem Kampfe nöthigten. Unter seinem Sohne Heinrich II., der Eiserne genannt (1328–1377), wurde Hessen mit einigen Gebietstheilen vergrößert, so mit der Herrschaft Spangenberg, einem Theile der Herrschaft Itter, des Amtes Schmalkalden und Romrod. Er schloß mit Meißen und Thüringen (1373) eine Erbverbrüderung, durch welche die wechselseitige Erbfolge gesichert wurde. Furchtbare Verheerungen richtete damals die Pest an, so daß zu Mainz an manchem Tage hundert Menschen starben. Sein einziger Sohn Otto, der Schütz*), so genannt, weil er am Hofe des Grafen Dietrich von Cleve sich als abenteuernder Schütze auszeichnete und sich Hand und Herz der Grafentochter Elisabeth erworben hatte, wohnte bis zu seinem frühen Tode 1366 auf dem Schlosse zu Spangenberg.

Er und sein Mitregent und Nachfolger, sein Neffe Hermann I., der Gelehrte (1377—1413), hatten gewaltige Kämpfe mit dem Trotze des Adels zu bestehen, der, namentlich von Otto von Braunschweig aufgereizt, der nähere Erbansprüche als Hermann an Hessen erheben zu dürfen glaubte, sich in Rittergesellschaften zusammenschaarte, unter denen der Sternerbund**) (1371 gestiftet), dem mehr als zwei tausend Ritter, darunter 350 Inhaber von Schlössern, namentlich in der Wetterau, angehörten, der furchtbarste war. Die Fürsten fanden dagegen in der Macht der Städte und in dem Wohlstand der Bürger sichere Stützen. Die Städte bewiesen, wie auch schon ein Jahrhundert früher die am Rheine nach dem Vorgang der Städte Worms und Mainz zur Erhaltung von Recht und Frieden den rheinischen Städtebund***) (1254—1257) geschlossen hatten, um den sich namentlich Arnold Walpod in Mainz Verdienste erworben, damals ihre Wichtigkeit für die Entwickelung der fürstlichen Landeshoheit und zeichneten sich durch ihre treue Anhänglichkeit aus; als sich aber auch diese in Trotz verwandelte, wurde auch dieser von den Fürsten gebrochen. Diese Adelsbündnisse, welche, außer dem Sternerbund, dem hessischen Landgrafen viel zu schaffen machten, und das Land arg mitnahmen, folgten rasch auf einander. Es war ein Kampf, in welchem der beute- und fehdelustige Adel, der sich den Fürsten gleichachtete, der fürstlichen Landeshoheit und dem Gesetz gegenüber für sich eine Ausnahmestellung geltend zu machen und zu befestigen suchte, ein Uebel der Zeit, das über ganz Deutschland verbreitet war, gegen welches selbst die Kaiser öfters mit mächtiger Hand einschreiten mußten. Dem Bund der alten Minne (1375) folgten 1379 der Hörnerbund,

*) Otto der Schütz. Von Karl Simrock. S. 372. Otto der Schütz. Drittes Abenteuer, der Meisterschuß. Von Gottfried Kinkel. S. 372.

**) Die Rittergesellschaften in Hessen während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Nach G. Landau und Ch. von Rommel. S. 164.

***) Der rheinische Städtebund. (1254–1257.) Von Wilhelm Arnold. S. 154.

in Westphalen der Falkenbund und zu Wiesbaden der Löwenbund; dann in Westphalen und Hessen der für Paderborn so verderbliche Benglerbund. Auch die Fürsten von Hessen, Braunschweig und Paderborn gründeten 1391 die Sichelgesellschaft. Nachdem noch 1410 in Hessen und in den mainzischen Landen sich die Gesellschaft vom Luchse aufgethan, schlossen sich endlich die Adelsgesellschaften in Norddeutschland 1412 mit der Gesellschaft vom Flegel. Viel hatte Hermann mit Thüringen und Mainz zu kämpfen, zweimal wurde er in Cassel belagert, das Letztemal aber durch die Kühnheit seiner zweiten Gemahlin, Margaretha, der Tochter des Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg, gerettet, die sich in's Lager des Landgrafen Balthasar von Thüringen wagte und diesen durch ihre Beredtsamkeit zum Abzug bewog. Er größerte Hessen durch die Hälfte der Herrschaft Lißberg und die verpfändete Stadt Bach. Sein jüngster Sohn Ludwig I. (1413—1458) verdiente sich während seiner 45jährigen Regierung den Beinamen des Friedfertigen. Nur gezwungen nahm er an den Kämpfen seiner Zeit, wie an dem Hussitenkriege, Antheil; er wurde überall als Schiedsrichter und Friedensstifter angerufen, trotzdem daß er nicht lesen und nicht schreiben konnte, während er selbst auf seine gerechten Ansprüche auf Brabant, wie auf die deutsche Kaiserkrone, die man ihm nach Albrechts II. Tode (1440) anbot, Verzicht leistete. Er war ein gottesfürchtiger Fürst, der in seiner Jugend mit dem Grafen Johann von Ziegenhain am Grabe des Erlösers zu Jerusalem gebetet, und im großen Jubeljahre 1450 als der Würdigste von allen zu Rom Anwesenden vom Papste Innocenz VII. die geweihte güldene Rose und den Ehrennamen „Friedensfürst" empfing. Dabei beschäftigte er sich bereits nach der Sitte der Zeit mit Alchemie, erwarb nach dem Absterben des letzten Grafen, seines Freundes, die wichtige Grafschaft Ziegenhain und die mit derselben verbundene Grafschaft Nidda mit dem schönsten Theile der Wetterau, baute Schlösser und beförderte im Gegensatz zu den Klöstern, die bereits entartet waren, durch die Stiftung von Häusern der Brüderschaft des gemeinen Lebens oder der Kugel- (Gogel, eine besondere Kopfbedeckung) Herren, zu denen auch der bibelkundige Gabriel Biel († 1495) aus Speier, Kugelherr in Butzbach, später zu Tübingen gehörte, die wissenschaftliche Bildung. Die Vorboten der neuen Zeit hatten schon an die Pforten Hessens geklopft; bereits hatte Johann Gutenberg *) zu Mainz 1436 die Buchdruckerkunst erfunden, und Peter Schöffer von Gernsheim **) sie vervollkommnet. Unter seinen Söhnen ward das Land getheilt. Ludwig II., der Freimüthige (1458—1471), erhielt als der ältere Niederhessen mit Cassel und Heinrich III. (1458—1483) Oberhessen mit Marburg. Ein blutiger Bruderzwist knüpfte sich an die Erbvertheilung des Landes und an den Antheil, den beide am Kampfe um die Mainzer Kurwürde nahmen, um die sich Diether von Isenburg (der nachher 1477 die Mainzer Universität stiftete, welche bis 1802 bestand,) und Adolph von Nassau stritten. Ludwig hatte sich auf die Seite Adolphs und Heinrich auf die Diethers geschlagen, wodurch Letzterer 1464 das Amt Battenberg erhielt. Die Brüder verglichen sich 1469 durch Vermittelung der Landstände und erhielten vom Kaiser Friedrich III. auf dem Reichstage zu Regensburg (1471) die Belehnung ihrer Gebiete in der Person Ludwigs für beide und die Bestätigung der wichtigen Erbverbrüderung zwischen Hessen, Sachsen und Brandenburg. Heinrich III. erwarb durch seine Verbindung mit Anna, der Erbtochter des letzten Grafen Philipp des Aelteren von Katzenellenbogen, 1479 die niedere und obere Grafschaft Katzenellenbogen ***) von denen die letztere den größten Theil der heutigen Provinz Starkenburg bildet, so daß sich das Hessenland von nun an südlich bis zum Neckar, westlich bis zum Rheine erstreckte, während die niedere Grafschaft Diez, durch salisch-fränkische Dynasten im Niederlahngau gegründet, nach 57jährigem Streite mit Beibehaltung des Titels von Philipp dem Großmüthigen an Nassau abgetreten wurde. Nach dem Tode

*) Johann Gutenberg und Peter Schöffer von Gernsheim. Von H. Künzel. S. 173. Gutenberg. Von Wilhelm Zimmermann. S. 374.

**) Das Bild zu Gernsheim. Von W. Treunert. S. 375.

***) Die alten Grafen von Katzenellenbogen. Von Ch. von Rommel. S. 177.

Ludwigs übernahm Heinrich III. als Oheim von Ludwigs beiden Söhnen Wilhelm I. (1471—1493) und Wilhelm II. (1471—1509) die vormundschaftliche Regierung von Niederhessen. Nachdem aber Wilhelm der I. oder der Aeltere auf der Rückreise von Palästina blödsinnig geworden und 1493 abgedankt, Wilhelm III., der einzig übrig gebliebene Sohn und Nachfolger Heinrich III. auf der Jagd bei Rauschenberg als leidenschaftlicher Jäger 1500 seinen Tod gefunden, vereinigte Wilhelm II., der Mittlere, wieder ganz Hessen unter seinem Scepter, das er ungetheilt seinem Sohne Philipp dem Großmüthigen vererbte. Wilhelm war ein thatkräftiger Regent, den ein enges Freundschaftsband an den Kaiser Maximilian I. knüpfte, an dessen Seite er in Flandern und Ungarn mit seinen Hessen kämpfte und Ofen einnehmen half. Dafür erhielt er auch vom Kaiser Max auf der Reichsversammlung zu Worms *) 1495 nebst seinem Vetter Hessen zu Lehen, wie er auch 1501 als alleiniger Herrscher von Hessen von allen Lehnsherren der Grafschaft Katzenellenbogen, den Kurfürsten von Mainz, Trier und Cöln, den Bischöfen von Worms und Würzburg, den Aebten von Fulda und Prüm, mit Ausnahme des Kurfürsten von der Pfalz, belehnt wurde. In der bayerischen Erbschaftsfehde gegen Rupert von der Pfalz (1504) eroberte der Landgraf mit seinen 30,000 Hessen die pfälzischen Besitzungen Umstadt und Otzberg, die erbachischen Oerter Habitzheim, Bickenbach und Schönberg, Lorsch und Lindenfels, plünderte die pfälzischen Besitzungen jenseits des Rheins, namentlich Münster bei Bingen, Nieder- und Ober-Ingelheim; nur die Feste Caub am Rhein widerstand seiner 39tägigen Belagerung. 1505 verglich man sich zu Cöln. Von allen Eroberungen wurde nur die Hälfte von Umstadt (eine Quelle des Streits 300 Jahre lang), das Schloß Bickenbach und Homburg vor der Höhe mit Hessen vereinigt. Nachdem er schon 1497 Hessen eine neue Gerichtsordnung mit seinem Vetter gegeben, errichtete er im Jahre 1500 nach dem Muster des Reichskammergerichts für ganz Hessen zu Marburg das erste Hofgericht, das nach römischem Recht seine Urtheile sprach und so demselben den Sieg über das Deutsche anbahnte. Wilhelm II. starb 1509 zu Cassel und ward zu Marburg begraben.

V. Landgraf Philipp der Großmüthige.

(13. November 1504—31. März 1567.)

Si Deus nobiscum est, quis contra nos?
Wenn Gott mit uns, wer ist gegen uns?
Philipp's Wahlspruch und Devise des hessischen Philippsordens.

Landgraf Philipp war am 13. November 1504 auf dem Schlosse zu Marburg an der Lahn geboren, und hatte noch nicht das fünfte Lebensjahr erreicht, als er schon seinen Vater, Wilhelm den Mittleren **), verlor, welcher von 1500—1509 das seit Heinrich dem Kinde (1265), dem Stammvater der hessischen Landgrafenfamilie, öfters getheilte Hessen wieder vereinigt regiert hatte. Durch diese Gesammteinigung Hessens unter Einem Landgrafen war der Grund zu dem mächtigen Einfluß gelegt worden, welchen dieser damals größte mitteldeutsche Staat, im Herzen Deutschlands, während der Reformationszeit auf die politischen und religiöskirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, und damit der Welt, durch Philipps Schärfe des Verstandes, seine Geistes- und Charakterstärke in allen Lebenslagen, durch seine Glaubenskraft und seine Ueberzeugungstreue ausgeübt hat. Philipps Mutter, Anna von Mecklenburg, Wilhelms zweite Gemahlin, schön aber herrschsüchtig, war zwar zur Vormünderin und Regentin

*) Kaiser Maximilian zu Worms. 1495. Von C. von Rappard. S. 376.

**) Landgraf Philipp von Hessen. Aus der hessischen Reimchronik. Herausgegeben von Adrian. S. 387.

während der Minderjährigkeit ihres einzigen Sohnes letztwillig ernannt worden; eigenmächtig hatten sich aber angesehene hessische Ritter zu Regenten des Landes aufgeworfen, bis (1514) die unzufriedenen Landstände mit Unterstützung der bewaffneten Bürger zu Cassel und Marburg die Mutter wieder in ihre Rechte einsetzten, die sie nun bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes (1518) in Verbindung mit einem ihr zugegebenen Ausschuß von Rittern und Abgeordneten der Städte ungeschmälert ausübte.

Philipp war nicht groß von Körper, aber kräftig und von früh auf durch Jagd und Waffenspiel abgehärtet; aus seinen Augen leuchtete ein außerordentliches Feuer; Milde und Ernst drückten frühe die Züge seines Gesichtes aus; seine Stirn war hoch. Kaum hatte ihn 1518 im vierzehnten Lebensjahre der Kaiser Maximilian I. für volljährig und regierungsfähig erklärt, als auch schon Deutschlands reichster und tapferster Ritter, Franz von Sickingen, Herr der Vesten Ebernburg und Nannstuhl, plündernd, sengend und brandschatzend in Hessen einfiel, und Darmstadt umlagerte *), wo mit 600 Reisigen die Blüthe der hessischen Ritterschaft lag. Nur durch einen ohne Philipps Vorwissen schimpflich abgeschlossenen Vertrag wurde die Stadt vor Sturm und Plünderung bewahrt. Philipp ließ indessen nicht mehr als 35000 Gulden in lauter Hellern an Sickingen in der Herberge zur Krone in Mainz auszahlen. Im März 1521 erschien der junge Landgraf, in stattlicher Begleitung von 600 Reisigen und vieler ergrauten Ritter, auf dem Reichstage zu Worms, wo er für sich und seine Nachkommen (7. April) die Belehnung über die Landgrafschaft und das Fürstenthum Hessen mit allen Landen und Leuten vom Kaiser empfing. In Worms **) wurde er von der Macht der evangelischen Wahrheit, wie sie Dr. Martin Luther verkündigte, tief ergriffen, sein Geist vom göttlichen Lichte erleuchtet. Das Evangelium, Gottes Wort, ward von nun an die Richtschnur seines Lebens und Regierens. Mit seiner Einsicht in Gottes Wort und Willen wuchs auch allmählich seine Glaubenskraft und Ueberzeugungstreue, der er bis zum Ende seines Lebens opferfreudig zugethan blieb. Seine entschiedene Hinneigung zum Evangelium sprach sich gegen Luther in der Herberge zu Worms in einem kräftigen Händedruck und in den Worten aus: „Habt ihr Recht, Herr Doktor, so helf' Euch Gott!“ wie in dem sicheren und starken Geleite, das er dem muthigen Streiter Gottes durch ganz Hessen angedeihen ließ. Noch in demselben Jahre wurde zu Cassel die Messe zum erstenmal in deutscher Sprache gelesen. Bald darauf am 7. Mai 1523 brach er, in Verbindung mit dem Kurfürsten von Trier und Ludwig von der Pfalz, die Veste Nannstuhl, wo der trotzigste Ritter seiner Zeit, Franz von Sickingen, unter den Gebeten der Fürsten seinen ungebrochenen Geist aushauchte. Für Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung im Reiche trat der Landgraf überall freudig in die Schranken. Er erkannte in dem Aufruhr der Bauern und in der Schwärmerei der Wiedertäufer zu Münster nur Verirrungen, wie sie im Gefolge jeder aufgeregten Zeit unvermeidlich auftreten. Er behandelte die Aufständischen so lange als Verirrte, bis er sie bei offener, fortdauernder Widersetzlichkeit, nach Verschmähung jeder Warnung, mit dem Tode zu bestrafen gezwungen war. „Es ist Nothdurft den allgemeinen Landfrieden zu erhalten. — — Es ist helle Wahrheit, daß man nicht Aufruhr erwecke und Empörung anrichte gegen die Obrigkeit, selbst wenn sie gefehlet hat“. Das waren Philipps Worte, nach diesen festen Grundsätzen handelte er. „Das einmal Beschlossene pflegt Landgraf Philipp ohne langes Säumen mit Fleiß zu exequiren“, sagte oft rühmend Dr. Martin Luther über ihn aus. In diesem Sinne dämpfte er mit seinen treuen Hessen der Bauern Aufruhr bei und um Hersfeld im Hessenland, schlug in Verbindung mit dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen die Bauern unter Th. Münzer bei Frankenhausen in Thüringen (20. Mai 1525) mit dem Schwerte nieder, und half später (24. Juni 1535) die Stadt Münster erobern und die Schwärme-

*) Franz von Sickingen vor Darmstadt. 1522. Von Ch. von Rommel. S. 188.

**) Der Reichstag zu Worms. 1521. Von Th. Schacht. Der Reichstag zu Worms. Von Fröhlich. S. 377. Die Luthersulme in Pfiffligheim bei Worms. Von F. Otte. S. 379.

reien der Wiedertäufer vernichten, Thaten, die ihm selbst Papst Clemens VII. in einem besonderen Schreiben hoch anrechnete.

Nicht eigennützige und politische Beweggründe führten den Landgrafen der evangelischen Lehre und der Wiedergeburt der christlichen Kirche zu, sondern die aus dem Evangelium, aus dem Worte Gottes geschöpfte und im Laufe der Zeit immer mehr reifende, innerlicher wurzelnde Ueberzeugung, daß „nur das Evangelium in allen geistlichen Sachen der Richter sein dürfe". Deßhalb war auch dem Reiche gegenüber sein unablässiges Streben während seines ganzen Lebens auf ein gesetzliches Freigeben alles dessen gerichtet, „was vor Gott und dem Kaiser aus Gottes Wort verantwortet werden könne." Diesen gesetzlichen Standpunkt hielt sein entschiedener Geist bei allen reformatorischen Vornahmen in Kirche und Staat unverrückt bis an sein Lebensende fest. Er verließ nie den Boden der Gesetzlichkeit und des Evangeliums und wollte den auf Gottes Wort gegründeten christlichen Staat mit aufrichten helfen. Darum suchte er auch die innerhalb der neuen gereinigten Kirche streitenden Parteien, namentlich in der Abendmahlslehre, (Luther und Zwingli auf dem Religionsgespräche zu Marburg 1529 — Est, est, est!) in einer höheren Einheit zu versöhnen. Er sprach seine Ueberzeugung in den denkwürdigen Worten aus: „Daß ich der Menschen Gewissen binden sollte, das will ich, so Gott will, nicht thun. Es stehet mir auch solche Gewalt nicht zu, sondern es stehet dies bei Jedes Gewissen (an seine Mutter 1525)". Und dann „eher Leib und Leben verloren, eher Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen (zu Mainz 1525)," wie auch die Umschrift der unter ihm geschlagenen Thaler lautet: „Besser Land und Leute verlorn, als einen falschen Eid geschworn." In den Bekenntnissen, namentlich in dem Augsburger, in welchem im Geiste der Reformation, im Geiste der christlichen, religiöskirchlichen Wiedergeburt die großen Gottesgelehrten und die Fürsten ihre Ueberzeugung von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christo, ihren christlichen Glauben freudig und todesmuthig niederlegten und bekannten, haben die evangelischen Christen nicht blos historische Denkmäler jener Zeit, sondern die unerschütterlichen Grundlagen der evangelischen Kirche, welche durch die Leiden und das Blut so vieler Märtyrer im schmalkaldischen und dreißigjährigen Kriege besiegelt und endlich als gesetzlich und staatlich anerkannt wurde, für alle Zeiten dankbar und unerschütterlich anzuerkennen, darauf festzustehen und zu verharren. In den Bekenntnissen, welche auf das Wort Gottes begründet sind, besitzt die evangelische Kirche die positive Grundlage ihrer Lehre. Denn die Verneinung und das Protestiren (auf dem Reichstage zu Speier 1529) war nur die ursprünglich zufällige Gestalt im Anfang der Kirchenreform, zuerst gegen alle Mißbräuche der Kirche, dann gegen die Kirche als usurpatorisch selbst; dann aber baute sich die verjüngte und wiedergeborne Kirche Christi auf dem Evangelium allein, als der einzigen positiven Grundlage, als der Grundfeste des evangelischen Christenthums, als der alleinigen Richtschnur zur Seligkeit, vermittelst der Bekenntnisse positiv und substanziell auf.

Die Lage Hessens war in Beziehung auf gesetzliche Vornahme der Kirchenreform viel ungünstiger als die anderer der Reform zugethanen Länder, namemtlich Sachsens, das, während Hessen keinen einzigen, mehrere Bischöfe hatte. Nur der Umsicht und der Entschiedenheit Philipps hatte es die hessische Landgrafschaft zu verdanken, wenn trotz alle dem die bisherige geistliche Gerichtsbarkeit früher auf gesetzliche Weise aufgehoben wurde, als in andern Ländern. Philipp trat nicht allein als Grundherr und Haupt des Staates, sondern in allen politischen und kirchlichen Angelegenheiten stets selbstständig auf. In seinem Land gab es nach dem früheren Vorgang Gabriel Biels und Wendelin Steinbachs in Butzbach, der trefflichen Männer viele, welche dem evangelischen Glauben zufielen, unter andern Caspar Wenix und Heinrich Rockenhagen in Butzbach, Joh. Usener zu Schotten, Joh. Limburg zu Marburg, Thilemann Schnabel in Alsfeld, früher Augustinermönch, der schon vor Luther's Rückreise von Worms die evangelische Lehre von der Stadtmauer zu Alsfeld gepredigt hatte, Joh. Kirchheyn in Cassel, Heinrich Fuchs in Hersfeld, vorzüglich aber auch Philipps trefflicher Hof-

prediger Adam Kraft, sein Kanzler Joh. Feige, Balthaser Schrautenbach und der frühere Franziskanermönch Franz Lambert aus Avignon. Für den Kirchentag zu Homberg, welcher am 21. October 1526 *), in Ermangelung von Bischöfen, in Anwesenheit der hessischen Prälaten, Aebte und Vorsteher der bedeutendsten Klöster, wie der Grafen, Ritter und Abgeordneten der Städte eröffnet wurde, und in Form einer öffentlichen Disputation zwei Tage dauerte, hatte Lambert in Philipps Auftrag eine „Kirchenordnung" ausgearbeitet, welche, obgleich sie nie ins Leben eingeführt wurde, doch die Grundzüge enthält, nach welchen Philipp in ächt evangelischer Weise Wiedergeburt und Verfassung der christlichen Kirche in Hessen einzurichten gesonnen war. Nur der Guardian der Franziskaner zu Marburg, Nikolaus Ferber, hatte mit gebeugtem Haupte und niedergeschlagenen Augen Widerspruch erhoben. Die Hierarchie fiel und mit ihr der deutsche Orden und das Klosterwesen in Hessen, im Ganzen etwa 50 Klöster der Augustiner, Franziskaner, Karmeliter, Antoniter, Dominikaner, Kugelherrn, der Benediktiner, Cisterzienser, wie die Nonnenklöster mit über tausend Mönchen und Nonnen. Das Evangelium wurde der Grundpfeiler des Glaubens, die Ehelosigkeit der Priester aufgehoben, die seitherigen Einkünfte auf Geistliche und Schulen verwendet, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gereicht, der Gottesdienst deutsch abgehalten und geregelt, die Bilder entfernt, die Fasten aufgehoben. Gerade die Reformation brachte auch in Hessen einen unzerstörbaren Schatz von Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten hervor, wodurch Deutschland das wurde, was es ist. Vor allem wurde die Universität Marburg gestiftet, aber erst 1541 vom Kaiser bestätigt, damit aus ihr „unerschrockene Bekenner Christi, und standhafte Vertheidiger der evangelischen Wahrheit hervorgingen", wie Lambert bemerkt, die Festung Ziegenhain wurde erbaut, die adeligen Fräuleinstiftungen Kaufungen und Wetter gegründet und die Hospitäler Hayna, Merxhausen, Gronau und Hofheim in der Cent Erfelden für Kranke, Gepreßte und Wahnsinnige eingerichtet.

Mit den evangelischen Fürsten, mit welchen Philipp bereits 1526 ein Bündniß zu Torgau geschlossen, unterzeichnete er den 19. April 1529 die „Protestation", die den Bekennern der evangelischen Kirche den Ehrennamen „Protestanten" gab, diese berühmte Akte, die Grundlage der evangelischen Gewissensfreiheit, das Geburtsrecht der Reformation und jedes Evangelischen Christen, eine Erklärung vor Gott und den Menschen, daß sie, die Fürsten, das angefangene Werk der Reformation auf den Grund der heiligen Schrift fortsetzen wollten, wie sie es „vor Gott und dem Kaiser verantworten könnten." Philipp war es, der in Augsburg auf dem Reichstag darauf drang, daß am 25. Juni 1530 vor Kaiser Karl V. und einer Versammlung von 200 Reichsgliedern das von Melanchton in Verbindung mit Luther abgefaßte Bekenntniß des evangelischen Glaubens, die Augsburger Confession, in deutscher Sprache öffentlich vorgelesen wurde. Dort in Augsburg war es, wo Philipp, damals im 26. Lebensjahre, dem Kaiser erklärte: „In den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude, noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor." — Gegen seinen nahen Verwandten, den vom schwäbischen Bunde vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg, der sich die Liebe seiner Unterthanen durch freche Willkür verscherzt hatte, benahm sich Philipp, nachdem er ihm eine sichere Zuflucht in seinen Schlössern an der Bergstraße gewährt, so uneigennützig, daß ihm die Zeitgenossen deßhalb den Ehrennamen des Großmüthigen (Magnanimus) gaben. Philipp, freilich leider vom König von Frankreich unterstützt, schlug mit 30,000 Mann die Oestreicher bei Laufen **) am Neckar (12. Mai 1534), trieb sie aus dem Lande und den Festungen, und setzte Ulrich nicht allein wieder in sein Herzogthum, sondern auch in die Liebe seiner evangelischen Unterthanen ein. — Die evangelischen Fürsten

*) Die Synode zu Homberg und die Einführung der Reformation in Hessen. 1526. Von Ch. von Rommel. S. 192.

**) Laufen. Von Hauch. S. 379.

hatten bereits, nachdem der Reichstagsabschied die evangelische Lehre verdammt, und und die Beibehaltung der alten Lehre befohlen, zu Schmalkalden, am Fuße des Thüringerwaldes (27. Februar 1531), den Schmalkaldischen Bund „zum Schutz aller gegenwärtigen und noch zukünftig hinzutretenden Anhänger des Evangeliums" geschlossen. Philipp und der Kurfürst von Sachsen waren die Bundeshäupter. Die katholischen Stände, an deren Spitze die Herzoge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig standen, setzten 1538 den „heiligen Bund" entgegen. Der Ausbruch des Schmalkaldischen Bundeskrieges erfolgte wegen Vertreibung des Herzogs Heinrich aus Braunschweig durch die evangelischen Bundeshäupter. Kaiser Karl V. sprach den 20. Juli 1541 über beide die Reichsacht aus. Er führte den Krieg als einen Kreuzzug gegen die evangelischen Abtrünnigen und zur Vertheidigung der alten Lehre, demnach als Glaubenskrieg; er wußte die durch Zwistigkeiten und Unentschiedenheit geschwächten evangelischen Bundeshäupter durch rasches Handeln zu besiegen. Nachdem sich dieselben in Schwaben getrennt*), der kaiserliche General Graf von Büren sich der Obergrafschaft Katzenellenbogen und Darmstadts durch List bemächtigt, nachdem mit Hülfe des Herzogs Moritz von Sachsen, des Schwiegersohns des Landgrafen, der vom Kaiser für seine Treulosikeit am evangelischen Glauben mit dem Kurfürstenhut Sachsens später belohnt wurde, der Kurfürst Johann Friedrich den 24. April 1547 bei Mühlberg an der Elbe geschlagen und gefangen genommen worden war; sah sich der auf sich beschränkte Landgraf gezwungen, nachdem er sich auf Gnade und Ungnade ergeben, zu Halle**) am 19. Juni 1547 knieend vor dem Kaiser Abbitte zu thun.

An Philipp wurde darauf der in der Geschichte beispiellose, durch spanische Arglist ausgeführte Betrug vermittelst der Aenderung der Worte „einige Gefangenschaft" in „ewige Gefangenschaft" im Vermittlungsinstrumente am kaiserlichen Hoflager durch den Herzog Alba vollzogen. Fünf lange Jahre schmachtete der Landgraf, nachdem ihn der Kaiser durch ganz Deutschland mit sich geführt, erst zu Oudenarde, dann zu Mecheln in den Niederlanden in fester Gefangenschaft***), aus der ihn treue Hessen zu befreien vergebens versucht hatten. Aber die ächte, alte Liebe der Hessen bewährte sich während dieser traurigen Zeit im Lande selbst. Seine edle Gemahlin Christine, eine Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, mit ihm am 11. Dezembern 1523 vermählt, die sogar die gleichzeitige Nebenehe Philipps zur linken Hand mit der Margarethe von der Saal mit christlicher Ergebung ertragen, und ihm vier Söhne und fünf Töchter geboren hatte, starb aus Liebe zu ihm am gebrochnen Herzen während seiner Gefangenschaft. Obgleich die Festungen Cassel, Gießen und Rüsselsheim geschleift und zwei hundert Stück Kanonen weggeführt worden waren, so übergab doch der tapfere Heinze von Lüdder wenigstens die Festung Ziegenhain den Feinden nicht. Als freier Reichsfürst, sagte er, habe ihm sein Herr die Veste übergeben, nur diesem werde er sie wiedergeben. Philipp ließ ihn nach seiner Rückkehr, um sein Wort zu halten, für kurze Zeit an dem Thore der Festung an einer goldenen Kette aufhangen und beschenkte ihn dann damit †). Sein ältester Sohn Wilhelm hatte unterdessen mit vieler Weisheit und Mäßigung das gedrückte Hessenland regiert. Als des Kurfürsten Moritz evangelisches Bewußtsein endlich wieder erwacht war, trieb er den Kaiser in schnelle Flucht, und zwang ihn am 2. August 1552 zum Passauer Vertrag, welcher auch den gefangenen evangelischen Bundesfürsten endlich die Freiheit gab. Und schon 1555 gewährte der Augsburger Religionsfriede den Evangelischen nach langem erschöpfendem Kampfe auf beiden Seiten den Religionsfrieden. So erzeugt stets nur nach langem wüthenden Kampfe die Erschöpfung beider Parteien aufrichtige Sehnsucht nach Ruhe, und gewährt

---

*) Volkslied. 1546. S. 380.

**) Des Landgrafen Gefangennahme zu Halle. Des Landgrafen Kustodie. Der Fürstenbund. Philipps Rückkehr. Von H. Künzel. S. 381.

***) Philipps Klagelied. Ein Volkslied. S. 386.

†) In Ketten aufhangen. Von A. Kopisch. S. 386.

alsdann erst die Bürgschaft gegenseitiger Duldung und ruhigen Nebeneinanderlebens. So wird es zu allen Zeiten sein.

Philipp kehrte, grau von Sorgen, alt und mürb geworden durch die ungewohnte lange Haft, nach seinem geliebten Hessenlande zurück, das den Märtyrer des evangelischen Glaubens jubelnd empfing. Er genoß nun nebst seinem Lande der wohlverdienten Ruhe; nach langen furchtbaren Kämpfen ruhte der Friede auf ihm und seinem Lande. Philipp hatte an seinem Geist und Leben den unverwerflichsten Beweis von den mit der reinen und einfachen Predigt des Evangeliums unauflöslich verknüpften heilsamen Wirkungen gegeben. Er war ein entschlossener, gottesfürchtiger, verständiger, sein Zeitalter begreifender Reichsfürst *), der, wenn er auch nicht sein Zeitalter beherrschte, doch alle in demselben liegenden ächten Keime zur Reife zu bringen suchte, und von sich ohne Ruhmredigkeit sagen durfte, daß er einen guten Kampf gekämpft, opferfreudig und treu Glauben gehalten bis zum Ende, dem seine Werke drei hundert Jahre bis heute im Segen in seinem Lande und Hessenvolke nachgefolgt sind. Der Schlüssel, den er (wie er auch stets abgebildet) auf der Brust zu tragen pflegte, um auf der Jagd oder sonst wo seinen Dienern damit Zeichen zu geben, kann symbolisch auf sein Verdienst gedeutet werden, daß er dem deutschen Volke die Schätze der heiligen Schrift und die Segnungen der christlichen Religion wieder mit aufschließen half. Er hinterließ in seinem am 6. April 1562 ausgefertigten Testamente **) seinen Nachkommen ein unvergängliches Denkmal fürstlicher Staatsweisheit und ächt christlicher Gesinnung, und kennzeichnete den ächten Fürsten mit den Worten: „Ein Fürst wird erkannt an seiner Müntz, reinhaltung der straßen und haltung seiner zusagen." Nachdem er 49 Jahre im Segen regiert, und Donnerstag vor Ostern mit allen seinen Kindern das heilige Abendmahl genossen, gab er mit der Bemerkung, er fühle eine große himmlische Freude, mit dem Ausruf: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" im 63. Lebensjahre, den 31. März 1567 zu Cassel, wo er auch in der St. Martinskirche begraben liegt, seinen Geist seinem allmächtigen Schöpfer zurück. In der Geschichte, in seinem Hause und seinem Volke, in dem Bewußtsein der evangelischen Kirche, deren Mitgründer er war, lebt er unsterblich fort. Verbum Dei manet in aeternum. Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. —

VI. Die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt.

(1567—1806.)

Von Georg I. bis Ludewig X.

1.

Landgraf Georg I., der Fromme, von Hessen-Darmstadt.

(1567—1596.)

Hast du gerechte Sache, so scheue das Licht nicht.
Wahlspruch Georg I.

Landgraf Georg, der Stammvater der Hessen-Darmstädtischen Linie, war am 10. September 1547 zu Cassel geboren, während noch sein Vater zu Donauwörth gegen den Kaiser zu Felde lag. Er war das jüngste Kind Philipps und der vierte Sohn. Fünf Jahre vor seinem Tode, am 6. April 1562, hatte Philipp mit lauter Stimme und heiterem Sinn sein Testament gemacht, in welchem, um alle Bruderzwiste abzuschneiden, im Fall, daß die vier Brüder „nicht zusammen Haushalten wollten"

*) Philipps Tod und Character. Von Ch. von Rommel. S. 197.
**) Philipps Testament. Von H. Künzel. S. 385. Philipps Testament vom 6. April 1567. S. 199.

eine Theilung Gesammthessens vorgesehen war; das Erstgeburtsrecht der Nachfolge war in Hessen noch nicht festgestellt.

Die Theilung ging vor sich. Georg erhielt ohngefähr den achten Theil von Hessen, nämlich die in der oberen Grafschaft Katzenellenbogen gelegenen Aemter Rüsselsheim mit dem nöthigen Geschütz, Dornberg, Lichtenberg, Reinheim, Zwingenberg, Auerbach nebst Darmstadt als Hauptstadt und 5000 Gulden baar, während der älteste Bruder Wilhelm IV., der Weise, fast die Hälfte des Landes, nämlich Niederhessen mit Cassel, der zweite, Ludwig IV., fast den vierten Theil, Oberhessen mit Marburg, und Philipp II. ebenfalls den achten Theil, die Niedergrafschaft Katzenellenbogen mit Rheinfels erhielten, allen vier Brüdern aber die Universität, das Hofgericht, die Hospitäler gemeinsam verblieben. Sie gelobten sich kraft eines am 28. Mai 1568 von ihren Landständen mitunterschriebenen Erbvertrags für sich und ihre Nachkommen, „freundlich und brüderlich zusammen zu halten, treu zu bleiben den Lehren des Evangeliums, die Erbfolge nur im Mannsstamme und kraft der Erbverbindung erfolgen zu lassen".

Als 1583 mit Philipp die Linie Rheinfels, und 1604 mit Ludwig die Linie Marburg ausstarben, so erbte Georg von ersterer die Aemter Schotten, Stornfels, Homburg an der Höhe und später den dritten Theil des Amts Braubach, von letzterer erbte erst sein Sohn und Nachfolger Ludwig V., nach heftigen Streitigkeiten mit der Linie Cassel, Gießen, das Busecker Thal, Hüttenberg, Staufenberg, Storndorf, Schwarz, Alsfeld, Romrod, Homberg an der Ohm, Burggemünden, Ulrichstein, Grebenau, Lisberg, Grünberg, Merlau, Butzbach, Rosbach.

Georg, ein munterer, bildschöner Knabe, ward während der Gefangenschaft seines Vaters und nach dem Tode seiner Mutter von seiner Schwester Agnes, der Gemahlin des Kurfürsten Moritz, zu Dresden, Torgau, Weißenfels, Weimar und Koburg, nach der Rückkehr seines Vaters mit zehn Edelleuten, darunter ein französischer Grafensohn Dampierre, von Wilhelm Buch, einem trefflichen Lehrmeister, in der stillen Feste Ziegenhain erzogen. Der Vater duldete keine neue Moden und Zierrathen und ließ ihm einst die feinen Kleider ausziehen; er hoffte den jüngeren Prinzen reformirte Bisthümer zu verschaffen, und freute sich sehr über seines Georg Klugheit, Sparsamkeit und Thätigkeit. Wie klein begann dieser, zwanzig Jahre alt, nach seines Vaters Tode, in dem ihm zugefallenen Erbe, der oberen Grafschaft Katzenellenbogen, die einst durch die glückliche Heirath des Sohnes Ludwig des Friedsamen mit einer Erbtochter des letzten Grafen von Katzenellenbogen Hessen zugefallen war. Darmstadt litt noch an den Wunden, die ihm der Graf von Büren geschlagen; das Schloß war niedergerissen worden, und obgleich Ludwig vor des Vaters Tod ein hölzernes Haus mit vier Zimmern daselbst gebaut hatte, das nachher wieder entfernt wurde, so mußte ihm Georg auch dafür 7000 Gulden zahlen, mußte Geräthschaften zuerst von seinen Bürgern leihen, auf Zinn speisen, bis ihm sein Bruder Wilhelm zur Haussteuer Silbergeschirr verehrte. Aber Gottes Segen ruhte sichtbar auf dem gottesfürchtigen, sparsamen, einfach häuslichen Landgrafen, der den Seiden- und Weinbau einführte, an der Bergstraße einen Marmorbruch, bei Oberramstadt ein Kupferbergwerk betreiben, bei Biebesheim einen Entenfang anlegen ließ, der jährlich über tausend wilde Enten der Hofküche abwarf, der Darmstadt mit einem neuen Schloß nebst Kirche, das 1715 abbrannte, mit einer neuen Kanzlei, einem Marstall, einem Jagd- und Schlachthaus, mit einer kunstreich eingerichteten Mühle und einem „Herrngarten", vergrößerte und verschönerte, der den sogenannten „großen Woog" zum Baden, Fischen und zum Wasserbehälter bei Feuersgefahr herrichten, der das herrlich gelegene Schloß Lichtenberg im Odenwalde, zum Wittwensitz seiner Gemahlin, später die Zuflucht seiner Nachkommen in Pestzeiten, umbauen, das Jagdschloß zu Kranichstein wie die Höfe zu Gehaborn, Sensfeld und Lusthausen bei Biebesheim herrichten ließ. Das niedrig gelegene Ried entwässerte er durch den künstlich angelegten Landgraben und schuf durch Abzugsgräben Moore zu Gerstenfelder um, die in trocknen Jahren in die Rentkammer 5000 Gulden abwarfen.

Seine Sparsamkeit drückte sich charakteristisch in seinen Sprüchwörtern aus: „Was man mit Bast binden kann, dazu soll man kein Eisen brauchen. — Wer den Heller nicht so schätzt, als den Pfennig, (damals etwas mehr) wird langsam zum Gulden kommen," wie er zu Verschwendern zu sagen pflegte: „Laß gahn, laß gahn, ein kleines Gut ist bald verthan, wann wir dann nichs mehr hahn, so wollen wir dann betteln gahn." Seinem ältesten Sohne versagte er ein paar seidene Strümpfe als zu kostbar, und gab ihm zur Reise an einen fremden Hof, damit er ihm Ehre mache, einige Thaler mit. Durch solche Mittel, strenge Ordnung des Rechnungswesens, durch Vermeidung jedes unnöthigen Prunkes, vermehrte er, ohne seine Unterthanen zu drücken, sein Vermögen, sammelte einen Hausschatz von nahe einer halben Million, ohne bei seinem Tode, trotz der vielen Güterankäufe, einen Heller Schulden zu haben. Er half vielen Fürsten durch großartige Geldvorschüsse aus Verlegenheiten, wie er allein den beiden Herzogen von Würtemberg hundert tausend Gulden geliehen hatte.

Er war ein trefflicher Familienvater, zweimal vermählt, zuerst mit der 1587 verstorbenen Gräfin Magdalene von Lippe, die er auch noch nach ihrem Tode zärtlich liebte und oft weinend sagte, indem er an sein Herz schlug: „Allhier liegt meiner seligen Frauen Herz begraben;" dann mit der Herzogin Eleonore von Würtemberg, welche ihn bis 1618 überlebte. Außer drei Töchtern blieben nur drei Söhne am Leben, darunter sein Regierungsnachfolger Ludwig V., der Getreue, dessen Geburt ihm verkündigt wurde, als er von der Jagd von Kranichstein zurückkehrte und zur Erinnerung an die frohe Botschaft ein Eichenreiß *) in den Lustgarten pflanzte, das als kräftiger Baum und als Sinnbild seines blühenden Hauses bis zum Jahr 1711 stand, und ein Zweig davon als kräftige Eiche noch auf dem Schloßwalle fortgrünt. Sein Sohn Philipp von Butzbach gründete keine Linie, aber sein jüngster, Friedrich I. von Homburg, ward der Ahnherr der Nebenlinie Hessen-Homburg, welche vom 29. Juli 1819 an souverän wurde. Er wohnte den Schulprüfungen seiner Kinder, welche die heilige Schrift mehr als einmal durchlesen mußten, oft bei und ließ seinem einen Sohn den Katechismus Luthers mit Ruthen einstreichen. Er selbst war im Geiste der damaligen Zeit sehr fromm, versäumte keinen Gottesdienst, las die Bibel neunmal in der Uebersetzung durch, stiftete zur Unterstützung dürftiger Pfarrer und Schullehrer 100 Malter aus den vom Kloster Eberbach gewonnenen Gefällen, legte in zehn Jahren dreizehn neue Landschulen an, ließ in der Stadtschule zu Darmstadt die Kinder armer Leute unterrichten, kleiden und speisen, theilte zweimal wöchentlich Brod vor dem Residenzschlosse an Arme aus, machte nie kleinere Reisen, ohne jedesmal zehn Gulden zur Vertheilung an die Armen mitzunehmen, und betrieb selbst die jährliche Abrechnung der Vormundschaftsrechnungen. „Sieh, sagte er einst zu einem seiner Amtskellner, wenn du auf die Waisen in deinem Amte nicht Acht hast, daß sie gehörig erzogen und ihre Rechnungen alle Jahre abgehört werden, und wir treten dereinst vor Gottes Gericht, so werde ich alsdann zu Gott sagen, ich habe es diesem Mann treulich und eifrig befohlen und du wirst alsdann für mich antworten müssen." Der ehrende Beinamen „der Fromme," den ihm seine Zeitgenossen gaben, war deßhalb keine leere Schmeichelei. Auch ein fleißiger Regent war er, der sich das Regieren gewissenhaft angelegen sein ließ. Mit einem Oberamtmann, dem Kanzler Kleinschmidt, der das noch heute gültige, wenn gleich nicht gesetzlich veröffentlichte „Katzenellenboger Landrecht" ordnete, einem Sekretär, Landschreiber, Baumeister und Küchenmeister, einem Jägermeister nebst Oberförster, und dem geistlichen Superintendenten Johann Angelus, der ihn nicht aus bloßer religiöser Unduldsamkeit, sondern wegen der Nachtheile des betriebenen Wuchers zu harten Maßregeln gegen die Juden stimmte, die aus dem Lande vertrieben wurden, versah er die ganze Verwaltung des Landes. Des Abends, nachdem er sein Gebet auf den Knieen verrichtet, legte er sich um 8 Uhr zu Bette

*) Landgraf Georg I. von Hessen-Darmstadt und der Eichenzweig. 1577. Von K. Büchner. S. 391. Das Eichenreis Landgraf Georgs I. von Hessen. Von P. Künzel. S. 392.

und schlief bis 12 Uhr. Dann überlegte er, im Zimmer auf- und abschreitend, die am andern Tage vorzunehmenden Arbeiten, schrieb alles, als später sein Gedächtniß abnahm, auf einen Zettel und schlief wieder von 3 bis 6 Uhr, worauf er, nachdem er gebetet, mit seinen Räthen arbeitete. Das war der tägliche Lebenslauf eines guten Fürsten seiner Zeit. Nur sein Jähzorn mehrte sich mit zunehmenden Jahren, ob er gleich gern geistliche Lieder sang und wenn ihm „der Unmuth in der Regierung ankam, den Hiob las." Schlaganfälle, wie Jähzorn verkürzten auch sein Leben; er starb plötzlich im 49. Lebensjahre den 7. Februar 1596, nachdem er schon früher durch ein treffliches Testament sein Haus christlich bestellt hatte.

2.

Landgraf Ludwig V., der Getreue.

(1596—1626.)

Sparsam wie sein Vater, suchte er mit dem ererbten Vermögen sein Land zu erweitern und kaufte das Amt Kelsterbach mit den Dörfern Langen, Egelsbach, Mörfelden, einen Theil der Gernsheimer Gemarkung für 356,177 Gulden vom Grafen von Isenburg; vom Grafen von Erbach das Dorf Langwaden für 20,000 fl.; einen Theil der Knoblauchsau, einer Rheininsel in der Erfelder Gemarkung und den Mönchsbruch von Kurmainz, und erbaute die sogenannte „alte Vorstadt" in Darmstadt. Der Tod seines Oheims, des Landgrafen Ludwig IV. von Marburg, der unter der Bedingung, daß seine Erben der Augsburgischen Confession unverbrüchlich treu blieben, sein Land unter die beiden Häuser Cassel und Darmstadt vertheilt, veranlaßte den langwierigen Erbfolgestreit, der, obgleich der Kaiser im Verlaufe desselben die ganze Erbschaft dem Landgrafen Ludwig zugesprochen, erst 1648 mit einer Theilung geschlichtet wurde. Zugleich gab die Einführung der reformirten Lehre durch Landgraf Moritz von Cassel die Veranlassung, daß das Gymnasium in Gießen (1605) und kurz darauf die Universität *) zu Gießen durch die von Marburg zu Ludwig geflüchteten Professoren gestiftet wurden. Kaiser Rudolph II. bestätigte den 19. Mai 1607 nicht allein die Universität Gießen, sondern auch das vom Landgrafen eingeführte Erstgeburtsrecht (1608), durch welches einer weiteren Zerstückelung des Landes vorgebeugt wurde. Philippseck und Butzbach, die als Deputate seinem Bruder Philipp gegeben worden waren, fielen nach dessen Tode wieder zurück, während aus dem Deputate seines Bruders Friedrich, Homburg vor der Höhe, eine bleibende Seitenlinie erwuchs, deren Gebiet nach dem Tode des letzten Landgrafen Ferdinand an das Großherzogthum zurückfallen wird. Es wurde ihm oft die Ehre der Friedensvermittelung zu Theil, so im Jülich'schen Erbschaftsstreit, und nach dem von Fettmilch zu Frankfurt a. M. erregten Bürgeraufstand. Noch vor Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs unternahm er nach dem Tode seiner Gemahlin Magdalena, einer Tochter des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe, auf welcher er, ohne sein Ziel zu erreichen, Marseille, Madrid und die Insel Malta besuchte, von dort aber auf den Rath des Großmeisters über Rom, wo er dem Papst Paul V. **) einen weltlichen Besuch abstattete, nach einer fast einjährigen Abwesenheit nach der Heimath zurückkehrte. Wie man damals selbst in fürstlichen Kreisen der Genußsucht Schranken zu setzen suchte, beweist die Stiftung eines fürstlichen Mäßigkeitsvereins ***) 1601 zu Heidelberg, dem auch der Landgraf als Mitglied angehörte. Während des dreißigjährigen Krieges, der viele Drangsale sowohl von Seiten der Glaubensgenossen wie

*) Geschichte der Universität Gießen. Von E. L. Nebel. S. 212.

**) Landgraf Ludwig V., der Getreue, beim Papste Paul V. zu Rom. 1619. Von Ludwig Baur. S. 206.

***) Ein fürstlicher Mäßigkeitsverein des 17. Jahrhunderts. Aus Büchners Chronik. S. 209.

der kaiserlichen Heere über die lutherische Landgrafschaft verhängte*), hielt der Landgraf, wie überhaupt in seinem ganzen Leben, treu zum Kaiser und gewann auch manche Vortheile für sein Land.

Furchtbar hausten Christian von Braunschweig und Friedrich V. von der Pfalz in Hessen, der Graf Ernst von Mansfeld nahm selbst Darmstadt ein und den Landgrafen nebst seinem Sohne Johann auf der Flucht vom Schloßgarten nach Büttelborn gefangen**); ersterer erlangte erst nach Tilly's Sieg bei Höchst am Main (1622) seine Freiheit wieder. Doch des Landgrafen Treue bewährte sich glänzend in allen Lagen seines Lebens und er hatte ein Recht darauf, sich die Worte: „Deo et Caesari fidelis" (Gott und dem Kaiser getreu) in sein Leichenhemd sticken zu lassen.

3.

Georg II., der Gelehrte.

(1626—1661.)

Er war fromm und gelehrt, hatte vor dem achtzehnten Lebensjahre schon die heilige Schrift dreimal deutsch, zweimal lateinisch, einmal französisch und spanisch, und während seiner 57 Lebensjahre mehr als dreißigmal durchlesen. Auch hatte er große Reisen in seiner Jugend gemacht, bis nach Spanien an den Hof Philipp IV. (1621). Von Herzen mild und friedfertig, aber auch standhaft, konnte er nur durch große Staatsklugheit seine unabhängige Stellung gegen Gustav Adolph behaupten, der auf seinem Siegeszuge durch Deutschland über Griesheim, Darmstadt unberührt lassend, nach dem Rheine zog und bei Erfelden***) diesen Strom überschritt. Auch er, wie sein Vater, blieb seinem Kaiser treu und überwand nach seinem gottergebenen Wahlspruche: „Herr, nach Deinem Willen!" (Secundum voluntatem tuam domine!) glücklich die furchtbaren Gräuel, die im dreißigjährigen Kriege abwechselnd von den Schweden und Franzosen, namentlich von Türenne (1644), der die Bergstraße brandschatzte und Darmstadt einnahm, aber auch von den Kaiserlichen über sein armes Land in dem Maaße gebracht wurden, daß durch Mord und Plünderung, durch Pestilenz (1629 und 1638) und Hungersnoth (1636) ganze Dörfer ausstarben†) und verschwanden, in den Kirchenbüchern oft Lücken von zehn bis fünfzehn Jahren zu finden sind und der Landgraf mit seinem Hofe 1629 eine Zeitlang auf dem Schlosse Lichtenberg im Odenwalde, und später zehn Jahre in Gießen eine Zufluchtsstätte suchen mußte. Aus jener Zeit stammt als Mahnung zum Gebet das Läuten mit den Glocken um 10 und 12 Uhr und 5 Uhr Nachmittags. Trotz alle dem gründete er nach dem Wunsche seines Vaters das Gymnasium zu Darmstadt††), dessen erster Rector Magister Balth. Klinkerfuß war, und ließ es am 12. April 1629 durch seinen Kanzler A. Wolff von Todtenwart feierlich einweihen, gab eine verbesserte Kirchenordnung, und erwarb nach dem dreißigjährigen Kriege durch Kauf Gräfenhausen und die Hälfte von Eberstadt. Während des dreißigjährigen Krieges wüthete aber in Hessen außerdem der innere Streit um die Marburger Erbschaft, es wurden heiße Kämpfe von Seiten beider Häuser geführt. Alsfeld mit muthiger Hand vom Bürgermeister Haas für Georg vertheidigt†††), und erst am 14. April 1648 dem unnatürlichen Bruderkampf durch

---

*) Die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs in Hessen. 1605—1637. Vom Metropolitan Minch zu Großgerau. S. 220.

**) Ludwig V., der Getreue. 1622. Von Ernst Pasque. S. 392.

***) Gustav Adolph am Rhein. 1631. Von Karl Wagner. S. 218.

†) Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges in Hessen. 1605—1637. Vom Metropolitan Minch in Großgerau. S. 220.

††) Die Stiftung des Gymnasiums zu Darmstadt. Von Karl Dilthey. S. 214. Landgraf Georg II. und das Gymnasium zu Darmstadt. Von Karl Buchner. S. 396.

†††) Der Sturm auf Alsfeld. 1646. Von Karl Buchner. S. 367.

einen auch im westphälischen Frieden bestätigten Vergleich ein Ende gemacht, welcher der Landgrafschaft eine bedeutende Gebietserweiterung, nämlich die Hälfte von Itter, die Aemter Königsberg, Blankenstein, Battenberg, überhaupt das sogenannte Hinterland, dann Allendorf a. d. Lumda und die Herrschaft Eppstein zuführte. Seine sechste Tochter, die Prinzessin Anna Sophia *), dichtete geistliche Lieder und starb (1683) als Aebtissin zu Quedlinburg, seine zehnte Tochter, Philippine Auguste als Kanonissin zu Gandersheim.

4.

Ludwig VI.

(1661–1678.)

Auf seinen Reisen durch Deutschland, Schweden, Italien und Holland hatte er in letzterem Lande die Glockenspiele lieb gewonnen, weshalb er im Jahr 1671 auf dem neu aufgerichteten Thurme des Schlosses ein Glockenspiel **) von 28 Glocken durch Peter van Call aus Nymwegen und Franz Hemony von Amsterdam für 11,218 Gulden herrichten ließ. Er vergrößerte sein Land durch Ankäufe und Tausch; so kaufte er von der Familie Franckenstein um 88,000 Gulden die andere Hälfte von Eberstadt, die Dörfer Ober-, Nieder- und Schmalbeerbach, die Lehnschaft des Dorfes Hoxhohl und die Burg Franckenstein bei Eberstadt, von welcher noch in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Darmstadt von Zeit zu Zeit auf Verlangen des Schultheißen und der Schöffen gegen eine gewisse Abgabe einen Esel ***) bezog, auf welchem die Frau, die ihren Eheherrn geschlagen, zur Strafe durch die Stadt reiten mußte. Von zwei anderen Familien tauschte er das Dorf Rodau und die Rheinau bei Ginsheim ein. Ein warmer Verehrer und Gönner der Wissenschaft und Kunst, legte er durch Sammlung der zerstreuten Bücher im Schlosse den Grund zur Hofbibliothek, die anfangs klein, 1789 schon 18,000 Bände enthielt und jetzt etwa 300,000 Bände und 4000 Manuscripte zählt. Er war auch Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des „Unerschrockenen" und brachte die Psalmen in deutsche Reime, wie auch seine älteste Tochter Magdalena Sibylla, Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, sich als Dichterin geistlicher Lieder, wie: „Hier liegt mein Heiland in dem Garten," „Fahr hin, o Eitelkeit," „Was ist doch höher wohl zu schätzen, als ein Gemüth, das leicht vergnügt," und als Verfasserin des Gebetbuches: „Das mit Jesu gekreuzigte Herz" auszeichnete. Wie er mit Hessen-Cassel ein gemeinschaftliches Regiment gegen die Türken (1664) errichtet, so gab er auch 1673 gemeinschaftlich mit diesem verwandten Fürstenhause die Sammt-Hofgerichtsordnung, und erwarb sich überhaupt durch den Erlaß weiser Gesetze um Kirche und Staat wahre Verdienste. Freilich bedurfte auch das sittlich-religiöse Leben seiner Unterthanen, das durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges argen Schaden genommen, kräftiger Erweckung; denn auch in Hessen fielen dem Aberglauben des Hexenwesens †) allenthalben viele Opfer. Er gab 1667 eine neue Schulordnung, führte durch die Metropolitane öftere Kirchenconvente (1668), und eine strengere Sonntagsfeier durch Schließung der Stadtthore während des Gottesdienstes ein, erneuerte eine Verordnung (1669) gegen das sogenannte „Tabakstrinken" (Tabaks-

*) Anna Sophia von Hessen, Dichterin geistl. Lieder. Von Ch. W. Stromberger. S. 227.

**) Das Glockenspiel zu Darmstadt. 1671. Von Ernst Pasque. S. 229. — Ludwig VI. und das Glockenspiel zu Darmstadt. Von Ernst Pasque. S. 400.

***) Das Franckensteiner Eselslehen zu Bessungen. 1536. Von Helfrich Bernhard Wenck. S. 204.

†) Das Hexenwesen in Hessen. Von W. Gottl. Soldan. S. 231. Der Hexenthurm zu Lindheim. Von G. W. J. Wagner. S. 233. Die Hexe Else Schmidt, genannt die Schul-Else zu Burkhardsfelden im Busecker Thale vor Gericht 1672. Von W. G. Soldan. S. 236.

rauchen), das viele Brände verursacht hatte, gab 1668 eine neue Medicinalordnung, verbot Landeskindern Dienste außer Landes zu nehmen, begünstigte Einwanderung und Ansässigmachung, und verbot die Ausführung von Mehl und Früchten. Sein Sohn

5.

Ludwig VII., 1658 geboren, starb bei Gelegenheit der Heimführung seiner Braut plötzlich zu Gotha am 31. August 1678.

Es folgte ihm sein ältester Stiefbruder

6.

Ernst Ludwig (1678—1739), während dessen Minderjährigkeit seine geistes- und willenskräftige Mutter, Elisabethe Dorothea, die vormundschaftliche Regierung zehn Jahre lang (bis 1688) mit fester Hand führte. Das hessen-darmstädtische Reichscontingent als Bruchtheil der „oberrheinischen Kreisregimenter" nahm rühmlichen Antheil an den Feldzügen gegen die Türken und half selbst Wien (1683) entsetzen, wie auch an den langjährigen Kämpfen gegen Ludwig XIV., der durch seine Reunionskammern deutsche Landschaften und Reichsstädte, wie Straßburg, mitten im Frieden mit Frankreich vereinigt hatte. Die französische Mordbrennerei verwüstete (1688) nicht allein die Städte der Pfalz, vor allem Speier, wo selbst die ehrwürdigen Kaisergrüfte im Dome nicht verschont wurden, und das blühende Worms *), wo die Franzosen wie wahre Vandalen hausten, sondern suchte auch die obere Grafschaft Katzenellenbogen heim, namentlich die Bergstraße. Während sich der Hof nach Oberhessen flüchtete, wurde Darmstadt zweimal (1691 und 1693 durch den Marschall de Lorges) erobert und gebrandschatzt, bis endlich der Ryswicker Friede (1697) dem deutschen Reiche den Frieden gab. Auch am spanischen Successionskriege nahmen die hessen-darmstädtischen Truppen und Ernst Ludwigs Brüder, Philipp und Heinrich († 1741 zu Butzbach) Antheil; vorzüglich aber erwarb sich sein Bruder Georg, der 1705 vor Barcelona den frühen Heldentod starb, als treuer Anhänger und Verfechter der östreichischen Sache, durch die Einnahme der Felsenfeste Gibraltar (1704) unsterblichen Kriegsruhm. Ernst Ludwig hatte nicht vergebens in seiner Jugend den tonangebenden Hof Ludwig XIV. zu Versailles besucht: er führte im französischen Geschmack Mansards viele seine Mittel übersteigende Bauten auf, deren Kosten ihn und seine Nachfolger drückten; so das neue Schloß (1717) nach dem Brande des alten (1715); das große Orangeriehaus und den im französischen Geschmack Le Nôtre's angelegte Garten zu Bessungen; die Jagdschlösser Jägersburg, Wolfsgarten, Mönchsbruch und das sogenannte Griesheimer Haus; er führte die Darstellung der Opern ein und erbaute das alte Opernhaus. Aus Rücksicht gegen Frankreich wies er die kunstfertigen Hugenotten ab, gestattete aber den fleißigen Waldensern **) (1699) die sogenannten welschen Dörfer Rohrbach, Wembach, Hahn, später auch Walldorf und den alten Gundhof zu gründen. Während durch die Entdeckung der reichhaltigen Kupfergruben zu Thalitter (1710) dem Lande eine wirkliche Goldgrube eröffnet wurde, verlaborirte Ernst Ludwig mit alchemistischen ***) Experimenten große Summen. Dagegen vergrößerte er das Land durch Tausch und zahlreiche Ankäufe. So fiel das Amt Bingenheim an die Landgrafschaft zurück, wofür Homburg jährlich 14,000 Gulden Deputatgelder erhielt; er kaufte den Schönauer Hof (1687) um 9000 Gulden von Isenburg, vom Grafen Albrecht von Erbach (1714) um 221,750 Gulden, das bisher gemeinschaftliche Amt Seeheim und Tannenberg, wozu die Orte Bickenbach, Jugenheim, Seeheim,

*) Die Franzosen in Worms im Orleans'schen Raubkriege. 1688. Von G. Lange. S. 238.
**) Die Waldenser im Großherzogthum Hessen. 1688—1699. Von F. Bender. S. 242.
***) Landgraf Ernst Ludwig und die Alchemie. 1717. Von Hermann Kopp. S. 248.

Malchen, Babenhausen, Staffel, Wurzelbach, und Beedenkirchen gehörten, den Hof von Hardenau (1722) um 20,000 Gulden und für 71,750 Gulden die Oerter Ernsthofen, Aßpach, Klein-Bieberau, Horhohl und Neutsch, um 1714 den solmsischen Antheil von Butzbach. Er erhielt bei der Schlichtung des Streites über das Amt Hüttenberg zwischen Nassau-Weilburg und Hessen-Darmstadt die Dörfer Langgöns, Kirchgöns, Pohlgöns, Allendorf, Annerod und Hausen; dann 1725 die Gerichtsbarkeit und Lehnsherrlichkeit des Busecker Thals mit 9 Ortschaften, und tauschte von Cassel den vierten Theil von Umstadt, wie auch Kürnbach. Die Gerechtigkeitspflege verbesserte er durch die Einführung der Prozeßordnung (1724) und der peinlichen Gerichtsordnung (1726). Nachdem ihm schon 1722 die Würde eines oberrheinischen Kreisobersten durch Wahl zu Theil geworden war, hatte er das Glück ein Jahr vor seinem Tode (1738) sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum zu feiern.

7.

Ludwig VIII. (1739—1768), sein Sohn war ein großer Jagdfreund. Er vermählte sich 1717 mit der einzigen Erbtochter des letzten Grafen Johann Reinhard von Hanau, nach dessen Tode (1736) ein Erbschaftsstreit zwischen Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt ausbrach und erst 1771 dahin ausgetragen wurde, daß das erstere fürstliche Haus die Grafschaft Hanau-Münzenberg im Besitz behielt, dagegen die von Hessen-Darmstadt gleich anfangs besetzte Grafschaft Hanau-Lichtenberg, zu der die unter französischer Hoheit im Elsaß gelegenen Aemter Buchsweiler, Brumath, Hatten nebst Kuzzenhausen und Wörth, Staab, Offendorf, Ingweiler, Pfaffenhofen, Westhofen und Wolfisheim, die Aemter Lichtenau und Willstätt diesseits des Rheines und Lemberg gehörten, bei letzterer Landgrafschaft verblieben, und das bis dahin streitige Amt Schaafheim mit den Orten Schaafheim, Schlierbach, Spitzaltheim, Harpershausen und Dietzenbach ebenfalls an Letztere fiel. Ebenso kam Braubach am Rhein 1767, kraft eines endlichen Vergleichs mit Hessen-Cassel an Hessen-Darmstadt, das sich auch endlich mit Hessen-Homburg verglich. — Auch Ludwig VIII. hielt während des siebenjährigen Krieges treu zum Kaiserhause, in dessen Dienst er bis zur Würde eines General-Feldmarschalls emporstieg, wodurch das Land, namentlich Gießen und andere Theile Oberhessens von Freund und Feind (bis 1763) zum Schauplatz des Kampfes gemacht wurden. Die feierliche Begegnung des 74jährigen Landgrafen mit dem nach Frankfurt a. M. reisenden Joseph II. im Walde bei Heusenstamm*) und des Letzteren anerkennende Worte: „Daß der Landgraf sein bester Freund sei" war des Landgrafen „schönster Tag" (29. März 1764). Das Jagdschloß Kranichstein**), das aus jener Zeit eine Gallerie seltener Hirschgeweihe schmückt, wie die vielen Jagdschlösser in der oberen Grafschaft und in Oberhessen waren der Schauplatz seiner Parforce-Jägerei, die er mit Leidenschaft kunstgerecht ausübte. Auf dem erst genannten Jagdschlosse folgte nach der Jagd mit der Windbüchse unter der noch prangenden Ludwigsbuche oft ein Concert im Freien, oder eine Fahrt in einem mit sechs weißen Hirschen bespannten Wagen nach der Oper in Darmstadt, die des Landgrafen zweite Leidenschaft war. Graupner und Ernst Ch. Hesse († 1762) waren berühmte Musiker; Fiedler († 1765), von Löwenstern († 1754) und Konrad Seekatz († 1768) berühmte Maler. Auf einer dieser Fahrten sollte von Zigeunern***) ein Anschlag auf des Landgrafen Leben ausgeführt werden, der aber durch die Treue eines Zigeuners vereitelt wurde. Seine Jäger belohnte der Landgraf mit Hirsch- und Sauducaten. Die Gefahr, die Schuldenlast durch eine kaiserliche Executions-Commission geordnet zu sehen, wurde durch eine Geldverwilligung der Landstände abgewandt. Verdienstlich

*) Landgraf Ludwig VIII. oder die Begegnung bei Heusenstamm. Von K. Buchner. S. 401.

**) Die Parforce-Jagden unter Ludwig VIII. Von C. Fr. Günther. S. 253. Aus dem Jagdbuche von Rautenbusch. S. 257.

***) Ludwig VIII. und die Zigeuner. Von W. O. von Horn. S. 260.

war die Erbauung eines Spinnhauses (1742) wie eines Hauses für die Landeswaisen (1748). Der Landgraf verschied *) plötzlich im 78. Lebensjahre im alten Opernhause, wo die Loge bis zur Erbauung des neuen Theaters vergittert blieb. Sein zweiter Sohn Georg Wilhelm, vermählt mit der Tochter des Grafen von Leiningen-Heidesheim gründete eine zahlreiche blühende Familie, die theils im „alten Palais" zu Darmstadt, oder in dessen Nähe auf dem bescheidenen Landsitze Braunshardt **) ein glückliches Familienleben führte und mit vielen hohen Fürstlichen Familien Europas in nahe verwandtschaftliche Beziehung trat. Ludwig VIII. ältester Sohn

8.

Ludwig IX. (1768—1790) folgte ihm in der Regierung. Da er schon als Erbprinz die Regierung der Hanau-Lichtenbergischen Lande (1736) angetreten, und den kleinen aus 34 Häusern bestehenden Ort Pirmasens ***) im Amte Lemberg zu seiner Residenz erwählt hatte, so blieb letzteres Städtchen, auch als er regierender Landgraf geworden, sein Lieblingsaufenthalt, während in späterer Zeit seine geistvolle Gemahlin Henriette Ch. Caroline, die Tochter des Herzogs Christian III. von Pfalz-Birkenfeld, die vertraute Freundin Friedrichs des Großen, die Erziehung ihrer Kinder, von denen sich ihre Töchter Friederike Louise mit Friedrich Wilhelm II. König von Preußen, Wilhelmine, unter dem Namen Natalie Alexandrowna († schon 1776) mit dem nachmaligen Kaiser Paul I., und Louise mit dem in der Geschichte der deutschen Cultur unsterblichen Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar vermählten, meistens am Hofe zu Darmstadt lebte, wo Göthe's berühmter Freund, der Kriegszahlmeister J. H. Merk geehrt war, wo Klopstock's Oden gesammelt wurden, wo Göthe, Herder und in früher Zeit Schiller ehrenvolle Aufnahme gefunden hatten. Im Gegensatz zu seinem Vater ein enthusiastischer Verehrer des großen Preußenkönigs, in dessen Diensten er als Erbprinz zu Prenzlau in der Uckermark als General bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges stand, errichtete er zu Pirmasens, das schon im Jahre 1789 zu einer Militärcolonie von 7000 Seelen angewachsen war, nach dem Vorbilde Friedrich Wilhelm I. von Preußen, ein Liebhaber großer Soldaten, ein Grenadierregiment, das er in seinen Exercierhäusern zu Pirmasens und Darmstadt (erbaut von Schuknecht) zu einer vortrefflich einexercirten Truppe erhob. Deshalb lebt auch dieser Landgraf, der zu Pirmasens starb und in der Kirche daselbst begraben liegt, wo ihm der Großherzog Ludwig II. mit der Pietät eines Enkels ein Denkmal errichten ließ, noch im Munde des Volkes als der „alte Pirmasenser," während seine Gemahlin, ein Musterbild fürstlicher Frauen, im Herrngarten zu Darmstadt unter einem Erdhügel begraben liegt, den Friedrich der Große mit einer Marmorurne schmücken ließ, die die Worte enthält: „Frau durch Geschlecht, an Geist ein Mann (Foemina sexu, ingenio vir)." Aber neben seiner „Passion zum Soldatenspiel" war er bis zu seinem Tode ein gerechter und fleißiger Fürst, führte die nöthigen Ersparnisse ein, lebte selbst höchst einfach und brachte dadurch die zerrütteten Finanzen in Ordnung, hob die den Landmann drückenden Wildbahnen auf, gab seine Landeskinder nicht für Geld in fremde Dienste †), veranstaltete eine Sammlung der Landesgesetze, regte die Abfassung einer Landesgeschichte durch B. Wenck an, hob (1771) die Tortur auf, errichtete eine Brandassecuranz, erbaute die Saline zu Salzhausen, wie die ersten Chausseen und das Collegienhaus zu Darmstadt. Viele dieser wohlthätigen verjüngenden Reformen entwarf und

*) Des Landgrafen Ludwig VIII. Tod. 17. October 1768. Von H. Künzel. S. 403.

**) Die Braunshardt. Von C. Merck. S. 282.

***) Landgraf Ludwig IX. zu Pirmasens und die Landgräfin Caroline Henriette. Von Ph. Bopp. S. 262.

†) Die Hessen in Nordamerika während des Befreiungskrieges 1754—1786. Von Franz Löher. S. 283. Der Bäcker Christoph Ludwig aus Gießen in Nord-Amerika. Von Franz Löher. S. 286.

führte von 1772 der bekannte Staatsmann Friedrich Karl von Moser aus, der aber 1781 in Ungnade fiel und erst durch seinen Nachfolger großmüthig entschädigt wurde. Moser rief 1777 die Landescommission *) in's Leben, welcher auch der Dichter Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, angehörte, eine Behörde, deren Bemühen einzig darauf gerichtet sein sollte, „dem guten fleißigen Unterthan seine Abgaben leichter, sein Leben froher, seinen Himmel blauer, ihn zufrieden mit sich und dankbar gegen seinen Fürsten zu machen."

Ihm folgte sein Sohn,

9.

Ludewig X. als Landgraf von 1790—1806, von da an bis 1830 als Großherzog Ludewig I.

VII. Das Großherzogthum Hessen unter seinen drei ersten Großherzogen.

(1806—1856.)

1.

Ludewig I., Großherzog von Hessen und bei Rhein.

(1806—1830.)

Ludewig I. ward am 14. Juni 1753 zu Prenzlau in der Uckermark geboren, wo sein Vater, Ludwig IX., ein Anhänger und enthusiastischer Verehrer Friedrich's des Großen, als preußischer Generallieutenant und Inhaber des Regiments Selchow seinen Standort hatte. Während der Vater, von Charakter heftig, aber gerade und tüchtig an Geist und Willen und wohlwollender Gesinnung, den größeren Theil seines Lebens als regierender Landgraf zu Pirmasens, das er von einem Dorfe zu einem ansehnlichen Städtchen erhob, getrennt von seiner Gemahlin und seinen Kindern, dem Soldatenwesen lebte, hielt sich seine Gemahlin, Henriette Christina Karoline Louise, geborene Prinzessin von Zweibrücken-Birkenfeld, eine an Geist und Gemüth, an Charakter und Gesinnung ausgezeichnete Dame, in Darmstadt auf. Sie erweckte eigentlich den Geist, durch welchen sich die Glieder ihrer Familie seitdem auszeichneten. Durch des genialen Kriegraths J. H. Merk Vermittlung stand sie mit Herder und Göthe, welche sie die „große Landgräfin" nannten, wie auch mit Wieland in geistigem Verkehr, welcher Letztere in einem Briefe den Wunsch aussprach: „nur einen Augenblick Herr des Schicksals zu sein, um sie zur Königin von Europa erheben zu können." Sie begrüßte zuerst mit Begeisterung die emporstrebende junge deutsche Literatur, sammelte und ließ die zerstreuten Oden Klopstock's drucken, und vererbte diese beschützende Liebe und Anerkennung deutscher Literatur, Kunst und Wissenschaft auf ihre Kinder, namentlich auf unsern Ludewig und dessen Schwester Louise, nachmalige Großherzogin von Weimar, Karl August's Gemahlin. Sie blieb mit Friedrich dem Großen bis zu ihrem Tode, wie mit der Kaiserin Katharina II., in einem lebhaften vertrauten Briefwechsel, der, ihrer Bestimmung gemäß, theilweise noch versiegelt in dem Archive zu Darmstadt aufbewahrt wird. Wie hoch sie Friedrich der Große schätzte, geht daraus hervor, daß er ihr nach ihrem Tode auf ihrem im Schloßgarten zu Darmstadt befindlichen Grabe —

---

*) Friedrich Carl von Moser, Matthias Claudius und die Land-Commission zu Darmstadt. S. 277.

„dem Orte, wo ich," wie es in ihrem letzten Willen heißt, „von dem Geräusche des Hofes entzogen, meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für mein Leben Rechenschaft geben werde" — eine marmorne Graburne mit der bedeutungsvollen Inschrift: „Femina sexu, ingenio vir" errichten ließ, ihr, die er in einem Briefe folgendermaßen charakterisirte: „Cette princesse accomplie faisait l'ornement et l'admiration de notre siècle." J. E. Schmidt, der geistvolle hessische Geschichtschreiber, sagt über die Erziehungsweise ihrer Söhne und Töchter, die später die Throne von Preußen und Rußland zierten: „Der hohe Geist der fürstlichen Mutter war auch in Beziehung auf die Grundsätze der Erziehung dem Zeitalter vorangegangen. Ihr heller Blick hatte bereits früher das Richtige gefunden. Entfernt von aller Einseitigkeit, frei von den Fesseln beschränkender Meinungen, hatte sie selbstständig mit Weisheit erwogen, wie der Mensch und wie der Fürstensohn erzogen werden müsse, daß nicht die Sorge für das Eine verdrängt werde durch die Sorge für das Andere, nicht die Rücksicht auf das Körperliche durch die auf das Geistige, nicht die Rücksicht auf die Bildung des Herzens durch die auf die Bildung des Verstandes, nicht die Rücksicht auf den Beruf des Menschen durch die auf die Bestimmung des künftigen Regenten." Nachdem der Erbprinz auf der damals blühenden Universität Leyden studirt, auf seinen Reisen Frankreich und England kennen gelernt, trat er, veranlaßt durch die Vermählung seiner jüngeren Schwester Wilhelmine mit dem damaligen Großfürsten, späteren Kaiser Paul, im Jahre 1773 als Generalmajor in das russische Heer. An den Ufern der Donau unter dem Grafen Romanzow erkämpfte er sich seine Lorbeeren, verließ aber nach dem Tode seiner Mutter und Schwester den russischen Kriegsdienst. Er führte von nun an theils zu Darmstadt, theils auf seinem Landsitze zu Auerbach an der Bergstraße ein seinem künftigen Berufe, den Wissenschaften und Künsten geweihtes Leben, das durch den Umgang einer geistreichen und schönen Gemahlin, Louise Karoline Henriette, beglückt wurde. Sie, die Tochter seines väterlichen Oheims, des Prinzen Georg von Hessen, schenkte ihm fünf Söhne, den Großherzog Ludewig II., die Prinzen Georg, † 17. April 1856, Friedrich, Emil, † 30. April 1856 zu Baden-Baden, Gustav — † 1806 —, und eine Prinzessin Louise — 1811 als Wittwe des Prinzen von Anhalt gestorben. Im Jahre 1827 feierten sie ihre goldene Hochzeit. Zwei Jahre später starb die Großherzogin, des Augenlichts fast beraubt. Durch eigene Anschauung hatte er die Bedürfnisse des Volkes kennen gelernt und blieb auch später dieser Gewohnheit treu, indem er für Jedermann zugänglich war. Schon von 1779 an hatte er an seinem Geheimen Cabinetssecretär Schleiermacher *), der 1829 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum feierte, einen Diener und Freund gefunden, der ihm alle großen und schönen Ideen ausführen half. Namentlich war es Schleiermacher, welcher jungen einheimischen Gelehrten und Künstlern — wie dem großen Orientalisten Schulz und dem Chemiker J. Liebig **) — fürstliche Unterstützung zuwandte und die naturhistorischen und Kunstsammlungen, das Museum wie die Bibliothek gründen und erweitern half. Göthe pries den zweiundzwanzigjährigen Prinzen „als eine treue feste Natur, mit einer geraden tüchtigen Existenz und einer ungeheuern Imagination." So vorbereitet bestieg er am 6. April 1799 nach dem Tode seines Vaters den Thron, auf welchem er gerade vierzig Jahre, bis zum 13. August 1806 als Landgraf, von da an als der erste Großherzog von Hessen und bei Rhein saß. Die Landgrafschaft war damals ungefähr 100 Q.-M. groß und zählte gegen 300,000 Einwohner mit $1^1/_2$ Million Gulden Einkünften; er hinterließ seinem Nachfolger das Großherzogthum von Hessen und bei Rhein mit einem Flächenraum von 153 Q.-M. mit einer Bevölkerung von 811,503 Seelen. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution nahm er am Reichskriege thätigen Antheil, mußte mit seinem Lande, das die hanau-lichtenbergischen Besitzungen jenseits des Rheins verlor, schwere Opfer bringen, erhielt aber durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 Gebietsentschädigung und zwar das kurkölnische

*) E. Ch. Fr. Ad. Schleiermacher. Von K. Wagner. S. 298.
**) Justus Liebig und die Gießener Schule der Chemie. Von Hermann Kopp. S. 334.

Herzogthum Westphalen, wie auch verschiedene mainzische und pfälzische Oberämter. Wie glücklich sich namentlich Westphalen unter der hessischen Regierung — vom 6. October 1802 bis 8. Juli 1816 — fühlte, davon ist der sprechendste Beweis die Bitte, welche die Bewohner der ehemaligen Hauptstadt Arnsberg in einer Adresse vom 19. August an den Großherzog Ludwig II. richteten: „Er möchte in Gnaden geruhen, den Bewohnern des Herzogthums Westphalen durch die Schenkung des Bildes ihres früheren Regenten, Großherzog Ludewig's I., auf den Rathhaussaal zu Arnsberg ein höchst erfreuliches und schätzbares Andenken an dessen glückliche Regierung huldvollst zu gewähren." Der Weltsturm begann von Neuem. Das tausendjährige deutsche Reich fiel und Kaiser Franz II. legte, der Letzte, die Krone nieder. Um seinen Staat zu retten, schloß sich Ludwig an den Protektor des Rheinbundes an und wurde am 13. August 1806 zum Großherzog von Hessen und bei Rhein durch Napoleon erhoben. Die Hessen fochten ehrenvoll unter ihrem ausgezeichneten Feldherrn, Ludewig's jüngstem Sohne, dem Prinzen Emil *), in Preußen, Oestreich, Spanien **) und Rußland ***) für den französischen Kaiser. Ludewig war wiederum einer der Letzten, welcher sich am 2. November 1813 vom Kaiser Napoleon †) lossagte. Er trat dem deutschen Bunde bei und erhielt für das Herzogthum Westphalen die schöne Rheinprovinz. Schon während der Schrecken des Krieges hatte er den Weg einer humanen Reform seines Landes betreten; so gab er 1810 Gesetze über Vergütung des Wildschadens und hob 1811 die Leibeigenschaft und Frohnpflicht auf. Nach eingetretenem Frieden erleichterte er fortwährend sein Land von den auf ihm haftenden drückenden Lasten, trennte die Rechtspflege von der Verwaltung und gab eine freisinnige Gemeindeordnung. Er hob die geistige und sittliche Bildung des Volkes durch Verbesserung des Volksunterrichts, durch Errichtung zweier Schullehrerseminare, Verbesserung der Gymnasien, und der Kriegsschule, Gründung von Real- und Gewerbschulen; er verbesserte die Wittwenkassen; ein Netz ausgezeichneter Straßen fing an, sich über das ganze Land auszubreiten; Offenbach erhielt eine Schiffbrücke; der Lauf des Rheins wurde durch einen Durchstich am Geier verkürzt; er ließ ein bürgerliches und Strafgesetzbuch für seine Lande vorbereiten. Das Ministerium unter von Grolmann und nach ihm unter dem noch lebenden Freiherrn du Thil wirkte in seinem Geiste und in seiner großartigen Gesinnung. Großartig war seine Gesinnung für Gedankenfreiheit und religiöse Duldung. Er hörte gern die Sprache der Wahrheit; politisch überspannten und verirrten Jünglingen verzieh er großmüthig; in seiner Residenz fand der katholische Bibelübersetzer, Leander von Eß, eine sichere Freistätte; den Bau einer katholischen Kirche in seiner Residenz unterstützte er reichlich; religiöse Unduldsamkeit, von welcher Confession sie ausging, machte er unschädlich, und niemals lieh er der Verläumdung sein Ohr. Zu seinem Hofprediger erhob er den Dorfpfarrer Dr. Ernst Zimmermann. Thätigkeit war ihm andere Natur; seine vielen geistvollen Randbemerkungen und Resolutionen in den Regierungspapieren würden, wenn zusammengestellt, seine großartige, klare und edle Politik und rastlose fürstliche Thätigkeit zeigen. Seine erprobten Diener hielt er stets wie Freunde hoch in Ehren. Geistreiche Männer liebte er um sich, wie seinen Leibarzt von Wedekind, seinen vertrauten Schleiermacher, den großen Componisten und Orgelspieler, Abbé Vogler ††), unter dem Karl M. v. Weber, Meyerbeer und andere berühmt gewordene Künstler ihre Studien zu Darmstadt machten. Die Universität Gießen erweiterte er durch Lehrer und Geldmittel; Liebig fand an ihm fortwährend einen würdigen Beschützer, wie dies in der Versammlung der brittischen Gesellschaft der Wissenschaft zu York rühmend anerkannt wurde.

---

*) Die Feldzüge des Prinzen Emil von Hessen. Von Hanesse. S. 313.

**) Die Hessen auf der Bresche von Bajadoz in Spanien. 1812. Von G. Maurer. S. 304.

***) Rückzug der Hessen aus Rußland im Jahre 1812. Von Fr. Peppler. — Das Lied vom Prinzen Emil von Hessen. Von H. Künzel. S. 406.

†) Die Kosacken und Franzosen in Darmstadt. Von F. Ritsert. S. 309. — Prince Emilius of Hessen-Darmstadt. Von R. M. Milnes. S. 407.

††) Abt Vogler und seine Schüler. Von H. Künzel. S. 301.

Das edelste Kleinod aber, welches er seinem Volk 1820 gab, war die Verfassungsurkunde *), die, freisinnig abgefaßt, auch freisinnig gehandhabt wurde. Auf ihn konnte man, wie er selbst zu seinen Ständen sprach, stets sicher rechnen. Einen hohen Genuß fand Ludewig auf seinen Spazierfahrten in den urkräftigen Buchen-, Eichen- und Tannenwäldern, welche sich wie ein grüner Kranz um seine Residenz winden; er wies dadurch seine Unterthanen auf den Quellen des reinsten Naturgenusses hin, wie er ihnen, als großer Kenner der Musik, nachdem er sich durch den Verschönerer seiner Hauptstadt und seines Landes, den Oberbaudirector Moller, das großartige Opernhaus hatte bauen lassen, einen Tempel der Kunst eröffnete, in welchem die größten Schöpfungen der Ton- und Dichtkunst oft durch die berühmtesten Künstler zur Ausführung kamen. Er leitete selbst die Musikproben und bildete sich so eine berühmte Kapelle heran **). Kein deutsches Theater leistete damals Bedeutenderes in der Oper, als das Seinige. — Sein großer Geist schied sanft am 6. April 1830, 12 Uhr Nachmittags ***). Sieben und siebenzig Jahre hatte er gewirkt. Er nahm den Ruhm mit, bis zum letzten Augenblick auf der Höhe seiner Zeit gestanden und sie begriffen zu haben. Auch der Ruhm bleibt ihm, daß er durch seine Minister du Thil und von Hoffmann nach längeren in Berlin gepflogenen Conferenzen durch den Abschluß des Zollvereins am 14. Februar 1828 den Grundstein zum deutschen Zollverein legen ließ. Ohne Schmeichelei, die dem Lebenden in der Seele verhaßt war, durfte daher sein Staatsminister du Thil dem Todten nachrühmen: „daß er seine vieljährige Regentenlaufbahn mit dem erhebenden Bewußtsein beschlossen habe, der erhabenen Bestimmung, welche ihm die göttliche Vorsehung während seines irdischen Daseins zu Theil werden ließ, ausschließend gelebt und ihr vollkommen Genüge geleistet zu haben." In der Fürstengruft zu Darmstadt ruht er unter seinen Vätern.

2.

Ludwig II.

(1830—1848).

Der Anfang und das Ende der Regierung dieses vom Geiste ächter christlicher Humanität erleuchteten Landesfürsten wurde von zwei der größten politischen Stürme der Neuzeit vorübergehend getrübt, die sein edles Herz bekümmerten, ihn aber desto trostreicher auf das hinwiesen, was Großes und Segensreiches im Leben des Staates während seiner achtzehnjährigen Regierung durch ihn geschehen war. Zwar erlebte nur er, nicht aber seine Gemahlin Wilhelmine, geborne Prinzessin von Baden († 1836), die Vermählung ihrer Tochter, der jetzigen Kaiserin Maria Alexandrowna (1841) mit dem damaligen Thronfolger, jetzigen Kaiser Alexander II. von Rußland, dagegen aber beide die Vermählung ihrer Söhne mit Töchtern aus den Königshäusern Bayern und Preußen. Was der Vater begonnen, dessen Denkmal †) nicht bloß das dankbare Volk, sondern auch der dankbare Sohn am 25. August 1844 einweihte, setzte der Sohn voll Pietät, im Geiste des Vaters, nach allen Richtungen fort. Durch das mit der katholischen Kirche 1829 abgeschlossene und 1837 in Vollzug gesetzte Concordat wurden die Verhältnisse der katholischen Kirche im Lande geregelt, und 1830 eine katholische Fakultät an der Landesuniversität geschaffen. Die evangelische Kirche erfuhr eine der Zeit angemessene Neugestaltung, (1832), ein evangelisches Predigerseminar

---

*) Das Verfassungswerk in Hessen. Von P. J. Floret. S. 329.

**) Das Theater zu Darmstadt in seinen Anfängen und seiner Entwickelung. Von Dismas Fuchs. S. 304.

***) Ludewig I., Großherzog von Hessen. Von K. Baur. S. 410.

†) Die drei großen Festtage zu Darmstadt am 25., 26. und 27. August 1844. Von H. Künzel. S. 294.

wurde (1837) zu Friedberg gegründet, und die Sonntagsfeier durch eine strenge Ordnung gehoben (1841). Das höhere Schulwesen, wie das Volksschulwesen (1832) wurde umgestaltet und verbessert, die Gymnasien mit bessern Mitteln ausgestattet, die höhere Gewerbschule, und außer den drei Provinzialrealschulen, in allen größeren Städten Realschulen gegründet. Die Universität Gießen, welche 1832 ein Klinikum erhielt, wurde durch die besondere Pflege der Naturwissenschaften eine hohe Schule für die ganze gebildete Welt*). Taubstummenanstalten entstanden zu Friedberg und Bensheim, am ersteren Ort seitdem eine Blindenanstalt, die noch auf die Uebergabe an den Staat wartet. Durch die Eintheilung des Landes in Kreise (1831 und 1835), durch treffliche mit den Ständen vereinbarte Gesetze, wie das Feldstrafgesetzbuch, namentlich aber das in allen Theilen des Landes gültige Strafgesetzbuch (1841) wurde Gerechtigkeitspflege und Verwaltung gehoben und gefördert. Am landwirthschaftlichen Verein (1831) wie am Landesgewerbverein (1837), welche Zeitschriften veröffentlichen, fanden Landwirthschaft, Industrie und Handel fördernde Mittelpunkte, deren Lebensthätigkeit auf den Weltausstellungen zu London und Paris, wie auf der allgemeinen deutschen Industrieausstellung zu München**) sich***) glänzend bewährte. Das Straßenbaunetz ward im ganzen Land vollendet; durch das Rentenablösungsgesetz (1836) an der Entlassung des Grund und Bodens fortgearbeitet, das Grundeigenthum durch Anlegung neuer Hypothekenbücher (1830 und 1836) erhöht und gesichert, das Münzwesen innerhalb der Vereinsstaaten geregelt, der deutsche Zollverein immer mehr erweitert; eine neue Aera des Verkehrs durch die Erbauung und Eröffnung der Main-Neckarbahn eröffnet, das Ständehaus gebaut, die Stadtkirche erneuert, der Philippsorden mit der Devise: „Wann Gott mit uns ist, wer ist gegen uns? (Si Deus nobiscum est, quis contra nos?)" (1. Mai 1840) gestiftet, wie (26. December 1833) das silberne Kreuz für 25 treue Militärdienstjahre, das goldene Kreuz für 50 treue Militärdienstjahre (30 October 1839), die Felddienstmedaille für treuen Dienst im Kriege (14. Juni 1840) und die goldene Verdienstmedaille des Ludewigsordens für 50 treue Dienstjahre. Ludwig II. nahm seinen Sohn den Erbgroßherzog (geboren den 9. Juni 1806) einige Monate vor seinem Tode zum Mitregenten an. Ludwig verdient mit Recht der „Gütige und Milde" genannt zu werden, denn Arme zu unterstützen und Gerechtigkeit mit gnädiger Hand zu üben war seines Herzens größte Freude. Er ruht auf der Rosenhöhe bei Darmstadt neben seiner Gemahlin, in der von Letzterer im griechischen Style erbauten Kapelle, welche die Aufschrift trägt: „In der Hoffnung ewigen Zusammenseins." In spem aeterni consortii.

3.

Ludwig III., regiert vom 16. Juni 1856. Aus der Zeit der politischen Stürme, welche von der Februarrevolution in Frankreich angeregt, wie über das übrige Deutschland so auch über das engere Vaterland dahin brausten, ging bei rascher Auffassung der Verhältnisse durch den hochherzigen Sinn und den bestimmten Willen seines geliebten Regenten das Großherzogthum ungefährdet zu ruhiger wohlthätiger Entwicklung seines Staatslebens über und wandelt seitdem auf der Bahn des praktisch Erreichbaren. — Im Staatsleben und der Gesetzgebung sind wichtige und durchgreifende Verbesserungen eingetreten, unter andern durch die Gesetze über Erwerbung des Grundeigenthums, über Verjährung der persönlichen Klage und das Polizeistrafgesetz (in Kraft getreten am 1. Mai 1856). Seitdem sind die Main-Weser-Bahn und die hessische Ludwigsbahn mit ihren electrischen Telegraphen eröffnet, die Aschaffenburger und die Mainz-Bingerbahn in Angriff genommen worden. Das Land ist durch die

---

*) Justus Liebig und die Gießener Schule der Chemie. Von Hermann Kopp. S. 334.
**) Die Industrie-Ausstellung zu München. Von Wieck. S. 617.
***) Die Industrie in Hessen. Nach Denninger. S. 614.

Errichtung zweier Banken, der Bank für Handel und Industrie, und der Bank für Süddeutschland in die Sphäre der Politik des Credits eingetreten. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit mit Geschworengericht in Strafsachen haben den Rechtssinn des Volkes geschärft. — Wissenschaft und Kunst genießen Pflege und Auszeichnung; das Theater, besonders die Oper leistet Vorzügliches. Die schönen Waldanlagen, die in großer Ausdehnung im Norden, Osten und Süden gleich einem großartigen Park sich um die Residenz ausbreiten und den Sinn für Naturgenuß zum Gemeingut aller Stände gemacht haben, wie die Benutzung der reizenden Gärten verdanken wir dem Großherzog. Ueberall hat im Lande seine Pietät das, was die Ahnen geschaffen, erhalten oder mit historischer Treue erneuert: — Ein scharfes und geübtes Auge sieht und prüft überall selbst; ein edler, wohlwollender, aber bestimmter Sinn sucht in rastloser Thätigkeit das Beste von Land und Leuten, Pünktlichkeit und Ordnung in allen Zweigen des öffentlichen Dienstes und auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit gedeihlich zu fördern und zu pflegen.

Druckfehler.

Seite 292 auf der dreizehnten Zeile von unten statt 1799 lese 1790.
„ 293 „ „ neunzehnten Zeile von unten nach „Dr. Ernst" füge noch „Zimmermann" hinzu.
„ 407 „ „ siebenten Zeile von unten statt Milbes lese Milnes.
„ 580 „ „ sechszehnten Zeile von unten statt Ruckgau lese Rodgau.
„ 654 „ „ sechszehnten Zeile von unten nach den Worten: „mit dem nach Frankfurt a. M. reisenden" füge hinzu: „Kaiser Franz der Erste und dem römischen Könige."
Dann in derselben Zeile statt „des Letzteren" lese „des Kaisers."

Schriften und Abhandlungen über Hessen (Hassiaca) sind bis jetzt von demselben Verfasser folgende erschienen:

1) **Chronik der Feierlichkeiten,** welche auf Veranlassung der hohen Vermählung Seiner Hoheit des Erbgroßherzogs Ludwig mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Mathilde von Bayern in Bayern und Hessen stattfanden. Nebst kurzen Lebensumrissen des durchlauchtigsten Hohen Paares. Darmstadt 1834. 8⁰.
2) **Peter Schöffer von Gernsheim,** eine historische Skizze bei Gelegenheit der Errichtung des Standbildes in Gernsheim. Darmstadt 1836. 8⁰.
3) **Elisabeth.** Festspiel zur Feier der hohen Vermählung Seiner Hoheit des Prinzen Carl Wilhelm Ludwig von Hessen und bei Rhein mit Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Elisabeth Marie Caroline Victoria von Preußen. Gedicht von H. Künzel. Musik von C. Thurn, Großherzoglicher Hofkapellmusikmeister. Darmstadt 1836. 8⁰.
4) **Die letzte Huldigung.** Ode, geweiht dem Andenken der in den ewigen Frieden eingegangenen Allerdurchlauchtigsten Fürstin und Frau Wilhelmine Louise, Großherzogin von Hessen und bei Rhein. Darmstadt den 30. Januar 1836. 4⁰.
5) **Zur hohen Verlobungsfeier** der Durchlauchtigsten Prinzessin Marie von Hessen mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Thronfolger von Rußland. Eine Ode. Darmstadt den 10. Mai 1840. 4⁰.
6) **Das Ludewigs-Monument** und die Festtage zu Darmstadt. Darmstadt 1844. 12⁰. (Besonderer Abdruck aus der Leipziger Illustrirten Zeitung.)
7) **Ueber das zu Bingen gefundene älteste Christusbild.** Ein Beitrag zur christlichen Alterthumskunde. Darmstadt 1847. 8⁰. Mit einer lithographischen Abbildung. (Besonderer Abdruck aus dem Archiv für hessische Geschichte. V. 2. Nr. VIII.)
8) **Zur Geschichte des Gasthofs „Zur Traube" in Darmstadt.** Ein culturhistorisches Bild des deutschen Wirthshauslebens im 18. und 19. Jahrhundert. Nach archivalischen Nachrichten. (Abgedruckt in dem Werke von C. F. Günther: Denkwürdiger und nützlicher hessischer Antiquarius. Erstes Buch. Friedberg 1856.)
9) **Hessische Liederchronik** oder Geschichte von Hessen und bei Rhein aus dem Munde der Dichter. Friedberg 1855. (Besonderer Abdruck aus der Geschichte von Hessen.)
10) **Bildnisse der hessischen Landgrafen**, Philipps des Großmüthigen von Hessen und Georgs I., Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Nach den Originalzeichnungen der am Ludwigstage, 25. August 1853, zu Darmstadt auf dem Platze zwischen dem Theater und dem Zeughause aufgestellten Statuen von Joh. Bapt. Scholl. Mit lebensgeschichtlichen Umrissen von H. Künzel. München, Darmstadt und London. 1853.
11) **Der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt** im Feld und am Hofe in Spanien. 1695—1701. Nach den Urkunden dargestellt von H. Künzel. Im Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. VIII. Band. I. Heft. S. 65—201.
12) Im Erscheinen begriffen:

Künzel, H., Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar u. s. w.

Von demselben Verfasser sind folgende historische und literarische Werke erschienen:

1) **Drei Bücher deutscher Prosa** in Sprach- und Stylproben von Ulphilas bis auf die Gegenwart. 3 Theile. Frankfurt 1837.
2) **Leben und Reden Sir Robert Peels.** Ein Beitrag zur Geschichte constitutioneller Entwicklung und Politik Englands, während der letzten vierzig Jahre (1810—1850). 2 Bände. Braunschweig 1851.
3) **Geschichte von Hessen,** insbesondere des Großherzogthums Hessen und bei Rhein, in Chronik- und Geschichtsbildern, in Liedern, Mundarten, Sagen, Volksliedern, in geographischen Skizzen und einer Geschichte Hessens in Uebersichten.